Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Hundertvierundzwanzigster Band
32. Jahrgang : 1908 : Januar–März

Verlag „Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 124. Bandes: Januar/Februar/März 1908

Kunstbeilagen:

Musikbeilagen:

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd", Berlin
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 124 Januar 1908 Heft 370

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman

Erstes Kapitel:

An einem klaren Junitage, an dem die Kastanien- und Akazien-Alleen einer kleinen Stadt noch im vollen roten und weißen Schmucke der Blüte standen — denn der Frühling war ungewöhnlich spät ins Land gezogen — ereignete sich etwas für die Bewohner des Ortes Seltsames:

Aus dem Mittagszuge stieg ein Fremder, dessen Art und Wesen für die an ihre Alltäglichkeit gewöhnten Menschen etwas Auffälliges — man könnte beinahe sagen Anstößiges hatte.

Er trug eine sonderbare Mütze aus braunem Leder, einen gleichfarbigen langen Staubmantel und in der Rechten eine elegante kleine Ledertasche. Er ging langsam vom Bahnhof durch die Straßen, sah aus großen, tiefliegenden Augen, die ins Grünliche schimmerten, in sich versunken beständig zu Boden und schien gar nicht zu wissen, welches Ziel er eigentlich hatte.

Neugierige Blicke lugten hinter ihm her, und da und dort wurde von Frauenhänden ein Fenster aufgerissen, als ob sich plötzlich in dem kleinen Flecken die Kunde von der Ankunft des merkwürdigen Fremden verbreitet hätte.

Das schien ihn nicht zu kümmern. Er nahm die Mütze ab und wischte sich mit einem seidenen, schwarzgeränderten Tuch den Schweiß von dem glattrasierten Gesicht.

Während seines scheinbar planlosen Gehens war er bis zum Weichbild der Stadt gekommen und stand auf einmal vor dem Gottesacker, der in tiefer Ruhe und Einsamkeit vor ihm sich breitete. Er zauderte einen Moment. Dann öffnete er die Tür und schritt hindurch. Suchenden Auges wand er sich durch die engen Reihen der Gräber — spähte und spähte auf den Grabsteinen, die mit verblichenen, goldenen Lettern von Liebe und Treue sprachen — ohne das Rechte zu finden.

Er mochte ein Mann zwischen 35 und 39 Jahren sein. Das dunkle, an den Schläfen leicht ergraute Haar trug er glatt gescheitelt. Den Kopf warf er auf eine eigenartige Weise in den Nacken.

Das Lesen der vielen Inschriften mochte ihn ermüden; denn er fuhr mehrere Male mit der sehr schlanken, fast frauenhaften Hand über die Augen. Endlich ging ein Lächeln der Genugtuung über sein ausdrucksvolles Gesicht.

Er nahm aus der Tasche einen Block und notierte sorgsam die Inschrift eines armseligen Grabsteines. Auf dem Hügel wuchs eine Trauerweide, von der er behutsam ein dünnes Zweiglein abbrach, um es in seine Brieftasche zu stecken.

Dann kehrte er langsam wieder in die Stadt zurück, blieb vor dem „Goldenen Adler" prüfend einen Augenblick stehen, ehe er eintrat.

Der Hausdiener fragte nach dem Gepäck, und der Fremde reichte ihm lächelnd die kleine Reisetasche.

Er atmete beruhigt auf, da er das Gastzimmer völlig leer fand. Und über sein Gesicht glitt ein Ausdruck freudigen Staunens, als eine gute Stimme den Grübelnden in seinem Nachdenken aufstörte, um nach seinen Wünschen zu fragen.

Wie ein Madonnenbild — dachte er, während er die schlanke, fast noch kindliche Gestalt betrachtete, die ihn mit scheuen, glänzenden Augen ansah.

Das schneeweiße, ovale Gesicht war von einer zarten Röte überhaucht. Und wenn es gemeiniglich im Leben jenen schmerzhaften Zug haben mochte, den vereinzelte Menschen als ein Erkenntnismal irdischen Leidens mit auf die Welt bringen, so war es in dieser Minute wenigstens von einer sonderbaren Glückseligkeit übergossen. Und das Gefühl einer inneren Freude verlieh ihm etwas Rätselhaftes und eine fremdartige, rührende Anmut.

Sie erschien dem Gaste wie eine jungfräuliche Knospe, die unversehens aufgebrochen war.

So sah er sie betroffen an und überhörte ihre Frage, die sie leise lächelnd wiederholte.

Er bestellte sich eine Flasche Wein und bat sie, neben ihm Platz zu nehmen.

Sie gehorchte — wie unter einem höheren Willen — wenn sie auch ihren Stuhl ein wenig beiseite schob, als fürchtete sie, lästig oder gar aufdringlich zu erscheinen.

Er stellte, um ins Gespräch zu kommen, belanglose Fragen, erkundigte sich nach dem Wirt und erfuhr, daß er, um eine Erbschaft zu regulieren, mit seiner Frau für ein paar Tage verreist sei.

Er fragte nach ihrem Alter. Und sie erwiderte, daß sie just ihren 18. Geburtstag gefeiert hätte. Darauf meinte er, daß dies eine stolze Zahl sei, und beide schwiegen sie eine kleine Weile.

„Der Wein macht mir den Kopf schwer und schmeckt mir nicht, wenn ich allein zechen soll. Wollen Sie sich nicht auch ein Glas holen?" fragte er in einem halb bittenden, halb lockenden Ton.

Sie schüttelte scheu, aber bestimmt den Kopf. Da stand er auf und durchmaß das große Zimmer, während sie ihm mit ängstlichen Blicken folgte.

Er trat wieder an den Tisch und lachte fröhlich. Und dieses Lachen klang ihr wie Himmelsmusik.

Und ohne daß sie es wehrte, legte er seine Hand auf ihren braunen Scheitel.

Sie zuckte zusammen.

Da spürte er, welch eine Macht er über sie hatte, und wurde nachdenklich.

„Wollen Sie mir sagen, wie Sie heißen?"

„Agnes," erwiderte sie, und leiser fügte sie hinzu: „Agnes Feustel."

Er wiederholte „Agnes Feustel", als wollte er den Klang der Worte prüfen.

Sie nickte gleichsam zustimmend.

„Sie sind aber nicht aus dieser Stadt?" forschte er weiter.

„Doch," entgegnete sie; „Flickschuster Feustel in der Marktstraße ist mein Vater."

Dabei sah sie ihn plötzlich erschreckt an, als fürchtete sie, mit ihrer Antwort eine Dummheit begangen zu haben.

Er blieb jedoch ernsthaft.

Sie gingen in den Wirtsgarten; willenlos folgte sie ihm — schwer in den Gliedern.

Sie saßen unter dem Akazienbaum und zogen den süßen Duft ein, während die Junisonne heiß über ihnen brannte.

Es kam eine Minute, da fühlte der Mann: Ich muß aufstehen, meine Reisetasche nehmen und davongehen.

Und ohne daß er ein Wort sagte, erriet sie seine Gedanken, wurde feuerrot und sah ihn voller Furcht und Spannung an.

Es schüttelte ihn, und ein leichtes Grauen kam über ihn.

Um sie war eine tiefe Ruhe. Nichts regte sich, die Bäume standen groß und ohne Bewegung da — stumme, unberührte Zeugen eines fremden, harten Schicksals.

„Ich verlasse morgen diese Stadt," sagte er, „und ich glaube kaum, daß ich jemals wieder hierher komme." Und gleichsam erklärend fügte er hinzu: „Ich kam um eines Auftrages willen, der nun erledigt ist."

Sie ließ die Arme schwer sinken und neigte den Kopf.

Er nahm ihre Hand, die sich ängstlich und irrend in der seinen verlor.

„Zum Teufel auch," sagte er plötzlich und gab sich einen Ruck, „Kind, wir wollen fröhlich sein. Neben Ihnen sitzt einer mit grauen Haaren an den Schläfen und verschreckt Sie. Potz Tausend, was für Narren sind wir. — Vergnügt wollen wir sein."

Und wieder lachte er mit seiner tiefen Stimme, die ihr gut tat.

Er küßte sie auf einmal wie ein mutwilliger Junge. Und sie schlang mit einer Kraft, die niemand ihr zugetraut hätte, die Arme um ihn und ließ ihn nicht locker.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Frühe des nächsten Tages verließ der Fremde das Wirtshaus „Zum Goldenen Adler".

„Vergessen," sagte er, „und mir niemals böse sein!"

Sie erwiderte scheu — und ihre großen Augen weiteten sich und glänzten tief —: „Wie kann ich Ihnen je böse sein."

Dann wandte sie sich ab, um ihr Zittern zu verbergen, und eilte davon.

Als er die Treppe hinunterstieg, kam ihm der Hausknecht mit einem großen, schweren Fremdenbuch entgegengestürzt.

Er wehrte lächelnd ab. Aber der Hausknecht rührte sich nicht von der Stelle.

Er ging noch einmal in sein Zimmer zurück, sann einen Moment nach und schrieb:

„Alexander Oblomoff, Vagant, Berlin."

Dann nahm er lachend und leichtfüßig die Stiegen.

Dieses Lachen vernahm Agnes Feustel noch in ihrer Todesstunde.

Zweites Kapitel:

Winter, — naßkalter, früher Winter, der auf einen regenlosen, heißen Sommer gefolgt war.

Der Wirt vom „Goldenen Adler" stand breitspurig in der niedrigen Stube vor Flickschuster Feustel, der vor innerem Grimm und Zorn nicht wußte, wohin er die starren, stechenden Augen wenden sollte.

„Ja, ja," sagte der Wirt, „so ist die Sache und nicht anders. Bei mir darf sie natürlich keine Stunde länger bleiben. Das habe ich mir nicht träumen lassen, daß ich so eine in mein Haus nehmen würde." Und beinahe drohend fügte er hinzu: „Unter meinem Dache ist so etwas noch nicht passiert. Zum Kuckuck," schloß er, „es war das erste und das letzte Mal."

Der Flickschuster sank in seinen Schemel und ließ die Hand wuchtig auf den kleinen Stuhl fallen, so daß die Glaskugel bedenklich ins Wanken kam.

Aber nach einer kurzen Weile erhob er sich und griff mechanisch nach seiner Mütze, die an einem Wandnagel hing.

„Ich folge Ihnen," sagte er dumpf, „und nehme sie gleich mit."

Im Wirtshaus „Zum goldenen Adler" stand Agnes Feustel — blaß, mit durchsichtigen, glänzenden Augen — das fest geschnürte Ränzel in der Rechten — zum Gehen bereit.

Als der Vater kam, schrak sie zusammen. Dann aber richtete sie sich mühselig auf. Und mit gequälter Miene, in der eine stumme Bitte lag, sah sie dem Flickschuster voll in das Gesicht.

Er blickte sie einen Augenblick in wortlosem Haß an. Sein breiter Brustkasten hob und senkte sich in unregelmäßigen Stößen. Und vor ohnmächtiger Wut fand er kein Wort, das seinem Unwillen stark genug gewesen wäre. Er betrachtete sie nur mit einem unheimlichen, bösen Lächeln und strich über sein pfeffergraues, glattes Haar.

Dann schritten sie stumm nebeneinander.

Sie dünkte es, als ob die Menschen hinter ihr hertuschelten und sie mit Hohn und Verachtung maßen.

Als sie in die Werkstätte traten, war es mit des Meisters Selbstbeherrschung zu Ende. Er riß ihr das Ränzel aus der Hand und schleuderte es in den äußersten Winkel.

Dann ging er mit den Fäusten auf sie los.

Sie barg ihr Gesicht in die Hände.

Und nun stieß er sie zu Boden, ohne daß sie Widerstand leistete.

„Du Brut," keuchte er, und weil sie keinen Laut von sich gab, geriet er in immer heftigere Wut.

Die Tür öffnete sich, und die Frau trat ein. Sie war groß und knochig, hatte finstere und versorgte Züge und war durch die Last des Lebens bitter geworden.

„Da hast du die Bescherung," sagte der Mann und hielt einen Augenblick inne, während er die Frau mit einem niederträchtigen, schier triumphierenden Blicke richtete, den sie im Nu verstand.

„Du bist an allem schuld," schrie er. Und von neuem vergriff er sich an dem Mädchen.

„Wer war der Halunke?" stieß er hervor.

Sie gab keine Antwort.

„Wirst du das Maul auftun!"

Sie hatte die Hände sinken lassen. Und nun sahen die beiden in ein leidvolles Gesicht, über das ein unseliges, peinvolles Lächeln glitt.

Es rührte sie nicht.

„Wirst du jetzt reden!" schrie der Meister von neuem.

Sie schüttelte stumm den Kopf und ließ demütig und störrisch diese Flut gemeiner Worte über sich ausgießen.

Als man sie dann zur Tür hinaus in ihre Bodenkammer stieß, atmete sie befreit auf.

Sie horchte eine kleine Weile und vernahm, wie Vater und Mutter in bösen Worten miteinander rangen.

Endlich schien es, als ob der Flickschuster — des Kampfes müde — wieder zu Pech und Pfriemen sich gewandt hätte.

Sie ging auf den Zehen durch den engen Raum, als fürchtete sie das Geräusch ihrer eigenen Schritte. Dann warf sie sich mit dem Oberkörper auf das Strohbett und verharrte so lange.

Als sie sich endlich an den Rand des Bettes setzte, starrte sie trostlos vor sich hin, bis es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihr Gesicht zuckte, in das ein jungmütterlicher, sorgenvoller Zug sich gegraben hatte. Sie öffnete das Bündel, tat etliches heraus, so daß es wesentlich kleiner wurde, und schnürte es wieder zu. Dann nahm sie aus einem Strumpf ein kleines Beutelchen und zählte mit gequälter Miene ihre Barschaft.

Die Dunkelheit war hereingebrochen, und sie horchte auf, als der Vater dumpfen Schrittes das Haus verließ.

Wie eine junge Katze schlich sie lautlos die Stiegen hinab.

Als sie draußen in der Finsternis des Novembers stand, lachte sie leise und schreckhaft auf. Und in großer Hast eilte sie dem Bahnhof zu — nicht um sich blickend, als fürchtete sie, verfolgt zu werden.

Gott hatte Erbarmen mit ihr. Denn als sie ankam, hieß es, daß der Zug in einer kleinen halben Stunde abgehen würde.

Sie löste ein Billett vierter Klasse und stieg in den Wagen, der leer war.

Und in einem Drange, dem sie nicht widerstehen wollte, faltete sie die Hände und begann laut zu beten:

„Lieber Herr und Heiland! Erhöre mich — laß mich ihn finden! Ich will nichts von ihm verlangen. Wie eine demütige Magd will ich vor ihm niederknien und ihn nur fragen, was ich in meiner Not tun soll. Denn, lieber Herr und Heiland, du weißt — ich bin in einer großen Not."

Bei den letzten Worten wurden ihre Augen feucht, und es fiel ihr ein, daß sie ihr Gebet auch an die Mutter Gottes richten müsse, weil diese ihre Qual noch um ein kleines besser verstehen würde.

„Heilige Jungfrau," flüsterte sie, „ich bereue nicht. Ich will arbeiten, bis mir die Finger wund werden. Ich will niemals klagen. Aber hilf du mir in meinem Elend, daß ich ihn finde!"

Der Pfiff der Lokomotive tönte gellend in ihr Gebet. Und prustend setzte sich die Maschine in Bewegung.

Sie trat ans Fenster und starrte in das Dunkel, bis die Stadt ihren Blicken entschwand. In einer unsagbaren Erschöpfung legte sie sich nieder und sah stundenlang, mit weit geöffneten Augen, in die Finsternis.

„Ganz gewiß werde ich ihn finden," sagte sie zu sich, und ein leises Lächeln erhellte ihre Züge.

Der Wirt vom „Goldenen Adler", die Leute in der Stadt, der Vater und die Mutter mochten über sie schimpfen, soviel sie wollten — ihre Not hatte dann ein Ende.

In der Frühe lief der Zug in die große Stadt ein.

Sie schleppte sich ins Freie und blieb hilflos vor dem Bahnhof stehen, sah die vielen Menschen, die vielen Wagen und hörte einen betäubenden Lärm, der ihr wehe tat. Sie wagte kaum über den Damm zu gehen — aus Furcht, umgestoßen oder niedergefahren zu werden.

In ihrer Herzensnot wandte sie sich plötzlich an einen alten, einfach gekleideten Mann, den sie vorsichtig am Rocke zupfte.

Der Alte drehte sich um und erschrak vor diesem blassen, zermarterten Gesicht.

Sie stammelte verlegen die Frage, wie sie es anfangen müßte, um jemanden zu finden, den sie suchte.

Der Mann lächelte freundlich und forschte: „Wissen Sie denn, wo er wohnt?"

Sie senkte jammervoll den Kopf: Nein, das wüßte sie nicht.

„Aber wie er heißt?" fragte jener weiter.

Sie nickte zuversichtlich.

„Nun, dann kommen Sie mal mit."

Er führte sie in eine Schenkstube, die an der nächsten Ecke lag, bestellte sich einen Schnaps und fragte gutmütig, ob sie nicht auch etwas zu sich nehmen wollte.

„Nein, nein," antwortete sie gedrückt. Der schlecht gelüftete Raum behagte ihr nicht.

Er ließ sich ein großes, dickes Buch kommen, nahm eine Hornbrille aus der Rocktasche und schlug den Band gewichtig auf.

„Also wie heißt er?"

„Er heißt Alexander Oblomoff."

„Wie?" fragte der Mann.

Sie wiederholte: „Alexander Oblomoff."

„Komischer Name," meinte er. „Na, den werden wir aber bald finden. Ich glaube nicht, daß es viele gibt, die so heißen."

Nun blätterte er eifrig in dem dicken Buche, beständig buchstabierend: „O-blo-moff".

Sie zitterte und hörte das Klopfen ihres Herzens, während sie angstvoll seinem Tun folgte.

„Wissen Sie, Fräulein," sagte er dann, „den Namen kann ich nicht finden. Einen Menschen, der so heißt, gibt es hier nicht."

Als er aber ihre verstörte Miene sah, durchfuhr ihn ein Mitleiden.

„Na, na," meinte er beruhigend, „das will ja noch nichts bedeuten. Es kann ein Zugereister sein, der irgendwo eine Schlafstelle hat und hier nicht verzeichnet steht."

Er sah sie prüfend an und schüttelte bedenklich das graue Haupt.

„Wissen Sie denn, was der Mann ist?" fragte er.

„Vagant," antwortete sie schüchtern.

„Vagant? Vagant — — kenne ich nicht. Das muß wohl ein neumodischer Beruf sein."

Aber auf einmal leuchtete es über sein verwittertes Gesicht.

„Die Sache ist sehr einfach," sagte er; „Sie fahren zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz und gehen ins Einwohnermeldeamt. Da berappen Sie 25 Pfennige, und in einer Viertelstunde haben Sie die genaue Adresse."

Und ganz glücklich über seinen guten Einfall trank er den Schnaps mit einem Zuge aus und nahm aus der Westentasche einen Groschen, den er geräuschvoll auf die hölzerne Tischplatte legte.

„Na, kommen Sie nur; ich setze Sie in den Omnibus. Und für 10 Pfennige sind Sie an Ort und Stelle."

Sie drückte ihm die Hand und wollte danken.

Aber er wehrte ruhig ab. „Lassen Sie nur," sagte er. „Wenn Ihnen damit geholfen ist, soll's mich freuen. Ich merke schon, daß Sie ein armes Luder sind, und kann mir denken, wo Sie der Schuh drückt."

Und treuherzig umklammerte er ihre Hand, so daß sie fast aufgeschrien hätte.

Die Fahrt währte endlos.

Viele Treppen mußte sie steigen — durch weite, kalte Korridore irren, bis sie endlich in dem richtigen Raum gelandet war.

Sie schrieb ihr Verlangen mit unsicherer Hand — in großen, ungefügen Buchstaben auf einen Zettel, der ihr abgenommen wurde.

Nun wartete sie eine lange, lange Zeit, während ihr das Herz zu springen drohte.

Herr Gott — jetzt wurde ihr Name aufgerufen.

„Lieber Gott, steh mir bei," flüsterte sie.

„Es gibt keinen Alexander Oblomoff," sagte der Beamte und fixierte sie einen Moment.

„Vagant," setzte er hinzu, „das ist ja Mumpitz — verstehen Sie!"

Jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht, das kalt und weiß wie Schnee war.

„Es gibt keinen Alexander Oblomoff," wiederholte sie mit irren Augen.

Fremde Menschen drängten sie zur Seite.

Tat sich der Boden unter ihr auf? Waren ihre Knochen in einer Mühle zermahlen?

Eine unsagbare Schwäche ging durch ihren Körper. Sie wußte nicht, wie sie wieder ins Freie gekommen war.

An dem Eckpfeiler eines großen Hauses stand sie da — ein Bild des Jammers — und stierte trostlos vor sich hin.

„Es gibt keinen Alexander Oblomoff," murmelte sie.

„O doch, es gibt ihn — so wahr mir Gott helfen soll in meiner letzten Stunde — — — es gibt ihn."

Und in einem jähen Entschluß raffte sie sich auf und geschüttelt von Angst und Qual eilte sie durch die Straßen und starrte jeden Vorübergehenden mit großen Augen an.

Unter all den Tausenden würde sie ihn finden — — eine innere Stimme sagte es ihr — — und diesen grausamen Menschen auslachen, der ihren Herrn dreist und kalt verleugnet hatte.

Die Stunden verrannen.

Sie lief wie gehetzt durch die Straßen und spürte keine Müdigkeit.

Plötzlich würde er vor ihr stehen und wie das erste Mal seine Hand auf ihren Kopf legen.

Und sie würde sich fest zusammennehmen müssen, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen.

Aber nein — sie würde stark sein . . . kein Laut sollte sich ihr entringen, der ihn beunruhigen und verstimmen könnte.

Und immer lief sie weiter durch die große Stadt, die kein Ende hatte und nirgends aufhören wollte.

Es kam der Mut der Verzweiflung über sie . . . Und die Hoffnung trieb sie weiter.

Als der Hunger sich meldete, lachte sie trotzig.

Es wurde immer später.

Da brach sie am Eingang einer Kirche auf den Fliesen zusammen. Und herzzerreißend weinte sie in ihrem Kummer.

Mühselig schleppte sie sich in das Gotteshaus und kniete vor einem Betstuhl nieder.

Dann fühlte sie, wie sie matter wurde. Und ehe sie sich wehren konnte, war sie eingeschlafen.

Der Duft des Weihrauches hüllte sie ein. Und Gott gab ihr gute Träume.

Sie hörte die Engel singen. Die Mutter Gottes beugte sich über sie und küßte sie sanft.

Das alles legte sich wie linder Balsam auf ihre arme Seele.

Aber als plötzlich Alexander Oblomoff vor ihr stand, waren die Engel und die Mutter Gottes in Finsternis versunken.

„Ich habe es ja gewußt," jubelte sie in tiefem Entzücken.

Sie wollte seine Hand ergreifen und diese Hand küssen. Er aber entzog sich ihr und war plötzlich wieder verschwunden.

Da wachte sie entsetzt auf, rieb sich gequält die Augen und merkte erst nach einer langen Weile, wo sie war.

Sie schleppte sich aus der Kirche. In ihr Gesicht kam ein eigensinniger, grüblerischer Zug.

Es war Abend. Aber in den Straßen war es so hell, als ob Gott die Stadt in Licht getaucht hätte. Es war hell wie am Tage. Und mitten auf den Dämmen hingen weiße Leuchtkugeln, von denen all die strahlende Kraft ausströmte. Und die Wagen rasselten an ihr vorbei — und Karossen, die sich von selber bewegten, sausten nach allen Richtungen. Und die Menschen jagten und drängten vorüber, als wäre jede Sekunde kostbar — als hätte keiner auch nur einen Augenblick zu verlieren.

Sie ging in einen Bäckerladen und kaufte sich ein paar Semmeln.

Ihr Herz belebte sich — und wieder begann sie Mut zu fassen.

„Es ist ja gar nicht möglich, daß ich ihn unter den vielen Menschen schon am ersten Tage herausfinde. Ich muß nur den Kopf hoch halten und darf meine Kräfte nicht verlieren. — Vielleicht bin ich auch zu schnell gegangen," sagte sie leiser zu sich.

Und nun begann sie, vorsichtiger und langsamer dahin zu schreiten — immer das Ränzel in der Hand — immer die Augen weit geöffnet, indem sie prüfend und forschend die Vorübergehenden musterte.

Sie spürte plötzlich, daß sie nicht weiter konnte und in den Knien schwach wurde. Auch begann es ihr vor den Augen seltsam zu flirren.

Dabei hatte sie nichts von den Herrlichkeiten der großen Stadt, die sie umgaben, wahrgenommen. Nur die vielen, vielen Menschen hatten ihre hungrigen Blicke verfolgt.

Es war spät geworden, und sie bekam es mit der Angst. Wo würde sie in dieser fremden Stadt heute ihr armes Haupt niederlegen?

Da erinnerte sie sich, daß einmal im „Goldenen Adler" ein armer Handwerksbursche, dem sie voll Mitleid einen Becher Bier gereicht, ihr von der „Herberge zur Heimat" gesprochen hatte.

An einer Haltestelle standen die elektrischen Wagen.

„Können Sie mir sagen," fragte sie einen Schaffner, „wie ich in die Herberge zur Heimat komme?"

Und während sie fragte, überfiel sie ein Grauen. „Herberge zur Heimat". — Wo gab es denn für sie eine Heimat.

Der Schaffner wußte keine Auskunft.

„Aber wenn Sie ein Nachtquartier suchen," sagte er freundlich und mitleidig, „so fahren Sie ein Stück mit mir. Ich sage Ihnen unterwegs Bescheid."

Sie nahm in dem Wagen Platz, der gleich darauf sich in Bewegung setzte, und versank wieder in ihr Sinnen und Grübeln, bis der Schaffner sie leise anstieß und zu ihr sagte: „Hier müssen Sie aussteigen, junge Frau. Und gleich über den Damm ist ein Christliches Hospiz für Frauen, wo Sie gut unterkommen werden."

Sie tastete sich zurecht, zog schüchtern an der Glocke und befand sich bald darauf in einem weiten Raum, in dem viele Frauen saßen, die sie neugierig anstarrten.

Sie bekam einen großen Teller Suppe, den sie ernst und schweigend leerte.

Dann bat sie kaum hörbar, ihr das Lager anzuweisen. Sie fügte aber hinzu, daß sie unter allen Umständen allein schlafen müßte.

Daraufhin betrachtete sie die Hausmutter von oben bis unten, sagte jedoch kein Wort, sondern leuchtete ihr voran.

Nun war sie in ihrer kleinen Kammer, zog mit müden, trostlosen Händen sich die Kleider vom Leibe und legte sich nieder.

Sie spürte aber eine entsetzliche Verworrenheit im Kopfe, und wie Angst und Zweifel sie um den Rest ihres Verstandes zu bringen drohten.

An den Fingern zählte sie es ab, um mit sich ins Reine zu kommen. Sie flüsterte — und dabei flackerte es seltsam in ihren Augen: Gibt es keinen Alexander Oblomoff — — dann gibt es auch keinen Gott. Denn wenn es einen Gott gab, mußte er ihr helfen, Alexander Oblomoff zu finden. — Es gibt auch keinen Vaganten, hatte der Mann oben auf der Polizei erklärt. — Wenn das sich bewahrheitete, so war vielleicht alles nur Einbildung, und weder sie existierte — noch das Kind, das sie trug? — Und niemals hatte sie das tiefe Lachen des Alexander Oblomoff vernommen? Und auch die Herberge zur Heimat war nur eine Erfindung des armen Handwerksburschen!?

Sie schrie gequält auf und faßte sich an die Stirn, die brennend heiß war. Dann richtete sie sich gerade in ihrem schmalen Bette auf und tat ihren armen, wirren Kopf zwischen die Hände.

Ich kann nicht einmal weinen, dachte sie. Alles ist in mir erstickt.

Und vielleicht habe ich morgen meine Sinne nicht mehr beisammen, und sie sperren mich irgendwo ein.

Dieser Gedanke marterte sie.

„Ich will stark sein," schrie sie auf. „Ich will Alexander Oblomoff nie vergessen. Und das Kind will ich in seine Arme legen."

Bei diesem Entschluß wurde ihr mit einem Male weicher ums Herz.

Sie sah den geliebten Mann, und in der Dunkelheit verklärte ein schönes Lächeln ihr ernstes, unglückliches Gesicht. Jener Junitag mit allen seinen Einzelheiten kam ihr wieder ins Bewußtsein. Und eine große Ruhe und ein tiefes Glück zogen in ihre Seele.

Um keinen Preis der Welt hätte sie diesen Tag aus ihrem Leben streichen mögen!

Sie faltete die Hände; aber sie betete nicht, sondern sagte nur ganz leise: „Alexander Oblomoff — ich werde Sie nie vergessen. Nein — niemals," wiederholte sie gleichsam beteuernd.

Dann schlief sie ein, wälzte sich in unruhigen Träumen, hin und wieder irre Worte von sich gebend.

Am nächsten Morgen mußte sie auf einem Meldezettel den Tag ihrer Geburt, ihren Namen und ihre Heimat aufschreiben. Sie tat es mechanisch, nahm ein karges Frühstück zu sich und begab sich wieder auf die Wanderung.

Und es war genau so wie am Tage zuvor: daß sie ziellos durch die Straßen wanderte und wie eine Verzweifelte in den ungeheuren Menschenstrom untertauchte — ohne Alexander Oblomoff zu finden.

Im Hospiz sah man sie verdächtig an und wurde mißtrauisch wegen ihres verschlossenen Wesens, das sich keiner Frage auftun wollte.

Als der Abend des dritten Tages kam, sagte die Hausmutter bei ihrer Heimkehr:

„Da drinnen wartet jemand auf Sie."

Bei diesen Worten fühlte sie, wie ihr das Blut stockte.

Und eine Sekunde dachte sie: Da drinnen wartet auf dich Alexander Oblomoff.

Dann aber ließ sie trostlos den Kopf sinken; denn ihre Hoffnung und ihr Glaube waren dahin.

Mit schweren Schritten ging sie in den großen Raum, wo die Frauen zu Abend aßen.

Da saß ihr Vater, der bei ihrem Anblick auf sie zueilte. Es schien ihr, als ob er mit seiner schwieligen Hand sich über die Augen fuhr.

Sie tat keine Frage. Sie wußte, daß, wenn er wieder die Fäuste gegen sie erhob, sie sich nicht wehren würde. Ja, wie ein letztes Stoßgebet würde es sich ihr entringen: Du, Vater, mach ein Ende mit mir.

Der alte Mann aber schlug sie nicht. Er nahm sie beim Arm und ging mit ihr vor die Haustür.

„Wer ist der Mann?" sagte er. „Ich helfe dir, ihn suchen."

„Nein," sagte sie, „du kannst mir nicht helfen. Niemand kann es."

Das waren die einzigen Worte, die zwischen beiden gewechselt wurden. Und bei diesen Worten hatte ihre Stimme einen rauhen Klang, und ihr Auge war wie erloschen.

Am nächsten Morgen fuhren sie zurück. Und auch während der langen Fahrt sprachen sie nicht miteinander.

Drittes Kapitel:

Von nun an wurde sie eine Einsame und Verschlossene. Sie hörte nicht mehr das Gerede und Getuschel hinter ihrem Rücken.

Unten im Keller des Flickschusters hatte sie sich eine Waschküche gerichtet, in der sie für den „Goldenen Adler" und Konsul Blank wusch. Und nirgends fühlte sie sich wohler, als in diesem dunklen Kellerloch, wenn der Dunst des seifigen Wassers, der sich zu einem Nebel verdichtete, sie umgab. Sie wähnte sich dann gleichsam von einer Schutzmauer umgeben, durch die kein neugieriges Auge zu dringen vermochte. Hier konnte sie ungestört ihren Gedanken nachhängen und über ihr Schicksal grübeln. Um ihre Mundwinkel bildeten sich ein paar kleine, scharfe Falten. Und in ihr Gesicht trat ein Zug der Versunkenheit und ein großer, herber Ernst — so daß ihr die Menschen nicht nahe zu kommen wagten.

Auch mit den Eltern sprach sie fast nie.

Sie hörte bis in die Waschküche herunter das Gekreisch der Streitenden.

Der Vater hatte sich in einer Art von Wollust aus ihrer vermeintlichen Schande den täglichen und stündlichen Gesprächsstoff zurechtgezimmert. Und ganz deutlich vernahm sie es, wenn er immer mit den gleichen Schimpfreden die Mutter traf: Sie sei an allem schuld; sie hätte das Frauenzimmer von klein auf verwöhnt und den Hang zur Eitelkeit und Gefallsucht in ihr großgezogen. Durch sie allein sei er zum Gespött

der Stadt geworden, so daß er niemandem mehr frei ins Auge blicken könne.

Dann hörte sie, wie die Mutter ihn zu beruhigen versuchte, und wie ihre Worte ihn zu neuen Wutausbrüchen entfachten.

Es glitt über ihre Miene ein jammervolles Lächeln bei solchen Reden. Und schließlich versuchte sie, darüber hinwegzukommen, indem sie sich die Ohren verstopfte. Einmal nur murmelte sie unwillkürlich vor sich hin: „Er macht sich ein Fressen aus meinem Leid."

* * *

Das Kind kam zur Welt.

Sie schrie und stöhnte nicht. Lautlos ertrug sie die Schmerzen. Ihre starke Seele war von einem tiefen Ernst erfüllt.

Die Nachbarn rissen die Mäuler auf. Niemand wollte es glauben, daß Agnes Feustel geboren hätte.

Als es vorbei war, winkte sie nur der Mutter, das Zimmer zu verlassen. Die Hebamme mußte ihr den Jungen reichen. Und trotz des Widerstandes der weisen Frau richtete sie sich ein wenig auf, drückte das Kind an sich und sagte glückselig, während große Tränen ihr über die Backen rannen: „Jüngele — Jüngele." Und es war ihr, als ob sie die Festglocken leise läuten hörte — so gut und feierlich wurde ihr zumute. Denn sie entdeckte, oder meinte es wenigstens zu entdecken, daß das Knäblein dem Vater glich.

Und am dritten Tage — zum Schrecken der Hebamme — stand sie auf und ging mit langsamen, ruhigen Schritten zum Gemeindeamt, um ihren Sohn anzumelden.

„Der Junge soll Alexander Oblomoff heißen," sagte sie mit klarer, fester Stimme.

„Alexander — Oblomoff? . . ."

Bei dem zweiten Wort stutzte der Beamte.

Über ihre Miene glitt ein nervöses Zucken. Immer, wenn sie diesen Namen aussprach — wo es auch war — schüttelten die Menschen die Köpfe und verleugneten ihn.

Und auch dieser sagte: „Solch einen Vornamen gibt es nicht."

Sie aber wurde blaß und erwiderte störrisch, während sie sich mit der geballten kleinen Rechten auf den Schreibtisch des Gemeindebeamten

stützte, als müßte sie irgendwo einen Halt finden: „Lieber Mann, ich bitte den Namen einzutragen."

Und beinahe feierlich fügte sie hinzu: „Gott soll mich strafen, wenn es diesen Namen nicht gibt."

Das brachte sie mit solch einem wuchtigen Ernste hervor, daß der Gemeindebeamte schwankend wurde. Und als er in ihr blasses Gesicht sah, von dessen weißer Stirn es tropfte — als hinge von seiner Entscheidung ihr Leben ab — setzte er sich hin und schrieb: Alexander — mit Beinamen Oblomoff.

So glaubte er in seiner Beamtenweisheit einen guten Ausweg gefunden zu haben.

Erhobenen Hauptes verließ sie das Gemeindeamt. In der Wiege lag ihr Sohn.

Sie beugte sich tief zu ihm hinab, und wieder flüsterte sie: „Jüngele — Jüngele."

Der Flickschuster hatte mit grimmigem Hohn zum Wirt vom „Goldenen Adler" gesagt, als er das Kind gesehen, sei es ihm vorgekommen wie eine schwarze Ratte.

Und nun sprach er beständig nur von dem Wechselbalg und quälte seine Frau mehr denn je, die infolgedessen ihren ganzen Zorn und ihren Haß ebenfalls auf den Knaben übertrug.

Agnes Feustel aber wusch wieder für Konsul Blank und den „Goldenen Adler". Oder sie fuhr — was ihr von nun an die liebere Beschäftigung war — mit dem heißen Eisen über die trockene Wäsche. Dann stand die Wiege des Kindes neben ihr, und sein Anblick schuf ihr Trost.

In dieser Atmosphäre wuchs der Kleine auf. Kein gutes Wort, kein guter Blick von seiten der alten Leute wurde ihm zuteil.

Er hing sich mit den Händchen an den Rock der Mutter und schrie kläglich, wenn sie ihn allein lassen mußte. Und auf allen vieren tastete er sich in die Waschküche herunter — so daß sie maßlos erschrak — und ruhte nicht eher, bis sie ihn dort duldete.

Am Sonntag vormittag fuhr sie ihn durch die engen Straßen der Stadt ins Freie.

Was war aus dieser jungen Person geworden, deren herbes Gesicht nur von einem Lächeln erhellt wurde, wenn sie das Kind ansah!

Sie warf den Kopf zurück und fuhr ihn mit Stolz durch die Gassen, bis sie auf die einsamen Wege kam, die sie liebte.

Und immer dachte sie in einer reinen Freude an den Vater. Und immer hoffte sie in der Tiefe ihres Herzens, daß er doch eines Tages wiederkäme, und sie den Jungen in die Höhe heben und zu ihm sprechen würde: Dieses ist dein Sohn, den ich dir geboren habe.

Die jungen Männer blickten ihr begehrlich nach. Sie aber kräuselte hochmütig die Lippen und tat, als merkte sie es nicht.

Ihr schwellte das Herz, wenn sie sah, wie der Knabe dem Vater immer ähnlicher wurde. Aber er schien ihr von klein auf einen Blick zu haben, der schmerzhaft die Menschen und Dinge dieser Welt betrachtete.

Der Flickschuster wurde kränklich, klagte über steife Glieder und murmelte Verwünschungen und Flüche, daß er auf seine alten Tage überflüssige Mäuler stopfen müßte. Daß die junge Frau für zwei arbeitete, sich und das Kind redlich ernährte, sah er nicht — oder er wollte es nicht sehen.

Sobald der Junge in seine Nähe kam, stieß er nach ihm, als wollte er sich giftiges Gewürm vom Leibe halten.

Und auch die Schustersfrau ließ das Kind nicht an sich heran. Sie fürchtete, durch die Berührung mit ihm unrein zu werden.

Den Jungen fröstelte es, sobald er die alten Leute nur sah.

Er wurde älter, bekam blauschwarzes Haar und graue, ins Grünliche schimmernde Augen, die tief in den Höhlen lagen, einen merkwürdig langen Hals und eine auffallend hohe Stirn, auf die die Haarsträhnen trotzig herunterfielen.

Zum heimlichen Entzücken der Mutter warf er schon in den ersten Knabenjahren den Kopf zurück wie der Vater, den sie nur einen Tag gekannt, dessen Bild sie aber in ihrer Seele aufgenommen hatte, wie ein unverlierbares Gut, so daß sie jede seiner Bewegungen — jede Linie, jeden Zug seines Gesichtes aus dem Gedächtnis hätte zeichnen können, wäre ihr diese Gabe von Gott verliehen worden.

Die Frau blühte trotz ihrer Not und Arbeit. Ihr Körper blieb schlank und sehnig. Ihr Gesicht freilich verlor nie mehr den Ausdruck der Schwermut. Es hatte von seiner Fülle eingebüßt, und die Wangen schienen ein wenig nach innen gefallen zu sein, so daß ihre traurigen Augen noch größer erschienen.

Aber die Männer meinten, daß ihr dies noch einen besonderen Reiz gab. Die Frauen rümpften über sie die Nasen. Und eine in der Stadt gab ihr den Spottnamen „Die heilige Agnes".

Diese Bezeichnung blieb an ihr haften. Und was zuerst zu ihrem

Hohne gesagt war, schien vielen zuletzt in einer bündigen Formel ihr Wesen auszudrücken.

Sie selbst kümmerte sich nach wie vor nicht um das Gerede der Menschen. Für das Kind arbeiten und ihre verzehrende Sehnsucht wie ein stilles Feuer hüten, das nie verlöschen durfte — dieses war der Kern ihres ganzen Daseins.

Als der Junge sechs Jahre alt geworden war, brachte sie ihn in die Schule.

Und nun begann für sie und das Kind eine Zeit unsagbaren Leidens.

Viertes Kapitel:

Der Junge, der an die Einsamkeit mit ihr gewöhnt war, konnte sich nicht in die neue Gemeinschaft hineinfinden.

Er betrachtete mißtrauisch seine Umgebung und litt unter dem Zwang der Arbeit und der Ordnung. Kam er nach Hause, so warf er voll Widerwillen sein kleines Ränzel ihr vor die Füße und sah sie verwundet und verbittert an. Und wenn sie ihn fragte: „Was hast du, Leri?" so wandte er sich zur Seite. Und wenn sie ihn an sich zog und leise sprach: „Jüngele, sag' mir's doch," so schüttelte er heftig den Kopf.

Der Lehrer wußte nichts mit ihm anzufangen.

Er saß teilnahmlos unter den andern Knaben und träumte vor sich hin. Wenn sein Name aufgerufen wurde, erschrak er wohl, stellte sich jedoch in Positur und betrachtete finster und beinahe spöttisch überlegen den Lehrer.

Er schien ausdrücken zu wollen: Ich lasse mich auf gar nichts ein. Ich nehme den Kampf mit euch allen auf.

Wurde er dann bestraft, so löste das nur einen noch stärkeren Trotz in ihm aus. Er mühte sich, seinen Willen gegen diese Welt, in der er elend wurde, zu behaupten. Er lief um die Schule herum und versuchte auf diese Weise dem lästigen Zwang sich zu entziehen.

Der Lehrer schrieb es nach Hause.

Flickschuster Feustel sprang von seinem Schemel auf und packte den Jungen. Er legte ihn quer über das Bein, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Und der Riemen sauste über des Knaben Rücken.

Die Großmutter stand am Ofen und schürte.

Der Junge wollte nicht schreien; die Mutter, die unten wusch, sollte nichts hören, und dem Großvater gönnte er nicht die Genugtuung.

Dieser stumme, lautlose Widerstand reizte den Meister bis zur äußersten Wut. Er ließ den Riemen fallen und schlug mit den Fäusten auf das Kind ein.

Der Junge stieß jetzt einen langgezogenen Schrei aus, der gellend bis in die Waschküche drang.

Agnes Feustel horchte einen Moment auf.

Dann ließ sie die Arbeit fahren und eilte mit ein paar Sätzen in die Werkstatt, deren Tür sie weit aufriß.

Der Junge hatte sich aus den Händen seines Peinigers befreit und ging zitternd auf sie zu, um sich eng an sie zu schmiegen.

Sie hatte die Arme leicht verschränkt. Ihre Brust ging heftig auf und nieder, und ihre Augen brannten.

Sie öffnete den Mund. Dann aber schloß sie die Lippen fest. Und während sie Vater und Mutter mit einem großen Blick maß, sagte sie mit trockener Stimme: „Komm, Jüngele."

Und langsam ging sie mit ihm in die Waschküche. Sie setzte ihn auf eine kleine Holzbank ohne Lehne, auf der ausgewundene Wäsche gelegen hatte, und kniete vor ihm nieder.

Kein Wort des Vorwurfs kam aus ihrem Munde. Sie streichelte seine Backen, streichelte seine Händchen und sah ihn mit liebenden Blicken an. Und unter ihren weichen Berührungen schmolz des Kindes Härte.

Er sagte plötzlich: „Nimm mich aus der Schule, Mutter."

Sie blickte traurig zu ihm auf.

„Jüngele, es geht nicht. Jeder Mensch muß etwas lernen."

Da sah sie der Knabe mißtrauisch an und wandte sich von ihr ab.

Niemand — dachte er — hilft mir. Und auch gegen die Mutter wurde er von Zorn erfüllt. Sie fühlte es ganz deutlich, und ihr Gesicht wurde unruhig.

„Leri," sagte sie, „so sei doch vernünftig und glaube mir."

„Ich will nichts lernen," antwortete er. Und ruhig und mit zäher Entschlossenheit wiederholte er: „Nimm mich aus der Schule."

Da fing sie plötzlich zu weinen an — ganz leise in sich hinein schluchzend — als müßte sie die Tränen verschlucken.

Diese Tränen brannten in des Kindes Seele.

Zum ersten Male sah er die Mutter weinen. Immer war sie ernst im Beisammensein mit anderen Menschen. Aber ihm hatte sie stets ein

Gesicht gezeigt voll Hingebung und Güte. Und nun weinte sie — gar nicht laut, aber doch so, daß er empfand, wie weh es ihr tat.

Er legte sein schmales Händchen plötzlich auf ihren Scheitel. Und ihre Tränen waren sofort versiegt.

Eine flammende Röte goß sich über ihr verhärmtes Antlitz: . . . Was ging ihr durch den Kopf! . . .

„Ich will in die Schule gehen, und ich will lernen," sagte Alexander.

Und er richtete seinen sehnigen Körper wie in einem großen, heiligen Entschlusse auf.

Sie gab ihm zum Danke die Hand wie einem erwachsenen Mann. Sein Knabenherz erfüllte das mit Stolz.

Und dann betrachtete sie ihn forschend und aufmerksam: Seinen schlanken, feinen Hals, den er vom Vater hatte, die große, schmale Nase, deren Flügel leise zu beben schienen, den trotzigen Mund, dessen kirschene Lippen er so fest und hart zu schließen vermochte, die tiefliegenden grünen Augen — und das schwarze, funkelnde Haar, das er scheitellos und glatt zurückgekämmt trug, wie sehr es sich dagegen auch sträubte.

Sie nahm seine Hände mit den langen, dünnen Fingern zwischen die ihrigen — und so saßen sie noch lange in tiefem Schweigen.

Der Dunst der Waschküche hüllte sie ein, und der strenge Geruch der Seife stieg dem Knaben zu Kopf, ohne ihm wehe zu tun. Dann aber kam über ihn eine tiefe Müdigkeit.

Und Agnes Feustel nahm ihren verprügelten Jungen wie eine süße Bürde und trug ihn hinauf.

Fünftes Kapitel:

Acht Tage, bevor Konsul Blank ganz unerwartet starb, hatte Agnes Feustel ihren Jungen, der sie seit einiger Zeit begleitete — wenn sie trotz der hohen Kiepe auf dem Rücken gerade und aufrecht schreitend ihre Wäsche bei den Kunden ablieferte — zu dem alten Herrn mitgenommen.

„Wie heißt du denn?" hatte Konsul Blank das Büblein gefragt.

„Alexander Feustel."

„Hm," machte Konsul Blank, „guter Name. Und was willst du werden, Alexander?"

Der Junge besann sich keinen Augenblick.

„Ein Oblomoff," sagte er kurz und bestimmt.

„Ein Oblomoff?" wiederholte der Konsul. „Was ist denn das?"

Alexander sagte ernsthaft: „Ein Oblomoff ist ein Oblomoff."

Der Konsul sah Agnes Feustel fragend an — und deren Gesicht rötete sich.

„Werde ein Oblomoff wie dein Vater," hatte sie ihm einmal gesagt, „und ich will fröhlich sein."

Dieses Wort hatte sich im Schädel des Kindes festgesetzt; — weil es ihm keinen festen Begriff, sondern eine rätselhafte, geheimnisvolle Vorstellung gab, liebte er es.

„Hi, hi," machte Konsul Blank und stipste den Kleinen an der Nase. „Das muß etwas sehr Feines sein, etwas sehr Apartes. Weiß der Herrgott, ich wäre auch am liebsten so etwas geworden."

Und dann schüttelte er sich vor Lachen und raunste gutmütig: „Ja, werde du nur ein Oblomoff, mein Junge."

Er nahm eine seidene Börse, die mit kleinen blauen Perlen bestickt war, aus der Tasche und drückte Alexander einen Taler in die Hand.

Alexanders Züge färbten sich vor Scham.

Er warf den Nacken zurück. Dann schüttelte er den Kopf und gab dem Konsul stumm das Geldstück wieder.

Ein Taler war ein Taler, und Agnes Feustel wußte, wie sauer sie ihn verdiente. Aber daß ihr Junge ihn verschmäht hatte, war ihr eine Freude, die sie sich nicht hätte abkaufen lassen . . .

Und nun war Konsul Blank — ihr bester Kunde — in die Grube gefahren.

Denn Konsul Blank war wohl in der Stadt der einzige Herr gewesen, der täglich einen reinen Kragen und täglich saubere Wäsche anzog.

Im stillen musterte sie mit verächtlichen Blicken die Bürger dieses kleinen Ortes, die eine Woche und darüber den Kragen nicht vom Halse ließen — und dann wurde er gar noch zu Hause gewaschen und ihr nur zum Plätten gebracht.

Konsul Blanks Tod war für sie doch ein Schlag.

Der Junge schoß in die Höhe, und die Ansprüche wurden immer größer. Und manchmal war es ihr, als ob sie in den Knochen eine leise Müdigkeit spürte. Und des Nachts, wenn sie in den Kissen lag, fröstelte es sie — so daß sie in der letzten Zeit die Strümpfe nicht mehr ausziehen mochte.

Was war ihr nur!? Ihr Herz tat so weh. Sie fühlte, wie sie

es sich langsam abaß — in ganz kleinen Bissen. Und zu niemandem konnte sie sprechen. Alles mußte sie in sich hineinwürgen.

Es war so trostlos, wie die Tage dahinschlichen.

Einige Male hatte sie es im stillen erwogen, ob sie nicht von neuem die Reise in die große Stadt unternehmen und „ihn" suchen sollte.

Dann aber hatte sie verschämt Wünsche und Sehnsucht unterdrückt.

Würde sie ihm gegenüberstehen — das wußte sie: kein Wort käme aus ihrem Munde. Ihr würde dann zumute sein, als wenn sie sich an ihm vergangen hätte und durch ihren Anblick ihn peinigte.

Aber jener Tag im Juni blieb doch die einzige schöne Erinnerung, die in ihrem Gedächtnis blühte — ohne je zu verblühen.

Der Vater kränkelte und knurrte. Er konnte kaum noch den Kunden gerecht werden; denn die mürben Finger wollten zu keiner Arbeit mehr taugen — und junge Flickschuster gab es mehr als genug in der Stadt, die ihm die letzten Bissen wegschnappten, wenn er nicht pünktlich war.

Und an alledem war diese verdammte, kleine Bestie von einem Jungen schuld, auf den die Großeltern das ganze Unglück zurückführten.

Denn wäre das Mädel anständig unter die Haube gekommen, so hätten sie jetzt ihr behagliches Altenteil und könnten von den Sorgen des Lebens ausruhen.

Wo der Alte ihm einen Puff und Stoß versetzen konnte, geschah es. Und der Junge mied ihn mit einem Haß, der von Tag zu Tag wuchs.

Eines Tages kam er verstört aus der Schule und lief schnurstraks in die Waschküche.

„Mutter," schrie er mit einer Stimme, die ihr ins Herz schnitt und nach dem ersten Worte versagte, „Mutter," raffte er sich gewaltsam von neuem auf, „in der Schule sagen sie, ich hätte keinen Vater gehabt."

Sie war starr und fassungslos vor Schrecken. Sie wollte etwas erwidern, fand aber nicht das rechte Wort.

Ein verschüchtertes Lächeln gab ihren Zügen etwas unsagbar Hilfloses und Verängstetes.

Der Junge blickte sie mit großen, brennenden Augen an, als ging es um seine Seligkeit.

„Dein Vater ist der beste Mann, und eines Tages kommt er, und du wirst die Augen vor Freude aufreißen."

„Wann kommt er, Mutter?"

„Ich weiß es nicht, Alexander."

„Und wo ist er jetzt, Mutter?"

„Auch das kann ich dir nicht sagen, Junge."

Da wurde sein Körper schlaff, und seine Augen erloschen. Er lief von der Mutter weg und ließ sich stundenlang nicht sehen.

Dann kehrte er mit einem Entschlusse zurück.

„Mutter, sage mir, was hat es mit dem Vater? Die Jungen haben mich ausgehöhnt, und ich habe mit den Fäusten um mich geschlagen und ihnen geantwortet: ich werde ihnen morgen schon Bescheid geben. Was soll ich ihnen sagen, Mutter?"

„Nichts," entgegnete sie leise. „Ein Mensch muß schweigen und die Zähne aufeinander beißen können, wie ich es getan habe, seit du auf dieser Welt bist."

Sie sagte es bebend, und ihr weißes Gesicht leuchtete.

Dem Alexander wurde es dunkel vor den Augen. Er empfand deutlich, daß er bei der Mutter die wundeste Stelle getroffen hatte. Die Mutter tat ihm leid. Aber sein verletzter Knabenstolz bäumte sich auf.

Es gab also etwas Dunkeles und Verworrenes und Schimpfliches in seinem Leben. Und die Jungen hatten ein Recht, mit den Fingern auf ihn zu weisen?!

Warum hellte die Mutter dieses Dunkel nicht auf, das ihm Qualen schuf?

Es war das erste Mal, daß er sie nicht begriff und in Bitterkeit sich gegen sie auflehnte.

Damit hing es also zusammen, daß der Großvater und die Großmutter ihn und sie peinigten und marterten, ohne daß die Mutter auf die alten bösen Leute losgehen durfte.

Er mußte es herausbekommen . . .

Ja, wenn Konsul Blank noch lebte — zu dem hätte er Vertrauen gehabt. Den hätte er fragen können. Aber Konsul Blank war tot, und keinen Menschen gab es, der ihm helfen konnte.

Als die Jungen ihn am andern Morgen wieder aufzuziehen begannen, stürzte er sich wie ein gereiztes Tier auf seine Peiniger.

„Wie heißt denn dein Vater?" hatten sie ihn höhnend gefragt.

„Das geht euch gar nichts an!" schrie er gequält. „Ich heiße Feustel, und ihr sollt meine Faust spüren."

Er schlug mit geballten Händen um sich, daß sie auseinanderstoben. Aber sein Opfer ließ er nicht locker. Er hatte einen der Jungen auf den Erdboden geworfen, das rechte Bein auf seine Brust gestemmt, während er ihm die Hände wie in einem Schraubstock festhielt.

Aus seinen Augen schlugen Flammen, und die Nasenflügel, die sich weit zu öffnen schienen, bebten.

Eine kleine Weile betrachtete er ihn. Dann kam ihm ein Einfall. Sein Gesicht verdüsterte sich.

Er griff mit einer raschen Bewegung in seine Tasche und holte ein Messer hervor.

„Siehst du," sagte er ganz leise — und das Grünliche seiner Pupille flackerte beängstigend — „jetzt werde ich dir die Gurgel abschneiden."

Der Junge sah ihn in Todespein an und ächzte.

Alexander fiel das Messer aus der schlaffen Hand.

Er beugte sich über ihn und raunte ihm ins Ohr: „Jetzt weißt du, wie einem Menschen zumute ist, dem man wehe tut — du Schubiak du!"

Und mit einem verächtlichen Stoß gab er ihn frei.

Der Knabe erhob sich mühsam. Er blutete — schien wie betäubt und rührte sich nicht vom Flecke.

Und rings herum standen die anderen in lautlosem Schweigen, als wenn sie Zeugen eines furchtbaren Vorganges gewesen wären, der ihnen das Blut zum Stocken gebracht hatte.

In diesem Augenblick erschien der Lehrer, der mit Befremden ringsherum verstörte Gesichter sah und das rinnende Blut auf dem Gesicht des einen Knaben, der noch immer wie gelähmt dastand.

Der Lehrer verlangte Rechenschaft. Aber die Knaben senkten die Köpfe. Die Furcht vor Alexander schnürte ihnen die Kehle zu. Wer bürgte dafür, daß ihnen nicht am nächsten Tage das Gleiche widerfuhr!

Da trat Agnes Feustels Junge dicht vor den Lehrer.

„Ich habe ihn gestraft," sagte er mit harter, metallener Stimme.

„Was hat er dir getan?" fragte der Lehrer.

Alexander schüttelte den Kopf.

„Ich will es hier nicht sagen," entgegnete er.

Der Lehrer begann den Unterricht. Am Schlusse der Stunde schickte er alle Knaben in den Hof. Nur Alexander hielt er zurück.

„So, nun sprich," sagte er ruhig.

Eine Blutwelle stieg ihm bis zu den Haarwurzeln. „Ich kann nicht," ächzte er, „ich kann nicht darüber reden."

Der Lehrer sagte: „Du hast einen Kameraden blutig geschlagen. Es ist deine Pflicht, jetzt Rede zu stehen. Nur ein Feigling entzieht sich der Verantwortung."

Alexander richtete sich auf.

Die Worte entrangen sich ihm mühsam und schwer.

„Er hat mir vorgeschmissen," entgegnete er dumpf, „daß ich keinen Vater hätte," und halb stöhnend fügte er hinzu: „Ich habe auch keinen Vater. Aber niemand soll es mir . . ."

Er brach mitten im Satze ab und blickte starr zu Boden. Sein schmales Gesicht war weiß wie Linnen, und die schwarzblauen Haare fielen ihm wirr über die Stirn.

Der Lehrer nahm ihn bei der Hand.

„Jedes Kind hat einen Vater. Der deine hat die Mutter verlassen und dich, bevor du noch auf die Welt kamst, Alexander. Nun mußt du dich doppelt zusammennehmen und ein braver Kerl werden, der seiner Mutter das schwere Leben tragen hilft."

Der Lehrer wartete auf irgend eine Äußerung des Jungen.

Aber Alexander schwieg beharrlich, und ein finsterer Zug grub sich in sein Knabengesicht. Der Lehrer fuhr streichelnd und glättend über des Jungen weiße Stirn.

„Warum hat er meine Mutter verlassen?" fragte Alexander endlich.

„Junge," sagte der Lehrer, von einem tiefen Mitleiden ergriffen, „darauf weiß ich dir keine Antwort. Du mußt älter und reifer werden; dann wirst du alles verstehen und erkennen."

Er sah an dem jammervollen Blicke, daß dem Knaben mit seiner Auskunft wenig gedient war. Und er fühlte in sich den Drang und die Verpflichtung, noch irgend etwas zur Klärung dieser verwirrten Kindesseele beizutragen.

„Sieh einmal," sagte er halb dozierend, „Erkenntnis bringt Freude und Schmerz. Und Gott hat gewußt, warum er die Menschen lange . . . Ja; wie soll ich dir das nur auseinandersetzen," unterbrach er sich. „Nämlich," fügte er hinzu, „ein Kind soll eben nicht vor der Zeit Fragen stellen und nach Erkenntnis dürsten. Denn die Erkenntnis vertreibt aus dem Paradiese. Das hast du doch in den ersten Religionsstunden schon gelernt. Du weißt, warum Adam und Eva aus dem Paradiese flüchten mußten. Erkenntnis ist Freude und Schmerz zugleich. Merke dir das. Für beides muß man reifen und wachsen. — Und nun forsche und frage nicht weiter."

Ihm selbst wurde während seiner langen Rede unbehaglich. Er spürte deutlich, wie wenig hier mit Reden geholfen war.

„Werde ein braver Kerl; darauf läuft alles hinaus.“

Er griff nach seinem Hut und ließ den Jungen allein im Klassenzimmer.

Alexander ging es wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Er hatte so gut wie nichts von des Lehrers Worten verstanden.

„Das sind Dummheiten,“ sagte er ganz verbissen zu sich. „Aber ich muß hinter alles das kommen, sonst — — sonst — —“

Inmitten seines Gedankenganges hielt er inne; es graute ihm, den letzten Schluß zu ziehen. Denn vor ihm tat sich eine Dunkelheit auf, die ohne Trost war.

Zwischen den Mitschülern und ihm gab es von nun an keine Gemeinschaft mehr.

Keiner der Jungen wagte ihm ein Leids zu tun . . . Aber sie mieden ihn alle und gingen im großen Bogen um ihn herum.

Auch der Lehrer versuchte vergeblich, diese Kindesseele zu öffnen, die sich bei jeder Berührung noch fester zusammenzog und in stummem Weh die Bürde ihres Daseins trug.

So wuchs das Finstere und Verstörte seines Wesens wie ein schlimmes Geschwür. Die Mutter betrachtete er halb mißtrauisch, halb neugierig, und dann wieder voll Schmerzes. Er zürnte ihr, weil sie die Last nicht von ihm nahm und das Geheimnis des Lebens ihm verbarg.

Und er hätte doch vor ihr niederknien und ihr die Hände küssen mögen, weil sie so stolz und lautlos das Unglück trug — sich weder gegen die Großeltern auflehnte, noch gegen die übrige Welt, die ihm voll Bosheit und Niedertracht erschien.

Des Abends lag er lange in seinen Kissen, bevor er einzuschlafen vermochte. Aber eines Nachts richtete er sich in seinem Bette auf und sagte mit vernehmlicher Stimme: „Von nun an mag ich nicht mehr zu dir beten, weil du gegen mich und meine Mutter, die dir nichts getan, so schlecht gewesen bist.“

Und in dieser Stunde beschloß er, ein böser Mensch zu werden.

Sechstes Kapitel:

Er wußte jetzt eins: Er war in den Augen der Welt ein unehrlicher Junge, der mit einem Makel behaftet zur Welt gekommen war. Worin bestand sein Makel? Was hatte er verbrochen? Weshalb durften ihn

die Menschen mit scheeler Miene ansehen? Was hatte seine Mutter verschuldet, daß sie wie ein Tier unter der Last der Arbeit zusammenzubrechen drohte und nie und nirgends ein gutes Wort hörte?

Wenn die Mutter schlief, tastete sich dieser arme Junge im Dunkel der Nacht zu ihrem Bett und sah mit gefalteten Händen in ihr blasses, müdes Gesicht, in das Harm und Elend vor der Zeit kleine, bittere Fältchen eingezeichnet hatten.

Der Junge betrachtete sie lange und murmelte unverständliche Laute vor sich hin.

Er beugte sich tief über sie und küßte sie sanft.

Da erwachte die Mutter und lächelte in Seligkeit.

Und im Dunkel der Nacht meinte er wahrzunehmen, wie sie plötzlich wieder zu blühen begann. Und er erinnerte sich, daß der Lehrer einmal erzählt hatte, es gäbe Blumen, die in der Nacht ihren Kelch öffneten. Solch eine Blume war wohl seine arme Mutter. Und je leidenschaftlicher sich seine Liebe für sie steigerte — denn er fühlte dunkel in seinem Innern, daß sie von besonderer Art war, weil sie alle Wünsche niederzwang und so lautlos und still mit dem Leben fertig wurde — um so öfter stellte er die Frage: Wer ist schuldig an ihr und mir? . . .

Und dann gab er sich die Antwort: Ein wildfremder Mensch, der mein Vater ist und sich auf und davon gemacht hat.

Wie konnte dieses alles sich ereignen? Wie konnte Gott stumm zusehen, daß ein armer Junge wie er in die Welt kam, um von jedermann gepufft und gestoßen zu werden und nirgends einen Halt zu finden.

Er schämte sich.

An sich und immer nur an sich dachte er, während doch das bei weitem schwerere Teil von beiden die Mutter trug.

Warum war er nicht stark und groß, um mit einem Fußtritt die Tür der Waschküche ein für allemal zuzuwerfen und die Mutter auf Händen zu tragen — dahin, wo es gut und schön war!

Wo aber war es in der Welt gut und schön? . . .

Was konnte er tun, um aus all diesem Wirrsal sich herauszufinden? — — —

Wie eine Erleuchtung kam es über ihn, die von seinem Wesen Besitz nahm und ihn nicht mehr locker ließ.

„Mutter," sagte er eines Tages, „jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. Ich muß den Menschen finden und ihn — — —"

Er hielt einen Moment inne und sah Agnes Feustel mit weit offenen Augen an.

Dann fügte er mit grausamer Langsamkeit hinzu — jede Silbe betonend — „und ihn ermorden!"

Die Frau schrie wie gefoltert auf und stieß den Jungen mit solcher Gewalt von sich, daß er an einen Pfeiler der Waschküche geschleudert wurde und aus der Stirn blutete.

Da nahm sie ihn erschreckt in die Arme und legte ihren Kopf an sein Gesicht.

Und herzzerreißend — wie wenn sie vor einem gewaltigen Herrn stünde und um Gnade und Gerechtigkeit bäte — sagte sie flehend: „Jüngele, Jüngele, sprich nie mehr so etwas aus!"

Vor diesem Jammer der Mutter verschloß sich sein kleiner Mund.

Niemals würde er fürder mit ihr davon reden. Er würde es ganz allein mit sich herumtragen und nicht einen Menschen in sein Herz blicken lassen.

Aber kein Mensch auf Gottes Erde — auch die Mutter nicht — sollte ihn von seinem Vorhaben zurückhalten.

Tag und Nacht träumte er davon.

Fortsetzung im Februarheft.

Richard M. Meyer:
Gerhart Hauptmanns Entwickelung.*)

Unter den vielen Vorwürfen, mit denen eine ungern anerkennende, aber sehr gern tadelnde Kritik unsere neueren Dichter zu treffen liebt, ist einer, dem man leider viel Berechtigung nicht absprechen kann: sie besäßen keine Entwickelung.

In der Tat ist es eine nur zu häufige Erscheinung, daß einem vielversprechenden Erstlingswerk entweder nur matte Selbstnachahmungen folgen, oder doch selbst im bessern Fall nur Werke, die den Verfasser im unveränderten Besitz seiner Gaben und Künste zeigen. Und sogar wo eine höhere Stufe erreicht wird — wie oft zeigt sich da selbst bei solchen Talenten wie Clara Viebig und Ricarda Huch ein unsicheres Schwanken dem Ziele zu! Nur wenige schreiten ernst und ruhig zu immer vollerer Entfaltung ihrer Kräfte, wie der prächtige Schweizer Ernst Zahn und wie — nach meinem Urteil wenigstens — der von Lobern und Tadlern so viel verkannte Gustav Frenssen!

Niemandem aber ist jener Vorwurf mit größerer Heftigkeit gemacht worden, als dem berühmtesten Dichter der „jungen Generation" — die freilich heute schon längst nicht mehr die jüngste Dichtergeneration ist! Große Ideen, ernstes Wollen, glückliche Griffe streiten heute auch die verbissensten Gegner Gerhart Hauptmann nicht mehr ab; aber auch unter seinen Freunden haben viele an seiner Entwickelungsfähigkeit längst zu zweifeln angefangen. Und doch ist ja gerade sie die sicherste Probe auf die Bedeutung eines Künstlers und einer Persönlichkeit; kaum ist es zu viel gesagt, wenn wir meinen: Genie ist unbegrenzte Fähigkeit der Entwickelung! Mindestens gehört diese zu den deutlichsten Unterscheidungen des Genies von dem bloßen Talent.

Vorurteilslos wollen wir deshalb auf die schon so stattliche Reihe seiner Dichtungen einen Blick werfen, um diese Frage beantworten zu können: Besitzt Hauptmann eine wirkliche Entwickelung? Und wenn es der Fall ist: worin zeigt sich gleichsam die Seele dieser Entwickelung?

---

*) Gerhart Hauptmanns ges. Werke 6 Bde. Berlin 1906, S. Fischer.

Von dem verschollenen „Erbe des Tiberius" (1889), von lyrischen Gedichten („Das bunte Buch"), dem lyrisch-epischen byronisierenden Jünglingsversuch „Promethidenlos" (1885) und einigen Fragmenten abgesehen, liegen zwei Erzählungen („Bahnwärter Thiel" 1887, „Der Apostel" 1890) und achtzehn Dramen Hauptmanns vor uns („Vor Sonnenaufgang" 1889, „Das Friedensfest" 1890, „Einsame Menschen" 1891, „Die Weber" 1892, „Kollege Crampton" 1892, „Hanneles Himmelfahrt" 1893, „Der Biberpelz" 1893, „Florian Geyer" 1895, „Die versunkene Glocke" 1896, „Fuhrmann Henschel" 1898, „Schluck und Jau" 1900, „Michael Kramer" 1900, „Der rote Hahn" 1901, „Der arme Heinrich" 1902, „Rose Bernd" 1903, „Elga" 1905, gedichtet schon 1896, „Und Pippa tanzt" 1906, „Die Jungfern vom Bischofsberg" 1907).

Raum für eine Entwickelung also ist in den zwanzig Werken von zwanzig Jahren genug gegeben. Wie ward er ausgefüllt?

Für ein paar äußerliche Dinge liegt eine entschiedene Vervollkommnung auf der Hand. Der Dichter, dessen Anfänge keineswegs eine leichte Virtuosität in Vers und Sprache zeigen — wie die so manches unter seinen Alters- und Gesinnungsgenossen — hat von den Versen der „Versunkenen Glocke" zu denen des „Armen Heinrich" einen aufsteigenden Weg zurückgelegt; und der einförmig naturalistische Stil der ersten Dichtungen ist in „Hannele", in „Florian Geyer", in „Elga" einer kunstvollen Mannigfaltigkeit, in „Pippa" sogar einer allzu gewaltsamen Buntheit der Ausdrucksformen gewichen. Der Eigensinn, der gewisse technische Eigenheiten des Dramas als „unwirklich" verbannen wollte, hat im „Armen Heinrich" wirkungsvolle Monologe nicht mehr unterdrückt; dem Bedürfnis des Hörers, durch allgemeinere Betrachtungen auf Augenblicke von der fast physischen Anstrengung des Hinstarrens auf eine schmale Reihe von Vorgängen befreit zu werden, trägt schon „Michael Kramer" in den philosophischen Betrachtungen des Titelhelden fast zu reichlich Rechnung. Aber das sind Nebenpunkte — obwohl wenigstens der letzte mit Hauptmomenten eng zusammenhängt; wie steht es aber mit der Entwickelung des Dichters selbst und seiner Kunst?

Eine einheitliche Entwickelung — und nur eine solche kann ja gemeint sein — setzt eine Einheit voraus, an der sie sich bekunden, an der sie beobachtet werden kann. Wo finden wir die bei Hauptmann? Überblicken wir seine Dramen, so scheinen naturalistische und symbolistische Schauspiele, Prosa und Verse, Gegenwart und Vergangenheit,

psychologische Einzelstudien und Kollektivgemälde, scheinen Versuche mit mancherlei technischen Verfahren, scheinen laute Tendenz und strenge Objektivität nebeneinander zu liegen ohne innere Folge, ohne innere Notwendigkeit. Wo ist ein Ariadnefaden, der uns durch dies Labyrinth leiten könnte?

Nur der Dichter selbst kann ihn uns bieten — und er bietet ihn uns wirklich.

Hauptmann gehört nicht zu den Künstlern, die über ihre Art und Weise grübeln. Von der programmatischen Klarheit seines einstigen Lehrers Arno Holz, von Richard Dehmels Leidenschaft, über sich selbst zu sprechen, besitzt er nichts; und seine seltenen Kritiken — etwa über den von ihm mit provinzieller Liebe überschätzten schlesischen Romandichter Stehr — lassen nicht wie Hofmannsthals Bücherbesprechungen oder Ricarda Huchs historische Darstellungen die eigenen Neigungen und Absichten durchschimmern. Aber ein naiv nur aus Schaffensdrang schaffender Künstler ist doch auch er nicht. Nur versteckt sich bei solchen Naturen wie er die Kunstlehre in symbolische Wendungen; in Gleichnissen seiner Gestalten sprechen sie ihre tiefste Sehnsucht aus.

Gerhart Hauptmann kommt von der bildenden Kunst her: er hat jahrelang im Bildhaueratelier gesessen, als sein schmales, hageres, durchfurchtes Gesicht noch rundlich war, von fast weiblichen Zügen und von Künstlerlocken umflutet. Seine Lehrzeit auf der Breslauer Kunstakademie hat ihm fast alle Modelle geliefert, die er auf die Bühne bringt, wenn man von den beiden Porträtstücken „Vor Sonnenaufgang" und „Biberpelz" absieht; aber auch in jenem ersten Stück ist der Loth einem Breslauer Studiengenossen nachgebildet — wenn auch keinem Künstler, — wie Kollege Crampton den Professor Marshall und Michael Kramer den Professor Breuer zum Vorbild hat. — Schlenther meint in seiner liebevollen Biographie, der Dichter habe von dem Bildhauer die Kunst gelernt, genau beobachtete Gestalten plastisch greifbar hinzustellen; es ist etwas daran, aber im Grunde ist doch das Sehen wie das Formen bei dem Bildhauer und dem Dichter kaum noch irgend vergleichbar. Aber allerdings: beobachten überhaupt lernte Hauptmann in der verhaßten „Drillanstalt" sowohl einzelne Figuren wie Weltanschauungen. Breslau ist die Keimstätte seiner dichterischen Konzeptionen wie München die Hebbels, Dresden die Ibsens, Berlin die Kellers. Die vielgescholtenen großen Städte mögen für den schaffenden Künstler in

noch so vieler Hinsicht gefährlich sein — die Gelegenheit, Menschenfischer zu werden, die sie bieten, ist doch unschätzbar.

Hier fand Hauptmann in der bildenden Kunst auch den symbolischen Ausdruck für das Tiefste und Letzte, was dem Dichter der „Weber" und des „Armen Heinrich" vorschwebte und was er in immer neuer Anstrengung unermüdlich mit immer neuen Mitteln und immer anderem Erfolg zu erreichen suchte.

Fünfmal führt Hauptmann in seinen Dramen Künstler vor, immer an wichtiger Stelle. Maler sind jene beiden Titelhelden Crampton und Kramer, dazu auch der in den Patriarchen Jakob verwandelte Künstler des Fragments „Das Hirtenlied", dem Hauptmann die eigene Sehnsucht nach dem großen Werk in den Mund legt. Neben ihm stehen der Glockengießer Heinrich und der alte Glasbläser der „Pippa". Daß kein Bildhauer gewählt wird, ist leicht erklärlich: zu schnell hätte man ihn auf den Dichter selbst deuten können, zu deutlich wäre die versteckte Aussprache. Aber der Plastik gehören jene andern beiden, die auf der Grenze zum Handwerk stehen. Heinrichs versunkene Glocke — „im Tale klingt sie, in den Bergen nicht" — hat man mit vollem Recht sofort als ein Symbol aufgefaßt: sie ist ein Gleichnis für das Werk des Dichters, das der Welt nicht klingen wollte, den mit so unendlicher Mühe wie keine andere Dichtung Hauptmanns vorbereiteten „Florian Geyer". Und ebenso wenig hat man verkannt, was freilich in dem Drama selbst fast zu deutlich ausgesprochen wird: daß Pippa dem leichten, entzückenden, schlanken, aber ach! wie Glück so leicht zerbrechlichen Ziergefäß von Venedig verglichen wird. Viel weniger hat man auf die merkwürdigen Äußerungen der beiden Maler geachtet.

An einem großen Werk hat Michael Kramer seit Jahren gearbeitet: an einem „Ecce homo". Ergreifend spricht er darüber: wie nur in Einsiedeleien das Echte, Tiefe und Kräftige geboren werde; wie einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre nötig sind — „da kommt dann der heilige Geist, wenn man so einsam ringt und wühlt. Da kann einem manchmal was zuteil werden. Da wölbt sich's, sehen Sie, da spürt man was . . . da hat man's, ohne daß man's will. Da sieht man den Heiland! Da fühlt man ihn!" . . .

Ein Ecce homo, ein Bild des verspotteten, in seiner Einsamkeit unter den Menschen göttlichen Erlösers — was bedeutet dies Bild? Ist es zufällig herausgegriffen aus der Fülle der bildmäßigen Motive? Hat etwa Guido Renis gefeiertes Gemälde es dem Dichter so an-

getan, wie die Erzählungen des rasch wieder vergessenen Russen Garschin dem Verfasser der „Einsamen Menschen"?

Doch wohl nicht. Michael Kramer selbst, wie wir ihn sehen, im zornigen Ringen mit seinem Sohn, an der Bahre Arnolds — er ist ein irdisches Abbild jenes biblischen Gemäldes: der Erlöser, mit Hohn und Spott zurückgewiesen, gekrönt mit Dornen, und doch ein um so größerer König in Schmach und Schmerz. Aber das Symbol paßt nicht auf das eine Drama bloß, dem es angehört. Hannele in der schmerzhaften Verklärung ihrer Erlösung, einsam und unverstanden unter den Schächern, und auf der andern Seite Florian Geyer, dem der Feldherrnstab zum Rohrzepter wird und der Helm des Heerführers zur Dornenkrone, Jau, der ein Spottkönig wirklich ist, der arme Heinrich, wie er aus dem grenzenlosen Elend des Verstoßenen zum inneren Königtum sich durchringen muß — Variationen sind es alles des großen Motivs von dem König mit der Dornenkrone, von dem Auserwählten, den seine fürstlich traurige Einsamkeit es so furchtbar fühlen läßt: sehet, was ist ein Mensch!

Aber das ist nur die inhaltliche Bedeutung des Ecce homo. So weit ist es nur ein Gleichnis mehr für jene Tragik der Auserlesenen, die von den Künstlertragödien der Romantik her auf Ibsen und Zola, auf ihren Schüler in den „Einsamen Menschen" übergegangen ist. Mehr noch, und mehr als der Dichter selbst ahnte, bezeugt das Symbol in anderer Hinsicht für seinen Dichter.

„Ecce homo" — das wird von Christus gesagt; aber unwillkürlich legen wir es ihm selbst in den Mund. Vielmehr: das Bild selbst spricht es aus. Wir sehen den Erlöser, ausgestellt zur Verhöhnung, einsam unter seinen Verspottern — und diese Gruppe scheint uns zuzurufen: was ist der Mensch? Die bloße Zusammenstellung, gerade diese Gestalt mit diesem Ausdruck, gerade er so zum Hohn ausgeschmückt, unter diesen Gestalten, deren wilde Umrisse uns an den Hexensabbath „Vor Sonnenaufgang" gemahnen mögen — diese stumme Gruppe spricht, schreit...

Und Crampton denkt mit Stolz zurück an sein Meisterwerk: den Mänadentanz — den plastisch wohl Hauptmann selbst einst träumte und plante. „Wissen Sie, was Genelli sagte, als er den Carton sah? ... Es gibt nur zwei Menschen, die so eine Contour zeichnen: Sie, Crampton, und ich." Die großen Contouren, die stolzen Umrisse des armen einsamen Bonaventura Genelli — was bedeuten sie? Was bedeutet ein großer Umriß? Er spricht, er spricht lauter und deutlicher als mühsame Kleinmalerei: er fängt die Summe der Bewegung auf, verdichtet sie,

läßt sie sprechen. Das ist der große Umriß Schillers: Posa und Philipp, die Szene sei dramatisch noch so fehlerhaft, historisch noch so unmöglich, psychologisch noch so willkürlich — die beiden Gestalten nebeneinander verdichten eine große Bewegung, sprechen den Gedankengang des ganzen Dramas aus.

Und Crampton, der naive Künstler, nicht Kramer, der philosophierende Grübler, spricht auch das letzte und merkwürdigste Gleichnis aus, das Hauptmann, wieder fast unbewußt, für seine eigene Kunst fand — für die, die ihm vorschwebte, mehr noch als für die, die er übte. Mit halber Ironie spricht er davon, mit jener Keuschheit, die das Höchste lieber durch Herabsetzung verhüllt als anpreist — wie Kramer sein „Sehen se! hören se!" nur allzuhäufig in die Darlegung der höchsten Empfindungen einfließen läßt. „Ich hätte eine recht nette Idee im Kopfe. Ich hatte mir gedacht für den Plafond, wissen Sie, ein rundes Bildchen. Etwa den Naturlaut. Da hatt' ich mir gedacht ein Meer, wissen Sie, den Ozean und den Sturm, der ihn aufwühlt. Und mitten im Ozean da hatt' ich mir einen Felsen gedacht und Giganten, die den Felsen auseinanderreißen. Und aus dem Spalt, wissen Sie, da sollte das Feuer hervordonnern, ja es müßte förmlich hervordonnern, mein Lieber."

Man hat über diesen Plan des verunglückten Künstlers gelächelt, ihn als philosophische Abstraktion gerügt. Das lasse sich nicht malen. Freilich, was wir sonst „Naturlaut" zu nennen pflegen, das läßt sich nicht malen. So nennen wir jene einfachsten, instinktiven Laute, die mit physiologischer Notwendigkeit sich der Brust des Kindes, des Wilden, des Kranken entringen und die deshalb gleich sind bei dem Papua und dem Eskimo oder dem Kind unserer raffinierten Erziehung — Alexander Humboldts Sekretär Buschmann hat gelehrt über sie gehandelt und dann den Nachlaß seines Meisters mit dem Naturlaut der Bettelhaftigkeit Kaiser Napoleon III. zu Füßen gelegt. Aber das meint ja Hauptmann selbstverständlich nicht! Was er meint, ist der Laut, den die Natur selbst ausstößt in ihrer Pein, die große, gemarterte Natur: der als Feuer hervordonnert aus dem Spalt der zerrissenen Felsen. Das Feuer donnert hervor — das optische Bild vermischt sich mit dem akustischen, wie der Umriß des Mänadentanzes schreien würde. Die Giganten zerreißen inmitten des vom Sturm gepeitschten Ozeans den Felsen — ein Bild nach Böcklin, von dem und von dessen Entwürfen für das Breslauer Museum Crampton ja spricht. Und Böcklins

Meeresidylle, spricht sie nicht? Entringt sich ihr nicht ein Ruf? Hat Millet nicht dem „cri de la terre“ zum Ausdruck verholfen? Die Anordnung der Gestalten allein, die Contour setzt sich für unsere Sinne in vernehmbare Laute um — die Natur selbst gibt ihren Laut von sich und der Dichter braucht ihr nicht erst Worte in den Mund zu zwängen.

Das ist Hauptmanns künstlerisches Ideal, festgehalten durch alle Perioden, oft erreicht, oft verfehlt: Gestalten so zusammen zu ordnen, daß aus ihrer notwendig gewordenen, unauflösbar gewordenen Verbindung der Schrei der Natur selbst sich entringt — daß nicht sie sprechen, jeder für sich, sondern die Gruppe, alle zusammen — daß das Bild spricht.

Um an dem vollendetsten Beispiel dies gleich zu verdeutlichen: „Rose Bernd“ ist um einen Schrei gedichtet, wie so viele Dramen um eine Situation, der „Nathan“ um der Ringfabelszene willen und „Tell“ wegen des Apfelschusses. Das arme, fröhliche, schöne, von Herzen reine Bauernmädchen inmitten roher Begierlichkeit oder scheuer Frömmigkeit, von allem was sie umgibt bedrängt, verfolgt, geängstigt — die ganze Situation spricht sich aus in ihrem erschütternden Schrei: „Ich hab' mich geschämt! Ich hab' mich so geschämt!“ Sünde, Lüge, Verbrechen aus gereiztem Schamgefühl — das ist die Silhouette dieses Trauerspiels, das ist der Naturlaut, den sein Umriß herausschreit in die Welt.

Und wie entwickelt sich nun diese Aufgabe bei unserm Dichter? Die große, schwere Aufgabe, aus der Zusammensetzung der Gestalten allein die Natur sprechen zu lassen, ihre Sprache zu verdichten zu einem Schrei, jedes Wort der Gestalten, jede Szene und jede Szenerie diesem Zweck unterzuordnen und gehorchen zu lassen? Die Gruppe, die dramatisch bewegte Gruppe sprechen zu lassen und nicht die einzelne Figur?

Das für Gerhart Hauptmann „vorhistorische“ „Promethidenlos“ hat noch nichts davon: es ist ganz Lyrik, persönliche Aussprache erregter Gefühle, obendrein in der Form von Byron abhängig wie viele Verse des „Bunten Buches“ von Heine. Die Reise nach Italien und Spanien, die Breslauer Bildhauerakademie, das philosophische Studium in Jena lagen hinter ihm, als er in dem Berliner Vorort Erkner — dem Schauplatz des „Biberpelzes“ — unter den jungen Naturalisten von damals, den Zola-Verehrern Leo Berg, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, den Zola-Überbietern Arno Holz und Johan-

nes Schlaf sein Zelt aufschlug. Von da an datiert der Gerhart Hauptmann, der uns angeht.

Eine lyrische Natur unter Naturalisten — das wäre die Formel für den Gerhart Hauptmann von Erkner, wäre sie nicht ungerecht gegen die Bölsche, Wille, Schlaf, die jeder in sich den Lyriker auch noch entdecken sollten. Aber jene überzeugte Anhänglichkeit an das naturalistische Dogma, die den jungen Mannen vom Verein „Durch" eigen war, saß schon damals ihm nicht in Fleisch und Blut; und eben weil er noch mit sich zu kämpfen hatte, begrüßte er in der Widmung des Dramas „Vor Sonnenaufgang" die „konsequenten Realisten" Holz und Schlaf (damals in das nordische Pseudonym „Bjarne P. Holmsen" vermummt) so dankbar als Erretter. Eine lyrische Natur unter Naturalisten — das wäre die Formel für Helene in jenem Erstlingsdrama, für den einen Bruder im „Friedensfest", für Johannes Vockerad in den „Einsamen Menschen", für Hannele, fast auch für Crampton — für fast alle Dramen seiner beiden ersten Perioden, die ich bis zum „Florian Geyer" (also 1887—95) rechne, so viele Entwickelungsstufen sie übrigens in sich faßt. Denn was war ein Naturalist im damaligen Sinne des Wortes? Ein Mann, der mit völliger Verleugnung seines Selbst — das „Temperament" hat ja Holz auch noch aus der berühmten Zolaschen Formel vom Wesen des Kunstwerks getrieben — ein Stück Natur unmittelbar wiedergibt. Nichts also von jenem Zusammenordnen, das Gerhart Hauptmann vorschwebte — denn er war ein Künstler von Beginn an und kein Kopist von Zufälligkeiten; nichts von jenem Schrei der Natur, den er hören wollte — denn er war Lyriker, fühlte sich ein in die Zustände und bedurfte aus dieser Einfühlung heraus der entlösenden Entladung im lyrischen Aufschrei. Sie aber wollten nur ein Stück aus der Wirklichkeit herausschneiden und in verkleinertem Maßstab — die einzige erlaubte Abweichung! — auf dem Modelliertisch nachformen. Und ihre sichere Technik, aus klarer Tendenz und fester Energie entsprungen, imponierte dem unsicher Suchenden.

So entsteht seine Erzählung „Bahnwärter Thiel", und ein Drama, „Der Säemann", von Arno Holz leider mit dem so schlecht zitierbaren Titel „Vor Sonnenaufgang" umgetauft. Noch keine klaren Gattungscharaktere: die Novelle dramatisch in dem plötzlichen Einbruch der furchtbaren Handlung, der Ermordung der Gattin durch den Gatten; das Drama episch in den breiten Szenenangaben, die zugleich dem lyrischen Bedürfnis des Dichters Raum geben. In beiden, soweit sie

dramatisch sind, schon jenes Schema, das für Hauptmann bis zum „Fuhrmann Henschel" maßgebend blieb und das so viel Nachahmer fand und finden mußte. Ich habe es „das Drama des reifen Zustandes" benannt: alle Seelenzustände sind auf das äußerste gespannt; die dramatische Handlung hat weder umzubilden noch zu entwickeln, nur zu entladen. Helene ist, gerade wie der unglückliche Bahnwärter, durch den fortwährenden Zusammenstoß ihrer zarteren Seele mit der rohen Umgebung so gereizt, so gleichsam geladen mit Elektrizität, daß das erste Ereignis alles in ihr zur Explosion bringen muß: Loths leichtsinnige Liebelei und unverantwortlicher Rückzug tun bei ihr denselben Dienst, wie der Tod des Kindes bei Thiel.

Man sieht sofort, wie dies Schema — das besonders deutlich in dem Hauptwerk seiner zweiten Periode, den „Webern" hervortritt — mit jenem noch ganz unklar vorschwebenden neuen, aber gänzlich unnaturalistischen Kunstideal zusammenhängt. Auch hier kommt ja in technischer Hinsicht alles auf die Zurüstung an — „in Bereitschaft sein, ist alles", sagt Shakespeares Brutus —; die Handlung bildet die Charaktere nicht, entwickelt sie nicht einmal, sie entlädt sie nur.

Aber das „Drama des reifen Zustandes" erfüllt doch noch nicht ganz die Forderung, die dem Dichter vorschwebte — erfüllt sie wenigstens nicht in seinen Erstlingen. Denn hier steht er noch zu stark unter fremdem Einfluß: unter dem Zolas in der Novelle, unter dem Ibsens im Drama — schon in dem ersten Werk, noch mehr freilich in den „Einsamen Menschen".

Auch Ibsens Drama steckt zur größeren Hälfte unter der Erde, wie die Figuren Rodins im Stein; auch hier dient die Handlung nur der Offenbarung vorhandener Zustände, nicht, wie bei früheren Dramatikern (Goethe im „Tasso" ausgenommen) der Herbeiführung neuer Zustände. Wie oft hat man gesagt, die Dramen des großen Norwegers seien nur fünfte Akte! Aber was er will, ist etwas ganz anderes, als was Hauptmann erstrebt. Ibsens Drama ist experimentell: er will seine Gestalten kennen lernen, indem er sie auf die Probe stellt. „Dichten heißt Gerichtstag halten." Deshalb bilden den Höhepunkt seiner Dichtungen immer die großen Auseinandersetzungen, die Szenen, in denen Frau Alving und Oswald, oder Rosmer und Rebekka im Drang der Ereignisse ihr letztes Geheimnis enthüllen. Nicht zum Laut der Natur — zum Lautwerden der Seele will Ibsens Drama führen. Nicht ein Lyriker hat diese Werke geschrieben — so viel sie

an lyrischer Schönheit enthalten — sondern ein Psycholog, ein Sozialpsycholog.

Und auf dies Vorbild weist die Technik in „Vor Sonnenaufgang". Es wird viel zu viel darin gesprochen, doziert, verhandelt. Vor allem aber: die Anlage ist noch zu gewaltsam. Es mag möglich sein, daß in dieser bestialen Umgebung Helene sich so behaupten konnte — daß sie aber unter Larven die einzig fühlende Brust ist, wirkt zu berechnet, um naturalistisch heißen zu dürfen. Und vor allem geht der Schluß — wie in den „Einsamen Menschen" ist es Ibsens beliebtester Ausgang: ein Selbstmord — nicht aus der Gesamtanlage hervor, sondern aus einem zuletzt plötzlich in die Mischung geworfenen fremden Element. Daß Loth ein Prinzipienreiter ist, der aus doktrinären Gründen die Tochter der Trinkerfamilie schnöde verläßt — das hat mit dem ganzen Umriß nichts zu tun; das fälscht das Experiment, wie eine während seines Verlaufs heimlich zugegossene Flüssigkeit. Die Rechnung geht nicht auf; der Dichter war nicht imstande, aus der Gruppierung der Figuren allein ein klares Ergebnis zu erzielen. Wie viel er dennoch bot, und Neues bot, das ist hier nicht zu erörtern, wo es uns nur auf seine Gesamtentwickelung ankommt.

Ein zusammengehöriges Paar bilden wieder „Friedensfest" und „Einsame Menschen" — Familientragödien unter Ibsens wachsendem Einfluß. Hier wird durch die natürliche Geschlossenheit der Familie die Gruppierung der Gestalten gegeben, die im „Sonnenaufgang" künstlich herbeigeführt werden mußte; nur kommt in dem zweiten Drama ein fremder Gast hinzu, Anna Mahr, deren Eintritt und Wirkung denn auch nicht völlig glückt. Das „Friedensfest" gibt das erschütternde Bild einer im engsten Raum zusammengepferchten Fünfzahl von Menschen, die nicht miteinander leben können — und miteinander leben müssen. Nichts ist in ihrer Zeichnung und Gruppierung gewaltsam oder unwahrscheinlich; vielmehr ist es wahrhaft genial durchgeführt, wie gerade die Ähnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern diesen entsetzlichen Zwang und Gegensatz schaffen. Auch die von außen gleichsam an den Käfig herantretenden Gäste sind in ihren Beziehungen zu der Familie Scholz einfach und sicher in die große Linie aufgefangen. Aber — zum Aussprechen des Gesamtinhaltes kommt es nicht; auch hier noch wird zu sehr in Ibsens Weise diskutiert, zu absichtlich mit dem Fragezeichen geschlossen.

Die „Einsamen Menschen", Schlenthers verzogenen Liebling, stelle ich lange nicht so hoch. Sie sind, wie mir scheint, von

allen Werken Hauptmanns das am wenigsten originelle. Der Held ganz Eilert Lövborg (aus „Hedda Gabler"), ein angebliches Genie, das auf der Jagd nach dem „großen Werke" über Frauenschlingen stolpert; der Konflikt zweier Generationen in zu breiter Absichtlichkeit, der Selbstmord ein Verlegenheitsmittel. Ein Fortschritt liegt nur in der höheren Bildung der Figuren. Zuerst hält Hauptmann sich fast ängstlich an den Naturlaut auch der Einzelfigur: Idioten, Betrunkene, Ekstatiker, Paralytiker lallen ihr halbes Wort, als spreche damit die Natur sich deutlicher aus als in dem klaren Wort einer edlen Natur. Etwas von diesem primitiven Respekt vor der Heiligkeit der Toren und Unmündigen bleibt dem Dichter, der die Weber und Crampton, Hannele und den Biberpelz, die Versunkene Glocke und Fuhrmann Henschel, Schluck und Jau und Michael Kramer, den Roten Hahn und den Armen Heinrich, Rose Bernd und Elga fast mit pedantischer Regelmäßigkeit Pendantpaare bilden läßt, um jedesmal zu versuchen, ob die Glocke wie im Tale so auch auf den Bergen klinge. Aber er macht sich doch frei von jener Befangenheit, die fast nur zu stammeln wagt, und in der naturalistische Doktrin und natursehnsüchtiger Instinkt zusammen wirkten.

Nun aber folgt sein erstes großes Werk, nicht in jeder Hinsicht von ihm später überboten: „Die Weber". Ein ungeheurer Fortschritt! Bis jetzt mußte der Dichter immerhin die Figuren zusammensuchen, wobei etwas Künstliches schwer zu vermeiden war; nun packte er mit gewaltigem Griff eine ganze große, aber in sich geschlossene Welt — ein Griff, wie er zum zweiten Male nicht glücken konnte. Die historische Umgebung des „Florian Geyer" hat keine bestimmten Schranken, es könnten immer noch mehr dazu kommen, oder fehlen; die schlesische Weberbevölkerung der vierziger Jahre bildet eine Einheit mit festem Umriß. Verwandtschaft, Sitte, Tradition, Religion, vor allem aber die Not haben sie zusammengepreßt zu einem großen Klumpen Ton gleichsam, zu einer wimmelnden Menge armseliger unglücklicher lichtloser Erscheinungen. Wieder ist es ein Drama des reifen Zustandes, denn das Elend hat seinen Gipfel erreicht; der Ärmste selbst kann es so nicht länger ertragen. Und die Empörung, der Sturm auf das Haus des Fabrikanten, aber auch der religiös gefärbte gläubige Haß des alten Hilse — all dies sind nur Variationen des einen erschütternden Schreis: „Der Mensch muß doch ein einziges Mal einen Augenblick Luft bekommen!" Einen Augenblick lang — dann ist die Rebellion niedergeworfen, dann verrät uns der Schreck der Andern, wie im „Sonnenaufgang" Helenens so hier des alten Hilse stummen

Tod — der Schrei ist vorüber, ausgeklungen, verhallt, was mit elementarer Macht aus dieser Welt, aus dem Gesamtgefüge dieser Welt hervorbrach — „donnerndes Feuer".

Im „Crampton" finden wir jene Tendenz der „Einsamen Menschen" gesteigert: der menschlichen Natur in höher organisierten Vertretern zum klaren Ausdruck zu verhelfen. Das Elend der Kreatur ringt sich zu größerer Bewußtheit durch — wir dürfen bei dem Dichter des Rautendelein und der Pippa wohl mit einem Anklang an naturphilosophische Kunstausdrücke reden — und verkörpert sich nicht mehr in den dumpfen gedrückten Interjektionen der Sprachunfähigen, sondern in den beredten Aphorismen eines Künstlers. Dieser aber steht doch nicht recht mit den andern im Zusammenhang. Mit einem gewissen Eigensinn hat Hauptmann die Gestalten, die Crampton sozusagen mit Klammern an seinen Platz befestigen, von der Bühne entfernt: die Kollegen, die Gattin, den Herzog. So ist nur eine psychologische Einzelstudie entstanden, in der alle andern Gestalten lediglich dem Herausarbeiten der einen dienen, zum Teil auch nur der Bewegung einer geringen Handlung: so flache Figuren wie die Strählers findet man in Hauptmanns Dichtungen nirgends wieder.

Aber auf die Skizze folgt wieder eine groß angelegte Skulptur: „Hanneles Himmelfahrt". In gewissem Sinne stellt dieses Drama auf höherer Stufe eine Vereinigung von „Sonnenaufgang" und den „Webern" dar. Eine zart organisierte Natur, feiner noch und lyrischer als Helene, gepreßt und am Atmen gehindert von einer unglücklichen Umgebung, die aber nicht, wie in dem Erstlingsdrama, als eine unwahrscheinliche Häufung von Bestien erscheint, sondern wie in den „Webern" als das notwendige Produkt trauriger sozialer Verhältnisse. Hannele ist die Verköperung aller besseren Sehnsucht, die in diesen Armen und Elenden lebt, die Verkörperung jener Sehnsucht, einmal frei aufzuatmen — und das ist hier wie in den „Webern" die Tragik, daß der erste freie Augenblick der letzte des Lebens ist, wie bei Schwerkranken. Hannele aber kann diesen Atemzug aus reinerer Luft nur im Traum gewinnen, in einem Traum, den wiederum nur die letzte Not, die Ekstase der Sterbenden so poetisch und beglückend bilden kann. Dabei bleibt der Dichter Realist und schafft mit feinster Traumpsychologie die goldene Stadt aus Elementen von Hanneles wirklicher Erfahrung. Ein Meister tritt in seinen Gesichtskreis, der dem Nachfolger Zolas und Ibsens noch fern lag: der Dichter des „Traum ein Leben": hat doch in „Elga" Hauptmann

eine Erzählung Grillparzers nochmals mit dem Schleier des Traumes überdeckt!

„Hannele" ist durchaus Zustandsmalerei: der Lyriker Hauptmann konnte sich hier in naturalistischer Form ausleben. Nur hier hat er diese glückliche Vereinigung gefunden: in den späteren Versdramen — außer dem „Armen Heinrich" — oder Halb-Versdramen ist nur zu oft die Lyrik unorganisch in realistische Handlung eingesenkt. Aber die eigentliche Aufgabe des Dramas bleibt doch: Personen in Bewegung, d. h. in innerer Entwickelung vorzuführen — innerer Entwickelung, die durch äußere Gesten vermittelt wird. Dieser Auffassung des Schauspiels wendet sich in lebhaft bewegter Handlung der „Biberpelz" wieder zu, Hauptmanns geistreichste Erfindung. Es ist ein sozialpolitisches Drama: der Umriß der Fabel symbolisiert die öffentlichen Zustände da, wo der preußische Junker als schneidiger Hort der Staatsinteressen das große Wort führt. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, die Diebin zum Musterbild bürgerlicher Tüchtigkeit, und der auf seinem Recht bestehende Idealist zum staatsgefährlichen Subjekt. Die natürliche Sprache dieses Schauspiels ist die überlegene Ironie, die sich vor allem in der Gestalt eben der Mutter Wolffen verkörpert — vielleicht der rundesten lebensvollsten aller Gestalten ihres Schöpfers; und dem entspricht die gleichsam ironische Technik, die die Geschehnisse erst nach und nach aufklärt, nachdem sie den Hörer erst getäuscht hat. Ein dritter großer dramatischer Lehrmeister zeigt sich: der, der den „Zerbrochenen Krug" schuf. Man hat so oft über die „Abhängigkeit" Hauptmanns gescholten — und für die Shakespearismen in der „Glocke" und „Schluck und Jau" mit vollem Recht. Sonst aber haben wir uns darüber zu freuen, wie ein einsamer Grübler sich entwickelt, immer neue Berührungsflächen für Welt und Dichtung gewinnt, immer besser lernt zu lernen und mit immer neuen Werkzeugen seine innere Notwendigkeit ausdrückt!

Ich brauchte vorhin den Ausdruck „Erfindung", und in der Tat ist ja hier mehr Erfindung im eigentlichen Sinn: wo sonst nur ein Mindestmaß von Handlung die Zustände verdeutlichen sollte — was geschieht denn im „Sonnenaufgang" oder den „Einsamen Menschen"? wie wenig auch im „Friedensfest" oder „Crampton"! —, ist hier eine wirkliche „Fabel" vorhanden. Natürlich sind die Diebstähle von Pelz und Holz auch nur Symbole eines Zustandes, der vor lauter politischer Schneidigkeit dem Verbrecher gegenüber wehrlos wird, und heroisch hat Hauptmann eben deshalb dies Geschehnis verdoppelt, um seine typische Bedeutung — auf

Kosten der dramatischen Wirkung! — hervorzuheben. Aber die unmittelbare Verwandtschaft von Zustand und Handlung bleibt doch eine zweiten Grades: verwachsen sind sie nicht miteinander wie der Aufstand der Weber, wie Traum und Tod Hanneles.

Diese organische Verbindung von Zustand und Handlung strebt Hauptmanns großartigster Versuch an: „Florian Geyer". Auch dies Werk ist, wenigstens der Absicht nach, eine Wiederholung der „Weber" auf höherer Stufe. Die nach dem freien Atemzug ringende Verzweiflung der Bedrängten tritt in viel größeren Dimensionen auf: statt des armen Weberaufstandes der furchtbare Bauernkrieg. Und die poetische Wirkung wird durch die historische Ferne gesteigert; gleichzeitig freilich wird auch die Schwierigkeit, so entfernte Zustände greifbar zu reproduzieren, unendlich vergrößert. Damit ändern sich alle Verhältnisse. Die zerdrückten Weber haben keinen Raum für Individualität: den Bauern aber wächst aus ihrem Riesenkörper ein Kopf empor: Florian Geyer, der bauernfreundliche Ritter. Auch er ist, wie Hannele, eine Verkörperung der besten Sehnsucht, die rings um ihn glüht und dämmert; sein Leben, sein Kampf, sein Tod sind der laut gewordene Schrei der Zeit, wie Tells Schuß auf Geßler oder Wallensteins Verrat das Wollen ihrer ganzen Umgebung verdichten und greifbar machen.

Aber die große Konzeption gelang nicht völlig; die Glocke zeigte Sprünge und klang nur dumpf. Der Dichter war in der Mühe des historischen Nachschaffens stecken geblieben: Florian Geyer hebt sich nicht frei genug über die Masse, um aussprechen zu können, was sie will; und diese Masse selbst ist zu umfangreich, um von dem Hörer bewältigt zu werden. Merkwürdig: indem Hauptmann sich an das historische Drama wagte, das den Doktrinären des Naturalismus ein abgetanes Ding war, indem er die Pfade des „Tell" und der „Hermannsschlacht" beschritt, nun auch zu Schiller geleitet, gerade da ward er im technischen Sinn Naturalist! Vereinfachend, auswählend waren „Sonnenaufgang" und „Weber"; jetzt sollte statt der Typen womöglich die ganze Wirklichkeit gebracht werden! Das war unmöglich; das Drama verlangt, wie jede Kunst, Auswahl und Vereinfachung. Wir könnten nicht leben, sollten wir mehr als eine ganze Wirklichkeit erleben; so müßte die Last uns erdrücken.

Aber dem kühnen und großartigen Versuch gegenüber war die rohe Aufnahme unverantwortlich. Hauptmann ist weder eine bureaukratisch übelnehmende Natur wie Grillparzer, der für die schändliche Be-

handlung seines historischen Lustspiels alle Bühnen der Welt mit Schweigen bestrafte, noch besitzt er die kriegerische Energie I b s e n s, der sich an seinen Feinden durch das Spiegelbild im „Volksfeind" rächte: er ist ein sensitiver Lyriker. Der Notschrei seiner eigenen Seele ward das Märchendrama von der „V e r s u n k e n e n G l o c k e".

Darin aber liegen eben die Gefahren und Ungleichheiten dieser Dichtung. Sonst stand Gerhart Hauptmann mit innig horchendem Ohr der Natur gegenüber und lauschte ihren Klängen; jetzt sucht er den eigenen Hilferuf ihr in den Mund zu legen. Deshalb braucht er mancherlei Hilfsmittel. Das Symbol wird viel und nicht immer deutlich benutzt: neben das schöne klare Sinnbild der Glocke als Gleichnis für das Werk des Dichters treten die drei Becher mit ihrer mystischen Bedeutung. Rautendelein, der bezaubernde Reiz der lieblichen Landschaft, Nickelmann, etwa der Vertreter der dumpfen Tierwelt — sie mögen noch von der schillernden Mehrdeutigkeit allegorischer Gestalten nur so viel haben, als die Dichtung braucht, um nicht trocken lehrhaft zu werden; aber die Wittichen? Ist sie etwa der Geist heimischer Art? Schon kündigt sie an, was für „Pippa" verhängnisvoll wird: eine Neigung, zwischen musikalischem Gleichnis und lehrhafter Allegorie unsicher hin und her zu schwanken. Bei Rautendelein überwiegt, wie bei Pippa, das musikalische Element und sie wird ein glaubhafter Klang der Natur, wie jene, von denen Märchen erzählen, wenn sie von den Nixen und geheimnisvollen Harfen erzählen; bei der Wittichen spürt man fast nur — das Bedürfnis des Dichters, schlesischen Dialekt zu verwenden. Und so stört denn auch sonst und verstimmt die merkbare Absicht des Dichters: wenn der Barbier in shakespearisierenden Floskeln redet, oder Heinrich in dunkler Naturphilosophie. Ergreifend wirken lyrische Töne wie beim Wiedererscheinen der Kinder; aber ein Drama, aber ein in geschlossener Notwendigkeit abrollender Verlauf entstand nicht, weil die eigene Empfindung alle Augenblicke dem Künstler das Konzept verschob.

Die Unsicherheit, die dies Werk innerlich nicht fertig werden ließ, hat andere gleichzeitige Dichtungen Hauptmanns auch äußerlich unfertig bleiben lassen. Mit anderen Entwürfen, die nicht einmal bis zum Fragment reiften, gruppieren sich um die „Versunkene Glocke" zwei Fragmente — „Helios" (von 1896) und „Das Hirtenlied" (1898) und eine Skizze „Elga" (1896). Die beiden Fragmente sind, wie die „Glocke", als Bekenntnisse zu verstehen. In ergreifender Weise führt „H e l i o s" die Sehnsucht einer im dunklen Nebel des Nordens verschmachtenden Seele

nach Licht und Wärme vor. Symbolisch ist das zu verstehen, doch aber auch wörtlich: wie Ibsen will der nordische Dichter sich „in südlicher Pracht" erwärmen und begeistern. Das letzte Wort aber des Fragments ist dasjenige, das jetzt so oft aus Hauptmanns Dichtung klingt: „Traum".

Der schöne Knabe Helios unter den düstern Mannen und die ganze Situation erinnert an Kleists tragisches Fragment „Robert Guiscard", mit dem der Entwurf übrigens sonst nur eben teilt, daß er leider Entwurf blieb.

Mehr bietet das merkwürdige „Hirtenlied". Wie in „Schluck und Jau", „Elga", „Pippa" und vor allem „Hannele" spielt der Dichter mit Traum und Wirklichkeit, die er kunstvoll ineinander übergehen läßt. Den verzagten Künstler tröstet der Engel Gottes. Der Dichter, der heraus möchte aus der Elendsmalerei, zu der ihn der Naturalismus zwingt, schreit verzweifelt auf:

> Durch abgelegne Gassen muß ich schleichen,
> In Keller kriechen, die nach Fusel duften,
> Muß Speise schlingen, die mich ekelt, muß
> Gestank, verdorbne Dünste in mich atmen.

Ihn ekelt vor der Großstadt und ihrer Häßlichkeit:

> Hier gleicht die Nacht dem Tag, der Tag der Nacht —
> Hier sind der Schrei der Luft, der Schrei des Wehs
> Zwei Brüder: Zwillingsbrüder! Mehr als das:
> Ganz eins sind beide, unzertrennlich eins.
> Und immer gellt der eine, gleiche Schrei
> Gehetzter Kreatur!

Er dürstet nach Frieden, und nichts hält ihn mehr in der Öde des Lebens, als daß er nach seinem Werke trachtet. Rahel am Brunnen möchte er malen, patriarchalische Einfachheit, Stille der großen Wüste, möchte wie Goethe im „Diwan" Patriarchenluft kosten, um sich an der schlichten Quelle urzeitlicher Zustände zu erholen. Aber — „Wie willst du malen, was du nie gesehen?" — Es ist die Frage, die der Naturalismus dem Dichter des „Florian Geyer" entgegenwarf. Er aber beantwortet sie tiefsinnig. Der Künstler hat Rahel und Lea, Jakob und Laban gesehen; unter ihre Herden führte ihn der Engel des Herrn und er fühlte sich ein in ihre Zustände und war selbst Jakob der Patriarch, und diente sieben Jahre um Rahel — und Lea ward ihm zuteil; und er diente nochmals sieben Jahre.

An lyrischer Schönheit und poetischer Anschaulichkeit übertrifft keine

Dichtung Hauptmanns dies Fragment. Man möchte auf ihn die schöne Schilderung des Engels anwenden:

> Er wirft sich in den Raum! Die Flügel breiten
> Sich aus wie Segel. Ruhig trägt er sich
> Fort, über Täler, Flüsse, höchste Wipfel
> Und eilig folgt sein Schatten übers Erdenreich.

Ob es aber dem Künstler gelungen wäre, aus dieser malerischen Zustandsschilderung den Naturlaut des urzeitlichen Friedens so klar herausklingen zu lassen, wie aus jenen Klagen der Schrei der großen Stadt klingt — wer will es sagen? Der Dichter selbst besaß jedenfalls die Kraft nicht, weiter um Rahel zu dienen; mit dem „Fuhrmann Henschel" lenkt er vielmehr seine Schritte zurück in die „abgelegenen Gassen" des Elends.

Wie hier der Engel, muß ein andermal ein Genie ihn leiten. In „Florian Geyer" suchte er historische Wirklichkeit naturalistisch auf die Bühne zu bringen. Nun nimmt er einen Stoff auf, den schon ein großer Dichter geformt, und entfernt ihn durch weitere Kunstmittel von der Realität. Mit seinen Gestalten will er sich einleben in eine Novelle Grillparzers, das „Kloster von Sendomir", in der ihn eine ähnliche Fabel wie im „Henschel" reizte: die Zerstörung einer gläubig vertrauenden Seele durch die Schlechtigkeit der Frau. Packend ist die Handlung hingeworfen, skizzenhaft die Charaktere, dafür aber die dramatischen Wirkungen, denen er sonst auswich — im „Armen Heinrich" ist die Hauptszene der alten Fabel hinter die Szene, ja, in die Erzählung verlegt! — stark ausgearbeitet. Aber über den wilden Schluß breitet der Traum einen Schleier. Alles war nur ein Traum, wie in „Schluck und Jau". Vielleicht hat der deutsche Ritter sich den ganzen grausigen Vorgang nur aus der Erscheinung des Mönches herausphantasiert: er ist Deutscher, die polnische Leidenschaftlichkeit ist ihm an sich etwas Phantastisches.

So führen alle diese tastenden Versuche scheinbar nicht weiter: aus der Elga-Fabel wird wieder ein naturalistisches Drama, und statt der königlichen Hirten träumen schlesische Vagabunden das Märchenspiel „Schluck und Jau". Aber nach dieser Krisis finden wir einen neuen Gerhart Hauptmann. Mit dem lyrischen Märchendrama tritt Hauptmann nämlich in eine neue Epoche ein, die einen technischen Fortschritt aufweist. Bis dahin hatte Gerhart Hauptmann mit „festen Charakteren" gearbeitet. Es war ein Dogma des Naturalismus, daß die Charaktere unveränderlich seien; und freilich enthielt dies eine notwendige Reaktion

gegen die Willkür, mit der die Epigonen der Klassiker (und mehr noch die Virtuosen des Tagesschauspiels und Lustspiels!) die Charaktere umstülpten — wie einen Handschuh, pflegten Schienther und Brahm zu sagen. Aber das neue Dogma riß in das andere Extrem: gegen alle Psychologie bannte es gleichsam in jeden Körper eine eiserne Seele, die kein Unglück und kein Glück umschmieden konnte. Hiervon macht Gerhart Hauptmann sich nun frei: er hatte in sich selbst eine Entwickelung gefühlt — er nimmt in sein Drama die Entwickelung von Charakteren auf. Damit erschwert er sich die Aufgabe: statt mit festen Faktoren muß er mit beweglichen rechnen; aber er erhöht die Lebenswahrheit und den dramatischen Reiz.

Wie bedeutende Dramatiker oft auf ihre eigenen Motive zurückgreifen — Ibsen ist das berühmteste Beispiel —, so nimmt Hauptmann sein Anfangsstück, den „Bahnwärter Thiel" wieder auf; „Michael Kramer" zeigt zum „Kollegen Crampton" Beziehungen, engere noch der „Rote Hahn" zum „Biberpelz", losere „Schluck und Jau" zu „Hannele". Es gilt, den bisher einfarbig hingeschriebenen Umriß in wechselnden Nuancen zu kolorieren.

Wenn also der in Dumpfheit befangene Bahnwärter wahnsinnig werden muß, um seine Tat zu vollbringen, so wird statt dieser plötzlichen Auflösung seiner Art in „Fuhrmann Henschel" eine langsame Umwandlung seiner Natur gezeigt. Hierbei ist zum Umschmelzen vor allem eine Macht verwandt, die auffallenderweise in den Jugendwerken des Dichters ganz zurücktrat: die Sinnlichkeit. Nur in dem einen Bruder des „Friedensfestes" zeigte sie sich, um nun in Schluck, in Arnold Kramer, in Flamm und Streckmann („Rose Bernd"), in Elga heiß emporzuschwelen, als sei in dem so lange jugendlichen Dichter erst jetzt der begehrende Mann erwacht. Sie im Bunde mit der Reue und dazu von außen her das geschäftliche Unglück — diese Dreizahl nagt an der Seele des braven, stillen Fuhrmanns, mit dessen Gestalt Hauptmann auch wieder in den Kreis jener stammelnden Instinktmenschen zurückkehrt, die „Sonnenaufgang" und die „Weber" erfüllen.

Aber die Zusammenordnung macht dem Dichter neue Mühe, der jetzt seinen Blick vor allem auf die Entwickelung der einen Figur hält. Die Familie des Restaurateurs vor allem wirkt als überflüssige, ja störende Zutat; die Einwirkungen auf Henschel gehen, zum Teil wenigstens, mehr aus dem dramaturgischen Bedürfnis hervor, als aus der Anlage der Charaktere und ihrer Stellung zu der zentralen Figur. In psychologischer

Hinsicht bedeutend, steht das Drama als Kunstwerk doch hinter der geschlossenen Einheit vieler früheren zurück.

Fast nur eine Episode, wie „Crampton", scheint „Schluck und Jau", und so hab' ich es auch früher selbst aufgefaßt; es hat aber doch mehr zu bedeuten. Zunächst ist es für das Entwickelungsstadium des Dichters bezeichnend. Die neuentdeckte Kunst, Charaktere umzuformen, begeistert ihn zu neuem Spiel:

> Der indische Gaukler läßt in wenig Stunden
> Aus einem Mangokern ein Bäumchen wachsen,
> Durch Zauberei. Mir aber ist zu Sinn,
> Als wär ich selber so ein Gaukler heut.
> Ich fiebre fast, es zu erfahren, Jan,
> Ob diese Pflanze wächst, ob sie erstickt.

Aber noch fehlt dem Experimentator die sichere Hand. Kühn und glücklich führt er den Versuch zunächst durch, läßt den aus dem Rausch erwachenden Vagabunden durch Schrecken, Staunen, Zweifel bis zum wilden Entschluß gehen, das Unglaubliche glauben zu wollen. Nun experimentiert der Held seinerseits mit den Hofleuten und geht — was tief beobachtet ist — tollkühn bis an die Grenze des Möglichen. Dann aber mußte das Experiment zu einem Ergebnis führen: feine Beobachter haben mit Recht darauf hingewiesen, daß Hauptmann nur schwankt, zu welchem. Soll Jau mit seinen größeren Zwecken wachsen und ein rechter Herrscher werden, wie Wilibald Alexis' falscher Waldemar? Soll er mit roher Brutalität die feige Angst der ans Dienen Gewöhnten zu jämmerlicher Sklaverei zwingen? Soll er sich nur die sinnlichen Freuden herausholen und den Rest dem Fürsten und den Hofleuten ins Gesicht schleudern? Auf jede dieser Lösungen wird hingedeutet; jede hätte einen guten Abschluß gegeben — aber der Dichter bleibt ungewiß und läßt die Fabel — wie in seiner Ibsen-Periode — stumpf auslaufen. Nur mit einigen philosophischen Betrachtungen verbrämt er den Ausgang; sie erinnern an Grillparzers Traumphilosophie in dem Drama, dem schon „Hannele" sich näherte.

In dieser Philosophie kommt aber auch das zweite Element zum Vorschein, das den Schöpfer dieser seltsamen Shakespeariade antrieb. Wir sahen ihn wiederholt aus der niederen Sphäre seiner ersten Dramen zu Figuren von feinerem Stoff aufstreben; die Glocke sollte wie in den Tälern so auch in den Bergen klingen. Hier nun reizt es ihn, beide Welten in innere Berührung zu bringen — nicht mit Sudermanns Vorder-

und Hinterhausapparat, sondern in derselben Seele. Der arme Schlucker träumt sich zum Fürsten, der Fürst spielt seinen Diener; und beides glückt, weil alle von einem Stoff sind, und weil alle Wahrheit Traum ist...

Dem nicht allzu lustigen Spiel folgt das tiefernste Künstlerdrama „Michael Kramer". In technischer Hinsicht ist es wohl Hauptmanns schwächste Leistung: überlange Einzelreden, mit Sentenzen von zweifelhaftem Wert beladen; zufällige Anwesenheit hinter der Thür, willkürliches Verschwindenlassen von Figuren — Michaels Gattin —, unmotiviertes Eintreten der Katastrophe, die gestern und vorgestern so gut eintreten konnte wie heute. Aber ein so leidenschaftlich ringender Geist wie Gerhart Hauptmann bringt auch von dem Irrweg etwas heim. Ein ganz neuer Gedanke tritt in Hauptmanns Gesichtskreis: der der Versöhnung. Es ist eine neue Behandlung der Natur: noch immer lauscht der Dichter ihren Tönen, aber er sucht sie zur Harmonie zu meistern. Weiter als in der „Versunkenen Glocke" mit ihrem symbolischen Märchenspiel hat der Dichter sich hier von naturalistischen Pfaden entfernt.

Michael Kramer, der tiefe Künstler, leidet bis zur Verzweiflung an seinem mißlungenen Werke: seinem Sohn. Nur in Zorn und Erbitterung begegnet er ihm, der in allem dem eigenen Wesen widerspricht, der die Einsamkeit scheut, den Ernst des Künstlers nicht kennt, und fernab steht von der hohen Sittlichkeit des echten Künstlers. Nun aber geht Arnold zugrunde an dem Konflikt zwischen der eigenen Mißgestalt und dem Verlangen nach Schönheit — ein Motiv, das schon im „Friedensfest" an Robert Scholz angedeutet ist. Sein Tod verklärt ihn in den Augen des Vaters: still und rein liegt er nun da und endlich kann der Blick des liebenden Vaters mit Freude auf dem Sohn ruhen. Der böse Traum ist aus und Arnold ist in die höhere Wahrheit eingegangen. Was Herder die dem Menschen angeborene Lüge nannte: die Verfehlung gegen die innere Anlage, gegen die Versuchung der Natur, das ist überwunden...

Eine paradoxe Lösung; denn noch konnte Hauptmann nur mühsam zu der erstrebten Versöhnung gelangen. Ein merkwürdiges Gegenstück zu dem grausamen Schluß von Grillparzers „Jüdin von Toledo", wo an der Leiche der Geliebten der König die Wahrheit erkennt: die Nichtigkeit des schönen Weibes. Aber die Wandlung in Michael Kramer ist sorglich vorbereitet und glaubhaft durchgeführt. Nur bleibt auch er, wie sein Vorläufer Crampton, zu isoliert; bloß Arnold gehört

organisch zu ihm, und vielleicht wäre das Drama als bloßer Dialog einheitlicher. Die Nebenfiguren sollen die beiden Hauptgestalten herausarbeiten, wirken aber in ihrer Absichtlichkeit fast leer, und das Wirtshausmilieu, so meisterhaft es gezeichnet ist, fällt aus dem Stil, wie sein Gegenstück im „Henschel". Das Sprachengewirr der Kneipe zog den Dichter an — fehlt es doch weder den „Webern" noch „Pippa" —; aber es durfte nur wie ein fernes Summen in die Höhe dieser Tragödie der Vaterschaft hereinklingen — so etwa wie umgekehrt in Grillparzers „Bruderzwist" Kaiser Rudolfs tragische Vaterschaft.

Versöhnung scheint mir auch das Ziel des „Roten Hahns". Der Dichter kehrt zu der Heldin des „Biberpelzes" zurück, die nun aber auf höherer sozialer Stufe steht als Hausbesitzerin und Schwiegermutter eines erfolgreichen Strebers. Aber auch die Gewissenlosigkeit hat sich ausgewachsen: die Diebin ist Brandstifterin, und hetzt durch ihre Schuld den eigentlichen tragischen Helden des Stückes, den armen Rauchhaupt, in Verzweiflung. Auch hier ein unglücklicher Vater, dessen Sohn aber schuldlos ist: hier wieder der stammelnde Idiot, wie in „Sonnenaufgang", dazu Szenerie und großenteils auch Staffage aus dem „Biberpelz". Aber nur die breite — und hier zu breite Ausführung der Umweltschilderung, die Genrebilder auf der Straße und im Hause erinnern noch an den Geist jener sozialpolitischen Komödie. Jetzt handelt es sich um den Menschen, dessen Gleichheit durch alle Stände anders betont wird, und um sein vergebliches Mühen. Mutter Wolffen hat alles erreicht, Rauchhaupt alles verloren; aber ihre tragische Troſtrede bekehrt den armen fassungs- und haltlosen Mann. Und da sie stirbt, ist er und sind fast auch wir mit ihr versöhnt. Käme nur dieser Tod nicht so plötzlich, wie das Ende Arnolds! Aber noch hat der Dichter nicht gelernt, eine Handlung zu bestimmtem Ziel zu führen. Früher mußte der Ausgang sich aus der Anlage herausbilden: jetzt schwebt ein bestimmter Schluß vor und gewaltsam wird die Entfernung zu ihm überbrückt. Der Umriß der Handlung und der Schlußton stimmen nicht zusammen. Aber eine ethische Vertiefung ist in das Drama Hauptmanns eingezogen.

Auf den Höhen und in den Tiefen sucht er nun die alte Kunst mit der neuen Tendenz zu vereinen. So entstehen zwei seiner bedeutendsten Werke: ein historisches Schauspiel und eine bürgerliche Tragödie.

„Der arme Heinrich" ist das Schauspiel vom Sieg des Lebenswillens — der Sieg des nach dem „Florian Geyer" verzweifelten Dichters über die Verzweiflung. Zwei Lebensflüchtige werden dem Leben wieder-

erobert: Heinrich wird der Verzweiflung, Ottegebe der ästhetischen Sehnsucht nach dem Martyrium abgewonnen. Es ist durchaus ein psychologisches Drama, wie das in diesem Grad auch „Fuhrmann Henschel", „Schluck und Jau", „Michael Kramer" nicht waren. Das ganze Schauspiel ist auf jenes eine Ziel gestellt — und da schon die alte Fabel wenigstens teilweise dahin zielte, ist hier gelungen, was Hauptmann noch nie gelang: den wirklichen Schrei der Dinge zum harmonischen Klang zu läutern.

Klar und einfach ist der Umriß. Ein vornehmer Herr, glücklich und unverschuldet, sieht sich in tiefstes Elend gestürzt; umgeben in erster Reihe von treuen, ergebenen Dienern, im weiteren Umkreis von zweifelhafteren Freunden und entschlossenen Feinden. Glatt und schlicht ordnet sich das zusammen; nur in der Nebenfigur Ottokars ist einige „Absicht" zu merken: um einen Übergang von dem einen Kreis zu dem andern zu schaffen, wollte Hauptmann eine zwiefältige Natur zeichnen — die einzige in all seinen Werken! — und kam über die äußerliche Paradoxie des Untreu-Treuen nicht hinweg. Sonst aber ist alles zwingend angeordnet. Von Stufe zu Stufe sehen wir Heinrich sinken, an Gott, den Freunden, an sich selbst verzweifeln; bis Ottegebes unbesiegbare Hingabe ihn wieder hinaufführt. Drei Stufen der Gnade, klarer als die drei Becher des Glockengießers, führen ihn zur inneren Befreiung. Er, der in der Verzweiflung der Menschheit abgestorben war, fühlt eine menschliche Regung wieder: Mitleid mit dem armen Mädchen. So wird er wieder Mensch, rafft sich zusammen, erhebt sich zu der Energie des Heilwillens: der tatkräftigen Stimmung, die alles tun will um der Rettung willen. Und endlich versöhnt ihn mit der Welt der letzte höchste Strahl der Gnade: die dankbare Liebe!

Und ebenso wird die todesdurstige Ottegebe aus dem eigensüchtig-aufopferungsvollen Streben nach dem Martyrium zur Ergebung in das Leben und zur Einwilligung in seinen Geist geleitet. Freilich kommt bei ihr deutlicher als bei dem Ritter zur Erscheinung, daß Hauptmann noch immer Naturalist ist. Physiologisch deutet er ihre Hingabe; obendrein soll sie nicht des Bauern Tochter sein, sondern ein Kind der Sünde, mit dem Geistlichen erzeugt, und deshalb mit der Erbreue belastet. An diesem ehrlichen Naturalismus scheitert auch das äußere Hauptmoment der Handlung, die Darstellung der Heilung. Ist es ein Wunder? Aber das widerspräche dem sonstigen Realismus. Ist es ein Sieg des Geistes über den Körper? Aber wer kann das von dieser so furchtbar geschilderten

Krankheit glauben? So klafft noch ein Spalt, da gerade, wo Hauptmann der alten Fabel das Hauptmotiv entnahm. In großartiger Folgerichtigkeit schreitet die innere Entwickelung vor — ein Bruch bleibt in der äußeren Handlung. Gerade umgekehrt stand es in dem „Roten Hahn"; aber hier wie dort ist der Naturalist, der Zustände nach ihrer äußeren Erscheinung nachzeichnet, mit dem Idealisten, der sie nach ihrer inneren Entwickelung stilisiert, im Konflikt.

Ein konsequent realistisches Drama aber ist wieder „Rose Bernd". Wie „Henschel" schildert es die Zerrüttung einer unschuldigen Seele; aber wie viel einfacher, zwingender ist hier der Umriß der Handlung! Jenen „Naturlaut", von dem Crampton spricht, finden wir in dem Ausruf der Verzweifelten am deutlichsten vertreten: in ihrem Bekenntnis, daß sie aus Scham fiel, wie sie aus Scham lügt, wie sie aus Scham tötet, in diesem erschütternden Schrei liegt ja alles: die Figuren alle, deren Sünde — oder deren Tugend ihr Schamgefühl aufreizt, der fromme Vater, der fast frömmelnde Bräutigam, die reine Güte der Frau Flamm, Flamms frivole und Streckmanns erstickte Sinnlichkeit, (denn wie an Pippa läßt sich an Rose das Schönheitsgefühl der Männer bemessen und beurteilen!), aber auch der ganze Chorus der Schnitter und Bauernmädchen ist als ein wirkender Faktor in jenem Schrei enthalten! Und er ist das Ergebnis der Entwickelung, nicht, wie in den „Webern", des fertigen Zustandes: wir sehen Rose sinken, allen Halt verlieren, wie Heinrich von der beneideten Höhe in Elend und Lebensekel stürzen . . . Und hier selbst findet der Dichter nun ein versöhnendes Schlußwort: „Was muß die gelitten haben!"

Hauptmann erträgt nicht mehr tragische Schlüsse. Er greift eine dramatisch bewegte Erzählung Grillparzers auf — und verzaubert ihre tragische Wahrheit in Traumregionen. Er umkleidet die Tragik des armen Glockengießers mit Zauberromantik; er läßt selbst die erschütternde Trauer von Rose Bernds Schicksal in ein versöhnendes Schlußwort ausklingen. Ganz und gar aber ist sein nächstes Werk von dieser Versöhnungstendenz beherrscht. Wie Goethe von sich selbst aussprach, daß eine wirkliche Tragödie ihn innerlich vernichten würde, so wirkt auch auf Hauptmanns lyrisch sensitive Natur die traurige Wahrheit, in die er sich (wie der Künstler des „Hirtenliedes") einfühlen muß, zu zerschmetternd. Von Schönfärberei hält ihn seine Ehrlichkeit entfernt; aber er rückt sich die Bilder ab. In „Pippa" stellt er ein ganzes System von Bildern und Schleiern zwischen die Gemälde und den Beschauer; was schon bei

Robert Browning symbolisch war, wird nun in die dritte und vierte Dimension hinaufsymbolisiert.

Ein neuer Anreger also für Hauptmann, und diesmal keiner von den Größten, und mindestens im landläufigen Sinne des Wortes kein Dramatiker. Robert Browning schrieb ein lyrisches Drama „Pippa geht vorbei". Die reine Unschuld einer Mädchenseele befreit, was in ihre Nähe kommt; der Naturlaut ihrer Seele in Feiertagsstimmung, freier beziehungsloser Gesang, löst die in Leiden verstrickten Menschen. „Beseligend war ihre Nähe und alle Herzen wurden weit." Der Zauber der unberührten Reinheit wird in Pippa verkörpert. Das ist eine einfache Formel. Wie viel schwieriger ist es, in die romantische Wirrnis von „Pippa tanzt" eine Ordnung zu bringen! Und doch verlangt das Märchenspiel Hauptmanns nach einer solchen. Irrte es ganz unter dem Bann musikalischer Zauberwirkungen einher, wie manches ältere Drama Maeterlincks — wir würden die Rationalisten abtrumpfen können, die auf einem „verständlichen Inhalt" bestehen. So aber liegt es eben nicht — wie in der „Versunkenen Glocke" so blickt auch hier so oft die deutliche, und von dem Dichter selbst unterstrichene und gedeutete, Allegorie hervor, daß wir alles klar wünschen möchten, wo doch nicht alles im süßen Dämmerzustand des Märchens blüht!

Und so werden wir denn über „Pippa" wohl überhaupt urteilen müssen, wie über „Michael Kramer": ein Drama, dessen Gefüge durch den hohen Ehrgeiz des Dichters zerstört ist. Denn eine große Konzeption schwebt ihm vor — die größte, zu der die Entwickelung seiner dichterischen Leitidee ihn führen konnte. Die Natur selbst, die ganze Natur ist es jetzt, deren Schrei er hörbar verdichten will, wie sonst den eines einzelnen „coin de la nature"!

Dieser „Naturlaut" ist in den Körper der schönen Pippa gebannt, vielmehr sie selbst ist dieser Klang der Natur, die sich nach Schönheit, nach kunstvollem Ausdruck, nach Poesie sehnt. Wie nun bei Browning Pippa, die Seelenreinheit, durch ihre bloße Nähe das Edle und Reine in den Guten, das Bessere in den Bösen löst, so ist Hauptmanns Pippa der Probierstein, an dem sich die Schönheitsauffassungen Aller entzünden: von der animalischen Gier des alten Huhn über das frivol-erotische Schönheitsbedürfnis des Direktors zu der dichterischen Schwärmerei Michel Hellriegels und endlich zu Wanns weisheitsvoller „interesseloser" rein ästhetischer Freude. So also geht sie doch nicht organisch aus diesem Umkreis hervor, sondern sie steht in ihm wie ein fremder Gast, fast wie

Loth oder Anna Mahr in „Sonnenaufgang“ und den „Einsamen Menschen“. Die Technik des Charakterschauspiels, das an einer Figur (wie etwa bei Lessing an Nathan dem Weisen) die andern alle sich erproben läßt, ist mit der Willkür ihrer Anordnung Herr geworden über die innere Notwendigkeit der Zusammenordnung; und doch forderte der Grundgedanke — wenn wir ihn richtig aufgefaßt haben — gerade hier den engsten Zusammenschluß.

Immerhin ergibt auch die Gruppierung von Pippa aus eine gewisse Notwendigkeit der Gestalten, nur daß gleichsam sie selbst diese hervorruft, statt von ihnen — als ihr höchster Ausdruck — geschaffen zu werden. Um sie rundet sich, wie wir es eben schon zeigten, der Kreis der Schönheitsverehrer und zunächst steht ihr Michael Hellriegel. Pippa ist die aus der Natur gewonnene Schönheit, ist das Kunstwerk, zierlich, glänzend, tönend, aber auch zerbrechlich wie ein venezianisches Glas; Michel ist der Künstler in seiner naiven Verträumtheit, in seiner musikalischen Befangenheit, in seinem lebenskräftigen Humor. Aber diese Verkörperung des Künstlers entspricht zu wenig Hauptmanns eigener Art: für einen Dichter wie Mörike wäre sie etwa die richtige gewesen. Hauptmann aber war immer ein zarter Grübler und besitzt zu wenig von dem derben Wesen des deutschen Märchenhelden, wie Michel es darstellen soll. Und mehr noch als früher ist er jetzt vergrübelt und hat sogar das Bedürfnis empfunden, in der Einführung der neuen Gesamtausgabe den Zusammenhang von Denken und Dichten überstark zu betonen. „Allem Denken liegt Anschauung zugrunde. Auch ist das Denken ein Ringen: also dramatisch. . . . Demnach halte ich das Drama für den Ausdruck ursprünglicher Denktätigkeit.“ So schreibt der Dichter der „Weber“ 1906 aus Venedig — steht er nicht dem künstlichen Glasblasen jetzt näher als der naiven Kunst des Glockengießers? Ist es nicht schon bezeichnend, daß er für das Kunstwerk statt des leicht verständlichen altbeliebten Symbols der Glocke das Glas wählt?

Und wieder, wie im „Armen Heinrich“, wird der naiven Heldin eine tragische Genealogie angedichtet: aus italienischer Brutalität und — vielleicht? — deutscher Zartheit ist Pippa entsprungen. Und nun kommt sie wie ein verirrter Klang in die deutsche Nebel- und Schneewelt, in der wieder die dumpfen Töne der Sprachunfähigen ihrem Rhythmus die dunkle Folie geben: Huhns Stammeln, des stummen Dieners Jonathan halbtierische Laute, dazu, um das Konzert bunter zu machen, wie bei Maeterlinck die heulenden Klänge des Wintersturmes im Gebirge

und (wie gelegentlich schon früher bei Hauptmann) die seltsamen Töne fremder Sprachen: Montes chrysocreos nos fecerunt dominos. Schriftsprache und Dialekt, Prosa und Vers rinnen mehr noch als in der „Glocke" oder im „Hannele" ineinander; lange dunkle philosophische Tiraden der „mythischen Persönlichkeit" Wann sollen dem Naturruf „Jumalai" das Gegengewicht geben. Wundersam, fast wie der Meleager des Mythos, stirbt Pippa, damit sich das Wort erfülle: „Was unsterblich im Gesang will leben, muß im Leben untergehn." Zauberspuk bereitet die Allegorie vor, daß der erblindete Dichter allein die Schönheit unverlierbar besitzt — ein tiefer Gedanke, den C. F. Meyers schöne Ballade „Das Auge des Blinden" so viel ergreifender, weil schlichter ausspricht. Der Okarinaspieler muß kropfig sein, und Wann ein Mittelstück von „sagenhafter Persönlichkeit, die ein Haus in Venedig hat" und „einem alten Major a. D., der harmlos seine Altersrenten verzehrt" . . . Es ist ein allzu grelles Stimmengewirr, und der Laut der Natur wird von zu viel gewollter Absicht des Dichters übertönt. Die Konzeption ist nicht gereift, und war vielleicht überhaupt zu groß für den Künstler; aber ihre Größe selbst singt doch sein Lob.

Von den „Jungfern vom Bischofsberg" muß man leider das Gegenteil sagen: sie sind wohl die leichtsinnigste Konzeption Gerhart Hauptmanns. Eine idyllische Zustandsmalerei wird durch eine nur zu banal-possenhafte Handlung aufgelöst; und auf die Gestalten ist so wenig Sorgfalt verwandt, als seien es alles Nebenfiguren aus dem „Crampton", nicht bloß das von dort wiederkehrende Brüderpaar: Kaufmann und Kunstschüler. Die Fabel des Dramas „Vor Sonnenaufgang" kehrt wieder: die eine Schwester ist wie Helene der Erlösung bedürftig, und wie bei dem „Armen Heinrich" soll ihr Lebenswille wieder geweckt werden; aber zu diesen schweren Motiven stehen nicht bloß die Schwankrequisiten der Wurstkiste und der stehen gebliebenen Leiter, sondern auch die Sprache in allzu grellem Gegensatz. Der Versuch, die Atmosphäre eines mitteldeutschen Herbstabends wiederzugeben, durfte nicht durch so kunstlose Etappen hindurchgeschleppt werden: zu was führt die so laut angekündigte Erscheinung der Tante? Zu was dient die heut hundertmal gehörte Deklamation über das Gymnasium? Weshalb wird die würdige Großmutter überhaupt bemüht? Wie kommt der Liebhaber trotz aller Winke nicht bloß seines Nachfolgers in das ihm naturgemäß verschlossene Haus? Aber wer wollte alle technischen Leichtfertigkeiten aufzählen, die der Verfasser der „Rose Bernd", der Dichter des „Armen Heinrich" hier

in die Skizze eines behaglich weinseligen Philisteriums mit romantischem Anstrich hinein warf?

Um so merkwürdiger ist es, wie nicht einmal in dieser mißlungenen Liebhaberarbeit jene Grundrichtung Hauptmannscher Dichtung verleugnet. Auch hier soll die naturalistische Umrißzeichnung in Lyrik austönen: nach dem allzu deutlichen Muster des „Sommernachtstraums" klingt der Oberlehrerspuk und Brasilianerzauber in festlichen Chorgesang des Heinischen „Bimini" aus. Die persönliche Sehnsucht des Dichters, die Pippa zum Instrument seiner Sehnsucht nach dem Süden schuf, legt einem selbst noch durchaus jugendlichen Kreis gewaltsam diesen Schrei in den Mund: das Verlangen nach der verlorenen Jugend. Aber davon spricht das übrige Drama nicht. Die Lyrik, die sich in Pippa, Ottegebe, Hannele, ja in Helene verkörperte, wird hier nur als eingelegte Arie dem abgespielten Stück aufgesetzt . . .

So steht sein Lebenswerk jetzt vor uns, dem die große Gesamtausgabe einen gewissen vorläufigen Abschluß gibt. Hauptmann selbst hat in dieser Sammlung seine unreifen Erstlinge unterdrückt, und auch die spärlichen späteren Lyrica — so jenes bezeichnende Gedicht zur Eröffnung des Deutschen Theaters in Berlin, das ich als sein „Selbstporträt" in meine „Deutschen Charaktere" aufgenommen habe. Nur in den beiden Novellen und den Dramen sieht er sein Lebenswerk. Er hat auch die chronologische Ordnung beseitigt zu gunsten einer sachlichen: soziale Dramen — Familiendramen — Märchendramen — historische Dramen; wobei die Prosa und das „Fragmentarische" eingestopft werden mußten und „Florian Geyer" einen unberechtigten Plural bildet. Die Absicht war gewiß, zu zeigen, in wie viel Strahlen sich der Geist des Dichters bricht, und dies Nebeneinander um so heller in die Einheit der Persönlichkeit zusammenklingen zu lassen. Wir fühlen doch auch hier etwas Schematisches, das Zusammengehöriges trennt. Sind die „Weber" nicht ein historisches Drama? Ist „Hanneles Himmelfahrt" ein Märchendrama? So wird einfache natürliche Anordnung zerstört. Wäre der Dichter von der Kraft seiner Entwickelung selbst stärker durchdrungen — hätte er nicht doch die chronologische Folge gewählt?

Dieser sind wir gefolgt und glaubten eine große Linie der Entwickelung zu erkennen — keine gerade Linie, sondern eine verschlungene Kurve, deren Gang aber doch aufwärts führe zu immer höheren Absichten, wenn auch leider nicht stets zu vollkommenerer Kunst. Denn in dieser zu innerst glühenden Natur steht die Herzenswärme des sozialen

Lyrikers im Kampf mit der Kunstlehre des Naturalisten, der objektiv aus der Wirklichkeit selbst ihren Laut herausholen möchte. Immer wieder ist es der Schrei seines eigenen verwundeten Herzens, der ihm durch alle gewollte Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit hindurch schneidet. Schon das „Promethidenlos" war erfüllt von dem Mitleid mit den Armen und Bedrückten; die „Weber" und „Rose Bernd", die Gestalten Cramptons und Schlucks sind andere Zeugnisse seiner mitleidsvollen Einfühlung. Und da ist er am größten, wo diese Empfindung ihn ganz beherrscht — wo dagegen sein eigenes Leid klagt, wie in der „Glocke" und „Pippa", hat seine Muse fast ein schlechtes Gewissen und sie stammelt dann wie die armen Halbstummen, in denen er so oft das Elend der Kreatur, des nach Sprache ringenden Schmerzes verkörpert. Jenes beredte Mitgefühl aber gab ihm Meisterwerke wie „Die Weber" und „Hannele", „Rose Bernd" und den „Armen Heinrich", gab ihm herrliche Stellen auch in minder gelungenen Dichtungen. Und ordnet sich so sein bisheriges Lebenswerk zu einem lebensvollen Umriß, so hören wir aus seinen Werken den einen erschütternden Schrei: „Was muß der gelitten haben!"

Rudolf Martin: Englands Weltmacht und die Motorluftschiffahrt.

England steht gegenwärtig auf dem Höhepunkte seiner politischen, militärischen und wirtschaftlichen Macht. In den letzten hundert Jahren und noch in dem letzten Jahrzehnt hat es riesenhafte Fortschritte gemacht. Ein „größeres Britannien" ist für die Zukunft geplant. Enger sollen sich nach der Absicht der britischen Imperialisten die Kolonien mit dem Mutterlande zusammenschließen. Die beiden größten Konkurrenten Englands auf wirtschaftlichem wie politischem Gebiet, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland, sind gleichfalls germanischer Abstammung und stehen innerlich England keineswegs feindlich gegenüber. Bis ungefähr zum Jahre 1500 war England fast nur ein agrarisches Land. Erst im Zeitalter der Entdeckung und der Seeschiffahrt ist England auf Grund seiner insularen Lage und seiner zahlreichen vortrefflichen Häfen zu einer Seemacht ersten Ranges geworden.

Das Zeitalter der Entdeckungen wurde eingeleitet durch wichtige technische Verbesserungen, nämlich durch die Erfindung des Kompasses und die Ersetzung der Ruderboote durch große Segelschiffe.

Die Weiterbildung der Kunst des Lavierens im 15. Jahrhundert, die Fortschritte der Mathematik und Astronomie sowie des Kartenwesens, lieferten die Vorbedingungen für die Erfolge der seefahrenden Portugiesen, Spanier, Holländer und später der Engländer.

Die Verbesserung der Seeschiffahrt vernichtete den Handel von Indien nach Westeuropa und unterwarf Indien der Seeherrschaft Englands. Der Landweg wich dem Seeweg.

Noch einmal hatte später Großbritannien einen ungeheuren Aufschwung infolge solcher Vorbedingungen gehabt, die von der Natur gegeben sind. Seit dem Jahre 1750 brachte der außerordentliche Reichtum Englands an Kohle und Eisenerzen dem Lande ungeheuren Vorteil. Als man die Dampfschiffe aus Eisen herzustellen begann, vermehrte sich die Überlegenheit Großbritanniens noch mehr. Als die Schiffe an Größe

zunahmen, zeigten sich die englischen Häfen mit ihrer starken Fluthöhe denen des Kontinents überlegen.

Seit der großen Rekordfahrt des Grafen Zeppelin in seinem Aluminiumluftschiff Nr. 3 am 30. Sptember 1907 über eine Strecke von 350 Kilometern in siebenstündiger Fahrt hat die ganze Welt das Gefühl, daß wir die Schwelle des Zeitalters der Motorluftschiffahrt überschritten haben. Werden die Vorbedingungen für die Weltmachtstellung Englands in dem Zeitalter der Luftschiffahrt ebenso günstig liegen wie in dem Zeitalter der Seeschiffahrt? Das Wasser und die Luft sind zwei sehr verschiedene Medien. Wer mit der Seeschiffahrt und Luftschiffahrt einigermaßen vertraut ist, wird wissen, daß die großen Vorzüge Großbritanniens mit einem Schlage in Frage gestellt sind. Seit dem Erscheinen meines Buches „Berlin-Bagdad, das Deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910/1931" hat die öffentliche Meinung in Großbritannien nicht aufgehört, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob die maritime Überlegenheit Großbritanniens im Zeitalter der Motorluftschiffahrt bestehen bleibe, oder ob gar Invasionen durch die Luft möglich seien. Als der Standard und Daily Expreß über den Inhalt meines Buches die aeronautischen Sachverständigen in London und Paris vernehmen ließen, waren diese durchweg der Ansicht, man werde sich in England daran gewöhnen müssen, daß England aufhöre, eine Insel zu sein. Mitte Oktober hat die ministerielle Tribune in London in zwei Artikeln darauf hingewiesen, daß das Aufkommen der Motorluftschiffahrt die insularen Vorzüge Großbritanniens vollkommen in Frage stelle.

Bis heute ist Großbritannien die Herrin des Ozeans. In dem Maße als König Eduard durch kluge Verträge mit anderen Staaten die Angriffsflächen des britischen Weltreiches schützte, wurde die britische Flotte aus den verschiedensten Teilen der Welt in die heimischen Gewässer zurückgezogen. Gegenwärtig ist die Hauptmacht der britischen Flotte im Kanal und der Nordsee gegen dasjenige Reich konzentriert, mit welchem England bis jetzt noch keinen Bündnisvertrag abschloß. Nur ein politisch Blinder kann verkennen, daß die zahlreichen Bündnisverträge Englands mit Japan, Frankreich, Spanien, Italien, Rußland und anderen Staaten in erster Linie das Ziel verfolgen, das Deutsche Reich einzukreisen.

Kein vernünftiger Mensch in Deutschland wünscht den Krieg mit England. Die dauernde Aufrechterhaltung des Friedens zwischen den beiden blutsverwandten, an der Spitze der Kultur marschierenden Nationen liegt im beiderseitigen Interesse. Der deutsch-französische Krieg

von 1870 war eine politische Notwendigkeit für die Einigung des Reiches und für die Erwerbung von Elsaß-Lothringen. Deutschland und England wünschen sich gegenseitig kein Land abzunehmen.

In der Weltpolitik spielt aber der Besitz der militärischen Macht zu Wasser und zu Lande auch im Frieden eine gewaltige Rolle. In Zukunft wird vielleicht die Überlegenheit der Luftmacht vielfach in erster Linie ins Gewicht fallen. Fragen wir uns, ob die weltbeherrschende Stellung Englands, die auf seiner maritimen Überlegenheit beruht, gegenüber Deutschland durch das Aufkommen der Motorluftschiffahrt eine Veränderung erfahren hat.

Ein Krieg zwischen England und Deutschland wird stets Frankreich auf der Seite Englands finden. Es ist außerordentlich unwahrscheinlich, daß Frankreich gemeinsam mit Deutschland in einem solchen Kriege gegen England gehen würde. In einem Kriege Englands und Frankreichs gegen Deutschland würde Deutschland auch vor dem Aufkommen der Motorluftschiffahrt nach dem Besitz der französischen Häfen am Kanal von Calais bis Dünkirchen gestrebt haben. In einem künftigen Krieg würden die aeronautischen Gesichtspunkte die Besetzung der Nordküste von Frankreich zu dem wichtigsten Ziele der deutschen Strategie machen, da die Entfernung von Calais nach Dover nur 35 Kilometer beträgt.

Eine möglichst schnelle Einnahme der Festung Paris würde von noch höherer Wichtigkeit sein, als im Jahre 1870. Die deutschen Aluminiumluftflotten würden also von ihren Bergungshallen in den Rheinlanden, in Elsaß-Lothringen und am Bodensee schon in den ersten Nächten nach der Kriegserklärung nach Paris fahren, um die Festung zu bombardieren. Die Haager Friedenskonferenz des Jahres 1907 hat die Beschießung von Festungen oder Truppen aus der Luft keineswegs verboten. Die Entfernung von Metz nach Paris beträgt nur 280 Kilometer. Bei seiner großen Fahrt am 30. September 1907 hatte Graf Zeppelin elf Personen an Bord und verfügte zu Beginn der Fahrt über einen Wasserballast von 1600 Kilogramm. An Stelle des größten Teiles dieses Wasserballastes und an Stelle von fünf dieser elf Personen würde er im Kriegsfall Explosivgeschosse bei sich führen, im ganzen also mindestens 20 Torpedos à 75 Kilogramm. Ein solches Torpedo im Gewichte einer Person, welches zu 95 % aus Dynamit bestehen könnte, statt 25 % bei der Artilleriegranate, würde eine stark verheerende Wirkung auszuüben vermögen. Das jetzt im Bau begriffene Aluminiumluftschiff Nr. 4 ist

wesentlich größer und würde daher die Mitnahme von mindestens vierzig solcher furchtbaren Wurfgeschosse gestatten.

Die Zahl der deutschen Aluminiumluftschiffe ist ebensowenig vom Zufall abhängig, wie die Zahl der deutschen Artilleriegeschütze oder Torpedoboote. Keine große Kriegsmacht kann auf einen wesentlichen Zweig ihrer Kriegsrüstung einfach verzichten. Das gegenwärtige Stärkeverhältnis der Artillerie oder Kavallerie zur Infanterie steht ziemlich genau im Einklang mit dem Nutzen, den eine jede dieser Waffen bringt. Da die schnelle Einnahme der Festung Paris und die Niederkämpfung der maritimen Überlegenheit Großbritanniens in einem künftigen Kriege von ungeheurem Werte ist, wird in kurzer Zeit eine diesem Zwecke entsprechende deutsche Luftmacht geschaffen werden.

Eine Kriegsflotte zur See kann nur sehr langsam herangebildet werden. Ein großes Linienschiff erfordert ein bis zwei Jahre zu seinem Bau. Ein Aluminiumluftschiff kann im Großbetrieb zur Not in zwei Monaten hergestellt werden. Die Zahl der Linienschiffe, die gleichzeitig gebaut werden können, ist von den wenigen Werften und ihren Hellingen abhängig. Auch im Kriegsfall würde das Deutsche Reich vielleicht noch nicht einmal zwanzig Linienschiffe gleichzeitig während eines ganzen Jahres herstellen können. Wenn gut disponiert wird, würde das Deutsche Reich aber sicher innerhalb von zwei Monaten 1000 Aluminiumluftschiffe und innerhalb eines Jahres nicht das Zwölffache, sondern das Dreißigfache herstellen können — sofern das erforderliche Rohaluminium vorhanden ist. Zum Bau von Aluminiumluftschiffen sind keine Werften und keine Hellinge erforderlich. Die Motorenfabriken der Automobilindustrie können im Jahre ebenso viel Motore für Luftschiffe liefern, wie gegenwärtig Motore für Automobile. In Deutschland wurden im Jahre 1906 22 000 Automobile hergestellt. Wenn der Krieg es erfordert, könnten die Automobilfabriken eine große Erweiterung ihrer Anlagen schnell vornehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß im Deutschen Reich in einem Jahre zur Not 50 000 Motore für Motorluftschiffe hergestellt werden könnten. Überdies könnte die Industrie Österreich-Ungarns und der Schweiz leicht für den Bau von Motoren, Gondeln, und alle anderen Teile des Motorluftschiffes herangezogen werden.

Vor zwanzig Jahren wäre die Herstellung großer Aluminiumluftflotten auf große Schwierigkeit gestoßen, da die Produktion an Rohaluminium zu gering und zu kostspielig war. In den letzten Jahren und Jahr-

zehnten hat die Aluminiumproduktion eine riesenhafte Ausdehnung erfahren. Die Weltproduktion an Rohaluminium, die im Jahre 1897 noch rund 3000 metrische Tonnen betrug, ist bis zum Jahre 1906 auf 18 000 Tonnen im Jahre gestiegen und wird durch Vergrößerung der Anlagen im Jahre 1907 rund 38 000 und im Jahre 1908 rund 75 000 Tonnen betragen. Die Aluminium-Industrie-Aktiengesellschaft in Rheinfelden in Baden und in Neuhausen in der Schweiz, die im Jahre 1906 noch mit 24 000 PS. arbeitete, wird im Jahre 1908 über 120 000 PS. verfügen. Das Kilogramm Aluminium, welches bei der erstmaligen Herstellung im Jahre 1855 1000 Mark kostete, kam im Jahre 1888 auf 47½ Mark, im Jahre 1892 auf 5 Mark zu stehen. Gerade gegenwärtig sinkt der Preis eines Kilogramms Rohaluminium infolge Verbilligung der Herstellungskosten und Vermehrung der Produktion von 3 Mark auf 2 Mark. In immer größeren Mengen wird der Rohstoff des Aluminiums, das Bauxit, in den verschiedensten Teilen der Welt, insonderheit in Amerika und Indien gefunden. An unbenutzten Wasserkräften ist gleichfalls kein Mangel in der Welt. Trotz der Zunahme der Zahl der Aluminiumluftschiffe und ihres Umfanges wird der Preis des Rohaluminiums in den kommenden Jahren nicht steigen, sondern sinken. Für ein Aluminiumschiff von der Größe des Zeppelinschen sind rund 5 Tonnen Aluminium erforderlich. Die Aluminium-Industrie-Aktiengesellschaft Rheinfelden-Neuhausen, die auch das Aluminiumwerk in Lend bei Gastein besitzt, ist in Deutschland, der Schweiz und Österreich der einzige Produzent. Ihre Produktionsfähigkeit betrug im Jahre 1906 5500 Tonnen und wird sich im Jahre 1908 infolge von Vergrößerung der Anlagen auf 27 500 Tonnen belaufen. Die Jahresproduktion dieser Gesellschaft würde also im Jahre 1908 hinreichen, um 5500 Aluminiumluftschiffe in einem Jahre zu erbauen. Wenn man erwägt, daß Vorräte von Rohaluminium stets vorhanden sind und auch vom Auslande sich Aluminium im Kriegsfalle beschaffen läßt, so wird man vielleicht noch auf eine etwas höhere Zahl der in einem Jahre zu erbauenden Aluminiumluftschiffe zukommen können. Da aber grade im Kriegsfall große Mengen von Aluminium als Zünder für die Artilleriegeschosse erforderlich sind, kann man die Zahl der Aluminiumluftschiffe, die im Falle eines Krieges im Jahre 1908 in Deutschland hergestellt werden kann, auf nicht höher als 6000 beziffern. Würden sich unter den zu bauenden Aluminiumluftschiffen solche von doppeltem und dreifachem Umfange als das gegenwärtige des Grafen

Zeppelin (Nr. 3) befinden, so würde die Zahl der in einem Jahre herzustellenden Luftschiffe entsprechend geringer sein. Der Vorrat des in Deutschland zur Verfügung stehenden Aluminiums setzt also dem Bau der Luftschiffe im Kriegsfall eine weit engere Grenze als die Produktionsfähigkeit der Motorenfabriken.

Auch in Schottland und in noch höherem Maße in Frankreich werden gegenwärtig die Anlagen für die Herstellung des Rohaluminiums an dazu geeigneten Wasserkräften bedeutend vermehrt. Im Jahre 1908 wird man in Frankreich und England zusammen wohl ebensoviel Aluminium herstellen können, als es die deutsch-schweizerisch-österreichische Gesellschaft vermag. Auch in Nordamerika, welches gegenwärtig bei weitem die größte Produktion hat, werden die Wasserkräfte in immer weiterem Maße für die Herstellung von Aluminium herangezogen. In einem Kriege zwischen England und Deutschland würden beide Teile bestrebt sein, nicht nur das Rohaluminium, sondern, wenn möglich, die fertiggestellten Teile für Aluminiumluftschiffe aus Amerika zu beziehen. Am bequemsten wird der Verkehr mit Amerika stets für England bleiben. Aber die amerikanischen Schiffe werden selbstverständlich Gelegenheit finden, Aluminiumladungen nach neutralen Häfen, wie vielleicht Dänemark, Italien, Griechenland oder die Türkei zu bringen, von wo sie nach Deutschland gelangen könnten.

Die Erfindung des Grafen Zeppelin ist so bedeutungsvoll, daß Frankreich und England ebenso wie alle anderen Großmächte sehr bald den Bau von Aluminiumluftschiffen aufnehmen werden. Der Vorzug des Aluminiumluftschiffes gegenüber den unstarren und halbstarren Motorluftschiffen besteht in der Größe der Tragfähigkeit, der Eigenbewegung, des Aktionsradius und der Betriebssicherheit. Die halbstarre „Patrie" oder das unstarre Motorluftschiff des Majors von Parseval können nur vier bis acht Personen tragen. Das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 3 hat im Jahre 1906 wie 1907 regelmäßig 11 Personen getragen, und das Aluminiumluftschiff Nr. 4 ist für 18 Personen berechnet. Neben diesen 11 Personen hat das Aluminiumluftschiff Nr. 3 noch 1600 Kilogramm Wasserballast an Bord, und neben den 18 Personen wird das Aluminiumluftschiff Nr. 4 etwa 2500 Kilogramm Wasserballast an Bord haben. Nur diese Aluminiumluftschiffe bieten also die Möglichkeit, an Stelle von Personen und Wasserballast Explosivstoffe in großem Maße mitzunehmen. Die höchste Eigenbewegung der „Patrie" und des „Parseval"

beträgt 45 Kilometer in der Stunde, während das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 3 auf Grund der beiden leistungsfähigen Motore von je 85 Pferdestärken eine Eigenbewegung von 50 Kilometer aufzuweisen hatte. Das im Bau begriffene Aluminiumluftschiff Nr. 4 wird auf Grund von zwei wesentlich leichteren Motoren von zusammen 280 Pferdestärken eine noch höhere Eigenbewegung von vielleicht 75 Kilometer besitzen. Kein unstarres oder halbstarres Motorluftschiff hat bisher eine größere Entfernung zurückgelegt als die am 30. November 1907 verloren gegangene „Patrie", die am 23. November 1907 die Fahrt von Chalais-Meudon bei Paris nach ihrem 240 Kilometer entfernten neuen Stationsort Verdun in rund 7 Stunden ausführte. Graf Zeppelin legte am 30. September 1907 aber eine Strecke von 350 Kilometern in sieben Stunden zurück. Die unstarren und halbstarren Motorluftschiffe können bei ihrem geringen Gasinhalt von nur 3000 bis 3600 Kubikmeter Gasinhalt nur e i n e n Motor tragen. Das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff trägt zwei Motore, die dem Luftschiff eine größere Betriebssicherheit für den Fall des Versagens eines Motors verleihen. Der Verlust der „Patrie" lehrt am besten die hohe Bedeutung von zwei Motoren. Da die „Patrie" nur einen Motor hatte, mußte sie bei einer Störung dieses Motors während einer Fahrt am Nachmittag des 29. November 1907 in einer Entfernung von siebzehn Kilometern von Verdun aus landen. Da man sich nicht entschließen konnte, den Ballon zu entleeren, kann es nicht überraschen, daß am Abend des folgenden Tages ein heftiger Sturm ihn den Händen von 200 Soldaten entriß. Sowohl zur strategischen Aufklärung als zum Angriff übertrifft das Aluminiumluftschiff jedes andere an Leistungsfähigkeit.

Die Größe der englischen oder französischen Aluminiumluftflotte in den kommenden Jahren steht schon heute fest. Sie wird ebenso wie die deutsche den Umfang haben, welcher den zu schützenden Werten und den zu erzielenden Gewinnen entspricht. In der Gegenwart setzt man das Kapital und die Technik überall da ein, wo es lohnenden Gewinn bringt. Wie in der Produktion und dem Güterumtausch, so stehen auch auf dem militärischen Gebiet die Ausgaben bei allen großen Nationen mit dem Nutzen in Einklang. Die Engländer werden den Wert ihrer Kriegsflotte, ihrer Kriegshäfen und der unbehinderten Zufuhr von Nahrungsmitteln, Rohstoffen und Kriegsmaterialien für ihr Land in Anschlag bringen. Eine große deutsche Aluminiumluftflotte würde nicht nur die englischen Kriegsschiffe und die englischen Kriegshäfen mit Erfolg bombardieren, sondern

auch über die englischen Inseln eine Blockade zur See verhängen können. Die gesamte Zufuhr auf den Seeschiffen vollzieht sich in einer beschränkten Anzahl guter Häfen. Diese Häfen von der Luft aus zu blockieren, ist für eine feindliche Aluminiumluftflotte von 300 Luftschiffen von der nahen französischen oder belgischen Küste aus mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen. Die Franzosen werden erwägen, was ihnen die Festung Paris wert ist, und was es ihnen kostet, wenn sie den Deutschen in der Heranbildung einer Luftmacht einen Vorzug gestatten. Deutschland muß also gewaltige Anstrengungen machen, wenn die vereinigte Luftmacht Englands und Frankreichs der deutschen Luftmacht nicht überlegen sein soll. Aber auch in diesem Fall könnte ein Krieg zwischen Deutschland einerseits und England und Frankreich andererseits mit einem glänzenden Siege Deutschlands enden. Die Luftmacht entscheidet nicht allein. Noch auf Jahrzehnte hinaus wird die Landmacht in einem Landkrieg gegen Frankreich das Wichtigste sein. Zur See wird in der Nähe der Küsten einer Luftmacht, wie im Kanal und in der Nordsee, die Entscheidung schon in wenig Jahren bei der Luftmacht liegen.

Das Aluminiumluftschiff ist dem Linienschiff durch seine größere Schnelligkeit, durch seine größere Geschoßwirkung und durch seine größere Billigkeit überlegen. Ein Linienschiff kostet 40 Millionen Mark. Für diesen Preis kann man 80 Aluminiumluftschiffe einschließlich der Bergungshallen herstellen. Kein Marineoffizier wird heute mehr daran zweifeln, daß 80 Aluminiumluftschiffe mit je 40 Dynamittorpedos à 75 Kilogramm an Bord ein Linienschiff in sehr kurzer Zeit im Kanal oder der Nordsee vernichten können. Die Geschwindigkeit eines Linienschiffes beträgt nur 37 bis höchstens 43 Kilometer in der Stunde, während die Eigenbewegung eines Aluminiumluftschiffes mindestens 50 und in Zukunft wahrscheinlich 75 Kilometer in der Stunde beträgt. Je mehr Kriegsschiffe eine Seemacht im Kanal und in der Nordsee hat, um so mehr Ziele bietet sie der feindlichen Luftflotte. Während der Nacht und während des Nebels kann ein Kriegsschiff sich gegenüber einem Aluminiumluftschiff so gut wir gar nicht wehren. Am Tage kann eine Flotte von Linienschiffen gegen eine Flotte von Aluminiumluftschiffen nicht das geringste ausrichten, solange die Luftschiffe sich in einer Höhe von mehr als 2000 Meter befinden. Nur die schwerste Artillerie kann auf einige Kilometer Entfernung bis zu einer Höhe von 2000 Meter schießen. Steht das Luftschiff direkt über dem Kriegsschiff, so ist die Artillerie des Kriegsschiffes einfach wehrlos, denn sie kann nicht kerzengrade in die Höhe

schießen. Dies ist nur dem Infanteriegewehr möglich, aber auch nur bis zu einer Höhe von 1500 Metern.

In einem Kriege würde es weder für England noch für Deutschland möglich sein, den Bau von Kriegsschiffen auf den Werften fortzusetzen. Denn die feindlichen Aluminiumluftflotten würden die wenigen wohl bekannten Werften an den Flußmündungen oder an den Küsten während des langen Jahres, welches der Bau eines Kriegsschiffes erfordert, trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei Nacht oder Nebel oft zusammenschießen können. Selbst die Docks für Seeschiffe würde man sich gegenseitig mit Erfolg vernichten. Den Bau von Aluminiumluftschiffen, der nicht an eine bestimmte Stelle gebunden ist, könnte man aber nicht verhindern. Mit besonderer Sorgfalt müßte Deutschland die Aluminiumwerke in Rheinfelden schützen. Aber die Aluminiumwerke im schweizerischen Neuhausen und in Lend bei Gastein dürfte eine feindliche Luftflotte schwerlich beschießen.

Im Zeitalter der Motorluftschiffahrt hat die Seeherrschaft Englands in den europäischen Gewässern an Bedeutung verloren. England muß sogar mit der Möglichkeit einer Landung deutscher Truppen durch die Luft und zur See rechnen, wie ich sie in meinem Buche „Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII." (Berlin, Verlag Dr. Wedekind u. Co.) beschrieben habe. Während aber die englische Seemacht an Bedeutung verliert und die kleine englische Landmacht in die Gefahr eines Zusammenstoßes mit der großen deutschen Landmacht kommt, erwächst den Engländern eine neue Kriegsmacht durch die Begründung einer Luftmacht. Eine so intelligente, kapitalkräftige und industrielle Nation wie die Engländer, die überdies dem Sport außerordentlich ergeben sind, wird trotz der Ungunst der starken Winde, die über England wehen, sich eine mächtige Luftflotte zu schaffen wissen. In einer künftigen Schlacht bei Sedan könnte die englische Luftmacht geradezu die Entscheidung bringen. Im Zeitalter der Motorluftschiffahrt verliert England als Seemacht, kann aber in einem Landkriege auf dem Kontinent jederzeit als Luftmacht eingreifen. Die Bündnisfähigkeit Englands nimmt also keineswegs ab.

Die Motorluftschiffahrt kommt dem Deutschen Reiche weit mehr zugute, als dem britischen Reiche. Der Schwerpunkt der Weltpolitik verlegt sich von London nach Berlin. Englands Weltmacht hat schon jetzt ihren Höhepunkt überschritten. Wäre England 1000 Kilometer statt nur 35 Kilometer vom mitteleuropäischen Kontinent entfernt, so würden die

Vorzüge seiner insularen Lage durch die Motorluftschiffahrt innerhalb der nächsten Jahre nur wenig berührt werden. Amerika, welches rund 5000 Kilometer von Europa und noch wesentlich weiter von Japan entfernt ist, erleidet durch die Motorluftschiffahrt keinerlei Nachteil. Vielmehr kommen die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Ausbildung der Motorluftschiffahrt in die Lage, jeden Angriff zur See von Ost oder West mit Erfolg abzuschlagen. Es nimmt also auch die Macht der Vereinigten Staaten im Verhältnis zu England in den kommenden Jahrzehnten zu.

Die Technik der Seeschiffahrt war eine Hauptursache der Weltmachtstellung Englands. Die Technik der Luftschiffahrt wird eine Hauptursache der Erstarkung Deutschlands und Nordamerikas im Verhältnis zu England sein und dem Fortschreiten der englischen Weltmacht ein Ziel setzen.

Die kulturellen Werte des Theaters.

Wir fragten Menschen von Kultur, Wissen und Autorität: Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung gehabt —, und wollten erfahren, wie weit die Liebe zum Theater und die Hoffnung auf das Theater geht.

Hier sind die Antworten. Wir schreiben besser ein Schlußwort denn ein Vorwort; und darum soll die Arbeit E. von Wolzogens als Einleitung gelten. Ihm folgen Wilhelm Holzamer, der so früh verstorbene und hoffnungsreiche, der tiefgründig den Einfluß des Theaters auf unsere Jugend schildert; Hanns von Gumppenberg, Hugo Salus, Franz Servaes und Thomas Mann sehen und fühlen anders die Wirkungskraft der Schaubühne; und doch hat man den Eindruck, wie immer, wenn Männer über Frauen streiten, — im Grunde ihres Wesens sind sie doch entzückt und voller Glauben. A. H.

I: Ernst von Wolzogen: Theatralische Probleme.

Sobald der Deutsche die Rednertribüne besteigt oder die Feder in die Hand nimmt, um zur Öffentlichkeit zu reden, fühlt er sich verpflichtet, sich das Ansehen eines Mannes zu geben, der gewohnt ist, seinen Blick über die Trivialität des Alltags und die blamablen Menschlichkeiten des großen Haufens hinweg auf die Ewigkeit zu richten. Er darf, sobald er das Gebiet rein praktischer Tagesfragen verläßt, beileibe nicht die Meinung aufkommen lassen, als ob in seiner Schätzung die gegenwärtigen Dinge, die seiner Betrachtung unterliegen, an sich des ernsthaften Interesses wert wären; denn von dem flachen Geist, der nur an der Gegenwart klebt, unterscheidet sich der wissenschaftlich geschulte Denker bekanntlich dadurch, daß er seinen Blick auf Anfang und Ende, auf den geschichtlichen Werdevorgang und auf die zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten wendet. Die Gegenwart hat für

einen solchen immer nur als Durchgangsstation auf jenem himmelweiten Wege eine gewisse Bedeutung. Wenn nun gar ein ernsthafter Geist über eine Kunstform zu reden anhebt, die für die überwältigende Mehrheit der Mitmenschen nur eine bessere Unterhaltung oder aber ein Geschäft bedeutet, so wird er sich erst recht verpflichtet fühlen, seinen Gegenstand erst einmal historisch zu behandeln, dann aber auch eine strenge Scheidung vorzunehmen zwischen dem Theater als Vergnügungsinstitut und dem Theater als Pflegestätte des hohen Dramas. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß bei jeder solchen wissenschaftlich gemeinten Betrachtung theatralischer Dinge die Gegenwart gegenüber der klassischen Vergangenheit in Athen und Weimar überaus schlecht wegkommen und der Schluß der Betrachtung auf die Hoffnung der möglichen Wiedererweckung einer wahrhaft nationalen Schaubühne im Sinne der alt-hellenischen hinauslaufen wird.

Ist es nicht verwunderlich, daß unsere wissenschaftliche Welt, die doch auf fast allen andern Gebieten sich sonst die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise zu eigen gemacht hat, auf dem Gebiete gerade der künstlerischen Phänomene des menschlichen Geistes die tatsächlichen Erfahrungen der Naturbetrachtung so selten anwenden mag! Wie kann man nun bei solcher wissenschaftlichen Betrachtung der Naturphänomene das Prinzip der Aufwärtsentwicklung zur vollkommenen Form durch Vererbung, Auslese und Anpassung überall wirksam erkennen, und andererseits bei Betrachtung der Geistesphänomene so hartnäckig bei dem alten Vorurteil beharren, daß das Vergangene hoch über dem Gegenwärtigen stehe und eine Besserung nur von der Rückkehr zu primitiven Zuständen zu erhoffen sei? Ich meine, wir müssen uns bei der Beurteilung einer so lebendig gegenwärtigen Kulturfrage, wie sie das Theater immer bedeutet, zunächst einmal von der Ungerechtigkeit eines solchen Vorurteils freimachen. Wer von dem Theater der Vergangenheit wirklich eine einigermaßen klare Vorstellung besitzt und gerecht sein will, der kann nicht anders als anerkennen, daß die Leistungen des Theaters sich in einer aufsteigenden Linie bewegen, die durchaus derjenigen parallel läuft, welche die Entwicklung jeder anderen menschlichen Geistestätigkeit auch zeigt. Die Hauptfehlerquelle aller ungerechten Urteile über das gegenwärtige Theater beruht darin, daß die Betrachter nur einige markanteste Höhepunkte aus der Vergangenheit zum Maßstabe nehmen und die Durchschnittsleistungen jener früheren Glanzzeiten entweder nicht kennen oder absichtlich nicht mit in Betrachtung ziehen.

Im alten Griechenland war für unsere Begriffe das Niveau der allgemeinen Bildung so niedrig, daß nur einige ganz wenige, überaus hervorragende Geister imstande waren, die höchste Dichtungsform der Tragödie überhaupt zu meistern. Und deren Werke wurden alsdann nur an hohen Festtagen, an geweihten Stätten und in einer fast unverrückbar feststehenden Form der Nation vorgeführt. Es ist selbstverständlich, daß diese seltenen weihevollen Darstellungen der Werke jener wenigen auserwählten Geister ein ganz anderes Relief bekamen und eine weit tiefere Wirkung ausüben mußten, als die täglichen Aufführungen Tausender von verschiedensten Werken aller erdenklichen Stilarten in unserer Zeit und vor einem durch Überfülle und leichte Erreichbarkeit des Gebotenen blasierten Publikum. Die Wiederkehr eines solchen Verhältnisses zwischen dem Volke und seinem hohen Drama wäre also nur nach völliger Vernichtung unserer Kultur denkbar. — Und nicht viel anders steht es um den Ruhm des weimarischen Theaters unter Goethes Leitung. Es war eben e i n Goethe und e i n Schiller vorhanden und deren Werke wurden am weimarischen Hoftheater verhältnismäßig gut aufgeführt, weil der Bühnenleiter das Glück gehabt hatte, durch die Anziehungskraft seines Namens einzelne hervorragende Kräfte zu gewinnen und viel Mühe darauf verwendete, einen edlen deklamatorischen Stil auch den minderen Schauspielern nach Möglichkeit beizubringen. Man würde sich aber doch wohl sehr irren, wenn man meinen wollte, eine Darstellung irgend eines klassischen Dramas sei am Theater Goethes trotz der berühmten Namen Corona Schröter, Karoline Jagemann, Pius Alexander Wolf u. a. m. mit der heutigen Darstellung eines solchen Werkes an einer unserer ersten Bühnen zu ihrem Vorteil vergleichbar gewesen. Man lese nur einmal in den Goetheschen Tagebüchern die Bemerkungen nach, die der Altmeister über die Qualität der Schauspieler an hervorragenden Bühnen seiner Zeit macht, zum Beispiel Frankfurt und Stuttgart. Man gewinnt daraus die deutliche Vorstellung, daß zu jener Zeit die Mitglieder der ersten Stadt- und Hoftheater kaum wesentlich über dem Niveau heutiger Schmierenkomödianten gestanden sein können. Es ist ja auch gar nicht anders möglich; denn die Komödianten jener Zeit waren mit wenigen Ausnahmen ungebildete, von der guten Gesellschaft ausgeschlossene Menschen, welche die naive Volksanschauung ruhig zu den Seiltänzern und Degenschluckern in einen Topf warf. Schon was von ihnen verlangt wurde, machte es ihnen unmöglich, Fachkünstler in unserem Sinne zu sein. Derselbe Mann, der heute den „Sarastro" sang, mußte morgen

in irgend einer Farce den geprügelten Ehemann darstellen und übermorgen im Ballett groteske Sprünge ausführen können. Mozart hat seine deutschen Opern niemals von lauter geschulten Sängern ausgeführt gehört. Höchstens die Primadonnen und die ersten männlichen Gesangskräfte waren durch eine hohe Schule ihrer Kunst gelaufen. Der weitaus größte Teil sämtlicher Partien wurde von Schauspielern ausgeführt, die eben ohne Stimme und ohne Schulung ihr Bestes taten. Von einer Regie in unserem heutigen Sinne war noch gar keine Rede, ganz zu schweigen von irgend welchen hohen Ansprüchen an historische Echtheit und künstlerische Schönheit der Kostüme und Dekorationen. Von einem sorgfältig abgetönten Ensemble hatte man im rezitierten Drama wenig, im musikalischen gar keine Ahnung. Wie lächerlich neu alle diese für uns längst selbstverständlichen Forderungen sind, das können uns heute noch einzelne alte Herren erzählen, die über fünfzig Jahre im Theater- und Musikgetriebe tätig sind. So hat jüngst einmal der Züricher Kapellmeister Hegar, einer unserer bedeutendsten Orchesterdirigenten, Erinnerungen zum besten gegeben, wie es noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Orchestern größerer Theater- und Konzertinstitute zuging. Die wenigsten Kapellmeister verstanden, oder gaben sich die Mühe, aus der Partitur zu dirigieren. Sie schlugen mit dem Fiedelbogen den Takt nach einer Primgeigenstimme. Bei der Einstudierung einer Mozartschen oder Rossinischen Oper, ja selbst einer Symphonie von Beethoven war man vollständig zufrieden, wenn rhythmisch und harmonisch alles klappte und die vorgeschriebenen Fortes und Pianos einigermaßen beachtet wurden. Wenn ein Dirigent sich darauf versteifen wollte, durch feinere Nuancierung seine persönliche Auffassung zum Ausdruck zu bringen, so streikte das Orchester einfach. Wenn ihre Stunde geschlagen hatte, gingen die Herren Musici eben nach Hause, und es fiel ihnen nicht ein, sich wegen der Marotten des Dirigenten überflüssig plagen zu lassen. Auf der Opernbühne übten die paar kehlfertigen Primadonnen und angeschwärmten Tenöre eine Tyrannei aus, der sich kaum je ein Direktor oder Kapellmeister entgegenzustellen wagte. Und im Schauspiel war es auch nicht viel besser. Der Hanswurst war zwar feierlich verbrannt worden, aber die Lazzi des Komikers, die nicht im Buche standen, bildeten nach wie vor die eigentliche Würze des Komödienspiels. Und im höheren Drama verlangte der Kulissenreißer gebieterisch freie Bahn für sich und ersetzte durch Organaufwand die Bescheidenheit seiner geistigen Mittel. Eine dialektfreie, edle Sprechkunst war noch viel seltener

zu finden als heutzutage. Nur für das bürgerliche Schauspiel und die Lokalposse brachten günstige Umstände hier und dort und hin und wieder durchweg vorzügliche Darsteller zusammen, wie in Mannheim, Wien und in Berlin unter Iffland. Es ist das ja auch ganz selbstverständlich, denn schauspielerische Talente hat es natürlich immer gegeben, und diese werden immer in derjenigen Gattung ihr Bestes geleistet haben, die den Durchschnittsstandpunkt ihrer Zeit am treuesten widerspiegelte.

Eines ist ganz sicher. Wenn Shakespeare, Mozart, Beethoven, Goethe, Schiller heute einer nach unseren Begriffen guten Aufführung ihrer Werke beiwohnen könnten, so würden sie sprachlos dastehen über einen solchen von ihnen nie geahnten Grad von Vollkommenheit. Wir besitzen ein lebendiges Zeugnis von dem darstellerischen Ideal einer vergangenen klassischen Periode in dem Stil der Molièreaufführungen, wie sie heute noch nach der streng bewahrten Tradition der „Comédie Française" auf allen französischen Bühnen geübt wird. Den Schauplatz bildet fast ausnahmslos die weite Halle, aus zwei Bogen und Hintergrund mit Türen rechts, links und in der Mitte zusammengestellt. Von Möbeln nur so viel, als tatsächlich benützt wird. Die Türen fliegen bei jedem Auftritt und Abgang wie durch Geisterhand bewegt von selber auf. Sämtliche Schauspieler stehen in einer Reihe vor dem Souffleurkasten aufgepflanzt und sagen ihren Part dem Zuschauer gerade ins Gesicht. Und in allen französischen Theatern sieht ein Molièrescher Intrigant genau so aus wie der andere, flötet ein premier amant haarscharf wie der andere, und eine Soubrette ist jeder anderen zum Verwechseln ähnlich. Wie unendlich armsälig nimmt sich eine solche Darstellung heutzutage aus, gegenüber den Wiederbelebungen klassischer Werke durch die geistreichen Regisseure einiger unserer ersten Theater! Und man braucht nur zwei Jahrzehnte zurückzudenken, um sich auch in Deutschland ähnlich dürftiger Aufführungen unserer klassischen Stücke zu erinnern. Die klassische Tradition hat, wenn auch nicht so stark wie in Frankreich, doch auch bei uns bei den besten Leistungen der ersten Bühnen lange nachgewirkt, und wir können uns, nach dem, was wir Älteren selbst noch erlebt haben, recht wohl eine ziemlich deutliche Vorstellung von einer Theatervorstellung unter Goethe in Weimar machen. Wir werden schwerlich ungerecht sein, wenn wir ruhig behaupten, daß eine solche kaum auf der Höhe der Leistungsfähigkeit der heutigen stehenden Theater bescheidenen Ranges gestanden sein kann. Und dann die Durchschnittsqualität der Werke!

Vermag wirklich irgend jemand im Ernst zu behaupten, daß das

Goethesche Theater in Weimar höheren literarischen Ansprüchen genügt habe als irgend eine solide, angesehne Bühne von heute? Neben den Werken der Klassiker gab es damals nur ganz wenige und fast durchweg sehr unglückliche Shakespearebearbeitungen, einige Übersetzungen der französischen Klassiker, ganz wenige deutsche Überbleibsel aus früheren Zeiten. Von Versuchen der Mitlebenden im höheren stilisierten Drama hören wir nichts. Der Geschmack des großen Publikums war viel mehr auf die an sich unzweifelhaft tüchtigen bürgerlichen Schauspiele von Iffland und seinen Nachahmern, sowie auf harmlose Philisterkomödien gerichtet, deren Typus für seine Zeit Kotzebue am schärfsten ausgedrückt hat. Das Publikum fühlte sich durchaus nicht beleidigt, wenn es zwischen der Braut von Messina und dem Tasso den Schneider Fipps zu sehen bekam. Und der Herzog Karl August, der doch wahrlich auf der höchsten Höhe der Bildung seiner Zeit stand, wollte seinem tief verehrten und verstandenen Freunde Goethe durchaus die Schrulle nicht passieren lassen, daß er das Auftreten eines Pudels auf dem Hoftheater für eine Entweihung hielt. Goethe gab nicht nach — und „Der Hund des Aubry" wurde dennoch auf dem Hoftheater aufgeführt! Zwar wußte der Herzog bald darauf den alten Freund wegen der Kränkung durch die brüske Art seiner Entlassung als Theaterdirektor zu versöhnen, aber er hatte doch seinen Standpunkt durchgesetzt und damit unzweideutig seine naive, durchaus volkstümliche Auffassung vom Wesen des Theaters bekannt, Erbauung und leichte Unterhaltung als gleichberechtigt proklamiert.

Zu unserem klassischen Repertoire sind Kleist, Grillparzer, Hebbel hinzugekommen, samt reichen Schätzen aus der Weltliteratur. Und will jemand bestreiten, daß die gegenwärtige dramatische Produktion mit echten ehrlichen Dichtern wie Wildenbruch, Hauptmann, Halbe, Hartleben, Hoffmannsthal an der Spitze, der Durchschnittsleistung jener Klingemann, Usteri, Iffland, Raupach oder der Birch-Pfeiffer etwa nicht himmelhoch überlegen seien?! Können wir den deutlichen Fortschritt nicht beinahe von Jahr zu Jahr verfolgen? Haben wir nicht zum Beispiel auf dem Gebiete des eleganten Feuilletonstückes Blumenthal, Fulda, Sudermann, Hermann Bahr über ihre französischen Vorbilder und deren ersten deutschen Nachahmer, Lindau, hinauswachsen sehen? Ein Stillstand oder Rückgang gar ist nur auf dem Gebiete des Lustspiels zuzugeben; denn man kann im allgemeinen nicht sagen, daß die harmlosen Familienkomödien Blumenthals, Schönthans, Kadelburgs usw. usw., erheblich besser seien, als die Werke des biederen Papa Benedix. In den Komödien

Anzengrubers hatten wir sogar einen Aufschwung genommen, auf den wieder eine gewisse Lahmheit gefolgt ist, und was heute auf dem Gebiete der Lokalposse oder des Volksstückes geleistet wird, hält nur sehr selten den Vergleich mit den besseren Werken von Kalisch oder gar L'Arronge aus. Auf die Ursachen dieser Erscheinung will ich später noch zu sprechen kommen.

Es ist gewiß sehr schön, wenn immer wieder liebenswürdige Idealisten mit heiligem Eifer daran gehen, uns die Bedeutung des Theaters als einer moralischen Anstalt im Sinne Schillers ins Gedächtnis zu rufen, oder wenn sie gar für den von allem Dogma befreiten Menschen das Theater als Erbauungsstätte an Stelle der unzulänglich gewordenen Kirche empfehlen. Man darf mit Freude alle solche Bestrebungen verfolgen und mag sie tatkräftig unterstützen, sofern sie darauf hinzielen, die Bühne den unheilvollen Einwirkungen geschäftlicher Notwendigkeiten zu entziehen, oder der Heimatkunst in wohltätiger Losgelöstheit vom Großstadtlärm freundliche Tempel zu bauen und einem festlich gestimmten Volke hier und dort klassische Meisterspiele zu bieten. Je mehr Streben, je mehr Bewegung, um so besser. Aber wir sollen darüber nicht vergessen, daß das Theater als volkstümlichste aller Kunstanstalten zunächst einmal in den Stand gesetzt sein muß, auf das Volk zu wirken, auf die große Masse, auf den Durchschnitt, nicht nur auf die einzelnen anspruchsvollsten Höchstgebildeten. Damit ist ja keineswegs gesagt, daß die Bühne sich dem Geschmack des niedersten Bildungspöbels anpassen solle. Das Publikum geht tatsächlich mit derselben Grundforderung ins Theater, mit der es in die Kirche geht oder einstmals ging, das heißt: es will sich auf kurze Zeit von den Eindrücken und Vorstellungen des Alltags befreien und im Spiel eine neue, aber in irgend welcher Beziehung ideale Wirklichkeit vor sich gestaltet sehen, die seine Gedanken von der gewöhnlichen Bahn ablenkt und, es angenehm aufrüttelnd, bei seinen allgemein menschlichen Gefühlen packt. Ebenso wie eine Kirche ihren Zweck verfehlt, die nicht sofort durch ihren Raum in starkem Gegensatz zur gewohnten Arbeits- oder Heimstätte steht und durch die Form des Kultes nicht den künstlerischen Instinkt gesunder Sinne befriedigt, so würde auch als Volksinstitut jedes Theater seinen Zweck verfehlen, das dem Publikum nicht das bieten wollte, wofür es so gern sein Geld bezahlt, nämlich eben jenen schönen Schein einer durch künstliche Mittel erreichten höheren Wirklichkeit.

Dazu gehört in allererster Linie die Unterhaltsamkeit. Die

ganze Dramaturgie beruht ganz einfach auf der Notwendigkeit, für zwei bis drei Stunden die Teilnahme einer kompakten Menschenmenge zu fesseln und dadurch Aufmerksamkeit für das Wort des Dichters zu erzwingen. Sie ist also schlechthin eine Frage der Nervenphysiologie. Ein langweiliges Stück kann unmöglich gut sein; aber das Gegenteil von Langeweile ist eben Unterhaltung. Warum will man denn durchaus diesen Begriff gering schätzen? Wir sprechen doch auch ganz richtig vom Theaterspiel. Es ist ein Spiel. Und ein Spiel will und soll unterhalten. Wenn gelangweilte Menschen in Haufen beieinander sitzen, so ist nicht zu erwarten, daß die Absicht des Dichters sie fröhlich, mitleidsvoll gerührt, zornig aufgeregt oder begeistert emporgehoben zu stimmen gelinge. Die Abteilung in Akte, die Gewährung von Erholungspausen, die Verlegung der stärksten Effekte an den Schluß der Aufzüge, die Aufrechterhaltung der Spannung auf den Ausgang der Handlung, die Steigerung der dramatischen Dynamik innerhalb der einzelnen Szenen, Akte und des ganzen Stückes, die Abwechslung zwischen ruhigen Dialogen und leidenschaftlichen Szenen, zwischen Einzel- und Massenauftritten, das Stimmungsmachen durch Hineinziehen von Naturvorgängen, Geheimtuerei und Überraschungstricks — all das ist doch nur dazu da, um die Grundbedingung alles Theaterspiels zu erfüllen, nämlich die Nerven der Zuschauer in Spannung und dadurch aufnahmefähig zu erhalten. Die Arbeit, welche die Nerven in dieser Spannung leisten, wirkt nicht ermüdend, sondern wohltätig erfrischend — und diese Erfrischung suchen wir alle im Theater. Sobald das Seelenleben des Menschen sich einigermaßen zu verfeinern beginnt, stellt sich auch das Bedürfnis nach dem Rausch ein -- in diesem Ausdruck alle Sehnsucht des bedrängten Menschenkindes zusammengefaßt: Vergessen des Alltags, Erhebung über den gewöhnlichen Gedanken- und Empfindungskreis, Eröffnung ungewohnter weiter Ausblicke in das Jenseits der eigenen engen Umwelt, Aufstachelung zur Bewunderung fremder Größe, Erweckung zur Selbsterkenntnis und Beseligung durch schöne Illusion. Und weil der Mensch, je höher er in der geistigen Entwicklung steigt, des Rausches um so weniger entraten kann, so kauft er ihn sich zu immer höherem Preis, der eine von der Kirche, der andere vom Theater, und der Allerelendeste im Schnapsausschank. Das Bedürfnis nach dem Rausch in diesem hohen Sinne dürfte wohl der sicherste Gradmesser der Kultur sein. Und wenn einmal wirklich die allgemeine Gleichmacherei, die öde Philosophie der Nützlichkeit es dahin bringen sollte, daß die Menschen den hohen Rausch als eine unnütze

Nervenkraftvergeudung verdammten und sich in musterhafter Abstinenz wohl fühlten, dann wäre eine so ekelhafte Menschheit zum Untergange reif. Jede geistige Produktivität würde lahmgelegt, und auch körperlich an die Stelle der schönen Wildheit der Natur die gewichtige Blödheit des Mastviehs gerückt werden.

Diese Abschweifung mag immerhin nicht ganz unnütz gewesen sein, denn sie kann wohl dazu beitragen, um das Wesen des Theaters als Kulturfaktor klar zu machen. Es ist demnach ebenso falsch, es nur als eine moralische Anstalt, wie es ausschließlich als ein Unterhaltungsmittel zu betrachten. Es muß eben beides zusammenkommen: die Moral muß unterhaltsam gepredigt werden und die Unterhaltung irgend welche, wenn auch noch so bescheidene sittliche Zwecke verfolgen. Auch die bloße Erregung lauter Heiterkeit ist schon ein solcher sittlicher Zweck (vorausgesetzt, daß solches Lachen nicht zynisches Gewieher ist); denn das Lachen befreit, das Lachen ist imstande, Haß, Neid und Bosheit die Spitze abzubrechen, das Lachen versöhnt — mit einem Wort, es macht den Menschen menschlicher. Darum haben jene steifen Würdebonzen unrecht, die gleich eine Tempelschändung darin erblicken wollen, wenn dasselbe Theater, welches das Drama höchsten Stils kultiviert, gleichzeitig dem literarisch unbedeutenden bürgerlichen Lustspiel Gastfreundschaft erzeigt. Das täglich spielende, und vornehmlich das konkurrenzlose Theater hat die Verpflichtung, der Allgemeinheit zu bieten, was sie sucht und braucht: Erhebung und Erheiterung.

Diese Allgemeinheit will auch weder die vollkommene Abstraktion von aller Wirklichkeit im Theater haben, noch auch die peinlich genaue Reproduktion der Wirklichkeit, denn eine solche würde ihr gerade das vorenthalten, was ihr gesunder Instinkt im Theater sucht. *Die Bühne kann nicht die Natur oder das Leben wiedergeben.* Sie muß beides räumlich und zeitlich beschneiden, um sie in die zwei bis drei Stunden eines Theaterabends und in den Rahmen des Bühnenausschnittes hineinzupassen. Sie gibt Szenen *aus* dem Leben und umrahmte *Stücke aus* der Natur. Das Guckkastenmäßige der Bühne, die fehlende vierte Wand, die uns im Theater zu Schlüssellochspähern und eifrigen Horchern macht, umgrenzt und bestimmt das ganze Wesen der dramatischen Kunst. Zwar gibt es heutzutage schon Leute, die sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie man ohne dieses vom Vorhang verhüllte Guckkastenloch auskommen könnte, wie man der Schmach wackelnder Palastmauern, auf Drahtnetz geklebter, im ärgsten Sturm unbewegter

Baumwipfel usw. usw. abhelfen könnte, aber es will mich bedünken, als ob solches nachdenkliche Bemühen ganz unnütz verschwendet würde, ja, als ob man geradezu durch derlei Kunststücke die Kunst herabwürdige. Wenn es auch wirklich gelingt, Bäume auf die Bühne zu stellen, die sich im Winde bewegen oder feste Häuser zu bauen, die nicht wackeln, wenn man an die Tür pocht, so hat man doch damit nichts anderes erreicht, als etwa der Schaubudenbesitzer, der ein sichtbar atmendes wächsernes Weib oder einen sprechenden und tanzenden Automaten ausstellt. Die noch so schön gemalte Waldkoulisse bedeutet doch im Grunde auch nichts anderes als die schwarze Tafel der primitiven Shakespearebühne: Dies soll ein Wald sein. Und das genügt ja auch vollständig, denn dem Publikum liegt gar nichts daran, daß ihm weis gemacht werde, es befinde sich im Walde und nicht im Theater. Selbstverständlich wäre es töricht, nicht, wo die Mittel dazu vorhanden sind, die Errungenschaften moderner Technik verwenden zu wollen, um das Bühnenbild möglichst schön zu gestalten. Jedes Raffinement in dieser Beziehung ist recht und gut, soweit es dazu dient, die Stimmung des dramatischen Vorgangs sinnfällig zum Ausdruck zu bringen. So haben zum Beispiel die Ausstattungskünste des genialsten Regisseurs unserer Zeit, des Herzogs Georg von Meiningen, nicht nur die Schaulust befriedigt, sondern tatsächlich das im Einschlafen begriffene Interesse für die klassischen Meisterwerke zu neuem Leben erweckt. Dadurch, daß dem Auge Szenenbilder geboten wurden, welche der Nachprüfung des Geschichtskenners standhielten, dadurch, daß sich die Handelnden in Kostümen und unter Möbeln und Requisiten bewegten, welche bis ins Kleinste den lokalen und historischen Hintergrund des Dramas lebendig machten, wurden auch alle Zufälligkeiten an den Persönlichkeiten der Schauspieler gewissermaßen historisch beglaubigt. Wenn also beispielsweise der Darsteller des Buttler im Wallenstein krumme Beine gehabt oder mit der Zunge angestoßen hätte, so wäre man nicht zu der Empfindung gekommen, daß dieser Schauspieler schlecht gewachsen und sprachtechnisch mangelhaft ausgebildet sei, sondern man hätte es ohne weiteres als eine historische Tatsache angenommen, daß der Buttler wohl krumme Beine gehabt und mit der Zunge angestoßen haben müsse. Es wurde dadurch eine neue Illusion erzeugt, welche der eigentlichen dramatischen Wirkung zugute kam, indem man in den Schauspielern nicht bloß mehr oder minder tüchtige Sprechwerkzeuge für das Dichterwort, sondern einfach Menschen sah. Wir haben es damals erlebt, daß das Ensemble der Meininger mit seinen zum

größeren Teil recht unbedeutenden Schauspielern dem berühmten Wiener Burgtheater mit seiner glänzenden Tradition und seinen vorzüglich geschulten bedeutenden Künstlern vollständig den Rang abzulaufen vermochte. Natürlich ist es unmöglich, eine Grenze anzugeben, wie weit die technische Vervollkommnung des Bühnenbildes gehen könne, ohne der Wirkung des Dramas selbst zu schaden; daß aber in dem rastlosen Überbieten der Ausstattungseffekte in bezug auf Kostbarkeit, historische Echtheit und verblüffende Naturtreue eine große praktische Gefahr für das ganze Theaterwesen liege, leuchtet auch wohl ohne weiteres ein; denn ein solcher Aufwand fordert Geldmittel, die verloren sind, sobald der dauernde Erfolg sich nicht einstellt. Und das Publikum gewöhnt sich so rasch daran, das Äußerste an Aufwand als das einfach Selbstverständliche zu betrachten, daß die Schaulust an sich sehr bald die Massen nicht mehr anlockt. Da muß der Leiter wieder auf neue Sensationen sinnen, um durch Verblüffung zu wirken. Und das führt zu tollkühnen Risikogeschäften, die nur zu leicht mit finanziellen Katastrophen endigen. Andererseits wäre es auch ebenso verfehlt, in bezug auf die Ausstattung wieder zum Primitiven gewaltsam zurückkehren zu wollen. Wir haben auch solche wunderlichen Heiligen; und das ist keineswegs erstaunlich in einer Zeit, wo das ästhetische Gigerltum so weit verbreitet ist. Ebenso wie in der Malerei wunderliche Käuze und geschickte Sensationsmacher das Nicht-besser-können einfältiger Vorfahren zum modernsten Kunstprinzip erhoben, so tun sich auch Theaterreformer auf, die unter dem Vorgeben, dem reinen Dichterwort durch Entfernung alles die Sinne zerstreuenden Beiwerks zur größeren Geltung zu verhelfen, alle naturalistischen Dekorationen hinauswerfen und nur durch einfachste Farbenwirkungen die nötige Stimmung vorbereiten möchten. Da soll meinethalben eine mit streng geometrischen Mustern bestickte Gardine den Hintergrund für eine gedankenvolle Aussprache bilden oder ein grüner Schleier mit roten Tupfen himmlische Heiterkeit verbreiten. Alle diese krampfhaften Regungen einer nervös überreizten Zeit mag man lächelnd über sich ergehen lassen, ebenso wie das Geschrei über den Verfall des Theaters seitens sehr junger Idealisten oder sehr alter Pedanten. Die eigentlichen Probleme des modernen Theaters vermag ich in der Richtung der Ausstattung nicht zu erblicken.

Ich begreife auch durchaus nicht, was die immer neu auftauchenden Reformer der Schauspielkunst eigentlich wollen, die mit mehr oder minder geistvollem Phrasenschwulst deren Verfall beklagen und sich das Heil von

einer radikalen Änderung des dramatischen Unterrichts versprechen. Soweit diese guten Leute nicht einfach durch den Drang, sich durch Begründung einer neuen Theaterschule eine Existenz zu verschaffen, begeistert werden, scheinen sie mir von dem Wesen der Schauspielkunst überhaupt keinen rechten Begriff zu haben. Es ist ein Unsinn, vom Schauspieler aus das Theater oder gar die dramatische Dichtung reformieren zu wollen. Der Schauspieler wird von den Dichtern gemacht und nicht umgekehrt. Das angeborene schauspielerische Talent, ohne das die beste Lehrmethode und die geistvollsten Regisseure versagen, besteht in der Fähigkeit der Nachahmung, der Selbstentäußerung bis zum völligen Aufgehen in einer anderen Persönlichkeit. Solche geborenen Schauspieler sind immer vorhanden. Heute natürlich unendlich viel mehr als früher, weil die Möglichkeit, bessere Theatervorstellungen zu sehen, heute für die allerbreitesten Schichten des Volkes besteht und dadurch die Selbstentdeckung des darstellerischen Talentes ungemein erleichtert ist. Der Nachahmungstrieb dieser geborenen Schauspieler muß sich selbstverständlich zunächst an das halten, was ihnen Leben und Theater am häufigsten als Vorbild bieten. Und daraus folgt, daß immer für die Dichtungsgattung, die jeweils am meisten im Schwange ist, die meisten und die besten Schauspieler zu haben sein werden. Als durch den Erfolg der Meininger das klassische Drama zu neuem Leben erweckt wurde und nebenher, als mittlere Tagesproduktion, das sogenannte Oberlehrerdrama mit korrekten Fünffüßlern herlief und im unmittelbaren Anschluß daran der feurige Wildenbruch mit dem Trompetengeschmetter seines schwungvollen Pathos die Bühne eroberte, da gab es überall Hünengestalten mit markigen Organen, Intriganten mit erstaunlichen Hakennasen, Basiliskenblicke tief unter buschigen Brauen hervorschleudernd, vollbusige Heroinen mit rollendem R und schlanke schmachtende Blondinen mit zartem Diskant, soviel wie man haben wollte, und darunter tüchtige Künstler, soviel man billig verlangen durfte. Dann kam fast über Nacht die Hochflut des Naturalismus und überschwemmte mit gräulich schäumenden Wellen die Marmorfliesen der hehren Kunsttempel. Und siehe da! wie aus dem Boden gestampft trat ein neues Geschlecht von Menschendarstellern in die Erscheinung, welches mit Stottern, Stammeln, Lallen, mit Räuspern, Husten und Spucken den feinsten Intimitäten der Wirklichkeit beizukommen suchte und alle angeborenen körperlichen Mängel und Gebresten geschickt in den Dienst des neuen Kunstprinzips zu stellen wußte. Glücklich wer in jener Zeit über

O= oder Xbeine, schiefe oder hohe Schultern, eine abschreckende Visage oder gänzliche Organlosigkeit verfügte: der konnte sicher sein, von irgend einem feinfühligen Kritiker als großer Schauspieler entdeckt zu werden! Die deutsche Bühne hat nie so viel glänzende Künstler gleichzeitig besessen, wie während jener naturalistischen Episode, weil da auf einmal auch alle jene zum Teil vielleicht auch wirklich starken Naturtalente sich zur Geltung zu bringen vermochten, die sonst wegen Mangel an schönen Mitteln nicht zu verwerten gewesen wären. In jener herrlichen Zeit tauchte das kostbare Schlagwort von der persönlichen Note auf, und es wurde damit ein lieblicher Unfug getrieben, der dem Kundigen viele heitere Augenblicke bereitete, dem Theaterkritiker das Geistreichsein wesentlich erleichterte und das große Publikum im Banne der Ehrfurcht erhielt. Von der unüberwindlichen Abneigung gegen das Auswendiglernen des Dichterwortes bis zum chronischen Stockschnupfen wurde jede menschliche Schwäche durch das schöne Etikett der persönlichen Note zu einer künstlerischen Stärke erhoben. Und es gab tatsächlich in Berlin eine Bühne, bei der die gradgewachsenen und mit schönen Organen begabten Mimen ihr Bündel zu schnüren gezwungen waren, weil sie weder beim Publikum noch bei der Kritik, noch bei der Direktion irgend welches Interesse mehr fanden. Übrigens hat diese naturalistische Episode der deutschen Schauspielkunst außerordentliche Dienste geleistet und eine wesentliche Klärung der Begriffe über das Wesen des mimischen Talentes bewirkt. Das naive Publikum ist immer geneigt, den Schauspieler mit der Rolle zu verwechseln. Die sympathische Gestalt eines Dichters wird für den harmlosen Zuschauer zum Beweis für die edlen menschlichen Eigenschaften des darstellenden Komödianten, und der Dame, die die niederträchtigen Kanaillen, die sogenannten Salonschlangen, darzustellen hat, geht er auch auf der Straße bänglich aus dem Wege. In der Zeit des Naturalismus haben wir es aber erlebt, daß selbst hochgebildete, geistvolle Kritiker wie die Fliegen auf diesen Leim krochen. Die Dichter jener Zeit charakterisierten nämlich so ausbündig bis ins feinste Detail und waren in ihren Spielvorschriften so peinlich akkurat, daß dem Schauspieler wirklich fast nichts mehr zu tun übrig blieb, als ein für die Rolle geeignetes Äußere mitzubringen. Da konnte es geschehen, daß gescheite Kritiker einem harmlosen Mitläufer, der beim Shakespeare vielleicht gerade noch einen dritten Meuchelmörder leidlich verkörpert hätte, für eine Zukunftshoffnung der deutschen Bühne ansahen. Als ich in München „Die Weber" zum ersten Male zur Aufführung brachte, benutzte ich die

Gelegenheit eines lang andauernden Bäckerstreikes, um mir aus den Herbergen etliche besonders gefährlich und verhungert aussehende Gesellen zusammenzulesen, und mischte diese unter das Volk der Weber. Zum Schluß des vierten Aktes gab ich diesen Leuten Beile und Knüttel in die Hand und sagte ihnen, sie dürften damit alles auf der Bühne befindliche Mobiliar, insonderheit die den Glasschrank anfüllenden Gegenstände von Glas und Porzellan kurz und klein schlagen. Natürlich führte ein jeder von ihnen seine Aufgabe wahrhaft meisterhaft durch, und die Wirkung war überwältigend.

Nachdem nun jener erfrischende Sturm des Naturalismus so betrüblich rasch vorübergebraust ist und Meister Hauptmann selber gern in schönen Versen schwelgt, glänzende Sprachkünstler wie Hofmannsthal sich die Bühne erobert haben und Shakespeare, dieser unvergleichliche Rohstoff für eine geniale Regiebearbeitung, wieder einen breiten Platz im Repertoire einnimmt, sehen sich viele von jenen Meistern des neuen Stils kaltgestellt und die heldischen Gestalten mit den „großen Röhren" wieder triumphierend ans Licht gezogen. Sollte aber der Symbolismus mit seinen lautlosen Gespenstertritten und seinem seraphischen Geflüster wirklich berufen sein, den jetzigen wohltemperierten Realismus abzulösen oder auch nur in das bunte Stilgemengsel eine neue Nuance hineinzutragen, so werden unzweifelhaft auch für ihn alsbald die vorbildlichen Künstler erscheinen; denn sicherlich gibt es unter hektischen Männern und anämischen Mädchen ebenso gut schauspielerische Talente, wie unter den robusteren Mitbürgern. Was aber auch die wechselnde Mode für Verwirrung anrichten mag, der Maßstab für die Wertbestimmung des Schauspielers wird immer seine Fähigkeit bleiben, verschiedene Charaktere aus seiner Individualität heraus zu gestalten, gut abgelauschte Einzelzüge der Wirklichkeit zum Typischen zu erheben und mit seinen äußeren Mitteln kunstgerecht umzugehen. Ein angeblicher Menschendarsteller, der in jeder Rolle derselbe bleibt, ist eben ein schlechter Schauspieler und hat es lediglich als einen Glücksfall zu betrachten, wenn ihm einmal der Dichter eine Haut liefert, in die er hineinschlüpfen kann, ohne Falten zu werfen.

Die vorausgegangenen Betrachtungen dürften uns überzeugt haben, daß das Theater kein selbständiger Organismus sei, der aus eignem freien Willen heraus das Publikum oder die Dichtung wesentlich beeinflussen könnte. Es sind vielmehr umgekehrt die Dichter und das Publikum, welche das Geschick in ihren Händen halten, und zwar die Dichter noch mehr, als das Publikum. Das letztere ist insofern eine Macht, als es die materiellen

Mittel zum Unterhalt des vielköpfigen Organismus, den eine Bühne darstellt, gewähren muß. Dem wirtschaftlich schwachen Direktor gegenüber kann das Publikum zu einem furchtbaren Tyrannen werden, indem es ihn einfach zwingt, die ehrliche anständige Kunst zum Hause hinauszujagen und dafür dem blödesten Zeitvertreib, dem niedrigsten Sinnenreiz Aufnahme zu gewähren. In Amerika, wo auf dem Gebiete des Bühnenwesens der Kapitalismus in seiner rohesten Form herrscht und der Wille der Massen eine Macht darstellt wie nirgends sonst, sehen wir denn auch die Bühne vollkommen der plumpsten Sensationsgier, dem launischen Snobismus preisgegeben. Große, echte Kunst vermag dort nur zu existieren, solange es der Reklame gelingt, dem reichen Pöbel die Notwendigkeit zu suggerieren, dergleichen zu unterstützen, um den Schein gebildeter Kennerschaft zu wahren. In Europa rückt der immer wachsende Einfluß der Weltstädte auf den Geschmack der Allgemeinheit die Gefahr, gleichfalls in solche Abhängigkeit vom Pöbelinstinkt zu geraten, bedenklich nahe. Darum ist die Abwehr des Amerikanismus eines der ernsthaftesten Probleme für unser Theaterwesen. Für uns Deutsche geht die Gefahr selbstverständlich von Berlin aus, wo eine Unmenge von Privattheaterunternehmungen um ihre materielle Existenz ringt und im wütenden Konkurrenzkampf schließlich jedes Mittel recht erscheinen muß. Gewiß wird in der Millionenstadt die Summe verfeinerter Intelligenzen, die auf jeden neuen Reiz von seiten der Kunst leicht reagieren, absolut eine viel größere sein, als in irgend einer kleineren Stadt; ebenso aber ist auch die Masse des geistigen Pöbels mit gemeinen Instinkten absolut eine größere, als irgendwo sonst. Folglich ist es selbstverständlich, daß, nachdem das theatralische Bedürfnis der Feinen und Anspruchsvollen durch eine Reihe von guten Theatern reichlich gestillt ist, andere Theater, für die kein so vornehmes Publikum mehr übrig ist, sich darauf verlegen müssen, dem Pöbel zu Willen zu sein. Daher die Spezialbühnen für Pariser Cochonnerien und für die Massenevolutionen von Weiberbeinen. Das Weiberbein en masse, wie es vornehmlich im Berliner Metropoltheater floriert, hat dort tatsächlich die freundlich harmlose Kunst des kleinen Mannes endgültig zu Boden gestampft. Die Leute, die ins Metropoltheater gehen, sind nämlich nicht bloß die hohlköpfigen Lüstlinge, die genau wissen, was sie dort suchen, sondern auch anständige Bürgersleute, die ihre Frauen mitbringen, biedere Landleute, vom kleinen Viehhändler bis zum Großgrundbesitzer, und alles das, was sich bis hoch oben hinauf harmlos oder frivol Lebewelt nennt. Dadurch, daß sie alle

diese Theater täglich überfüllt sehen und in den Zeitungen von den kolossalen Erfolgen der neusten Schaustücke lesen, wird in ihnen die Vorstellung erweckt, dergleichen Darbietungen seien nicht nur ebenso gut Theater, sondern ebenso gut Kunst, wie das, was die anderen Musentempel vorführen, nur daß es jedenfalls viel amüsanter und sehenswerter sein müßte, weil doch sonst die Leute sich nicht so danach drängen würden. Auf diese Weise werden breite Schichten des Publikums, die ebenso leicht, wenn auch nicht für die hohe, so doch für bessere Kunst zu gewinnen wären, dafür verloren; denn wer sich einmal daran gewöhnt hat, die Trikotparade, die freche Zote und die seichteste Biermusik für einen gleichberechtigten Faktor theatralischer Kunst zu halten, dem wird jedes mit reinen Mitteln arbeitende Drama, jede edlere Musik, ja selbst das leichtere Lustspiel und die bessere Operette reizlos erscheinen. Es geht also von den Theatern jener Art eine verderbliche Macht aus, die auf die geistige Kultur, auf die sittlichen Anschauungen des Volkes einen unheilvoll herabziehenden Einfluß ausübt. Leider sind nun auch noch die Preßverhältnisse in den Weltstädten so beschaffen, daß ein entgegenwirkender Einfluß der Kritik nicht stattfinden kann. In Berlin wenigstens fällt die Aufgabe, über die Neuaufführungen des Metropoltheaters und seinesgleichen zu berichten, nicht den ernsthaften, feingebildeten Theaterkritikern, sondern irgend welchen untergeordneten Berichterstattern zu, und es hat sich die Gewohnheit herausgebildet, über dergleichen Theater ebenso wie über Zirkus und Variété nur Lobeshymnen zu schreiben. Die Presse geht dabei von dem an sich richtigen Gesichtspunkt aus, daß selbstverständlich nicht davon die Rede sein könne, an diese Dinge irgend welchen künstlerischen Maßstab zu legen, sondern daß man es hier einfach mit Vergnügungsgeschäften zu tun habe, in welche ungeheuere Kapitalien hineingesteckt werden müssen, damit sie sich lohnen, und daß es nicht fair wäre, die kühnen Unternehmer mutwillig zu ruinieren. Von dem Leserkreise einer Zeitung weiß aber noch nicht einer unter hundert, aus welchen an sich vielleicht richtigen Theorien und Erwägungen heraus dieser gänzlich verschiedene Standpunkt der Beurteilung angenommen wird, nicht einer vom hundert ist imstande, gleich aus dem Stil des Theaterberichtes zu erkennen, ob ein berufener Kritiker oder ein gedankenloser Zeilenschreiber ihn verfaßt habe; die natürliche Folge davon ist, daß die unzähligen Tausende ohne Geschmackskultur und eigenes Urteil zu der Meinung gebracht werden, in jenen Lusttempeln würden herrliche witzige Geistesprodukte in blendender Pracht vorgeführt, während in den Theatern

mit anständigen künstlerischen Tendenzen die gänzlich kopflosen Direktoren Mühe und Mittel an die Einstudierung langweiliger Machwerke von offenbaren Idioten verschwendeten.

Dasselbe Berlin, das mit seinem Metropoltheater so geschmacksverrohend und kunstentfremdend wirkt, besitzt aber gleichzeitig in seinem ausgezeichnet geleiteten Schillertheater ein Institut, welches für eine solide Kunstpflege im volkstümlichen Sinne geradezu musterhaft genannt werden kann, und der außerordentliche Erfolg, welcher schon zur Gründung verschiedener Filialbühnen nötigte, beweist, daß für eine anständige dramatische Kunst ein ebenso großes Publikum vorhanden ist, wie für eine unanständige. Ja vielleicht sogar ein noch größeres; denn rechnet man die Menschenscharen zusammen, die allabendlich die Schillertheater und die ungemein zahlreichen Veranstaltungen der freien und neuen freien Volksbühne, wie sonstigen Vereinsvorstellungen in den guten Theatern bis aufs letzte Plätzchen füllen, so dürfte wohl eine noch größere Totalsumme sich ergeben, als wie aus der Addition der täglichen Besucher des Metropoltheaters. Und diese Gewißheit ist ein schöner Trost, gibt eine freudige Zuversicht jedem Vaterlandsfreunde, der die hohe volkserziehliche Aufgabe des Theaters erkannt hat und mit Schrecken die von der Weltstadt ausgehende Geschmacksverrohung im Lande wachsen sieht. Ohne solche Abzugskanäle für den geistigen Pöbel, das heißt für die sogenannte Lebewelt der Weltstädte, wird es allerdings schwerlich abgehen; aber die werden keinen Schaden mehr stiften, wenn nur der Hauptstrom in ein festes Bette gefaßt ist, die Volksaufklärung so weit gediehen ist, daß jene Kanäle nur nach ihrem sozial-hygienischen Wert beurteilt werden.

Diese Betrachtung führt uns darauf, für die Klassifikation des Publikums einen zuverlässigen Maßstab zu gewinnen. Es ist keineswegs der Geldbeutel, der den höheren geistigen Rang verschafft, sondern lediglich die Bildung und der Hunger nach Bildung. Die Angehörigen der freien Volksbühnen sind beispielsweise solche Bildungshungrige. Zum Teil wirkliche Proletarier, in der Hauptmasse aber solide Handwerker, technische Arbeiter höherer Art, kleine Gewerbetreibende und dergleichen. Den festen Stamm der Freunde des Schillertheaters bilden Leute von besserer Bildung und ernsthaftem Streben zur Höherentwicklung, denen aber für den Luxus keine Mittel verfügbar sind. Beamte aller Art, Kaufleute und vornehmlich viele Lehrer, studierte jüngere Angehörige der akademischen und industriellen Welt, sowie viele durch einen höheren Beruf selbständig gewordene Frauen und Mädchen. Das ist das eigentliche gute

Theaterpublikum, wie es sich der Leiter eines wirklichen Kunstinstitutes wünschen muß. Das ist das Publikum, welches mitten im Leben steht und dadurch von selbst zur Stellungnahme gegenüber allen neuen Strömungen gezwungen wird. Wenn nun auf der Bühne brennende Zeitfragen behandelt werden, so wird dieses Publikum ein sichereres Urteil darüber besitzen, als jene Welt des großstädtischen Snobismus, die gierig allen Sensationen nachläuft, alle Artikel und Broschüren liest, aber im Grunde doch von den bestimmenden Triebkräften der Zeit und von der Seele des Volkes nichts weiß. Das sogenannte elegante Publikum, die Elite der oberen Zehntausend, die crême de la crême, wie sie sich zu den Premièren der meist besprochenen Dichter drängt, darf man ruhig als das schlechteste Theaterpublikum bezeichnen. Diesen Leuten dünkt ein wüster Skandal, der vielleicht die Lebenshoffnung eines großen Talentes endgültig zerstört, für ein weit köstlicheres Erlebnis, als eine künstlerische Erhebung zu freudiger Andacht. Daß im Jahre 1862 der Pariser Jockeyklub den Tannhäuser auspfiff, ist kein Akt überwundener gesellschaftlicher Roheit und künstlerischer Unkultur. Er kann sich alle Tage wiederholen. Und in unserem berühmten Berlin von heute pfeift nicht nur der Jockeyklub, sondern auch die Börse und das Literaturcafé auf Hausschlüsseln. In solcher Première sitzt überhaupt fast gar kein Publikum mehr. Die meisten Anwesenden gehören ja selbst zum Bau oder bilden es sich wenigstens ein. Von jener spezifisch modernen Bildung, die man ohne jede wissenschaftliche Veranlagung, ohne Religion und Weltanschauung, durch Theaterbesuch und Zeitungslektüre sich aneignen kann, sind ja schließlich alle Angehörigen der oberen Zehntausend mehr oder minder reichlich durchtränkt. Sehr viele von ihnen werden durch den Nachahmungstrieb und den Mangel an nützlicher Beschäftigung zu eigener künstlerischer Betätigung verführt. Damit sind sie vom Fach, sind sie Partei und halten sich für verpflichtet, ihren Sympathien und Antipathien energisch Ausdruck zu geben. Und wer nicht gerade selber dichtet, schauspielert, komponiert und musiziert, der will sich doch wenigstens als Kritiker betätigen. Kritische Beanlagung beweist man am besten dadurch, daß man sich durch nichts imponieren läßt. Wer noch herzlich lachen, von Heldengröße sich leicht begeistern und vom Elend rühren lassen kann, der gilt für einen Flachkopf; wer dagegen über alles Alte, anerkannt Meisterhafte spöttisch die Achseln zuckt, jede Art Ergriffenheit mit einem zynischen Witz abzuschütteln versteht und sich dagegen mit klingenden Phrasen als Propheten irgend einer dunklen Unzulänglichkeit oder gewollten Verrückt-

heit aufspielt, der kann sicher sein, zum mindesten im Kreise ganz junger Leute als ein starker Geist angestaunt zu werden. Von solchen stellungslosen Kritikern, Kliquenhäuptlingen und jugendlichen Stammtischpropheten wimmelt es aber in jeder Sensationspremière. Und sie sind es hauptsächlich, die das Schicksal des dramatischen Autors entscheiden. Dazu kommen noch weit verzweigte gesellschaftliche Einflüsse: Stand und Rasse des Autors, seine persönlichen Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen. Der echte Premièrentiger sucht auch vorher schon über den Inhalt des neuen Werkes, besonders über etwaige gefährliche Szenen durch befreundete Schauspieler oder sonst wie hinten herum etwas zu erfahren und legt sich daraufhin bereits die Witze zurecht, mit denen er im Zwischenakt glänzen will. Auf diese Weise ist oft schon vor dem ersten Aufgehen des Vorhangs über einem neuen Werk Stimmung gemacht — dafür oder dawider. Wie stark aber im Theater, wie überhaupt in jeder Menschenansammlung, auch für den unbefangenen Einzelnen die Massensuggestion wirkt, das hat wohl jeder schon an sich selbst erfahren. Wenn die schöne Nachbarin ihr Tüchlein an die Augen führt, so werde ich unwillkürlich mitgerührt; wenn ein allgemeines Räuspern, Husten, Scharren, Flüstern durch die Reihen geht, so werde ich unaufmerksam, wie sehr ein Werk mich eben noch gefesselt haben mag. Und wenn gar in einer ernsten Szene irgend ein zweideutiges Wort frivole Heiterkeit auslöst, so ist es häufig selbst dem Bestgesinnten unmöglich, seine Ruhe zu bewahren. Wehe dem unglücklichen Autor, der sein Schicksal in die Hände eines solchen Elitepublikums gelegt hat! Dreimal wehe, wenn er, die besonderen Verhältnisse der Weltstadt und die besondere Psychologie dieses Premièrenpublikums nicht kennend, hinter den Kulissen seinem Werke folgt und, am Aktschlusse ein gewaltiges Brausen vernehmend, von einem Regisseur gestoßen vor die Gardine taumelt, um mit Zischen, Pfeifen, Hohnlachen und ironischen Zurufen empfangen zu werden! Oder wenn ihm wirklich ein einmütiger Beifall bis zum Schluß entgegenrauschte, und er dann am andern Morgen in der Zeitung lesen muß, er sei ein hilfloser Dilettant, ein elender Stümper und sein Machwerk sei gründlich durchgefallen, abgetan für alle Zeit — durchgefallen sei mit ihm auch jener Teil des Publikums, der durch Klatschen seine geistige Inferiorität an den Tag gelegt habe. Solche ungeheuerlichen Mißgriffe in der Beurteilung, solche Orgien der Brutalität wird sich das Volk im Schillertheater oder das aus allen geistigen Schichten zusammengesetzte Publikum einer guten Provinzbühne kaum jemals zuschulden kommen lassen. Natürlich wird

auch die wohlwollendste Zuhörerschaft einem Werke, das der Moderichtung schnurstraks zuwiderläuft oder über den Zeitgeschmack weit hinaus in eine noch unentdeckte Zukunft greift, verständnislos gegenübersitzen, und es sogar mit deutlichen Zeichen des Mißfallens ablehnen. Das liegt in der Natur der Dinge und ist darum wohl zu beklagen, aber nicht zu ändern. Dagegen hat es das ehrliche Talent, welches aus innerem Drange schafft, ohne ängstlich um die Gunst einer bestimmten Partei zu buhlen, durchaus in der Hand, sich vor den Tücken eines Berliner Premièrenabends zu schützen, indem es sich bemüht, sein Werk zuerst an einer guten Provinzbühne herauszubringen.

Eine große Anzahl moderner Autoren ist denn auch durch den Schaden so klug geworden dies zu tun, und es würde noch weit mehr zur allgemeinen Gewohnheit unter den Dramatikern werden, wenn bei den Leitern der Provinzbühnen mehr Initiative vorhanden wäre. Infolge dieses Mangels braucht ein Werk, das die Feuertaufe in der Provinz empfing, ganz unverhältnismäßig viel längere Zeit, um von Bühne zu Bühne zu dringen, als wenn es sich durch einen Berliner Ersterfolg empfehlen könnte. Das Verhältnis zwischen Berlin als Theaterzentrale und den Provinzbühnen, wie es sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hatte, war für die deutschen Theaterleiter so außerordentlich bequem, daß sie begreiflicherweise nur ungern auf ein so behagliches Dasein verzichten mögen. Es war nämlich für diese Herren zur süßen Gewohnheit geworden, überhaupt keine Stücke mehr zu prüfen, sondern einfach die Theaterberichte der Reichshauptstadt zu verfolgen und dann die siegreichen Stücke vom Agenten zu erwerben. Zu Uraufführungen entschlossen sie sich nur in den seltenen Fällen, wo ein ortsansässiger Dichter über einen starken gesellschaftlichen Einfluß oder als Angehöriger der Presse über eine gefährliche persönliche Macht zu gebieten hatte. Diese bequemen Herren sind nun natürlich durch die immer allgemeiner werdende Flucht der Dramatiker von Berlin recht unliebsam in ihrer Ruhe gestört. Die meisten von ihnen besitzen keineswegs die umfassende Bildung, die dazu gehört, sich in dem wilden Stildurcheinander der modernen internationalen Produktion ein maßgebendes Urteil zuzutrauen. Und urteilsfähige Dramaturgen stehen ihnen nur in vereinzelten Fällen zur Verfügung. Durch diese Umstände wird den Direktoren der Entschluß und den Dichtern das Ankommen beträchtlich erschwert. Man kennt ja das Scherzwort: Ein Stück schreiben kann jeder — aber es zur Annahme bringen, das ist die Kunst! Der Spaß ist leider blutiger Ernst — für die Opernkom-

ponisten noch mehr als für die Dramenschreiber. Gewiß ist es ein Vorzug von Deutschland, daß wir so außerordentlich viele mehr oder weniger unabhängige stehende Theater haben; aber wo sollen für alle diese Bühnen die wirklich berufenen geistig selbständigen Leiter herkommen? Wer heutzutage den Beruf eines Dramaturgen und Regisseurs wirklich erschöpfend ausüben will, der muß über ein ungewöhnliches Wissen und eine universale Geschmacksbildung verfügen. Und das wird natürlich, trotz der modernen Überproduktion auch auf geistigem Gebiete, nicht so häufig zu finden sein, um die hundert und etlichen Direktorenposten mit erstklassigen Männern besetzen zu können. Zumeist sehen wir ältere Schauspieler dieses Amtes walten; aber wie häufig auch tüchtige Bildung unter dem gegenwärtigen Schauspielerstande anzutreffen ist, so selten findet sich unter diesen Bühnenleitern die Vorurteilslosigkeit eines wirklich freien, erhabenen Standpunktes. Der Schauspieler ist gewohnt, auch neue Werke nach dem Vorhandensein bereits erprobter Wirkungen abzuschätzen. Der berühmte sichere Blick des Praktikers beschränkt sich durchaus auf das Schondagewesene. Das Unerprobte wird ihm immer bange machen. Wir haben dann weiter als Anwärter auf diese besseren Direktionssessel jene große Schar von akademisch gebildeten Theaterenthusiasten, die meist auf dem Umwege über den Journalismus in die Theaterkarriere hineinzukommen sucht. Diese Leute sind oft theoretisch vorzüglich beschlagen, versagen aber ebenso vollständig in der Praxis. Die Technik des Bühnenwesens, die rechnerischen Grundlagen und die Taktik des persönlichen Verkehrs mit Künstlern erfordern neben angeborenem Talent auch eine längere Lehrzeit. Endlich sehen wir auch oft reine Geschäftsleute sich des Direktionszepters bemächtigen, ehemalige Bierwirte und dergleichen. Und wenn das Glück günstig ist und der Betreffende sich einem geschickten Regisseur vernünftig unterordnet, geht es manchmal auch so ganz gut. Von den „Nur-Kavalieren" brauche ich nicht zu sprechen, die früher lediglich durch Fürstengunst zur Belohnung irgend welcher Verdienste, die mit der Kunst wenig oder nichts zu tun hatten, zu Hoftheaterintendanten befördert wurden. Dieser Typus ist bis auf wenige ganz vereinzelte Exemplare heute ausgestorben. Die Persönlichkeiten, an deren Namen in neuerer Zeit die Entwicklungsgeschichte des deutschen Theaters mit ihren wesentlichen Phasen anknüpft, sind alle Literaten gewesen, welche sich in stetem Zusammenhang mit dem Theater die nötige Praxis erworben hatten: Immermann, Eduard Devrient, Laube, Dingelstedt, Brahm, und für die Opernbühne bedeutende Kapellmeister von stark ausgeprägter Persönlich-

keit, wie Mottl, Mahler, Schuch. Das ist das Natürliche, und dabei wird es denn auch wohl bleiben. Geniale Regisseure unter den Schauspielern, wie z. B. Max Reinhardt, bilden eine nicht häufige Ausnahme.

Die Hoftheater und die paar gut subventionierten großen Stadttheater wären eigentlich berufen, das Ideal dessen, was wir Deutsche von unserem Theater verlangen, zu erfüllen. Leider gibt es da aber auch wieder verschiedene Haken. Das Theater ist keine Kleinkinderbewahranstalt, und die Bühne, die sich der Behandlung der die Zeit bewegenden geistigen Konflikte verschließt, hat ihren eigentlichsten Beruf verfehlt. Nun sind aber die meisten Hoftheater entweder tatsächlich durch den ausgesprochenen Willen ihrer hohen Hausherren oder aber durch die ängstliche Einbildung ihrer Leiter dazu verurteilt, eine unwürdige Rolle zu spielen. Kleine Prinzeßchen und beschränkte Pfaffen sind selbstverständlich nicht die richtigen Zensoren für eine Bühne, die ein Kulturfaktor sein will. Es kommt noch hinzu, daß die verhältnismäßige finanzielle Unabhängigkeit, namentlich in Städten, wo keine ernstliche Konkurrenz vorhanden ist, die Leiter subventionierter Bühnen leicht zu einem bequemen Gehenlassen verführt. Es soll Hoftheater geben, wo die neusten Novitäten fünf bis zehn Jahre alt sind. Das ist zwar besser, als wenn kritiklos sofort jedes Werk, das in Berlin oft aus sehr unkünstlerischen Gründen Erfolg gehabt hat, aufgeführt wird — aber schön ist es deswegen doch nicht.

Man sagt immer, das Genie breche sich Bahn unter allen Umständen, und alle feindseligen Maßnahmen einer verständnislosen Gegenwart könnten ihm nicht dauernd den Weg verlegen. Ich halte den Satz in dieser Bestimmtheit nicht für richtig. Ich bin vielmehr überzeugt, daß gar nicht wenige Genies an Unverständnis und bösem Willen zugrunde gehen. Entschuldbar ist die Mitwelt freilich, denn es wird gar zu viel von ihr verlangt. Allzu zahlreiche Hände strecken sich jedem Manne in maßgebender Stellung entgegen und flehen, bitten, drohen: nimm hier mein Werk — prüfe es vor allen andern — ich warte am längsten darauf — ich bin der Würdigste — bei mir ist die Not am größten —! Wenn nun wirklich ein Theaterdirektor seine Ohren vor diesem vielstimmigen Geschrei nicht verschließt, sondern geduldig alle Manuskripte entgegennimmt, so muß er zuerst die Arbeit des Lesens bewältigen, gedruckte Bücher von ängstlichem Umfang, auseinanderfallende, lockere Blätter in blasser, womöglich fehlerreicher Maschinenschrift, oder gar in rücksichtslos individueller Handschrift. Das ist schon eine Geduldsprobe. Aber selbst ein pedantisch gewissenhafter

Dramaturg wird sich diesen Teil seiner Aufgabe nach einiger Übung erheblich erleichtern können. Schon im flüchtigen Durchblättern kann er Thema und Tendenz des Werkes erkennen, und aus verschiedenen Akten entnommenen Stichproben des Dialogs wird er, falls er überhaupt verfeinertes Sprachgefühl und sicheren Geschmack besitzt, erkennen können, ob der Verfasser ein physiognomieloser Dilettant, ein geschickter, aber schablonenmäßiger Nachahmer, oder aber ein origineller Kopf sei. Der größte Manuskripthaufen wird immer der der unberufenen Stümper sein, und der ist sehr rasch erledigt. Der eifrige Dramaturg wird sich dann zunächst an die paar ganz wenigen Originale heranmachen. Die muß er allerdings sorgfältig und mit Zeitaufwand prüfen und sich die Mühe nicht verdrießen lassen, den Verfassern vielleicht recht ausführliche Briefe zu schreiben. Dem einen wird er sagen müssen: „Junger Freund, Sie sind ein Tollkopf! Die Frage, die Sie da behandeln, läßt sich unmöglich vor der Öffentlichkeit erörtern; aber versäumen Sie nicht, mir Ihre künftigen Stücke zu schicken." Dem andern wird er schreiben: „Ihr Stück ist hochinteressant und enthält eine Menge packender dramatischer Wirkungen; aber Sie kennen die praktischen Bedingungen des Theaters zu wenig. Besuchen Sie mich doch einmal, damit wir eingehend über die Verbesserungsmöglichkeiten reden. Wenn Sie's möglich machen können, so wohnen Sie in meinem Theater längere Zeit täglich den Proben bei, und wenn Sie nicht grundsätzlich einer Umarbeitung abgeneigt und von Ihrer Unfehlbarkeit überzeugt sind, so läßt sich sogar über einen — Vorschuß reden." Die mittlere Sorte von Stücken, jene handwerksmäßig passablen, haben die wenigste Eile. Bei wirklichem Mangel an sicheren Novitäten wird der gute Dramaturg allmählich auch diesen Haufen durchstudieren, das beste behalten und das übrige mit knappen höflichen Redensarten zurückschicken. So weit ist die Arbeit an jeder geordneten Bühne von einem gewissenhaften Manne zu leisten. Nun kommen aber die vielen praktischen Schwierigkeiten: so und so viel Stücke sind angenommen und müssen kontraktlich in bestimmter Frist aufgeführt werden. Woher die Zeit nehmen zu einer weiteren Einstudierung? Dann die Besetzungsfrage. Kann das Werk trotz unleugbarer Vorzüge nicht an der ungenügenden Darstellung scheitern? Und endlich die Frage der Ausstattung. Sind die Kostüme und Dekorationen vorhanden oder was muß neu angeschafft werden? Wieviel kostet das und darf man das Risiko auf sich nehmen? Wird sich das Publikum für diesen Stoff interessieren? Wird es sich nicht durch die der allgemeinen Strömung entgegenarbeitende

Tendenz abgestoßen fühlen? — Das sind Dinge, die kein Mensch vorher wissen kann. Beim Theater kommt immer alles anders, wie das bekannte Sprichwort der Leute vom Bau heißt. Ein Axiom ist das freilich auch nicht, obwohl man zahlreiche Beispiele aufführen kann, wo ein von bewährtesten Fachleuten verworfenes Stück einen großen Erfolg hatte, oder andererseits ein für durchaus sicher gehaltenes Werk total durchfiel. Alte Bühnenpraktiker und besonders Schauspieler leben, wie schon bemerkt, in der Überzeugung, daß bereits erprobte Wirkungen sich immer wiederholen müssen. Und aus diesem Vorurteil erklären sich ihre häufigen Irrtümer. Da nun vollends die Wirkung neuer Ideen, Situationen und Stilarten auch vom bewährtesten Praktiker nicht geahnt werden kann, so ist deren Scheu vor riskanten Versuchen durchaus begreiflich. Trotzdem aber darf man wohl sagen, daß mit der ungeheuren Steigerung der dramatischen Produktion durch die Vermehrung der Theater auch die Nachfrage nach Neuheiten sich in richtigem Verhältnis gesteigert habe. Es werden also verhältnismäßig nicht mehr Talente unentdeckt bleiben, wie das, bei der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen, zu allen Zeiten der Fall gewesen ist.

Das Hauptproblem des modernen Theaterwesens scheint mir bei den Schaffenden zu liegen. Erstens einmal sind ihrer viel zu viele! Überproduktion ist ja auf allen Gebieten die schlimme Kehrseite der glanzvollen modernen Kultur. Je mehr Krieg, Pestilenz und Hungersnot abgeschafft und durch die Massenproduktion der Maschinen die schaffenden Hände überflüssig gemacht werden, desto mehr verringert sich die Zahl der Konsumenten im Verhältnis zu den Produzenten. Diese bedenkliche wirtschaftliche Tatsache findet auf das Gebiet der Kunst eben auch ihre Anwendung. Je mehr Wissen, Geschmackskultur und ästhetisches Bedürfnis Allgemeingut werden, je weniger wollen sich die Leute damit bescheiden, Publikum, naiv Genießende zu sein. Man kann bereits behaupten, daß, zumal in den großen Städten mit starken geistigen Anregungen, im Theater ebenso wie im Konzertsaal oder in der Kunstausstellung ein erschreckend großer Teil der Besucher aus neidischen Dilettanten, schwer gekränkten Verkannten und hochmütigen Besserwissern bestehe. Vor einem solchen Publikum hat natürlich auch der Berufenste unter den Schaffenden einen außerordentlich schweren Stand. Und wenn er gar die Psychologie seines Publikums genau kennt und weiß, wessen er sich von solchen Richtern zu versehen habe, so wird das seine ruhige Zuversicht, seine naive Schaffensfreudigkeit natürlich von vornherein

lähmen müssen. Daraus erklärt sich das Krampfhafte, das Schwanken zwischen Ängstlichkeit und Gewaltsamkeit in der gesamten künstlerischen Produktion der Gegenwart. Um unter den Allzuvielen bemerkt zu werden, strengt sich ein jeder aufs äußerste an, um aufzufallen. Und durch dieses Bestreben werden die meisten verführt, ihrer Natur Gewalt anzutun, über ihre Grenzen hinauszugehen und die Spekulation an Stelle der Inspiration zu setzen. Daher auch die äußerst unerfreuliche Erscheinung, daß jeder Erfolg einer neuen Eigenart sofort eine Unmenge von Nachahmern auf den Plan ruft, welche durch Übertreibung des neuen Charakteristikums die Konstellation auszunützen suchen. Ich brauche wohl nur daran zu erinnern, was die eifrigen Ausbeuter der Erfolge unserer letzten Originalgenies Wagner, Ibsen, Maeterlinck für ein Unheil im Repertoire der deutschen Theater angerichtet haben; zumal durch die übermächtige Persönlichkeit Wagners ist die musikdramatische Produktion unrettbar in eine Sackgasse getrieben worden. Die in den siebziger Jahren geborene junge Generation pflegte schon in ihrem Opus 1 mit Tristanpolyphonie und Parsifalorchester zu arbeiten und suchte mit krampfhafter Anstrengung möglichst rasch und weit über diese einfachen Anfangsgründe hinauszukommen. Nur dem einzigen Richard Strauß ist dies, wenigstens in bezug auf Anschaulichkeit der Tonmalerei und neue verblüffende Instrumentationseffekte, gelungen — alle übrigen haben ihre Eigenart und Ursprünglichkeit darüber verloren. Sie sagen uns nichts Neues, sondern bringen das Alte in ungenießbarer Form wieder. Es ist ein unerträgliches Mißverhältnis zwischen Inhalt und Form dadurch entstanden, und nur wenige ganz gesunde Naturen unter diesen Wagnerepigonen, wie beispielsweise Humperdinck, Thuille und wenige andere, sind dem Verderben dadurch entgangen, daß sie ihre poetischen Vorwürfe den Grenzen ihrer musikalischen Eigenart klug anzupassen wußten. Wenn trotzdem für unsere moderne dramatische Produktion die Wertschätzung bei der Allgemeinheit und die Zahl der Aufführungen ungefähr im richtigen Verhältnis zur wirklichen Tüchtigkeit und Eigenart steht, so haben wir das viel mehr dem gesunden Sinn des Publikums, als dem Bemühen der Kritik zu verdanken.

Wir rühren damit an die allerschwierigste Frage. Man kann sich sehr wohl eine Kritik vorstellen, die sachlich, geistig überlegen, streng, unerbittlich und dennoch wohlwollend ist; aber die ist nur in seltenen Ausnahmefällen zu finden. Statt dessen besitzen wir einerseits eine leichtsinnig frivole Kritik, die nur darauf ausgeht, den Witz des Schreibers

in helle Beleuchtung zu rücken, und andererseits eine hochmütig schulmeisterhafte Kritik, die sich allzu leicht in Einseitigkeit verbohrt. Die letztere Gattung ist für die Entwicklung des Theaters im allgemeinen wie für die Förderung der Schaffenden im besonderen wohl noch hemmender, ja verderblicher als die erstere; denn in ihr konzentriert sich die Pflege jener deutschen Erblaster: Überschätzung der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart, des Auslandes auf Kosten der Heimat und der professoralen Würdeprotzerei auf Kosten urwüchsiger Volkstümlichkeit. Diese Art von Kritik hat es vornehmlich auf dem Gewissen, daß die neuen Talente sich so selten getrauen, frisch von der Leber weg zu singen und zu sagen, was ihnen das Herz bewegt. Die bleiche Furcht, von der strengen Kritik seicht, banal, oberflächlich, von Vorbildern abhängig, unliterarisch, theatralisch und wer weiß was noch alles Schreckliches befunden zu werden, treibt alle unsere Künstler, aber ganz vornehmlich die dramatischen Dichter und Komponisten in Unnatur, Übertreibung, krankhafte Originalitätssucht und Überschätzung ihrer Kräfte hinein. Manch einer, der in einer bescheidneren Gattung vielleicht Vortreffliches leisten könnte, gelangt auf diese Weise dazu, in einer höheren Gattung Unzulängliches zu schaffen. Und die ganze Ängstlichkeit, das Schwanken zwischen verschiedenen Moderichtungen, der Mangel an Selbstvertrauen, wie der Größenwahn — alle diese oft geradezu grotesk in die Erscheinung tretenden Leiden der modernen dramatischen Produktion finden ihre Erklärung durch jene Angst vor der so akademisch autoritativ sich gebärdenden Kritik. Sie hat es um so leichter, die schwächeren Geister unter ihren Bann zu zwingen, als der deutsche Volkscharakter so wie so zur Verehrung alles Feierlichen, Würdevollen, Schwerverständlichen und Fremdartigen hinneigt und sich des schönen Rausches der Jugend, des Übermutes der Kraft und alles bloß zierlichen leichten Spieles eher zu schämen als zu rühmen pflegt.

Damit haben wir wohl die Erklärung für die oft beklagte Tatsache, daß in Deutschland weder das Lustspiel noch die komische Oper auf einen grünen Zweig kommen will. Die Kritik selbst ist vollständig ratlos, wenn man von ihr eine Definition dieser Begriffe verlangt. Wenn bei der Erstaufführung eines neuen Lustspiels fröhliches Gelächter das Haus durchklingt und drastisch komische Situationen, zumal an den Aktschlüssen den hellen Jubel eines naiven Publikums erregen, so kann man mit absoluter Sicherheit voraussagen, daß die Kritik dem Autor mit mehr oder minder ironischem Wohlwollen zu verstehen geben wird, daß er

keine Ahnung vom Wesen der feineren Komödie besitze und nur eine grobe Vorstadtposse zustande gebracht habe. Beweis: der Jubel des genügsamen Publikums. Geht aber so ein unglücklicher Komödienschreiber aus Angst vor solcher Verurteilung allen starken komischen Effekten, jeder karikierenden Übertreibung und jedem Witz im Dialog aus dem Wege, so wird ein gesundes Publikum sein Werk gähnend ablehnen und die Kritik wird ihn wiederum väterlich wohlwollend dahin belehren, daß zu einem Lustspiel Lustigkeit gehöre. Und weil nun einmal leider bei uns Deutschen die freie Lustigkeit im Verhältnis zur steigenden Bildung abzunehmen und der volkstümliche Begriff von Lustigkeit so leicht mit derben oder gar rohen Späßen zusammenfällt, andererseits es der Kritik auf keinen Fall recht gemacht werden kann, so gibt sich eben der Dichter, der auf seine Würde als literarisch gebildeter Mensch Wert legt, mit der komischen Gattung überhaupt nicht ab, sondern überläßt die Versorgung der Bühne mit den nun einmal unentbehrlichen Lustspielen den weniger ehrgeizigen Theaterindustriellen. Es ist wirklich ein Jammer! Unsere größten Geister haben zwar die Komik keineswegs verachtet, selbst aber gar kein Talent dafür besessen. Was Goethe unter dem Namen Lustspiele in seine Werke aufgenommen hat, ist einfach blamabler Schund. Schiller, als reiner Pathetiker, mußte natürlich im Lustspiel auch gänzlich versagen, und einzig Lessing hat in seiner Minna eine Komödie zustande gebracht, die für seine Zeit und für das geschilderte Milieu wohl charakteristisch und auch im allgemeinen nicht ohne Anmut und Humor, aber doch des Ruhmes als deutsches Muster- und Meisterlustspiel durchaus unwürdig ist. Die wirklichen Humoristen unter unseren Dichtern ersten Ranges, wie beispielsweise Fritz Reuter, Gottfried Keller, Theodor Fontane, Wilhelm Raabe haben zufälligerweise gar kein dramatisches Talent besessen. — Oder ist das kein Zufall? Kann aus einem Volke, bei dem sich der Eintritt der Pubertät durch das Verfassen von Trauerspielen und herzzerreißenden lyrischen Gedichten anzukündigen pflegt, kein genialer Komödiendichter geboren werden? — Wir haben einen solchen — und er hat uns die deutsche Muster- und Meisterkomödie hinterlassen; ich meine Anzengruber und seine „Kreuzelschreiber" (und gleich hinter dieses geniale Werk ordne ich desselben Dichters „G'wissenswurm" ein); aber in den deutschen Schullesebüchern wird davon wohl noch lange nichts zu lesen stehn, wohingegen das Schwergewicht professoraler Autorität sich vermutlich noch etliche Generationen lang für die unvermeidliche Minna ins Zeug legen und dadurch dem deutschen Bildungsphilister die Überzeugung

erhalten wird, daß ein literarisch wertvolles Lustspiel ohne eine gehörige Portion Langeweile nicht auskommen könne. — In einer ebenso verzwickten Lage befindet sich der deutsche Komponist, der zwischen der Operette und der großen Oper einen seinem Talente zugänglichen Mittelweg sucht. Fallen ihm leicht faßliche Melodien und flotte Rhythmen ein, so wird man ihn in die Operette verweisen; und wenn er aus lauter Angst vor der Trivialität schwerfällig und gesucht wird, so wird man ihm sagen, zur komischen Oper gehöre vor allen Dingen leichte melodische Erfindung und flotter Rhythmus. Es fällt mir nicht ein, die Kritik zum alleinigen Sündenbock machen zu wollen; sie leidet ebenso gut wie die Schaffenden an den oben gekennzeichneten deutschen Erbübeln. Und auch dem ganzen großen Publikum hängt, wenigstens soweit es durch höhere Schulen gelaufen ist, der alte deutsche Zopf fest angewachsen im Rücken; aber hier ist eine lohnende Aufgabe für alle, die an der ästhetischen Erziehung des Volkes beteiligt sind, für alles, was Literatur lehrt, für die Presse, für die Theaterleiter: hier gilt's ein Umwerten alter Werte — hier heißt es dem Volke einen neuen Maßstab für seinen Geschmack in die Hand geben, indem man es lehrt, in allen Kunstdingen das Wie über das Was zu stellen, nicht große und kleine Gattungen, würdige und unwürdige Gegenstände der Behandlung, sondern bedeutendes und geringes Können, eine würdige und eine unwürdige künstlerische Behandlung desselben Gegenstandes gegeneinander abzuwägen. Wenn in der allgemeinen Schätzung seiner Volksgenossen der Meister des Komischen dem des Tragischen gleichwertig befunden und dem Erschütterer der gleiche feurige Dank wie dem Erheiterer gespendet wird, dann werden wir sicher auch in Deutschland, trotz unserer selteneren und minderen Begabung für das Heitere, Anmutige, auch auf diesem Gebiete Meisterwerke ernster und erster Meister zu erwarten haben.

Ich bin am Schlusse meiner Betrachtung angekommen. Daß man durch Reden und Artikelschreiben all die Übelstände nicht ausrotten und gründliche Reformationen nicht ohne weiteres bewerkstelligen kann, weiß ich natürlich sehr wohl. Ich meine nur, daß jeder, der Erfahrung und offenen Blick genug besitzt, um über gewisse Verhältnisse ein verständiges Urteil abzugeben, dies nicht unterlassen solle, wenn er auch zunächst nichts anderes damit erreicht, als eine Anzahl gutwilliger Menschen zum Nachdenken anzuregen. Ist ein ganzes Volk von der Notwendigkeit der Reformen durchdrungen, dann sind sie auch durchzuführen. Und ich habe ja in meinen Ausführungen zu zeigen versucht, daß wir im Grunde

mit unserem Theaterwesen recht zufrieden sein können, daß es viel weniger der Reformen, als der Erkenntnis einiger übler nationaler Erbfehler bedürfe, um uns von jenen Hemmungen einer gedeihlichen Entwicklung loszumachen und drohende Gefahren abzuwenden. Das gilt vor allen Dingen von der Gefahr des Amerikanismus. Die können wir allerdings nicht ernst genug nehmen; denn wenn die allgemeine Tendenz zur Gleichmacherei, zur Vergötterung des Nützlichkeitsprinzips, wie sie durch die Leichtigkeit des modernen Verkehrs begünstigt wird, bei uns auch auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften siegt, dann hat unser altes Europa überhaupt seine Rolle ausgespielt. Was bei uns Deutschen insbesondere bisher für eine unglückliche Schwäche gehalten wurde, nämlich unsere Eigenbrödelei, unser querköpfiger Individualismus, unsere vielen Vaterländer auf einem so kleinen Stückchen Erde, unsere vielen Zentren und Residenzen des Geistes und der besonderen Vornehmheit — das ist heute unser letzter und bedeutendster Vorzug gegenüber jener neuen Welt, welcher das Wesen der vereinigten Staaten den Stempel aufgedrückt hat. Bewahren wir uns mit energischer Eifersucht unsere Besonderheit, so werden wir auch für eine fernere Zukunft noch bleiben können, was wir bisher der Welt gewesen sind: die geistigen Anreger, die Neuschöpfer, die Problem- und Fragesteller, der tiefe Brunnen idealer Erquickung! Das Theater spiegelt uns in seinem Spiel das Bild der Welt im Kleinen wider, wenn es seine Aufgabe richtig erfaßt. Und darum darf auch der ernste Mensch, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, das Theater ernst nehmen; darum ist auch jeder, der sich nach seinen Kräften mitbemüht, unserem deutschen Theater seine schöne Eigenart zu erhalten und verderbliche Einflüsse der Fremde abzuwehren, ein wahrer Freund des Vaterlandes. Deutschland gegen Amerika — das muß auch in Theaterdingen für jeden Weitblickenden die Losung für die Zukunft sein!

Ernst von Wolzogen

II:

Wilhelm Holzamer:

Es ist der oberste Unterrichtsgrundsatz der Pädagogik, in allem von der Anschauung auszugehen. Das Theater bietet uns nun die

äußersten und höchsten Anschauungsmöglichkeiten der Dichtung, also sind seine Werte und Kräfte seinem Inhalte nach für die ethische Bildung, seiner Form nach für die ästhetische Bildung von stärkstem Einfluß. Wer hätte das nicht an sich selbst erfahren? Man darf sich nur an seine ersten Schülervorstellungen erinnern. Was gab der „Tell" alles an rein bildhafter, an landschaftlicher Anschauung eine Fülle! Mit welchen Illusionskräften wirkte die Verkörperung der Gestalten! Sie wirkten nicht mehr von der Bühne herab, sie zogen uns auf die Bühne hinauf. Wir wurden sie selbst. Und anders als das gelesene Wort — selbst mit verteilten Rollen in der Klasse — wirkte die Handlung, wirkte die in Tat umgesetzte Rhetorik. Es floß die künstlerische Form mit dem Inhalt in eins zu einer starken Wirkung zusammen, für die unsere Begeisterung, die fröhlichste und echteste Schülerbegeisterung, mit unbändigem Beifall dankte. Beispiele traten uns ins Leben. Beispiele wurden sie, der Tell, der Werner Stauffacher, der Arnold von Melchthal, der Walter Fürst, der alte Attinghausen. Um nur allein bei dem „Tell" zu bleiben. Verwandtes zog sich an, Gegensätzliches stieß sich ab, Gutes und Böses schieden die Instinkte, es siegte die Kraft, die Schönheit; es triumphierte das Rechte und das Recht, es unterlag das Schlechte und die Schlechtigkeit, der Eifer war in uns geweckt und die Nacheiferung gefordert, Begeisterung erfüllte und das Ideelle des Lebens hob uns empor. Es bildeten sich Ideale. Wer es nicht wüßte, daß Begeisterung immer Ideale schafft, die Jugend im Theater könnt's ihn lehren. Wollte er sie belächeln, wenn sie daneben greift, wenn sie Realität und Idealität verwechselt, wenn sie sich nicht stößt an der nackten Tatsächlichkeit, wenn sie schwärmt und maßlos ist! Schönes Recht der Jugend, zu schwärmen und maßlos zu sein und sich nicht ernüchtern zu lassen. Nüchternheit kommt schon von selbst — daß sie auch Ernüchterung zu sein brauchte, ist nicht wahr. Seinen Schein behält das Leben, und sogar seinen schönen Schein kann es behalten, auch wenn man die Erkenntnis gewonnen hat, daß diese bunte Welt da oben auf den hohlen Brettern nur aus Pappe ist, und daß diese heldischen Gestalten, die wir hier agieren sehen, uns auch auf der Straße im Alltagsanzug begegnen. Ja sogar, daß sie uns dann am liebsten sind, wenn sie nichts von der bunten Bühne her in Gehaben und Art, in Bewegung, Sprache und Aussehen in die graue Straße tragen, wenn sie mit dem realen Sein verwachsen und geschiedene Welten geschieden lassen, statt die Pose beizubehalten und sich nicht vor dem Schein der Lächerlichkeit zu wahren. Das Erhabene steht hoch über dem Staube, wer

das Erhabene verkörpert, muß es vor dem Staube hüten. Der Wallenstein auf der Straße stört ärger unsere Illusionen, als wenn wir wahrnehmen, daß der Max Piccolomini oder der Graf Dunois, der Don Carlos oder der Marquis Posa in Wirklichkeit häßlich sind und sich durch Schminke und Kleidung schön gemacht haben. Wirklichkeit und Illusion müssen sich am falschen Orte vor einander hüten, die Illusion bleibt bestehen, wenn sie am rechten sich zusammenfinden. Wenn wir uns auch der Mittel bewußt werden, womit das Theater die Illusionen seines Scheins erzeugt, wir werden doch immer wieder in eine Illusion völlig uns zwingen lassen. Die Illusionskraft des Theaters in ihrer Fähigkeit, besonders auf die Jugend, sich die Wirklichkeit umzugestalten in der äußeren Erscheinung und das Leben zu erhöhen in ihrem inneren Gehalt, das ist das wesentlichste Mittel des Theaters, auf unsere ethische und ästhetische Bildung Einfluß zu gewinnen und dauernd diesen Einfluß zu üben. Denn höher als Anschauung steht die Phantasie als Erziehungs- und Bildungsmittel. Freilich fußt die Phantasie auf der Anschauung. Aber dann schafft sie auch frei Land. Die Lektüre regt sie wohl schon an, aber die Darstellung ruft alles Schlummernde in ihr wach, führt sie auf weitere Wege, spornt sie an zu Fülle und Ferne und erweckt sie zu eigenem. Sie sind alle Dichter, die Kinder, die da unten vor der Bühne sitzen, sie sind alle Dichter daheim zwischen den vier Wänden, wenn die Erinnerung lebendig wird und Gestalten und Leben sie bedrängt. Sie schaffen dann alle, und schaffen um zu dem Dauernden des Erlebnisses, das ihre Seele erfüllt, ihr Herz nährt, ihren Willen stärkt und vor dem Schönen ehrfürchtig macht. Sie blicken auf zur Größe, sie bejahen das Starke im Leben, sie fordern die Kraft. Es ist eine merkwürdige Wechselwirkung von ethischen und ästhetischen Eindrücken, ein Ineinanderfließen, eine Stärkung des einen durch das andere, ein Scheiden und Ausscheiden auf die gleiche Weise. Es fährt noch keine Bewußtheit grob darein, alle Kritik der Jugend ist instinktiv und darum gesund und von reinster Wahrhaftigkeit. Wo für die Jugend noch keine Auswahl getroffen wird, trifft sie gewiß selbst keine, sie liebt so sehr den Schein, daß sie ihn wahllos hinnimmt, — wie sie wahllos Indianergeschichten liest, — und der Nutzen kann zum Schaden werden. Soweit aber von Einfluß des Theaters auf die ethische und ästhetische Bildung im guten und nützlichen Sinne gesprochen werden kann, ist er unbedingt zu bejahen. Was der einzelne hierin von sich sagen kann, gilt gewiß auch für alle, was im besonderen zu betonen wäre, gilt auch im allgemeinen. Unbedingt ist nichts in der

Welt, hier aber dürften die Ausnahmen ganz und gar die Regel bestätigen. Und es gilt, dem Theater gegenüber das Kindsein zu bewahren, das illusionschaffende Kindsein, die willige Hingabe, die Offenheit für Eindrücke; aber dann das Kindhafte zu erhöhen durch die geistige Führung, die nachprüfende Bewußtheit, die Ausschälung des Ideengehalts und die Unterscheidung der Schönheitswerte, der Klärung des Lebens- und Kunstgehaltes. Das Theater als Bildungsinstitut für Erwachsene angesehen, braucht darin nicht seiner künstlerischen Rechte verlustig zu gehen — es hat alle Bildungswerte und Kräfte — es darf nur nicht in erster Linie und getrennt vom Künstlerischen darauf angesehen werden, darf nicht auf diesen Zweck festgelegt werden. Denn bei aller Mündigkeit des Publikums: Kunst muß ihr Selbstrecht bewahren!

Von mir zu reden, rein des Beispiels halber: das erste Theaterstück, das ich sah, war — „Schneewittchen". Auf dem Dorfe von einer wandernden Truppe dargestellt. Ich war noch sehr jung. Sieben oder acht Jahre. Ich weiß nicht, ob ich später noch eine schönere Vorstellung gesehen habe. Denn auch die Theatervorstellung ist so, wie wir sie empfinden. Keine war so bunt und — bildkräftig. Keine weckte diese bewegte Teilnahme und sichere Parteinahme. Mit einem Schlage war aus den Märchen, die ich las, eine andere Welt geworden. Auf einmal hatten sie auch bei der Lektüre ihre eigene Welt. Die Bestimmtheit des Darstellungsbildes bewirkte, daß ich nun auch bei der Lektüre nicht ruhte, bis ich mir alles in einem bestimmten Bilde, in bestimmten Bildern, vorgestellt hatte. Das anschaulich gewonnene Material an Bildern wurde nun mit einem gewissen Zwang auf seine jeweilige Brauchbarkeit durchgesehen. Die Beobachtung verschärfte sich. Die Phantasie wählte aus und kombinierte. Manches blieb leer, es war keine Welt dafür vorhanden, es fehlte die Anschauung. Trotzdem, das Leben der Märchen, die nur durch die Lektüre genossen wurden, war ein anderes geworden, die Bildumgestaltung war in einem starken Grade angeregt, bis sie zu Gewohnheit und Übung wurde. Dies nur ein Beispiel, und für die Jugend speziell, eine Jugenderinnerung selbst; aber auch weiter im Leben blieben die Bildungsfaktoren des Theaters im ethischen wie ästhetischen Sinne wirksam, nur daß nun eintrat, daß sie sich voneinander schieden, daß das Ethische nicht mehr restlos im Ästhetischen aufging, daß das Ästhetische nicht stark genug war, das Ethische zu tragen oder unterzukriegen, daß sie sich gar bekämpften, daß das eine nicht nur dominierte, sondern sogar das andere ganz ausblieb, je nach der Art der Stücke, die damit be- und verurteilt

werden. Denn die ästhetischen Werte des Theaters — als Dichtung und Darstellung aufgefaßt — müssen die ethischen ganz in sich fassen, müssen ganz mit ihnen eins werden, beide müssen sie ineinander aufgehen, beide sich ineinander steigern — und unter Umständen müssen die ästhetischen so stark sein, daß sie die ethischen völlig bezwingen. (Faust, Tell, Wallenstein.) Der Mensch in seiner Reife kann sich mit allem auseinandersetzen, mit dem gefährlichsten Inhalte. Leicht wird's, wenn das Künstlerische dabei versagt. Dann ist überhaupt keine Gefahr. Gefahr ist erst dann, sowohl in sittlicher wie künstlerischer Hinsicht, wenn eine starke künstlerische Kraft wirksam wird. Freilich ist hier nach einer Seite hin eine große Entschuldigung — menschlich um so perfider kann die Tat sein. Denn ein starker Kunstgehalt gibt einem Werke immer noch ein Recht, während ein schwacher Kunstgehalt für ein inhaltlich verwerfliches Werk auch nicht einmal den Schein einer Entschuldigung aufkommen läßt. Selbstverständlich soll damit keiner inhaltreichen Engherzigkeit das Wort geredet werden. Die Zimperlichkeit gehört nicht in die Kunst — also auch nicht ins Theater. Wird nach den kulturell erzieherischen Kräften des Theaters gefragt, so wird allemal in erster Linie nach seinen künstlerischen Kräften gefragt, denen, die das Werk des Dichters enthält, und denen, die die Darstellung aufzubringen weiß, durch die sie sich charakterisiert, und die eben die Berufung haben, die dichterischen Kräfte der Dichtung auszulösen, frei zu machen und sogar zu erhöhen. Bühnendarstellung ist Vergestaltlichung dieser dichterischen Kräfte, ist ihre Realisierung, ich möchte sagen — im höchsten geistigen Sinne. Dazu ist Kultur Voraussetzung. Ohne die intimste Wechselbeziehung der Kultur auf den Brettern mit der Kultur auf den Bänken, ist das Theater unmöglich, ein Theater, wie wir es brauchen und wie es eines Kulturvolkes würdig ist. Darin lösen sich auch immer seine ethischen Kräfte aus. Damit schafft sich die höchste und ausgedehnteste Freiheit der Bühne von selbst. Sie gibt das Leben. Sie gibt es in einem bedeutungsvollen Sinne. Auch der Realismus gewinnt hier eine Symbolik. Er wird nicht Ziel sein dürfen, er wird Mittel sein müssen. Das wird er durch die Kunst von selbst. Er hebt sich aus dem Abklatsch heraus und wird bedeutungsvoll. Ein edler Schein, der bedeutend wirkt. Hier hört alle Bevormundung auf. Nur die größte Freiheit schafft hier die Möglichkeit der Entfaltung aller sittlichen Kräfte, deren das Theater fähig ist. Plumpe Entscheidung auf Gut und Böse hin ist keine Erziehung, nur die ungehemmte Beweglichkeit kann das Publikum für das Theater frei

machen. Fragt es nach seinem Werte, muß es nach seiner Kunst fragen lernen. Wirkung der Kunst beruht aber auf Gegensätzen. Man muß dem Theater die Möglichkeit schaffen, alle Gegensätze des Lebens, der Erscheinungen der Wirklichkeit und der Bedingungen des Daseins auszulösen. Man muß ihm zugestehen und freigeben, die Geschehnisse, die menschliche Einrichtungen mit sich bringen, wie die Ereignisse und Zustände der menschlichen Psyche, die Reibungen des Einzelwillens an der Macht der Notwendigkeit, wie die im innersten Wesen bedingten Notwendigkeiten an der blinden Konsequenz der Geschehnisse zur Darstellung zu bringen. Höhen und Tiefen müssen dem Theater freistehen, es muß künstlerische Ausdehnungsmöglichkeiten haben, es muß durch Dunkel und Helle schreiten können, es muß durch Unbilden hindurch zur Ausreife gedeihen können, wie wir selber. Es hat den Himmel und die Hölle — wie wir selbst Himmel und Hölle in uns tragen. Man frage nicht ängstlich nach der Ethik des Theaters. Sie kommt von selbst, wenn seine Kunst erfüllt wird.

Ob nun das moderne Theater seine Aufgabe erfüllt? Man kann das Theater als Institution betrachten, die die Aufgabe hat, wirtschaftlich zu spekulieren. Als solches erfüllt es seine kulturelle Aufgabe nicht. Es ist sogar zu verwerfen. Das Theater als Kunstinstitut irrt auch nicht wenig vom Wege ab. Es hält sich nicht frei genug vom Geschäftlichen, es hält sich nicht frei genug von der Sensation, hält sich nicht frei genug von unreinen Elementen, die allerhand Einflüssen zugänglich sind, hält sich nicht frei genug von allerhand Einflüssen persönlicher Förderung, macht vielfach seine Künstler nicht frei genug und zwingt sie dazu, sich ihrer Würde als Menschen und als Künstler zu begeben, und trägt nur sehr wenig dazu bei, ein Menschenmaterial hoher Bildung nicht nur, sondern auch von starker sittlicher Gefestetheit zu schaffen: — und trotzdem, trotz aller Sünden des modernen Theaters, es will ein Optimismus durchbrechen und ein Glaube, eine Hoffnung und ein Vertrauen. Auch der für das Theater schaffenden Dichtung gegenüber — bei allem Tiefstand — es bleibt ein Zukunftsglaube, ein Vertrauen auf eine Höhe und Fruchtbarkeit. Nur arbeiten müssen wir, alle an uns selbst, alle zur Erhöhung unserer Forderungen an uns selbst, womit wir die Forderungen des Theaters erhöhen, wie wir die Forderungen des Lebens — und damit der Kunst — erhöhen, und wir werden das Theater haben, das wir verdienen. Sind wir heute mit dem Theater unzufrieden, so wird's wohl sein, weil wir mit uns selbst unzufrieden sein

sollten. In unserem Kulturgewissen, darin ethische und künstlerische Forderungen wach sein und Sünden der ethischen und künstlerischen Kultur im eigentlichsten Sinne erfahren werden sollten, müßten wir zu so manchem wachgerüttelt werden, müßten wir uns selbst wachrütteln. Aber Moralpredigt hilft dem Theater so wenig wie dem Leben, der Kunst so wenig wie dem Menschen. Was hilft, das ist Taten und Entwickeln, ist Erhöhung und Freiheit. Großzügigkeit in uns, in unserem Leben, und aus uns selbst muß die Kunst wachsen, die frei macht, frei ist und nicht nur der Spiegel unseres Freiseins ist, sondern die Wächterin und das Gewissen unserer Freiheit. Aus der Zersplitterung heraus zur Ganzheit, aus der Geteiltheit heraus zur Durchdringung, zur Einheit alles Ästhetischen und Ethischen im weitesten Sinne muß das Leben geführt werden. Dann wird das Theater von selbst ein Vestatempel sein, und es wird zu allem ein Recht haben, weil es sich in allem tempelrein erhalten wird. Es ist nicht das Was, es ist das Wie, was den Ausschlag gibt. Es wird das Lupanar nicht zu fürchten brauchen, weil auch in seiner Darstellung die Göttin der Kunst waltet, es wird keine Scheu zu haben brauchen vor dem Niederen und Gemeinen, weil es sich darin erhöht, das Menschliche zu künden. Das Menschliche zu künden ist Aufgabe der Kunst, seine göttlichen Werte auszulösen, ist ihre Ethik. Diese ist nicht ihr Zweck, sondern ihre Folge.

Darin ist zugleich enthalten und umgrenzt, was sich aus dem Verhältnis des Theaters zur Dichtung ergibt. Theater und Dichtung gehen Hand in Hand und treffen sich in dem einen: der Erhöhung des Lebens, der Bedeutsamkeit des Darzustellenden und der Darstellung. Gretchen, die vielfache Sünderin, wird uns durch die Kunst ein Ideal, und in Faust sehen wir uns selber, und sehen die Deutung allen Lebens in ihm durch die Kunst, die nicht nur ein Sein, sondern eine Bedeutung hat. Auch ohne den Parricida ist uns Tell kein Mörder — und die Ethik des Nathan allein würde nicht ausreichen, eine hohe lebendige Gestalt aus ihm zu machen. Das Seiende führt leicht dazu, in ihm allein das Ethische zu sehen. Es ist nie losgelöst vom Künstlerischen — sonst müßten wir Faust und Gretchen schlankweg als Verbrecher verdammen — dafür darf aber auch das Recht des Künstlerischen nicht im Seienden allein gesucht werden. Grober Sinn und plumpe Hände müssen von der Dichtung fern gehalten werden, genau wie sie am Theater nur verderben. Es waltet nicht nur ein tiefer Sinn in allem künstlerisch Geschaffenen, es müssen auch starke Sinne in ihm walten. Es muß Gesundheit in ihnen sein, ehrliche Wahr-

heit. Dann fehlt nie die Schönheit. Es ist die Schönheit des Lebens, die nicht von der der Kunst verschieden ist. Schönheit ist nur ein Wort, es liegt an uns, ihm Gehalt zu geben. Unsere besten Werte gießen wir in sie hinein, daß sie aus uns wachse, daß wir in ihr wachsen. Wenn wir nach der Kunst fragen, fragen wir nach uns selbst, nach dem Hohen und Schönen, und dem, was zukünftig in uns ist. Wenn wir für die Kunst fordern, fordern wir für uns selbst, das Reichste und Beste, was in uns ist. Und wir unterscheiden nicht: Ethik und Ästhetik; wir genießen. Denn dieses ist's, wir müssen Genießer werden und die vornehmsten Fähigkeiten und Rechte haben, es zu sein. Kunst und Leben haben nicht die Höhe einer eingebildeten Abstraktion, sie haben die Höhe unserer Wirklichkeit.

Wilhelm Holzamer

III:

Hanns von Gumppenberg:

Welchen Einfluß das Theater auf meine ethische und ästhetische Bildung ausgeübt hat? Schon meiner frühen Jugend erschien es in seinen besseren Darbietungen nicht als bloßes künstlerisches Spiel seitab von der Wirklichkeit, vielmehr als realeres, in seiner vollen Realität enthülltes Leben. Und dieser Eindruck vom (besseren) Theater ist mir bis heute geblieben. Der praktischen Alltagserfahrung stellt sich das Leben verworren und zerstreut dar, voll dunkler Rätsel und beherrscht vom „Zufall", der es doch nach unserer Überzeugung nicht beherrschen kann; die echte dramatische Kunst zeigt es entwirrt und konzentriert, bis in die innersten Gründe aufgehellt und als ein Geschehen von strenger Notwendigkeit, das sich zudem auch in der notwendigen, dem Gehalt entsprechenden Form vollzieht: während die sinnliche Vergegenwärtigung der Gestalten und Vorgänge mit dem profanen Lebensbilde wetteifert. Die hiermit erfüllten Forderungen einer realen Lebensdarstellung fallen nun völlig zusammen mit den ethischen und ästhetischen Forderungen einer edleren Lebensführung, die sich an das praktische Menschentum wenden. Wer sich in seiner Handlungsweise stets des großen, einheitlichen Zusammenhangs, der allgemeinen

Gesetzmäßigkeit und aller unausbleiblich-notwendigen Folgen seines Tuns klar bewußt bleibt, der handelt eben immer im Gefühle der Verantwortlichkeit, und damit ethisch; ästhetische Kultur aber ist auch im praktischen Leben nichts anderes als die Tendenz und Fähigkeit, jedem Gehalt die vollentsprechende, notwendige Erscheinungsform zu geben. In diesem Sinne — nicht etwa durch direkte Moralpredigten oder Geschmacksdemonstrationen — kann die dramatische Kunst gewiß viel zur ethischen und ästhetischen Bildung beitragen: und so hat sie auch auf meine eigene Bildung eingewirkt. Damit bejahe ich auch schon Ihre zweite Frage, ob das Theater nach meiner Meinung kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich berge: denn um andere kulturelle Werte als ethische oder ästhetische kann es sich für die Wirksamkeit des Theaters doch nicht handeln. Natürlich denke ich dabei immer nur an dramatische Kunst im dichterisch und darstellerisch besten Sinne: eine Kunst, wie sie unsere zeitgenössischen Bühnen nur sehr ausnahmsweise bieten. Einfach „erwarten" läßt sich daher keineswegs, „daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt": aber anstreben müssen es alle, die es gut mit der Kunst und dem Leben meinen, und wer Optimist ist, mag es etwa auch hoffen. So wie heute die Dinge liegen, wirkt das Theater viel öfter verzieherisch als erzieherisch, weit eher antikulturell als kulturfördernd. Ein naturalistisches Theater, das sich nicht über den Abklatsch der wirren und „zufälligen" Oberflächenwirklichkeit erhebt, ein rein artistisches Theater, das mit dem realen Leben überhaupt nichts zu schaffen hat, ein skeptisch-geistreichelndes Theater, das Probleme aufwirft, ohne sie lösen zu können oder lösen zu wollen, ein Theater des mechanischen Possenulks und des gassenhauernden Operettenstumpfsinns, ein Theater, das nur Sensationsgier oder sexuelle Lüsternheit befriedigen will, kann natürlich nur gegen, nicht für die Kultur in Betracht kommen. Von solcher Art aber ist das Meiste, das man heute als „Theater" kennt.

Hanns von Gumppenberg

IV: Hugo Salus:

Der Einfluß, den das Theater auf meine ethische und ästhetische Bildung ausgeübt hat, fällt wohl zusammen mit dem Einfluß der Poesie

auf meine Entwickelung; denn was ich in den Jahren der stärksten Eindrücke in meinem nordböhmischen Heimatstädtchen von Theater genoß, war gewiß von Kunst so weit entfernt, wie die Ölfarbendrucke an den Wänden der elterlichen Wohnung von den Raffaelschen Fresken in den Stanzen des Vatikans.

Immerhin kann ich mir denken, daß die Bestrafung des übertrieben zischelnden Intriganten in einem Raimundischen Stücke — daran glaube ich mich entsinnen zu können — als Bestätigung der väterlichen Lehren dem lauschenden Kinde einen starken moralischen Eindruck gemacht haben mag, und daß der flitterbesetzte Schleier einer rosigen Fee — einer rosigen Fee in Böhmisch-Leipa! — meine märchensüchtigen Augen beglückter aufleuchten ließ. Die Besprechung der geschauten Wunder in den Dämmerstunden der nächsten Wochen wird unsere kluge Mutter sicher in die richtigen Bahnen geleitet haben; und die Anregung meiner Phantasie war gewiß eine große, da wir Kinder bald darnach ein Märchen vor unseren Eltern aufführten, zu dem ich die Verse geschrieben habe: gegen ein Eintrittsgeld zugunsten der österreichischen Soldaten in Bosnien, dessen Ablieferung in der „Leipaer Zeitung" ausgewiesen sein muß.

Nur ist meine feste Überzeugung die, daß sowohl mein Drang nach dichterischer Gestaltung, als auch meine moralischen Begriffe schon in meinem kindlichen Hirne vorhanden waren als Produkt und Summe bestimmter vererbter Anlagen, an deren Aufbau meine Eltern und alle ihre Ahnen beteiligt sind. Und ich kann mir denken, daß bei einer anderen Anordnung dieser vorherbestehenden Erbschaft vielleicht aus mir ein Dramendichter oder ein Schauspieler hätte werden können, ohne daß ich je ein Theater hätte sehen müssen!

Und Schauspieler, die doch mit dem Theater und den Dichterwerken stetig beschäftigt sind, müssen darum noch nicht ethisch oder ästhetisch hochstehende Menschen sein, wenn sie nur gute Schauspieler sind!

Und dies ist darum der Kern meiner Antwort: weder das antike noch das moderne Theater haben einen moralischen Sinn. Theater soll nichts anderes als Schaubühne sein, und der beste Schauspieler ist der beste Komödiant in dem Sinne, daß er völlig von dem verzehrenden Drange beherrscht sein muß, seinen künstlerischen Trieb nach Menschendarstellung mit allen seinen Mitteln zu erfüllen; dann wird er auch das Schaubedürfnis des Zuschauers und Zuhörers künstlerisch befriedigen. Und diesem Ziele kommt jedes g u t e Theater, mag es nun moderne oder un-

moderne Stücke gestalten, nahe, wie eben auch ein Schauspiel nur dann gut ist, wenn ein Dichter es gestaltet hat.

Und immer waren und werden Dichter, die ihres Stoffes Fülle künstlerisch erschöpft haben, modern sein!

Hugo Salus

V: Franz Servaes:

Das Theater ist wohl das bezauberndste, nichtsnutzigste, foppendste Racker und Phantom unserer Erfindung. Wer ihm niemals verfallen war, der hat überhaupt nicht gelebt. Wer sich ihm nicht zu entwinden weiß, der verdient nicht, weiterzuleben. Es ist aus unserer Kultur ebenso wenig wegzudenken, wie es imstande ist, diese Kultur zu repräsentieren. Kurz und gut: es ist ein Frauenzimmer, und zwar ein verteufeltes.

Ethische Wirkungen von solch einem Wesen zu erwarten, ist eine echt deutsche Michelei. Ästhetische schon eher, wofern man den Begriff hübsch weit spannt und den aufreizenden Sinnenkitzel jedenfalls nicht ausschließt. Auch möge man nicht vergessen, daß besagtes Weibsbild zwei kleinere Geschwister hat, die „Zirkus" und „Variété" heißen.

Nun aber das Verblüffende, vielleicht gar das Empörende. Das Theaterfrauenzimmer ist aufs engste zusammengekoppelt mit einer unserer erhabensten Göttinnen, und die heißt: Dramatische Dichtung. Daß diese beiden ungleichen Gestalten, wie es scheint, auf ewig hinaus zusammen angeschirrt sind, um den vielberedeten ehrwürdigen Thespiskarren zu ziehen, bleibt ein drückender Fluch. Diesem Fluch zu entrinnen, wird immer wieder aufs neu versucht und ist niemals befriedigend gelungen. Man nennt das „Theaterreform". Wir wissen, was wir davon zu halten haben.

Jedenfalls bleibt also das Theater ein Misch- und Kompromißprodukt. In diesem Sinne müssen wir uns damit abfinden. „Müssen" — weil die Wirkungen des Theaters ungeheuer sind und deren Regulierung nicht unterlassen werden kann.

Soweit diese Regulierung lediglich Polizeisache ist, brauchen wir uns nicht damit abzugeben. (Wünschen indes, daß die Polizei ihre Aufgabe umsichtiger anfassen lerne.) Erst wo die kulturelle Regulierung beginnt, beginnt unser Interesse.

Wir haben für Dramendichtung und Theaterbetrieb einen

idealen Treffpunkt anzunehmen. Finden sie diesen und begegnen einander mit jenem Grad von ehelicher Liebe, wo beide Teile etwas ablassen, so zeugen sie miteinander ein Kind, und dem leihen wir alsdann den hochtrabenden Namen: Dramatische Kunst.

Hiermit allein hätten wir uns zu beschäftigen. Denn hier allein ankern unsere Hoffnungen, deren Horizont, wie gesagt, ein begrenzter ist.

Für die Pflege der dramatischen Kunst gibt es heute in deutschen Landen eine kleinere Anzahl von Stellen, an denen man sich ehrlich bemüht. Und viele junge Kräfte, die Bestes und Höchstes wollen, kommen hier jahraus jahrein zusammen, ringen und arbeiten, gehen dutzendweise zugrunde und wissen am Ende ihres Lebens, daß sie in einer harten Schule der Entsagung gewesen sind. Dichter wie Schauspieler.

Trotzdem gehen von diesen wenigen Stätten Lichtstrahlen ins Land. Und wo empfängliche Gemüter Erschütterungen erleben, da haben diese Lichtstrahlen gezündet. Daß die Schaubühne dieses vermag, immer noch, ist ihr Ruhm, obwohl nur teilweise ihr Verdienst.

Es bliebe alsdann noch die „veredelte Unterhaltung". Berührt kaum die Vorhallen der Kunst; ist aber „schätzenswert".

Und das Dauerndste der Bühnenkunst? Illusionen! Immerhin nicht wenig: denn sie erhalten uns am Leben.

Franz Servaes

VI:

Thomas Mann: Versuch über das Theater.

I.

Wovon ist die Rede? Vom Drama oder vom Theater? Wir wollen die Begriffe scheiden und jedem das Seine geben.

Das Drama ist schließlich eine Dichtungsform (die höchste, — sagen die Dramatiker). Aber das Theater ist nicht die Literatur (obwohl ein großer Teil des Publikums und der Kritiker das glaubt).

Das Theater macht Zugeständnisse an die Literatur, es hat den Ehrgeiz, sich ihrer bisweilen anzunehmen. Aber das Theater hat die Literatur nicht nötig, es könnte offenbar ohne sie bestehen. Das ist mein Eindruck. Man muß dem Theater eine gewisse absolute Daseinsfähigkeit und Daseinsberechtigung zuerkennen. Es ist ein Gebiet für sich, eine Welt für

sich, eine fremde Welt: die Dichtung ist dort nicht eigentlich zu Hause, auch die dramatische nicht, wie wir sie verstehen, — das ist mein Eindruck.

Ich vergesse nie den Ruck, den mir vor Jahr und Tag eine Zeitungsnachricht versetzte. Es war eine Theaternotiz, eines jener Telegramme, welche die Theaterreferenten um Mitternacht in alle Winde senden. In einer großen Stadt hatte man das dramatische Gedicht: „Die Kronprätendenten" einer Theateraufführung zugrunde gelegt. „Die Aufführung war ansprechend," hieß es. „Das Stück vermochte nicht zu interessieren." — „Das Stück", „vermochte nicht", „zu interessieren". Und zwar die „Kronprätendenten". Eine Nachricht aus der Welt des Theaters. Eine wildfremde, unheimliche Nachricht.

Die Fremdheit, die Befremdung ist gegenseitig. Wenn Nietzsche über das Theater bittere und tief geringschätzige Dinge sagte, wenn Maupassant erklärte: „Le théâtre m'ennuye," wenn Flaubert schrieb, er kehre von der Beschäftigung mit seinem Theaterstück „zu ernsten Dingen", „à des choses sérieuses" zurück, (die erstbesten Beispiele) — man gibt uns von drüben die Geringschätzung, die Langeweile zurück. Ich sprach einmal mit einem Hoftheater-Regisseur, einem Mann im Ruf literarischen Feinsinns. Es war von dem Dänen Hermann Bang die Rede. Irgendwo war ein Theaterstück dieses Romanciers aufgeführt worden. Es sei recht gut, seine erste brauchbare Leistung, sagte der Regisseur; was er früher gemacht habe, sei nichts. Ich war verletzt und betrübt. „Oh," sagte ich, „er hat wundervolle Sachen geschrieben, — ‚Tine' zum Beispiel, ‚Am Wege' . . ." „Ja, ja, Romane und Aufsätze, das mag sein," — sagte der Regisseur.

Das Theater, das Theaterstück ist die Kunst dort drüben. Der Roman, die Novelle sogar ist Geschreibsel. Ein Theaterkritiker hat drucken lassen, in dem erzählenden Satze „Rosalie erhob sich, strich ihr Kleid glatt und sagte ‚Adieu!'" sei K u n s t doch streng genommen nur das Wort „Adieu". Er wiederholte: „Streng genommen".

Man weiß nichts von uns auf der anderen Seite. Man kennt uns dort nur insofern wir dem Theater unseren Tribut gezollt haben. Herr M. hatte seinem Namen durch eine Reihe distinguierter Romane und Novellen literarischen Ruf verschafft. Dieser Ruf genügte ihm nicht; das Rampenlicht, die plumpe Öffentlichkeit, der sinnfällige Ruhm des Theater verlockte ihn, und er schrieb ein Stück, in welchem er allen sich darbietenden dichterischen Wirkungsmöglichkeiten fast heldenmütig entsagte, sich mit zusammengebissenen Zähnen den Bedürfnissen der Kulisse bequemte.

Nehmen wir an, daß das Stück „Kaspar Hauser" hieß. Es ward aufgeführt, hatte Erfolg und verschwand wieder. Es vergeht Jahr und Tag, aber der Romancier hat Blut geleckt, er beißt die Zähne zusammen und schreibt ein zweites Stück. Und nun notiert die Tagespresse: „Herr M., der Verfasser des ‚Kaspar Hauser', hat soeben eine Verskomödie beendet..." Herrn M. als „Verfasser des Kaspar Hauser" zu bezeichnen, ist eine boshafte Ungerechtigkeit. Aber in der Welt des Theaters kommt er ausschließlich als solcher in Betracht.

Um in das seltsam zweideutige Verhältnis zwischen Literatur und Bühne Einblick zu gewinnen, genügt es, unsere Theaterkritik am Werke zu sehen. Der Typus des Oncle Sarcey kommt bei uns ja nicht vor. Dieser joviale Cyniker, der auf die Bretter schwor, dem Publikum immer recht gab, mit dem Kulissen-Routinier durch dick und dünn ging und dem zarten Dichter ins Gesicht sagte, daß er absolut gar nichts vom Theater verstehe, — hat unter unseren Dramaturgen nicht seinesgleichen. Dennoch war er zum mindesten eine reinliche Existenz. Er gehörte mit Leib und Seele zur Welt jenseits der Rampe, zum Schauspieler, zum Stückeschreiber, er stand mit behäbiger Entschlossenheit auf seiten des Theaters, *gegen* die Literatur, er *liebte* das Theater, und wenn er ihm seine ganze Aufmerksamkeit, die Arbeit seines Lebens widmete, so war das eine klare und einleuchtende Handlungsweise. Aber wer erklärt mir die Folgerichtigkeit in dem Verhältnis unserer Kritiker zum Theater? Das Theater ist in weit handgreiflicherem Sinne als die übrigen Kunstarten eine gesellschaftliche Angelegenheit, und eine prompte journalistische Berichterstattung über die theatralischen Ereignisse der Saison ist in der Ordnung. Klage ist laut geworden, daß diese Berichterstattung neuerdings meist in einem überaus verdrossenen, höhnischen und spielverderberischen Tone ausgeübt werde, — aber hier ist nicht die Rede von der großen Menge der Zeitungsschreiber, die mit Ächzen und Ekel ihre Freiplätze im Theater einnehmen, in Telegrammen und spaltenlangen Artikeln die Dramatiker verhöhnen, das Theater verfluchen und dennoch durch die Eilfertigkeit und den Umfang eben dieser Berichterstattung dem Publikum von der Wichtigkeit des Theaters eine Meinung suggerieren, die ihnen selbst offenbar ein Gelächter ist. Es handelt sich um die kleine Anzahl wirklicher Schriftsteller unter den Theaterkritikern, jener Vier bis Sechs (oder sind es so viele nicht?), die den Namen von Autoren verdienen und für ihre Produktion mit Recht den Wert selbständiger Kunstgebilde in Anspruch nehmen. Wie steht dieser Typ zum Theater? Er

hat keinerlei praktische Beziehungen zur Schaubühne, er empfindet literarisch durch und durch, und stellt an das Drama rein dichterische Ansprüche. Sarceys Urteilsweise widert ihn an, er verabscheut den Schauspielerstandpunkt und würde nie den traurigen Mut besitzen, ein Publikum zu rechtfertigen und zu loben, das einen Dichter ausgepfiffen hat. Er ist literarischer Künstler genug, um jeden Augenblick das Theater zu verachten. Er spricht gelegentlich mit nervösem Widerwillen von der üblen Atmosphäre „euerer" Schauspielhäuser, erklärt beiläufig, ein Drama weit lieber im stillen Arbeitszimmer zu lesen, als es vor bemalter Leinwand dargemimt zu sehen, und ist, vor allem, sofort bereit, gegenüber dem Schaffen irgend eines Theatermannes für seine eigene Kunstleistung — eine kritische, redende Kunstleistung — mit leidenschaftlichem Stolz den höheren Rang in Anspruch zu nehmen. Aber wenn er das Theater nicht liebt, wenn er nicht daran glaubt, wenn er es verachtet: warum opfert er ihm seine Zeit, seine Kunst? Warum macht er nicht lieber die lyrische, novellistische Produktion zum Gegenstand seiner Analyse? Weil er das Drama für vorzüglich betrachtenswert, es stillschweigend für die höchste Gattung der Dichtkunst hält? Unmöglich! Kann jemand, der, wahrscheinlich mit Recht, bei jeder Gelegenheit darauf besteht, einen Wesensunterschied zwischen Kritiker und Dichter nicht anzuerkennen, logischerweise an einen dichterischen Vorrang des Dramas glauben? Die Ahnen und Meister eines solchen Schriftstellers sind selbstverständlich nicht unter den Dramatikern zu finden. Er glüht vielleicht für Flaubert, bekennt sich als Schüler irgend eines großen Prosaisten wie Jean Paul, — und wenn die Tatsache, daß er mit diesem Geschmack, dieser Herkunft ausschließlich über das Drama und zwar über das aufgeführte Drama, also über das Theater schreibt, sich erklären *läßt*, — er selbst hat niemals eine Erklärung dafür gegeben.

Er geht über diese Frage mit *Humor* hinweg, er redet von seinem Beruf gelegentlich im drolligsten Ton, und in den besten, geistigsten Fällen macht der Widerspruch seines Daseins ihn zum Selbstpersifleur. Sein Stil selbst ist es, der auf die erheiterndste Weise das im Grunde süffisante Verhältnis eines überlegenen Kopfes zum Theater beleuchtet, — ein Verhältnis, das jederlei Spaß und Kapriole nötig hat, um nicht in Bitterkeit und Selbstverachtung überzugehen. Ohne Zweifel gehört viel ironische Laune dazu, sich mit einer Tätigkeit abzufinden, die darin besteht, aufzupassen, daß in der Welt nicht direkte Charakteristik getrieben werde.

Fortsetzung in der Februar-Nummer.

Martin Philippson:
Die ersten Polen unter preußischer Herrschaft.

Heftiger denn je ist in den Provinzen Westpreußen und Posen der Kampf zwischen Polentum und Deutschtum entbrannt. Die Ansprüche der preußischen Polen auf ihr angeblich altererbtes Recht werden immer nachdrücklicher, ihre Anklagen gegen Preußen immer stärker als gegen denjenigen Staat, der die Beraubung und Aufteilung ihres alten Reiches zuerst in die Wege geleitet habe. Da lohnt es sich wohl der Aufgabe, die Gründe und den Hergang dieser Ereignisse an der Hand der authentischen Akten zu untersuchen, die jetzt von den verschiedensten Seiten her dem Forscher vorliegen; zu erkennen, weshalb und wie zum ersten Male Polen unter preußische Herrschaft gelangt sind.

Die erste Teilung Polens war zweifellos ein Gewaltakt, die widerrechtliche Beraubung eines Schwächeren durch drei Stärkere. Insofern ist sie vom Standpunkte der öffentlichen Moral aus sicher zu verwerfen. Indes die Geschichte ist leider allzu reich an Beispielen solcher Ungerechtigkeit. Abgesehen von älteren Zeiten und von dem Verfahren kolonisierender europäischer Staaten gegen sogenannte Wilde, erinnern wir nur an die Mißhandlung der Republik Genua durch Ludwig XIV., an dessen Reunionen und Raubkriege, an die Vernichtung der Republiken Venedig, Genua, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt a. M., sowie Oldenburgs und vieler anderer Staaten durch Napoleon I., an die Zerstörung der Buren-Gemeinwesen durch England in unserer Gegenwart. Macht geht leider im Völkerleben vor Recht, und das öffentliche Gewissen dringt gegen die Stimme der Geschütze nicht durch.

Und da müssen wir feststellen, daß immerhin die Aufteilung Polens minder tadelnswert ist, als alle jene Vorkommnisse, zunächst aus dem Grunde, daß der polnische Staat seine Daseinsberechtigung eingebüßt hatte. Europa hat das damals offen anerkannt; es hat der ersten Teilung Polens gleichgültig zugeschaut, solche als eine verdiente Folge des inneren Verfalls angesehen, ja durch den Mund seiner berühmtesten

Denker die Urheber dieses Vorganges: eine Katharina II., einen Friedrich II., wegen dieser „genialen Tat" gepriesen. In der Tat, das polnische Gemeinwesen war zum Zerrbild eines Staates geworden, das keiner Kulturaufgabe eines solchen mehr gerecht wurde, innere Zerrüttung und Machtlosigkeit mit Unterdrückung, ja Vertierung der ungeheuren Mehrheit seiner Bewohner vereinte, nach außen zu einem wehrlosen Objekte fremder Willkür hinabgesunken war. Es hatte jeden sittlichen Daseinszweck verloren.

Vor allem beruhte es auf der Tatsache der Unterdrückung einer Mehrzahl fremder Völkerschaften. Unter den etwa vierzehn Millionen Einwohnern, die es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zählte, waren die Hälfte Littauer, Weißrussen und Ruthenen, eine Million Deutsche, etwa sechs Millionen — also die Minorität — Polen; dennoch war das Polentum allein herrschend. Und innerhalb seiner wieder eine geringe Minderheit. Die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung, die Bauern, „Kmeten", befanden sich in kläglichster Lage, in furchtbarer Sklaverei. Ihr Gut und Leben gehörten dem adligen Gutsherrn, der sie wie ebensoviel Stück Vieh ausnützte, verkaufte, vertauschte, verpfändete, züchtigte oder auch tötete. Der Gutsherr hatte ja volles Recht des Lebens und des Todes über seine Kmeten, denen er gleichfalls seinen Glauben aufnötigen durfte: „Er war Herr über ihre Habe, ihr Leben, ihr Gewissen." Aber auch der Fremde mochte sie nach Willkür behandeln. Jeder Reisende, jeder Soldat lebte auf Kosten dieser armseligen Landleute; die Ermordung eines einem anderen gehörigen Bauern war gesetzlich mit der Strafe von vier Talern belegt!

Diese Menschen lebten in roh zusammengefügten Holzhütten, zusammen mit ihrem Vieh. Von der Geistlichkeit, ebenso unwissend und fanatisch wie sie selber, wurden sie in stumpfer, tierischer Wildheit erhalten; Schulen gab es so gut wie keine. Die Bischöfe beschäftigten sich lediglich mit politischen Intrigen, betätigten ihre Religiosität höchstens durch Verfolgung Andersgläubiger. Der Pfarrer aber trieb seine Gemeinde Sonntags auf Befehl des branntweinbrennenden Gutsherrn in die Schenke. Wirklich, der Bauern einziges Glück bestand darin, sich mit Weib und Kind bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken; in Straßen und Gräben lagen da die Unseligen umher. Dafür konnten sie freilich nur an den drei höchsten Feiertagen Fleisch essen. So sprachen Reisende im damaligen Polen von Tieren, die zwei Hände und zwei Füße haben, die man Bauern nenne, deren Leben ein langer Tod sei, und die man

niemals lachen sehe. „Es gibt bei ihnen keine Seele," schreibt ein Pole jener Zeit, „es gibt keine Empfindung, die eigene Familie sogar läßt sie gleichgültig." Vaterlandsliebe war selbstverständlich dem Kmeten ein unfaßbarer Begriff. So ging dem Staate die sicherste Grundlage seiner Kraft, ein tüchtiger, patriotischer Bauernstand, verloren.

Das betriebsame, behäbige, ehrenfeste Bürgertum fehlte nicht minder. Infolge der Anarchie, der steten Unsicherheit, des adligen Despotismus waren Handel und Gewerbe untergegangen, die Städte verödet und zu Haufen von elenden Häusern und Ruinen zusammengeschmolzen. Die einzige rührige Klasse — Handelsleute, Pächter, Gastwirte, Handwerker — waren die zahlreichen Juden. Aber der Adel hatte sie moralisch und materiell heruntergebracht, indem er sie in den Dienst seiner eigenen launenhaften Unwirtschaftlichkeit, Niedertracht und Heuchelei zog, sie lehrte, daß herrischem Leichtsinn, Übermut und gewalttätigem Tyrannensinn nur mit knechtischer Schlauheit und demütiger Ausbeutung zu begegnen sei. Gering geschätzt, schmählich mißhandelt, als Werkzeuge des adligen Aussaugungssystems verwendet, hatten die Juden sich dem Staate und Volke entfremdet und suchten sich nur auf alle Weise zu bereichern.

Die notwendige Folge des Daniederliegens der betriebsamen Volksstände war der Rückgang der Kultur im Reiche: nur ein Siebentel seiner Bodenfläche war angebaut, der Rest Wälder, Sümpfe, Steppen, Einöden.

Freiheit gab es lediglich für den Adel, für den sie sich freilich bis zur Zügellosigkeit steigerte.

Der niedere Adel, die „Schlachta", umfaßte mehr als hundertundfünfzigtausend Männer, die große Mehrzahl von ihnen bettelarm, roh und ungebildet, übermütig und gewaltsam gegen Bauern und Juden, aber kriechend vor dem sie fütternden und gelegentlich bezahlenden „Herrn". Die Schlachta sandte ihre Abgeordneten zu den Land- und Reichstagen; sie allein besaß das Recht auf politische, militärische und Verwaltungsämter; sie genoß vollkommene Steuerfreiheit; sie erkor in Massenwahl den König. Dem Namen nach herrschte unter ihr völlige Gleichheit; der lumpigste Schlachtzิz, der keinen Morgen Landes und keinen ganzen Anzug sein nannte, durfte von dem fürstengleichen Großen die Anrede „Herr Bruder" fordern. In Wahrheit aber gab es hier alle Stufen des Besitzes und der sozialen Stellung. Viele von den Schlachtzizen besaßen nichts; viele andere einen oder zwei Morgen Landes. „Acht Schlachtzizen aus Osmian führen eine Ziege zu

Markte," ging das Sprichwort. Da konnte man den Edelmann graben und jäten sehen, barfuß, aber Sporen an die nackten Fersen geschnallt, an der Seite einen alten Säbel ohne Scheide oder eine Scheide ohne Säbel. Die Armut zwang diese „Schollenadligen" bei den Großen Zuflucht zu suchen.

Umgeben von solcher vielköpfigen und zu jeder Gewalttat bereiten Klientenschar, die von ihnen lebte, schalteten die etwa hundert Magnaten im Lande nach Belieben, begingen ungestraft die schlimmsten Verbrechen, bekämpften den Staat und einander. Die mächtigsten unter ihnen waren die Potocki, die Czartoryski, Radziwil, Lubomirski, Branicki, Sapieha; sie waren jeder imstande, drei- bis viertausend Bewaffnete ins Feld zu führen. An ihrem Hofe gab es stets Ein- und Ausströmen von Hunderten, lärmende Gelage, wo kostbarster Ungarwein aus silbernen Pokalen die Köpfe erhitzte, während Saal und Gäste von Schmutz starrten. Die trunkenen Banden der lärmenden Schlachtzizen waren immer bereit, ihre Stimme und ihren Säbel dem „Herrn" zu Gebote zu stellen.

Das stete Parteigetriebe in der „Republik" gab nur den Schein des Lebens, da es, aller edleren und höheren, auf das allgemeine Beste gerichteten Absichten bar und ledig, allein auf Befriedigung der Selbstsucht der großen Herren hinauslief, die sich als ebensoviele Souveräne betrachteten. Sie besaßen das Recht, nicht allein untereinander, sondern auch mit den auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, die sich oft genug gegen den eigenen König und Reichstag kehrten. Und wie die „Pane", so erblickte auch die Schlachta in der öffentlichen Anarchie die Bürgschaft ihrer Freiheit; der Bürgerkrieg trug ihr Geld, Schmäuse, neue Gewänder und Waffen von den wettstreitenden Herren ein.

Und wie Freiheit, so gab es Recht nur für den Adel, aber auch dieser hatte es mit Bestechung oder mit nackter Gewalt zu erstreiten. Und da jede örtliche Exekutive fehlte, mußte der Sieger in Prozessen die Ausführung des Urteils sich mit dem Säbel in der Faust sichern. Der Mächtige gebot über das Gesetz. „Zügellos, leichtsinnig, habsüchtig und verschwenderisch, stolz und gemein, die Gesetze mit Füßen tretend, allen Leidenschaften ergeben, waren die Herren Polens," — so urteilt der Pole Machlewski.

Es gab keine Zentralgewalt, die die Einzelkräfte in geregelter Weise für den Staat hätte verwenden können. Die Ämter, die dem Meistbietenden zufielen, galten nicht anders denn als Waren, aus denen man nach Möglichkeit Geld zu ziehen bestrebt war. Das nominelle

Oberhaupt, der König, führte noch den Befehl im Kriege und verlieh die Staatsdomänen den Adligen zum Nießnutz — sonst hatte er jede Macht zugunsten des Adels verloren. Sein gesamtes Staatseinkommen betrug jährlich vier Millionen Mark! Selbst die Offizierstellen im Heere wurden durch die Landtage der einzelnen Woiwodschaften ernannt. Dieses Heer, etwa zehntausend Mann stark, nur seinen erwählten Hetmans, nicht aber dem Könige verpflichtet, schlecht besoldet, zuchtlos, räuberisch, war den Bewohnern des eigenen Landes gefährlicher als dessen Feinden. Aber auch die Reichstage, diese zentralen Versammlungen der Adelsvertreter, besaßen keine Gewalt. Da seit dem Jahre 1652 das Veto eines einzigen Abgeordneten, das nie pozwolam, jeden Beschluß verhinderte, war ein solcher seit 1749 überhaupt nicht mehr zustande gekommen. Während der mehr als hundert Jahre von 1652 bis 1764 sind von den 58 einberufenen Reichstagen nur sieben zu einem Ergebnisse gelangt. War aber eine Adelsfraktion mit einer Verfügung des Königs oder des aus den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern zusammengesetzten Senats oder mit dem Ausgange des Reichstages unzufrieden, so durfte sie sich dagegen in einer bewaffneten „Konföderation" erheben, — es war der gesetzlich gebilligte Bürgerkrieg.

Die Ohnmacht der gesetzgebenden und die völlige Auflösung der ausführenden Gewalt haben vorzugsweise den polnischen Staat zum Untergange geführt. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts hatten die polnischen Herren und Edelleute sich nicht zu einer einzigen tapferen patriotischen Tat zusammengefunden. Von kühnen und glänzenden Unternehmungen, wie es noch Johann Sobieskis berühmte Kriegszüge gegen die Türken gewesen, war nicht mehr die Rede. Sogar der Antrag, das offenbar vaterlandsmörderische freie Veto abzuschaffen, fiel vor der Selbstsucht und dem alles überwuchernden verräterischen Kastengeiste des Adels. Ein solches Reich hielt nur so lange zusammen, bis ein Anstoß von außen kam, der das morsche Gefüge zusammenstürzen ließ.

Die Selbstauflösung des polnischen Staates wurde zumal von dem mächtigen Rußland benutzt, um durch die Macht seiner Bajonette und den Glanz seiner Silberrubel sich ihn dienstbar zu machen. Schon Peter der Große hatte im Nordischen Kriege um den Preis der Errettung vor den Schweden das ihm angeblich verbündete Polen in seine Abhängigkeit gebracht. Seit der Niederlage des schwedischen Karl XII. waltete der Polenkönig lediglich als russischer Statthalter. Zeigten er oder der Reichstag einmal Anwandlungen von Selbständigkeit, so gab es zwei nie

versagende Mittel, um sie zu ohnmächtiger Unterwürfigkeit zurückzuzwingen. Entweder Rußland bestimmte seine Anhänger, besonders die überaus reiche und angesehene Familie Czartoryski, die mit seiner Hilfe die Krone zu erlangen trachtete, zur Bildung einer Konföderation; die nötigte dann die völlig zerrütteten Organe des offiziellen Staates schleunigst zur Nachgiebigkeit. Oder Rußland ließ ohne weiteres seine Truppen in Polen einrücken, erhob dort Brandschatzungen, kerkerte die Widerstrebenden ein. Auf der einen Seite der Rubel, auf der anderen die Knute oder Schlimmeres: da blieb die Wahl nicht lange zweifelhaft. Die Verräterei der russischen Parteigänger unter dem polnischen Adel, die ihr Vaterland wissentlich den Fremden überlieferten, um nur selber unter deren Schutz zu herrschen und zu rauben, tat das übrige. Ganz Polen stand auf dem Punkte, eine russische Provinz zu werden, wie sein Lehnsherzogtum Kurland es schon geworden war.

Die drohende Unterwerfung Polens unter den Moskowiterzaren bedeutete aber eine gewaltige Gefahr für alle dessen Nachbarn, ganz besonders für Preußen. Diese doch nur mittelstarke Monarchie hatte den übermäßigen Druck eines um Polen vergrößerten und ihr selbst dadurch unmittelbar benachbarten Rußland sehr zu fürchten: einen Druck, der sie auch nach anderen Seiten hin jeder Bewegungsfreiheit berauben, ja schließlich ihre Selbständigkeit vernichten mußte. Wie sollte sie sich dieser erstickenden Umklammerung entziehen, wenn die russischen Regimenter ihre weite Ostgrenze umsäumten, die auf Hunderte von Meilen neben dem polnischen Gebiete hinlief? Noch mehr: die eine Stammprovinz der Monarchie — Ostpreußen — war damals durch das polnische Westpreußen von dem Hauptteile des Staates getrennt. Setzte sich nun Rußland in Westpreußen fest, so war Ostpreußen für immer von der Landverbindung mit dem übrigen Staatsgebiete abgeschnitten und bei dem ersten kriegerischen Zusammenstoß unrettbar der Einverleibung in das Zarenreich verfallen.

Das war keine müßige Voraussetzung. Im siebenjährigen Kriege hatte vielmehr die jüngste Erfahrung gelehrt, daß unter den damaligen Umständen sich Ostpreußen gegen einen russischen Angriff nicht halten ließ. Hatte doch Zarin Elisabeth schon die Ostpreußen ihrem Doppeladler huldigen lassen. Nur die persönliche Begeisterung ihres Nachfolgers Peter III. für Friedrich II. hatte diesem die Provinz zurückerstattet.

Die vereinzelte und dadurch gefährdete Lage Ostpreußens hat, bei

der Schwäche und Zerfahrenheit Polens, schon seit lange den Hohenzollernherrschern den Gedanken an Aufrichtung einer Verbindung zwischen jenem Landesteile und der Kurmark vermittels polnischer Distrikte eingeflößt. Der Große Kurfürst hatte sich 1656 im Marienburger Vertrage von seinem schwedischen Verbündeten vier großpolnische Palatinate zusprechen lassen, — aber mit der schwedischen Allianz war diese Verheißung in die Lüfte verweht. Ein König von Polen selber, nämlich August der Starke, hatte ein halbes Jahrhundert später Preußen wiederholt günstig gelegene Teile seines Reiches gegen hinreichende Unterstützung wider seine inneren und äußeren Feinde angeboten. König Friedrich I. wurde jedoch durch Rußland daran verhindert, auf diese seinem Staate so vorteilhaften Zusagen einzugehen. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I. sprach den herzlichen Wunsch nach einem polnischen Gebietsstreifen aus, der Ostpreußen mit der übrigen Monarchie verbinde. Als aber die Gelegenheit an ihn herantrat, als Frankreich auf der einen, Rußland auf der andern Seite seine Bundesgenossenschaft durch ein entsprechendes Stück Polen zu erkaufen suchten, versagte ihm der Mut, da er hierdurch in den großen polnischen Erbfolgekrieg hineingezogen worden wäre.

Allein das ist durch diese Verhandlungen klar gestellt: alle Mächte, alle Regierungen — auch Frankreich, das sich jederzeit so gern als hochherziger Beschützer Polens aufgespielt hat — dachten immer wieder an die bevorstehende Aufteilung des kraftlosen, in sich zerrütteten Sarmatenlandes, und zwar die einheimischen Herrscher ebenso gut wie die fremden. Das gewaltsame Ende des durch tiefste politische Unsittlichkeit angefaulten Staatswesens erschien bereits seit dem siebzehnten Jahrhundert als natürlich, notwendig und nahe. Graf Zachar Czernitschew hat dann der Zarin Katharina II. bald nach ihrer Thronbesteigung einen Entwurf zur Annektierung der gesamten östlichen Provinzen Polens unterbreitet. Insbesondere beweist aber die Beharrlichkeit und Häufigkeit der auf eine entsprechende Vergrößerung Preußens abzielenden Pläne, wie sehr eine solche im Interesse dieses Staates lag, ja für seine Machtstellung und sogar seine Unabhängigkeit als notwendig galt. Das hatte auch Friedrich der Große mit seinem genialen Scharfblicke schon als Jüngling erkannt. Seit dem Jahre 1731 tritt ihm in seinen politischen Zukunftsbildern und Träumereien, namentlich in seinem „Politischen Testamente" von 1752, die Erwerbung Polnisch-Preußens immer wieder als wünschenswertes und möglichst anzustrebendes Ziel entgegen.

Die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges mußten ihn in solchen Anschauungen durchaus bestärken und befestigen. Denn Polen hatte während dieses furchtbaren Ringens auf Tod und Leben nicht den mindesten Versuch gemacht, den Pflichten eines neutralen Staates zu genügen. Vielmehr hatte es den Russen gestattet, sein Gebiet ungescheut mit ihren Truppen zu durchziehen, geradezu es zu ihrer Operationsbasis gegen Friedrich zu machen, dort ihre Magazine anzulegen. Ja, polnische Magnaten hatten die gute Gelegenheit benützt, um mit selbstgebildeten Schlachtzizen-Freikorps plündernd und raubend in die von Verteidigern entblößten preußischen Nachbarprovinzen einzufallen. Friedrich der Große hegte deshalb begreiflicherweise keinerlei Sympathien für die Polen; ja, ihnen Westpreußen zu entreißen, mußte ihm mehr denn je als eine Forderung der Sicherheit und Unabhängigkeit seines eigenen Staates erscheinen. Romantisch-alldeutsche Anwandlungen einer Wiederherstellung des in Westpreußen einst von den Polen unterjochten, zurückgedrängten, zum großen Teile ausgerotteten Deutschtums lagen freilich ihm ganz fern. Solche großdeutsch patriotische Betrachtungen ihm zur Rechtfertigung seines Vorgehens zuzuschreiben, ist eine mehr oder minder bewußte Unwahrhaftigkeit borussisch-chauvinistischer Geschichtschreiber. Aber für seinen eigenen Staat, dem er sein ganzes Denken und Sein widmete, sah er die Erwerbung Westpreußens als eine unabweisbare Notwendigkeit tatsächlich an.

Er konnte sie nur mit der Zustimmung des fast unumschränkt über Polen verfügenden Rußland durchzusetzen hoffen. Schon diese Erwägung mußte ihm freundschaftliche Beziehungen zu dem zarischen Reiche wünschenswert erscheinen lassen. Und doch, nicht solche Absichten haben ihn nach dem Ende des furchtbaren siebenjährigen Krieges zum Abschlusse eines Bündnisses mit dieser Macht veranlaßt, sondern der brutale Zwang der unmittelbar vorliegenden Verhältnisse. Nach dem Abfalle Englands, der ihm in den letzten Jahren des großen Kampfes nahezu den Untergang gebracht hatte, stand er der unverminderten Feindschaft Österreichs und des mit diesem alliierten Frankreich ohne Helfer und Freund gegenüber. Unter diesen Umständen hatte er über kurz oder lang einen neuen übermächtigen Angriff seitens dieser beiden Großstaaten zu befürchten. Deshalb vor allem suchte er das Bündnis Rußlands. Er verhehlte sich keineswegs die schweren Bedenken, die ein solches ihm erwecken mußte. Es zwang ihn, durch seine eigene Beihilfe die ohnehin auf Preußen so empfindlich lastende Wucht des russischen Riesen-

reiches noch zu verstärken und es durch Unterstützung der moskowitischen Herrschaft in Polen zum gefährlichsten Nachbarn des eigenen Staates zu machen. Er wußte sehr wohl, daß „Rußland seinen Nachbarn verhängnisvoll und für ganz Europa bedrohlich“ sei, wie er selber wiederholt hervorhob. Allein ihm blieb keine Wahl, wenn er für die nächste Zukunft Frieden und Sicherheit finden wollte. Am 14. April 1764 schloß er mit der Zarin Katharina II. den Bündnisvertrag, der ihn an das Schlepptau der russischen Vergewaltigungspolitik festlegte, und zwar nicht allein Polen, sondern auch Schweden gegenüber, dessen Unterjochung die „Semiramis des Nordens“ gleichfalls anstrebte.

Friedrich hat solche Abhängigkeit von vornherein auf das schwerste empfunden. Während er offiziell der Zarin huldigte und Briefe an sie richtete, wie ein schwärmerischer Liebhaber an seine Göttin, wütete er daheim wegen des rohen Übermuts der Russen, die ihn wie einen Vasallen behandelten. Er sträubte sich dagegen, sich von den „Scythen“, den „Barbaren am Eismeere“, den „Eisbären“ — mit diesen und ähnlichen Koseworten belegte er seine russischen Verbündeten — „unversehens ein Joch auferlegen“ zu lassen. „Solange meine Augen offen sind,“ schrieb er seinem Gesandten in St. Petersburg, „werde ich nicht der Sklave der Russen werden. Das können Sie jedem sagen, der es hören will.“ Die Großmachtsstellung, die er seinem schmächtigen Staate um den Preis der furchtbarsten Opfer erkämpft hatte, wollte er auch von der gewaltigen Selbstherrscherin am Newastrande nicht antasten lassen.

Trotz alles inneren Gegensatzes sah er sich dennoch genötigt, von neuem in deren Dienst zu treten. Das kam so.

Wenn auch das nationale Ehrgefühl in dem damaligen Polen erloschen war, der religiöse Fanatismus lebte noch in voller Kraft. Indem Rußland 1768 den Reichstag zur politischen Gleichberechtigung der „Dissidenten“, das heißt der nichtkatholischen Christen, zwang, erhoben sich dagegen Adel und Geistlichkeit im Namen des angeblich bedrohten katholischen Glaubens in der Konföderation von Bar. Tausende von Schlachtzizen und sogar von Bauern nahmen mit wilder Begeisterung an dem Kampfe gegen die griechischen Ketzer teil, die man hinschlachtete, wo man sie fand. Zur Unterstützung der Konföderierten erklärte die von den Fortschritten der russischen Macht längst erschreckte Türkei am 30. Oktober 1768 der Zarin den Krieg. Vertragsmäßig hatte Friedrich II. dieser Herrscherin nunmehr jährliche Hilfsgelder in Höhe von vierhunderttausend Rubeln zu zahlen: ein schweres

Opfer für den armen, noch unter den Verlusten und Wunden des siebenjährigen Krieges leidenden Staat! Friedrich mußte dann zu seinem Schrecken und Kummer erleben, daß seine ungeliebten und gefürchteten Alliierten die Türken wiederholt besiegten, diesen die Donaufürstentümer Moldau und Walachei, das heutige Rumänien, abnahmen, ihre Macht noch bedrohlicher gestalteten. Seine offiziellen Glückwunschschreiben an die Zarin entsprachen sehr wenig seinen wahren Gesinnungen, wie er solche seinen Diplomaten und seinem Bruder Heinrich äußerte. Als vollends Österreich Miene machte, den Türken zu Hilfe zu kommen, um nicht die untere Donau in die Gewalt der Moskowiter fallen zu lassen, sah sich der König dicht vor der Gefahr, dem Bündnisse von 1764 gemäß, das ihm noch keinerlei greifbaren Vorteil gebracht hatte, seinerseits der Kaiserin Maria Theresia den Krieg erklären zu müssen. Er sollte sich also in den ungleichen Kampf mit Österreich und Frankreich stürzen, lediglich um Rußlands Herrschaft in Polen und auf der Balkanhalbinsel zu befestigen und damit sich selbst zu dessen Sklaven zu machen.

Eine solche Eventualität mußte um jeden Preis vermieden werden. Und doch hatten Friedrichs Mahnungen zur Mäßigung und Friedfertigkeit in Petersburg keinen Erfolg, wurde sein Anerbieten der Vermittelung eines Friedens zwischen Rußland und der Pforte von jenem Hofe schroff zurückgewiesen. (Schluß im Februarheft.)

Gustav Falke: Die Mordeiche

Du trägst nach lachenden Lippen Lust
Und blühendem Leib Begehr?
Ich still' dir's!" — Sein Dolch küßt des Junkers Brust.
Ein Schrei — und keiner mehr.

Kein Vogel sah's, kein Stern überm Sumpf,
Der Abend war frostig und fahl.
Die alte Eiche nur rauschte dumpf,
Als träfe sie selber der Stahl.

Ein Gurgeln und Quirlen. Der schwarze Morast
Schließt sich, ein schweigender Schoß.
Was zerrt ihm am Rock? Nichts. Nur ein Ast.
Auftaumelnd reißt er sich los.

••• ••• •••

Der Weg zu Bett und Braut war frei,
Die süßeste Buhle lacht.
Doch immer gellt ihm der Todesschrei
Hinein in die holdeste Nacht.

Und ein Rauschen summt ums gefolterte Ohr,
Wie ums faulende Aas das Geschmeiß.
Das ist die alte Eiche am Moor,
Die alles sah und weiß.

Und ob er an der Liebsten Mund
Sich noch so fest gehängt,
Es reißt ihn weg zu jeder Stund',
Wenn ihn der Schrei bedrängt.

Und ob ihr Busen noch so warm,
Wenn die Eiche rauscht und ruft,
Ihn hielte nicht der Frau Venus Arm,
Ihn hielten nicht Grab und Gruft.

Den schlimmen Weg zum schlimmen Ort
Zwingt's ihn mit Höllenfaust.
Wohin? Was soll's? Was suchst du dort?
Er geht, wie sehr's ihm graust.

••• ••• •••

„Es gellt der Schrei, es rauscht der Baum.
Nicht länger ertrag' ich es mehr.
Es macht mir meinen Tag und Traum
Und jeden Kuß mir schwer." —

Hell blinkt der Mond, die Axt blinkt hell,
Laut schallt es durch Moor und Hag.
„Das war ein Hieb! Sput dich, Gesell!
Ich wart' auf den letzten Schlag."

Es blinkt die Axt, es bebt das Moor,
Die Eiche ächzt und knarrt.
Da gellt's ihm ins Ohr, da gurgelt's im Moor,
Das fiebernde Blut erstarrt.

Da steigt's aus dem Schlamm, steigt — steigt —
Wächst weiß ins weiße Licht.
Er sieht nicht, wie der Baum sich neigt,
Stiert nur bleich in ein bleiches Gesicht.

„Zur Seite, Herr! Gebt acht! Sie fällt!"
Ein Rauschen dumpf und schwer.
Zwei brechende Knie, zerschmettert, zerschellt,
Ein Schrei — und keiner mehr.

Hermann Hesse:
Aventiure. . . . Nach alten Quellen erzählt.

Es lebte ehemals in einer Provinz des römischen Reiches ein ebenso begüterter wie vornehmer Edelmann namens Ottokar, welcher von vielen für die Zierde der gesamten Ritterschaft desselben Landes angesehen wurde. Dieser war reich genug an Landbesitz, Schlössern, Wald und Dörfern, samt Vieh und Wild; jedoch hatte er seine Gemahlin schon in jüngeren Jahren verloren und konnte sich nie entschließen, eine zweite Heirat zu tun. Vielmehr übertrug er seine ganze Liebe auf das einzige Kind, das er von jener Gattin hatte, ein Fräulein mit Namen Alinda. Diese war von ungewöhnlicher Anmut und höchst adeliger Art, was auch ohne die Größe des ihr zustehenden Erbes genügt hätte, manchen Edelmann in heftiger Liebe zu ihr entflammen zu lassen. Weil jedoch besagtes Fräulein noch nichts von der Liebe wußte oder wissen wollte, auch ihr Vater ein überaus stolzer und strenger Mann war, gelang es von allen Liebhabern keinem, sich dem Ziel seiner Wünsche zu nähern.

Unter denjenigen, die ihr Herz an die schönen Augen der Alina verloren hatten, befand sich ein Jüngling aus einem sehr vornehmen Hause, das aber durch Parteizwiste und Verbannung aufgelöst und um allen Besitz gekommen war. Dieser hieß Hildebrant. Er war, nachdem sein einziger, älterer Bruder Ebert in die Welt gegangen, um sein Glück in Herrendiensten zu versuchen, ganz allein in jene Gegend gekommen. Dieser Jüngling hatte sich, da er ganz unbegütert und an der Rückkehr in seine Vaterstadt durch das Exil gehindert war, der Gefolgschaft des Herrn Ottokar angeschlossen und wurde von diesem seiner vortrefflichen ritterlichen Eigenschaften wegen sehr bevorzugt und gelobt, so oft er ihn auf der Reise oder zur Jagd begleitete, sowie auch zu Hause. So hatte Hildebrant häufige Gelegenheit, die Tochter des Herrn zu sehen und mit ihr zu reden und dem Gegenstand seiner sehnsüchtigen Wünsche nahe zu sein. Dennoch enthielt er sich, ihr seine glühende Liebe jemals, sei es auch nur durch Blicke oder Gebärden, zu offenbaren. Denn der Gedanke, seiner Liebe auf irgend eine nicht

ehrbare Weise froh zu werden, lag diesem edelmütigen Jüngling so fern wie dem Morgen der Abend, und da er bei seiner traurigen Armut es für unmöglich hielt, Alinda jemals zum Weibe zu bekommen, wollte er lieber seine große Liebe für sich behalten, ja vielleicht an ihr zugrunde gehen, als die Ruhe und den Ruf der Dame auch nur der geringsten Gefahr auszusetzen.

So standen die Dinge, ohne sich irgend zu verändern, eine lange Zeit. Inzwischen hatte Herr Ottokar um unbekannter Ursachen oder Vorteile willen sich mit gewissen Feinden des Kaisers, dessen Lehnsmann er war, in enge und gefährliche Verbindung gesetzt. Mit Gottes Willen geschah es nun, daß der Kaiser Friedrich von dieser Sache Kunde erhielt, worüber er sich, wie man ja wohl glauben mag, höchlich erzürnte, so daß er den unseligen Herrn Ottokar aufs schwerste zu bestrafen schwur. Es wurde also dieser Herr sogleich gefangen genommen, in die Stadt geführt und daselbst in einem festen Kerker bewahrt, bis der Kaiser mit seinem Hof und Gericht dort eintraf. Alsdann hielt die kaiserliche Majestät mit allen ihren Herren und Räten ein strenges Gericht über das Vergehen und lautete des Kaisers Urteilsspruch, daß der unglückliche Ottokar durch den Strang vom Leben zum Tode sollte gerichtet werden, sowie aller seiner Güter und Habe verlustig gehen.

Indessen war seine Tochter, das Fräulein Alinda, in großer Angst und Betrübnis in ihrem Hause geblieben, wo sie jener Hildebrant samt einigem andern Gefolge beschützte und vergeblich zu trösten versuchte. Als nun die Kunde von dem Todesurteil überall erscholl und auch in ihr Haus drang, da fiel das beklagenswerte Fräulein in ein rührendes Wehklagen und Weinen, daß niemand es mit ansehen konnte, ohne selbst in Tränen auszubrechen. Am meisten aber betrübte ihr tiefer Jammer den guten Hildebrant, welchem Alinda, obwohl er sie jetzt in Trauer und Armut gestürzt sah, beinahe noch besser als früher gefiel, so daß er zu ihrem Troste alles Erdenkbare zu tun versuchte. Als das arme Mädchen das bemerkte, duldete sie die Gegenwart des jungen Edelmannes, während sie alle anderen Tröster aus dem Zimmer schickte. Und nachdem sie eine Zeitlang sich der Tränen ersättigt hatte, bedachte sie als ein kluges und verständiges Fräulein ihre schwierige Lage und sagte darauf zu Hildebrant: „Ihr habet mir, lieber Herr, so mancherlei Trost und Güte erwiesen, daß ich es wage, eine Bitte an Euch zu richten."

„Redet, verehrte Herrin," erwiderte Hildebrant, „und wisset, daß

Ihr nichts zu erbitten braucht, sondern über meine Person und geringen Kräfte ganz nach Euerm Gutdünken zu gebieten habet!"

„So höret denn!" fuhr Alinda fort. „Wie Ihr wohl wisset, ist meinem unglücklichen Vater nicht nur das Leben abgesprochen, sondern auch alle seine Güter sollen ihm abgenommen werden, so daß ich von Stund an eine arme, besitzlose Waise bin. Wer weiß aber, ob mir nicht noch Schlimmeres widerfahren wird, wenn die Häscher oder Abgesandten des Kaisers kommen, um ihre Hand an dies Haus zu legen. Leicht könnten sie auch mich, die ich doch ganz schuldlos bin, in einen Kerker legen, und auch wenn mir die Freiheit erhalten bleibt, würde ich als ein schutzloses Mädchen vielen Gefahren an Leben und Ehre ausgesetzt sein. Darum ist meine Bitte, Ihr möget mir aus diesem Hause helfen, so daß ich in einem der benachbarten Klöster um Gastrecht bitten und das weitere abwarten mag, was Gott über mich verfügen will."

Der junge Herr Hildebrant bewunderte die kluge Besonnenheit des Mädchens höchlich und erbot sich sogleich, ihr in allem zu Diensten zu sein. Also führte er sie, die sich in einen großen Männermantel gehüllt hatte, gegen Abend aus dem Hause und durch den Garten ins Freie; dann begleitete er sie bis zu einem nicht weit entfernt liegenden Kloster und verabschiedete sich dort sehr höfisch, indem er versprach, am folgenden Tag sie zu besuchen und ihr neue Nachrichten zu bringen.

Alinda wurde in jenem Kloster, das ihrem Vater manche Wohltaten verdankte, mit aller Freundlichkeit aufgenommen. Hildebrant aber ging in die Stadt hinein und erkundigte sich überall über den gefangenen Herrn Ottokar. Doch konnte er nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß morgen um die und die Stunde sein Herr werde sterben müssen. Die Nacht schlief er unter freiem Himmel und begab sich am Morgen zeitig auf den Weg zur Richtstätte, auf dem schon eine große Schar von Neugierigen unterwegs war. Zur bestimmten Stunde geschah alsdann, was Kaiser und Gesetz verlangten: Herr Ottokar wurde schimpflich an den Galgen gehängt und starb elend unter den Blicken des herbeigeströmten Volkes. Viele, und so auch der Jüngling Hildebrant, vergossen bei diesem kläglichen Anblick herzliche Tränen.

Nun hatte der Kaiser unter seiner sehr zahlreichen und glänzenden Gefolgschaft einen bevorzugten jungen Ritter, dem er häufig vielerlei Beweise seiner Zuneigung gab, was ebensosehr diesen Ritter beglückte, als die übrigen Höflinge mit Neid erfüllte. Dieser Ritter hieß mit Namen Ebert und zeigte sich eines so ehrenvollen Vertrauens in hohem Maße

würdig. Da nun beschlossen war, daß der gehenkte Verschwörer acht Tage und Nächte sollte hängen bleiben, und da der Kaiser durchaus nicht wollte, daß der Körper etwa von den Angehörigen des Ottokar entwendet und ehrenvoll bestattet werde, rief er jenen Ebert zu sich und gab ihm den Auftrag, selber bei dem Leichnam die Wache zu halten, und verpflichtete ihn dazu aufs treulichste, unter Zusage eines reichen Geschenkes und unter Androhung schwerer Strafe, falls er dies Amt versäume. Darauf begab sich dieser edle junge Ritter sogleich auf die Richtstätte, und obwohl schon ein bestellter Wächter daselbst stand, blieb er doch dabei, wandelte in der Nähe umher und dachte sein Amt aufs allerbeste auszuführen. Und als gegen Abend der wachhaltende Söldner schläferte und mehrmals einschlummerte, hieß er ihn gehen und beschloß diese Nacht allein zu wachen.

Unterdessen war Hildebrant zum Kloster zurückgekehrt, um das Fräulein Alinda zu besuchen und ihr aufs neue seine Dienste anzubieten. Weil das Kloster in nächster Nähe des Richtplatzes lag, wußte die unglückliche Tochter schon alles, was geschehen war, und der Jüngling fand sie in tiefstem Schmerz über den schmachvollen Tod ihres Herrn Vaters. Doch faßte sie sich nach einiger Zeit, und nachdem sie allerlei anderes mit ihm gesprochen hatte, sagte sie zu Hildebrant: „Ich weiß nicht, guter Herr, wie ich Euch für so viele Dienste und Beschützung danken soll. Möge Gottes Gerechtigkeit Euch alle diese Treue vielfach vergelten, darum will ich täglich beten. Wenn Ihr aber noch immer Mitleiden mit mir habet und Eurer Dienstfertigkeit noch nicht völlig müde seid, so bitte ich Euch und flehe Euch an, Ihr möget mir einen Rat geben, was ich weiter tun soll. Denn, wie Ihr wisset, bin ich eine Waise und habe nicht Haus noch Güter mehr."

Bei diesen Worten des Mädchens schlug das Herz des Jünglings so gewaltig, daß er kaum zu sprechen vermochte und eine Weile brauchte, um sich zu sammeln. Er ließ sich aber auf ein Knie nieder und sagte zu ihr: „Da Ihr, verehrte Herrin, solche Worte an mich richtet, scheint es mir nicht länger gut zu sein, daß ich mein Geheimnis vor Euch verberge. Wisset, daß ich schon seit langer Zeit eine tiefe und herzliche Liebe zu Euch trage, die ich Euch jedoch sorgfältig verschwieg; denn da Ihr reich und mächtig waret, ich aber nur ein armer Edelmann, wie hätte da noch einige Hoffnung in mir leben sollen? Nun aber, da Ihr so arm wie ich geworden seid, ja noch ärmer, und eines Beschützers bedürfet, offenbare ich Euch diese meine Liebe und frage Euch, ob Ihr mich würdig findet, Euch in ehr-

barer Weise als mein Ehegemahl heimzuführen. Aber auch wenn Ihr das verschmähet, bin ich doch bereit, Euch in jeder Weise zu dienen."

Das Fräulein erfuhr mit Bewunderung von dieser Liebe, die Herr Hildebrant so lange in Treue und mit großen Schmerzen verborgen hatte. „Edler Herr," sagte sie, „diese Eure treue Liebe scheint mir eine seltene Sache und wohl der Belohnung wert zu sein; auch kann ich ja bei meinen traurigen Umständen nichts Besseres wünschen, als einen so tapfern und guten Gemahl zu finden. Darum will ich Euern Wunsch gern erfüllen und Euch stets eine treue Freundin und Dienerin sein. Jedoch ziemt es mir heute keineswegs, an solche Dinge zu denken, indessen mein beklagenswerter Vater, der ja auch Euer Herr war, an einem schimpflichen Orte ohne christliche Bestattung verweilt. Also sei das die Probe Eurer Liebe, daß Ihr seinen teuern Leib von jenem Orte abholet und ehrlich begrabet, und wenn dies geschehen ist, sollet Ihr von Stunde an über mich als Eure Magd gebieten." Sie gab dem Jüngling ihre rechte Hand, die er mit Ehrfurcht küßte, und er versprach, alles nach ihrem Befehl zu tun. Darauf entfernte er sich hochbeglückt, und da es gerade Abend wurde, begab er sich in die Nähe der Richtstätte, wo er sich in einem Gebüsch verbarg.

Während er aus diesem Hinterhalt den Galgen und den dabei stehenden Wächter im Auge behielt, um einen günstigen Augenblick für sein Unternehmen abzuwarten, ereignete sich eine andere Neuigkeit in demselben Kloster, in dem Alinda verborgen war. Es war nämlich dort vor wenigen Tagen ein vornehmer Pilger mit seiner Ehefrau eingetroffen; dieser war schwer erkrankt. Nun war er soeben gegen Abend seiner Schwäche erlegen, und sein noch junges und hübsches Weib erfüllte das Kloster mit ihrem Wehklagen.

Mittlerweile hielt unter dem Galgen der Ritter Ebert Wache, indem er auf und nieder schritt und häufig über das dunkle Feld hinweg spähte. Da jedoch eine lange Zeit sich niemand dem Platze näherte und mit der zunehmenden Nacht eine Totenstille rings umher entstand, setzte er sich endlich nieder, hüllte sich in seinen Mantel und gedachte ein wenig auszuruhen; darüber schlief er aber ein.

Dies hatte der im Gebüsch versteckte Hildebrant kaum gesehen, so stand er leise auf und näherte sich dem Platze. Da er den Wächter eingeschlummert fand, nahm er ihm sein Schwert hinweg, holte dann, so schnell er konnte, den Körper des Gehenkten vom Galgen und steckte ihn in einen mitgebrachten Sack. Da ihm aber der schlafende Ritter durch die Größe und Schönheit seiner Gestalt auffiel, gelüstete es ihn, ihm ins

Gesicht zu schauen, und er tat es. Aber sowie er das getan und die Züge des Schläfers genau betrachtet hatte, erkannte er in ihm an sicheren Merkmalen seinen Bruder Ebert, der vor mehreren Jahren auf Herrendienste in die Welt gegangen war.

Bei diesem Erkennen kam er in große Herzensbedrängnis; denn er konnte sich leicht denken, welcher schweren Strafe sein Bruder verfallen müsse, wenn das Abhandenkommen des Leichnams an den Tag käme. Und fast eine Stunde blieb er in tiefer Bekümmernis und inneren Zweifeln vor dem Schlafenden stehen, während neben ihm der Sack mit der Leiche am Boden lag. Endlich jedoch besiegte die Liebe zu Alinda diejenige zu seinem Bruder; auch schien es ihm eine höhere Pflicht, dem unglücklichen Fräulein beizustehen, da Ebert als ein Mann und Ritter schon selber einen Ausweg aus der Gefahr finden würde. Also nahm er die Leiche mit, ließ jedoch dem Schlafenden sein Schwert, das er neben ihm in die Erde steckte. Dann eilte er mit seiner Last in ein Dorf, wo er den Pfarrer weckte und ihn nötigte, den Toten einzusegnen, den er dann in Eile begrub. Darauf sputete er sich und erreichte noch vor Beginn der Morgendämmerung den Galgen wieder, wo er aber Herrn Ebert vergebens suchte.

Dieser war nämlich nach einiger Zeit erwacht und hatte sogleich bemerkt, daß der Gehenkte gestohlen war. Darob erschrak er gewaltig, ging umher und suchte die Nachbarschaft ab, fand aber niemand; dann kehrte er zum Galgen zurück, setzte sich auf die Erde und gab sich seinem Schmerze hin. Denn er wußte wohl, daß er nun, selbst wenn er sein Versäumnis nicht mit dem Leben büßen müßte, doch die Freundschaft und Gnade des Kaisers verscherzt habe. Bald beschloß er zu fliehen, bald sich in sein Schwert zu stürzen; am Ende gedachte er aber, als ein kluger Mann, ob es ihm nicht möglich wäre, sich durch eine List zu erretten. Also beschloß er, an Stelle des Entwendeten eine andere Leiche zu hängen, um sich selber Leid und Unglück, dem Kaiser aber Ärger und Zorn zu ersparen. Da nun kein anderer bewohnter Ort in der Nähe war, begab er sich eilig in das benachbarte Kloster, wo jener verstorbene vornehme Pilger auf der Bahre lag.

Dieses Gestorbenen Weib erfüllte noch immer ihr Gemach mit auffallendem Klagen und Weinen. Als Ebert fragte, was dies bedeute, und alles erfuhr, trat er zu der Witwe ins Gemach, wo der Tote lag, und begann sie zu trösten. Zu Anfang hörte sie wenig auf ihn, da er aber immer eindringlicher redete, sie auch sah, wie groß und schön und stattlichen Leibes er war, hörte sie auf zu klagen und horchte seinen Worten.

Der junge Ritter bat sie, sie möge sich nicht weiter um den Toten grämen, dem damit nicht geholfen werde; das Leben sei besser denn der Tod, und da sie, wie er sehe, sich der Jugend und Schönheit noch in hohem Maße erfreue, werde sie ohne Zweifel sehr bald in einer neuen und glücklichen Heirat die gegenwärtige Trauer vergessen. Und da das Weib ihm mit Wohlgefallen zuhörte und, wie er wohl merkte, am liebsten sich gleich mit ihm selber getröstet hätte, erzählte er ihr in Eile seinen ganzen Zustand und bat sie um die Erlaubnis, ihren toten Gemahl an Stelle jenes anderen an den Galgen hängen zu dürfen. Die buhlerische Frau, deren Trauer schon völlig vergessen war, sagte Ja und half sogar dem Ritter, die Leiche in aller Stille auf die Richtstatt zu schleppen.

Als sie so weit waren und Ebert gerade den Toten in die Schlinge hängen wollte, rief er plötzlich: „O weh! Nun bin ich doch verloren! Jenem Gehenkten fehlte vorn im Munde ein Zahn, woran man ihn leicht erkannte; dieser aber hat noch alle Zähne. Und so war alles umsonst; denn man wird erkennen, daß es ein anderer ist."

„Tröstet Euch," rief da das freche Weib, „das Übel ist nicht groß."

Damit nahm sie einen Feldstein und brach dem Toten einen Zahn heraus. Dann hängte der Ritter die Leiche an den Galgen, und da er es getan hatte und seine Wacht wieder aufnahm, weil der Morgen graute, da bat ihn das Weib und sagte: „Ihr werdet wohl wissen, was Ihr mir versprochen habet und daß ich dies alles nicht umsonst möchte getan haben. Darum nehmet mich nun an jenes Stelle zum Weibe; denn ich bin dazu bereit."

Da lachte Herr Ebert und sagte: „Liebe Dame, glaubet Ihr denn, ich möge ein Weib nehmen, das, wenn ich gestorben bin, mir mit einem Stein die Zähne ausbricht und mich an den Galgen hängt? Vielmehr gehet fort und fliehet mit aller Eile, denn seid gewiß: wenn jemand erfährt, was Ihr heute nacht getan habt, werdet Ihr gesteinigt werden. Euern Gemahl aber könnet Ihr mir ohne Sorge anvertrauen; ich werde gute Wacht bei ihm halten." Da heulte das schändliche Weib laut auf, lief davon und verließ jene Gegend, so schnell sie konnte.

Da es nun heller Tag wurde, fand sich Hildebrant aufs neue bei dem Galgen ein, fand daselbst den Ritter Wache halten und war höchlich erstaunt, die Stelle des Gehenkten wieder besetzt zu finden. Er trat auf den Wächter zu, begrüßte ihn und begann ein Gespräch mit ihm.

„Edler Herr," fragte er nämlich, „saget doch, wessen ist die Leiche, die Ihr hier mit so vieler Sorgfalt bewachet?"

„Wisset Ihr's nicht?" antwortete Ebert. „Es ist ein gewisser Herr Ottokar, ein Edelmann, und ist um Hochverrat an den Galgen gekommen."

„Ei," rief da der Jüngling Hildebrant, „Ihr wollet Euch wohl über mich lustig machen? Denn verzeihet, dieser Gehenkte ist keineswegs Herr Ottokar, den ich sehr gut gekannt habe."

Darüber erschrak Herr Ebert heftig, sagte aber: „Ihr täuschet Euch, junger Herr, oder wollet mich verhöhnen. Ich sage Euch, dies ist Ottokar, der Hochverräter, und ich bin von der Majestät des Kaisers zum Hüter bei ihm bestellt."

Da lächelte Hildebrant und sagte vertraulich: „Ereifert Euch nicht darüber, werter Herr, da ich diese Sache am besten wissen muß. Der gestern Abend hier gehangen hat, war gewißlich der Edelmann Ottokar; aber der jetzt hier hängt, ist ein anderer. Das ist so gewiß wahr, als ich selbst diese Nacht Herrn Ottokar von diesem Galgen erlöst und mit meinen Händen begraben habe."

Als dies Herr Ebert vernahm, sprang er auf und rief zornig: „Also Ihr seid der Dieb und gesteht es selbst? Wohlan, so ziehet Euer Schwert und seid bereit zum Sterben."

„Wartet ein wenig!" rief Hildebrant, noch immer lächelnd. „Lieber Herr Ritter, als ich in dieser Nacht vor Euch stand, indes Ihr schliefet, da war Euer Leben in meiner Hand und ich hätte Euch mit geringerer Mühe umgebracht, als man braucht um einen Hasen zu erwürgen. Ich hatte jedoch Ursache, Euch Euer Schwert und Euer Leben zu lassen, und diese Ursache sollet Ihr nun erfahren. Aber saget mir zuvor: Heißet Ihr nicht mit Namen Ebert und seid der älteste Sohn eines verbannten Edelmanns?"

„Ja, der bin ich," sagte der Ritter mit Verwunderung. „Wie möget Ihr mich kennen, da ich Euch doch nie gesehen habe?"

„Wohl habet Ihr mich gesehen," erwiderte Hildebrant, „aber da war ich um fünf Jahre jünger und sah noch wie ein Knabe aus. Auch habet Ihr oft mit mir gesprochen und sogar in einem Bett mit mir geschlafen; denn ich bin Euer Bruder Hildebrant."

Da erkannte ihn jener, obwohl er sich sehr verändert hatte und ein Mann aus einem Knaben geworden war. Er umarmte und küßte ihn zärtlich, und nachdem sie eine Weile gesprochen und einander betrachtet hatten, erzählte ihm Hildebrant alles, wie es geschehen war, und sagte zum Schlusse: „Wenn du wegen dieser Sache in Gefahr kommst, so weiß ich ein

Mittel, dich völlig zu retten. Darum sei unbesorgt, und wenn es dir schlimm zu ergehen scheint, so wende dich sogleich an mich!"

Darauf ging er in das Kloster zurück; denn die schickliche Stunde war gekommen, um Fräulein Alinda einen Besuch zu machen. Mit großem Eifer berichtete er ihr die Entführung und Bestattung des Herrn Ottokar, wobei das liebevolle Mädchen wieder Tränen vergoß, dann aber ihm treulich Dank sagte und ihn zur selben Stunde als ihren rechtmäßigen Bräutigam begrüßte. Der glückliche Jüngling küßte sie öfter, als man zählen kann, dankte ihr und erzählte ihr nun auch alles, was sich in der Nacht ereignet und wie er seinen Bruder wiedergefunden habe.

Zwei Tage später geschah es, daß einige Herren aus des Kaisers Gefolge an der Richtstätte vorüber gingen, und da sie nach dem Galgen schauten, wollte es einem von ihnen scheinen, als sei es nicht mehr derselbe Körper, der dort oben hing, sondern ein etwas kleinerer. Ohne darum Herrn Ebert etwas davon zu sagen, da sie mißgünstige Leute waren, teilten sie am Abend zu einer gelegenen Stunde dies dem Kaiser Friedrich mit, der sich darob heftig betrübte und erzürnte. Und am folgenden Tage begab sich der Kaiser selbst auf den Richtplatz, wo Herr Ebert noch immer seines Amtes wartete.

„Undankbarer!" rief der Kaiser ihm zornig zu, „wie hast du deiner Treue und Pflicht vergessen! Denn ich weiß wohl, daß dieser Leichnam nicht der meines Feindes Ottokar ist, sondern ein anderer."

„Gnädigster Herr," antwortete der Wächter, „wer hat Euch doch solche arge Verleumdungen erzählt? Es ist jetzt der dritte Tag und war heute die dritte Nacht, daß ich nicht von diesem unseligen Ort gewichen bin, und ich hatte gehofft, Euch durch einen solchen Eifer meine Liebe und Treue zu beweisen, sehe nun aber wohl, daß böse Gesellen mir solches angetan und Euch schlimme Lügen über mich berichtet haben. Aber wohlan, Herr Kaiser, wenn Ihr mir nicht zu glauben vermöget, so sendet nach jenem Kloster, wo ein gewisser junger Ritter Hildebrant verweilt. Dieser hat den Gehenkten gut genug gekannt und mag entscheiden, ob er es sei oder nicht sei."

Sogleich wurde Hildebrant herbeigebracht und vom Kaiser selber befragt, ob dieser Tote am Galgen der gehenkte Ottokar sei oder nicht.

„Gnädigster Herr Kaiser," antwortete dieser, „da der Leichnam schon nahezu vier Tage und Nächte hier im Freien hängt, hat er sich sehr entstellt, und obwohl ich für gewiß glaube, daß es jener sei, mag ich es doch nicht mit völliger Sicherheit entscheiden. Aber wenn Ihr meinen höflichen

Rat annehmen wollet, Herr Kaiser, so wisset, daß in diesem Kloster die eigene Tochter des Herrn Ottokar wohnt. Diese kennt ihn gewiß besser als irgend ein anderer Mensch und wird es schnell an den Tag bringen."

Der Kaiser hörte das mit Erstaunen und befahl, das Fräulein sogleich zu ihm her zu bringen. Sie wurde auch ohne jeden Verzug (denn es war alles zuvor wohl verabredet) von Hildebrant höflich herbeigeführt. Da der Kaiser ihre seltene Anmut sah, begrüßte er sie ritterlich und bat sie zu entscheiden. Sie aber betrachtete den Toten einen Augenblick, wobei sie einige Tränen vergoß, und sagte leise: „Er ist es." Da begleitete sie der Kaiser selbst in das Kloster zurück; dann aber lobte er seinen Ritter Ebert aufs höchste, bat ihn um Verzeihung und forderte ihn auf, sich irgend ein Geschenk, sei es auch eine ganze Provinz, zu erbitten.

Nun berichtete dem Kaiser Herr Ebert die Geschichte und Umstände seines Bruders und der Alinda und schloß mit den Worten: „Für mich erbitte ich keinerlei Gnade, als daß es mir ferner vergönnt werde, Eurer erlauchten Person mit meinen geringen Kräften wie bisher zu dienen. Wollet Ihr aber würdigen und dankbaren Leuten eine Wohltat erweisen, so gedenkt meines Bruders und der Alinda, die beide an der Verschuldung des Herrn Ottokar keinen Teil gehabt haben und Euch treue Diener sein werden." Der Kaiser war voll Verwunderung über diese Geschichte, umarmte seinen Ritter mit Zärtlichkeit und dankte ihm; seinen Bruder Hildebrant aber belehnte er mit allen Gütern des Herrn Ottokar. Dessen vermeintlichen Leib ließ er abnehmen und begraben, so daß der unschuldige Pilger doch endlich noch zu seiner verdienten Ruhe kam.

Über diese Begebenheiten wurde eine Zeitlang überall gesprochen. Aber später, nachdem Kaiser Friedrich das Zeitliche gesegnet hatte, wurde auch der wahre Verhalt der Sache mehr und mehr bekannt, und während die übrigen Begebenheiten allmählich in Vergessenheit gerieten, erzählte man noch lange Zeit keine Geschichte so häufig, wie die von der so schnell getrösteten Witwe, die ihrem toten Mann den Zahn ausschlug und an den Galgen half, und so steht sie auch in allen alten Historien- und Novellenbüchern zu lesen.

Heinrich Mann: Flaubert und die Kritik.

Flaubert ist aus seinem Werk allein nicht zu erkennen. Er hat sich, sobald er an die Nachwelt dachte — und er dachte an die Ewigkeit — versteckt; er hat über sich getäuscht. Man muß ihn aufsuchen, wo er sich gehen ließ, nicht unter Verantwortung schrieb. Dort wird man erfahren, daß der fühllose Beobachter einen Zärtlichen birgt, der Verächter einen Leidenden; daß dem stummen, strengen Bildner das Herz voll formloser Sehnsucht ist; („Im Grunde bin ich Deutscher. Erst durch Schulung habe ich mich von meinen nordischen Nebeln gesäubert.") daß es ihm voll Forderungen und unterdrückter Schreie ist; daß der wach umherblickende Arbeiter lieber in sich hinabschauen und seine Tiefen durchspüren würde; — ja, daß hier ein Plastiker auf der Stelle den Meißel schwingt, wo er einen Analytiker lebendig begraben hat. Das mußte geschehen. Ein Lyriker und Zerteiler der eigenen Seele war für die Zeit nicht mehr zu gebrauchen. Auf Mussets Behauptung, das Herz allein sei Dichter, mußte endlich geantwortet werden: „Nicht die Dichter sind die Bleibenden, sondern die, die schreiben können." Gefühle hat jeder; und Béranger und Onkel Tom hatten sie kompromittiert. Es hieß nun männlich werden: keusch und der Wirklichkeit ergeben, der Außenwelt. „Leidenschaft zeugt keine Verse, und je persönlicher man ist, umso schwächer ist man." Wem nur daran gelegen ist, mit seinem Ich ansteckend zu wirken, lachen oder weinen zu machen, der weiß noch nicht, was Kunst ist. Die Gefühlssucht haßt das Vollkommene: aber man muß es lieben. Man muß nur eins lieben: die Schönheit, die absolute Schönheit, die vom Persönlichen unabhängig, vom Stoff, ja, vielleicht vom Sinn der Worte unabhängig, in Sätzen, die wie kabbalistische Formeln sind, ein ihrem Priester selbst unbegreifliches Dasein hat. Ihr Priester sein! Den Stolz derer, die sich selbst vergöttlichen, weit von sich weisen; nur der Priester einer viel höheren, der höchsten Gottheit sein und zu ihren Füßen ein Leben des Darbens und der Kasteiungen, ein strenges und demütiges, aber auch ein vornehmes und allem Menschlichen entronnenes Leben führen.

Manchmal bricht das Gefühl des Heiligen, das einem anvertraut ist, berauschend aus einem hervor, wie ein fremder, wilder Weiheduft, der einer Wunde im eigenen Fleisch zu entschlüpfen scheint. Aber das sind Sonntagsstunden; an unabsehbar vielen Alltagen fühlt man dafür den Leib vom Stachelring zerkratzt, sinkt abgemattet und immer unbefriedigt — denn das Ziel ist das Vollkommene! — zurück in einen Sumpf innerer Öde. Dann zieht man wohl alte Manuskripte hervor und betrachtet den lockigen, selbstsicheren jungen Menschen, der damals, unbesorgt, ob in guten oder in schlechten Sätzen, ob nebelig oder klar, sein Herz preisgab und seine Meinungen verfocht; der Geschmacklosigkeiten beging und Begeisterungen austobte. Und man sehnt sich. Man erleidet Versuchungen. Die Erinnerungen jenes Jünglings wären zu schreiben: das wäre Erholung. Ach nein, es wäre Rückfall; und man hat es so nötig, sich zu behüten. Der Freundin, die einem rät, sich selbst zu malen, das eigene Leiden zu erleichtern, indem man es beschreibe, antwortet man fast erbittert; denn sie rät einem, was das nie ganz erzogene Herz sich heimlich wünscht. „Es widerstrebt mir unsäglich, etwas von meinem Herzen zu Papier zu bringen. Ich finde sogar, daß ein Romancier nicht das Recht hat, über was immer seine Meinung zu äußern. Die große Kunst ist, glaube ich, unpersönlich, wie die Wissenschaft."

Meinungen äußern! Zusammenhänge zu Schlüssen führen! Seine Persönlichkeit ans Licht lassen, um sich schlagen, Kritik üben! Flaubert, als Lyriker geboren und darum Kritiker, sah diese Genüsse in der Ferne schweben, wie den Lohn alles Entbehrten, alles Geleisteten. Er hat die Kritik, den Kult des Persönlichen und des Gefühlsmäßigen, als seine Gefahr empfunden, als sein Laster; hat sie sich versagt, solange als er sich auf der Höhe fühlen würde, und sie sich erst für sein Alter versprochen, wenn sein Tintenfaß trocken wäre. Er hat in schlecht bewachten Stunden mit der Kritik geliebäugelt, wie ein arbeitsamer, strenger Bürger mit den Dämchen, die er sich vielleicht gönnen wird, wenn er Rentner ist. In seinen Briefen nimmt er sich einen Vorgeschmack der künftigen Instinktbefreiung; sagt sein Wort zu Zeit und Welt und feiert mit einem trübsinnigen alten Mädchen, das er nie sieht, kleine, leise Gefühlsorgien: „Ich habe, wie Sie, die durchdringende Schwermut gekannt, die das Avemaria an Sommerabenden uns gibt . . ." Seinen ganzen Lebenslauf entlang tauchen da und dort kritische Vorsätze auf: ein Band Vorreden, eine Geschichte des poetischen Empfindens in Frankreich, sein berühmtes Wörterbuch der überkommenen Ideen, dessen Wirkung sein sollte, daß niemand

mehr zu sprechen wagte, aus Furcht, seine Worte könnten darin, ernsthaft und mit Knirschen, als Muster aufgestellt sein. Denn alle gangbaren Dummheiten, die ganze ewige Mittelmäßigkeit sollte dort heimtückisch verteidigt, alles Große und Freie im Sinne der Zahmen und Kleinen verhöhnt werden. Und das war dann endlich die Rache eines, den seine hinabgewürgten Meinungen erstickten: seine Rache an Bürgern und Kritik. Denn die Kritik, wie sie geübt ward, war spießbürgerlich und dem Großen mißgesinnt. Sie verkleinerte, was groß war, und förderte das Belanglose. Sie war die Zuflucht der Nichtskönner; sie stand der Form und dem geistigen Wert nach unter den gereimten Gesellschaftsscherzen. Seine alte Geliebte machte ihn in einem Roman schlecht? Welche traurigen Werke kamen dabei heraus, wenn man die Literatur in den Dienst der eigenen Persönlichkeit stellte! . . . Dann werde die Kritik also verschwinden? O nein: sie steht erst am Anfang, und ihre großen Männer kommen erst. Große Phantasie und große Güte sind nötig, was so viel heißt als eine stets bereite Begeisterungsfähigkeit, — und Geschmack obendrein.

Das bedeutet: Flaubert hat jetzt Werke zu behaupten; Werke, deren er nicht immer sicher war, die er manchmal verleugnet hat. „Ich hasse die bürgerliche Poesie, die Familienkunst, obwohl ich selbst welche schreibe." Um so weniger durften andere daran rühren. Das Werk konnte seinem Meister Zweifel und Qual machen, so blieb es doch das Werk seines Schicksals. Mochte er es unvollkommen aus dem Marmor geschlagen haben, so hatte es doch, schon vor ihm, darin gesteckt. Die göttliche Folgerichtigkeit des Schaffens machte in diesem, wie in jedem wahren Künstlerbewußtsein, die Kritik zu einem Popanz. Da das Werk nun geschehen ist und dasteht: was soll Reden? Redet man gegen das Weltall und seinen Schöpfer? Schreibt man Artikel gegen eine Pflanze? Worte über den Sternenhimmel hin und ein wenig gesprochener Luft auf einen Halm oder einen Wald gehaucht: das ist Kritik. Vielleicht konnte sie einmal von innen kommen und das stumme Werk redend machen; konnte ein Kritiker alles schon gewesen sein, was der Dichter selbst einst war: Nilschiffer, griechischer Rhetor, Pirat und Mönch, Seiltänzer und byzantinischer Kaiser, und konnte auch das hier Entstandene schon erlebt haben. Aber es war unwahrscheinlich, daß diese ideale Kritik einem andern zu Gebote stand, als dem Autor. Und es blieb schwer begreiflich, wie jemand sich einbilden konnte, er habe Macht über das Werk eines andern. War's ein Eigener, der Kritik trieb, wie Sainte-Beuve, dann staunte Flaubert, daß er nicht

lieber Bücher schrieb. Wo es ging, sah er in Kritiken Haß; und wo es nicht möglich war, staunte er. Unergründlich muß er die verachtet haben, die Herz von ihm forderten. Sie fehlten ihm nicht und fehlen keinem. Sie grassieren in den großen Revüen, überall dort, wo die Literatur zum Gebrauch der Familien hergerichtet wird und das Schreiben nichts, aber alles das Gemüt gilt. Die Keuschheit und das göttliche Gemisch aus Verachtung und Verstehen in einem Meister, der verhüllten Hauptes hinter seiner Welt bleibt, dulden diese Herzlichen nicht. Sie fordern, daß er hervortrete, jedes Ding mit dem erklärenden Stöckchen betupfe und auf jedes eine gerührte Träne fallen lasse. Er soll ihnen sein Herz auf offener Hand entgegentragen. Verschmäht er's, geraten die Herzlichen vor Bosheit außer sich. Seine große Kunst erbittert sie nur noch mehr. Ein malender, tönender Stil, weise Kadenzen, Vergleiche aus unbürgerlichen Gebieten machen ihn kalter Virtuosität höchst verdächtig. Sie fassen es nicht, daß man, um gelitten zu haben, nicht ihre häßlichen Sätze schreiben muß. Sie sind nicht streng genug, sich in ein künstliches Getriebe zu versenken, das grausam ist wie das der Natur. Sie sind nicht tief genug, zu wissen, daß Schönheit niemals kalt war; daß hinter jeder Schönheit der Schmerz steht, den Meißel noch in der Hand. Sie sind die Herzlichen — und waren noch immer auf dem Posten, wenn es hieß, eine Bovary kreuzigen.

Was ist mit Leuten anzufangen, die ihm, vom Herzen zu schweigen, nicht einmal die nötigste Erregbarkeit der Nerven zugestehen wollen. Ihm, der tagelang den Geschmack des Giftes nicht los ward, das Emma Bovary genommen hatte. Der mit Herzklopfen ans Fenster treten mußte, weil der Rausch der Liebenden und ihres Kusses, der Rausch ihres Waldes, ihrer Sonne, ihres Windes ihn, der es für sie erlebte, überwältigt hatte. Was schuldet man diesen Leuten? Den anderen? Mögen sie, im Haufen, einander lieb haben: wir sind allein, und wir lehnen ab, was sie bewegt. Flaubert war niemals versöhnlich, wo Kunst auf dem Spiel stand. Er wird nun abweisend gegen alle, die nicht ihm folgen, sich seinen Gesetzen nicht unterwerfen. Früher hatte er von Stendhal nichts wissen wollen; jetzt schränkt er Zola ein. Der Absolutist, der in jedem Künstler keimt, ist reif und bricht aus. Wer an uns rührt, ist unser Feind; unser Feind, wer anders ist. Schlagt ihn tot! Ganz verstehen konnte nur Flaubert sich; und jetzt versteht er nur noch sich. Seine Sympathie haben einzig die Fanatiker, die Genossen im Tyrannenpurpur; und die Asketen, die heilig und in Wüsten sind. Die Einsamkeit erstreckt sich allmählich bis

an die äußersten Grenzen seines Lebens. Jedes Übergreifen auf andere scheint nun unmöglich. Mit niemandem läßt sich noch reden. Überall springen feindliche Meinungen auf, nicht zu duldende; überall müßte man zuschlagen. Man geht nicht in Gesellschaft, ohne angegriffen zu werden: denn der mißtrauische Tyrann fühlt in jeder Majestät sich selbst beleidigt. Immer gab der Glaube an die Großen ihm Glauben an sich. Welch Schauer, wenn er sich vorstellte, er werde Shakespeare schauen und daran sterben! Diese aber würden den Größten, träte er leibhaftig ein, antasten mit ihren feinen Zungen. Und er kann nicht erwidern, kann die Aufrührer mit Worten nicht zerstören. Die Kunst des Sicheinschleichens und Untergrabens durch Analyse ist ihm die fremdeste geworden, das Wesen des Kritikers das feindlichste auf Erden. Er ward alt und steif und ist nur noch ein stummer, dummer Bildner. „Die Meisterwerke sind dumm," erkannte er einst; und sein Ich ist nun eins mit einem Meisterwerk. Das steht für ihn. Jene aber tun, als sähen sie es nicht. Sein Werk schlägt durch bloßes Dasein alles, was sie vorbringen. Aber sie tun, als sähen sie es nicht. Was ist da zu machen? Er hebt, krank vor ohnmächtigem Zorn, die Arme, er stößt Beschimpfungen aus. Zu Hause schwingt er, ächzend unter ungerächten Demütigungen, seinen Hammer. Dies Werk wird ihn rächen; es wird glänzen, wenn jene modern ... Ach nein, es geht über Menschenkraft, es wird stürzen, alles wird stürzen. Einsame Triumphe, einsame Niederlagen, — und dann sinkt ihm der Arm; zu den Füßen des unfertigen Werkes bricht er nieder. ... Ein Meister ist tot, ein Kämpfer und ein Herr: jetzt mögen sie lästern.

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

Einleitung.

Uns Lebende zieht Sehnsucht zu den Toten; hinweg von den Zahllosen, die uns umdrängen, die uns die warme Hand entgegenstrecken, in deren Augen wir lesen können, gehen wir einsamere Wege und beschwören die Gewesenen, die uns nicht Rede stehen. Wie Helden auf einer nächtlichen, vom Sturm umrauschten Bühne sehen wir sie mit flatternden Gewändern, mit starken Gebärden die Geschichte ihres Lebens spielen und werden nicht müde den tragischen und süßen Worten zu lauschen, die aus tiefer Vergangenheit abgerissen zu uns auftönen. Auch wenn wir Entsetzen und Abscheu empfinden, verläßt uns ein ehrfürchtiger Schauer vor den geistigen Wesen nicht ganz, die sich jenseits unserer Sinnlichkeit vollendet haben. Wie Halbgötter und Dämonen umgeben sie uns, von uns angerufen als Lehrer, als Beschützer, als Bürgen, unsere Kämpfe mit uns kämpfend, ihr goldenes Blut, das nie versiegende, immer von neuem vergießend.

Lebendiges Fleisch und Blut erregt unsere Sinne zu sehr in Leidenschaft, Ekel, Widerspruch; auch ist es uns zu nahe, so daß wir es im Ganzen nicht überblicken können, während wir das Einzelne zu groß, zu deutlich sehen. Die Namen der Toten, um die her noch jene Kraft glänzt, die sie lebend ausstrahlten, sind wie flammende Siegel auf Geheimnissen und reizen uns übermächtig, sie zu durchdringen. Sie sind die Sternbilder, die den Himmel bedecken, Hieroglyphen, durch deren einzelne Leuchtpunkte wir silberne Linien ziehen, um sie zu schönen Gestalten zu verbinden. Es ist eine Glorie für ein Land, wenn sich viele dieser unsterblichen Zeichen darüber wölben.

Das italienische Risorgimento ist eine Fundgrube an tatenreichen Menschen und auffallenden Begebenheiten, wie für die meisten Völker ihre Wanderungen und Eroberungskriege in entlegener Vorzeit, wie etwa für Nordamerika die Geschichte der ersten Ansiedelungen und der Ver-

drängung der Indianer. Der lange Kampf in der bunt zusammengesetzten Halbinsel des Apennin hatte Entwickelungsabschnitte, die untereinander vom verschiedensten Charakter waren. Als die Idee des freien und unabhängigen Italien ein gewisses Alter und eine gewisse Kraft erlangt hatte, ergriff sie die Menge durch allgemeine Triebe: Auflehnung gegen die durch die ersten Empörungen veranlaßten Vergewaltigungen, Rache, Begeisterung, Unternehmungslust, oder durch die Einsicht, daß dies die Wege der Zukunft seien, ja es ist etwas Selbstverständliches, daß schließlich auch Durchschnittsmenschen von einer Idee mitgerissen wurden, die, im Kampfe erstarkend, das Übergewicht erlangt hatte.

Etwas anderes ist es, wenn eine Idee noch neu ist, erst unbestimmte Umrisse hat, Gefahr damit verbunden ist, ihr anzuhängen, aber unsicherer Ruhm, ja wenn sogar der zu erreichende Zweck nur undeutlich vorschwebt. Es scheint, daß der kräftige und gesunde, der harmonische Mensch im allgemeinen konservativ ist; er verwendet seine Kraft darauf, mit den nächstliegenden Aufgaben fertig zu werden, unter schwereren Umständen sich doppelt anstrengend, zu erschütternden Veränderungen erst bereit, wenn ein Druck unerträglich wird und den Kern des Lebens angreift, und auch dann mehr auf Wiederherstellung des Gewesenen erpicht als auf Neuerungen. Überhaupt beherrscht das Gesetz der Trägheit die Menschen so sehr, daß das Leben zum größten Teile maschinenmäßig abläuft; neue Ansichten schon sind selten, vollends werden Handlungen, die das herkömmliche Geleise verlassen und Ausgangspunkte für Folgeketten werden, nur durch außergewöhnliche Umstände und Kräfte hervorgebracht. Die eigentlichen Neuerer sind meistens nicht gerade sympathische Menschen: sie lieben es sich hervorzutun, aufzufallen, das Naheliegende, Erforderliche gelingt ihnen nicht, wenigstens nicht so, daß sie sich darin auszeichnen könnten, oder sie haben gar nichts zu tun, wissen sich nicht zu beschäftigen und tasten planlos nach diesem und jenem. Der innerste Grund ist wohl, daß sie ungleichmäßig begabt sind: unproduktive Menschen finden sie in sich selbst nie Befriedigung und halten sich an das Äußere, dem sie mit überlegener Kritik, ungeduldig, aber ohne Tüchtigkeit gegenüberstehen. Dabei sind sie oft reich begabt und ihre Persönlichkeit ist reizend und blendend, vielleicht umsomehr, als ihre Kräfte sich nach außen wenden, anstatt innen zu bilden.

Beschäftigt man sich mit den Männern, die in der Lombardei zuerst als Bekämpfer der österreichischen Herrschaft und Vorkämpfer der Größe

Italiens hervortraten, so entdeckt man in vielen von ihnen etwas vom Normalen Abweichendes, Krankhaftes, da, wo man lauter Heroismus zu finden glaubte, Schwächen und Mängel. Indessen wären die ersten Opfer des Risorgimento ungenügend charakterisiert, wenn man sie schlechtweg als Neuerer auffaßte; denn es handelte sich hier um große Dinge, in deren Natur es lag, die Mitspielenden mehr, als sie es vielleicht von vornherein beabsichtigten und ahnten, zu Kämpfern und Duldern zuletzt des Lorbeers wert zu machen, weil andere Kränze in ihrem Namen nicht verliehen werden können. Was für Geschichten von Wagnis, Verrat und Gefahr, Flucht durch bewaffnete Häscher, über drohende Gebirge und empörte Flüsse; von Kerker, Todesangst und erhabenem Sterben; von Verbannung und Not, Liebesabenteuern, Glückswechsel, Untergang in Verzweiflung oder Aufschwung zu neuen Kämpfen! Es ist nicht möglich, sie ohne wechselndes Herzklopfen und Aufatmen zu lesen. Wenn die folgenden Geschlechter die Väter, die das Gedächtnis solcher Taten und Leiden zurückließen, schlechtweg als Helden feierten, so kann das nicht wundernehmen. Aber der Haß der gegnerischen, zuletzt besiegten Partei säumte nicht die Fehler derer, die der Feind auf den Schild hob, ans Licht zu ziehen, und wo jene Vaterlandsliebe, Opfermut, Prophetenblick sahen, sprachen diese von Unglauben, Zerstörungswut und hohler Großmannssucht.

Das Künstliche dieser übertriebenen Figuren erkennend, sehnen wir uns nach der Wirklichkeit. Es genügt uns nicht, die gespenstischen Schauspieler in nächtliche Nebel eingehüllt vor uns ihr Glück und Unglück abhandeln zu sehen, wir möchten sie greifen, ansehen, irgendwie in ihrem Innersten lesen; aber wie wir es wagen uns zu nähern, zerrinnt der edle Umriß nach Geisterart, und ein kühler Hauch weht uns an, der uns frösteln macht. Wir sehen uns geängstigt um und zweifeln, ob etwas hier war außer uns, oder ob wir die ganze Zeit allein waren in gestaltloser Einsamkeit, die wir selbst mit erträumten Gesichten belebten.

Wir haben viele Bilder von Napoleon oder von Goethe; aber gleicht eins dem andern? An welches sollen wir uns halten? Entspricht nicht jedes der treuen Auffassung eines Künstlers, auf den der große Mann eben so wirkte? Und wenn es überhaupt nicht zwei Menschen gibt, die einen andern ganz gleich auffassen, sollte sich dann je feststellen lassen, wie einer war? Ja, läßt sich eine Persönlichkeit überhaupt fest umschreiben? Wir haben unsere Väter und Mütter und andere Vor-

fahren täglich gesehen, ihr Wesen und Walten um uns erlebt, und wir haben ihren Schatten, nachdem sie gestorben waren, ebenso klar oder noch klarer erscheinen sehen als ihr Fleisch und Blut; aber wir finden vielleicht alte Briefe von ihrer Hand oder Zeugnisse ihrer Zeitgenossen, durch die wir mit Zügen und Taten bekannt werden, die sie uns entfremden, so daß wir das Bild, an das wir bisher glaubten, betrügerisch schelten und durch ein anderes ersetzen müssen. So wären die Geister, zu denen wir aufblickten wie zu unantastbaren Sternen, nur Geschöpfe unserer Einbildungskraft, von uns verehrt, weil wir sie nach unserem Bedürfen ausstatteten? Vielleicht kommen wir dazu, weil wir von Minute zu Minute lebend uns selbst ausgeben, uns selbst zu verleugnen, wähnend, daß keine Form unser sei, als eine solche, die sich jeden Augenblick entstelle und vergehe, daß es also mit den Wellen der Zeit verfließende Seelen gebe, kein Ich, das alle die zerrinnenden Teile eines Lebens zusammenfasse und aus der Vergangenheit immer sich selbst gleich in die Zukunft blicke.

Indessen diese trostlosen Zweifel widerlegt ein Gefühl, das wir von uns selbst haben, wie auch von denen, die uns nahestehen, und vor allem von denen, die wir lieben. Wie die Gesichtszüge des Alten durch ein kaum zu bezeichnendes Etwas, das Siegel der Persönlichkeit, die des Kindes bestätigen, so ist auch die Eigenart des geistigen Wesens weder durch die Jahre, noch durch Erlebnisse irgend welcher Art ganz zu vertilgen. Dem Grundgefühl, das wir von einem Freunde haben, ordnen wir ohne zu schwanken alles unter, was andere, ja was wir selbst gegen ihn vorbringen könnten, überzeugt, daß alle Bruchstücke seines Lebens in den einen Grundriß eines Wesens sich müssen einfügen lassen, den wir im Herzen haben. Schließen wir nun auch, daß ein jeder eine bestimmte, kenntliche Wesensform haben müsse, so ist freilich damit nicht gesagt, daß diese sich immer enthüllen lasse, wenn es sich um Längstverstorbene handelt. Zwar auch sie hatten Freunde, die sie liebten und in denen sie sich spiegelten, und selbst Anklage und Verleumdung derer, die sie haßten, muß uns die verblichene Gestalt erleuchten helfen. Vorausgesetzt aber auch den günstigsten Fall, daß Aufzeichnungen anderer und hauptsächlich der fraglichen Personen selbst von ihnen zeugen, so bleibt das Wesentliche, das mehr noch in Stimme und Tonfall und Mienenspiel, als in den gesprochenen Worten liegt, dennoch im Dunkel. Wir wissen, daß Columbus Amerika entdeckte, und welches Maß von Genie und Willenskraft dadurch vorausgesetzt wird; doch haben wir nicht so viel Gefühl

von seinem Wesen wie irgend ein Schiffsjunge aus der Mannschaft, die ihn über Meer begleitete. Man ist darauf angewiesen das letzte, was den einen einzig macht, zu ahnen mehr noch aus dem Duft, der über seinem Tun und den von ihm gebliebenen Worten schwebt, als aus seinem Tun selbst zu berechnen.

Man möchte vielleicht sagen, es komme nicht darauf an zu wissen, was für Menschen Nero und Columbus und andere gewesen seien, da nur wichtig sei, daß der Klang eines Namens einen Genius zu Schöpfungen verlocke, die, an sich wahr und groß, Bilder der Verehrung werden könnten. Ein Geschöpf des Geistes, an das Bedeutendes sich anknüpfen lasse, das Schönheit und Größe besitzt, sei ebenso wirklich und wertvoll wie ein Lebendiges, ja, sei vollendeter und dauernder. Der Mensch erschöpfe sich im Grunde in seinen Taten, überhaupt in seinem Leben, nach diesem bleibe nichts von ihm übrig, als sein Name und daran geknüpfte Berichte; wenn man ihn wiederholen wolle, müsse man ihn neu schaffen.

Wenn dem so wäre, trotzdem kann nur der ernstliche Wunsch, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu entwerfen, ein gutes Bild hervorbringen. Glauben müssen wir, irgendwo unter den Sternen irrten die Schatten der Verstorbenen, und wenn eine Gestalt erscheine, in der sie sich erkennten, vereinigten sie sich mit ihr in wunderbarer Weise, so daß sie nun wahrhaft beseelt und belebt sei. So ist die Darstellung von Gewesenen eine Geisterbeschwörung. Zuweilen merken die Zuschauer, daß nur eine geschickte Spiegelung, irgend ein gefälliges, vielleicht erstaunliches Kunststück ihnen vorgespielt wird, zuweilen steigt der Geruch leibhaftigen Lebens zu ihren Sinnen auf. Dann ist die Formel des Suchenden in den Hades gedrungen und hat eine der flatternden Erscheinungen berührt und verdichtet: das Auge verdunkelt sich und blickt uns an, die Luft neigt sich der gelösten Stimme entgegen. Geschieht das nicht, so möge wenigstens in der Formel etwas Lehrreiches sein, das andern dienen kann, eine wirksamere zu finden. (Wird fortgesetzt.)

Karl von Lilienthal:
Die Vorstrafen.*)

Die Behandlung früherer Bestrafungen der bei einem späteren Strafverfahren als Angeklagte oder Zeugen beteiligten Personen wird stets eine schwierige und restlos kaum zu lösende Aufgabe sein. Denn es stehen dabei die Interessen der Einzelnen und der Gesamtheit in schwer vereinbarem Gegensatz. Der Einzelne leidet unter Umständen schwerer darunter, daß Tatsachen seines Vorlebens, die er tief begraben glaubte, wieder ans Licht gezogen werden, als unter der Verurteilung selbst. Der Staat aber kann die Feststellung aller Umstände, die zur Würdigung der Gesamtpersönlichkeit dienen, grundsätzlich nicht entbehren, wenn er nicht die Richtigkeit und Gültigkeit der Strafurteile in Frage stellen will. Das gilt sowohl für Angeklagte wie für Zeugen, wenn auch die praktische Behandlung bei beiden eine verschiedene sein kann und tatsächlich eine verschiedene ist.

I

Absolut notwendig ist die Feststellung von Vorbestrafungen bei Angeklagten nur, wenn sie im gegenwärtigen Falle die gesetzlich vorgeschriebene härtere Bestrafung wegen Rückfalls begründen. Das ist bei verhältnismäßig wenigen Delikten der Fall, bei Diebstahl, Raub, Hehlerei, Betrug, also in der Regel wenigstens gegenüber von Personen, die einen guten Ruf überhaupt nicht mehr zu verlieren haben. Daß auch darin gelegentlich eine Härte liegen kann, mag richtig sein, wird aber doch zu den Seltenheiten gehören. Aber die Rückfallstrafen stellen doch nur die gesetzliche Anerkennung des an sich zweifellos berechtigten Gedankens dar, daß eine verbrecherische Vergangenheit des Täters für die Beurteilung einer neuen von ihm begangenen Straftat von erheblicher Bedeutung ist. Je lebendiger das Bewußtsein davon wird, daß man den Täter und nicht die Tat mit der Strafe trifft, um so dringender wird die Notwendigkeit alle Umstände kennen zu lernen, die für die Würdigung der Persönlichkeit des Angeklagten von Bedeutung sind. Daß

*) Vergl. „Nord und Süd“ Heft 364 S. 25, Heft 367 S. 128, Heft 368 S. 273, Heft 369 S. 393.

man sich deshalb von vornherein wenigstens darüber zu vergewissern sucht, welche Vorstrafen er erlitten hat, daß man einen Auszug aus dem Strafregister einholt, ist leicht verständlich. Solange diese Strafliste nun bei den Akten bleibt, ist der Schaden, der daraus den Angeklagten über das berechtigte Maß hinaus treffen kann, nicht groß. Die Gefahr beginnt mit der Verlesung der Strafliste in öffentlicher Sitzung. Daß das stets geschehen müsse, ist im Gesetz nirgends vorgeschrieben, und tatsächlich geschieht es auch keineswegs bei allen Verhandlungen. Unterbleibt die Verlesung, so darf freilich auch der Inhalt der Strafliste in keiner Beziehung bei der Beurteilung des Angeklagten verwertet werden. Es ist ein Fundamentalsatz unseres Strafverfahrens, daß dem Urteile nur das zugrunde gelegt werden darf, was Gegenstand der mündlichen Verhandlung gewesen ist. Es wäre auch tatsächlich eine große Härte, wenn dem Angeklagten keine Gelegenheit gegeben würde, sich über die Richtigkeit der Strafliste zu äußern, in der ja möglicherweise Bestrafungen aufgeführt sein können, die er gar nicht erlitten hat — Namensverwechslungen und ähnliche Fehlerquellen sind niemals ganz auszuschließen.

Nun kann man die Unentbehrlichkeit der Straflisten anerkennen und doch daran zweifeln, ob es wirklich notwendig oder auch nur wünschenswert ist, daß selbst dem ältesten Angeklagten jedes kleine Delikt, dessen er sich seit seiner Strafmündigkeit schuldig gemacht hat, in öffentlicher Verhandlung vorgehalten werde. Ich trage kein Bedenken, diese mit dem großen gerade neuerdings vielfach behandelten Probleme der Rehabilitation überhaupt enge zusammenhängende Frage grundsätzlich unbedingt zu verneinen. Es kommt nicht darauf an, jeden Vorgang aus dem Leben des Angeklagten kennen zu lernen, sondern nur darauf, das zu erfahren, was im Augenblicke für die Beurteilung seiner Person noch Bedeutung hat. Natürlich lassen sich darüber allgemeine, für jeden Einzelfall zutreffende Regeln nicht aufstellen. Es ist zweifellos wesentlich zu wissen, daß das Leben des Angeklagten von früher Jugend an aus einer ununterbrochenen Reihe von Straftaten bestanden hat. Ebenso zweifellos ist es gleichgültig, ob der heute wegen Beamtenbeleidigung Angeklagte vor zwanzig Jahren auch einmal wegen Körperverletzung bestraft worden ist. Vereinzelte weit zurückliegende Delikte werden denn auch von verständigen Richtern bei der Urteilsfällung in keiner Beziehung in Betracht gezogen. Anders schon wenn gewisse Handlungen früher häufig vorgekommen sind. Dann liegt der Schluß nahe, daß der An-

geklagte zu solchen Taten geneigt sei, und das fällt wohl nicht selten weniger für das Maß der Strafe als für die Verurteilung selbst gerade bei nicht ganz zweifellosen Fällen ins Gewicht. Und doch kann damit dem Angeklagten ein großes Unrecht geschehen. Mancher junge Bauernbursche hat seine Festtage mit der üblichen Rauferei gefeiert und eine stattliche Anzahl von Verurteilungen wegen Körperverletzung sich zugezogen. Inzwischen ist er älter geworden, hat geheiratet, was namentlich auf dem Lande eine wesentliche Zäsur im sozialen Verhalten bedeutet. Es ist damit aus dem Burschen ein Mann geworden, der Wirtshausprügeleien mit ganz anderen Augen ansieht als früher und der sich mit vollem Rechte darüber beschweren würde, wenn man ihn bei einer etwaigen neuen Anklage als Raufbold behandeln wollte, weil er es früher vielleicht wirklich gewesen ist. Das wäre auch sachlich so wenig zutreffend, als wenn man etwa den Richter nach Maßgabe seiner Studentenstreiche beurteilen wollte.

Ähnlich steht es mit allen Delikten. Wenn man eine Besserung des Menschen nicht grundsätzlich für ausgeschlossen halten will, so darf man ihm auch weit zurückliegende Straftaten nicht mehr anrechnen. Hat er sich längere Zeit hindurch straffrei gehalten, so kann er einer neuen Versuchung unterlegen sein, ohne daß man das mit seinem früheren Tun in Zusammenhang bringen dürfte.

Auch das Gesetz erkennt das an. Die Rückfallstrafe fällt fort, wenn zwischen der letzten und der gegenwärtigen Tat zehn Jahre verstrichen sind. Daß diese Frist der sogenannten Rückfallsverjährung eine zu lange ist, wird heute ziemlich allgemein zugegeben. Eine Herabsetzung auf fünf Jahre würde man rechtfertigen können, unter anderem auch mit dem Hinweise darauf, daß in der Zivilprozeßordnung wie in der Konkursordnung vorgeschrieben ist, daß nach fünf Jahren die Namen der Manifestanten und der Gemeinschuldner, deren Vermögen die Kosten des Verfahrens nicht deckte, aus dem jedermann zugänglichen Verzeichnis gestrichen werden, in das sie eingetragen worden sind (§ 915 Z. P. O., § 107 A. 2, K. O.).

Für die Strafregister brauchte eine solche Vorschrift nicht erlassen zu werden, es genügt vollständig das Verbot Straflisten zu benutzen, wenn zwischen der Abbüßung oder dem Erlaß der letzten Strafe und der neuen Straftat fünf Jahre verflossen sind.

Eine weitere wesentliche Verbesserung würde es ferner darstellen, wenn die Verlesung der Strafliste wegfiele. Das könnte geschehen,

wenn sowohl den Richtern wie den Angeklagten eine Abschrift der Liste eingehändigt und der Angeklagte dann befragt würde, ob er gegen deren Richtigkeit Einwendungen zu machen habe. Bei der Menge der zur Verfügung stehenden Vervielfältigungsmethoden fiele die Vermehrung des Schreibwerks kaum ins Gewicht gegenüber der Schonung des Ehrgefühls des Angeklagten, der ja — was freilich in der Praxis oft genug vergessen wird — einstweilen eines neuen Verbrechens nur beschuldigt aber noch nicht überwiesen ist.

II.

Wie die Persönlichkeit des Angeklagten für die Beurteilung seiner Schuld, so ist die Persönlichkeit der Zeugen für die Beurteilung ihrer Glaubwürdigkeit keineswegs gleichgültig. Es läßt sich deshalb nicht als allgemeine Regel aufstellen, daß Fragen nach dem Vorleben des Zeugen ausgeschlossen werden. Es kann sehr leicht vorkommen, daß Aussage des Zeugen und des Angeklagten sich direkt widersprechen, und wenn es sich nun um einen Vorgang handelt, von dem nur sie beide wissen können, so ist es gewiß nicht gleichgültig, ob der Angeklagte ein unbescholtener Mann, der Zeuge aber schon mehrfach wegen Erpressung bestraft worden ist. Das festzustellen liegt im öffentlichen Interesse, es wäre unverständig, den Verteidiger hindern zu wollen, diese Tatsache zur Kenntnis des Gerichts zu bringen. Andererseits werden oft Entlastungszeugen vorgeführt, deren Vorleben das äußerste Mißtrauen zu ihrer Wahrheitsliebe rechtfertigt — soll man den Staatsanwalt hindern, diesen Umstand zur Kenntnis des Gerichts zu bringen? Etwaige Vorbestrafungen bilden dabei nur einen Teil der Umstände, die zur Sprache kommen können, gelegentlich müssen. Straflose Vorgänge seines Privatlebens stellen den Zeugen möglicherweise viel mehr bloß, als die Tatsache einer Bestrafung.

Im Interesse der Wahrheitserforschung müssen unter Umständen solche Dinge erörtert werden, aber daß mit derartigen Fragen Mißbrauch getrieben werden kann, ist zweifellos. Leider bietet das Gesetz wenig Handhaben böswillige Belästigungen der Zeugen zu verhindern. Der Standpunkt des Gesetzes ist der, daß niemand sich weigern darf, seine eigene Schande vor Gericht zu bekennen. Nur auf Fragen, deren Beantwortung ihm eine strafrechtliche Verfolgung zuziehen könnte, darf er die Auskunft verweigern (§ 54 St.-P.-O.). Andererseits ist eine Feststellung etwaiger früherer Strafen des Zeugen nirgends vorgeschrieben.

Nicht einmal nach Verurteilungen, die ihn eidesunfähig machen würden (wegen Meineides § 161 St.-G.-B.), muß von Amts wegen gefragt werden. Tatsächlich geschieht das auch regelmäßig nicht. Überhaupt sind Fragen nach Vorstrafen verhältnismäßig selten. Werden sie aber gestellt, so muß der Zeuge antworten. Allerdings kann er sich gegen chikanöses Ausfragen wehren, ja der Vorsitzende soll ihn dagegen schützen, indem er ungeeignete oder nicht zur Sache gehörige Fragen, die von andern Personen als den beisitzenden Richtern gestellt werden, zurückweist (§ 240 St.-P.-O.). In jedem Falle kann schließlich der Zeuge eine Gerichtsentscheidung darüber herbeiführen, ob eine gestellte Frage zulässig sei (§ 241 St.-P.-O.). Daß Fragen, die den Zeugen verletzen oder sich unnötigerweise mit seiner Person beschäftigen, unzulässig sind, darüber besteht in der Rechtsprechung kein Zweifel. Dennoch ist damit dem Zeugen nicht viel geholfen. Fragte etwa der Verteidiger den Zeugen, der heute ein angesehener Handwerker ist: Sind Sie nicht schon wegen Landstreicherei im Arbeitshause gewesen? so würde der Vorsitzende immerhin diese Frage für unzulässig erklären können, wenn der Zeuge sie nicht unter seinem Eide verneint, wird jeder Zuhörer die Tatsache für festgestellt halten. Das würde natürlich erst recht gelten, wenn auf Verlangen des Zeugen das Gericht die Frage für unzulässig erklärt hat. In jedem Falle aber wäre der böswillige Verteidiger und ebenso natürlich der Staatsanwalt in der Lage, so viel zur Rechtfertigung der Fragestellung vorzubringen, daß dabei der unglückliche Zeuge erst recht moralisch auf die Folter gespannt wird. Schließlich aber kann niemand verhindern, daß Staatsanwalt oder Verteidiger in ihren Reden die Tatsache, über die der Zeuge nicht auszusagen brauchte, als feststehend behandeln — eine Verfolgung wegen Beleidigung ist dabei praktisch ausgeschlossen.

Der Übelstand ist nicht zu leugnen, und es ist nur ein schwacher Trost, daß es in anderen Ländern, z. B. in dem als Vorbild für strafprozessuale Reformen viel gepriesenen England nicht besser steht. Dort wird im Kreuzverhör, das bei uns nur auf dem Papier steht, den Zeugen ganz anders mitgespielt als bei uns. Denn in unsern Verhältnissen ist absichtliche Chikanierung unbequemer Zeugen ein zweischneidiges Schwert, mit dem man sich leicht mehr schaden kann als dem Gegner. Denn als Zeichen des Vertrauens in die Gerechtigkeit der eigenen Sache erscheint das dem Gericht gewiß nicht, und namentlich vor Schwurgerichten hat es oft eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. Trotzdem wäre es erwünscht, dem Übelstande durch gesetzliche Anordnungen

abhelfen zu können. Der Ansicht war auch die Kommission für die Reform des Strafprozesses. Sie hat deshalb einstimmig den Beschluß gefaßt: „Fragen an Zeugen oder Sachverständige, deren Beantwortung ihnen selbst oder einem der in § 51 u. 1—3 St.-P.-O. bezeichneten Angehörigen oder einem andern Zeugen oder Sachverständigen zur Unehre gereichen würden, soll der Vorsitzende zurückweisen können, wenn der zu bekennende Umstand als für die Entscheidung unerheblich anzusehen ist.“ Ein weiter gehender Antrag, solche Fragen nur zuzulassen, „wenn der zu bekundende Umstand für die Entscheidung von erheblicher Bedeutung ist“, wurde mit 9 gegen 7 Stimmen abgelehnt. Wohl mit Recht, denn eine Entscheidung darüber, was von erheblicher Bedeutung ist oder nicht, kann erst nach Beendigung der Beweisaufnahme überhaupt getroffen werden. Etwas als absolut unerheblich anzusehen, ist schon eher möglich. In der beschlossenen Fassung aber brächte der Zusatz nichts Neues. Die ihm darin auferlegte Pflicht hat der Vorsitzende schon heute. Zweifellos aber würde der Verteidiger eine Gerichtsentscheidung verlangen und dabei den Zeugen nach Kräften genau so diskreditieren, wie er das heute kann. Nebenbei mag bemerkt werden, daß die Begründung des Antrags, in der nur von dem Schutze der Belastungszeugen die Rede ist, heftige Anfechtungen erlitten hat. Daß das, was diesen recht ist, auch für die Entlastungszeugen gelten muß, ist natürlich selbstverständlich; ein Unterschied zwischen Verteidigung und Anklage darf nicht gemacht werden. Das ist auch sicher nicht die Meinung der Kommission gewesen. Ebenso sicher freilich ist es, daß der Vorsitzende sehr vorsichtig sein müßte, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß er dem Staatsanwalt mehr Freiheit ließe wie dem Verteidiger. Es hieße deshalb die ohnehin schwierige Stellung des Vorsitzenden nur noch erschweren, wenn man das ihm heute schon zustehende Recht, die Befragung zu beschränken, in dem Gesetze schärfer betonte, als in der St.-P.-O. geschehen ist.

Der ganze Fehler liegt überhaupt nicht so sehr darin, daß den Zeugen lästige Fragen gestellt werden können, als darin, daß das in öffentlicher Sitzung geschieht. Denn nur das allgemeine Bekanntwerden der dem Zeugen unangenehmen Tatsachen ist für ihn besonders peinlich. Eine wirkliche Abhilfe ließe sich deshalb durch den Ausschluß der Öffentlichkeit bei solchen Bestrafungen sehr wohl schaffen. Es würde sich empfehlen, die Stellung von Fragen, die sich auf die Person des Zeugen und seiner Verwandten beziehen, schlechthin zu verbieten und zwar bei Strafe,

dagegen allen Beteiligten die Erklärung zu gestatten, daß sie beabsichtigten, dem Zeugen weitere Fragen vorzulegen, die für die Beurteilung seiner Glaubwürdigkeit — und auf dies kommt es ja allein an — von Bedeutung seien. Auf diese Erklärung hin hätte dann das Gericht die Öffentlichkeit der Verhandlung für diesen Teil der Befragung auszuschließen. Um den häufigen Wechsel zwischen Öffentlichkeit und Nichtöffentlichkeit zu vermeiden, wäre es sehr wohl möglich, alle Zeugen, denen solche Fragen vorgelegt werden sollen, erst am Schlusse der Beweisaufnahme unter Ausschluß der Öffentlichkeit in dieser Beziehung vernehmen zu lassen. Das würde zugleich den Vorteil haben, daß die erforderlichen Ausführungen über diesen Teil der Beweisaufnahme sich unmittelbar an diese selbst anschließen könnten. Ein Eingehen auf Einzelheiten bezüglich des Ergebnisses in den in öffentlicher Sitzung zu haltenden Gerichtsreden könnte alsdann ebenfalls für unstatthaft erklärt werden.

Eine solche Vorschrift hinderte die im Interesse der Wahrheitserforschung gebotenen Befragungen nicht, schränkte aber überflüssige Belästigungen der Zeugen sehr wesentlich ein, weil in einem solchen besonderen Verfahren die chikanöse Absicht viel deutlicher zutage träte und damit sowohl dem persönlichen Ansehen des Fragestellers wie der von ihm vertretenen Sache es erheblich Abbruch tun würde, daß schon die Rücksicht darauf einen Mißbrauch wenig wahrscheinlich macht.

In vorstehenden Ausführungen glaube ich die von der Redaktion gestellten Fragen beantwortet zu haben, mit Ausnahme der zweiten. Was diese anlangt, halte ich es für äußerst unwahrscheinlich, daß die Furcht vor der Frage nach Vorstrafen freiwillige Zeugen zurückhalten würde, schon deshalb, weil es doch immer ein Zufall ist, wenn diese Tatsachen einer der beteiligten Personen bekannt sind. Dagegen ist es allerdings möglich, daß eine Diskreditierung der Person des Zeugen die Bewertung seines Zeugnisses in ungerechtfertigtem Maße beeinflußt. Beide Übelstände aber würden durch eine besondere nicht öffentliche Verhandlung über die Glaubwürdigkeit sehr wesentlich beschränkt werden, und damit alles erreicht sein, was praktisch zu erreichen möglich ist.

Josef Israels: Rembrandt van Ryn.
Eingeleitet von T. L. Hare.

I.: Einleitung.

Während die ganze Welt dem Künstler Rembrandt den Tribut der Ehrfurcht zollt, haben wir bis vor verhältnismäßig wenigen Jahren auf verläßliche Nachrichten über den Menschen Rembrandt warten müssen. Das 16. und 17. Jahrhundert scheint sich mit der Persönlichkeit des Einzelnen wenig befaßt zu haben. Wenn das Wirken eines Mannes groß genug war, um auch weite Kreise zu interessieren, so beurteilte man ihn eben nach diesen Taten. Zeitungen, die von des Menschen Tun und Lassen berichten konnten, gab es noch nicht, und wenn einer gar Künstler war, so gab es niemand, der sich mit der Aufzeichnung von Einzelheiten aus seinem Leben beschäftigt hätte. Manchmal trat vielleicht ein kleiner Schreiber auf, der mit einigen Zeilen den Klatsch des Tages festhielt, ohne zu bedenken, daß kommende Geschlechter diese Mitteilungen als einzige Quelle benutzen mußten. Aber Künstler, die in ruhiger Zurückgezogenheit lebten und nicht wie Rubens von Höfen und Fürsten geehrt wurden, traten vom Schauplatz ihres Lebens ab, ohne daß die vielen Details ihres Lebens verzeichnet wurden. In erster Linie gehört Rembrandt van Ryn zu jenen Großen, mit deren Lebensgeschichte sich die Zeitgenossen wenig liebevoll beschäftigt haben. Das mag wohl daran gelegen haben, daß Rembrandt leichtsinnig und halsstarrig gewesen ist, manchmal wohl auch verschwenderisch, und dann — vom Geschäftsmann war so ganz und gar nichts an ihm. Ja, selbst jene Ureigenschaft der Niederländer, zu wenig zu geben und zu viel zu nehmen, fehlte ihm ganz. Als er daher arm und gebrochen starb, auch schon in den Jahren, als seine Kunstsammlungen zu einem Bruchteil ihres Wertes verschleudert wurden und seine Werke gepfändet waren, als Frau, Geliebte, Kinder und manche Freunde schon verschieden waren, damals wurde wenig oder nur Böses von ihm gesprochen. Erst als die überragende Kraft seiner Kunst außerhalb des kleinen Kreises seiner Freunde und Verehrer erkannt wurde, da begann man alle biographischen Einzelheiten seines Lebens, deren man habhaft werden konnte, zu sammeln.

Shakespeare läßt seinen Marc Anton sagen:

„Was Menschen Übles tun, das überlebt sie."

Bei Rembrandt van Ryn war das sicher der Fall. Seine ersten Biographen scheinen von nichts berichten zu können, als von seiner Leichtfertigkeit, seinem Leichtsinn und seinen Schulden. Sie bemerken noch, daß seine Bilder gute Preise erzielten, daß sein Atelier jahrelang von mehr Schülern aufgesucht wurde, als es fassen konnte, daß er Aufträge von „hohen und höchsten Herrschaften" erhielt, kurz, daß ihm alle Möglichkeiten geboten waren, als guter Geschäftsmann ein sorgenloses Alter zu erreichen. Diese Tatsachen scheinen ihre Wut entfacht zu haben. Sie haben seinen Namen mit einer leidenschaftlichen Parteilichkeit angegriffen, die nahe an Verleumdung grenzte. In dem größten aller niederländischen Künstler haben sie nichts als den Tunichtgut gesehen, der die sich bietenden Gelegenheiten nicht ausnutzen wollte, der aber dabei das Leben eines reichen Bankiers führte, kurz, den sein aufbrausendes Temperament und seine Neigungen immer wieder zu einem ungebundenen Leben drängten.

Hätten doch diese armseligen Schreiber sich lieber die Mühe genommen, in den Bildern des Taugenichts zu lesen, statt dem Klatsche zu vertrauen. Sie hätten ja sehen müssen, daß dieses Leben nicht gar so wüst gewesen sein konnte. Uns steht heute glücklicherweise außer den Werken des Meisters noch manch urkundliches Zeugnis zur Verfügung. Aber auch jene müßten jedem denkenden Menschen genügen. Eingehende Untersuchungen haben jene Flecken auf Rembrandts Namen längst getilgt. Wie ein verblaßtes Bild aus den Händen des Restaurators erhalten wir das Andenken des Großen aus den Händen Vosmaers und Michels', und heute wird unsere Bewunderung des Meisters durch keinen Schatten mehr getrübt. Seine menschlichen Schwächen verschwinden gegenüber der Größe seines Könnens.

Rembrandt ist in der sehr schön gelegenen Stadt Leyden geboren; das Jahr seiner Geburt festzustellen ist sehr schwer, doch dürfte es zwischen 1604 und 7 zu setzen sein. Auch die Berichte, die wir über seine Kindheit haben, sind äußerst spärlich. Zweifellos wurde seine jugendliche Phantasie schon bald durch den Anblick der Stadt angeregt. Die mächtigen Kähne, die durch die breiten Kanäle zogen, und vor allem jene undefinierbare Beleuchtung, die um das wasserreiche Land einen dichten Dunstschleier wob, mußte ja das empfängliche Auge des Knaben fesseln. Wohin er auch blickte, bot sich ihm Bild an Bild, das dem Künstler in ihm An-

regung geben mußte. Aber unter seiner Liebe zur schönen Heimat mußten seine Schulstudien sehr leiden. Lesen und Schreiben galten ihm der Mühe nicht wert, die er darauf verwenden sollte. Und wenn auch sein Vater ein reicher Mann war, versäumte er es doch, den Sohn seine Studien zu Ende führen zu lassen. Das einzige, was sich über jene Jugendtage sagen läßt, ist, daß es die Erzieher unseres Meisters mit ihrer Pflicht nicht eben sehr genau nahmen.

Es ist doch überhaupt unmöglich, das Genie nach der Schablone zu formen. Da sitzt ein Junge als Letzter auf der Schulbank, von den Mitschülern verspottet, vom Lehrer als abschreckendes Beispiel vorgeführt. Vielleicht ist gerade er der Schöpfer eines Werkes, an das alle jene nicht heranreichen können, die die Schulbank mit ihm und vor ihm gedrückt haben. Mag Rembrandt auch seinen Schulmeistern nicht genügt haben, das eine steht doch fest, wo immer die Kunst eine Heimstätte gefunden hat, ist man voll Dank zu dem Großen erfüllt, der die Kunst zu solcher Vollendung gebracht hat.

Die Müllerfamilie merkte sehr bald, daß in dem Sohn das Zeug zum Künstler steckte, und schon 1620, er war damals schwerlich älter als 16, vielleicht auch noch jünger, verließ er die Universität zu Leyden und trat als Schüler bei einem weniger bekannten Maler, namens Jan van Swanenburg ein. Ein authentischer Bericht über die Fortschritte, die er hier machte, ist leider nicht auf uns gekommen, aber wir dürfen wohl annehmen, daß es mit Riesenschritten vorwärts ging. Er hat schon damals Bilder gemalt, die die Aufmerksamkeit der Kunstwelt im hohen Maße auf sich lenkten, und fand auch bald Freunde.

Nach 3 Jahren trat er bei Lastmann in Antwerpen ein, kam dann wieder nach Leyden zurück, wo ihn Gerard Dou als Schüler aufnahm. Einige Jahre später, die Daten sind urkundlich sehr schwer festzustellen, übersiedelte er nach Amsterdam, das trotz des Krieges manchen Kunstfreund und manchen Mäzen in seinen Mauern barg.

Das Bild „Paulus im Gefängnis" muß wohl schon gegen 1627 ausgeführt worden sein, aber erst mit der Vollendung seiner berühmten „Anatomie" — 1631 oder 1632 — trat Rembrandt als der Meister hervor, mit dem die Welt zu rechnen hatte. Er hatte schon viele Porträts gemalt, als das Bild der Anatomen vor dem Leichnam ein ungewöhnliches Aufsehen erregte. Wenn wir nun bedenken, daß er damals höchstens 27, vielleicht nur 25 Jahre alt war, werden wir leicht begreifen, daß selbst das

schwerfällige Amsterdam aus seiner Beschaulichkeit aufgestört wurde und zu dem aufsteigenden Stern mit Bewunderung emporblickte. In wenigen Wochen waren die Türen seines Ateliers an der Bloemgracht von Leuten belagert, die sich durchaus von ihm malen lassen wollten, und von jungen Männern, die ihre hundert Gulden brachten — für jene Zeit wahrlich keine Kleinigkeit — um auf ein Jahr als Schüler von ihm aufgenommen zu werden. Ich möchte gleich hier bemerken, daß es dem Künstler selbst in späteren Tagen, als er in der Gunst des großen Publikums gesunken war, nie an begeisterten Schülern aus aller Herren Ländern gefehlt hat.

Für manchen, der über böse Tage mutig hinwegkommt, ist der Erfolg eine große Versuchung. Gerade in den Zeiten des Ringens kann das Genie sein Bestes geben, die Gefahr kommt erst mit dem Erfolg. Auch Rembrandt blieb nicht unberührt von der Promptheit, mit der Amsterdam seinem Können den schuldigen Tribut zollte. Zwar bleibt seine Kunst wahr und sich selbst getreu, auch konnte er sich nicht entschließen, dem sogenannten Geschmack seiner Auftraggeber die kleinsten Konzessionen zu machen. Aber er wußte nicht, was er mit dem Geld und den Aufträgen, die sich bei ihm häuften, anfangen sollte. Das beste, was aus den veränderten Verhältnissen für ihn erblühte, war seine Verlobung mit Saskia van Uylenborch, der Cousine seines Busenfreundes, des Kunsthändlers Hendrik van Uylenborch.

Saskia, die die Kunst ihres Gatten unsterblich gemacht hat, dürfte gegen 1612 geboren sein, war also bei ihrer Verlobung 20 Jahre alt. Diesen Schritt tat Rembrandt gleich, nachdem er von seinem Gönner, dem Statthalter Frederik Henrik eine Bestellung auf drei Gemälde erhalten hatte. Es lag also eigentlich kein Grund vor, mit der Hochzeit noch länger zu warten, und es dürfte an einem Familienzwist gelegen haben, daß man die Vermählung bis 1634 hinausschob. Der Meister hat Saskia in vielen Bildern verewigt, erst als junges Mädchen, dann auch als Frau. In dem berühmten Dresdner Bilde sitzt die junge Frau auf dem Knie des Gatten, der in frohester Laune ein Spitzglas erhebt. Nach ihrem verlegenen Gesichtsausdruck zu schließen, war ihr die Situation nicht sehr angenehm, und jenes Bild gab seinen Zeitgenossen einen Beweis für seine Neigung zum „ausschweifenden Leben". Das Stoffliche in einem Bilde schien diesen Leuten eben das Wesentliche. — Nach den vielen andern Porträts zu schließen, die wir von Saskia haben, ist sie in den wenigen Ehejahren, die ihr beschieden waren, schnell gealtert. Als sie mit nur 30 Jahren starb, sah sie bedeutend älter aus.

In den ersten Jahren seines Ehelebens erhielt Rembrandt mehr Aufträge, als er ausführen konnte; wenig Sorgen suchten ihn heim, und nur einmal trat der Kummer an ihn heran, beim Tode seines Erstgeborenen. Zweifellos gab er in jenen Jahren viel zu viel Geld aus, er war bei allen großen Kunstauktionen und zahlte ungeheure Summen für alles, was ihn gerade reizte. Wenn er einmal mit sich selbst zurate ging, beruhigte er sich mit der Erklärung, daß er so ungeheure Summen ausgab, um Kunst und Künstler zu ehren. Er erwarb damals einen Rubens, Zeichnungen von Lucas van Leyden, und jenen wunderbaren Perlenschmuck, den wir so oft an späteren Saskiabildern wiederfinden. Sehr bald wurde seine übereilige Art einzukaufen in Händlerkreisen bekannt, die nun anfingen die Preise in die Höhe zu treiben, da sie genau wußten, in Rembrandt immer noch einen Käufer zu finden, wenn bedächtigere Sammler längst zurückgetreten waren. Der Aufbau seiner Kunstsammlung, der Ankauf wertvoller Juwelen für seine Frau fingen bald an, in des Meisters Vermögen große Lücken zu reißen. Diese Art des Künstlers verletzte das Empfinden der nüchternen Holländer, die für sein Unabhängigkeitsgefühl und sein festes Bestehen auf dem eigenen Urteil kein Verständnis hatten. Nach 1636 werden daher die Bestellungen auf Porträts immer seltener.

Zwei Jahre später beginnt Rembrandt einen Beleidigungsprozeß gegen einen gewissen A. van Loo, der sich erlaubt hatte, Saskia verschwenderisch zu nennen. Es war natürlich noch verschwenderischer von Rembrandt, sein Geld den Advokaten in den Rachen zu werfen in einer Sache, an deren guten Ausgang er unmöglich glauben konnte; aber das scheint ihn wenig bekümmert zu haben. Er dachte auch nicht daran, daß solches Vorgehen dem Klatsch nur neue Nahrung geben mußte. Damals war er noch voller Lebensübermut und voller Freude am Schönen, und seine Neigung zu Saskia erfüllte ihn noch unvermindert. Sie selbst litt schmerzlich darunter, daß ihr nach dem Tode des kleinen Rombert auch zwei Mädchen gleich nach der Geburt entrissen wurden. 1640 starb des Meisters Mutter. Ihr Bild steht künstlerisch in einer Höhe mit dem ihres Mannes, das der große Sohn schon 10 Jahre früher gemalt hatte. Selbst die Zeitgenossen des Malers können nur zugeben, daß er seinen Eltern ein guter Sohn war. Ein Jahr später schenkte ihm die noch immer geliebte Frau einen Sohn, der Titus genannt wurde. Dann begann Saskia zu kränkeln und schloß die Augen nach achtjähriger, sicher glücklicher Ehe für immer im Jahre 1642.

Rembrandt vollendete im selben Jahr seine unvergängliche „Nacht-

wache". Das Bild stellt eine Kompagnie des Franz Banning Cocq vor und die Szene spielt sich trotz des so populär gewordenen Namens bei Tageslicht ab. Das Werk erregte bei den Dargestellten einen Sturm von Entrüstung, denn jeder einzelne wollte im Vordergrund stehen. Sie hatten doch alle einen Teil der Kosten bestritten, wie konnte da der Maler es wagen, das Bild nach seinem eigenen künstlerischen Empfinden zu komponieren! (Deutsch von L. Blumenreich.)

Die Fortsetzung, eine Abhandlung des holländischen Meisters Josef Israels, die im nächsten Hefte folgt, bringt eine Würdigung von Werken Rembrandts.

Die Redaktion.

Kunstwart und März, zwei deutsche Zeitschriften.

Unter unserer Redaktion hat der Verlag von „Nord und Süd" in diesem Jahre zum ersten Male einen „Literarischen Jahresbericht" publiziert, als dessen Herausgeber Detlev von Liliencron zeichnete, und der in 75 000 Exemplaren durch die deutschen Sortimentsbuchhandlungen gratis verbreitet wurde.

Der „Kunstwart" und „März" haben es für gut befunden, ehe sie noch das erste Exemplar dieses Jahresberichtes sahen, die Leitung dieses Unternehmens anzugreifen in einer Art, welche geeignet war, im Publikum die Meinung zu erwecken, als ob Urteil und Kritik im Liliencronschen Jahresbericht beeinflußt würde vom Inseratenteil, der, wie bei fast allen derartigen Unternehmungen, beigegeben wurde, um einen Teil der enormen Kosten zu decken.

Die von unserem Verlage und unseren Herren Referenten geforderten Richtigstellungen und Erwiderungen haben bisher in den betreffenden Zeitschriften unseres Wissens gar nicht oder nur ungenügend, zerstückelt und demgemäß nicht sinnentsprechend Aufnahme gefunden.

Wir kennzeichnen deshalb das Vorgehen der beiden Blätter nur, indem wir nachstehend Bestätigungen unserer sämtlichen Referenten abdrucken. Aus diesen Briefen geht hervor, daß wir auch vor dem Angriff vollständige Objektivität bewahrt haben, also nicht, wie der „Kunstwart" es uns unterstellen möchte, erst gewarnt durch seinen Angriff.

Bedauerlich ist nur die Tatsache, daß Detlev von Liliencron auf Grund dieser Angriffe, die ihm — wie er uns selbst schreibt — glaubwürdig erschienen wären, sein Amt als Herausgeber niedergelegt hat, ehe wir ihm — völlig überrascht von den wenig wohlwollenden Angriffen — den folgenden, hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebrachten Beweis unserer einwandfreien Redaktion liefern konnten:

Paul Schubring, Professor für Geschichte des Kunstgewerbes an der Königl. Techn. Hochschule Berlin, schreibt:

Als ich die Angriffe auf den Jahresbericht im „Kunstwart" las, habe ich an dessen Redaktion sofort eine Berichtigung geschickt, die Avenarius trotz zweimaliger Aufforderung nicht abgedruckt hat. Ich halte dies Vorgehen für um so weniger berechtigt, als er einen zweiten scharfen Angriff im zweiten Novemberheft formuliert hat . . . Was meinen Beitrag angeht, so wiederhole ich, was ich dem Kunstwart schrieb:

1. ich habe die Liste aufgestellt, welche Bücher ich erbat,

2. ich habe an dem Eingesandten nach eigenem Urteil Abstriche gemacht,

3. ich habe über nicht eingesandte, mir wichtig erscheinende Bücher berichtet.

Ferner bestätige ich Ihnen, daß mein Beitrag abgedruckt vorlag, ehe Avenarius' erster Angriff erfolgte.

Ludwig Geiger, Professor für neuere Literatur an der Universität Berlin:

Ich halte es zwar nach einer fast vierzigjährigen ehrenhaften literarischen und kritischen Tätigkeit für gänzlich überflüssig, meine Integrität besonders zu bezeugen, da ich mich in meinen Urteilen stets nur von der Sache leiten, nie aber durch Personen bestimmen ließ, bezeuge aber hiermit ausdrücklich, daß auch die Verlagshandlung des literarischen Jahresberichtes in keiner Weise versucht hat, weder durch die Art ihrer Zusendung, noch durch irgend einen bestimmten Wunsch oder Hinweis irgend welchen Einfluß auf mich zu üben. Mein Manuskript befand sich Ende September in den Händen der Redaktion und wurde unverändert abgedruckt, am 12. oder 13. Oktober erteilte ich das Imprimatur.

Albert Ehrhardt, Professor der Kirchengeschichte an der katholischen Fakultät der Universität Straßburg:

Auf das bereitwilligste bestätige ich Ihnen, daß mein Referat über die katholische Theologie 1907 in Ihrem Literarischen Jahresbericht weder vom Verlag noch von der Redaktion, weder vor noch nach dem 15. Oktober irgendwie beeinflußt worden ist, sondern ohne jede Änderung oder Streichung so gedruckt wurde, wie ich ihn nach bestem Wissen und Gewissen abgefaßt habe. Übrigens straft mein Beitrag den Angriff, gegen den Sie Stellung nehmen müssen, schon durch seine gedruckte Gestalt Lüge, da ich alle her-

vorragenderen Publikationen erwähnt, resp. besprochen habe, ohne jede Rücksicht auf den Verlag, ja unter Benutzung meiner eigenen Bibliothek, für eine Reihe von Büchern, die mir von den Verlegern nicht zugesandt wurden, und deren Verleger ich nicht unter Ihren Inserenten figurieren sehe.

Friedrich Niebergall, Privatdozent der praktischen Theologie an der Universität Heidelberg:

Dem Verlag bestätige ich gern, daß mein Beitrag ohne jede Änderung oder Streichung abgedruckt worden ist, und daß weder Verlag noch Redaktion an mich je das Ansinnen gestellt hat, an den Referaten etwas zu ändern oder zu streichen. Und zwar ist das nicht etwa bloß aus Rücksicht auf Angriffe unterblieben, sondern gar nicht versucht worden; da mein Beitrag bereits Anfang Oktober korrigiert an den Verlag zurückging, konnten jene Mitte Oktober unternommenen Angriffe auf den Jahresbericht keinen Einfluß mehr auf den Verkehr der Redaktion mit mir haben.

Max Dessoir, Professor der Philosophie und Ästhetik an der Universität Berlin:

Es scheint mir einigermaßen beschämend, daß ich Ihnen bestätigen soll, ich hätte mich in meinem Beitrag zu Ihrem Literarischen Jahresbericht irgendwie redaktionell beeinflussen lassen. Das ist natürlich nicht der Fall gewesen. Sondern mein Bericht ist anfangs Oktober von mir in Korrektur druckfertig gestellt und wörtlich so veröffentlicht worden, ohne daß etwas geändert, gestrichen oder hinzugesetzt worden ist.

Gustav Falke:

Gern bestätige ich Ihnen, daß die Redaktion sich jeder Beeinflussung meines Berichtes enthalten hat.

Richard Gädke, Oberst a. D.:

Auf Ihren Wunsch bestätige ich Ihnen gern, daß Sie mit keinerlei Ansinnen auf Besprechung bestimmter Bücher oder auf Auslassung anderer an mich herangetreten sind, und daß ich in meiner Besprechung völlig frei und ungehindert gewesen bin.

Felix Jacoby, Professor der klassischen Philologie an der Universität Kiel:

Ich bestätige Ihnen, daß von keiner Seite versucht worden ist, mich bei der Auswahl der Bücher zu beeinflussen, die ich in der Abteilung „Philologie" Ihres literarischen Jahresberichtes besprochen habe. Das Manuskript meines Referates ist am 13. August 1907 an Sie abgegangen, die Korrektur habe ich am 6. Oktober gelesen. Sowohl die Korrektur, wie der Druck in dem mir gestern zugegangenen Exemplare des Jahresberichtes stimmen wörtlich mit meinem im September abgesandten Manuskript überein . . . Die Namen der von Ihnen für die Besprechung der wissenschaftlichen Erscheinungen des Jahres 1907 gewonnenen Berichterstatter, sowie deren äußere Stellung beweisen für jeden Unbefangenen, daß ein Versuch, die Berichterstattung durch äußere Rücksichten zu beeinflussen, zu sofortiger Niederlegung des Referates durch den allein von wissenschaftlichen Rücksichten geleiteten Referenten geführt hätte.

Heinrich Konen, Professor der Physik an der Universität Münster:

Ich entspreche selbstverständlich sehr gern Ihrem Wunsche und gebe hiermit die ausdrückliche Erklärung ab, daß weder seitens der Redaktion, noch seitens der Verlagsbuchhandlung der geringste Schritt unternommen worden ist, um die Form, den Inhalt oder die Auswahl meines Referates irgendwie zu beeinflussen, und daß mein Bericht ungeändert und ungekürzt so abgedruckt worden ist, wie ich ihn eingeliefert hatte. Weiter bestätige ich, daß der Druck bereits vor Mitte Oktober abgesetzt war und daß nichts mehr daran geändert worden ist.

Berthold Litzmann, Professor für neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Bonn:

Im Besitz Ihres Schreibens vom 22. d. Mts. bestätige ich Ihnen zunächst gern Ihrem Wunsch gemäß, daß mein Beitrag für den Jahresbericht ohne jede Änderung und Streichung abgedruckt worden ist, und daß an mich weder von seiten des Verlages, noch von seiten der Redaktion je das Ansinnen gestellt worden ist, irgend etwas an meinem Referat zu ändern oder zu streichen. Ich bestätige ferner, daß ich die Korrektur meines Beitrages bereits in der ersten Hälfte des Oktober gelesen habe.

Cesare Lombroso, Professor der Anthropologie an der Universität Turin:

Der Unterzeichnete erklärt, daß weder von der Direktion von „Nord und Süd" noch vom Verleger für die zwei Artikel des Jahresberichtes irgend eine Beeinflussung, Empfehlung, Anweisung oder Rat gegeben wurde, außer der Vorschrift „nicht mehr als 3000 Worte Umfang" und „Ablieferung bis spätestens 15. Oktober"; erklärt ferner, daß keine Änderung in seinem Manuskript von seiten der Redaktion, noch selbst irgend eine Korrektur (gesandt zum 15. Oktober) vorgenommen wurde. (Übersetzung.)

Rich. M. Meyer, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Berlin:

Auf Ihren Wunsch bestätige ich gern, daß mein Bericht ohne Änderung oder Streichung abgedruckt worden ist, und Sie mir auch keine Änderung oder Streichung zugemutet haben. Mitte Oktober war mein Bericht schon fertig.

Dr. Franz Oppenheimer:

Auf Ihren Brief vom 21. cr. bestätige ich Ihnen auf Ihren Wunsch:

1. daß Sie niemals den geringsten Versuch gemacht haben, mich in bezug auf die Auswahl und die kritische Behandlung der in mein kritisches Gebiet fallenden Werke irgendwie zu beeinflussen, ein Versuch übrigens, der natürlich nur dazu geführt hätte, daß ich sofort meinen Rücktritt erklärt hätte.

2. daß mein Referat bereits bis auf ganz geringe Ausnahmen am 18. September Ihnen vorlag und mir unmittelbar darauf, noch lange vor dem 15. Oktober in Korrektur vorlag.

Martin Philippson, früher außerordentlicher Professor an der Universität Bonn, ordentlicher Professor an der Universität Brüssel:

Sehr gern bestätige ich Ihnen, daß meine Beiträge zu Ihrem literarischen Jahresbericht 1907 ohne jede Änderung und Streichung abgedruckt sind, und daß an mich weder von seiten des Verlegers noch der Redaktion jemals das Ansinnen gestellt worden ist, an den Referaten irgend etwas zu ändern oder zu streichen. Mein Beitrag war Mitte Oktober bereits abgesetzt und korrigiert.

Prof. Dr. Artur Seidl, Dozent für Musikgeschichte am königl. Konservatorium der Musik zu Leipzig:

Ich bestätige Ihnen hiermit gern, daß Sie mich in Ausübung meiner kritischen Pflicht weder beeinflußt noch beeinträchtigt haben.

Ludwig Stein, Professor der Philosophie an der Universität Bern:

Gern bestätige ich Ihnen, daß von Ihrer Seite, wie selbstverständlich, keinerlei Einfluß auf Art und Auswahl der zu besprechenden Werke genommen wurde. Mein Manuskript ist bereits Anfang September an Sie abgegangen, und es ist ganz unverändert zum Abdruck gelangt. Ich sage: selbstverständlich, da keiner der Mitarbeiter irgend einem Ansinnen des Verlegers Folge gegeben hätte, selbst wenn ein solcher Versuch gemacht worden wäre, was ich eben für ausgeschlossen halte.

Frida Schanz:

Nein, Sie haben mich durchaus nicht beeinflußt ... Sie haben mir wiederholt gesagt, daß ich ganz frei und ohne Rücksicht verfahren soll.

Heinrich Wölfflin, Professor für Kunst und Kunstgeschichte an der Universität Berlin:

Ich bestätige Ihnen auf Ihren Wunsch gern, daß in meinem Beitrag zum Jahresbericht keinerlei Veränderungen von Seite der Redaktion vorgenommen oder gewünscht worden sind, und daß das Manuskript vor Mitte Oktober gesetzt war.

SAPIENTI SAT!

Die Redaktion von „Nord und Süd"

— — — — — — — — — — — — —

Zu Vorstehendem haben auch wir noch das Wort zu ergreifen. Man hat u. a. die Angriffe gegen uns und unser Unternehmen begründet mit der Verpflichtung, gegen einen „literarischen Unfug" Front machen zu müssen, und man hat unter gleichzeitiger Veröffentlichung einzelner, aus dem Zusammenhange gerissener Sätze aus Insertionsaufforderungen unseres Verlages uns den Vorwurf gemacht, wir hätten versprochen, die Verlagsartikel der inserierenden Firmen zu bevorzugen.

Es sei deshalb gestattet, an dieser Stelle auch unsererseits aus

unserer ersten Insertions-Aufforderung, die, wie wir ausdrücklich hier feststellen wollen, allen deutschen Verlegern, also auch den Verlegern des „Kunstwart" und „März" zugegangen ist, einiges zu zitieren:

„Besprechungen werden selbstverständlich gratis gebracht! Verpflichtungen, bestimmte Werke zu besprechen, oder gar Verpflichtungen zur Aufnahme lobender Besprechungen können Redaktion und Verlag nicht übernehmen."

Wir haben also von vornherein Zumutungen zurückgewiesen, wie sie von seiten inserierender Verleger vielfach als „Bedingung" bei Erteilung von Inserat-Aufträgen gestellt werden; allerdings getan, was wohl fast ausnahmslos alle Zeitschriften- und Zeitungsverleger zu tun pflegen, unseren Inserenten besondere Beachtung ihrer Einsendungen zugesagt, und zwar mit folgender Begründung:

„weil der Verkauf der Exemplare des Jahresberichtes nur einen sehr kleinen Teil der Selbstkosten deckt und die Existenz unseres Unternehmens von der Unterstützung durch Anzeigenaufträge seitens der Verleger abhängt."

Dieses also ist der Sinn der versprochenen „Begünstigung"! Es mag sein, daß in unserem großen Betriebe, wo zahlreiche Angestellte sich mit der Akquisition von Inseratauftrágen beschäftigen, weitere Insertionsaufforderungen an Verleger versandt worden sind, die den Sinn obiger ersten, allen Verlegern bekannt gegebenen Ausführungen ungenügend oder weniger präzise zum Ausdruck brachten, vielleicht sogar entstellten und dadurch falschen Auffassungen Raum gegeben haben mögen. Nachdem aber durch vorstehende Zuschriften unserer Referenten der Beweis erbracht worden ist, daß auch vor Erscheinen der ersten Angriffe keinerlei Versuch gemacht worden ist, unsere Referenten in irgend einer Weise zu beeinflussen, überlassen wir es gern dem Urteil des Publikums, ob es sich hierbei um einen „literarischen Unfug" gehandelt hat oder nicht, und betrachten die Angelegenheit für uns durch die Veröffentlichung vorstehender Zeilen ein für allemal als erledigt, zumal wir glauben, daß jetzt — nach Erscheinen! — der „Jahresbericht" für sich selbst und für uns gesprochen hat.

Verlag „Nord und Süd" Berlin

Kurt Aram:
Literarischer Monats-Bericht.

Auf kein Gebiet der Literatur hat die moderne Bewegung, was man für gewöhnlich „Realismus“ nennt, so heilsam und befruchtend gewirkt wie auf den Roman. Und im Roman hat sie ja auch, was wir vor lauter Theater leicht vergessen, ihren Anfang genommen. Bis auf einen waren alle die großen Neuerer in erster Linie Romanschriftsteller: Flaubert, Zola, Tolstoi, Dostojewski, um nur einige Namen zu nennen.

Die moderne Bewegung hat den Roman stofflich erweitert. Es gibt überhaupt kein „Milieu“, keinen Menschenkreis, keine wie immer geartete soziale Gruppierung, von welcher der moderne Roman nicht Besitz ergriffen hätte. Sein Stoffgebiet hat sich ins Ungemessene vergrößert. Das bedeutet einen außerordentlichen Gewinn.

Neben dieser mehr äußerlichen Ellenbogenfreiheit eroberte sich der Roman aber auch eine innere Freiheit, wie er sie bis dahin in Deutschland jedenfalls nicht hatte. Es gibt nicht nur kein Stoffgebiet, es gibt auch kein wie immer geartetes Problem, dem sich der Roman nicht nahte, das er nicht in Bearbeitung nahm. Daher die Sorge ängstlicher Gemüter und der Haß aller Zeloten, die gegen die moderne Literatur wettern und vor allem den modernen Roman meinen. Jegliche Freiheit ist ihnen verhaßt. Daß Freiheit mißbraucht werden kann, ist selbstverständlich. Aber dagegen helfen keine Verordnungen, dagegen hilft wieder nur die Freiheit, die da lehrt, den rechten Gebrauch vom Stoff und von all den Problemen, die sich auftun, zu machen. Oder anders ausgedrückt: den Stoff, das Problem in künstlerische Form zu bannen. Äußerer Zwang hat noch nie gut getan. Er führt im Leben wie in der Kunst nur dazu, erst recht über die Stränge zu schlagen. Sei's insgeheim, sei's unter irgend einem konventionellen Deckmantel. Wir haben heute viel weniger l ü s t e r n e Romane als in weniger freien Zeiten. Lüsternheit aber ist verderblicher als alles andere. Gerade die Moralisten sollten das bedenken und um deswillen den modernen Roman nicht über Gebühr schelten, wie sie es gerne tun.

Unsere Romane sind aber nicht nur offener und ehrlicher, sie sind auch tiefer geworden. Das flache Zeug, wie es als Lesefutter bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gang und gäbe war, ist weit mehr in den Hintergrund getreten. Einen modernen Roman kann auch ein erwachsener Mensch lesen, ohne eine Gehirnerweichung befürchten zu müssen.

Am sichtbarsten wird die große Wandlung, die sich auf diesem Gebiet zum Guten vollzogen hat, beim sogenannten „Unterhaltungsroman". Auch er ist freier und tiefer geworden. Deshalb sollte auch der Bezeichnung „Unterhaltungsroman", die etwas Degradierendes hatte, ihr Omen genommen werden. Jedenfalls möchte ich den Ausdruck an dieser Stelle nicht mehr in diesem Sinne gebrauchen. Ich bezeichne mit Unterhaltungsroman nicht schlechte Romane, sondern solche, die im Unterschied zu dem Kunstwerk in der erzählenden Literatur, weniger gut gestalten als erzählen. Der Roman als Kunstwerk von Bedeutung erzählt und gestaltet mit gleicher Kraft. Ich brauche wieder nur an Dostojewski, oder um auch einen Deutschen, wenn auch in einigem Abstand zu nennen: an Fontane zu erinnern. Weniger reiche Geister pflegen, wenn sie dabei ausgesprochen künstlerische Naturen sind, wohl zu gestalten, aber sie verstehen zumeist nicht sonderlich gut zu erzählen. Andere wieder haben zwar das ausgesprochene Talent und die eingeborene Lust, zu fabulieren, aber mit dem Gestalten hapert es. Ihre Phantasie geht mehr auf das Handeln als auf das Darstellen. Vorgänge, auch verwickelte, stehen ihnen willig und leicht vor dem geistigen Auge, nicht aber Menschen. Und diese Naturen sind eben die geborenen Unterhaltungsschriftsteller, die Dumas père wirklich wie einen Vater verehren sollten, denn er ist ihrer aller Meister.

Um wie viel höher ist nun gerade infolge der modernen Literaturbewegung das Niveau unseres Unterhaltungsromans geworden. Als ein Werk, das man als typisch hierfür ansehen kann, erscheint mir etwa der Roman von Fedor von Zobeltitz: „Das Gasthaus zur Ehe", (E. Fleischel u. Co., Berlin); und ein zweites Werk der Art finde ich in dem neuesten Roman von Gabriele Reuter: „Der Amerikaner" (S. Fischer, Berlin). Als Menschengestalter sind hier beide Autoren nicht groß. Die Helden, also vor allem das bekannte liebende Paar, haben in beiden Romanen etwas Konventionelles und sind uns im wesentlichen wohlbekannt und altvertraut: im Innersten gut und edel, nach außen hin nicht immer so. Aber das ist nur ein Schein, nicht ihr Wesen. Was sich, je näher es dem Schluß zugeht, um so sieghafter ausweist. Dafür sind aber viele der Nebenfiguren, namentlich trifft dies bei dem Roman von Zobeltitz zu, wirkliche lebendige Menschen und keine Schablonen, wie sie es im Unterhaltungsroman alten Stils meist waren. Ein guter Fortschritt. Er kommt gewiß nicht nur daher, daß beiden Autoren eben dies Talent gegeben ist, sondern er kommt auch daher, weil unter den Lesern der Unterhaltungsromane der Prozentsatz derer sich augenscheinlich sehr vergrößert hat, die nicht nur gut unterhalten sein, sondern bei ihrer Unterhaltung auch Menschen, lebendigen, wirklichen Menschen und nicht nur Schablonen begegnen wollen. Das Angebot richtet sich auf diesem Gebiet sicherlich stark nach der Nachfrage. Daß die Nachfrage sich ge-

rade nach dieser Richtung verändert hat, ist unzweifelhaft ein Verdienst der modernen Literaturbewegung.

Und wie viel reicher und freier sind diese Romane. Daß der Hans seine Liese kriegt, ist durchaus nicht mehr ihr Ein und Alles. Wichtig ist es ja immer noch. Aber daneben findet sich doch Raum für andere Probleme und Fragen. Neben Lieben und Heiraten gibt es jetzt auch in dieser Welt noch anderes.

Hierher rechne ich auch den neuesten Roman von Rudolf Herzog: „Der Abenteurer" (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart und Berlin). Mir erscheint er wie ein Verwandter des „Gasthaus zur Ehe". Auch dieser Roman besitzt eine reich bewegte Handlung, eine große Anzahl von Figuren, unter denen wiederum einige Nebenfiguren die menschlich reifsten sind. Er ist nicht ganz so gut komponiert wie das „Gasthaus zur Ehe". Zobeltitz ist eben als Romanschriftsteller erfahrener, routinierter als Herzog. Aber „Der Abenteurer" hat einen großen Vorzug vor seinem Verwandten, er ist frischer, wärmer. Herzog ist eben jünger als Zobeltitz. Damit hängt es wohl zusammen, daß auch seine Grundanschauung noch freier, noch weniger familienblattmäßig ist. Dr. Otten, der große Sänger und Abenteurer, hat daheim eine schöne, treue Frau und eine schöne, heranwachsende Tochter. Aber das unruhige Blut treibt den erfolgreichen Sänger immer wieder in die Weite zu neuen Erfolgen, zu neuen Frauen und Abenteuern. Die Gattin sitzt treulich zu Hause, hütet ihm Kind und Anwesen, ist reif und stark geworden, um alles Leid drohender Eifersucht siegreich zu überwinden, und freut sich, wenn der Abenteurer von seinen Fahrten einmal wieder in sein Haus nach Köln findet, wo sie ihn betreut wie ein wildes, aber liebes Kind und ihm alles schenkt, was ihre reiche Seele zu geben hat. Endlich schlägt aber auch für diesen unruhigen Geist die Stunde, da er erkennt, welch Unrecht er seiner Frau getan, und wenn sie darüber auch stirbt, so finden wir den Abenteurer am Schluß als einen gefestigten Menschen. Es wird nicht moralisiert in dem Buch. Darüber sind wir Gott sei Dank auch in diesen Romanen hinaus. Es wird interessant, oft hinreißend erzählt.

Brillant zu plaudern versteht Gerhard Ouckama Knoop in seinem Roman: „Nadeshda Bachini" (E. Fleischel und Co., Berlin). Ich sage absichtlich: plaudern, nicht erzählen. Erzählen kann mancher deutsche Romanschriftsteller, zu plaudern vermögen außer dem alten Fontane nur wenige. Die Franzosen waren von jeher Meister dieser Kunst. In Knoop haben wir Deutschen einen solchen Meister zu erwarten. Es wäre so recht ein Buch für das gebildete deutsche Haus, wenn dies Haus nicht noch ein wenig prüde wäre und dem Pathetiker immer noch lieber lauschte als dem Ironiker und Weltmann. Von dem Inhalt dieser kostbaren Erzählung verrate ich absichtlich nichts. Aber wo ein Sinn nicht nur für Schwere und Wucht herrscht, sondern auch für Grazie und alle Reize feiner,

geistreicher Unterhaltung, da wird man diesen Roman lieb gewinnen.

Unter den Romanen, die gut gestalten und gut erzählen, möchte ich diesmal einen besonders herausheben: „Das Haus zur Flamm" von Helene Böhlau (E. Fleischel und Co., Berlin). Hier haben wir es mit einem Kunstwerk zu tun, wenn es auch nicht allerhöchsten Ranges ist. Hier redet ein Dichter, ein Gestalter. Ein wie kräftiger Gestalter diese Dichterin ist, wird sofort klar, wenn man erwägt, daß ihre Helden Zukunftsmenschen sind, Menschen, die noch nicht unter uns wandeln, sondern erst werden sollen. Alle Romanschriftsteller von Belang und erst recht alle Dichter schaffen nach „Modell". Nur die Talentlosigkeit gibt sich an Dinge und Menschen, die sie nie gesehen, nie erlebt (empfunden) hat. Der künstlerische Unterschied zwischen den Romanen richtet sich im wesentlichen nur danach, was sein Autor gesehen (ob viel oder wenig), wie er es gesehen (ob in allen Tiefen oder nur an der Oberfläche), und wie er das Erlebte in Leben, in Gestalt umsetzt. Wir kennen die „Modelle" zu allen Romanen Goethes. Aber wir wissen auch, was er als Dichter aus ihnen gemacht hat, und darauf kommt es an. Bei jedem Dichter. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir bei zeitgenössischen Romanen die Modelle meist nicht kennen. So entstand der Wahn, als gäbe es in der Literatur irgend eine wesentliche Figur, zu der dem Autor nicht irgend ein vorhandener Mensch, nicht irgend ein Erlebnis Modell gestanden hätte. Ja, es gibt noch heute Kritiker, die überhaupt erst dann ein Werk zur Dichtkunst rechnen, wenn sie der Überzeugung wurden, daß in ihm nichts an Normalmenschliches, an irgend ein „Modell" erinnert. Als ob es das außer in der Einbildung der Laien überhaupt gäbe! Erkennt so ein Kritikus aber durch irgend einen Zufall die Modelle in diesem oder jenem modernen Roman, so hat er für ihn sofort keine „Poesie" mehr, und am liebsten schlägt er ihn mit dem Schlagwort „Schlüsselroman" tot. Als ob ein Roman schon deshalb ein Schlüsselroman wäre, weil der Herr Kritikus seine Modelle kennt oder zu erkennen glaubt. Als ob das Urteil nicht vielmehr davon abhinge, ob der Autor seine Modelle irgendwie über ihren Alltag erhebt und seinen besonderen Kunstzwecken einordnet. Nur wenn nichts dergleichen vorliegt, darf man von einem Schlüsselroman reden. Wo dergleichen aber vorliegt, wird man verpflichtet sein, den künstlerischen Wert des Werkes nur danach zu bemessen, wie sehr oder wie wenig der Autor seine Modelle „erhoben" und seinem Kunstwerk entsprechend eingeordnet hat. Selbstverständlich hatte Helene Böhlau auch Modelle für ihren neuen Roman. Aber ihre heiße, edle Seele hat sie weit über den Alltag hinausgehoben und sie dem besonderen Kunstzweck ihres Romans wunderbar eingeordnet. Helene Böhlau ist nicht von Ironie oder moralischem Pathos beherrscht. Wohl aber von einer Gemütsinbrunst wie keine andere unter den lebenden Dichterinnen. Diese In-

brunst treibt sie, zu gestalten. Und was sie gestalten will, muß etwas Hohes und Edles sein. Im „Haus zur Flamm" ist es das stolze und freie Zusammenleben hoher und edler Naturen, die alle Schlacken der Alltäglichkeit weit von sich warfen und hinter sich ließen, in einem reinen, großen Feuer beieinander sind und auch andere dadurch läutern und klären. Unter den Händen eines Normalschriftstellers wäre dabei aller Wahrscheinlichkeit nach ein ganz verstiegenes, unfreiwillig komisches Produkt herausgekommen. Es gehört eine außerordentliche dichterische Wärme und Gestaltungskraft dazu, Wesen, wie sie hier uns vor Augen treten, so ins Licht zu setzen, daß sie l e b e n. Ein höheres Leben als das des Durchschnittslesers, aber eben doch Leben, das uns wärmt, erfreut, erhebt. Das ist hier der Fall, und deshalb stelle ich diesen Roman in seinen Hauptpartien so hoch. Leider ist er nämlich nicht in allen seinen Teilen gleich wertvoll. Das, was sie zu Anfang und am Schluß „Aus Mottens Tagebuch" nennt, gelang nicht. Die Inbrunst ist auch hier vorhanden, aber die gestaltende Kraft fehlt.

Als ein Ichroman von ganz besonderem Reiz stellt sich die Geschichte einer Jugend „K a r l A s e n k o f e r" von Karl Borromäus H e i n r i c h dar (Albert Langen, München). Es handelt sich offenbar um eine Autobiographie, deren künstlerischer Wert und Reiz vor allem in den beiden ersten Büchern liegt, welche die Kinderzeit behandeln. Der Autor ist noch sehr jung und hat schon deshalb nur zu dieser Zeit die nötige Entfernung gewonnen, um sie dichterisch sehen und darstellen zu können. Diese beiden ersten Bücher sind von ungewöhnlichem Interesse. Es hängt das schon mit ihrem Stoff zusammen. Was wissen wir denn von dem Leben und Treiben, den Nöten und Empfindungen jener Bevölkerungsschicht, die ein armseliges Kleinhandwerk betreibt, mit der armseligen Ware selbst hausiert und viel schlimmer daran ist als der gewöhnliche Arbeiter, der sich ein Recht darauf gewann, stolz zu sein, wenn man ihn Proletarier nennt? Was wissen wir von den Bitterkeiten, die hier ein Familienvater durchkostet, von dem Heldentum dieser müden und doch so tapferen Mütter, von den besonderen Schrecken und Nöten dieser Kinder? Wir hatten bis jetzt keinen aus dieser Schicht, dem sich die Zunge löste, daß er von alledem zu sagen wußte. Der Vagabund, der Proletarier, der Kleinbürger, alles hat seine Dichter gefunden. Diese Schicht der deklassierten Kleinhandwerker war stumm in ihrem Elend und schämte sich mit jener Scham verschämter Armer, die wissen, daß sie mehr taugen als manche andere, die aber auch wissen, daß niemand, gar niemand etwas davon weiß und sieht. Nun hat auch diese Schicht ihren Dichter gefunden. Wir erleben mit ihm alle Not und alle Enge des Vaterhauses, alles Märtyrertum dieser Mutter (seit langem erschien kein Buch mehr so voll vom Preis der Mutter), alle Leiden dieser begabten Kinder, die es bis auf die Neige zu spüren bekommen, wie wenig Begabung und wie viel

Geld bedeutet. Und wir erleben es, wie es trotz allem unendlicher, nimmer rastender Mutterliebe gelingt, die begabten Söhne durchs Gymnasium auf die Universität zu bringen. Das alles quillt so heiß aus dem Herzen dieses jungen Dichters, daß es jedem zu Herzen gehen muß. Deshalb folgen wir ihm auch gerne durch die beiden letzten Bücher, auch wenn es ihnen als Teile eines Romans schadet, daß hier ohne Rücksicht auf seine Kunstform Wesentliches und Belangloses ziemlich kunterbunt durcheinander geworfen wird.

Zum Schluß sei diesmal noch auf zwei Bücher ausgesprochen artistischer Art verwiesen. Mit dem Wort „artistisch“ will ich wiederum nicht degradieren, sondern nur charakterisieren. Ich finde das Wesentliche solcher Bücher darin, daß hier die dichterische Individualität nicht naiv und unmittelbar redet, sondern durch mancherlei Verkleidungen hindurch. Diese Verkleidung (man könnte auch sagen: die besondere Form des Werkes) wird gewählt, weil der Autor sich in allen Literaturen auskennt (Künstler kommt von Können, bei Artist denkt man mehr ans Kennen, was das Können natürlich nicht ausschließt) und nun jedem seiner Musenkinder kraft dieser Kenntnis das Kleid gibt, das ihm für dieses Kind am schönsten und passendsten erscheint. Es handelt sich bei der Beurteilung solcher Arbeiten also sehr um Fragen des Geschmacks und der Literaturkenntnis. Ganz selbstverständlich aber ist es, daß, wenn der Artist wirklich etwas kann, er dem Kleid, das er wählte, nach Schnitt und Farbe auch von seiner eigenen dichterischen Art gibt. Heinrich Mann hatte einen Stoff. Als geeignetste Form, ihn zu bekleiden, erschien ihm die Art, wie Longus das Idyll von Daphnis und Chloe erzählte. So wurde die Geschichte „Mnais“. Und Heinrich Mann hatte einen andern Stoff. Da er sich auskennt, wählte er ihm ein anderes Kleid. Diesmal bezog er es von den Novellisten der italienischen Renaissance. So wurde die Geschichte „Ginevra degli Amieri“. Beide vereinigte er zu dem Bändchen: „Mnais und Ginevra“ (R. Piper und Co., München). Zwei prächtige kleine Erzählungen für „Kenner“. Jeder paßt ihr Kleid wie angegossen. Zwei schöne, feine Musenkinder. Der Kenner bewundert sie. Aber lieben kann man sie nicht. Am Ende liegt es daran, daß Heinrich Mann zuerst gar nicht den Stoff hatte, sondern das Kleid? Oder daß er sich bald weniger für den Stoff als für das Kleid interessierte? Damit wären wir bei den heiklen Fragen angelangt, die das Kunstwerk vom Kunststück scheiden.

Bei den Geschichten, die Hanns Heinz Ewers unter dem Titel: „Das Grauen“ sammelte (Georg Müller, München und Leipzig), brauchen wir eine so heikle Frage nicht zu stellen, denn dieser Künstler ist im allgemeinen zu robust, um an reinen Kunststücken Freude zu haben. Und wer keine reine Freude daran hat, der macht sie auch nicht, oder wenn er es versucht, gelingt es ihm nicht, wie es etwa

Heinrich Mann gelingt. Hanns Heinz Ewers ist bei bestimmten Dichtern besonders gern zu Hause. Als solche nenne ich: Hoffmann, Poe, d'Aurevilly, Baudelaire. Aber er weilt bei ihnen nicht deshalb besonders gerne, weil das zur Zeit für gewisse Kreise bon ton ist, sondern weil er sich bei ihnen wohl fühlt, weil er sich ihnen verwandt glaubt. So entsprang die Form der elf Geschichten dieses Bandes nicht nur einer literarischen Kennerschaft, sondern zugleich auch einem inneren Bedürfnis. Es sind ganz wilde, groteske und grausige Sachen darunter, bei denen man das Fürchten lernen kann. Dabei offenbaren sie fast alle ein artistisches Talent, das aufrichtige Bewunderung verdient.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Im November und im Dezemberanfang sind im Berliner Theaterleben ein paar neue Namen aufgetaucht. Sind mit dem Erscheinen dieser neuen Dramatiker auch noch nicht durchschlagende, große Erfolge verknüpft gewesen, — die eine, die geistvollste Arbeit, hat dem großen Publikum gegenüber sogar versagt — so ist es doch bei dem erschrecklichen, ja bedrohlichen Tiefstand unserer dramatischen Literatur wohl schon erfreulich, daß überhaupt ein Versuch mit neuen Männern gemacht worden ist, mit neuen Männern, auf die man Hoffnungen setzen kann. Man darf noch weniger als sonst gerade jetzt, wo die bloßen Amüsierer und die allenfalls liebenswürdigen Routiniers die Übermacht haben, gleich mit Keulen auf die Neulinge einschlagen und mit wenig Witz und viel Behagen die offensichtlichen Mängel der Anfängerarbeiten bespötteln. Es wird uns immer und immer wieder im Theater so überreich abgegriffene Scheidemünze gereicht — man sollte dankbar sein, wenn man einmal auch Werte von etwas eigenartigerer Prägung erhält.

Die drei neuen Männer sind Otto Hinnerk, Otto Erler und Paul Eger, Dramatiker von grundverschiedener Art. Hinnerk zeigt sich in seiner Komödie „Närrische Welt" als kecker Naturalist, als überlegener Humorist, mit erstaunlich psychologischem Tiefblick, Erler wagt sich in seinem „Zar Peter" an die lange schon verpönte historische Tragödie, verzichtet in seiner sehr einfach gegliederten Handlung auf fast alles Intrigenbeiwerk, läßt selbst das wirksamste und dabei bequemste Tragödienmotiv, den Liebeskonflikt, fast völlig beiseite und sucht aus Psychologischem, aus dem Verhängnis der Charaktere mehr als aus dem Zusammenprall der Geschehnisse, der hart im Raum sich stoßenden Dinge

die Tragik seines Vater und Sohn-Dramas herzuleiten. Der dritte der Wiener **Paul Eger**, in seiner Komödie „**Mandragola**" an dem Stoff der Renaissancekomödie Macchiavells festhaltend, ist ganz ein Vertreter der Wiener Schule, die ihren glänzenden Höhepunkt in dem Wiener, außerhalb Wiens mehr bewunderten und geliebten feinen Poeten Artur Schnitzler besitzt. Eger ist ein sehr begabter Anfänger, gewandt in der Form, sicher in der Beherrschung der Szene, witzig, keck — wenngleich zum Schluß nicht keck genug, denn er läßt die bei seinem Vorbild unverhüllte Klarheit der Handlung zum Schluß in eine Mondscheinlyrik um- und einbiegen, und nun verläuft die kerngesunde, skrupellose Renaissancebegehrlichkeit der Komödie in Wiener Sentimentalität — wenigstens bis auf weiteres.

Eger hat Macchiavellis Komödie völlig umgeschaffen — geblieben ist nur das Motiv des Mandragolas, des Zaubertrankes, der dem alten Ehemann und seinem jungen Frauchen Abhilfe bringen soll von ihrer Kinderlosigkeit, wenn eben dem Wunderdoktor genügend Zeit gelassen wird, den Zaubertrank allein der jungen Frau einzugeben. Macchiavellis keckes Stück mutet wie eine Dramatisierung einer lustigen Novelle aus dem unvergänglich köstlichen Dekamerone an; es ist zugleich eine Satire auf die gelehrte Selbstgefälligkeit der Doktoren Italiens und auf die Käuflichkeit der damaligen Geistlichen. Das, was für die Zeit der Entstehung der Komödie charakteristisch war, hat Eger fallen lassen, er gibt uns eine italienisch stilisierte Komödie: „Er, sie und der andere". Ein alter Ehemann, borniert und wissenschaftsstolz, eine Frau, jung, unbefriedigt, ein junger Mann, hübsch, galant, verliebt. Der Hausarzt, der auch als Kuppler eine einträgliche Praxis hat, erfindet die Mandragolalist. Um das Ganze farbiger zu machen, hat Eger noch eine allerliebste, schelmische junge Witwe erfunden, die erfahren ist in dem, was man heute als Flirt bezeichnet und fleißig übt, die allerlei schelmische Lehren weiß, so zum Beispiel daß keine Frau beides, die Moral **und** den Geliebten behalten kann, und die von Frauen- und Liebespsychologie graziös und anziehend zu plaudern weiß. Im „Kleinen Theater" hat Agnes Sorma dieses spitzbübische Persönchen sehr liebenswürdig, schalkhaft und pikant gespielt. Außerdem hat Eger noch eine wirksame komische Schwiegermutter eingefügt, — alle bestürmen sie nun die junge Frau zu der Mandragolakur, und endlich erklärt die so Bedrängte sich bereit, den Wunderdoktor, unter dessen Kutte der heimlich Geliebte steckt, zu empfangen. Da kommt es dann gegen den Schluß des Stückes zu einer Mondschein-Liebeslyrik, die nach den flott und witzig lustigen Szenen der ersten Akte etwas enttäuschte und den großen Heiterkeitserfolg der talentvoll gearbeiteten Komödie schließlich schädigte.

Wie ich höre, ist Hinnerks „Närrische Welt" bereits vor etwa acht Jahren verfaßt — also zu einer Zeit, da der Naturalismus in seiner

Sünden Maienblüte stand, wie heute ein Teil der kritischen Herren sagt, die vergessen haben, daß sie ohne diesen tapfer geschmähten Naturalismus noch völlig in der Konvention und dem Epigonentum stecken würden, von dem seit Ende der achtziger Jahre die Literatur und das Theater durch die naturalistische Richtung und durch die Tätigkeit der „Freien Bühne" gereinigt und befreit worden ist. Schade, sehr schade, daß Hinnerk nicht vor jenen acht Jahren sein Stück auf der Bühne hat sehen können. Dann wäre er heute nicht mehr der Anfänger, der er tatsächlich noch ist. Seiner Komödie, die mit Else Lehmanns bezwingend-elementarer Darstellung der liebebedürftigen Lina im Lessingtheater eine amüsant wirksame Vorführung fand, fehlte noch die eigentliche Entwickelung. In dieser Geschichte von Lina, der verführerischen Baumeistersgattin, in deren Herz der jedesmalige „Chambre-garnist", meist ein lustiger Student, einzieht, während sich auch der frühere Mieter noch immer ein Plätzchen in der Erinnerung und der Liebe Linas zu bewahren vermag — in dieser Geschichte ist alles eigentlich nur Zustandsschilderung. Durch die studentischen Liebhaber der schönen Lina, vielleicht auch durch den Eindruck des Milieus, aus dem heraus der Verfasser diese „närrische Welt" gesehen, ist mancherlei studentische Ulkstimmung in die Komödie hineingekommen. Und darum finden sich auch mancherlei übermütig-possenhafte Anklänge. Das verstimmte einige Zuhörer, die da meinten, solcher Übermut gehöre nicht in unser erstes literarisches Theater — und da mußte ich an das launige Wort des prächtigen alten Fontane denken, der bei Hauptmanns Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang" die Frage aufgeworfen hatte, „was werden die Madams im ersten Rang dazu sagen?" . . . Die Aufführung des Stückes fand lebhaften Beifall, hatte aber auch mit starker Opposition zu kämpfen — die Komödie mußte nach kurzer Zeit vom Repertoire verschwinden. Und doch hat das Stück vorzügliche Qualitäten. Freilich arbeitet die Komödie nicht mit der beliebten Rechenmaschinen-Exaktheit und der nur die Form wahrenden Frivolität der französischen Schwänke — es steckt vielmehr die naive Lustigkeit der Boccaccioart darin. Die Gestalt des Baumeisters, der anfangs entrüstet ist über die Untreue seiner Frau und dann glücklich und froh ist, von ihr wieder aufgenommen zu werden, ist sehr glücklich erfunden und überzeugend durchgeführt. Ein Meisterstück an vollendeter Charakteristik aber ist Frau Lina, in ihrer typischen wie individuellen Vorführung eine der besten und gelungensten Frauengestalten der modernen Literatur. Sie, die mit jedem ihrer Zimmerherren nicht nur angebandelt hat, sondern liebevoll intim geworden ist, entrüstet sich ganz ehrlich und aufrichtig schmerzvoll über eine ganz minimale Untreue ihres Gatten. Während sie noch wegen ihrer eigenen Untreue die Angegriffene ist, wandelt sie sich sofort, ein echt weiblicher Zug, in die Angreiferin um. Das Bewußtsein ihrer Schuld fehlt ihr völlig, die

Untreue ist ihr Bedürfnis wie Essen und Trinken. Sie ist durchaus nicht unmoralisch, sie ist eine völlig amoralische Individualität. Sie denkt liebevoll an den einen und küßt in demselben Moment den andern. Dabei ist die ganze Persönlichkeit von quellender Natur und Lebensfrische, voll erquickender Lustigkeit und einer bei all ihrer Listigkeit und Schlauheit entzückenden Unmittelbarkeit des Wesens. Man begreift, wie sie den Zimmerherren gefährlich ward — um so mehr, da sie nicht nur ein anziehender Magnet ist, sondern selbst leicht angezogen wird. Wer eine solche Gestalt so lebensvoll auf die Füße gestellt hat, wird auch bald, nachdem er nun seine Arbeit in Fleisch und Blut auf der Bühne gesehen hat, sein Können weiter entfalten.

Starken Erfolg hatte im Neuen Schauspielhause unter Alfred Halms fleißiger und strebsamer Leitung Erlers vieraktiges Drama vom „Zar Peter". Freilich widerstrebt der Stoff einer gleichmäßig ergreifenden Wirkung. Behandelt ist der Konflikt des großen Zaren und Reformators mit seinem schwächlichen Sohn Alexei. Parallelen mit König Philipp und Carlos, mit dem Großen Kurfürst und dem Prinzen von Homburg tauchen immer wieder auf. Aber Carlos ist ein Idealist, Friedrich von Homburg ist ein Held — Alexei ist keines von beiden, er ist eine traurige Gestalt, keine tragische. Wenn Homburg, da er sein Grab gesehen, nun nichts mehr als leben will und nicht mehr fragt, ob es auch rühmlich, so sieht man einen heldischen Jüngling vorübergehend unterliegen in dem schmerzlichen Konflikt zwischen dem Gebot der Ehre und den Lockungen des Lebens. Das ist ein tragischer Konflikt und darum ergreift uns dieses Schicksal. Alexei aber ist ein Ritter von der traurigen Gestalt, ein Feigling, ein Schwächling, ein Weichling — er bleibt uns gleichgültig. Im entscheidenden Moment entflieht er vor der Gefahr, vor der Tat, die er nicht einmal gewollt, nicht einmal aufgesucht hat: es fehlt also auch jener tragische Konflikt, den Ibsen so oft geschildert, daß das große Wollen zerschellt an dem geringen Können. In dem Widerstreit, daß die Geburt diesem Zarensohn eine große Aufgabe gestellt und ihn ohne alle großen Mittel gelassen, liegt wohl etwas Tragikomisches, aber in dem Drama Erlers überwiegt das Komische in der Alexeigestalt: wenn Alexei im Feldlager sich fröstelnd immer wieder in ein warmes Gewand hüllt, so empfand der gesunde Instinkt des Publikums das Komische dieses tragisch gedachten Moments und quittierte mit Lachen. Darum mußte besonders der Schluß des gut dramatisch aufgebauten zweiten Aktes versagen. Erler hat also sein ersichtlich gutes Können an einen widerstrebenden, weil untragischen Stoff gesetzt. Im übrigen aber gibt er viel Gutes, besonders im dritten Akt, wo aus der Resignation und der im bärbeißigen Humor sich beherrschenden Selbstherrlichkeit Peters nun einmal ganz unmittelbar die Brutalität unter dem Firnis seiner Halbkultur hervorbricht und das jähe, leidenschaftliche Tempe-

rament, die wilde Zügellosigkeit des großen Mannes sich offenbart und all seine an westlichen Vorbildern so mühsam sich erworbene Mäßigung über den Haufen wirft. Peter hat den ins Ausland geflüchteten Alexei an den Hof locken lassen; dem Thronerben sind falsche Botschaften zugegangen: Zar Peter sei gestorben. Nun ist Alexei zurückgekehrt, hat seine von Peter verstoßene Mutter Eudoxia aus dem Kloster wieder ins Kaiserschloß holen lassen, hat Peters zweite Gemahlin Katharina davonjagen wollen — da erscheint vor dem im Zarenschmuck sich gefallenden Alexei plötzlich Peter und stürzt auf Alexei, der sich zum Schutz vor die Mutter stellt, in wildem, haßerfülltem Aufschrei mit geschwungener Peitsche los — ein wuchtiger Auftritt, durchaus nicht theatralisch, sondern von wirklich elementarisch dramatischer Kraft. In diesem Auftritt findet sich dann noch ein feiner psychologischer Zug. Eudoxia freut sich kaum des wiedererlangten Thrones, auch nicht des Wiedersehens mit dem Sohne. In ihrer Klostereinsamkeit hat sie einen erfolgreichen Tröster gehabt, einen Oberst, der ihr nun auch an den Hof gefolgt ist. Auch nach dieser Wandlung der Dinge ist sie vor allem doch von dem Gedanken an ihren Buhlen beherrscht, der ihr im Kloster alle Weltlust bedeutet hat. Und da sie nun in seiner Gegenwart den Sohn wiedersieht, sagt sie plötzlich: „Daß ich solch großen Sohn habe!" Wie bei stark empfindenden Frauen, die nicht gewohnt sind, auf ihre Umgebung Rücksicht zu nehmen, spricht sie den Gedanken, der vor allem sie beherrscht, auch aus — vielleicht unbewußt, als Schlußstein der sie bedrückenden Gedankenreihe, wie der Geliebte es ertragen wird, daß die Frau, die er liebt, nun doch nicht mehr so jung ist, wie sie seiner Liebe in der Illusion der Weltabgeschiedenheit des Klosters erschienen war. Ich finde den Ausspruch für die Charakteristik der liebenden Frau, deren Mutterempfindung durch die Leidenschaft für den Geliebten ausgelöscht ist, ungemein bezeichnend — es ist ein Zeichen guter indirekterer Charakteristik. Schade, daß dem Verfasser die Charakterzeichnung Menschikoffs weniger geglückt ist; er hat da nur ein blasses, verschwommenes Gemälde zustande gebracht. Recht gut und für die Kenntnis der Zeit und der Zustände aufhellend wirkt die Verwendung der Volksmassen im ersten Akt, aber wenn nun in jedem Akte die Volksgruppen immer wieder hervorgeholt und fortgeschickt werden, immer wieder zu Boden fallen und immer wieder begeistert aufspringen, so wirkt das auf die Dauer ermüdend. Im ganzen immerhin eine wirksame, saubere, fesselnde und für die fernere Entwickelung des Autors interessierende Arbeit. Den Zaren spielte Herr Siebert — der sich neulich bereits in der respektablen Judithaufführung dieser Bühne hervorgetan hatte, wenn der Holofernes-Charakter seinem Temperament auch etwas widerstrebte — mit überraschendem Gelingen und in fesselnder, das Herkömmliche meidender Eigenart.

* * *

Neben diesen drei neuen Männern ist mit einem Einakterzyklus „Die Getreuen", der jetzt in Dachau zurückgezogen schaffende Georg Hirschfeld hervorgetreten, nachdem er in letzter Zeit fast ausschließlich in der Novelle und im Roman uns die glückliche Entwickelung seines Talentes gezeigt hat, das in den Anfängen seines Schaffens so völlig auf Berlinischem Boden und in Berlinischer Art wurzelte. Die drei neuen Einakter, die das „Kleine Theater" herausbrachte — ein vierter, „Der Unverbesserliche", der das gleiche Thema in Komödienart variiert, ist leider noch unaufgeführt — handeln von denen, die aus Treue untergehen oder doch auf ihr Glück verzichten. Das Drama „Das tote Leben" zeigt fast völlig nur den Novellisten Hirschfeld — es ist eine psychologische Studie, die aus dem novellistischen Gewande zu ihrem Schaden in das grelle Licht der Bühne herausgesprungen ist. Nun erscheint, was in der behutsamen Schilderung der Novelle dem Leser unwiderstehlich suggeriert werden könnte, in der nach äußerem Leben verlangenden, plastischen Bühnenfassung schließlich wenn auch nicht unglaubwürdig, so doch nicht zwingend, mehr peinigend als ergreifend. Ein Maler hat Weib und Kind verloren und leidet geistig und körperlich schwer darunter. Er führt nur noch ein totes Leben — „das Auge draußen ist geschlossen, Blindheit kennt keinen Wunsch mehr. Das Labyrinth des Geistes ruht. Das wilde Leben draußen erstarrt. Ein eisiges Trümmerfeld." Sein Freund will ihm neuen Lebensinhalt geben, er will ihn der Kunst wiedergewinnen — der Maler soll sein Glück, seine Frau, sein Kind im Bilde wieder erstehen lassen — dann würde er sie nicht verloren haben. Doch der Maler, nach kurzem Aufflackern der Hoffnung, muß dieser lockend erscheinenden Aufgabe entsagen: „Ich habe nur nachgebildet, was da war! Was mein Glück war, meine Hoffnung! Soll ich es jetzt noch bilden, wo es ein Häufchen Asche ist?" Die Erregung überwältigt den Kranken — ein Herzschlag streckt ihn nieder. Und sein Arzt meint, daß der Freund, der durch dieses Gespräch sein Ende beschleunigt hat, sein bester Arzt gewesen ist . . . Volles Bühnenleben zeigen im Gegensatz zu dieser psychologischen Skizze das Drama „Die Aufrechte" und das lichtere Schauspiel „Gewißheit". Die Aufrechte ist Anna Massow, die mit der Schreibmaschine den Unterhalt für sich und die kranke Schwester verdient. Der Vater ist im Zuchthause — jetzt kehrt er heim und bringt einen Kellner mit, an den er einst Anna verkuppelt hat. Anna hatte sich aus dem Schlamme jener Zeit emporgearbeitet — jetzt ist sie mit einem sehr korrekten, auf seine kleinbürgerliche Art erträglichen Postsekretär verlobt. Der Vater macht seine Rechte geltend, er will bei den Töchtern bleiben, das alte Leben soll wieder beginnen. Anna sieht das Unheil kommen: der Verlobte wird sie als Tochter dieses Vaters verlassen, sie selbst wird unter dem Einfluß des Vaters und seines Genossen wieder herabsinken — sie will

aufrecht bleiben, und darum geht sie mit der kranken Schwester, die nicht allein bleiben kann, in den Tod. Dieser groß angelegte Einakter hat gegen den Schluß hin peinigende Momente, aber die Milieuschilderung und die Charakteristik aller handelnden Menschen ist vorzüglich geglückt und bewundernswert. Einen weniger ergreifenden Stoff behandelt das Schauspiel „Gewißheit". Es spielt auf einer Schäreninsel an der Ostküste Schwedens. Dort sitzt Frau Karin Hadengren mit ihren beiden Kindern und ihrer alten Schwiegermutter — sie alle harren der Heimkehr Hadengrens, der seit Jahren schon auf einer Nordpolforschungsreise begriffen, verschollen ist. Das Mutterherz weiß es ganz gewiß, daß er heimkehren wird, und die Kinder glauben's. Die Gattin Karin gibt die Hoffnung nicht auf, doch lange schon haben sie bange Zweifel erfüllt, und immer mehr wärmt sie eine Neigung zu ihres Mannes Freund Stensdorf, der, da er jetzt den Ort verlassen soll, um sie wirbt. Da kommt die Kunde, daß ihr Gatte vor zwei Jahren gestorben, seine Expedition gescheitert ist. Diese Gewißheit gibt Karin Kraft zur Entsagung, zur Treue. Sie klammert sich an das Wort des die Todesbotschaft überbringenden Admirals: „Jakob Hadengren hat den unbegreiflichen Mut gehabt aus dem Bewußtsein, daß Sie ihm gehörten. Wenn unsere Jugend in Hadengren den echten Mann verehrt, so wird sie in Ihnen das echte Weib verehren." Karin wird dem Gatten und sich selbst getreu: in ihren Kindern Jakob Hadengren fortleben lassen. Die feine subtile Art Hirschfeldscher Charakteristik zeigt sich in diesem Einakter besonders glücklich. Ein schmerzliches Lächeln liegt über dem Stück, ein leises Ironisieren über große Worte, ein leicht streichelnder Humor, der besonders in der Schilderung der alten Frau so liebenswürdig wirkt.

Eine Komödie, die über Berlin hinaus schwerlich Boden gewinnen dürfte, „Die gelbe Nachtigall" von Hermann Bahr, hat trotz ihres schlechten 2. Aktes im Lessingtheater sehr amüsiert. Als Theaterstück hat dieses lustige Spiel freilich wenig Bedeutung — Bahr zeigt sich wiederum nur als glänzender, glitzernd witziger Feuilletonist, wie in seinen meisten Stücken — nur seine Komödie „Der Meister" hatte eine sehr rühmliche Ausnahme gemacht. Er behandelt in der „Gelben Nachtigall" ein ihm und dem Publikum immer interessantes Thema: das Theater, wie er es bereits in einem Roman und in der Komödie „Der Star" getan hat. Die eigentliche Handlung des Stückes ist unbedeutend und versagt an sich völlig: eine kleine Sängerin wird einem Direktor als berühmte japanische Diva aufgeschwatzt und feiert nun als „gelbe Nachtigall" Triumphe. Aber was um diesen kleinen Spaß — die gelungene Täuschung von Direktor und Publikum — herumgeschrieben ist, das bildet den Hauptspaß. Vor allem die Satire auf die amerikanische Art, die in unserem Theaterbetriebe um sich greift. Hermann Bahr ist jedes Jahr ein paar Monate hindurch einer der vielen Regisseurdramaturgen an den beiden

Reinhardtbühnen — gar manches, was er in seiner Burleske mit dem vergröbernden Stifte des witzigen Karikaturisten und als scharfer Satiriker vorführt, wird in seinen Keimen auf Wahrnehmungen beruhen, die sich ihm an jenen Bühnen aufgedrängt haben. Der Direktor freilich, den er zeichnet, ist aus allerlei anderen Anregungen entstanden — es haben mehrere dazu Modell gestanden, während die beherrschende Gestalt des Stückes, der geniale Schauspieler Lorm, eine Variation über Leben und Meinungen von Josef Kainz sein dürfte. Die Komödie soll das Publikum heilen von der Überschätzung des Theatralischen und dabei amüsiert sie, denn sie zeigt auf dem Theater das Theater und läßt im 3. Akte sogar hinter die Kulissen sehen. Der Verfasser geißelt in seiner Burleske das Theatermilieu, und doch fühlt er sich gerade in diesem Milieu so wohl. Eine fesselnde Gestalt ist der große Schauspieler Lorm, der das Publikum verachtet und doch nach seiner Zustimmung lechzt, der über seine Kunst und die Künstler nachgedacht hat und allerlei Interessantes, noch öfter Paradoxes zu sagen weiß. Und mancherlei Blendendes, das gut und richtig klingt: aber nur klingt. So wenn der große Mime zum Schluß sagt: „W i r betrügen wenigstens nur von sieben bis um zehn. Dann — schminken wir uns ab. Dann sind wir frei — das haben wir vor der übrigen Menschheit voraus." — Ja, geben sich denn die Schauspieler in ihrer dienstfreien Zeit wirklich ungeschminkter und offenherziger als die übrigen Kulturmenschen?

Bildende Kunst.

Das Bild soll reden, nicht der Künstler. Und drum auch: Vom Bild soll mehr gesprochen werden, denn von seinem Schöpfer. So sollen unsere Kunstbeilagen aufgefaßt werden: Keine trockene Biographie dazu, sondern ein lebendiges Eingehen auf das Kunstwerk — eine Impression. Weniger Fachschriftsteller, sondern Dichter, Künstler und Geschmacksmenschen sollen hier sagen: was ihnen ein Bild erzählt!

Vor einem Whistler ...

.... Diese Frau blickt in die Ewigkeit, wie die sibyllenhaften Alten auf den Regentenbildern des Franz Hals in den verwunschenen Räumen des Harlemer Rathauses. Der silbrige Schleierklang, die perlgraue Farbenmusik voll unendlicher Melodie, in der dieses Bildnis tönend schwingt, weckt Ahnung und Gegenwart und ein Traumgefühl voll hellsichtiger Dämmerung.

Vor einer weichschimmernden Wand im Ton von Luft und Wolken, einem Horizont der Weite, ragt in tiefer Ruhe, großer Stille, die Gestalt ... Die breite, düsterschwarze Fläche gleitender Gewandfalten gemahnt an dunkelschweren Pompe funèbre, doch aus der Finsternis blühen wie Blumen einer pia anima in pace die edlen bleichen Hände — Mutters Hände — in schneeigen Spitzenmanschetten auf, und es blüht auf, unter weißer Haube mit fallendem Spitzenbehang, ein Antlitz zart und weiß. Über dem dunklen Requiem sich aufwärts schwingend, singt milde trostvoll eine Vox humana die Stimme des Lebens. Dies Antlitz hat das Leben und der Schmerz gebildet, daß es aus der fleischlichen Form des Irdischen ganz Jenseits-Seele ward, und doch dem Diesseits noch gehörig; wunderbarer Kräfte voll: ein Gleichnis von Weisheit und Schicksal.

Vorüberhuschender Rosahauch, fast unmerklich, in Luft und Licht des Raumes, über den Vorhang und auch über die Wangen der Greisin streifend, ist in dieser Harmonie wie ein Duft von Erinnerung und Jugend, der als ein gaukelndes Elfenspiel, als Zauberfäden von Ariels Licht geflogen kommt, — glückhaft Grüßen.

So wogt in diesem lautlosen Bild unter der unbewegten Fläche des Daseins Überfluß: Tod und Leben, Jugend und Alter, und aller Geschicke großer Gang ...

* * *

Dies Bild erzählt nicht direkt. Es ist ein Bild des Schweigens. Seine Magie wirkt durch ein Fluidum, das den Empfänglichen innere

Sinne erweckt und eine innere Musik des Fühlens zum Schwingen bringt.

Dies Bild kann eine Vorstellung davon geben, wie künstlerische Ausdrucksmittel in einem geheimnisvollen Metamorphosenprozeß zu Registern seelischer Stimmungen werden.

Lösen wir uns, um uns einmal darüber klar zu werden, aus diesem Rapport, aus allen diesen Begleitvorstellungen, und betrachten diese Leinewand und die Koloristik mit materiell-sachlichen Augen.

Wir sehen dann, neben der frappanten Charakteristik eines durchgeistigten alten Damengesichts, ein delikates farbiges Gewebe. Ein aufs höchste verfeinerter sensitiver Geschmack hat, mit der Distinktion japanischer Blumenvasenregie, die Flächen zueinander abgestimmt, daß die Helle schwebt über der Finsternis, das Dunkel überspielt wird vom Leuchtenden, daß das Grau samtig weich sich auf dem Schwarzen bettet: Ein ewig bewegtes Geben und Empfangen spielt zwischen den einzelnen Partien des Bildes und ein Strömen und Ruhen im eigenen Licht.

Ein Stilleben von Farben; absolute, malerische Musik, keine Programmmusik, so fühlte Whistler, der Künstler, sein Werk. Und er vermied die Bezeichnung als Bild aus dem Familienleben, er nannte es „Arrangement in gray and black" und sagte: „Nehmt zum Beispiel das Bildnis meiner Mutter, das in der Royal Academy unter dem Titel Arrangement in Schwarz und Grau ausgestellt wurde. Gerade das ist es auch und weiter nichts. Für mich selbst hat es einen besonderen Wert als das Bildnis meiner Mutter, aber wie kann und soll sich das Publikum für die Persönlichkeit der Dargestellten interessieren."

Diese Worte waren als eine hochmütige reservierte Distanzabwehr gegen die Kritiker gemeint, die plump vertraulich dem Maler nach diesem Bild ein Moralzeugnis als guten Sohn erteilten.

Das ist freilich eine stofflich-spießige Betrachtung eines Kunstwerks. Und man kann sich diesen Bonhommes gegenüber die souveräne und suffisante Miene und Geste Whistlers vorstellen, der mit seinem Sarasate-Kopf voll vibrierenden Nervenlebens, dem Monokle im Auge, der raffinierten Eleganz des Anzugs ein Dandy war wie Oskar Wilde, voll sublimer Verachtung des Gewöhnlichen und einem schrankenlosen ästhetischen Egoismus. Wie Wilde, Shaw und George Moore ein Ire, — immer zwischen Paris, wo er sein Whitehouse, ein home als objet d'art, hatte, und London, hin und her, — voll Kaprizen und Paradoxen und Exzentriks, getreu jenem Wort eines dieser Landsleute: „Die wirklich begabten Engländer sind in Irland geboren." Provokant und abenteuerlich, stets auf dem Kriegspfad, schrieb er seinen Traktat von der „gentle art of making enemies", und ähnlich wie Oskar Wilde, dessen grüne Nelke auch in Whistlers Frack gepaßt hätte, prägte er seine „Intentions" von l'art pour l'art . . .

Darin sagt er: „Ein Bild ist vollendet, sobald jede Spur der Mittel, die zur Herstellung nötig waren, verwischt ist."

Und weiter sagt er: „Man soll

Glaube, Liebe, Hoffnung, Patriotismus usw. nicht mit der Kunst vermengen. Diese alle haben nicht das geringste mit der Kunst zu tun. Das Meisterstück soll vielmehr ohne erklärbaren Daseinsgrund, ohne Zweck eine Freude für den Künstler sein."

In der Leidenschaft solch exklusiven Künstlertums, das in seinem Werk schöpferisch grandseigneurtrotzig ein eigenes Reich schafft, vollendeter als die von Wilde als zufällig, planlos, einförmig und unfertig abgelehnte Natur, vermied Whistler die stofflichen Titel, die Inhaltsangaben als Aufschriften. Und er stellt seine Porträts als „Symphony in White", als „Harmony in Green and Gold" vor, seine Landschaften als „Nokturne in Black and Gold", als „Note in Blue and Opal", als „Green and Violett", als „Orange Note".

Das ist ganz ähnlich dem Komponisten, der in der Strenge des absoluten Musikers einen Titel voll stofflicher Bedeutung verschmäht und seinen Tonsatz sachlich thematisch als C-moll-Symphonie bezeichnet.

* * *

Farbe aber und Töne sind voll geheimnisvollen Wesens und mehr als Farbe nur und Ton. Sie werden für den Sensibelen, ebenso wie die Landschaft, zu états d'âme. Und gerade dadurch, daß der Künstler sich so ganz in die Ausdruckssprache seiner besonderen Kunstwelt versenkt, daß er nicht in Nebenbedeutungen und erzählerischen Nebeninteressen sich verliert, gerade dadurch wird seine Ausdruckssprache absichtslos und unbewußt von seinem tiefsten Wesen beseelt und gefühlserfüllt. Und weil, wie in der Landschaft, kein Zaunpfahl und Wegweiser mit der Orientierungstafel, was man sich dabei zu denken habe, hier aufgerichtet ist, darum schwingt suggestiv berührt die Phantasie vor solcher Erscheinung nur um so klingender.

Die äußeren Sinne, optisch, akustisch in magnetischen Kontakt versetzt, wecken innere Vorstellungswelten, Visionen und Gesichter, an die der Künstler gar nicht gedacht, die er nicht beabsichtigt hat, und die doch von höherer Wirklichkeit sind und materialisierte Abbilder aus dem geheimnisvollen inneren Reich.

So kann man Baudelaires Wort um den vierten Sinn ergänzen: les sons, les couleurs, les parfums, les sentiments se répondent. Und so kann man vor Whistlers Bild im Luxembourg nicht nur eine Farbensymphonie mit Geschmacksaugen genießen, sondern auch mit fühlendem Aug' am farbigen Abglanz seelisches Erlebnis empfangen. Felix Poppenberg.

— — — — — — — —

Walter Leistikow: „Der Hafen".

Es ist nicht leicht, zu diesem Bilde die rechten Beziehungen zu finden. Die Elemente zweier sich trennenden Kunstanschauungen berühren und vermengen sich in dieser Arbeit in eigentümlicher Weise. Der Naturalist Leistikow, der in freundschaftlichem Gefolge zu Liebermann steht und mit Hübner und den anderen jüngeren Impressionisten der Landschaft kollegiale Ziele verfolgt,

und der Stilist Leistikow, dem die impressionistische Malerei der Franzosen nie wie den anderen äußerliches Vorbild wurde, dem dafür aber die Sprache der Linie und ihr dekorativer Sinn wie keinem zweiten aufgegangen ist, reichen in diesem Werk einander die Hand. So weiß man nicht, soll man sich dieses als Staffelbild in glitzerndem goldenen Rahmen oder als reines Dekorationsstück des Raumes in die dunklen Täfelungen der Wand eingelassen wünschen. Aber solch zweifelndes Erwägen zwingt nur noch mehr in den Bann des Werkes. Und eindringendes Betrachten läßt die meisterliche Geschicklichkeit der Stilkunst und Komposition bald erkennen. Wird nicht das Auge gezwungen, der leuchtenden Straße des von dunklen großen Bäumen eingesäumten Kanals zur Mitte des Bildes hin zu folgen, wo die weißen Segel der den Schiffen mit den vielen und großen Masten vorgelagerten schlanken Boote unter den letzten Strahlen der sich neigenden Sonne erglänzen? Von welchen fernen Küsten mögen die großen Segelschiffe nach langer Fahrt heimgekehrt sein, die jetzt auf der Reede Schutz gegen Wind und Wellen gefunden haben, und wohin, in welche fremden Länder mögen sie von neuem ihren Kurs richten? Die Idee des Raums und der Unendlichkeit wird in uns lebendig angesichts einer Kunst, deren Stil alle Zufälle und Kleinlichkeiten, die den Weg der Phantasie aufhalten, so weit hinter sich läßt. Man denkt an Friedrich Nietzsches kluge Worte: „Die schwerste und letzte Aufgabe des Künstlers ist die Darstellung des Gleichbleibenden, in sich Ruhenden, Stolzen, Einfachen, vom Einzelreiz weit Absehenden." Diesem Gebot des „ehrlichen Malertums" hat Leistikow in seinem Werk sicherlich vollstes Genüge geleistet.

Paul Kraemer.

— — — — — — — —

Israels: „Begräbnis".

Die Schritte, diese harten, schweren, auf grobbeschlagenen Sohlen, die über die klingenden Steinfliesen hinstampfen und mit schmerzend rohem Laut die Stille, den Totenfrieden des stummen Raumes zerreißen werden, diese rohen Schritte, wie sie schürfen, schleifen, stoßen, unter der großen unförmlichen, schwankenden Last, die hat sie gefürchtet, heimlich, schreckhaft, ohne es zu wissen, diese drei Tage lang. Es war doch ein anderes noch, als er da still im offenen Sarg in der Stube lag, der jugendliche Mann, die mächtigen Muskeln und Glieder erstarrt unter der lähmenden Hand des Todes. Sie konnte ihn ganz still ansehen und ganz ruhig bleiben und ihr Tagewerk verrichten und ihre Kinder warten, alles um den stummen, tiefen Schläfer da herum, der nichts mehr beachtete und kein Wort zu allem sagte. Ja, sie trug sogar etwas wie einen halben, undeutlichen Groll gegen ihn, etwas, das noch nach Ausdruck und Vorwurf rang, so wenig empfand sie die Unabänderlichkeit des Todes, während er noch da bei ihr in der Stube lag. Immer, als könnte das nicht so bleiben. So unfaßbar das Ganze, daß ihr Gefühl allem gegenüber in einer falschen Ruhe blieb. So, als müßte eine Zeit wiederkommen, wo

sie mit ihm ruhig alle diese Dinge bespräche.

Und dabei war ein heimlich verborgenes Fürchten in ihr, ein unklares, unsinniges, vor dem, was schon geschehen war. Eine dumpfe, wunde Stelle, die zuweilen schmerzhaft aufzuckte und an die zu rühren sie ihren Gedanken verbot, war in ihrem Innern, seit sie ihn ihr vor vier Tagen bewußtlos und blutüberströmt ins Haus getragen hatten und er in der Nacht, ohne die Augen noch einmal aufgeschlagen zu haben, mit einem kurzen Stöhnen zu atmen aufgehört. Wie, so war es wirklich in ihr Haus gekommen, was sie bisher von ferne nur bei andern wie ein unheimlich seltsames Unglück angesehen, das nicht jedem widerfahren mußte — der Tod? Verunglückt, hatten ihr die Männer gesagt, am Strand unten von einem stürzenden Mast getroffen, und dann erfuhr sie, daß sein eigner toller Wagemut dran schuld gewesen. Keiner von allen hatte es gewagt, in diesem wilden Toben der Herbststürme nach dem Hafen hinüber zu fahren, aber er, ja, er mußte! Gewarnt von allen, von den Erfahrensten zurückzuhalten versucht, tat er doch das Unsinnige. Das war nicht mehr Pflichtbewußtsein, das war nicht mehr Sorge um den Verdienst, das war einfach sein ewiger, unseliger Hang, das zu tun, was keiner tat, das zu versuchen, was unmöglich schien, dort sich zu bewähren, wo alle versagten. So war er ja immer gewesen!

Sie denkt heute nicht mehr daran, die Frau mit den bleichen, ein wenig strengen Zügen, daß er gerade um dieser Eigenschaften willen einst der Herrlichste und Beste von allen für sie war. Daß, was sie heute als Leichtsinn und Torheit an ihm verdammt, einst das Heldenhafte, das Unbezähmbare, das die andern Überragende war, um dessen willen sie ihn liebte. Nein, daran denkt sie heute nicht mehr. Wie sollte sie auch? Diese Zeit liegt zurück in der Vergangenheit, voll jener Unmöglichkeit, daß sie je bestand, wie der Gedanke des Frühlings in dieser Zeit der Herbststürme erscheint. Das ist verweht und verloren alles in diesen zehn Jahren des Beisammenseins. Das ist vergessen, darüber lächelte man später nicht einmal mehr. Das ist im Grunde nie gewesen. Das Leben hatte ja ein ganz, ganz anderes Gesicht, als sie beide damals gemeint. Das Glück? Darüber schreitet es einfach ohne Beachten hinweg. Da war so viel gewesen in diesen zehn Jahren, Alltägliches und Schlimmes und Häßliches, ja, Häßliches auch, Kummer und Streit und die Sorge, für die Kinder das Brot zu schaffen, und die Not, die manchmal schon von fern ums Haus schlich. Von fern nur bis jetzt — aber nun, nun? Darum ging sie so still um ihn her mit dem leisen Groll, der ihr im Herzen schlug.

Aber geängstigt hatte sie sich, geängstigt all die Tage her vor dem Augenblick, den sie ahnte, der ihr Gefühl aus dem leeren Schlaf des Scheintodes weckte, der ihr die Stumpfheit von den Sinnen nehmen und wie mit mörderischen Fängen in den wunden Schmerz ihres Innern schlagen würde.

Da stampfen sie nun, die rauhen Schritte, die die täuschende Ruhe

wie in blutige Fetzen zerreißen, und die schwanke Last zittert durch die Stubentür und über die Fliesen des Flurs. Und mit krampfhaft bebenden Gliedern sinkt die unglückliche Frau auf die Bank nieder. Mit wackeligem Gang führt ihre alte Base den kleinen Knaben hinter dem Sarge her. Und der Knabe blickt halb erschrocken, halb neugierig gespannt, was da weiter sein wird, während das jüngere Mädchen sich zur Mutter geflüchtet hat. Es fühlt sie wohl, die dunkle Wolke, die seit Tagen über seinen Kinderspielen schwebt und begreift sie doch nicht, und daneben in der Korbwiege liegt schlummernd das Kleinste, das gar nichts von allem empfindet. Sie wissen es alle nicht, die Kinder, daß jetzt ein Schatten über ihr Leben fällt, der es für immer verwandelt und den nichts mehr von ihnen nehmen kann: die frühzeitig Vaterlosen! Mit leisem Winseln sind die beiden Hunde, die steten Begleiter des Verstorbenen, aus ihrer Ecke gekrochen und fragen mit dem seltsam bangen Blick treuer Tiere, was man da tue mit ihrem Herrn?

Ächzend reibt jetzt der Sarg am Rahmenstock der engen Haustür, und mit dem fahlen Herbsttaglicht dringt der scharfe Luftzug herein. Und die blasse Frau denkt, daß ihr Leben von nun an auch wie auf kalten Straßen draußen wandern wird, ohne Hoffnung, ohne Heim, und sie denkt plötzlich an alles Liebe, das ihr der tote Mann da erwiesen hat, ihr Freund, ihr Helfer, der starke Träger ihres Lebens. Und der schneidende Schmerz der Verlassenheit erfaßt sie, und die heißen Tränen um den Verlorenen träufeln über ihre blassen Wangen. Es ist ihr, als ob er jetzt unter der Tür in seinem stummen Sarge nach ihr zurückblicken müßte mit geöffneten Augen und einem traurigen Lächeln.

Und unerbittlich über die Schwelle hin poltern und schleifen sie, die alles so grausam zur Wahrheit machen, die schwer sich stemmenden Schritte . . .

Gisela Freiin von Berger.

— — — — — — — —

Tränen —

(Zu Israels Bildnis.)

Seht, sie, seine Mutter.

Da, an der Schwelle steht sie, der Schwelle, die sein Fuß nie mehr überschreiten wird.

An der Schwelle neigt sie ihr Haupt, gefurcht, weiß, ohne Tränen — sie, aus deren Schoß er hervorging.

Sie weint nicht. Sie ist zu alt geworden und hat es vergessen.

Die alt wurden unter dem Joche, weinen nicht mehr. Die Natur hat zuweilen Anfälle von Mitleid. Sie schenkte uns die Tränen zur Linderung. Aber das Leben ist grausamer und raubt uns auch die Tränen. Unser Herz brennt, bis es unsere Augen versengt. Und mit trockenen Pupillen sehen wir auf all das Lebende, das verwirrt hastet, und starren wir den Tod an, dessen steinernes Gesicht stumm ist.

Betet sie dort an des Hauses Schwelle?

Betet sie aus ihrer ganzen geplünderten Seele?

Wer weiß es?

Wer weiß, ob sie noch so glücklich geblieben ist, daß sie beten kann.

Wer weiß, ob das Leben, das ihr die Tränen raubte, ihr nicht auch ihren Gott geraubt hat.

Der leere Himmel ist nur voll Angst und Öde.

Wenn wenigstens ein Gott dort oben wohnt, dann schleppt der Mensch die müden Knie zu des Himmels Pforten und weit, weit weg funkeln die Lichter des Hochaltars — der Schimmer der fernen und ewigen Barmherzigkeit.

Lasset uns hoffen, daß sie betet.

Und wenn er barmherzig ist, er, ihr Gott, der von Ewigkeit an in seinen ewigen Himmeln thront, dann wird er ihre Augen mit der äußersten Fingerspitze nur berühren, und seine göttliche Hand wird ihre Tränen lösen, so daß sie ein letztesmal fließen und sie weinen kann.

Weinen über das Kind ihres Herzens. Herman Bang.

Redaktionelle Notizen:

In unseren „Literarischen Monatsbericht" haben sich zwei Inkorrektheiten eingeschlichen:

Herr Professor Heinrich Konen ist nicht Professor der Naturwissenschaften, sondern Professor der Physik in Münster;

Herr Professor Dr. Martin Philippson war früher außerordentlicher Professor an der Universität Bonn, später ordentlicher Professor an der Universität Brüssel und lebt jetzt in Berlin seiner privaten wissenschaftlichen Tätigkeit.

Entsagung.
I will not tell.

Gedicht von MORITZ LEIFFMANN. The English Version by JOHN BERNHOFF.

Langsam.
Lento.

E. HUMPERDINCK.

Gesang.
Voice.

Pianoforte.

f *p* *p*

Ob ich wei - ne, ob ich kla - ge, ob vor Weh das Herz mir bricht, —
Tho' I sor - row, tho' I lang - uish, tho' my heart would break, fare - well! —

fröh - lich lebst du dei - ne Ta - ge, mei - ne Trau - er ahnst du nicht —
live thy life in joy; mine ang - uish I will ne - ver, ne - ver tell. —

Soll ich
In my

schwören und dir sa - gen, wer mein Ein und al - les ist; —
bo - som deep con - ceal - ing how I love and worship thee, —

p

sag', soll ich die Bot - schaft - wa - gen, dass du mir so theu - er
ne'er the truth to thee re - veal - ing who art all the world to

bist? — Mei - ne See - le heisst mich of - fen
me, — tho' my heart would bid me tell the

p

re - den, doch ich blei - be still, — weil des
se - cret mute my lips re - main, — I would

cresc.

espress.

Herzens letz_ _tes Hof_ _fen ich nicht sel_ber tö_ _ten will.

not dis_pel hope's com_ fort, not my_ self in_flict the pain.

cresc. *f* *dim.*

Und so wei_ne ich und kla_ge, bis das mü_ de Herz mir

Let me sor_row, let me lang_uish, soon my heart will break; fare.

p *espress.*

zart

con tenerezza

bricht! le_be glück_lich dei_ne Ta_ge, mei_ne Trau_er ah_ ne

well! live thy life of joy; mine ang_uish I will ne_ver, ne_ ver

p

nicht.

tell.

dimin. *pp*

Hochsommer.

(Paul Heyse.)

Felix Weingartner, Op. 31. №4.

Leicht und zart.

Singstimme.

Pianoforte.

p

Im Föh - renwald wie schwü - - le!

poco sf

Kein Vo - gel singt im Feld. Das Reh aus grü - nem

Schat - ten sieht träu - - - - - mend in die Welt.

mp

Stich und Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

D. L-V. 878.

Am Wald - rand fährt ein Wäg - lein, hat

p

e - ben Raum für Zwei. Der

Kutscher, das Pferd und die Peitsche

mf

ni - - - cken schläf - - - rig al - le

p

Drei. Ein al - tes ver-staub-tes Le - - der ist

Die rechte Hand immer *p*.

poco marcato il basso

ü-ber den Sitz ge - spannt, da - run - ter ducken zwei

p Ped.

etwas zurückhalten

Leut - chen, ge - schützt vorm Son - - - - nenbrand.

poco rit.

p

Ped. Ped. *

zart

Sie lächeln sich an ver.

Etwas ruhiger.

pp

stets sanft betont

* Ped. auf Harmoniewechsel.

D. L-V. 878.

stoh - - len und fragen dem Schlaf nichts nach. Sie

flüs - - tern und kichern und ko - - - - - - - sen.

Zeitmaass wie am Anfang. (ohne zurückzuhalten)

schalkhaft

Ei sa - ge,

espressivo

p

Ped. ✲ Ped. ✲ Ped. ✲

was hält sie wach?

p

etwas betont ohne rit.

Ped. ✲ Ped. ✲ Ped. ✲ Ped. ✲ Ohne Ped.

D. L-V. 878.

Aufführungsrecht vorbehalten.

„Liebst du um Schönheit..."

(Fr. Rückert.)

Ausgabe für hohe Stimme.

Gustav Mahler.

Innig.

GESANG.

PIANO

Liebst du um Schön-heit, o nicht mich lie - be! Lie - be die Son - ne, sie trägt ein gold'nes Haar!

Liebst du um Ju - gend o nicht mich lie - be! Lie - be den Früh - ling, der jung ist je - des Jahr!

(p)

p

Lieder No. 7.
Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig. 4824

Liebst du um Schätze, o nicht mich liebe! Liebe die Meerfrau, sie hat viel Perlen klar!

Steigernd.

Liebst du um Liebe, o ja mich liebe! Liebe mich immer. dich lieb' ich immer, immerdar!

(p) p pp (p) zart

4824

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Wer weiß, ob das Leben, das ihr die Tränen raubte, ihr nicht auch ihren Gott geraubt hat.

Der leere Himmel ist nur voll Angst und Öde.

Wenn wenigstens ein Gott dort oben wohnt, dann schleppt der Mensch die müden Knie zu des Himmels Pforten und weit, weit weg funkeln die Lichter des Hochaltars — der Schimmer der fernen und ewigen Barmherzigkeit.

Lasset uns hoffen, daß sie betet.

Und wenn er barmherzig ist, er, ihr Gott, der von Ewigkeit an in seinen ewigen Himmeln thront, dann wird er ihre Augen mit der äußersten Fingerspitze nur berühren, und seine göttliche Hand wird ihre Tränen lösen, so daß sie ein letztesmal fließen und sie weinen kann.

Weinen über das Kind ihres Herzens.

Herman Bang.

Redaktionelle Notizen:

In unseren „Literarischen Monatsbericht" haben sich zwei Inkorrektheiten eingeschlichen:

Herr Professor Heinrich Konen ist nicht Professor der Naturwissenschaften, sondern Professor der Physik in Münster;

Herr Professor Dr. Martin Philippson war früher außerordentlicher Professor an der Universität Bonn, später ordentlicher Professor an der Universität Brüssel und lebt jetzt in Berlin seiner privaten wissenschaftlichen Tätigkeit.

Entsagung.

I will not tell.

Gedicht von MORITZ LEIFFMANN.

The English Version by JOHN BERNHOFF.

E. HUMPERDINCK.

Langsam.
Lento.

Gesang.
Voice.

Pianoforte.

Ob ich wei - ne, ob ich kla - ge, ob vor Weh das Herz mir bricht, —
Tho' I sor - row, tho' I lang - uish, tho' my heart would break, fare - well! —

fröh - lich lebst du dei - ne Ta - ge, mei - ne Trau - er ahnst du nicht —
live thy life in joy; mine ang - uish I will ne - ver, ne - ver tell. —

Soll ich
In my

schwören und dir sa - gen, wer mein Ein und al - les ist;
bo - som deep con - ceal - ing how I love and worship thee,

sag', soll ich die Bot - schaft - wa - gen, dass du mir so theu - er
ne'er the truth to thee re - veal - ing who art all the world to

bist? Mei - ne See - le heisst mich of - fen
me, tho' my heart would bid me tell the

re - den, doch ich blei - be still, weil des
se - cret mute my lips re - main, I would

espress.

Herzens letz_ _tes Hof_fen ich nicht sel_ber tö_ten will.
not dis_pel hope's com_fort, not my_self in_flict the pain.

cresc.

f

dim.

Und so wei_ne ich und kla_ge, bis das mü_de Herz mir
Let me sor_row, let me lang_uish, soon my heart will break; fare.

p

espress.

zart
con tenerezza

bricht! le_be glück_lich dei_ne Ta_ge, mei_ne Trau_er ah_ne
well! live thy life of joy; mine ang_uish I will ne_ver, ne_ver

p

nicht.
tell.

dimin.

pp

Hochsommer.

(Paul Heyse.)

Felix Weingartner, Op. 31. Nº 4.

Leicht und zart.

Singstimme.

Pianoforte.

p

poco sf

Im Föh - renwald wie schwü - - le!

Kein Vo - gel singt im Feld.

Das Reh aus grü - nem Schat - ten sieht träu - - - - - mend in die Welt.

mp

Stich und Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig

D. L-V. 878.

Am Wald - rand fährt ein Wäg - lein, hat

e - ben Raum für Zwei. Der

Kutscher, das Pferd und die Peitsche

ni - - - cken schläf - - - rig al - le

p

mf

Drei. Ein al - tes ver-staub - tes Le - - der ist

Die rechte Hand immer *p*.

poco marcato il basso

ü - ber den Sitz ge - spannt, da - run - ter ducken zwei

p Ped.

etwas zurückhalten

Leut - chen, ge - schützt vorm Son - - - - nenbrand.

poco rit.

Ped. Ped. * Ped.

p

zart

Sie lächeln sich an ver-

Etwas ruhiger.

pp

stets sanft betont

Ped. auf Harmoniewechsel.

D. L-V. 878.

stoh - - len und fragen dem Schlaf nichts nach. Sie

flüs - - tern und kichern und ko - - - - - - - sen.

Zeitmaass wie am Anfang. (ohne zurückzuhalten)

schalkhaft

Ei sa - ge,

espressivo

p

Ped. * Ped. * Ped. *

was hält sie wach?

p

etwas betont ohne rit.

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ohne Ped.

D. L-V. 878.

Aufführungsrecht vorbehalten.

„Liebst du um Schönheit..."

(Fr. Rückert.)

Ausgabe für hohe Stimme.

Gustav Mahler.

Innig.

GESANG.

PIANO.

Liebst du um Schön-heit, o nicht mich lie-be! Lie-be die Son-ne, sie trägt ein gold'-nes Haar! Liebst du um Ju-gend, o nicht mich lie-be! Lie-be den Früh-ling, der jung ist je-des Jahr!

Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig. 4524

Liebst du um Schätze, o nicht mich liebe! Liebe die Meerfrau,

sie hat viel Perlen klar! Liebst du um Liebe, o ja mich

Steigernd.

(p)

liebe! Liebe mich immer, dich lieb' ich im

(p) zart

mer, immerdar!

pp

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Zu den Musikbeigaben.

„Beschriebene Musik ist wie ein erzähltes Mittagessen, man wird nicht satt davon," hat der witzige Rossini gesagt. Und so soll auch in „Nord und Süd" von der Musik nicht bloß geredet werden, sie soll selbst reden mit originalen Werken ihrer Meister. Und wie verschieden das Urteil über das musikalische Schaffen der Gegenwart auch lautet, so gibt es doch ein Gebiet, auf dem selbst die entgegengesetzten Anschauungen sich nahe kommen: das Gebiet der Kunstlyrik. Die Blüte des deutschen Liedes, die mit Schubert begann, hat auch Hugo Wolfs Ableben überdauert, und noch immer ist die Liederkunst nicht an wenig stolze Namen gebannt. Wenn man von manchen modernen Gesängen nicht mit Unrecht sagen konnte: sie seien eigentlich Klavierstücke mit zufälliger Begleitung einer Singstimme, so trifft das nur eine bestimmte, aber doch nicht tonangebende Richtung. In Wahrheit komponieren die bedeutendsten der zeitgenössischen Liederkomponisten das Gros ihrer Lieder so, daß die wichtigste Linie des Ausdrucks in der Singstimme liegt. Das Bestreben, der Dichtung gerecht zu werden, das rege Bewußtsein der Abhängigkeit vom Dichterwort hat unsere Tonlyrik im ganzen und großen von den Auswüchsen eines übertriebenen Modernismus bewahrt und ihr den Charakter des volkstümlichsten Zweiges der gegenwärtigen Tonkunst gesichert.

Die drei modernen Meister, von denen die Musikbeilage dieses Heftes je ein Lied bringt, sind eigentlich nur sozusagen im Nebenamt Lyriker. Engelbert Humperdinck hat seine größten Erfolge bisher auf dem Felde der Oper davongetragen. Sein Märchenspiel „Hänsel und Gretel" hat sich längst in das Herz des deutschen Volkes eingesungen. Andere sind vielleicht „Genies"; er aber ist ganz gewiß ein Meister, in dem wir die kennzeichnenden Eigenschaften des deutschen Musikers, gesunde Kraft des Empfindens und Zartheit des Gemütes ausgeprägt finden. Humperdinck hat im Laufe der Jahre seine großartige Kontrapunktik und polyphone Kunst zu solcher Feinheit und Durchsichtigkeit abgeklärt, daß man wirklich von ihm sagen kann, er verstehe das Geheimnis „seine Kunst zu verbergen" und die vollen Wirkungen mit dem kleinsten Kraftmaß zu erreichen. Auch in unserem Liede tritt das Vermögen, den Gefühlsausdruck in die melodische Linie zu bannen, deutlich zutage, der Klavierpart dient nur zur harmonischen Ausdeutung und Vermittlung. Das Instrument stützt die fast frei deklamierende Gesangstimme zunächst akkordisch und gibt ihr, der Steigerung des Gefühls

entsprechend, in der letzten Strophe durch Zerlegung der Harmonie und eingeführte gangartige, bewegte Mittelstimmen auch in klanglicher Hinsicht Fülle und Sattheit des Empfindens. Im Nachspiel ringt sich die wehmütige Mollstimmung beim Gedanken an die glücklichen Tage entschieden zum himmelblauen Dur hindurch.

Die beiden folgenden Lieder haben zwei Österreicher, Gustav Mahler und Felix Weingartner zu Urhebern. Wie die beiden Musiker in diesen Tagen sich als Leiter der kaiserlichen Hofoper in Wien ablösten, so folgen sie auch hier aufeinander. Mahlers Komponistenruhm gründet sich auf seine riesigen Sinfonien, um welche unter den Kunstrichtern die heftigsten Fehden entbrannt sind. Während er dort in der Fülle der Materie, in der Häufung orchestraler Mittel schwelgt, zeigt er sich in seinen Liedern fast durchaus von großer Schlichtheit. Nur in dem oftmaligen Taktwechsel und in einigen harmonischen Beizen verrät sich der Moderne. Die Begleitung ist beinahe ausschließlich Unterstreichung, kaum je Ergänzung des Ausdrucks. Die prosodische Flüchtigkeit des Dichters „O, nicht mich liebe" hat der Komponist nicht retouchiert. Es ist also Aufgabe des Vortragenden, durch einen freien Akzent auf dem „mich" die sinngemäße Betonung herzustellen. Gewährt uns Mahlers Lied das klingende Abbild einer komplizierten Natur, die sich auf eine einfache Formel zurückführen möchte, so sehen wir bei Weingartner die Simplizität als Ergebnis einer natürlichen Anlage. Auch hier wird der Ausdruck nirgends von den Ausdrucksmitteln überwuchert. Ruhige Achtelbewegung markiert die Harmonie. Im Verein mit verschlafenen Bässen gibt sie in leisem An- und Abschwellen die schwüle Stimmung des Hochsommertages wieder. Dann, wie mit einem Male, ertönt im Baß das Signal des Posthorns, das sich, sobald das im Wagen kosende Liebespaar in unsern Gesichtskreis tritt, fröhlich in den Diskant aufschwingt, mit einer feinen rhythmischen Variante (sanfter Bindung der beiden ersten Noten), und nun als helle Liebesfanfare gleichsam über ihren Häuptern jubiliert. Und das ganze sehr einfache Tongewebe ist durchwirkt bezw. eingerahmt von dem roten Faden einer in sangbaren Intervallen episch schlicht deklamierenden Singstimme. Der geistreiche Zug der Umdeutung der Postfanfare bildet gewissermaßen die musikalische Pointe und ist doch einzig aus dem Gedichte selbst entwickelt. Man sieht, wie die Poesie auch hier im kleinen als die Anregerin der musikalischen Formen sich bewährt. Technisch ohne nennenswerte Schwierigkeiten, erheischen alle drei Lieder einen den ernsten und heiteren Inhalt ausschöpfenden Vortrag und gehören somit recht eigentlich dem Genre der neuestens als Panacee gegen die Gebreste des modernen Musiklebens empfohlenen Hausmusik an.

Richard Batka.

Bücher-Besprechungen.

Experimente von Max Brod. Vier Erzählungen. Stuttgart, Alexander Juncker.

Vier Geschichten sehr verschiedener Art. Gemeinsam ist den meisten, daß die Helden eine Reform der Gesellschaftssitten und Anschauungen versuchen und bei ihren Bemühungen kläglich scheitern. Die einzige, in der der Reformator äußerlich triumphiert: „Der Hochstapler" scheint mir herzlich verfehlt. Denn so unwissend, zurückgeblieben und betörungsfähig eine aus den verschiedensten Elementen zusammengeschweißte Badegesellschaft auch sein kann, wenn sie sich auch eine Zeitlang von seiner Geschwätzigkeit und Prahlerei des Mannes, den greifbaren Schönheiten seiner Pseudogattin, einer ehemaligen Diva verrufener Lokale nasführen läßt, — so gibt es doch schwerlich eine solche Masse von Kretins, die sich von einem zwar begabten, aber doch hohlen Schwätzer fast ohne Widerspruch einreden läßt, daß „die Briefe, die ihn nicht erreichten", daß ferner Böcklinsche Bilder, endlich allbekannte Musikstücke von keinem anderen als von ihm sind. Die Art aber, wie in „Bürgerliche Liebe" ein biederer Egerländer in den Sumpf der Hauptstadt gerät und mit den anderen darin behaglich herumwatet, wie in der „Insel Carina" ein Blasierter von seiner jähen Liebe ebenso schnell geheilt wird, ist ebenso unterhaltend, wie „Die Stadt der Mittellosen" rührend ist. Es ist die Geschichte eines Ladenmädchens, das während des Sommers zum ersten Male eine volle und glückliche Liebe gespürt, das Aufhören des Sommerideals nicht überstehen mag und will. Es sind keine meisterhaften Erzählungen, als welche sie von manchen ausposaunt werden. Aber man freut sich, einem frischen Talent zu begegnen, und begrüßt gern die scharfe selbständige Auffassung, die originelle Ausdrucksweise, die doch fern ist von allzu Seltsamem und Bizarrem.

Ludwig Geiger.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren: „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Typographische Anordnung: Ernst Liebisch, Berlin O. 34, Löwe-Straße 29.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau III.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd", Berlin
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 124 Februar 1908 Heft 371

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . . Roman

Siebentes Kapitel:

In dieser Zeit lernte Agnes Feustel einen Mann kennen, den der Flickschuster aus der Wirtsstube eines Tages in die Werkstatt gebracht hatte.

Der Mann hieß Heinrich Ackermann und war seines Zeichens Weinküfer — ein großer, breitschultriger Mensch mit rotblondem Haar, einem rötlichen Vollbart und kleinen, wasserblauen Augen, mit denen er beständig zwinkerte.

Er kam ihr mit großem Respekt entgegen. Und der Flickschuster betonte bei jeder Gelegenheit, daß der Mann reichlich an die 50 Mark jede Woche verdiente.

Meister Feustel war in jüngster Zeit bei besserer Laune. Das hatte seinen guten Grund.

Der Küfer ließ es sich nicht nehmen, so oft er in die Werkstatt kam, mit großem Applomb eine Flasche Wein auf den Haustisch zu stellen.

„Sehen Sie, lieber Meister," sagte er, „ein paar Liter bleiben auch für unsereinen übrig, wenn man so ein Faß abzieht. Leben und leben lassen — das ist mein Wahlspruch."

Der alte Feustel nickte beifällig und begann plötzlich, sich auf den Kenner aufzuspielen und mit schnalzender Zunge die Proben, die der Küfer ins Haus brachte, zu kosten.

Dann geriet er in rosige Stimmung, so daß es Agnes Feustel heiß und kalt überlief — wenn er auf einmal ganz wider die Gewohnheit gegen sie weich und zärtlich wurde.

Dennoch hatte sie nichts gegen diese Besuche, die in das armselige Haus etwas Wärme und Sonnenschein brachten.

Der Küfer ließ es bei dem Weine nicht bewenden. Aus der weiten Tasche des Rockes holte er für Alexander allerhand Krimskrams hervor

— als da waren: süße Tüten, Indianergeschichten, Knallerbsen, Bleisoldaten, Bausteine — und anderes mehr.

Der Junge wollte zuerst von all den Herrlichkeiten nicht viel wissen. Aber die Mutter gab ihm gute Worte. Und die Bücher mit den bunten Bildern reizten seine Phantasie.

Agnes Feustel war ja so froh, daß ihrem Kinde etwas Liebes geschah.

Sie fühlte in tiefer Sorge, wie ihre Kräfte allmählich abnahmen. Und manchesmal glaubte sie in der Brust einen stechenden Schmerz zu spüren, so daß ihr angst und bange wurde.

Sie klagte nicht. Und nie wäre sie auf den Gedanken gekommen, ihre mühsam erarbeiteten Groschen zu Doktor und Apotheker zu tragen.

Sie suchte sich einzureden, daß es besser werden würde. Aber sie empfand deutlich, daß ihr die Arbeit sauer wurde, und daß — was ihr früher nie passiert — sie plötzlich aufhören mußte, um sich zu verschnaufen.

„Lieber Gott, hab' ein Einsehen," seufzte sie schwer, „und laß mir Zeit, bis der Junge groß geworden ist."

Das war ihr Stoßgebet, wenn sie die letzten Stücke auswand und die Waschküche hinter sich zuschloß.

Herr Ackermann kam eines Tages im schwarzen Ausgehrock in die Schusterwerkstatt und hatte ein langes Gespräch mit dem Meister Feustel.

Der kratzte sich verlegen hinter den Ohren.

„Sehen Sie," sagte er bedenklich — und dabei nahm er aus der hölzernen Schnupftabakdose eine kräftige Prise — „sehen Sie," wiederholte er, „mir wären Sie gewiß recht. Aber mit der Agnes ist das so eine Sache. Der Teufel mag aus dem Frauenzimmer klug werden — ich nicht. Die ist von Natur störrisch und läßt nicht leicht mit sich reden. Und seit sie den Jungen hat, ist nun schon gar nichts mit ihr anzufangen. Rein verhext ist das Mädel."

Nach dieser weitläufigen Auseinandersetzung entstand eine Pause, während der Herr Ackermann mit wuchtigen Schritten die Werkstatt durchmaß und nur übel seine Mißstimmung verbarg.

Der Schuster meinte gedrückt: „Sie dürfen mich nicht falsch verstehen. Was ich in der Sache tun kann, soll und wird geschehen. Aber mit diesem Querkopf von Tochter müssen Sie zuletzt selber fertig werden. Sie ist ein Racker. Ich sage es noch einmal, obwohl ich der Vater bin."

Und ingrimmig fügte er hinzu: „Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, wer den Jungen in die Welt gesetzt hat."

Herr Ackermann hatte sich zu einem Entschluß durchgerungen.

„Ich möchte," sagte er, „daß Sie Ihre Tochter heraufrufen, damit ich selber mit ihr reden kann."

Der Schuster verschwand und blieb unverhältnismäßig lange fort.

Dann kehrte er allein zurück, setzte eine gewichtige Miene auf und ließ den Gast erst eine Weile zappeln.

„Nun," fragte Herr Ackermann — und seine Stimme hatte etwas Drohendes.

„Sie sollen gegen Abend wiederkommen," rapportierte der Schuster.

„Und wie stellt sie sich überhaupt dazu?"

Der Schuster zuckte die Achseln.

„Gott mag es wissen — ich nicht."

Mit diesem Bescheide verließ Herr Ackermann das Haus.

Agnes Feustel saß zusammengekauert auf der Waschbank, die vom heißen Wasser gedunsenen Hände im Schoße.

Sie sann und grübelte — und das Herz tat ihr weh. Das alles hatte sie mit Grauen kommen sehen.

Eine wilde Angst legte sich um ihre Glieder. Arme und Beine waren ihr schwer, als wenn Bleigewichte daran hingen.

Bis auf den heutigen Tag hatte sie in stillen Träumen auf Alexander Oblomoff gewartet — all die Jahre hindurch. Und wenn die Hoffnung zu sinken drohte, so hatte sie sich im Innern wegen ihrer Kleinmütigkeit gescholten.

Aber je elender sie sich fühlte, um so stärker wuchsen die lähmenden Zweifel. Und die Furcht, sie könnte plötzlich zusammenbrechen und der Junge bliebe mutterseelenallein zurück, zehrte an ihrer Lebenskraft.

Der große, derbe Mann flößte ihr Unbehagen ein. Mit keiner Regung ihrer Seele fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Ihr Herz schlug nur einem — und der war weit weg und hatte vielleicht längst jenen Tag vergessen, an dem ihr Schicksal sich erfüllte.

Sie öffnete die Tür der Waschküche.

„Jüngele," rief sie, „Jüngele, wo steckst du?"

Nun saß er ihr gegenüber auf dem Schemel, und sie blickte sorgenvoll in das Gesicht, das dem des Vaters von Tag zu Tag ähnlicher wurde.

„Jüngele," begann sie stockend, „was meinst du dazu, — —?"

Sie hielt inne, als getraute sie sich nicht, den Satz zu Ende zu sprechen.

Eine mädchenhafte Scheu durchdrang sie.

„Jüngele," setzte sie von neuem an, „ich will dich fragen, ob ich es tun soll: Da ist einer, der will mich zur Frau, und für dich und mich will er sorgen."

Alexanders Gesicht blieb starr. Beide sahen sich stumm und mit gespannten Blicken an.

„Der Ackermann," sagte er leise.

Sie nickte nur.

Er fühlte, wie plötzlich eine große Verantwortung auf ihn gebürdet wurde. Und er empfand ganz deutlich, daß er nicht Ja und nicht Nein sagen durfte, ohne es gründlich zu überlegen.

„Ist es ein guter Mann?" fragte er — kaum hörbar.

Die Mutter hob die Achseln ein wenig empor, als ob sie fröre.

„Ich kann es nicht sagen," antwortete sie scheu. „Wer will in das Herz eines Menschen sehen. Ich kenne nur dich, Jüngele. Die anderen sind mir fremd."

„Und wenn er schlecht gegen dich ist, Mutter?"

Über seiner Nasenwurzel bildete sich eine tiefe Falte.

„Und wenn er nun schlecht gegen dich ist!" sagte er noch einmal. Und um seine schmalen Lippen zuckte es bitter.

„Er will für uns sorgen," wiederholte die Mutter. Der Junge verschränkte die Arme.

„Du mußt es selber wissen," meinte er.

Seine Augen umflorten sich. Dann ging ein Schütteln durch seinen Körper.

Und er fragte auf einmal, während sein sonst so scheues Wesen plötzlich sich auftat:

„Mutterle, verlier' ich dich auch nicht?"

„Niemals, mein Kind," erwiderte sie und küßte ihn auf die reine Stirn.

Achtes Kapitel:

Sie hatte sich eine weiße Bluse angezogen und eine schwarzseidene Schürze vorgebunden, die sie nur bei ganz seltenen Gelegenheiten trug — wie am heiligen Abend, wenn sie ihrem Jungen bescherte.

Sie saß allein mit Herrn Ackermann in der Werkstatt.

Vater und Mutter hatten sich voll Erwartung zurückgezogen.

„Es ist so, Herr Ackermann," sagte sie ruhig. „Ich habe keine Liebe . . . Oder doch," fügte sie hinzu, „ich habe eine Liebe; aber die gehört meinem Jungen und seinem Vater. Was soll Ihnen solch eine Frau! Ich habe keine Fröhlichkeit, und ich passe nicht in die Welt . . . Und dann fühle ich auch, wie ich müder werde von Tag zu Tag."

„Sehen Sie," setzte Herr Ackermann bei ihren letzten Worten ein, „das kommt von dem vermaledeiten Leben, das Sie führen. Passen Sie nur auf, wie Sie wieder jung werden — und fröhlich dazu, wenn Sie — —."

Er brach mitten in der Rede ab und blickte in ihr ungläubig, seltsam lächelndes Gesicht, das ihn befremdete.

„Na, na," meinte er, und gab seiner Stimme einen treuherzigen Klang, „Sie dürfen sich nicht über mich lustig machen. Ich bleibe dabei: Wenn das Blut stockt, ist der Mensch elend."

Er begann von seinem reichlichen Auskommen zu reden, und wie gut sie es haben würde.

„Bei jeder andren hätten Sie recht," entgegnete sie müde. „Aber mein Leben liegt eben hinter mir."

Er sagte: „Alte Geschichten sind alte Geschichten. Und nun fängt etwas Neues an."

Da erhob sie sich sehr blaß, und ihr Gesicht bekam einen finsteren Ausdruck.

„Sie irren — diese Geschichte hört niemals bei mir auf. Ich habe sie im Blut und gebe sie nicht her — für gar nichts in dieser Welt, Herr Ackermann."

„Na, na," antwortete er begütigend, „so war es nicht gemeint. Im Grunde macht es Ihnen ja Ehre, wenn ich es auch nicht begreife, wie man sich an einen hängen kann, der ein Frauenzimmer ins Unglück gebracht und dann sich davon gemacht hat.

Wie er das gesagt hatte, erschrak er vor seinen eigenen Worten.

„Niemand hat ein Recht, darüber zu sprechen," sagte sie scharf.

Und mit einem schneidenden, leisen Lachen setzte sie hinzu: „Was wissen Sie von diesem Menschen!"

Herr Ackermann nahm eine feierliche Haltung an.

„Ich weiß nichts weiter, als daß ich Ihnen gut bin. Und wenn Sie Ja sagen, sollen Sie es nicht bereuen."

Noch einmal wehrte sie sich gegen die Versuchung. Eine Stimme in ihr rief: Nein! und dreimal Nein! Aber ihre Vernunft schalt sie. Ich bin es meinem Jungen schuldig — dachte sie und seufzte auf.

Und nun trat sie ganz dicht auf ihn zu.

„Überlegen Sie es sich ernsthaft!" warnte sie eindringlich.

„Da gibt's nichts mehr zu überlegen," antwortete Herr Ackermann.

„Gut . . . Dann frage ich Sie eins: Können Sie mir die Hand darauf geben, daß Sie mit dem Jungen umgehen werden, als wenn es Ihr Fleisch und Blut wäre?"

Als er mit der Antwort flugs bereit war, wehrte sie heftig ab.

Und kummervoll sagte sie: „Antworten Sie mir nicht so geschwind, damit Sie es hinterher nicht bereuen. Denn nur um des Jungen willen könnte ich Ja sagen — und nur, wenn Sie wissen, daß dieses allein mich dazu bringt."

Herr Ackermann lächelte breit.

„Wenn der eine Teil die Liebe und der andere den Verstand hat, so gibt es eine gute Ehe."

Er wollte sie um die Hüfte fassen.

Aber Agnes Feustel litt es nicht.

Er mußte ihr die Hand geben, die sie einen Augenblick festhielt. Dabei sah sie ihn durchdringend an, so daß ihm unbehaglich zumute wurde.

Auf diese Art war das Verlöbnis zustande gekommen, gerade als der Flickschuster und seine Frau bei dem entscheidenden Wort in die Tür traten.

Der Meister holte aus dem Winkel die letzte Flasche Wein, die der Küfer bei seinem jüngsten Besuche mitgebracht hatte, schenkte die Gläser voll und wischte sich mit der groben Hand über den weißen Schnauzbart.

Alle waren in fröhlicher Stimmung — bis auf Agnes Feustel, die in tiefem Ernst das Glas zum Munde führte. Sie mochte den Wein nicht.

. . . Ihr war, als tränke sie ihr Herzblut . . .

Neuntes Kapitel:

Die Waschküche wurde zugeriegelt.

Der Küfer wollte nicht, daß „seine Frau für fremde Menschen sich

die Hände wund rieb", wie er sich in seinem jungen Ehemannsglück mit behäbigem Lächeln ausdrückte.

Und auf den Tisch kam roter und weißer Wein — wie es das Geschäft gerade mit sich brachte. Und jedes Mal, wenn er eine Flasche entkorkte, sagte der Küfer: „Hier ist es nicht wie bei armen Leuten."

Und über diesen vermeintlichen Witz konnte er sich vor Lachen schütteln.

Wenn Herr Ackermann lachte, stimmte der Flickschuster mit ein, um sich dem Küfer angenehm zu machen, nach dessen guten Tropfen er lechzte. Und die Meisterin verzog ebenfalls den breiten Mund zu einem Grinsen.

Aber der Wein ließ doch keine fröhliche Stimmung im Hause aufblühen.

Frau Agnes saß mit großen, ernsten Augen da und blickte versunken in die Weite.

Und Alexander mied den Stiefvater und drückte sich beiseite, sobald er nur seine schweren Schritte vernahm.

Er glich einem edlen Hund, der einen bösen Herrn wittert und knurrend es zu erkennen gibt, dann aber mit eingekniffenem Schwanze sich duckt, weil man ihm im Hause darob gram ist.

Niemals redete er Herrn Ackermann an. Und niemals kam das Wort Vater über seine Lippen. Und niemals brachte es die Mutter aus dem Munde.

„Ist der Mann schon zu Hause?" fragte sie scheu, wenn sie fürchtete, von ihm überrascht zu werden.

Und der Junge gab in dem gleichen Tone Antwort.

Herr Ackermann tat ihm kein Leids an.

Er fühlte sich an sein Wort wie an einen Pfahl gebunden. Das Wort schnitt ihn wie ein Strick.

Er tat ihm kein Leids an — aber auch weder mit Wort noch Blick ein Gutes.

Und Alexander spürte deutlich, wie der Küfer die großen, roten Hände in den Taschen ballte.

Er fühlte auch, wie der Mann der Mutter wehe tat, deren Augen immer größer, und deren Mund immer verschlossener wurde.

Der Junge dachte: Er möchte dich am liebsten prügeln, daß dir das Blut über den Rücken läuft.

Und wenn ein Blick des Stiefvaters ihn traf, erschauerte er in seiner kindlichen Phantasie.

Der Küfer bekam für ihn eine grauenhafte Fratze . . . So und nicht anders stellte er sich den Bösen vor, der auf der einsamen Heide den Wanderer hinterrücks überfiel.

Und dennoch richtete sich die Stärke seines Hasses nicht gegen den Stiefvater; sondern immer wieder sagte er leise zu sich selbst: An alledem ist der fremde Mann schuld, der dich und die Mutter schutz- und wehrlos zurückgelassen hat.

Wurde der Küfer rüde, so hatten auch die Flickschustersleute unter seiner gewalttätigen Art zu leiden. Dröhnend schlug er auf den Tisch und stieß unverhüllte, rohe Worte aus.

Dann nahm Frau Agnes den Jungen bei der Hand und verließ still das Zimmer.

Sie klagte nicht und machte niemals Vorwürfe. Aber sie entzog sich ihm auf ihre leise Art, gegen die der derbe Mann nicht aufzukommen vermochte.

Und nun begann er die Frau zu quälen.

Er trank sich, wenn er die Fässer abzog, Mut an und kehrte nicht selten vom Weine schwer heim.

Nahte er sich ihr dann mit seinem Begehren, so stöhnte sie in sich hinein, damit der Junge es nicht hörte, und wehrte sich mit den Kräften ihres Leibes.

Der Mann geriet außer sich.

Seine roten Backen und seine kleinen Augen glühten vom Wein.

„Willst du dich als die heilige Agnes aufspielen, du Betschwester du!" stieß er mit heiserem Lachen hervor.

Und Frau Agnes lag da — während der Schweiß aus ihren Poren brach — und maß ihn mit verängstigten Blicken.

Sie dachte mit Grauen: Täte sich die dunkle Erde auf — für mich und mein armes Kind!

In ihrer zarten Seele wuchs der Gedanke, mit dem Jungen auf den Gottesacker zu gehen und ein Ende zu machen. Denn wie sollte sich Alexander mit der Welt abfinden, wenn sie einmal die Augen schloß!

Dieses quälte sie bis zur Bewußtlosigkeit und sog ihr das Mark aus den Knochen.

Und Alexander sah, wie sie verfiel und dahinschwand. Er schluchzte in seine Kissen, bis die Augen trocken und tränenlos wurden — und wußte sich keinen Ausweg.

„Mutter, was ist dir?" fragte er. Und der wilde Junge wurde so

weich und fügsam, daß seine Güte in der Seele dieser armen Frau brannte.

Sie lächelte wund und sagte: „So lange ich dich habe, mein Kind, kann ich mit Gott nicht hadern.“

Dieses begriff er nicht.

Gott hatte für ihn aufgehört. Und in den schlaflosen Stunden der Nacht rang er mit einem, der draußen in der weiten Welt war.

Aber wo war er? — — Und wie fand er ihn — — um die große Abrechnung zu halten.

Eines Nachts hörte Alexander, wie die Mutter aufschrie.

Er horchte mit verhaltenem Atem. Aber kein Laut drang mehr zu ihm.

Eine lange Weile verstrich.

Er fühlte, wie es in seinen Schläfen und Fingerspitzen pochte.

Was war geschehen? fragte er sich dumpf.

Er schlich an das Schlafzimmer der Mutter und lauschte.

Da drinnen war es totenstill.

Lange verharrte er vor der Tür, und seine Angst wuchs.

Dann ging er auf den Fußspitzen in die Werkstatt . . .

Da hing an der Wand ein altes Gewehr, dessen er sich mühsam bemächtigte.

Und wieder schlich er sich behutsam und vorsichtig zu dem Schlafraum.

Mit zitternder Hand öffnete er die Tür.

Es war ganz dunkel.

Was sollte er tun?

War das Gewehr geladen? . . .

Sollte er losdrücken? Oder den Kolben auf das Haupt des Mannes sausen lassen?

Und während er noch überlegte, schlug die Mutter die Augen auf. Und sofort wußte sie, daß ihr Junge im Zimmer war.

„Alexander, was tust du? Was willst du?“

Und er antwortete leise — aber jede Silbe betonend: „Den bösen Menschen da will ich totschlagen.“

Sie war mit einem Satz aus dem Bett und drängte den Jungen in seine Kammer.

Sie ruhte nicht eher, bis er wieder im Bette lag. Dann kniete sie vor seinem Lager nieder und rief voller Verzweiflung: „Alexander, wie

kannst du mir das antun?! Weißt du denn, was du im Sinne hattest? — Einen Menschen totschlagen! — —"

Sie weinte jammervoll.

Er rührte sich nicht.

Sie zündete eine Kerze an und sah in seine starren Züge.

Da sagte er — und ein Grauen packte sie — „Mutter, eines Tages werde ich einen Menschen totschlagen."

Sie fand kein Wort der Entgegnung.

Sie duckte sich neben ihn in das schmale Bett und weinte unaufhörlich.

Den Jungen schüttelte es.

Dennoch blieb er stumm und ließ die Mutter in ihrer Qual.

* * *

Wer vermag in die Seelen der Menschen zu blicken — ihr Geheimnis zu enträtseln — und hinter ihr zerklüftetes Wollen zu kommen!

Der Zwiespalt, in dem sich Herr Ackermann befand, machte ihn unsicher und täppisch.

Er fühlte sich in seinen Hoffnungen betrogen und hielt sich für geprellt.

Wozu hatte er geheiratet? . . .

Ich tue doch alles, was in meinen Kräften steht, arbeite mich ab — die Frau führt ein Leben, wie sie es vorher nicht gekannt hat. Und zum Dank dafür — Prosit die Mahlzeit!

Er hatte sich gut gebettet . . .

Zuweilen überfiel ihn die Wut. Er dachte, er müßte es sich erzwingen. Dann redete er mit lauter Stimme, daß es im Hause zurückhallte, und wartete gleichsam gierig auf ein Wort des Widerspruches, um sich auf sie zu stürzen und ihr den Herrn zu zeigen.

Aber dieses Wort vernahm er niemals.

Und wieder gab es Stunden, in denen er sich aufrichtig schalt und am liebsten vor sie hingetreten wäre, um ihr die Hände zu küssen und sie um Verzeihung zu bitten. Ihr Anblick rührte ihn, und er kam sich wie ein ungeschlachter Geselle vor, der es nicht verdiente, neben ihr zu atmen.

Indessen fand er nicht das rechte Wort, konnte es nicht aus der Kehle bringen und spürte, wie linkisch und ungehobelt er war, weil er es nicht verstand, mit einer so feinen Frauensperson umzugehen.

Sieht aus wie ein Mutter-Gottesbild — und schwindet dahin wie ein Lichtchen am Christbaum . . . dachte er.

Im geheimen gab er die ganze Schuld dem Jungen. Wenn der Junge nicht wäre, würde die Frau sich ihm zuwenden — vielleicht ihm selber Kinder schenken — und alles würde zum Guten ausschlagen.

Der Junge stand ihm im Wege — mit seinem störrischen Wesen, mit seinen tückischen, funkelnden Augen und mit seinem schwarzen Zigeunerhaar, von dem eine unheimliche Leuchtkraft ausging. Wenn er ihn aus dem Hause kriegte, so hätte er gewonnenes Spiel.

Dieser Gedanke setzte sich in ihm fest wie ein Glaubenssatz, den er in der Schule gelernt hatte.

Der Mann konnte sein Wesen nicht enthüllen. Nur das Rauhe, Ungebändigte und Schamlose brach sichtlich aus ihm hervor.

Frau Agnes mochte gleichwohl den dunkelen Drang seiner Seele ahnen. Er tat ihr dann leid; denn sie fühlte sich ihm gegenüber in der Schuld, weil sie seiner Werbung — trotzdem eine innere Stimme sie gewarnt hatte — gefolgt war.

Das tiefere Unrecht indessen hatte sie gegen sich selbst begangen — gegen die eigene Natur hatte sie sich versündigt.

Und davon trug sie eine Wunde, die sich niemals schließen konnte.

Vielleicht wäre sie über den Frevel an Leib und Seele hinweggekommen, wenn der Mann den Weg zum Herzen des Jungen gefunden hätte. Denn um des Jungen willen war es ja geschehen.

So aber durchdrang sie eine Schmerzhaftigkeit und eine innere Unruhe, die von Tag zu Tag wuchsen. — Wie mit einem Makel behaftet, dünkte sie sich. Sie aß das Gnadenbrot eines fremden Mannes, vor dem ihr schauderte — mit dem sie nichts gemein hatte.

Wenn er sich ihr nur näherte, stieg ein Grauen in ihr auf. Und vor den Forderungen seiner Liebe entsetzte sie sich.

Sie saß stundenlang am Fenster — die mageren Hände im Schoß — und sann vor sich hin.

Sie hatte kein Bedürfnis nach dem Umgang mit Menschen. Und niemals griff sie zu einem Buche. Das eigene Leben war ihr ein großes Rätsel, an dem sie sich Herz und Hirn wund rieb. — Sie war zu einem Sohn gekommen — so ahnungslos, daß sie es nie begriff. — Und der Mann, den Gott für sie geschaffen hatte, war ihr nach wenigen Stunden weit entrückt.

Ihr Leib hatte eine einzige Frucht getragen, um dann zu verblühen

und zu verdorren. Dieses alles faßte ihre arme Seele nicht. — Dieses alles war so dunkel und des Geheimnisses voll, daß es sie ganz beherrschte und sie keine Menschen und keine Bücher brauchte.

Was konnten ihr die Menschen und die Bücher sagen?! ....

Aber in ihrem Grübeln kam sie zu einer Erkenntnis, die — wie sie ahnte — den Sinn des ganzen Lebens aufschloß: Ein Mensch kann nur wachsen und mit Lust atmen, wenn er Liebe findet. Sonst geht er wie ein armes Pflänzchen ein und ist um sein irdisches Leben betrogen.

Ein feines Lächeln verschönte ihre durchsichtigen Züge.

Die Stunden des Junitages blühten in ihrer Erinnerung auf, und sie meinte, die Schönheit des Daseins hätte sich trotz alledem ihr aufgetan wie keinem Menschen dieser Stadt — wenn auch nur für eine karge Frist.

Sie bangte für ihren Jungen, der Liebe brauchte und so einsam heranwuchs.

Und das Grübeln tat ihr weh, weil es sich immer um denselben Punkt drehte.

Sie schloß die Waschküche wieder auf und holte sich von den Leuten Arbeit. Die Hände träge in den Schoß zu legen — dafür war sie nicht geschaffen. Und in der Waschküche war sie unbelauscht, und der Junge konnte sich am besten dort zu ihr flüchten.

Der Küfer riß den Mund auf und wollte es nicht dulden.

„Solange ich gesunde Knochen habe," sagte er, „sollst du dich nicht schinden."

Dabei zeigte er die großen Zähne und lachte gutmütig.

Sie nahm ihn vorsichtig bei der Hand, führte ihn hinauf ins Zimmer und bestimmte ihn leise, sich zu setzen.

Er ahnte nichts Gutes.

„Laß uns wie zwei ehrliche Menschen auseinandergehen," sagte sie demütig. „Es war ein bitteres Unrecht, daß ich damals nicht bei meinem Nein blieb. Sieh, ich trage das Bild eines anderen Mannes im Herzen. Und neben diesem Bilde ist kein Raum."

Sie blickte ihn dabei mit großen, flehenden Augen an.

„Ich weiß es," fügte sie noch leiser hinzu, „daß von mir keine Wärme ausgeht. Ich weiß es — und kann es nicht ändern. Aber nun es einmal so ist — gib mich frei!"

Herrn Ackermanns rotes Gesicht wurde noch dunkler als sonst, und auf den großen Händen tauchten Flecken auf — so begann es in ihm zu kochen. Einem Krebs im heißen Wasser glich er.

„Daraus wird nichts," stieß er zornig hervor. „Ich lasse dich nicht. Das sind Weiberfaren, mit denen du mir das Leben sauer machen willst."

Und da sie beharrlich schwieg, legte er sich aufs Bitten.

Sie antwortete traurig: „Gib mich frei um deinet- und um meinetwillen. — Es geht nicht anders."

„Es muß gehen," schrie er wild auf und packte sie beim Handgelenk.

Alle Selbstbeherrschung verließ ihn.

Da machte sie sich gewaltsam los und lief in die Waschküche, die sie hinter sich zuriegelte.

In der späten Nachmittagsstunde kam Herr Ackermann unerwartet nach Hause. Mitten in der Arbeit hatte ihn die Furcht überfallen, die Frau könnte mit dem Jungen das Haus verlassen haben, und er würde das Nest leer finden.

Er atmete erleichtert auf.

Der Junge war im Zimmer. Und die Mutter war fort, um die Wäsche zu den Kunden zu tragen. Er ließ sich schwer auf den Stuhl fallen.

„Zieh mir die Schuhe aus," befahl er.

Dem Knaben stieg das Blut zu Kopfe, und er zögerte einen Augenblick.

„Hast du Watte in den Ohren?" schrie er.

Alexander bezwang sich.

Er bückte sich, während der Groll sein Herz lauter und heftiger schlagen machte.

Herr Ackermann knirschte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Der Junge mühte sich vergebens; seine Hände sträubten sich.

„Rascher," kommandierte Herr Ackermann und versetzte ihm einen leichten Stoß.

Alexander schnellte in die Höhe und rührte sich nicht mehr.

„Auf der Stelle nierderknien," befahl Herr Ackermann.

Alexander regte sich nicht.

Er stand wie angewurzelt da und sein Atem ging unruhig.

Der Küfer hob plötzlich den Arm.

„Ich zähle bis drei," sagte er in maßloser Wut — und die kleinen Augen schienen ihm aus den Höhlen zu springen.

Zähl' du bis drei — dachte Alexander — und das Herz stand ihm still.

„Eins — zwei — und — drei."

Der Arm sauste auf Alexanders dünne Schulter.

Die Zähne zusammengebissen — und keinen Laut von sich geben. Lieber sterben als Folge leisten. — Das war es, was dem Jungen durch den Kopf schoß.

„Niederknien," brüllte Herr Ackermann — und die Backenknochen traten ihm hervor.

Einer Statue gleich — kühn — und schön — stand Alexander da.

Nun kam das Ende — und mit einer feinen Wollust sah er dem Tode ins Angesicht.

Hatte der Mann die Besinnung verloren? Wie ein Rasender ging er auf den Knaben los, der in sich hineinächzte und die Schmerzen niederrang.

Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und zwischen den Jungen und den Mann trat Frau Agnes — schreckensbleich — hob die weißen Arme empor und stieß den Mann zurück, als hätte ihr Gott übermenschliche Kräfte verliehen.

Und in leidenschaftlichem Schmerze — mit funkelnden Augen — wie umgewandelt — rief sie: „Hinaus, du niederträchtiger, schlechter Mensch! Oder ich und mein Kind gehen!"

So hatte Herr Ackermann die stille Frau noch nicht gesehen.

Ihre Stimme schlug nicht über. Aber sie hatte einen Klang, der ihm ins Mark schnitt.

Und ihre drohende Haltung schüchterte ihn unwillkürlich ein.

„Gut — ich gehe," sagte er plötzlich.

Aber dann packte ihn die Wut. Mit heiserer Stimme setzte er hinzu: „Magst mit deiner Brut verrecken."

Sie hörte ihn nicht mehr. Sie atmete nur befreit auf, als hinter ihm krachend die Tür zufiel.

Sie beugte sich über Alexander, und ihre Hände glitten lind und sanft über sein Gesicht — wie Mairegen über junge Knospen.

„Jüngele, tut's weh?" fragte sie bebend.

Alexander lächelte nur und sah sie mit großen Augen unbeschreiblich an.

Zehntes Kapitel:

Wieder hüllte sie der Dunst der Waschküche ein. Und wieder hielt sie sich an die Arbeit, die ihr saurer fiel denn je, ohne daß sie es sich merken ließ.

Der Flickschuster hatte gewettert und geflucht. Er wollte um jeden Preis den Friedensstifter machen und die Tochter mit dem Küfer versöhnen.

„Hör' davon auf," sagte sie kurz, „sonst packe ich meine sieben Sachen und suche für mich und meinen Jungen anderswo ein Unterkommen."

Vor diesem Starrsinn mußte er weichen.

Aber jeden Tag, den Gott wachsen ließ, wurde er knurriger und mißvergnügter. Die Tafel wurde wieder kahler und — was ihn am meisten wurmte — der Wein des Küfers fehlte.

„Dies mag dir Gott verzeihen," sagte er in seiner tränenseligen Art. „Lange mach' ich's nicht mehr — und du bist es, die den Nagel zu meinem Sarge geschlagen hat."

Sie ließ ihn toben und widersprach nicht. Der alte Mann redete von seinem Sterben, während sie über dem eigenen Haupte die Flügel des Todes rauschen hörte.

Wie eine traurige Melodie klang während der Arbeit ihr Hüsteln. Wenn der Junge in der Waschküche war, nahm sie sich gewaltsam zusammen. Aber die Brust tat ihr dann um so weher.

Ihre Augen erhielten jenen überirdischen Glanz todkranker Menschen . . .

Und eines Tages mußte man sie aus der Waschküche in ihr Bett tragen.

Sie war still zusammengebrochen.

Und wie sie von ihrem schmerzensreichen Dasein nie ein Aufhebens gemacht — so suchte sie noch lautlos mit Freund Hein sich auseinanderzusetzen.

Alexander rührte sich nicht von ihrem Lager.

Und sie hielt wie einen letzten Trost beständig seine Hand umklammert.

Er stellte keine Fragen.

Er lauschte in tiefer Seelenangst auf ihr stoßweißes Atmen, durch das zuweilen ein unheimliches Surren klang.

Und er vernahm, wie der Tod leise und beharrlich mit dürren Fingern klopfte.

„Alexander, verschlucke deine Tränen. Die Mutter darf sie nicht sehen. Die Mutter braucht ihre Ruhe und ihren Frieden." — So sprach der Junge zu sich.

Und wie ein kleiner Held zwang er den Schmerz nieder, der in ihm tobte und das Herz ihm zerriß.

Der Arzt kam und sah mit Erbarmen in dies abgezehrte Gesicht, dem die Krankheit seine Schönheit nicht hatte nehmen können, und dessen Adel im Leiden wuchs.

Und nun stellte es sich heraus, daß die Menschen dieser Stadt doch von ihrer Reinheit wußten und von der Größe ihrer Lebensführung.

Der Arzt behandelte sie mit einer Ehrerbietung, die wie ein flüchtiger Sonnenstrahl auf den Kummer des armen Jungen fiel.

Und die Leute, für die sie all die Jahre gewaschen hatte, schickten ihr Blumen, so daß ihre armselige Kammer sich in einen Garten wandelte.

Auch der Vater und die Mutter traten auf den Zehen in das Zimmer und wagten es nicht, durch laute Worte ihre bange Ruhe und ihren mühseligen Frieden zu stören.

Sie schlug die Augen auf und sagte: „Jüngele, rück' mir näher."

Und nun begann sie ihm mit letzter Kraft zu erzählen:

„Du sollst nicht denken, daß mein Leben elend gewesen ist. Immer sollst du dir in deinem Schmerze sagen, daß die Mutter einen Tag hatte, von dem sie ihr ganzes Dasein gezehrt hat. Siehst du, Jüngele, manchen gibt Gott das Glück in kleinen Bissen. Zu mir kam es auf einmal — und in Fülle. Ich flog deinem Vater zu und hätte in selbiger Stunde den Tod auf mich genommen, wenn er es gewollt hätte. — Nur einen Tag kannten wir uns, Jüngele. Aber an diesem Tag war der Himmel klar, und mir schien es, als ob die Welt in Gold getaucht wäre. Um mich und in mir blühte alles.

Und weißt du," fuhr sie fort, „du wirst ganz wie er. Immer, wenn ich meinte, das Leben sei zu schwer — ich könnte es mit meinen schwachen Knochen nicht tragen — dann brauchte ich nur dich anzusehen, und mein Herz lachte . . . ."

„Ach, Jüngele," sagte sie, „die Menschen sind viel besser, als man denkt. Und die Welt ist schöner, als man ahnt."

Sie seufzte tief auf.

„Und nun mußt du es wissen, mein geliebtes Kind, daß die Mutter bald fortgeht. Jüngele, nicht weinen. Stark sollst du sein und mir die Hand darauf geben, daß du ein guter Mensch wirst."

Alexander verbarg den Kopf in ihrer Bettdecke, und sie legte beide Hände auf sein junges Haupt, als wollte sie es segnen.

Und ihre Lippen beteten leise, das erste Mal nach vielen, vielen Jahren.

„Jüngele," begann sie nach einer Weile von neuem — und die Worte rangen sich immer schwerer und mühseliger los — „nun mußt du mir noch eines versprechen: Jeden schlechten Gedanken an den Vater sollst du begraben. Und wenn er eines Tages doch in deinen Weg tritt, so sage ihm: Mit meinem letzten Wort — mit meinem letzten Atem habe ich an dich und ihn gedacht."

Sie wollte seinen Kopf hoch nehmen und ihm in die Augen sehen. Aber Alexander klammerte sich mit den Zähnen an die Decke und stöhnte in sich hinein.

Die Mutter durfte sein Gesicht nicht sehen, aus dem der Haß und die Bitterkeit all der Jahre gegen den fremden Mann herausgebrochen waren.

Die Mutter nahm sein Schweigen für ein gutes Zeichen und lächelte selig.

Sie schloß die Augen in Todessehnsucht und Erschöpfung.

Aber noch einmal richtete sie sich mühselig in den Kissen auf.

„Jüngele," — sie sah ängstlich nach der Tür, ob etwa irgend jemand lauschen könnte.

„Jüngele," flüsterte sie ihm ins Ohr, „in der Waschküche habe ich unter der Steinplatte etwas für dich hingelegt. Das holst du dir, wenn ich nicht mehr bin."

Nun sank sie zurück, röchelte ein wenig und schlief ein.

Die ganze Nacht wachte Alexander bei ihr. Und mitten in der Nacht — im tiefsten Dunkel trat der Todesengel an das Lager.

Ganz behutsam und sacht nahm er von ihr die Bürde des Lebens. Und bevor ihr Dasein erlosch, kam noch das Wort über ihre Lippen: „Alexander Oblomoff."

Dieses war das Sterben der Agnes Feustel.

Fortsetzung im Märzheft.

Richard Schaukal:
Rainer Maria Rilke.

Jeder wahrhaftige Künstler wandert immer wieder neue Wege zu sich selbst. Und wenn er sich erreicht hat, ist er auch immer wieder über sich hinaus gelangt.

Der Dichter, auf dessen Werk diese Zeilen weisen sollen, hat das Geheimnis jener völligen Annäherung, die alsogleich Schonwiederfortsein werden muß, im Bilde der Fontaine oft und oft mit allem Reiz des Mysteriums verkündet. Es werden viele daran nur die schöne Musik der plätschernden und wie von einem Wind geblähten Wasserschleier bewundern. Was andere nicht hindern kann, das Mehr an Seelischem zu empfinden, zu erleben, das diese Worte so leicht macht und so schwer-metallen klingend doch ins Rund der Formung fallen läßt. Kaum hat je einer seit Hölderlin und Novalis das Mystische des dichterischen Fleischwerdens des Wortes — der biblische Anklang ist nicht zufällig — der lauschenden Empfänglichkeit näher gebracht als Rilke. Dieser — neben Gerhart Hauptmann, den man bei uns in seinem aufreibenden Ringen nicht verstehen will und wohl auch nicht zu verstehen vermag — tiefste unter den deutschen Dichtern unsrer Zeit, gleich weit entfernt von der bloß „literarischen" Esoterik der gehaltlosen Zeichensprache, wie von der bloß faktischen Aktualität der konventionellen Begriffe, gestaltet in seinem wundersamen Aufstieg zu ganz freischwebender Bewußtlosigkeit das einzige dichterische Erlebnis, das Ewigkeitswert in sich trägt: das der Welterkenntnis, die die Erkenntnis Gottes ist. Es haben andre mehr oder weniger groß und nachhaltig die Ereignisse des Oberflächendaseins — wozu auch alle sogenannte Psychologie gehört — mit ihren neuen oder alten Worten bezwungen. Er hat viel mehr erreicht, hat die magische Kugel der von innen heraus erhaltenen und erhellten Einheit in seinen Worten zu schwebendem Verweilen nicht gezwungen, sondern vermocht.

Drei Bücher kommen in Betracht: „Das Buch der Bilder" — das

in seiner neuen Ausgabe[1]) ein mehr als bloß bereichertes: ein erfülltes, ein vollendetes Werk vorstellt —; „Das Stundenbuch“[2]), die große lyrische Epopöe der Trias: Gottheit, Welt, Menschheit; „Geschichten vom lieben Gott“[3]), ein wundersames Buch der Einkehr bei den Kleinen, derer das Himmelreich ist, ein Buch der Tolstoischen Metanoia, des Stehenbleibens, des Aufhorchens, Sich-besinnens, zwischen „Buch der Bilder“ und „Stundenbuch“ mitten innehaltend, wie ein Steg aus der Zeit in die Ewigkeit.

Manche Gedichtebände sind vorangegangen. Seit „Larenopfer“ (1896) den Werdenden ankündigte, „Traumgekrönt“ (1897) den Bleibenden bestätigte, haben allzu spielerische faire la main-Verse („Mir zur Feier“) und dramatische Versuche („Unser täglich Brot gib uns heut“) den Namen eines nicht gewöhnlichen Dichters weiter getragen; ein adeliges, sich zu flammenden Versen steigerndes Prosagedicht „Die Weise von Leben und Tod des Cornett Christoph Rilke[4]) (1899 geschrieben, zuerst 1906 in der Prager „Deutschen Arbeit“ veröffentlicht) schenkt sich wenigen Liebhabern. Jene drei Bücher aber sind es, die den Namen Rilke hochheben, also, daß er in der Nähe unsrer größten Lyriker steht (denn auch die Prosa der „Geschichten“ ist wesentlich „Lyrik“).

Es werden jetzt viele, vielzuviele Gedichte geschrieben. War die Tätigkeit der Heine-Geibel-Epigonen eine mehr oder minder harmlose Privatangelegenheit, so wird heute von flinken Lauschern nach rechts und links ein peinliches Spiel der halbwahren, der wach in sorgfältiger Verzücktheit taumelnden Verselei getrieben, das immer wieder andre Akteurs zu schwankender Erscheinung emporträgt (Walter Calé war der Typus dieser Leserliteraten).

Richard Dehmel und Arno Holz sind die Spitzen, die aus einer kaum mehr zu überblickenden lyrischen Mittelgebirgs- und Hügellandschaft ragen. Liliencron ist ein imponierender Ausläufer einer ältern Generation, er, wie immer bei uns, zu spät gepriesen als ein Anfang, da er doch ein Erbe mit lebendigen treuen Händen verwaltet. Stefan George, ein herb und streng umrissener Charakterkopf, repräsentiert die Kultur eines ganz auf die Verselbständigung einer durch lange Zeit

---

[1]) Bei Axel Juncker, Berlin, 1907.

[2]) In 500 numerierten Exemplaren im Inselverlag zu Leipzig, 1905. (2. Auflage 1907.)

[3]) 2. Auflage (im Inselverlag zu Leipzig) 1906.

[4]) In 300 numerierten (sumptuös ausgestatteten) Exemplaren bei Axel Juncker, Berlin, 1907.

arg verwüsteten Form gerichteten, durch Eisdecken vom strömenden Leben geschiedenen intellektuellen Eklektizismus. Hofmannsthal, umringt von charakterlosen plappernd geschwätzigen Nachahmern, hat eine leisere, weichere, dennoch ihrem Charakter nach eher romanische als deutsche, sich in Arpeggien wiegende Tonart angeschlagen; Börries von Münchhausen, der unstreitbar erste Balladensänger seit Strachwitz, steht abseits. Manche nicht allzu weit reichende Eigentöne spiegeln sich schon gebrochen im Echo der pilzartig rasch um sie aufschießenden Gefolgschaft. Viele, die noch an die ungemeinen Abenteuer der ziellosen Wanderschaft glauben, zerren ungeduldig an der Nabelschnur, die sie mit der Tradition verknüpft. Eine Übermenge von Anthologien verwirrt mehr, als sie ihn leitet, den Blick williger Genießer. Ein breites grünes Teppichrasenniveau dehnt sich schwellend. Geschickte Gärtner pflegen zärtlich originell geordnete Beete von Zucht- und Zierblumen. Sehr viel vereinzeltes Schöne kommt zu Markt. Ein wirklich künstlerisch gesteckter Strauß der Bierbaum, Falke, Scholz, Dauthendey, Vesper, Stolzenberg, Henckell, Hesse u. a. müßte wunderbar frisch und farbig geraten. Aber nicht wie in der Prosa (Emil Strauß, die Brüder Mann, Rudolf Huch, Weigand, Eduard Keyserling, Dora Hohlfeld, Schaffner, Knoop u. a.) sind die starken geschlossenen Einheiten deutlich. Und die wenigen scheinen von der eigenen Manier erschöpft (freilich kommen merkwürdige Jüngste herauf: Urbas, Geiger, Schirmer, Lieber, Brod).

Rilke ist einer der seltnen, die ihre Manier — denn das war sie, wie sein Bemühen darum noch in „Mir zur Feier“, ja im ersten „Buch der Bilder“ zeigt — zum vollgültigen Ausdruck seiner seelischen Wesenheit geschaffen haben.

Solang ein Dichter noch nicht zu sich selbst gelangt ist, wirkt sein Streben zu sich immer als Manier. Rilkes Entwicklung liegt zutage. Man kann alle seine Versuche bis zum ersten Buch der Bilder verwerfen als Vorläufigkeiten (der Liebhaber wird sie gerne rückdeutend betrachten). Kaum aber ist eine Entwicklung über ihre ersten Windungen je so rasch zur Spirale emporgeschossen. Hugo von Hofmannsthal, den man oft mit Rilke nennt, zeigt den umgekehrten Fall: einen sterbenden Frühling. Der Fluch des Unorganischen bewahrheitet sich. Rilke hat sich in sich selbst langsam zurecht gefunden, Hofmannsthal hat alle Blüten in einer Nacht prangend entfaltet: ein Blühen, das üppigsten Reichtum hatte ahnen lassen dürfen. Aber es war ein Treibhausgewächs, dessen feine Wurzeln im magern Topferdreich verkümmern. Rilkes

Werk verstreut aufwachsend Flugsamen in alle Winde. Aber die Wurzel hat sich ins Tiefste der eigenen Natur gesenkt.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Rilkes Manier auch heute noch das Spielerische pflegt. Verse wie:

Reitet der Ritter in schwarzem Stahl
hinaus in die rauschende Welt.
Und draußen ist alles: der Tag und das Tal
und der Freund und der Feind und das Mahl im Saal
und der Mai und der Wein und der Wald und
der Gral

sind hart an der Grenze des Möglichen, und wer ihnen einmal in ungnädiger Stunde scheel geworden ist, dem wird sich der Dichter nicht allzu leicht wieder befehlen dürfen.

Mir sind sehr ernste Genießer lyrischer Kunst bekannt, die unumwunden erklären, diese Verse „drehten" ihnen „den Magen um". Ich kann es ganz gut verstehen, denn ich selbst hatte immer wieder mit lebhaften Widerständen gegen das allzu leicht Hingleitende und von Stufe zu Stufe mit Geläut Abspringende vieler dieser Gedichte zu kämpfen. Aber ich habe Rilke trotzdem lieb gewonnen (das muß man wohl überhaupt, wenn man einem Dichter nahe kommen will), ich habe ihn immer wieder schätzen gelernt und bekenne seinen höchst achtbaren Widersachern ebenso unumwunden, daß ich seine dichterische Kraft und Größe heute verehre. Und ich möchte möglichst viele zu den Zaubergärten dieser einsamen und viel zu wenig beachteten Kunst geleiten.

Wir biegen die geschmeidigen Ranken schonend weg und treten ins Innere des umragten Runds. Man bleibe nur einmal bei jenen den Mißvergnügten scheinbar wehrlos ausgelieferten Versen. Haben sie nicht Musik, nicht nur die vielleicht allzu leichtsinnige der Worte, nicht nur die vielleicht allzu glatt gleitende des Rhythmus, sondern die innere einer aus dem Überfluß ins Freie drängenden Seele? Und wenn die vorzitierte Versreihe so schließt:

„und Gott ist selber viel tausendmal
an alle Straßen gestellt",

ist das nicht dichterisch? Was für ein lebendiges und bei aller Originalität der Fügung ungesucht sich aus den waghalsigen Worten ins Klare der Anschauung stellendes Bild! Die Metaphorik eines Dichters zeugt von seiner Ursprünglichkeit (oder gegen ihn; siehe das Heer der vertrackten Versemacher auf geduldigem Büttenpapier). Und der Bilder-

saal Rilkes ist eine Schatzkammer prachtvollster Metaphern. Wenn er von Gott sagt:

„Du gehst wie lauter lichte Rehe,
und ich bin dunkel und bin Wald,"

so ist das, für mein künstlerisches Empfinden wenigstens, unübertrefflich groß und immer wieder ans Heiligste der Seele greifend, sie in Andachtschauern bewegend.

Und von solchen wunderbaren einmaligen Fügungen sind die beiden Bücher übervoll. Ich will die Juwelen nicht aus der Fassung brechen. Auch sie ist reines Gold.

Denn diese beiden Bücher sind nicht bloß Sammlungen mehr oder minder schöner und bedeutsamer Gedichte, sie sind jedes ein Ganzes. Insbesondere gilt dies, da das „Buch der Bilder" vielen eher als ein geschmackvoll gefügtes Geschmeide erscheinen mag, von dem „Stundenbuch", das in die drei Teile: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode sich gliedert. Es ist als Ganzes größer noch als seine Teile, und wenn ich Rilke einen großen Künstler nenne, weise ich immer dieses Buch vor. Das „Buch der Bilder" zeugt sicherlich von einem überragenden Dichter, aber das, was einzig Ewigkeitswert gibt, erhellt aus ihm allein nicht: die bedeutende menschliche Persönlichkeit.

Man mißverstehe dies nicht. Nicht etwa soll hier der einigermaßen philiströsen Auffassung gehuldigt werden, nur der „große Charakter" könne einen großen Künstler gewährleisten. Er mag ihn nicht ausschließen, keineswegs wird er ihn verbürgen. Nur ein Name stehe für viele, diesen Irrtum zu verscheuchen: Verlaine. Aber eines ist sicher: das Artistische genügt nicht zur Größe. In Rilkes „Buch der Bilder", zumal in der durch so unnennbar schöne Cyklen wie die „Neun Blätter" „Die Stimmen" vermehrten zweiten Ausgabe, weisen Partien auf das Größere. Aber der vorherrschende Eindruck bleibt das Artistische, d. h. das rein bildnerische, „nur" künstlerisch Vollendete, das im Grunde belanglos ist. Das „Stundenbuch" aber zeigt den dichterisch erfüllten, dichterisch begnadeten M e n s c h e n , das Geschöpf.

Und dies ist mehr. Alle Dichtung, die n o t w e n d i g ist, löst ein Menschliches rein in die Form auf. Nicht die Materialspuren mögen hier betont sein. Im Gegenteil — a u f l ö s e n soll das Gedicht sein Stoffliches. Aber d a muß es gewesen sein. Nicht aus der Kunst in die Kunst — das mißverstandene „l'art pour l'art" — dichtet der wahrhaftige Schöpfer.

Das „l'art pour l'art", das ich durchaus anerkenne, besagt: Kunst für künstlerisch Empfindende. Denn Kunst ist nicht wie eine Zeitung dem Lesenden frei. Kunst will künstlerisch erlebt sein. Aber Kunst ist Seelensprache, nicht Zeremoniell. Mag diese Sprache sich stilisieren, sich verschnörkeln, sich verzärteln, sich gar verweigern: es ist doch ein Mensch, der sie aus sich herausholt. Und was dieser dichterische Mensch sei, darauf allein kommt es an. Das mehr oder minder an „Darstellung" bedingt die Wirkungsmöglichkeit seiner künstlerischen Erscheinung. Aber sich selbst, immer sich selbst hat der dichterische Mensch darzustellen. Ob dies der Fall sei, soll der andere, der Genießer empfinden. Und nun muß ich wohl Skeptikern gebührende Bewegungsfreiheit lassen. Sie wollen hier von „Geschmack" sprechen. Es sei ihnen verbilligt. Nur wird man mir erlauben, daß ich einen guten anerkenne und wie im Metaphysischen, also auch im ästhetischen „Absolutist", dem „Prinzip" zur Geltung verhelfe.

Rilke zeigt in seinem Gott suchenden, Gott erflehenden, Gott zwingenden „Stundenbuch" einen dichterischen Menschen von größten Umrissen, von erfüllter, von wahrhaftiger Seele. Das ganze Werk Dehmels ist ein gewaltiges Ringen zum dichterischen Ausdruck eines ungestümen, sich gegen die Formung wehrenden Ichs. Rilkes Werk hatte bisher nichts gezeigt als einen sich immer reiner konturierenden Dichter. Die Literaturgeschichte läßt alle bloßen „Dichter", Erdichter erbarmungslos fallen.

Was uns an unsern Großen: den Goethe, Hölderlin, Novalis, Eichendorff, Mörike, Keller immer wieder unwiderstehlich packt, ist das — von allem „Poetischen" abgesehen — wundervoll variierte Sichselbst-sagen, dies nicht in einem banal biographischen, sondern in einem ästhetisch-ethischen Sinne gemeint. Erst dann wird uns der Dichter mehr als ein angenehmes Spiel für müßige Augenblicke, wenn er ein einzigartiges Menschliches im triumphierenden Kampf um die dichterische Formung zeigt. Je vollkommener der Sieg, um so „typischer", allgemeiner erscheint uns das vollendete Werk.

Die Dichter, die ein „Interessantes" über die Form Herr werden lassen, so sehr sie uns je nach der „parallelen" Stimmung reizen mögen, bleiben hinter jenen zurück. Es ist — man kann es geruhig aussprechen — immer wieder ein enttäuschendes Genießen. Das Faktische ist bis zur höchsten Mitteilsamkeit gesteigert, künstlerisch gesteigert, aber nicht überwunden. Die großen Gedichte — so subjektiv sie geboren wurden

— sind unpersönlich. Selbstverständlich adelt eine überhaupt große, eine weithin schattende Persönlichkeit jedes an sich noch so belanglose Fragment ihres Werkes. Aber Lyrik hat sich nicht nur als persönliche „Äußerung" zu rechtfertigen, sondern als Ausdruck der Welt.

Lyrik vor allem, weil sie die unmittelbare Reaktion des dichterischen Ingeniums auf den „Reiz" der Welt darstellt, hat die Welt zu sagen in ihrer, der jeweils einmaligen Sprache. (Hieraus ergibt sich die absolute Verwerflichkeit jedes noch so feinsinnigen und kulturerfüllten Eklektizismus der Form.)

Rilkes „Stundenbuch" ist ein bedeutender Ausdruck der Welt. Und uns hat dabei nichts Persönliches von Rilke zu kümmern (wenn es uns auch hinterdrein interessieren darf; Gedichte, die erst biographischer Kommentare benötigen, sind schlechte Gedichte; aber ebenso schlecht sind alle Gedichte, die bloß von dem Echo sogenannter „allgemein menschlicher" Empfindungen leben, alle wohlerzogene Epigonenlyrik, mag sie noch so „wahr empfunden" sein). Rilkes Stundenbuch — wie schon, wenn auch freilich allzu sehr überzuckert, fast tragantartig verzärtelt seine „Geschichten vom lieben Gott" (die man nach dem „Stundenbuch" gern lesen mag; man wird manche sehr feine, sozusagen unhörbare Melodien darin vernehmen) — ist ohne Jakob Böhmes und der deutschen und der italienischen Mystiker glühende Inbrunst nicht denkbar; sicherlich: es ist ein Kulturprodukt, nichts weniger als ein primitiver Dithyrambus. Aber seine menschliche Stimme ist gewaltig, sie umspannt alle Oktaven der Empfindung, und ihr Klang ist rein und sicher.

Viele werden die geradezu unheimliche Vibration dieser Strophen, ihr atemraubendes Tempo, den genial erfühlten Ausgleich der Stimmungen und ihrer Vertonungen vorzüglich bewundern, den Musikanten preisen, den Jongleur anstaunen, die fast verrucht anmutende Keckheit dieses in deutscher Sprache trotz Rückert und Freiligrath einzig dastehenden Wortvirtuosen preisen: ich gebe alle diese Elemente als Faktoren der Wirkung zu, aber ich glaube, in diesem Buche, das viele Stücke des „Buches der Bilder" mir teils ankündigen, teils bestätigen, ein Größeres bewundern zu dürfen als alle im Grunde ja doch „nutzlose" Schönheit des Künstlerischen, des Künstlichen: das in prachtvoll aufschwebenden und melodisch fallenden Rhythmen sich immer wieder erbauende „Gesetz" der Welt, wie es eine gläubige, eine lebendige Seele aus ihren reichen magischen Tiefen verschwendend schöpft und Gläubigen

schenkt. Denn alle Kunst versagt sich dem Rationalismus und ergibt sich willig den „Armen im Geiste".[1])

[1]) Seit dieser Versuch einer Würdigung niedergeschrieben wurde, ist von Rilke ein neuer Band Verse erschienen, der „Neue Gedichte" heißt (Insel-Verlag, 1908) und den Dichter in einem abermals schön in sich selbst ausschwingenden Kreise zeigt, gleichsam wieder um eine Oktave höher: es ist ein unerhörter Reichtum an bewältigten „Motiven" gelassen ausgebreitet. Über dieses merkwürdige Buch wird noch eingehender zu sprechen sein. Es zeigt Rilke vielfach auf ganz unbeschrittenen Wegen zur Einkehr in das Geheimnis des vollkommenen, das heißt sich selbst ganz in der Existenz erschöpfenden „Dinges" (die Welt der „Dinge" erhellen auch die eigentümlich traumhaften und doch ungemein klaren Worte des erweiterten Buchs über Rodin).

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön. Mitgeteilt von Karl Theodor von Schön.

Am 26. November 1907 waren fünfzig Jahre verstrichen, seit Eichendorff aus dem Leben schied. Den Verehrern des herrlichen und wie kein anderer liebenswerten Dichters sei aus diesem Anlaß sein Briefwechsel mit einem Manne mitgeteilt, der ihn seinen herzlich lieben Freund nannte, und den er als väterlichen Freund innig verehrte.

Als Regierungsbeamter, und zwar zunächst kommissarisch mit der Verwaltung der katholischen Schul- und Konsistorialangelegenheiten Westpreußens beauftragt, kam Eichendorff zu Anfang des Jahres 1821 mit seiner Gattin Luise, geborener von Larisch, und seinen im Alter von sechs, vier und zwei Jahren stehenden Kindern Hermann, Therese und Rudolf nach Danzig. Hier fand er als Oberpräsidenten, mit dem er durch seine dienstliche Tätigkeit in die engste Berührung kam, Theodor von Schön. Die beiden Männer waren nach ihrem Werden und Wesen sehr verschieden. Schön als geborener Ostpreuße in Königsberg durch Kant und Kraus gebildet, nach einem Ausspruch Rankes nicht wissenschaftlich, aber praktisch vielleicht der bedeutendste Schüler Kants, ausgezeichnet durch Klarheit des Verstandes und Schärfe des Urteils, seit seinen Jünglingsjahren eifrig bestrebt, durch Wissen und positives Wirken dem Staate zu dienen; — Eichendorff, um fünfzehn Jahre jünger, in Schlesien geboren und erzogen, in der Zeit der Erniedrigung des Vaterlandes für den österreichischen Staatsdienst ausgebildet, Dichter von Beruf, in jungen Jahren in den Kreisen der Görres und Löben, der Arnim und Brentano heimisch, als Verfasser des phantastischen Romans „Ahnung und Gegenwart" berühmt geworden, Katholik von inniger Frömmigkeit und ein treuer Sohn seiner Kirche. Und doch bestand eine geistige Verwandtschaft zwischen ihnen: beide waren echte deutsche Idealisten mit einem starken Zuge, sich und andere aus dem gemeinen Alltag zu Höherem emporzuheben. Unter dieser Voraussetzung werden der Mann des Verstandes und der Mann des Gefühls stets einander anziehen, verstehen und ergänzen. Schön, der Kantianer, lebte der Idee des Staats, Ideenlosigkeit der Regierenden war ihm der ärgste Greuel, und Eichendorff, der für politische Dinge einen scharfen Blick hatte, ergriff mit der Begeisterung des Dichters alles, was „nach Idee schmeckte". Das geistige Niveau des Volkes zu heben, es für Wissenschaft und Kunst empfänglich zu machen, war beiden Lebensbedürfnis. Beide waren stets bereit, gegen brutalen Standesegoismus, gegen Unlauterkeit und Heuchelei „Sturm zu laufen". Der Unterschied der Religion konnte zwei solche Männer

nicht trennen. Wie wenig engherzig Eichendorff war, geht daraus hervor, daß er seine geliebte Tochter einem Protestanten zur Frau gab, und daß er in Danzig mit einem protestantischen Geistlichen, dem Dr. Theodor Kniewel, in ein freundschaftliches Verhältnis trat, das die Jahre des Zusammenseins überdauerte. Schön sagte von Eichendorff, er lebe in einem idealisierten Katholizismus, und er selbst pflegte gute und selbst freundschaftliche Beziehungen zu den Bischöfen und Klerikern seines Wirkungsbereichs, wenn sie nur die Autorität des Staates respektierten.

Was die beiden Männer zuerst einander innerlich nahe brachte und einander als geistesverwandt erkennen ließ, war das große Werk der Rettung und Wiederherstellung des alten Ordensschlosses in Marienburg. Diese Aufgabe, deren Erfüllung Schön einen großen Teil seiner Lebensarbeit gewidmet hat, erfaßte Eichendorff mit ganzer Seele, sie wurde ihm Gegenstand mannigfaltiger Tätigkeit. Er nahm sich sogleich der Verwaltungsgeschäfte an, und als im Jahre 1822 (nicht 1823, wie es in der von seinem Sohne Hermann verfaßten schönen Biographie heißt) der Kronprinz in dem wiedererstandenen großen Remter ein Fest gab, schuf Eichendorff das Gedicht „Der Liedsprecher", das als Festgruß vorgetragen wurde.

In kaum dreijährigem Zusammenwirken war dem Oberpräsidenten der jüngere Mitarbeiter bereits so unentbehrlich geworden, daß Schön, als er im Jahre 1824 an die Spitze der vereinigten Provinzen Ost- und Westpreußen gestellt wurde, darauf bestand, daß Eichendorff ihn nach Königsberg begleitete. Auf Schöns Scheiden von Danzig dichtete Eichendorff damals das Lied „Zum Abschied" (das dritte der Tafellieder). In der Stellung eines Oberpräsidialrats wurde Eichendorff nun der vertrauteste Gehilfe Schöns, sein ständiger Begleiter auf Dienstreisen. Immer mehr befestigte sich die Freundschaft beider. Auch zwischen den Familien — Schön war in zweiter Ehe mit Amalie von Langenau vermählt — entstand ein immer innigeres Verhältnis; Eichendorffs Tochter Therese wurde mit zwei von Schöns Töchtern zusammen unterrichtet, mit denen sie bis ins hohe Alter in treuer Freundschaft verbunden geblieben ist.

Eichendorff, der sich in Danzig wohlgefühlt hatte, schuf sich auch in Königsberg im Umgange mit bedeutenden Gelehrten und als Mitglied literarischer und wissenschaftlicher Vereinigungen eine angenehme Stellung. Für sein dichterisches Schaffen waren die im Osten des Reichs verlebten Jahre nicht unergiebig: in Danzig entstand das dramatische Märchen „Krieg den Philistern" und die berühmte Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", in Königsberg zuletzt noch das Trauerspiel „Der letzte Held von Marienburg", wiederum eine Frucht seiner Beschäftigung mit dem alten Ordensschloß und seiner Geschichte. Aber mit der Zeit mußte dem Dichter doch eine Veränderung seiner Stellung wünschenswert erscheinen, und Schön, so ungern er sich von dem Freunde und Gehilfen trennte, unterstützte dieses Streben. In den Briefen an Stägemann aus den

Jahren 1829 und 1830, die in der sehr wertvollen Publikation von Franz Rühl: „Briefe und Aktenstücke etc. vorzugsweise aus dem Nachlaß F. A. v. Stägemanns" abgedruckt sind, spricht sich Schöns Gesinnung gegen den Freund in schönen Worten aus.

Im Jahre 1831 wurde Eichendorff von dem ihm wohlgesinnten Minister von Altenstein als vortragender Rat in die katholische Abteilung des Kultusministeriums berufen und siedelte nach Berlin über. In dem nun folgenden Jahrzehnt sahen sich die Freunde, wenn Schön nach Berlin kam, regelmäßig wieder und waren dann fast täglich zusammen. In einem Briefe an seine Frau aus dem Mai 1842 (Aus den Papieren Schöns, dritter Band, Seite 535) berichtet Schön von seinem Eintreffen in Berlin: „Eichendorff empfing mich in meiner Wohnung. Er war ganz der Alte." Kurz darauf schied Schön aus dem unmittelbaren Staatsdienst und behielt nur die Tätigkeit für die Marienburg bei; sein bei Königsberg gelegenes Gut Preußisch-Arnau wurde später sein ausschließlicher Wohnsitz. Eichendorff widmete ihm in jener Zeit ein schwungvolles Gedicht, das bei dem im Jahre 1843 in Königsberg gefeierten Jubiläum Schöns zum ersten Male gedruckt und später in etwas veränderter Form unter dem Titel „Der brave Schiffer" in die Reihe der Zeitlieder aufgenommen wurde. In diesem Jahre kam Eichendorff, der nach Altensteins Tode seiner Stellung in Berlin überdrüssig geworden war, wieder nach Preußen, um dort Studien für eine ihm sehr willkommene Arbeit, die Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg, zu machen. Schön hatte ihn, wie auch aus einem der im folgenden wiedergegebenen Briefe Eichendorffs hervorgeht, dazu veranlaßt, und nach erhaltener Zusage beim Könige die Bewilligung der Reisekosten erwirkt. Erschienen ist das Buch 1844. In jener Zeit war Eichendorff wiederholt und lange mit dem Freunde zusammen. Seinen Wohnsitz nahm er, der in seine Dienststellung nicht mehr zurückkehrte, für eine Reihe von Jahren in Danzig, wo seine Tochter als Gattin des Hauptmanns Ludwig Besserer von Dahlfingen lebte. Später haben sich die Freunde nicht mehr gesehen, da Schön alle Pläne, Eichendorff in Berlin zu besuchen, unausgeführt lassen mußte.

In Verbindung blieben die beiden Männer aber bis zu Schöns Tode durch Briefe und mündliche Botschaften. Eichendorff sandte jede seiner Schriften dem Freunde zu, und Schön rechnete den Dichter zu seinen sehr wenigen Ganzvertrauten, denen allein er im Jahre 1840 seine politische Schrift „Woher und wohin?" mitteilte, und bei denen er seine Ansichten über den Gang der politischen Entwickelung fortlaufend gewissermaßen deponierte. Und als Schön sich mit der Sorge für ein nach seinem Tode zu entwerfendes Bild seines Lebens beschäftigte, da stand bei ihm fest, daß Eichendorff, der ihn wie kein anderer kenne, seinen Geist darüber walten lassen müsse. Zur Erklärung der Briefe, die diese Angelegenheit behandeln, sei noch folgendes bemerkt: Schön nahm zuerst Johann Gustav Droysen, mit dem er wegen Materialien zu dessen Yorckbiographie in

Briefwechsel stand, als Biographen in Aussicht und sandte, damit Eichendorff Droysen kennen lerne, die von letzterem erbetenen Schriftstücke über die Volksbewaffnung im Jahre 1813 an Eichendorff. Als später Droysen ihm nicht mehr als der geeignete Mann erschien, trat er mit Varnhagen von Ense deshalb in Unterhandlung. Als er aber erfuhr, daß die Biographieenschreiber jener Zeit alle außer dem Honorar vom Verleger auch ein solches von der Familie ihres Helden annahmen, gab er, der dies als mit der hohen Stellung des unabhängigen Gelehrten unvereinbar ansah, die Sache ganz auf und überließ die dereinstige Bestimmung darüber seinem Schwiegersohne Brünneck und seinem Sohne Herrmann. Briefe von Schön an Droysen und andere, die auf Schöns Verhältnis zu Eichendorff ein interessantes Licht werfen, hat Franz Rühl in dem „Briefwechsel des Ministers etc. Schön mit Pertz und Droysen" mitgeteilt.

Am 23. Juli 1856 starb Schön im Alter von 83 Jahren, wenig über ein Jahr darauf folgte Eichendorff, der nach dem Tode seiner Frau körperlich rasch gealtert war, ihm nach.

Es ist wohl anzunehmen, daß Eichendorff und Schön seit ihrer 1831 erfolgten Trennung in Briefwechsel gestanden haben. Erhalten sind von den Briefen Schöns leider nur zwei aus den Jahren 1835 und 1836 und einige wenige Briefkonzepte aus den Jahren 1850 bis 1855. Der Grund dafür ist der, daß Eichendorff kurz vor seinem Tode seine ganze Korrespondenz verbrannt hat. Schön, der seinerseits die Gewohnheit hatte, von Zeit zu Zeit in gleicher Weise die bei ihm angesammelten Briefe privaten Charakters zu vernichten, hat offenbar mit Eichendorffs Briefen eine Ausnahme gemacht, wofür die Nachwelt ihm nicht genug danken kann. Doch scheinen die Briefe wenigstens aus dem ersten Jahrzehnt ebenfalls nicht vollständig erhalten zu sein. Die Briefe beider aus dieser Zeit sind im 5. Bande der Publikation „Aus den Papieren Schöns" abgedruckt und müssen deshalb hier ebenso außer Betracht bleiben, wie zwei Briefe von Eichendorff und einer von Schön aus dem Januar 1854, die als Dokumente zu der Frage der Lebensbeschreibung Schöns der Vorrede des ersten Bandes der „Papiere" angefügt sind.

Die Briefe beider folgen hier nach der Zeit der Absendung geordnet. Die Schreibweise ist unverändert gelassen, nur ist durchweg die deutsche Schrift angewendet. Zum Schluß wird als ein Nachhall der Korrespondenz der Brief einen Platz finden dürfen, den Eichendorff auf die Nachricht von dem Tode des Freundes an dessen drittältesten Sohn Herrmann, den späteren Herausgeber der Papiere des Vaters, richtete.

* * *

1. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz gnädiges Schreiben v: 14t Octbr: hat mich wieder einmal in tiefster Seele erfreut, da es mir die fröhliche Botschaft bringt, daß Ew: Excellenz mit unverändertem Wohlwollen meiner gedenken und

auch in der Zurückgezogenheit über „Kohl und Rüben" hinweg noch immer mit der alten Geistes Frische und Tiefe das wunderliche Welt Spektakel draußen betrachten.

Das ist auch wahrlich ein heilloses Spektakel, und man könnte manchmal wirklich verdrießlich werden über den unbequemen Lärm, wenn es nicht eben so seyn müßte, wie eine nothwendige Naturbegebenheit, wie ein Ungewitter, das die Luft reinigt, wenn es auch zuweilen tüchtig dazwischen hagelt. Tröstlich ist es allerdings, daß der König darüber steht, wie die Sonne, die von den vorüberziehenden Wolken nicht berührt wird und zuletzt doch den dicken Nebel zerreißt. Aber gut Ding will Weile haben, u. das ist leider langweilig.

Von den armen Dichtern hoffen Ew: Excellenz doch wohl zu viel. Sie sollen freilich über ihrer Zeit stehen, wie die Könige, aber sie sind auch wieder recht eigentlich die Kinder ihrer Zeit und leben von den Eindrücken des Tages. Daher durch die gantze Geschichte die fatale Erscheinung, daß eine große Zeit immer große Dichter, eine schlechte Zeit immer schlechte oder gar keine Dichter hat, gleichwie die Vögel im Winter nicht singen, wo es gerade am meisten Noth thäte. Der Aerger wirkt blos kritisch, was immer der Tod der Poesie ist.

Für die ausführliche Aeußerung über die Lucassche Tragikomödie[1]) sage ich meinen hertzlichsten und ganz gehorsamsten Dank. Es freut mich, daß ich mir die Sache fast ebenso gedacht habe. Das ist keine Zeit zum Lawiren, da muß man in die hohe See halten, gerade die kleinen verdeckten Klippen am Strande sind der gewisse Untergang. Er und die arme Familie thun mir recht leid.

Wie weit ab liegt mein Calderon[2]) von allem diesem Getreibe! Aber ich habe viel zu tun und kann mit der Übersetzung, die mir große Freude macht, nur langsam fortschreiten. Sonst ist von mir und den Meinigen[3])

---

[1]) Der Gymnasialdirektor Lucas hatte sich bei der damals Aufsehen erregenden Disziplinaruntersuchung gegen den Oberlehrer Witt wegen publizistischen Eintretens für Johann Jacoby zweideutig benommen.

[2]) Eichendorffs Übersetzung von Calderons Geistlichen Schauspielen (Autos sacramentales) erschien in zwei Bänden bei Cotta 1846 und 1853.

[3]) Von den Kindern ist Hermann als Geheimer Regierungsrat a. D. fast 85 jährig 1900 in Bonn gestorben; — Therese vermählte sich 1837 mit Ludwig Besserer von Dahlfingen (gestorben 1858 als Major und Direktor der Divisionsschule in Neiße) und starb 1894 in Dresden;

nichts bemerkenswerthes zu melden. Mein jüngster Sohn, Rudolf, ist nun Offizier in Danzig, mein ältester, Hermann, ist als wohlbestallter Referendarius bei der Regierung in Frankfurt eingetreten, wo wir ihn, wegen der jetzt eröffneten Eisenbahn dahin, wenigstens in unserer Nähe haben. Meine Frau empfiehlt sich Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin nebst mir gantz gehorsamst.

Innigst erfreut es mich, daß Ew: Excellenz in der ungewohnten Muße so gesund und frisch sind. ich kann mir diese Ruhe sehr schön denken, wenn man ein so reiches Leben hinter sich hat und sich einen so ungetrübten Blick bewahrt. Das Traurige dabei ist nur für mich, daß ich nun keine Aussicht habe, Ew: Excellenz so bald wieder einmal hier zu sehen. Doch ich hoffe und bitte inständigst, daß Ew: Excellenz auch bei dieser Trennung fernerhin in gnädigem Andenken erhalten wollen Ihren mit wahrhafter Verehrung

bis in den Tod treu ergebenen

Eichendorff.

Berlin, den 24t October 1842.
Thiergartenstr. 5.

2. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz

danke ich gantz gehorsamst und hertzlichst für das mir in dem gnädigen Schreiben vom 26. d. Mts. erwiesene Wohlwollen und Vertrauen, das mich über alle Beschreibung glücklich macht Es bleibt dabei, von Preußen — das heißt mit anderen Worten: von Ew. Excellenz — kommt mir doch alles wahrhaft Aufregende und Erfreuliche meines Lebens. Die Wiederherstellung Marienburgs schmeckt so sehr nach Idee und ist so durch und durch poetisch, daß ich mit rechter Hertzensfreude an die Arbeit gehen will, und es soll wenigstens nicht an meinem guten Willen liegen, wenn es da nicht Funken und im Vorübergehen vielleicht manchmal auch eine gelegentliche Ohrfeige giebt. Und nun die mir so gnädig eröffnete Aussicht auf Arnau im Hintergrunde! Ew. Excellenz werden es mir hoffentlich ohne viele Worte glauben, daß diese Aussicht bei meiner Freude über die gantze Sache eigentlich die Hauptfreude ist und mich gleich von Anfang über alle etwaige Bedenken hinweggehoben hat; das soll mich wieder ein-

— Rudolf starb in Fulnek in Mähren 1891. Alle drei haben Nachkommen hinterlassen.

mal auf lange Zeit recht innerlich erfrischen. — Nur eins ist fatal dabei; wie Bleiklumpen an Flügeln, ich meine die Zahlen — hätte ich nur Geld, ich käme um so freudiger und wahrlich mit leichterem Hertzen ohne nach dem Plunder zu fragen. Doch da ich leider nun einmal keines habe und ohne Geld freilich aus der Sache nichts werden kann, so bitte ich Ew. Excellenz, hierüber gantz nach Gutdünken zu bestimmen, es wird mir alles recht sein.

Ein Verleger für die Schrift wird allerdings schwer zu finden sein, Selbstverlag für eigene Rechnung aber könnte mich schlechten Rechenmeister in große Pein versetzen; Ew. Excellenz würden mich daher durch Uebernahme des Druckes p. für Marienburger Rechnung vieler Sorge entheben.

Daß Ew. Excellenz den Winter über wieder in Königsberg sind, freut mich sehr, Ew. Excellenz müssen immer auf hoher See und über der Woge der Zeit bleiben.

Die Oberbürgermeister Geschichte von Breslau[1]) hatte ich bereits gehört und gelesen zu meiner nicht geringen Freude. Sie hat hier Aufsehen gemacht und auch wohl Aerger. Das ist nun einmal nicht anders, das Große ärgert immer und überall die Kleinen.

Meine Frau empfiehlt sich Ew. Excellenz und nebst mir, Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin gehorsamst. Und nun nehmen Ew. Excellenz nochmals meinen innigsten Dank mit der herzlichsten Bitte, fernerhin in gnädigem wohlwollendem Andenken zu erhalten

Ew. Excellenz

treuergebenen D.
Eichendorff.

Berlin, den 4t Dezember 1842
Thiergartenstr. 5

3. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz danke ich gantz gehorsamst und hertzlichst für die, mir unterm 22t d. M: gnädigst mitgetheilten Nachrichten, die mich um so mehr interessiren, da ich hier so ziemlich wie auf einer wüsten Insel lebe, wo ich den Wellenschlag der Zeit nur als ferne Brandung vernehme. Eigentlich kein unangenehmer Zustand, da diese Zeitbewegungen in un-

[1]) Die Breslauer hatten den Regierungsrat Pinder, dem nach Zeitungsäußerungen Schöns Fürsprache in Königsberg geschadet hatte, zum Oberbürgermeister gewählt.

mittelbarer Nähe oft konvulsivisch-widerwärtig sind und erst in ihren großen und massenhafteren Erfolgen wieder poetisch werden. Es ist nur schlimm, daß diejenigen, die solche Zeichen überwachen und veredeln sollten, sie nicht zu deuten verstehen oder lieber gar nicht deuten wollen, wie der Vogel Strauß, der sich auch vor dem Jäger sicher glaubt, wenn er den Kopf versteckt. Am meisten aber freut mich dabei die welthistorische Ruhe, mit welcher Ew: Excellenz fortdauernd das Gantze als ein merkwürdiges Schauspiel in freilich wahrscheinlich sehr vielen Acten, betrachten. Gott erhalte Sie noch recht lange auf dieser großartigen Warte der Zeit!

Uebrigens scheinen jene tragikomischen Ereignisse mit Böttcher[1]) die Erneuerung eines alten Gerüchts veranlaßt zu haben. Hier wenigstens geht schon wieder das Gerede, daß Böttcher nach Berlin, und Bode an seine Stelle kommen soll.

Daß mein Marienburg nun bald vom Stapel laufen soll, ist mir sehr erfreulich, besonders freue ich mich auf den Plan, der endlich einmal ein klares Bild der bedeutenden Vergangenheit geben wird. Da das Buch auf Königliche Kosten gedruckt wird, so scheint es auch mir angemessener, wenn das Pracht-Exemplar von Ew: Excellenz Selbst dem Könige überreicht wird. Aus demselben Grunde nehme ich eigentlich auch Anstand, für mich Freiexemplare zu beanspruchen, und stelle daher lediglich gantz gehorsamst anheim, inwiefern Euer Excellenz die Gnade haben wollen, mich und die Meinigen vielleicht mit einigen Exemplaren (deren ich etwa 6 zu vertheilen hätte) zu bedenken.

Neues von irgend einem Interesse weiß ich von hier aus nicht zu berichten, und so schließe ich denn, unter gehorsamster Empfehlung an Ihre hochverehrte Frau Gemahlin und Familie, mit der alten Versicherung, daß ich lebenslang mit der innigsten Verehrung und Ergebenheit bin und bleibe

Ew: Excellenz
gantz gehorsamster
Eichendorff.

Danzig, den 28t Januar 1844.
Brodbänkeng: Nro. 710.

---

[1]) Böttcher, 1842—48 Schöns Nachfolger als Oberpräsident, war mit mehr Eifer als Geschick bemüht, den in der Provinz herrschenden unabhängigen liberalen Sinn zu dämpfen.

4. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz haben vor einiger Zeit in einem Schreiben an Professor Schultz[1]) uns Hoffnung gemacht recht bald wieder nach Marienburg zu kommen. Da aber seitdem keine näheren Nachrichten darüber eingegangen sind, so glaube ich annehmen zu müssen, daß der Plan wenigstens für jetzt aufgegeben worden, was mir um so schmerzlicher ist, als ich so eben wieder eine größere Reise vorhabe, und daher auf die Ehre und Freude verzichten muß, mich noch persönlich zu empfehlen.

Ew: Excellenz wird nemlich vielleicht noch erinnerlich sein, wie ich schon längst damit umging, der bisherigen, möglichst widersinnigen Wirthschaft par distance auf meinem Gute Sedlnitz[2]) durch eine Verpachtung ein Ende zu machen. Hierzu scheint sich jetzt eine passende Gelegenheit darzubieten. Da aber die dasigen Lehensverhältnisse eine Menge, mir zur Zeit völlig fremder Förmlichkeiten und Cautelen erheischen, so habe ich mich entschlossen, schon jetzt in Oesterreich selbst mit Oekonomen und Juristen das Erforderliche zu besprechen und einzuleiten um zum nächsten Frühjahr die Verpachtung ins Leben treten zu lassen. Es wäre möglich, obgleich nicht wahrscheinlich, daß mein Schwiegersohn selbst, wenn es sehr vortheilhaft erscheinen sollte, die Pacht übernähme. Ich werde daher, um nicht zu tief in den Herbst hineinzugeraten, schon den 21. d. M. mit meiner Frau, Therese, Besserer und deren Kinde von hier nach Wien abreisen, und den Winter in Wien bleiben. Da jedoch meiner Frau, wegen ihrer wiederholten rheumatischen Uebel, Schwefelbäder dringend angeraten worden sind, so wollen wir diese Gelegenheit zugleich benutzen und in Baden bei Wien im künftigen Sommer die Badesaison mitmachen, was um so ausführbarer ist, da meine Schwester[3]) jetzt in Baden ein eigenes Haus besitzt.

Mit Schrecken und innigster Theilnahme haben wir von dem Brande in Arnau gehört, zu unserer Beruhigung aber auch vernommen, daß die Wirthschaftsgebäude — u. hoffentlich nach Wunsche wohlgefüllt, schon wieder dastehen.

Letzthin hatten wir das Vergnügen, Ihre Frau Tochter in Zoppot frisch und wohl wiederzusehn u. ich habe mich recht gefreut, in Herrn

[1]) Johann Carl Schultz, Direktor der Kunstschule in Danzig, Kupferstecher, um die Wiederherstellung der Marienburg verdient.

[2]) In Mähren.

[3]) Luise, gestorben Anfang der achtziger Jahre.

von Brünneck[1]) einen ebenso geistreichen als unterrichteten jungen Mann näher kennen zu lernen. Schade daß wir so weit von einander wohnen.

Alle die Meinigen empfehlen sich Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, auf das angelegentlichste. Es ist mir recht betrübt, daß ich nun so lange Euer Excellenz nicht wieder sehen soll. Um so hertzlicher bitte ich, mir auch in der Ferne Ihr gnädiges Andenken und Wohlwollen erhalten zu wollen.

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit Ew: Excellenz

ganß gehorsamster

Eichendorff.

Danzig d. 17. September 1846.

5. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

gnädige Zusprache habe ich bereits so lange entbehrt und schmertzlich vermißt, daß ich die ersten freien Augenblicke, welche mir seit meiner Rückkehr die erste Wiedereinrichtung, die Verheirathung meines Sohnes Rudolf und tausend andere Kleinigkeiten übrig lassen, sogleich dazu benutze, mich schriftlich wieder Ew: Excellenz Wohlwollen zu empfehlen.

Es war, wie Ew: Excellenz vielleicht noch erinnerlich seyn wird, eigentlich meine Absicht, bis zum Herbst in Baden zu bleiben. Da aber meine Tochter schon zu Ende dieses Monaths neuerdings ihre Entbindung erwartet, diese aber in der Fremde immer bedenklich und kostspielig, auch eine so weite Reise mit einem neugeborenen Passagier höchstbeschwerlich ist, so änderte jener unerwartete Umstand unseren ursprünglichen Plan, und wir sind eiligst (von Wien bis Stettin auf der Eisenbahn) schon jetzt zurückgekehrt.

Wien hat uns den Winter über durch Kunst und gewaltiges Leben und Treiben, wozu auch Jenny Lind ihr bescheiden Teil beigetragen, manchen seltenen Genuß gewährt. ich habe manche alte Bekanntschaft erneuert, Z: B: mit Zedlitz, und viele neue und interessante Bekanntschaften gewonnen, unter diesen die höchstgeistreichen Brüder Baron v. Hügel, von denen der eine der berühmte Reisende. Außerdem bin ich, als Poet, in den dasigen literarischen Kreisen zu meiner größten Ueberraschung mit einer fast stürmischen Liebe und Ehre wahrhaft überschüttet

[1]) Siegfried von Brünneck auf Bellschwitz, vermählt mit Schöns Tochter Johanna.

worden, was mir in meinen jungen Tagen gar wohl gefallen hätte, jetzt aber manchmal sehr unbequem wurde. Die politische Gesinnung habe ich sehr verändert gefunden, und überhaupt die Erfahrung gemacht, daß die öffentliche Meinung sich jetzt überall gleich sieht. Der Preußische Landtag wurde von Seiten des Publikums mit Jubel begrüßt und mit unausgesetzter Aufmerksamkeit verfolgt.

Mein Sohn Rudolf hat nunmehr seine junge Frau bereits heimgeführt, u. unseren Familienkreiß auf eine sehr erfreuliche Weise erweitert. Auch Hermann wird nach überstandenem Examen vielleicht hierherkommen; und so nationalisire ich mich denn immer mehr in dem guten alten Preußen.

Mit großer Freude habe ich bereits vernommen, daß Ew: Excellenz Sich wohl befinden. Alle die Meinigen empfehlen sich Ew: Excellenz u. Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, auf das angelegentlichste. ich aber bin und bleibe lebenslang mit innigster Verehrung u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gantz gehorsamster

Danzig, d: 9 t July 1847. Eichendorff.

6. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

gnädiges Schreiben v: 15 t d. M: habe ich zu großer Freude erhalten, und die Freiheit und der würdige Ernst, womit Ew: Excellenz das jetzige Treiben von den Höhen des Lebens betrachten, hat mir wahrhaft wohl gethan, um so wohler, als man in den Staubwirbeln dieser Zeit fast nur dummglotzenden Augen oder leidenschaftlich verzerrten Parteigesichtern begegnet. Besonders merkwürdig war mir, was Ew: Excellenz über den Mangel hervorragender Charaktere u. über den tragischen Typus des Windisch-Graetz ebenso schön als treffend sagen. Bei dem letzteren hat in der That die Vorsehung eine Tragödie versucht, aber die großartige Anlage ist, wie es scheint, an der im Grunde doch nur ordinairen Natur des Mannes gescheitert. Bei R: Bluhm[1]) war wenigstens der Schluß ächttragisch. Es ist überhaupt auffallend, wie in jetziger Zeit alle Individuen verschwinden, alles ist allein auf die Massen gestellt. Und doch ist die Masse nur eine Idee, die, wie das Königthum, die Freiheit

[1]) Robert Blum.

u:s:w:, wenn sie wirklich in's Leben treten soll, individuell, persönlich werden muß. Wird eine solche welthistorische Persönlichkeit endlich in Deutschland erscheinen?

Die Dichter sind eigentlich am schlimmsten daran. Wir alle stehen den Dingen noch allzunah, um sie poetisch aufzufassen und ruhig gestalten zu können. ich fühle das an mir selbst. Das Pöbelregiment ist dumm, das Säbelregiment noch dümmer, und so ärgere ich mich, ich mag mich stellen wie ich will, täglich tausendmal; u. der Aerger ist eine schlechte Muse.

Doch genug von diesen Dingen, die man Gott anheimgeben muß, wenn man, wie ich, nichts dagegen und nichts dafür thun kann.

Für die liebevolle Theilnahme an dem uns, durch den Tod meiner, uns allen sehr liebgewordenen Schwiegertochter, betroffenen Trauerfall, sage ich meinen hertzinnigsten Dank. Unser armer Rudolf war trostlos, und es ist in der That ein Glück für ihn, daß das unruhige Treiben, in dem er gegenwärtig lebt, ihm keine Zeit zum Grübeln läßt. Er steht jetzt in Liegnitz, soll aber, wie es heißt, mit seinem Regiment nach Schleswig kommen. Mein ältester Sohn ist Regierungsassessor in Potsdam, und erwartet die Dinge, die da kommen sollen. Therese ist jetzt bei ihrem Manne in Berlin, ich aber bin mit meiner Frau u. den Kleinen noch immer hier in Dresden. Berlin war, wie Ew: Excellenz wissen, niemals mein Eldorado, am wenigsten jetzt in der hochseligen Wirthschaft des Belagerungszustandes, wo aller alter Sauerteig sich wieder aufbläht. Und so habe ich mich denn kurz entschlossen, auch den Winter hindurch hier zu bleiben, da überdem Dresden in der That ein reitzender Ort ist, der alle, besonders literarische, Vortheile einer großen Stadt, ohne deren Uebelstände, darbietet.

Sehr betrübt hat uns Alle die Nachricht von der öfteren Kränklichkeit Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, u. meine Frau sich angelegentlichst empfiehlt. Hoffentlich sind es keine bedeutenden Unfälle u. nur die gewöhnlichen Wintertücken.

Mit dem hertzlichsten Wunsche für Ihr allerseitiges Wohlergehen in innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew. Excellenz

gantz gehorsamster
Eichendorff.

Dresden, den 25t Januar 1849.
Johannisstraße Nro: 12.

7. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

beeile ich mich, für die gnädige Teilnahme, womit Sie nach unserem Geschick in den Dresdner Wirren fragen, meinen innigsten u. gehorsamsten Dank abzustatten.

Glücklicherweise wohnten wir, der frischen Luft wegen, schon in der Neustadt, als der Aufruhr, der eigentlich nur die Altstadt erfaßte, ausbrach. Die ersten zwei Tage hielten wir tapfer aus. Da aber der Kampf von Stunde zu Stunde immer ernster und bedenklicher wurde, und ein, gar nicht unmöglicher unglücklicher Ausgang desselben auch für die Neustadt das Aeußerste befürchten ließ, so zogen wir, auf dringendes Anrathen und in Gesellschaft unserer hiesigen Hausgenossen, uns auf einen Weinberg bei Meißen zurück, von dessen hochgelegener Villa wir den Kanonendonner sehr gut hören konnten, und bei Tag und Nacht die Feuer in Dresden aufsteigen sahen. Ein herrlicher Aufenthalt, der uns sehr erfreut haben würde, wenn uns nicht die Sorge um so manchen uns liebgewordenen Bekannten in Dresden in peinlicher Spannung erhalten hätte. Indeß wurde auch dieser stille Platz durch die beständigen Zuzüge bewaffneter Freischaaren gar bald unsicher, wir verließen daher nach einigen Tagen den schönen Weinberg wieder, und begaben uns nach Cöthen, um dort bei Verwandten das Fallen der tosenden Wasser in möglichster Nähe abzuwarten. Von Cöthen kehrten wir endlich vorgestern wieder nach Dresden zurück, wo jetzt durch das beliebte Haus-Mittel des Belagerungszustandes die alte Ruhe, wenigstens äußerlich, wieder hergestellt ist.

Ew: Excellenz sehen also, daß wir, Gottlob, so ziemlich unangefochten durch diese heillose Klopffechterei hindurchgekommen sind.

Höchst interessant waren mir die genialen Grundzüge, welche Ew: Excellenz zur endlichen nachhaltigen Ordnung der Dinge und Vernichtung des höllischen Reichs entwerfen, und die ein merkwürdiges Zeugnis von der unverwüstlichen Frische Ihres Geistes geben. Aber werden die Fürsten jemals auf solche Gedanken verfallen? ich muß gestehen, ich befürchte das Dümmste, und also auch das Gräßlichste, wenn nicht der liebe Gott, der von Zeit zu Zeit auf Seine Weise die Weltgeschichte dichtet, nicht durch sogenannte Zufälle und Ereignisse unerwartet Alles anders lenkt, als der Mensch denkt.

Sehr erfreulich war uns die Nachricht von dem allerseitigen Wohlergehen in Arnau. Meine Frau (meine Tochter ist jetzt auf einige

Wochen in Berlin) empfiehlt sich Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, auf das angelegentlichste, ich aber bin und bleibe mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganz gehorsamster
Eichendorff.

Dresden d: 2t Juny 49.
Königsbrücker Straße 13.

8. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

danke ich ganz gehorsamst und herzlichst für die gnädige Mittheilung der Drucksachen,[1] die ich mit dem größten Interesse gelesen habe, und als ein Denkmal Ihrer in allen Stürmen unverwüstlichen Geisteskraft aufbewahre. Besonders schlagend und großartig durchgeführt erscheint mir darin der Grundgedanke von dem wesentlichen Unterschiede zwischen dem wahren Staat und der falschen Nationalität, an der die Frankfurter Nationalversammlung so jämmerlich zu Grunde gegangen ist. Leider befürchte ich nur, daß dasselbe Thema jetzt, wenngleich mit anderen Variationen und im verkleinerten Maßstabe, abermals durchgespielt werden wird: eine reinpreußische Nationalität mit einem Staat aus der obligaten guten alten Zeit vor 1807. Es ist doch kein Zopf so ungeheuer, für den nicht irgend ein Deutscher Kopf paßte. Die Schrift sagt: es muß Aergerniß seyn, aber wehe dem, der es giebt. Und so muß es sicherlich auch Hefen geben, um die neue Zeit auszugähren, aber wehe der Zeit, die sich als bloße Hefe verbrauchen läßt! Wahrlich, wenn ich jünger und reicher wäre, als ich leider bin, ich wanderte noch heut nach America aus; nicht aus Feigheit — denn die Zeit kann mir persönlich eben so wenig etwas anhaben als ich ihr — sondern aus unüberwindlichem Ekel an der moralischen Fäulniß, die — mit Shakespeare zu reden — zum Himmel stinkt.

Von meinem sonstigen Lebenslaufe ist eigentlich gar nichts zu berichten. Keudel[2]) wird wohl auf seiner Heimreise seine Aufwartung ge-

[1]) Schön hatte 1848 die Schrift „Staat oder Nationalität?", 1849 ein paar politische Aufsätze, deren einer „Das schmählige Ende der deutschen Nationalversammlung" behandelt, drucken lassen.

[2]) Rudolf von Keudell auf Launinken, Verfasser von Romanen und Novellen, teilweise mit politischer Färbung, ein Freund des Schönschen Hauses.

macht und vielleicht erzählt haben, daß wir uns hier körperlich ganz wohl befinden, so gut es in diesem Aprilsommer möglich ist. Wie die Engländer auf den Continent, so gedenke auch ich etwa Mitte September wieder nach Berlin zu gehen um zu sparen, da ich dort freie Wohnung habe. Wollte Gott, daß mir dort endlich einmal wieder die Freude und Ehre zu Theil würde, Ew: Excellenz wiederzusehen! Diese Entbehrung der schönen Marienburger Tage ist das Eintzige, das ich, aber auch tiefschmertzlich, bei meiner Verpflantzung nach Westen bedauere.

Alle die meinigen empfehlen sich Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, auf das angelegentlichste; ich aber bin immerdar mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Dresden, den 1t August 1849.
Königsbrücker Straße 13.

9. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

danke ich gantz gehorsamst und hertzlichst für die gnädige Mittheilung des „Preußischen Rheinlands". ich habe den geistreichen Aufsatz mit großem Interesse gelesen und mit Freuden darin den gründlichen Haß gegen alles Gemeine wiedererkannt, der von jeher Ew: Excellenz Leben und Wirken groß und Segensreich gemacht hat. Wenn Ew: Excellenz nicht anders darüber befehlen sollten, werde ich den Aufsatz als ein hochverehrtes und theueres Andenken bewahren.

Wohl bedarf man solcher Hertzstärkungen in dieser Zeit, um nicht übergerannt zu werden, wo Gedanken und Unsinn, Gemeines und Ideales auf Tod und Leben miteinander ringen. Die Sache hat etwas durchaus Dramatisches, und gäbe oft das köstlichste Thema zu einem neuen Philisterkriege, wenn einerseits der Kampf nicht zu tragisch wäre zum Spaß, und wenn man andererseits menschlicherweise in den ungeheueren Staubwirbeln die poetische Ruhe behaupten könnte, um eben Alles nur als ein bloßes Schauspiel zu betrachten. Das Gute wenigstens hat diese Zeit, daß sie alles zum Spruche bringt. Aber wann werden die Acten Spruchreif werden? Die Englische Revolution hat fast zweihundert Jahr gedauert, und die französische ist bis heut noch nicht zu Ende.

Ueber das verhängnisvolle „Schwören oder Nichtschwören"[1]) bin ich gäntzlich Ew: Excellenz Meinung. Noch sind die Loose nicht gefallen.

Unter so verzweifelten Umständen habe ich mich nach Spanien zurückgezogen, und übersetze wieder Calderons Autos. Meine projectirte Geschichte der Romantik hat sich in mein, Ew: Excellenz bekanntes Büchlein über die Romantik[2]) aufgelöst. Dort habe ich die Seele derselben, wie sie mir erschienen ist, zu bezeichnen gesucht; ihren Leib, Büchertitel, Biographien der Dichter und s:w: haben schon Andere hinreichend und besser beschrieben, als ich es könnte. Dagegen treibe ich jetzt Vorstudien zu einer ähnlichen Geschichte des deutschen Romans. Ob und wann ich damit zu Stande komme, weiß Gott. Das Publicum und die Verleger sind jetzt allzu politisch für solche Dinge.

In meiner Familie hat sich nichts verändert, als daß mein Sohn Hermann als Assessor in Potsdam endlich Diaeten erhält. Rudolf steht noch immer wie eingewurzelt in Liegnitz. Alle empfehlen sich auf das angelegentlichste Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse.

Recht innig hat uns die Erwähnung des Familien Congresses von Groß und Klein zu Weihnachten in Arnau erfreut.

Möge Gott Ew: Excellenz noch recht viele so fröhliche Weihnachten bescheeren, und mir immerdar Ihr mich hochbeglückendes gnädiges, ja ich darf wohl zu sagen wagen: freundschaftliches Andenken erhalten.

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gantz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, d: 24 t Januar 1850
im Cadettenhause.

10. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich durch das ehrende Vertrauen, womit Sie mich zum Spiritus rector Ihres literarischen Nachlasses berufen, auf das tiefste erfreut und

[1]) Schön fand es bedenklich, daß der unter dem Einfluß von Ultraaristokraten stehende König eine dem Volke ein größeres Selbstbestimmungsrecht verheißende Verfassung beschwören solle.

[2]) „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland." Leipzig 1847.

zugleich wehmüthig erschüttert. Ja, aus voller Seele schlage ich in die mir so freundlich dargebotene Rechte ein, und brauche wohl nicht erst mit vielen Worten zu versichern, daß ich mit aller Treue und Pietät wahrhaftiger Verehrung, Freundschaft und Dankbarkeit alles was in meinen Kräften steht, aufbieten werde, von Ew: Excellenz großartigem Wirken, Sinnen und Trachten der Nachwelt ein würdiges Bild zu überliefern — wenn ich Ew: Excellenz überleben sollte, und Droysen seinerseits eben so bereit ist, die vorgeschlagene Ehe mit mir einzugehen. ich kenne Droysen persönlich gar nicht, und von seinen Schriften leider nur eine sehr gute Uebersetzung des Sophokles, darf mir daher über ihn kein bestimmtes Urtheil erlauben. Aber er ist, soviel ich weiß, geistreich, ehrlich und wacker, und das würde hier vollkommen zureichen. Jedenfalls aber wünsche und hoffe ich zuversichtlich, daß Ew: Excellenz noch recht viel Materialien sammeln, und deren Sichtung noch lange, lange hinausgeschoben bleibt!

Im Oeffentlichen geht es jetzt recht wie auf dem Polnischen Reichstage, schlau und lau, und Alles halb, halbe Constitutionen, ein halbes Deutschland u.s:w: Nun Gott bessere es!

Alle die Meinigen empfehlen sich Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, auf das angelegentlichste; ich aber bin Lebenslang mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, den 13t Februar 1850
Im Cadettenhause.

11. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

muß ich zunächst wegen dieser Verspätung meiner Antwort um gnädige Nachsicht bitten. ich wollte nemlich damit die Ankunft des Professor Droysen abwarten, um dann Ew: Excellenz sogleich über das Resultat unserer mündlichen Besprechungen Bericht abstatten zu können. Allein ich wartete von Tag zu Tag vergeblich, Herr Droysen ist bis heut noch nicht gekommen, und da jetzt, so viel ich weiß, auf allen deutschen Universitäten die Osterferien zu Ende gegangen sind, so wird er wohl nun auch nicht mehr kommen, und seinen Ausflug nach Berlin wahrscheinlich

Heft 371
Jahrgang
1 9 0 8

Gainsborough: Mrs. Robinson
Zum Essay von Fritz Stahl.

bis zu den längeren und allerdings bequemeren Sommer Ferien ausgesetzt haben. ich werde daher, wenn Ew: Excellenz nicht anders befehlen, Alles was ich ihm mittheilen sollte, einstweilen noch bei mir bewahren.

Inzwischen habe ich diese Papiere mit großer Freude durchgelesen. Welcher Abstand zwischen jener Zeit, wo man klar wußte was man wollte, und der heutigen, wo das Keiner recht zu wissen scheint, und wo man die Deutsche Einheit frischweg mit der deutschen Entzweiheit anfängt! Ladenbergs Regimentirung der Künste und Wissenschaften, sowie Marienburgs Stellung unter polizeiliche Aufsicht sind allerdings überaus schätzbare Symptome jenes allgemeinen Konfusionsfiebers. Es wird wohl, nachdem sich Deutschland mit großer Anstrengung vor ganz Europa wieder einmal hinreichend lächerlich gemacht, Alles getrost beim Alten bleiben, wenn nicht etwa der liebe Gott mit irgend einer unverhofften Weltbegebenheit regimentirend dazwischenfährt. Bis dahin aber kann es noch viel moralischen Ekel und Langeweile geben.

Um mich dagegen möglichst zu stählen, habe ich das Freie gesucht, und seit einigen Tagen mit Frau und Kindeskindern in Carlsbad, d. h. auf dem Berliner Carlsbade vor dem Potsdamer Thore, eine Sommerwohnung mit Garten bezogen, wohin uns denn auch so eben der Frühling mit Nachtigallen und anderem Zubehör endlich nachgefolgt zu sein scheint.

Alle die Meinigen empfehlen sich Ew: Excellenz u. Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin, der ich gehorsamst die Hand küsse, auf das angelegentlichste.

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit
Ew: Excellenz

gantz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, den 19t April 1850
Auf dem Carlsbade, Nro: 4.

12. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

werden ohne Zweifel mein letztes gantz ergebenstes Schreiben erhalten und daraus ersehen haben, daß ich den Professor Droysen zu Ostern vergeblich hier erwartete. Gestern endlich hat sich derselbe gantz unerwartet bei mir eingefunden, indem, wie er sagt, die Erfurter Geschichte seine Herkunft zu Ostern unmöglich machte. Er ist ein langbärtiger, noch

ziemlich junger, lebhafter und höchstunterrichteter Mann, für dessen interessante Bekanntschaft ich Ew: Excellenz sehr dankbar bin. ich habe ihm sogleich alle für ihn bestimmten Papiere eingehändigt, und unser Gespräch betraf natürlicherweise fast ausschließlich seine vorhabende Arbeit, für die er rechten Sinn und Liebe gefaßt zu haben scheint. Da er aber schon in diesen Tagen wieder nach Kiel zurückkehren und erst von dort aus an Ew: Excellenz schreiben will, so wollte ich nicht unterlassen, meinerseits noch vorher über unsere Zusammenkunft ganz gehorsamst Nachricht zu geben. Das eigentliche und einzige Resultat derselben war nemlich der dringende Wunsch Droysen's, daß Ew: Excellenz die Gnade haben möchten, ihm gegen die Zusicherung gewissenhafter Discretion und Secretirung, schon jetzt Alles mitzutheilen, was Ew: Excellenz über Ihre Geschichte und Wirksamkeit dort gesammelt, selbst schriftlich aufgesetzt, oder sonst an betreffender Correspondenz etwa vorräthig haben, damit er schon vorläufig das Gantze überblicken, den Plan entwerfen, und bei etwaigen Bedenken und Zweifeln bei Ew: Excellenz sich nähere Aufklärung erbitten könne.

Die Erfüllung dieses Wunsches scheint allerdings auch mir für die Sache sehr fördersam, ich weiß aber nicht, inwiefern sie Ew: Excellenz Absichten und Neigung entspricht, und stelle daher gantz gehorsamst anheim, den Droysen darüber unmittelbar nach Kiel näher bescheiden zu wollen.

Hier wimmeln jetzt die Fürsten; von ihren Thaten und Rathen aber vernimmt man bis jetzt noch weiter nichts, als beständiges Gerassel gläntzender Equipagen und vielerlei Soldatenspiel.

Durch Fräulein Butte hören wir zu unserer großen Freude, daß sich in Arnau Alles wohlbefindet. Gott erhalte es ferner so!

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gantz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, den 12 t Mai 1850.
Auf dem Carlsbade. Nro: 4.

Fortsetzung in der März-Nummer.

Die kulturellen Werte des Theaters.

Thomas Mann: Versuch über das Theater.

II.

Ich habe mich hier, ungelehrt, anspruchslos und für meine Person, mit der Anschauung auseinanderzusetzen, als ob dem Drama im Reiche der Dichtkunst der Vorrang gebühre. Ich überlege im voraus, daß heute, zur Zeit der Zwischengattungen, der Mischungen und Verwischungen, des autonomen Künstlertums, — daß es heute, wo kaum Grenzen festzuhalten sind, eine Narrheit ist, auch noch von Rangordnung zu reden. Aber selbst davon abgesehen, ist der Vorrang des Dramas eine Anmaßung, um es herauszusagen, und die ästhetischen Gründe, mit denen er verteidigt wird, sind akademisches Gerümpel.

„Das Drama," sagte der Oberlehrer, „ist das Höchste, denn es ist die Dichtungsart, welche die übrigen in sich vereinigt." — Sehr gewiß. Und zwar dergestalt, daß es zuweilen gerade das Epos ist, was eigentlich aus dem Drama wirkt. Ich denke an Wagner (wer dächte nicht unausgesetzt an ihn, wenn vom Theater die Rede ist?). Ich habe oft Mühe, ihn als Dramatiker zu empfinden. Ist er nicht eher ein theatralischer Epiker? Keins seiner Gebilde verleugnet im Untertone das Epos, und von den schildernden musikalischen Vorspielen zu schweigen, so habe ich stets seine großen Erzählungen am meisten geliebt, eingerechnet die Nornenszene der „Götterdämmerung" und das unvergleichlich epische Frage- und Antwortspiel zwischen Mime und dem Wanderer. Was ist der dramatische Wotan, den wir im „Rheingold" auf der Bühne sahen, verglichen mit dem epischen in Sieglindens Erzählung vom Alten im Hut? — Grillparzer verwarf das mehrteilige Drama als Form. Das Drama sei eine Gegenwart, es müsse alles, was zur Handlung gehöre, in sich enthalten. Die Beziehung eines Teiles auf den anderen gebe dem Ganzen etwas Episches, wodurch es freilich an Großartigkeit ge-

w o n n e . . . Aber das ist die Wirkung des „Ringes“! Und ich begreife nicht, wie man im „Leitmotiv“ ein wesentlich dramatisches Mittel erblicken kann. Es ist im Innersten episch, es ist homerischen Ursprungs....

Dies nebenbei. Aber angenommen, daß eine größere Zusammengesetztheit der Wirkungsarten einer Kunstgattung ihren vornehmeren Rang bewiese: sind im Roman nicht Lyrik und Drama beschlossen, so gut wie im Drama Epos und Lyrik? Ist der Roman nur Deskription und äußere Gegenständlichkeit oder nicht etwa auch Seele, Leidenschaft, Schicksal? Bietet er nicht die lyrische Kontemplation des Monologs und die stürmische Bewegung der Wechselrede? Gibt er nicht Mienenspiel, Gestenspiel, pittoreske Sichtbarkeit? Wo ist der Dramenauftritt, der eine moderne Romanszene an Präzision des Gesichtes, an intensiver Gegenwart, an W i r k l i c h k e i t überträfe? Sie ist t i e f e r, behaupte ich, diese Wirklichkeit, im Roman, als im Drama. Nietzsche bemerkt, die Kunst gehe von der natürlichen Unwissenheit des Menschen über sein Inneres in Leib und Charakter aus. „In der Tat,“ sagt er in dem skeptischen Aphorismus vom „Geschaffenen Menschen“, „in der Tat verstehen wir von einem wirklichen, lebendigen Menschen nicht viel und generalisieren sehr oberflächlich, wenn wir ihm diesen und jenen Charakter zuschreiben: Dieser unserer sehr unvollkommenen Stellung zum Menschen entspricht nun der Dichter, indem er ebenso oberflächliche Entwürfe zu Menschen macht (in diesem Sinne ‚schafft‘), als unsere Erkenntnis der Menschen oberflächlich ist. Es ist viel Blendwerk bei diesen geschaffenen Charakteren der Künstler . . . Der erdichtete Mensch, das Phantasma, will etwas Notwendiges bedeuten, doch nur bei solchen, welche auch einen wirklichen Menschen nur in einer rohen, unnatürlichen Simplifikation verstehen . . . Sie sind also leicht bereit, das Phantasma als wirklichen, notwendigen Menschen zu behandeln, weil sie gewöhnt sind, beim wirklichen Menschen ein Phantasma, einen Schattenriß, eine willkürliche Abbreviatur für das Ganze zu nehmen.“ Dies trifft, wie mir scheint, für das Drama in weit höherem Maße zu, als für den Roman, wie denn der große Erkenner und Entlarver des Künstlers den Dramatiker auch besonders nennt. Der Vorwurf der rohen Simplifikation und willkürlichen Abbreviatur, der Oberflächlichkeit, des Schattenhaften und der mangelhaften Erkenntnis ist beim Roman weit weniger am Platze, als beim Drama; es ist kein Zufall, daß sich im Schauspiel und nicht im Roman jene stereotypen und in bezug auf individuelle Vollständigkeit überhaupt völlig anspruchslosen Figuren und Vogelscheuchen des „Vaters“, des „Liebhabers“, des „Intriganten“, der

„Naiven", der „komischen Alten" entwickelt haben, und es ist ein Gleichnis, daß auf der älteren Bühne die Darsteller dem Publikum nur im Profil und von vorn, aber niemals von hinten sich zeigen durften. Der Roman ist genauer, vollständiger, wissender, gewissenhafter, tiefer, als das Drama, in allem, was die Erkenntnis des Menschen als Leib und Charakter betrifft, und im Gegensatz zu der Anschauung, als sei das Drama das eigentlich plastische Dichtwerk, bekenne ich, daß ich es vielmehr als eine Kunst der Silhouette und den erzählten Menschen allein als rund, ganz, wirklich und plastisch empfinde. Man ist Zuschauer bei einem Schauspiel; man ist mehr, als das, in einer erzählten Welt. Ich weiß nicht, ob je einem Dramatiker die Genugtuung geworden ist, aus seinem Publikum den Gruß zu vernehmen: „Wir leben mit deinen Menschen, wir kennen sie ganz, sie sind uns vertrauter noch, als die Nächsten, Liebsten"? „Ich habe deinem Helden einen Abend lang zugesehen, und im vierten Akt hat er mich ungemein erschüttert," — das ist alles, was man dem Dramatiker sagen kann. Viel mehr, als der Roman, kommt das Schauspiel der natürlichen Unwissenheit des Menschen über den Menschen entgegen. Es ist eine Kunst für solche, die auch im wirklichen Leben gewohnt sind, eine Handlung für einen Charakter, fremdes Schicksal für ein Objekt des Gaffens und eine rohe Vereinfachung, das Produkt ihrer egoistischen Erkenntnisträgheit, für den ganzen Menschen zu nehmen. Es ist eine Kunst für die Menge . . .

Aber der Oberlehrer meinte es anders? Er hatte seinen Friedrich Theodor Vischer gelesen und bewegte bei sich das berühmte Zitat: „Wenn nun, was in der Lyrik gewonnen ist, diese subjektive Durchdringung der Welt, sich vereinigt mit dem, was das Epos durch seine Objektivität voraus hat, wenn die von dem Weltinhalte erfüllte Brust diesen wieder entläßt, daß er sich als gegenständliches, aber aus dem Innern geborenes Bild ausbreite, so kehrt der Kreis der Poesie ganz gefüllt in sich zurück — das Drama ist die Poesie der Poesie" —? Allen schuldigen Respekt. Jedoch den Roman hat Goethe eine „subjektive Epopöe" genannt, in welcher der Dichter sich die Erlaubnis ausbitte, die Welt auf seine Weise zu behandeln, und Vischers Definition des Dramas paßt Wort für Wort auf den Wilhelm Meister, während sie auf jedes zweite Drama — nicht paßt. „Der Dichter," sagt er, „spricht im Drama durch Personen, in die er sich verwandelt, und die er gegenwärtig vor uns auftreten läßt, sein Inneres aus." Das trifft auf so manchen großen und kleinen Fall nicht zu. Nähme man es aber als ideale Regel hin, so wäre der Unterschied

zwischen Epos und Drama dieser, daß der erzählende Dichter nicht nur durch die Personen, sondern auch durch die Dinge sein Inneres ausspricht, — woraus sich zum mindesten ergibt, daß der Erzähler mehr zu tun hat, als der Dramatiker, nämlich all das noch, was diesem der Schauspieler, der Regisseur, der Maler, der Maschinist und selbst der Musiker abnehmen. Beim Theater dagegen herrscht Arbeitsteilung (meinetwegen unter der Oberleitung eines kleinen, großköpfigen Generals und Meisters aus Sachsen) — und das „Gesamtkunstwerk", meine Herren Bayreuther, kann nicht theatralisch sein.

Was aber die Gegenwärtigkeit des Dramas betrifft (gesetzt, daß man sie ernstlich als einen Vorzug anführen will), so lehrt der zweite, wenn nicht der erste Blick, daß es damit eine heikle Bewandtnis hat. Stellt wirklich das Drama eine Gegenwart vor? Wäre eine Kunst, die Gegenwärtigkeit vorgäbe, überhaupt noch Kunst und nicht vielmehr Gaukelei? Hebt nicht alle Kunst über das Gegenwärtige hinaus und spricht nicht alle Kunst, wie das Märchen: „Es war einmal"? Jeder kennt „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, dieses musikalische Drama, dessen drei Akte, zwischen Vorspiel und Nachspiel, die Erzählungen seines Helden leibhaftig vorführen. Nun, hier ist ein Schaustück, das offenkundig jedem Anspruch an Gegenwärtigkeit entsagt und nichts sein will, als szenische Erzählung. Ein lustiges, niedriges Beispiel meinethalben; aber steht es nicht vielleicht immer so? Ist Wagner gegenwärtig? Dies Werk, das dort oben in kindlich hohen Gesichten erscheint, während die Musik ihre singende, sagende Flut zu den Füßen der Ereignisse dahinwälzt, — trachtet es wirklich nach Gegenwart? Aber was frage ich! Schiller hat geantwortet, als er erklärte, daß „die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe immer zu dem epischen Charakter hinauf, das epische Gedicht ebenso zu dem Drama herunterstrebe." Hinauf, sagt er, und: herunter. Was bedeutet das? Das bedeutet, daß der mächtigste deutsche Theatraliker bis Wagner den epischen Kunstgeist als den höchsten empfunden hat. Und nun gehe man mir mit dem alten Vischer und seiner „Poesie der Poesie"!

Sind es also technische Vornehmheiten, höhere Verpflichtungen der Komposition, welche das Drama auszeichnen? Aber jene zweckvolle Auswahl und Sonderung, jene Straffheit, Konzentration und ideelle Gedrängtheit, die das Drama verlangt, man findet sie im hohen Roman sowohl wie in der Novelle wieder. „Keine Details außerhalb des Gegenstandes," gebot Flaubert; „die gerade Linie." Wenn man mir aber einwendet, der Roman besitze die Möglichkeit, sich selbst zu interpretieren, und

hierin beruhe seine Unterlegenheit als Form, so antworte ich, daß das Drama diese Möglichkeit ebenso wohl besitzt, wie der Roman, und naiver- oder ironischerweise sehr oft davon Gebrauch gemacht hat; daß aber beide desto weniger davon Gebrauch machen werden, je weiter sie in der technisch-formalen Entwickelung vorgeschritten sind. Es ist die berühmte „indirekte Charakteristik", die hier in Rede steht und von der man nicht gar zu viel Aufhebens machen sollte. Indirektheit ist, sollte ich denken, Bedingung und Merkmal aller gestaltenden Kunst, und es ist die psychologische Beschränktheit jeder bindend direkten Beurteilung und Kennzeichnung seiner Geschöpfe, die dem Künstler wider die innersten Instinkte geht. Sind Dostojewskis „Dämonen" direkt? Ist Meyers „Heiliger" direkt? Das mögen ausgesuchte Beispiele sein. Aber der bescheidenste Geschichtenerzähler wird heute nicht mehr seine Heldin dem Publikum als „liebenswürdiges Frauenzimmer" präsentieren, so wenig wie, ohne romantischen Spaß, der Dramatiker eine Figur mit den Worten einführen wird: „Ich bin der gute Bonifacius". Der epische Vortrag ist kein Gerede, sondern ein Darstellungsmittel, und wer erfahren hat, welcher ironischen Unverbindlichkeit, welcher feinsten Indirektheit er fähig ist, der weiß, daß der Roman an Raffinement der Technik dem Drama zum mindesten nicht nachsteht; daß die Kunst sich nicht unbedingt im Dialog zu offenbaren braucht; und daß der Satz von Rosalie und ihrem Adieu der keckste Unsinn ist, der je schwarz auf weiß gesetzt wurde.

Nein, nein, das alles ist das Begriffsgerät einer Ästhetik, die sich heute noch sperrt, dem Roman überhaupt das Heimatrecht im poetischen Reiche zuzuerkennen. Das ist ein wenig streng. „Werther" und „Die Wahlverwandtschaften" sind also nicht geradezu Poesie. „Niels Lyhne", „Madame Bovary", „Väter und Söhne" haben mit Dichtkunst nicht allzu viel zu schaffen. In der Tat, wenn man, wie ich, von der Lektüre gewisser Briefe kommt, so neigt man in diesen Dingen zur Ungeduld. Ich hätte mögen den Vater Flaubert mit diesen Grenzwächtern sich auseinandersetzen hören. „Ich habe," schreibt er, „gestern sechzehn Stunden gearbeitet, heute den ganzen Tag, und heute abend habe ich endlich die erste Seite beendet." Sonderbarer Schwärmer! Nur das Drama wäre deiner Qualen würdig gewesen!

Denn es ist, sagte der Oberlehrer, die späteste Offenbarung der Poesie, es tritt erst auf, wenn Epos und Lyrik bereits zu voller Entwickelung gelangt sind, es ist das Höchste, weil es das Letzte ist. — Erstens

könnte man das bestreiten. Eine Art hymnischer Produktion, die den Keim der Tragödie enthielt, ging, wenn ich recht unterrichtet bin, bei den Griechen dem Epos voraus. Die Gesänge Homers, wie wir sie kennen, sind etwas viel Späteres, als die Tragödie. Und menschlich-individuell betrachtet, stellt sich die Reihenfolge der Dichtungsarten jedenfalls als zartes Empfinden, irrendes Handeln und episches Überschauen dar. Was ich aber meine, ist, daß nicht notwendig das Letzte auch immer das Beste und Höchste zu sein braucht. Richard Wagner, in einer seiner scharfsinnigen aber haarsträubend theatromanischen Parteischriften, schildert mit großer Eindringlichkeit die Entstehung des Dramas aus dem mittelalterlichen Roman. Er spricht dabei von Shakespeare, betont aber selbst, daß wir ihn uns „hier immer im Verein mit seinen Vorgängern, und nur als deren Haupt denken müssen," und gibt also zu bedenken, daß Shakespeare nur auf unvergleichlich geniale Weise tat, was vor ihm viele auf eine sehr simple und mechanische Weise getan hatten, daß er einen seinem Wesen nach roh populären Jahrmarkts-Kunstbetrieb, den er vorfand, mit seiner Dichterseele erfüllte. Das Drama entstand, indem man den von Handlung wuchernden Abenteurerroman für die leibliche Vorstellung auf der Schaubühne übersetzte. „Die vorher von der redend erzählenden Poesie nur geschilderten menschlichen Handlungen" ließ man „von wirklich redenden Menschen, die für die Dauer der Vorstellung in Aussehen und Gebärde mit den vorzustellenden Personen der Romane sich identifizierten, Auge und Ohr zugleich vorführen." Das bedeutete nichts, als eine Verweltlichung der alten Mysterienbühne, eine Stoffzufuhr für eben diese Bühne aus profanem Bereich. Da nun nicht mehr allgemein vertraute und durch die bloße Sichtbarkeit sofort verständliche Legenden, Lebensbilder und fromme Historien aufgeführt wurden, sondern neu arrangierte und unbekannte Abenteuer, denen zu folgen nicht ohne die Verständlichkeit des Wortes möglich war, so ergab sich die Beschränkung der Gassen- und Angerszene auf das geschlossene Theater und damit der Zwang, die sorglos ausgesponnenen, tagelang dauernden Schauspiele der Mysterienbühne für ein fest versammeltes, nicht mehr unter freiem Himmel ab- und zuwallendes Publikum auch zeitlich zu begrenzen, die bunte Handlung auf das Wesentliche und Wichtige zusammenzubringen. Eine Überlegenheit des Dramas in Linienstrenge und Komposition auf freien, inneren, rein idealen Formtrieb und nicht vielmehr auf die bare, praktische Notwendigkeit zurückzuführen, sehe ich danach keinen Grund. Wenn man sich aber in die Kindlichkeit des Wunsches und Dranges zurückdenkt, der jene erste

Volks- und Mysterienbühne ins Leben rief, so gewinnt man, wie mir scheint, den richtigen Gesichtspunkt für die Entstehung des Dramas. Der kleine Junge, welcher, von Indianergeschichten voll, sich selbst den Kopf mit Federn schmückt, sich selbst das Gesicht bemalt, selber den Speer ergreift und, indem er „sich in Aussehen und Gebärde mit den darzustellenden Personen identifiziert", die Abenteuer, von denen seine Einbildung sich lange genährt hat, schließlich persönlich nachspielt, — handelt nicht anders, als das Volk, das die Gestalten seiner mythischen, religiösen, belletristischen Welt sich endlich im Mummenschanz auf der Bretterbühne vor Augen führt. Unser Drama, nach seinem Ursprunge nichts, als die leiblich redende Darstellung des Romans, bedeutet gegen das Epos schlechterdings keinen Schritt v o r w ä r t s, keine Erfüllung und Vollendung, sondern ein Seitenstück und Widerspiel, die kindliche Huldigung eines populären Enthusiasmus vor den Gestalten der Poesie. Es war nichts als eine ehrgeizige Fälschung des alten Zauberers von Bayreuth, das erzählende Kunstwerk den „dürftigen Todesschatten" des sinnlich dargestellten dramatischen zu nennen, — und zuletzt eine häßliche Undankbarkeit gegen das Epos, von dem er fast alles empfing. Es scheint, daß zu seiner Konzeption von Größe die Undankbarkeit gehörte . . . „Das wirkliche Kunstwerk," sagt er, „erzeugt sich eben nur durch den Fortschritt aus der Einbildung in die Wirklichkeit, das ist Sinnlichkeit." Aber auch die sinnliche Darstellung tut nicht den letzten Schritt in die Wirklichkeit, und wenn sie zu Recht in Anspruch nähme, sich an „den vollkommenen sinnlichen Organismus des Menschen" zu wenden, so müßte man sie nicht nur sehen und hören, sondern auch r i e c h e n — und was der Forderungen noch mehr sein dürften. Die Wahrheit ist, daß euer „wirkliches Kunstwerk" die geistig-sinnliche Suggestion rein künstlerischer Wirkung zu einem p a n o p t i s c h e n I l l u s i o n i s m u s vergröbert, der nicht jedermanns Sache ist. Das Schauspiel, das Theater, das wie eine schlechte Illustration die Phantasie tyrannisiert, sie auf eine unzulängliche Sinnfälligkeit festlegt, — das Schauspiel, das Theater mit seiner aufdringlichen Täuschungssucht, seinem technischen Zauberapparat, seinen Guckgenüssen gegen Entree, — das Theater als Kunstsurrogat für die stumpfe Menge, als prädestinierte Volksbelustigung, als eine höhere — und nicht immer höhere — Kinderei: diese Auffassung wäre mir sehr verständlich.

Weit entfernt, irgend etwas Höchstes und Letztes zu geben, ist das Theater vielmehr die naivste, kindlichste, populärste Art von Kunst, die sich

denken läßt, und — hier, wenn irgendwo, liegt vielleicht die Erklärung dafür, daß gerade unsere selbstgenügsamsten und artistisch anspruchsvollsten Kritiker, welche sich einer Produktion nicht dienend unterzuordnen, sondern ihr die eigene, womöglich überlegene Produktion entgegenzustellen wünschen, mit Vorliebe das Theater zum Tummelplatz ihres Geistes machen. Das Theater, behaftet mit allen Lächerlichkeiten der Materie, mit seiner Gesellschaftlichkeit, seiner sinnlichen Öffentlichkeit, seinem populären Niveau, bietet dem kritischen Artisten eine viel größere Möglichkeit geistig-stilistischer Überlegenheit, als die Literatur; es schreibt sich über das Theater aus einer lustigeren Höhe; der kritische Artist spielt mit der Naivetät des Theaters, wie ein ironischer Dichter mit dem unbewußten und stummen Leben.

III.

Es handelt sich um persönliche Fragen. Bin ich dem Theater zu Dank verpflichtet? Hat es irgend an meiner Bildung teilgehabt?

Das Theater . . . Es sei fern von mir, eine Stätte zu schmähen, an die sich die Erinnerung so vieler seltsam erregender Eindrücke knüpft! — Man war ein Junge, man durfte das Tivoli besuchen. Ein schlecht rasierter, fremdartig artikulierender Mann, in einer ungelüfteten Höhle, die auch am Tage von einer offenen Gasflamme erleuchtet war, verkaufte die Billetts, diese fettigen Pappkarten, die ein abenteuerliches Vergnügen verbürgten. Im Saal war Halbdunkel und Gasgeruch. Der „eiserne Vorhang", der langsam stieg, die gemalten Draperien des zweiten Vorhangs, das Guckloch darin, der muschelförmige Souffleurkasten, das dreimalige Klingelzeichen, das alles machte Herzklopfen. Und man saß, man sah . . . Verworrene Bilder kehren zurück. Szene, Symmetrie; eine Mitteltür. Ein Armstuhl rechts, einer links. Ein Bedienter rechts, einer links. Jemand reißt von außen die Mitteltür auf, steckt zuerst den Kopf hindurch, kommt herein und klappt mit beiden Händen die Flügel hinter sich zu, wie man nie im Leben eine Tür hinter sich zuklappt. . . . Erregter Auftritt, Lustspielkatastrophe. Ein eleganter, kurzlockiger Jüngling, der im Zorn einen Stuhl gegen seinen Widersacher erhebt . . . Bediente fallen ihm in den Arm . . . Aschenputtel und die Tauben an Drähten! König Kakadu, ein Komiker mit rotem Gesicht und goldener Krone. Eine verkleidete Dame, namens Syfar, Diener der Fee, in grauen Trikots, klatscht in die Hände und bewirkt so den unglaublichsten Zauber . . .

Ballett, Feenglanz . . . Rosa Beine, ideale Beine, makellos, himmlisch, trippeln, schwirren, federn nach vorn . . . Die Galoschen des Glücks . . . Die Versenkung! Jemand sagt im Ärger: „Ich wollt', ich wär', wo der Pfeffer wächst!", versinkt und steigt wieder auf in tropischer Landschaft, umtanzt von Wilden, wird fast gefressen . . . Draußen vorm Saal war ein Ladentisch mit Kuchen, Schaumhügeln mit roter Süßigkeit auf dem Grunde. Man vergrub die Lippen im Schaum. Bunte Lampen glühten. Und der Garten war voller Leut' . . .

Welcher Rausch! Welche Entgleistheit der Seele! War sie ästhetischen Wesens? Ein erstes Schönheitserlebnis? Ich weiß es nicht. Das Ästhetische beginnt ja recht früh, recht tief. Was darf man so nennen, was noch nicht? — Schule und Haus lagen grau dahinten. Man wandelte in der Neuheit, im Abenteuer, in der zügellosen Welt. Man hatte sie aus erotischem Trieb ersehnt und erbeten, diese seltsame Betörung, man liebte sie, sicher, man trank, man betrank und vergaß sich darin; man war bereits Moralist genug, sich ihr *hinzugeben*. Aber war sie das eigentlich Rechte, Gute und Angemessene? Brach man nicht hernach, zu Hause, zuweilen in Tränen aus? Was war das? Unfähigkeit zum Alltäglichen, nachdem man die Schönheit erkannt, oder Katzenjammer und Reue nach einer zehrenden Zerstreuung, an welcher die Beine, die idealen Beine vielleicht bereits ihren Anteil gehabt? . . . Hat je das Spektakel die reine, heitere, vertrauenswürdige, kraftweckende, kraft*bildende* Wirkung geübt, die Grimms und Andersens Märchen, Reuter und Vossens Homerübersetzung übten? Niemals!

Aber später war Gerhäuser am Stadttheater. Er sang, mit seiner impetuosen Inbrunst, den Tannhäuser. Er sang jeden zweiten Abend den Lohengrin. Er kam im Sturm der Instrumente ein wenig ruckweise herangeschwommen und sang mit weichen Bewegungen: „Nun sei bedankt." Er kam mit leise klirrenden Schritten nach vorn, er sang: „Heil, König Heinrich!", und seine Stimme klang wie eine silberne Trompete. Es war damals, daß mir zuerst die Kunst Richard Wagners entgegentrat, diese moderne Kunst, die man erlebt, erkannt haben muß, wenn man von unserer Zeit irgend etwas verstehen will. Und dieses ungeheure und fragwürdige Werk, das zu erleben und zu erkennen ich nicht satt werde, dieser kluge und sinnige, sehnsüchtige und abgefeimte Zauber, diese fixierte theatralische Improvisation, die außerhalb des Theaters *nicht vorhanden ist*, — sie ist es in der Tat, und sie allein, die mich auf Lebenszeit dem Theater verbindet. Daß man die dramatischen Dichter, Schiller, Goethe,

Kleist, Grillparzer, daß man Henrik Ibsen und unsere Hauptmann, Wedekind, Hofmannsthal nicht ebenso gut lesen als aufgeführt sehen könne, daß man in der Regel nicht besser tue, sie zu lesen, wird niemand mich überzeugen. Aber Wagner ist nur im Theater zu finden, ist ohne Theater nicht denkbar. Das zu beklagen, ist eitel. Zu wünschen, Instinkt und Ehrgeiz möchten ihn nicht zur großen Oper getrieben haben, ist müßig, seine Wirkung vom Theater zu lösen unmöglich. Er hat, mit größerer praktischer Kraft, als Schiller, das Pathos des Theaters erhöht, hat ihm, zur höheren Glorie seines eigenen Werkes, Würde und Weihe ertrotzt. Aber jeder Radikalismus lag diesem Reformator fern. Er hat das Theater nicht eigentlich erneut und verjüngt. Er hat keinen Versuch unternommen, aus der Bühne irgend etwas Künstlerisches zu machen, keinen, das Dekorationswesen ins Ernsthafte umzugestalten. Er hatte Lust, sich von Makart Kulissen malen zu lassen, — ein bedenklicher Zug, der vielleicht auf eine Verwandtschaft in wichtigen Instinkten deutet. Er hat den ganzen kindischen Apparat gelassen, wie er war, und sein Theater ist Theater wie jedes andere auch. Er ist der Triumph unserer selbst, die Epoche als Kunst, die Sehnsucht als Meisterschaft, und er ist Theater. Wir haben uns damit abzufinden.

Und so macht man sich denn auf zur Tempelbude, diesem musischen Staatsinstitut. Man wirft sich in Schwarz, man hat Gesellschaftsfieber. Es trifft sich möglicherweise schlecht, man ist vielleicht müde, verstimmt, ruhebedürftig; aber man hat sechs Tage vorher unter bedeutenden Opfern an Zeit und Bequemlichkeit sein Billett von einem Beamten erstanden und ist gebunden. Man wallfahrtet per Droschke zur Gnadenstelle. Man kämpft den Kampf der Garderobe, legitimiert mehrmals, das Billett in der Hand, sein Recht auf Kunst und bekommt seinen Sammetsitz in der Menge angewiesen. Parfums, Geschwätz, Atlastaillen, die in den Nähten krachen, schlechte Menschengesichter, — Gesichter von Menschen, denen man es ansieht, daß sie weder eines guten Satzes noch einer guten Handlung fähig wären. Und dann dort oben das Ideal, zu dem man, rasch trunken von Musik, emporstarrt, die Scham und Frage im Herzen: Ist das gut, ist es hoch, da es all denen *auch* gefällt? — Das Ideal hat seine komische Seite. Hunding ist bauchig und X-beinig wie eine Kuh. Sieglindens gepuderter Busen wogt in der Dekolletage ihres Fellgewandes, einer Art prähistorischer Balltoilette. Siegmund, knapp und gespannt auf der Kante des Sessels, läßt die Besorgnis erkennen, seinen Trikots möchte etwas Fürchterliches begegnen. Daß dieser rosige und

dralle Mann geradeswegs aus Wildnis, Wetter und tiefstem Elend kommt, ist übrigens nicht zu glauben. Das Herdfeuer stäubt Funken gegen die Kulisse: einen Augenblick verstört dich die Erinnerung an Schreckensberichte von Theaterbränden. Später laufen Frickas Widder, eine Glanznummer der Regie, ein großes Spielzeug mit Uhrwerk, wirklich über die Bühne, und ihre Beine klappern in den Scharnieren. Warum blöken sie nicht? Man kann heute verlangen, daß sie blöken! . . . Und zwischen all dem Schauer und kurze Seligkeiten, Wonnen der Nerven und des Intellekts, Einblicke in wundervolle Beziehungen, in rührende und große Bedeutsamkeiten, wie nur diese nicht zu überbietende Kunst sie gewährt . . .

Vielleicht genießt man die Augenblicke des reinen Glückes so innig, weil man sie aus eigener ästhetischer Kraft dem Theater abgewinnt, weil es so schwer ist, sie ihm abzugewinnen? Ein eigenartiger Kunstgenuß, der auf dieser Art von Genugtuung beruhte! Auf einer abstraktiven Leistung! Auf momentanen Triumphen der Phantasie über die „Illusion"! Wo ist die Stimmung, der Ernst, die berühmte „interesselose Anschauung" so beständig bedroht und in Frage gestellt, wie im Theater, „wo sich die bleichen Dichterschatten röten wie des Odysseus Schar von fremdem Blut"? Aber Dichterschatten sind nicht notwendig bleich, und das fremde Blut ist zuweilen sehr störend. Was ist das für ein ästhetischer Zustand, der dadurch aufgehoben werden kann, daß die Hände des Herrn Y. mir widerlich sind, oder daß ich mich auf einem fleischlichen Interesse für die Schultern des Fräulein Z. ertappe? — Keine Andeutung? Kein Appell an die Phantasie, sondern „wirkliche Darstellung an die Sinne"? Die Resultate sind da: Meiningen, Possarts Wallenstein-Inszenierung, die „Natur" auf der Bühne, Waldbäume, Mooshügel, Glühwürmer, echte Laub-Soffiten. Aber der Ehrgeiz des Theaters, durch die Illusion sich selbst vergessen zu machen, ist der aussichtsloseste aller Ehrgeize. Die Gefahr der Desillusionierung wächst mit dem Apparat. Wenn, im Bilde gesprochen, durch den echten Moosteppich einmal der Bretterboden guckt, so ist die Ernüchterung desto größer. Je bescheidener, andeutender das Theater sich verhält, je weniger es die Sinnlichkeit agaziert, je mehr es die Einbildung frei läßt, desto möglicher ist eine reine und künstlerische Wirkung. Wer möchte bezweifeln, daß das Volk um Shakespeares Teppichgerüst vor dem Schaupöbel unserer Theater an ästhetischer Fähigkeit, an ästhetischem Glück Unendliches voraus hatte?

Ich verstehe mehr und mehr, daß alles, was ich gegen das Theater

einzuwenden habe, sich auf seine wesentliche Sinnlichkeit zurückführen läßt: es ist nicht zuletzt das Sinnlich-Gesellschaftliche der theatralischen Öffentlichkeit, was mich abgeneigt macht, was ich verachte. Wie, was wir Öffentlichkeit nennen, wäre wirklich nur Wechselwirkung des Sinnlichen, und ein „Mann der Öffentlichkeit" wäre notwendig ein Mann des Marktes, des Saales, des Menschendunstes? Geht mir! Es steht ganz fest, daß alle bürgerliche Öffentlichkeit, in welcher Optik, Akustik, physische Menschlichkeit herrschen, daß Gerichtssaal, Volksversammlung, Theater mit ihrer dicken und törichten Atmosphäre, daß sinnliche Öffentlichkeit schlechte, dumme, unzulängliche Öffentlichkeit ist. Die Öffentlichkeit, die ich meine, ist anders, ist zarter, reinlicher, weiter. Das unsichtbare, lautlose und leidenschaftliche Getriebe in den hohen Gegenden des Geistes, an dem ich teilnehme, wenn ich lese, denke und schreibe, der Zusammenklang aller Willensmeinungen und Sehnsüchte der ringenden Zeit, die stille Fernwirkung des beseelten Wortes, Freundschaften und Feindschaften über Länder und Epochen hinweg, der Name als Begriff, die Persönlichkeit als Ruhm: das ist, flüchtig bezeichnet, die Öffentlichkeit, nach der mir der Sinn steht. Zuletzt ist sie ein wenig anspruchsvoller. Man zuckt die Achseln, in dieser Öffentlichkeit, über Dinge, die im Theater zu fanatisieren vermögen . . .

. . . Was verdanke ich dem Theater? Das Erlebnis der Kunst Richard Wagners; ein Erlebnis, das ich dem Theater abgewinnen mußte und ohne das ich mein Wollen und mein geringes Vollbringen nicht denken kann. — Hat mir je das Theater einen reinen Genuß, eine hohe und zweifellose Schönheitserfahrung vermittelt? Nein.

IV.

Nochmals, wir wollen die Begriffe scheiden und jedem das Seine geben. Daß das Theater die Literatur nicht nötig habe, daß man ihm eine gewisse absolute Daseinsfähigkeit zuerkennen müsse, scheint auf den ersten Blick ein spielerisch widersinniger Satz; und doch ist es eine ganz respektable Wahrheit, die man im Auge behalten muß, wenn man, wie ich, den Wunsch hat, dem Theater gerecht zu werden.

Ein junger dramatischer Dichter, dessen sich ein Theater angenommen hatte, erzählte mir, die Proben seien schrecklich gewesen: Seine Dichtung sei in den Händen des Regisseurs gleichsam zum Textbuch für etwas Fremdes, Anderes geworden, für ein Etwas, das noch gar nicht vorhanden gewesen sei . . . Dieser junge Autor hatte den Vorgang richtig emp-

funden; daß er ihm Pein machte, zeugt für die Kluft, das Mißverständnis, die Zwietracht, die zwischen Dichtertum und Theater besteht. Aber zur Entscheidung aufgerufen, auf welcher Seite sich in dieser Zwietracht das Recht befinde, würde ich unbedenklich für das Theater eintreten. Ich glaube in der Tat, daß die Dichter sich im Irrtum und überheblichen Unrecht befinden, wenn sie das Theater als ein Instrument, ein Mittel, eine reproduktive Einrichtung betrachten, welche ihretwegen vorhanden wäre, — und nicht vielmehr als etwas Selbständiges, Selbstgenügsames und auf eigene Art Produktives, als ein Reich, worin sie mit ihrer Dichtung zu Gaste sind und worin diese Dichtung zum Anhalt und Textbuch für eine in ihrer Art reizvolle Veranstaltung wird. Das „Buch" verhält sich zur „Aufführung" schlechterdings nicht, wie die Partitur zur Symphonie, sondern vielmehr wie das Libretto zur Oper. Die „Aufführung" ist das Kunstwerk, der Text ist nur eine Unterlage. Es ist das Kennzeichen jedes rechten Theaterstücks, daß man es nicht lesen kann, — so wenig wie ein Opernlibretto. Auch Shakespeares Stücke sind nicht gelesen worden, schon deshalb, weil sie lange Zeit nur als Soufflierbüchlein vorhanden waren. Als Dichter hat er sich mutmaßlich nur auf Grund seiner Sonette und episch-lyrischen Arbeiten gefühlt; im übrigen war er ein Schauspieler und Theaterunternehmer, der sich und seiner Truppe aus Novellen, Historien und alten Dramen ziemlich lebhafte Theaterstücke herrichtete.

Wer war früher: der Schauspieler oder der Dichter, welcher ihm Stücke schrieb? Die Antwort liegt in der Frage. Ursprung und Wesen alles Theaters ist die mimische Stegreif-Produktion, und das Stück ist zunächst einmal gar nichts, als ein Aktionsplan, den die Mimen sich selbst vorzeichnen, eine fixierte Verabredung, deren literarische, das heißt: geistig-sprachliche Eigenschaften überhaupt nicht in Betracht kommen. Der improvisatorische Grundcharakter alles Theaters wird klar, wo irgend das Theater sich noch naiv und unumwunden als Selbstzweck und causa sui gibt. Er wird klar bei dem geselligen Theaterspiel, wo nach flüchtiger Verständigung über den Hergang, jeder Mitwirkende spricht, was er mag und kann; er wird klar bei dem Ballett-Divertissement, dessen „Drama" eben nur im Kopf der arrangierenden Ballettmeisterin vorhanden ist; er wird am klarsten bei dem ursprünglichsten Volksschauspiel, dem Kasperltheater, wo Goethes Auseinandersetzung zwischen Direktor, Theaterdichter und lustiger Person hinfällig ist, weil alle drei in einer Person das Spiel betreiben, — und man erinnere sich des „atemlosen" Ent-

zückens, das Richard Wagner eines Tages angesichts solcher Volksunterhaltung empfand, wie er in seinem Aufsatz „Über Schauspieler und Sänger" erzählt! Kein Wunder, dieses Entzücken, bei dem Theaterdirektor von Bayreuth, bei dem, der den „Ring des Nibelungen" in Szene setzte, dies ideale Kasperletheater mit seinem unbedenklichen Helden! Hat denn noch niemandem die hohe Ähnlichkeit dieses Siegfried mit dem kleinen Pritschenschwinger vom Jahrmarkte eingeleuchtet?

Wer war eher, der Schauspieler oder der Dichter, welcher ihm Stücke schrieb? Keiner von beiden; denn der erste Theaterdichter war der Schauspieler, und von dem Chorführer Äschylos bis Shakespeare, bis Molière, bis zu einer Zeit, die noch gar nicht weit zurückliegt, haben überall Schauspieler sich schlecht oder recht ihre Stücke selber geschrieben. Die theatralische Kunst unterscheidet sich wesentlich von der des eigentlichen, des absoluten Dichters; sie ist nicht sowohl ein Dichten für die Bühne, als ein Dichten auf der Bühne, sie ist eine Umwendung der dichterischen Natur ins Mimische, und sie ist ganz eigentlich Sache des Schauspielers oder solcher, die, gleich Lope de Vega, mit ihm in unmittelbarer Fühlung stehen, in seiner Sphäre leben und weben. Die Kluft, die Zwietracht zwischen Dichtung und Theater entstand sofort, als dies zum ersten Male in Vergessenheit geraten war. Was geschah? Die absolute Dichtkunst usurpierte das Theater, sie usurpierte das Schauspiel; sie dachte nicht anders, als daß es ihr zugehöre, ein Stück, ein Glied, eine Erscheinungsform ihrer selbst sei, deren sie sich ernstlich anzunehmen habe; sie versuchte sich darin und fand, daß sie es sehr gut mache. Das „Buch" emanzipierte sich. Der Theaterdichter, nichts als der Bundesgenosse der Schauspieler bisher, emanzipierte sich und begann, das Theater, das ein Zweck, sich selbst der einzige Zweck gewesen war, als ein Mittel, ein Klavier, ein reproduktives Instrument zu betrachten und zu behandeln. Das mußte sich rächen. Das Theater ist zu stark, zu eigenwillig, um nur die Magd einer Dichtung zu sein, die sich will und ihren Ruhm, nicht den des Theaters. Eine Interessenspaltung zwischen Dichtertum und Bühne vollzog sich, jene „Trennung zwischen Drama und Theater", welche Hebbel als unnatürlich beklagte, aber deren Bestehen er anerkannte (er schrieb sie bereits von der Auflösung der griechischen Tragödie her). Das Schauspiel ward Literaturgattung, das „Buchdrama" entstand. Aber sehr folgerichtigerweise emanzipierte sich auch der Schauspieler, der einzelne, enorm befähigte, vom theatralischen Bunde, und wie um der Welt die Unabhängigkeit des Theaters vom Dichtertum handgreiflich zu machen,

wurde er selbständig, Egoist, Virtuos ... Ich denke an den wildesten und grandiosesten Fall von Virtuosentum, den ich erlebt habe, an Ermete Novelli. O, er spielt Shakespeare. Der „Kaufmann von Venedig" heißt bei ihm „Shylock", — er hieße noch besser „Novelli". Alle Stücke, in denen er spielt, heißen Novelli, sind von Novelli, handeln von Novelli. Ich habe ihn in italienischen und französischen Schreckensdramen gesehen, deren Titel ich den dritten Tag vergessen und nach deren Verfassern ich mich überhaupt nicht erkundigt hatte. Geht man zu Novelli eines Stückes wegen? Braucht dieser Mann überhaupt Stücke? Sollte er nicht imstande sein, auch ohne eine fixierte dichterische Unterlage uns einen Abend lang mit seinen Schlagflüssen, Konvulsionen und Totenschluckern die Haare zu Berge stehen zu machen? Hier ist das Schauspiel, das auf sich selber steht, von sich selber lebt; hier ist Theater aus erster Hand, Theater an sich, hier ist der Schauspieler, welcher den Dichter nicht nötig hat ...

Daß man zu einem Novelli nicht der Stücke wegen, nicht aus irgend einem literarischen Interesse geht, brauchte nicht festgestellt zu werden. Aber die Frage ist, wie viele Leute überhaupt eines Stückes wegen und um einen Dichter zu hören in das Theater gehen. Die Frage ist, ob nicht, selbst heute und trotz allem Bildungs-Snobismus, in der erfreulichsten Weise die Zahl derer überwiegt, welche einfach kommen, um Theater spielen zu sehen, in aller Unverdorbenheit sich des Schauspiels als eines Schauspiels freuen und sich um das besondere Verdienst, das irgend ein unsichtbarer „Verfasser" etwa an der Gesamtveranstaltung haben möchte, gar wenig kümmern. Man liest zuweilen in den Theaterberichten der Zeitungen, der Beifall des Publikums habe „der Vorstellung", nicht dem Stücke gegolten (das Umgekehrte liest man bemerkenswerterweise nie) — und man fragt sich, woher der Reporter das eigentlich weiß. Der Mehrheit des Publikums ist das Schauspiel gottlob noch immer ein Ganzes; das einzig Wirkliche, die eigentliche Kunstleistung sieht diese gesunde Mehrheit in der Vorstellung, der Aufführung, und sie ist weit entfernt, „das Stück" davon abzuziehen und, während sie es nirgend sonst tut, ausgemacht im Theater Literatur zu treiben. Freilich, die Literatur ist eine Macht; sie hat sich des Theaters nicht allein durch die Produktion, sondern auch auf kritischem Wege bemeistert. Die literarische Theaterkritik hat das Publikum „erzogen", sie hat es mit allen Mitteln des Geistes eingeschüchtert und ihm ein tiefes Mißtrauen gegen alle theatralische Wirkung ins Blut geimpft. Das moderne Bühnenstück darf ja nicht eigentlich bühnenfähig sein; eine sublime Untauglichkeit muß es

als Dichterwerk kennzeichnen. Nichts steht mehr in Mißkredit, nichts kompromittiert heute mehr, als die Fähigkeit, ein tüchtiges Theaterstück zu schreiben, und ich glaube, daß es Schriftsteller gibt, die diese Fähigkeit sorgfältig verhehlen. Wir haben das literarische Theater, wir haben ein literarisches Publikum, — das Premièrenpublikum unserer Großstädte, welches dem Rest der Theaterbesucher das Urteil diktiert ... Armes Zeitalter! Jede Unbefangenheit, jeder Wille zum Glück, jeder gute Mut, sich gefallen zu lassen, was einem wirklich gefällt, ist abhanden gekommen. Mehr als einmal hat mich das Erbarmen mit dieser verschüchterten Menge ergriffen, die demütig allerlei Dichterschmerzen, Milieustudien und psychologische Finessen applaudiert und nicht einmal mehr weiß, daß sie sich im stillen nach Schlagflüssen und Totenschluckfern sehnt. Mein Trost ist, daß dieser Zustand nicht lange währen, dieser Terrorismus der Literatur über das Theater nicht von Dauer sein kann. Er hat viel äußere Verwirrung gestiftet, — er hat im Grunde nicht sehr zu schaden vermocht. Die größten Bühnen, mit ehrwürdiger theatralischer Tradition, sind auch heute noch unliterarisch und werden es immer bleiben. In Wien klagen die Zeitungsschreiber, „daß das Burgtheater die wertvollen modernen Dichter fast nie zu Worte kommen lasse". „Dahin," klagen sie, „mußte es mit dieser vornehmsten deutschen Bühne kommen, daß ihr Repertoire aus platten Lustspielen und rohen Kolportagestücken besteht!" Man antwortet ihnen in trockenem Tone, daß das Burgtheater (welches, wie ich anmerken möchte, sich fünfzig Jahre lang besonnen hat, ehe es Hebbels „Gyges" zur Aufführung brachte,) „zwar Jahrzehnte hindurch die erste deutsche Bühne war, — aber niemals in bezug auf die Stücke, sondern immer nur in bezug auf die Schauspieler," und daß es „zu allen Zeiten mehr schlechte als gute Stücke gespielt hat." So ist es in der Ordnung. Der Rang eines Theaters bestimmt sich danach, wie gut oder schlecht dort Komödie gespielt wird, — nicht danach, in welchem Maße es die Literatur begünstigt; und für unsere Bühnenschriftsteller sollte es sich darum handeln, gute Theaterstücke mit möglichst hohem dichterischen Wert, nicht darum, Dichtungen unter möglichster Berücksichtigung des Theaters herzustellen. Das Schauspiel ist nicht eigentlich ein Literaturzweig, und derjenige, welcher von der Bühne herab zu wirken wünscht, sollte sich nicht so sehr als Dichter, denn als Theatermann und Angehöriger eines theatralischen Bundes fühlen. Viel mehr, als es jetzt der Fall ist, sollten die Schauspiel-Verfasser wieder in und mit dem Theater leben, ja, eine Versöhnung, ein ineinander Aufgehen der In-

teressen ist vielleicht erst möglich, wenn der Bühnendichter wieder unmittelbar zur Schauspielerschaft gehört, als Dichter aus ihr hervorgeht.

Wünsche ich, dem Theater gerecht zu werden — ja oder nein?

Ich möchte über all dem Wohlwollen das Drama nicht allzu kurz kommen lassen. Ich mißbillige aufrichtig jede Schreckensherrschaft der Literatur über das Theater, man hat es gesehen. Aber ich würde ungern den Anschein erwecken, als wollte ich einer Diktatur des Theaters — unseres Theaters — auf dichterischem Gebiete das Wort reden. Es wurde anerkannt, ja betont, daß das Schauspiel eigentlich kein Literaturzweig sei, und sicherlich wäre es das Natürliche, das Gesunde, das Ideal, wenn man eine Unterscheidung zwischen Drama und Theater überhaupt nicht zu machen brauchte. Aber die Trennung besteht, sie ist anerkannt von den Größten, und so muß es erlaubt sein, dem Drama als Dichtungsart auch in diesem Zusammenhange zwei Worte zu widmen.

Ich glaube, daß heute über den Begriff des Dramas, nicht nur unter Laien, sondern gerade bei den Hütern und Grenzwächtern der Formen, bei den Theoretikern und Kritikern, viel Mißverständnis herrscht. Man liest da etwa, das oder jenes Drama sei keines, sei völlig undramatisch, denn es sei zu lyrisch, biete nicht genug „Handlung", sei, vor allem, viel zu redselig, um für die Aufführung in Betracht zu kommen... Zu fragen, ob diese Einwände denn eigentlich stichhaltige Einwände gegen ein Drama als Drama seien, kommt niemandem in den Sinn. Es scheint, daß vollkommene Einhelligkeit herrscht in betreff dessen, was eigentlich „dramatisch" sei. Dennoch ist mindestens sicher, daß eine Wandlung mit der Bedeutung dieses Wortes vor sich gegangen ist, daß man heute etwas damit meint, was ursprünglich nicht damit gemeint worden ist, und daß man als undramatisch bezeichnet, was einem früheren Geschmack schlechterdings nicht dafür galt.

Alle Welt übersetzt „Drama" mit „Handlung". Trotzdem ist sie vielleicht im Irrtum. Ein Philologieprofessor hat mich darüber belehrt, daß das Wort „Drama" dorischer Herkunft ist und nach dorischem Sprachgebrauch „Ereignis", „Geschichte" bedeutet und zwar im Sinne der „heiligen Geschichte", der Ortslegende, auf der die Gründung des Kultus ruhte. „Drama" bedeutet also kein „Tun", sondern ein Geschehen, eine Begebenheit, und diesen Sinn nimmt das Wort auch in dem antikisierenden deutschen Drama wieder an. Unter Schillers Werken ist ja nicht allein „Die Braut von Messina" sophokleisch empfunden. „Nicht einmal im Wilhelm Tell," sagt Georg Brandes in den „Hauptströ-

mungen", „ist der Gesichtspunkt modern, im Gegenteil, in jeder Beziehung hellenisch. Der Stoff," sagt er, „ist nicht dramatisch, sondern episch aufgefaßt." Und er nennt die Handlung „vielmehr eine Begebenheit". Man sieht, wie hier eine Behandlungsweise, die dem antiken Dichter als dramatisch gegolten hätte und dem antikisierenden Dichter als dramatisch gilt, von einem modernen Standpunkte aus geradezu als „episch" bezeichnet wird: ein Wink zur Vorsicht, jedenfalls, im Gebrauche des Vorwurfes „undramatisch". Wollte man „Drama" im Sinne eines Tuns, einer actio, übersetzen, so müßte man zuvor den Begriff der „Handlung" in den der „heiligen Handlung", des Weiheaktes umbiegen, und wie die erste dramatische Handlung eine rituelle Handlung war, so scheint es in der Tat, daß immer das Drama auf dem Gipfel seines Ehrgeizes diesen Sinn wieder anzunehmen strebt. Die Rütliszene ist eine „Handlung" ja nur im Sinne von Zeremonie; und im „Parsifal" ist der Kultus in Form von Taufe, Fußwaschung, Abendmahl und Monstranzenthüllung auf die Bühne zurückgekehrt. Das aber, was man heute unter „Handlung" versteht, schloß das antike Drama bekanntlich gerade aus, verlegte es vor den Anfang des Dramas oder hinter die Bühne, und was es eigentlich vorführte, war die pathetische Szene, der lyrische Erguß, ein Handeln von etwas, mit einem Worte die Rede. Es war bei dem klassischen Drama der Franzosen nicht anders. Bei Racine, bei Corneille ist die unmittelbare Darstellung der Handlung fast ganz von der Szene verbannt; sie ist nach außen verlegt, und auf der Bühne herrscht die Motivierung, die Analyse, die hoch stilisierte Rede, herrscht mit einem Worte der Vortrag. Henrik Ibsens Wirkung ist gewiß nicht oratorischer Art, aber was war es, technisch genommen, was schon seinen ersten Verehrern, bei den „Gespenstern" etwa, bei „Rosmersholm", die Erinnerung an die antike Tragödie weckte? Seine analytische Technik, offenbar, und daß er gewissermaßen begann, wo die Handlung zu Ende war, daß er sehr die „Vorgeschichten" liebte, — im Gegensatz hierin zu Richard Wagner, diesem fanatischen Szeniker, dem Vorgeschichten ersichtlich etwas schwer Erträgliches waren. Wagner, mit der Gestaltung seines dramatischen Entwurfes „Siegfrieds Tod" beschäftigt, ertrug es nicht (er erzählt es selbst), daß eine große Vorgeschichte vorm Anfang lag. Er schrieb den Jungen Siegfried, die Walküre, das Rheingold, er ruhte nicht, bis er alles zur direkten „sinnlichen" Darstellung gebracht hatte, in vier Abenden alles, von der Urzelle, dem Erzbeginn, dem ersten tiefen es des Rheingoldvorspiels an. Er glaubte, nur so sei es dramatisch. Den-

noch sieht jeder Künstler, daß nur seine motivische Technik, eine epische Technik, wie gesagt, ihm diese Ausführlichkeit wünschenswert machte. Was er schuf, war ein szenisches Epos, — etwas Wundervolles, aber kein Drama, im modernen nicht und gewiß nicht im Sinn der Tragödie.

Der heutige Begriff des Dramatischen kann aus dem klassischen Drama nicht abgeleitet werden, sondern ist lediglich unter dem Gesichtspunkt des Theaters zu verstehen, — unseres modernen Schauspiels, wie es sich seit dem Ausgang des Mittelalters aus der leiblichen Darstellung des Abenteuerromanes entwickelt hat. Was heute als dramatisch gilt, ist das Abenteuer, ist die „packende Handlung", ist, mit einem Worte, der romaneske Einschlag im Drama, und die beliebtesten Schauspiele, wie etwa Sudermanns „Johannisfeuer", sind in Wahrheit nur szenisch komprimierte Romane. Aber man soll nicht glauben, daß Lyrismus, daß ein Mangel an zur Schau gestellter Handlung, daß vor allen Dingen die Herrschaft des Wortes auf der Bühne gegen ein Drama als solches bereits etwas beweise, und daß das Wesen des Dramas in einer wortkargen und atemlosen Aktivität bestehe. Die Griechen, die Franzosen Racines gingen nicht ins Theater, um sich ein Abenteuer vorstellen zu lassen, sondern um sich an schön gemeißelten Reden zu ergötzen, und gesetzt nur, daß die Rede wirklich für den Vortrag gedacht, auf edle Art mundgerecht und lebendig ist, so ist sie dramatisch.

Vor sechsunddreißig Jahren sagte Theodor Fontane in der Vossischen Zeitung: „Die Seele sehnt sich nach Klarem, Schönem, Reinem. Und wenn es auch nur Dialoge wären! Ihr modernen Dramatiker aber, gehet hin und seid dieses wieder erwachenden Zuges Zeugen! Es ist nicht nötig, daß Gift und Dolch, mit einer Art von Ausschließlichkeit, für ‚Handlung' sorgen; das Wort ist eine Macht nach wie vor, und die Schönheit übt ihren Zauber heute wie zu allen Zeiten. ‚Die Piccolomini' sind ein sogenanntes langweiliges Stück — ach, wie viel interessante gäb' ich dafür hin!"

V.

Uns Deutschen ist eine Ehrfurcht vor dem Theater eingeboren, wie keine andere Nation sie kennt. Was dem übrigen Europa eine gesellige Zerstreuung ist, ist uns zum mindesten ein Bildungsfaktor. Noch neulich hat der deutsche Kaiser gegen eine französische Schauspielerin geäußert: Wie die Universität die Fortsetzung des Gymnasiums sei, so sei uns die Fortsetzung der Universität das Theater. Das ist, wie gesagt, das Mindest-

maß von Respekt. Nur bei uns konnte eine Schrift wie „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" ans Licht treten. Nur bei uns konnte „Bayreuth" konzipiert und verwirklicht werden. Daß das Theater als Tempel möglich sei, ist ein nicht zu entkräftender deutscher Glaube, und dieses tiefernste theatralische Ideal ist vielleicht schuld daran, daß die deutsche Bühne so arm an heiteren Meisterwerken geblieben ist. Selbst für den aber, der die künstlerische Hegemonie des Theaters aus guten Gründen bekämpft, wird jene Möglichkeit immer ein Problem von großem Reiz bedeuten.

Als der tragische Chor im Tanz um den Altar der Thymele schritt, da war das Theater ein Tempel. Und in Bayreuth hat es nach Jahrtausenden zum zweiten Male — wenigstens die Miene eines Nationalaktes und künstlerischen Gottesdienstes angenommen: wobei der Verdacht, daß dieses Bayreuth doch schließlich nur der Ausdruck höchsten Künstlerehrgeizes und nicht ein Nationalausdruck sei, freilich nicht ganz zu unterdrücken ist. Auf jeden Fall ist es dem hieratischen Genie Richard Wagners gelungen, ein Theater, ein bestimmtes, sein Theater zu einer Weihestätte, einem über alles gemeine Theaterwesen erhöhten Haus der Mysterien zu machen, — ein Beginnen, an dem noch Goethe so gründlich scheiterte. Goethe nahm seine Entlassung von der Oberdirektion der Weimarer Bühne, weil der Herzog darauf bestand, daß eine „Spezialität", wie wir heute sagen würden, ein dressierter Pudel nämlich, auf dieser Bühne dem Publikum als Held eines Melodramas vorgeführt werde: er sah eine „Herabwürdigung" des Theaters darin. Vielleicht war hier der Weise einmal nicht weise. Vielleicht ist es unweise, so streng auf die Würde einer einzelnen Bühne zu halten, da doch, vernünftig überlegt, die Bühne an sich nichts ist, sondern in jedem Falle nur etwas vorstellt. Was ist das Theater? Ein Brettergerüst. Du kannst darauf auf den Händen gehen oder ein unsterbliches Gedicht rezitieren. Wo gestern Ballettbeine schwirrten, schreitet heute Medea. Das Theater verlangt so viel Vergessen, daß man auch noch vergessen mag, was „gestern" war. Das Theater ist eine Gegenwart und hat kein Gestern. Es ist recht häufig nur ein „Lokal"; aber sein Ehrgeiz, ein Tempel zu sein, wird immer wieder erwachen, und er ist gut in seinem Wesen gegründet.

Das Wesen des Theaters ist die Sinnlichkeit. Aber von der Sinnlichkeit, der Sinnfälligkeit bis zur Sinnbildlichkeit ist nur ein Schritt. Das Theater als symbolische Anstalt hat mich oft beschäftigt. Die Anzeichen dafür, daß das Sinnbild der eigentliche Sinn des Theaters

sei, sind schon in den tiefsten Gegenden der theatralischen Kunst zu finden. Man betrachte in diesem Lichte einmal eine beliebte Bühnenpersönlichkeit niederen Ranges, irgend eine populäre Figur hinter der Rampe eines Vorstadt- oder Operettentheaters. Die Münchener zum Beispiel beklatschen „ihre" ***, diese gedrungene und kreischende Soubrette, die nichts wäre, als das, wenn sie nicht den Reiz der Echtheit hätte. Sie ist ein Typus, ein populäres Ideal; sie hat etwas Fürstliches, denn sie ist repräsentativ. Das Volk beklascht sich selbst, indem es sie beklascht. Solange sie, der Menge gegenüber, herausgehoben und erhöht, auf den Brettern steht, ist sie in der Tat ein Sinnbild.

Aber der Symbolismus des Theaters reicht ja viel weiter und höher. Jede rechte Bühnen- und Schaugestalt großen Stils ist ein Sinnbild. Man denke sich den folgenden dichterischen Charakter. Ein Mann, edel und leidenschaftlich, aber auf irgend eine Weise gezeichnet und in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme unter den Regelrechten, unter „des Volkes reichen, lockigen Lieblingen"; vornehm als Ausnahme, aber unvornehm als Leidender, einsam, ausgeschlossen vom Glücke, von der Bummelei des Glücks und ganz und gar auf die Leistung gestellt. Gute Bedingungen, das alles, um die „Lieblinge" zu überflügeln, welche die Leistung nicht nötig haben; gute Bedingungen zur Größe. Und in einem harten, strengen und schweren Leben wird er groß, verrichtet öffentlich ruhmvolle Dinge, wird mit Ehren geschmückt für seine Verdienste, — bleibt aber in seinem Gemüt eine dunkle Ausnahme, sehr stolz als ein Mann der Leistung, aber voller Mißtrauen in sein menschliches Teil und ohne Glauben daran, daß man ihn lieben könne. Da tritt ein junges Weib in sein Leben, ein lichtes, süßes, vornehmes Geschöpf. Sie liebt ihn um deswillen, was er tat und litt, sie verschmäht alle lockigen Lieblinge und erwählt ihn. Sein ungläubiges Entzücken lernt den Glauben. Sie wird seine Frau, und er ist in der Ehe fern von Eifersucht. „Sie hatte Augen ja und wählte mich." Sie ist seine Versöhnung mit der Welt, seine Rechtfertigung, seine Vollendung, sie ist sein menschlicher Adel in Person. Und nun wird durch eine teuflische Ohrenbläserei dieser Mann langsam mit dem Verdacht vergiftet, daß sein Weib ihn mit irgend einem glatten und gewöhnlichen Burschen hintergehe. Langsam, unter Qualen zerfrißt der Zweifel seinen Stolz, seinen jungen Glauben an das Glück. Er ist dem Zweifel nicht gewachsen, er ist nicht sicher, die bittere Erkenntnis stellt sich ein, daß seinesgleichen nie sicher sein kann, daß er sein Leben niemals auf Glück und Liebe hätte gründen dürfen und daß mit dem Glauben an dieses

Liebesglück nun auch sein Leben vernichtet ist. „Warum vermählt' ich mich?!" Er bricht zusammen; und der Rest ist das Chaos, ist Mord und Selbstmord. — Man denke sich diesen Mann und Gatten als Helden einer erzählenden Dichtung. Der Romandichter wird sich nicht unbedingt genötigt fühlen, der Figur die Abzeichen ihrer Wesensart mit pittoresken Strichen ins Gesicht zu malen. Im Gegenteil wird er vielleicht einen besonderen Reiz darin finden, das Äußere des Mannes in einen betonten ironischen Gegensatz zu seiner seelischen Verfassung zu bringen, — so wird es ihn vielleicht lebenswahrscheinlicher dünken. Auf der Bühne aber, als Schaugestalt, ist dieser psychologische Typus ein — Mohr: er ist schwarz, seine besondere Art ist auf der höchsten Galerie als Schwärze sichtbar, er ist kein Typus mehr, er ist ein Sinnbild, ein Symbol, — der erhöhte Statthalter all derer, welche in irgend einem Sinne „schwarz" sind und darum nicht klug tun, sich zu vermählen ...

Die populäre Schauspielerpersönlichkeit ist symbolisch, die große Schauspielgestalt ist symbolisch, — mehr noch: auch das theatralische „Handeln", alles echt theatralische Tun ist symbolisch. Stets hat mich die Flagge, jene berühmte Flagge im dritten Akt von Ibsens „Klein Eyolf" interessiert, die Borgheim im ersten Auftritt auf Halbmast hißt und die am Ende dann Allmers zur vollen Höhe hinaufzieht ... das ist alles, was in diesem Akte getan wird, — es ist der eigentliche „Akt". Inmitten einer vollkommenen und äußersten Vergeistigung des Schauspiels bleibt als einziges naives, sinnliches und augenscheinliches Tun diese kleine bedeutsame Zeremonie übrig, und sie ist mir als Zeremonie stets als theatralische „Handlung" par excellence erschienen.

Repräsentativität hat noch immer zur Zeremonie und zum Formalismus geführt, und die Symbolik des Theaters, in seiner Sinnlichkeit, seiner Augenscheinlichkeit gegründet, ist es in der Tat, worauf alle szenische Feierlichkeit beruht und wodurch sie innerlich gerechtfertigt wird. Von Feierlichkeit und gemessener Umständlichkeit ist der Szene immer etwas geblieben: und gerade der niedrigsten. Wie viel Grotesk-Zeremonielles findet sich noch im Operettenstil, — welcher sich darin mit dem höchsten und ehrgeizigsten Schauspiel berührt, mit der Rütliszene, der Braut von Messina: nicht zu reden von dem konservativen Theater Europas, dem französischen, auf welchem noch heute ein abgezirkelter und reigenartiger Formalismus herrscht wie vor zweihundert Jahren. Wir kennen das nicht mehr, wir lachen wohl gar darüber, — wir haben das naturalistische Theater. Und dennoch: daß Stil, Form, Gemessenheit und Reigen zum

Wesen der Szene gehören, daß „naturalistisches Theater" eine gröbliche contradictio in adjecto ist, — ich glaube, diese Erkenntnis beginnt auch bei uns nachgerade wieder zu dämmern.

Symbolik und Zeremoniell, — einen Schritt weiter noch, oder kaum noch einen Schritt, und wir haben die szenische Handlung an dem Punkte, wo sie rituell und Weiheakt wird, wir haben das Theater auf seinem Gipfel — nämlich auf dem Hügel von Bayreuth, wir haben das Schauspiel dort, wo es „Parsifal" heißt . . . Kein Zweifel, daß der „Parsifal" Richard Wagners theatralischstes Werk ist, und sehr zweifelhaft eben darum, ob es sein künstlerischstes ist. Auf jeden Fall mußte er mit diesem Werke enden, und nicht leicht war eine Künstlerlaufbahn logischer, als seine. Eine Kunst der Sinnlichkeit und des symbolischen Formelwesens (denn das „Leitmotiv" ist eine Formel, — mehr noch: es ist eine Monstranz, es nimmt eine fast schon religiöse Autorität in Anspruch) führt mit Notwendigkeit ins Zelebrierend-Kirchliche zurück, — ja, ich glaube, daß die heimliche Sehnsucht, der letzte Ehrgeiz alles Theaters der Ritus ist, aus welchem es bei Heiden und Christen hervorgegangen. Kirche und Theater, so weit auch ihre Wege auseinander gegangen sind, so sind sie doch stets durch ein geheimes Band verbunden geblieben; und ein Künstler, der, wie Richard Wagner, gewohnt war, mit Symbolen zu hantieren und Monstranzen emporzuheben, mußte sich schließlich als Bruder des Priesters, ja, selbst als Priester fühlen. Die „Wirklichkeit" des Theaters, seine direkte Wirkung auf eine konkrete Versammlung, zusammen mit seiner unter allen Künsten außerordentlichen Wirkungen sucht, war der Grund, warum es sich von jeher nur zu gern, nur zu skrupellos außerkünstlerischer Wirkungen bedient, die Sache auf fremde Gebiete hinübergespielt und an alle erreichbaren Glocken geschlagen hat. Es hat sich nationalistische, moralistische, philosophische Wirkungen zunutze gemacht, — es hat sich die ehrwürdigste Wirkung, die religiöse, nicht entgehen lassen und wird sie sich in Zukunft vielleicht noch weniger entgehen lassen. Schiller hat in seiner Abhandlung über die Schaubühne die Verwandtschaft der Wirkungen von Religion und Theater in Meistersätzen ans Licht gestellt. Denkt man seine Gedanken zu Ende, so scheint es einem nicht mehr unmöglich, daß in irgend einer Zukunft, wenn es einmal keine Kirche mehr geben sollte, das Theater allein das symbolische Bedürfnis der Menschheit zu befriedigen haben —, daß es die Erbschaft der Kirche antreten und dann allen Ernstes ein Tempel sein könnte.

VI.

Dazu müßte es sich freilich vor allen Dingen seines natürlichen und ursprünglichen Berufes als Volkskunst, als Anstalt zur Unterhaltung und Erhebung des Volkes wieder bewußt werden, — und ob es nun wirklich die Möglichkeiten zu einer so ehrwürdigen Zukunft, wie ich sie andeutete, in sich trägt oder nicht: fast gewiß ist, daß dem Volkstheater die Zukunft gehört. Ein Wort noch über dieses und ein Wort zugleich über die neuesten theatralischen Reformbestrebungen.

Die Demokratisierung des Zuschauerraumes, seine Nivellierung (wenn das Bild erlaubt ist) zum Amphitheater, wie sie nun mehrfach mit Glück vollzogen worden, war etwas dringlich Zeitgemäßes, ist eine bewiesene Notwendigkeit, und seit Bayreuth und das Prinz Regententheater bestehen, seit das Schillertheater in Charlottenburg Erfolg hat, sind die Tage des aristokratisch gesellschaftlichen Rang- und Logenhauses gezählt. Nicht einmal im höfischen Interesse wird sein Fortbestehen geboten sein, denn das Amphitheater ist zwar antiaristokratisch, aber keineswegs antimonarchisch, — wofür Beweis genug ist, daß Richard Wagner, dieser Romantiker und Königsfreund, der Erste war, der es wiedererstehen ließ. In der Tat ist Bayreuth seinem Ideale, seiner Idee nach ja ein Volkstheater: daß ein Platz zwanzig Mark kostet, gehört, wie das Publikum und wie manches andere, nur zur „Erscheinung". Wovon Wagner sich enthalten hat — ach, es handelte sich dabei um das Gegenteil von „Enthaltsamkeit"! — war eine künstlerische und im schönen Sinne volkstümliche Reform der Bühne, — und übrigens sollte man es ihm nicht so ganz und gar vergessen, daß er, theoretisch wenigstens und in Hinsicht auf die Schauspielbühne (im Gegensatze zu seiner Bühne, zur Bühne der Großen Oper), sich auch diesem Problem mit Leidenschaft hingegeben und fast alles darüber gesagt hat, was unsere jüngsten Neuerer bisher darüber zu sagen gewußt haben. Daß man es ihm vergißt, daß man seine Forderungen und Fingerzeige in den Theaterdiskussionen von heute fast niemals erwähnt findet, zeigt auf eine nachdenkliche Art, wie wenig bekannt eigentlich die Schriften des Bayreuthers der heutigen Generation sind, einer Generation, deren rein-künstlerisches Sehnen und Wollen doch schließlich in seinen gewaltigen Namen mündet. Woher dieser Mangel an Interesse für den Schriftsteller Wagner? Daher, daß seine Schriften Parteischriften und nicht Bekenntnisse sind? Daß sie sein Werk, worin er wahrhaftig in seiner leidenden und fragwürdigen Größe lebt, sehr mangelhaft, sehr mißverständlich kommentieren? Man

müßte diese Entschuldigung hinnehmen. Es ist wahr, man kann aus Wagners Schriften nicht viel über Wagner lernen . . .

Das Wort, das in den Beratungen über die Reform der Szene beständig wiederkehrt, lautet „Andeutung". Auch Wagner hat es gebraucht: Es sei zu erwarten, sagt er, daß es sich auf einer zukünftigen, gesundeten deutschen Schauspielbühne nicht um „Ausführungen", sondern nur um „sinnreiche Andeutungen" handeln werde. Schinkel erinnerte daran, daß das Theater der Alten absichtlich jede gemeine Täuschung vermieden und aus der „symbolischen Andeutung" des Ortes jene „wahre und ideale Illusion" habe erwachsen lassen, die „ein ganzes modernes Theater mit allen Kulissen und Soffiten" nicht zu vermitteln vermöge. Und die ganze modernste Reformbewegung ist auf Andeutung, auf Vereinfachung, auf jene Naivisierung des Theaters gerichtet, die im künstlerischen Sinne sowohl wie in dem einer edlen Volkstümlichkeit das Allerwünschenswerteste ist.

Man darf an die Zukunft dieser Bewegung glauben: der Widerwille gegen die Pappdeckelmagie, den zugleich raffinierten und kindischen Naturalismus der Bühne von heute ist zu fühlbar, zu allgemein. Die Besten flüchten sich zu den ganz primitiven Formen des Theaters zurück. Das Andenken des Marionetten-Pocci ist zu seinem hundertsten Geburtstag mit einer Herzlichkeit gefeiert worden, die etwas zu bedeuten hat; und Versuche wie die „Schattenspiele", welche die beiden jungen Lyriker Alexander von Bernus und Will Vesper in München vorbereiten (und auf die ich ausdrücklich hinweisen möchte), können als Rückschlag, als Ausdruck einer weit verbreiteten Sehnsucht nach Einfalt und Geistigkeit im Theater, der freudigsten Teilnahme sicher sein.

Der szenische Naturalismus ist logischerweise nicht zu verteidigen. Man besteht darauf, daß das Theater auf der direkten Darstellung an die Sinne beruhe, daß das szenische Kunstwerk sich nur durch den Fortschritt aus der Einbildung in die Wirklichkeit erzeuge. Aber das Theater als „Wirklichkeit" ist, wie ich schon einmal sagte, nicht konsequent: sonst dürften nicht nur Gehör und Gesicht, sondern müßte auch der — so feine, so wichtige, so suggestible — Geruchssinn auf seine Kosten kommen, — wie ich es denn horribler Weise „wirklich" erlebt habe, daß der Manzanillobaum in der „Afrikanerin" parfümiert war, oder wie der jugendliche Schiller für seinen Hofmarschall von Kalb vorschreibt, daß er „einen Bisamgeruch über das ganze Parterre" verbreite. Gorkis „Nachtasyl" müßte stinken. Der Einwand, daß der Rahmen des Bühnenbildes eine

Grenze sei, über die nichts hinausdringen dürfe, wäre nur für die Pantomime stichhaltig, denn im übrigen hört man die Personen ja sprechen. Aber das Theater beschränkt seine Sinnlichkeit, es bleibt Kunst, insofern es den Schritt in die Wirklichkeit nicht ganz tut? — Nun gut, so sind wir auf dem richtigen Wege! Der Geruchssinn wird zur Teilnahme nicht zugelassen, das Gehör wird festlich bewirtet, nämlich mit Gesang, Versen, einer gehobenen, gereinigten Rede: warum also einzig und allein den Gesichtssinn mit plump naturalistischen Mitteln bearbeiten?

„Was hilft es!" habe ich sagen hören. „Man muß im Theater doch immer hinzutun — oder abziehen!" Das ist es eben: abziehen. Hinzutun ist eine ästhetische Tätigkeit: sie heißt mit einem anderen Worte „idealisieren". Aber abziehen? Eine sinnliche Darstellung, die auf ungeschickte Weise so weit geht, daß man da und dort davon abziehen muß, um einer ästhetischen Wirkung teilhaft zu werden? Warum zieht das Theater nicht selbst ab? Von vornherein, bewußt, künstlerisch? — Aber „künstlerisch abziehen" ist schon beinahe die Definition von „Stilisieren".

Man soll vor diesem Wort „Stilisieren" nicht scheuen, wie als ob sich etwas Müdes und Gekünsteltes, ein ästhetisierender Hautgout darin ausdrücke. Es handelt sich um eine ernste und gesunde Sache. Es handelt sich darum, das Theaterpublikum wieder zur ästhetischen Aktivität zu erziehen, es den Unterschied zwischen Theater und Illusionskabinett spüren zu lassen.

Man soll auch nicht glauben, die Primitivisierung und Vergeistigung der Szene sei gleichbedeutend mit Dürftigkeit. Die Schaulust wird auch durch eine neue, gereinigte Szene befriedigt werden und zwar auf redlichere Art als bisher. Ich sah um die letzten Weihnachten im Münchener Alten Rathaus ein „Krippenspiel" dargestellt, das der Dichter Otto Falckenberg nach alten Mustern verfaßt und inszeniert und wozu Herr Bernhardt Stavenhagen eine diskrete und wohllautende Musik geschrieben hatte. Nie hat irgend welches Theater eine reinere, feinere und lieblichere Wirkung auf mich ausgeübt. Die szenische Einfalt konnte nicht weiter getrieben sein. Ein dreiteiliger Schauplatz — Proszenium, Mittel- und Hinterbühne, durch Vorhänge voneinander getrennt — bot Raum und Rahmen für die ganze fromme Historie mit ihrer Fülle himmlischer, irdischer und höllischer Gesichte. Die Wirtsleute zu Bethlehem, die das heilige Paar in den Stall verwiesen, trugen schwäbische Bauerntracht, Herodes' Häscher und Reisige schritten in mittelalterlicher Eisen-

rüstung, und die Hirten auf dem Felde knieten, vom Glanz der Engel betroffen, in Wadenstrümpfen bei ihrem Feuer. Die Phantasie schwebte frei über Raum und Zeit. Manche der handelnden Personen, himmlische Heerscharen und rote Teufel, kamen durch die Saaltüren herein und beschritten die Bühne von vorn. Maria und Joseph wandelten im Proszenium auf und nieder und legten so vor unseren Augen die Wegstrecke von Nazareth nach Bethlehem zurück. Aber die Könige aus dem Morgenlande kamen in prächtigen Gewändern mit einem glänzenden Sklaven-Gefolge, die goldenen Gefäße, die sie dem Kinde darbrachten, waren alt, echt und wertvoll, und ein Hauptreiz der ganzen Darbietung beruhte vielleicht in diesem Zusammenwirken von Einfalt und Echtheit, Freiheit und Gediegenheit. Ich wünschte, daß auch die neue Bühne in dieser edlen Mischung ihre äußere Wirkung suchte.

Wie wird sie aussehen, diese neue Bühne? Wagner hat für das Zukunftsschauspiel unser modernes Halbtheater mit seiner nur im Bilde, en face uns vorgeführten Szene überhaupt von der Hand gewiesen und also auf den alten, nach allen Seiten offenen Schauplatz zurückgedeutet. Professor Litmann, der Erbauer des Prinz-Regenten- und des Schillertheaters, hat in einem gescheiten und anregenden Vortrage die unkünstlerische Raum-Naturalistik der modernen „Guckkasten-Bühne" zu überwinden gesucht, indem er das reliefartige Bühnenbild empfahl, das bei den Japanern erhalten ist und dessen in Deutschland schon Goethe sich gelegentlich bedient hat. In jedem Fall wird auf der neuen Szene das Symbol, die künstlerische Andeutung herrschen, — dergestalt, daß etwa der „Prolog im Himmel" erwachsenen Menschen mit leidlicher Würde — und ohne den Aufwand an Gazewolken und Perspektivenschwindel, den wir uns jetzt gefallen lassen müssen, — wird vorgeführt werden können. Ein Stück guter Malerei, die nichts sein will, als Malerei, zusammen mit der sinnigen Ausnutzung einer ein für allemal gegebenen Architektonik, — das wird genügen, der mittätigen Phantasie einen schönen Anhalt zu bieten. Mögen die, welche es angeht, das nähere miteinander ausmachen.

Ich möchte für mein Teil die Diskussion einen Augenblick auf einen Punkt lenken, der bislang, soviel ich weiß, noch niemals berührt worden ist. Es handelt sich um die „Maske", die Gesichtscharakterisierung der Schauspieler. Muß man glauben, daß die Fettschminke immerdar an der Herrschaft bleiben wird? — In dem hübschen Büchlein über „französisches Theater der Vergangenheit", das kürzlich erschienen

ist, fand ich ein Bruchstück des „Essai sur l'art dramatique" von Sébastien Mercier, einem Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser bricht hier eine Lanze für die antike Larve, — und ich bekenne, daß ich ihm mit aufrichtigem Vergnügen dabei zugesehen habe. „Man muß sich," sagt er, „die Larve, deren sich die griechischen Schauspieler mit so viel Vorteil bedienten, nicht wie die groben Larven unserer Tänzer vorstellen . . . Die Maske der Alten war eine sehr delikate, künstlich zubereitete Haut, fast so fein als die Epidermis, und ließ Augen, Mund und Ohren ganz frei. Auf dieser Haut zeichnete man mit geschickter Hand die Züge nach, welche eine Rolle charakterisieren sollen . . . Die Bewegungen der Seele wurden unter dieser dünnen, fast durchsichtigen Hülle nicht erstickt. . . Zudem malen sich die Lebhaftigkeit und das Gewirre der Leidenschaften meistens am Mund und in den Augen; sie wurden von der Stimme und der Gebärde unterstützt, und vielleicht vermehrte sogar ein kleines Hindernis die Bemühung des Schauspielers. Weil er auf der einen Seite verlor, so war er darauf aus, auf der anderen so viel beredter zu sein. Einige feine Schattierungen konnten schon aufgeopfert werden: dafür muß man aber auch das genaue Verhältnis, das zwischen der Gesichtsbildung und dem Charakter war, ein kostbares Verhältnis, das die Täuschung hervorbrachte und unterhielt, nicht für etwas Geringes halten." — Selbst in Frage gestellt, ob das alles heute noch wissenschaftlich zutrifft, — ist es nicht sehr bemerkenswert? Zweifellos hat dieser gepuderte alte Herr vollkommen recht, wenn er sagt, daß die Griechen, „zu eifersüchtig auf ihr Vergnügen, zu verliebt in eine Kunst waren, die mit ihrer Politik und Religion zusammenhing, als daß sie nur so obenhin den Gebrauch der Masken eingeführt hätten, wenn die Erfahrung sie nicht gelehrt hätte, daß die Kunst dabei gewinnt." Und er hat ebenfalls recht, wenn er hinzufügt, daß man „eine Gewohnheit, deren (wie die Geschichte sagt) erstaunliche Wirkung man nicht gesehen hat, nicht als abgeschmackt und lächerlich verdammen" dürfe. Wie denkt also Herr Hugo von Hofmannsthal darüber, seine „Elektra", seinen „Oedipus" mit Larven spielen zu lassen? Ich halte es keineswegs für ausgeschlossen, daß die Schaubühne der Zukunft gelegentlich auf die antike Maske zurückgreifen wird, ja, ich wundere mich, daß bei den neuesten Beratungen noch niemand darauf verfallen ist, sich ihrer anzunehmen. Sie gehört durchaus ins Bereich dessen, was man heute will. Sie würde die bürgerliche Persönlichkeit des Schauspielers zurückdrängen, sie würde zur Veredelung, Ent-

NORD UND SÜD
Heft 371
Jahrgang
1908

George Romney: Mrs. Long
Zum Essay von Fritz Stahl

rückung, Vergeistigung, Stilisierung, Reinigung der Szene — mit einem Worte dazu beitragen, das ästhetische Niveau des Theaters zu erhöhen. Ein Drama, ein Theater, das nach dem Dekorativen, Typischen, Symbolischen trachtet (und dieses Trachten ist vorhanden) muß irgendwie und -wann einmal auf die Maske zurückkommen . . .

„Gut, aber ich sehe nicht ab, wie man auf dieser euerer neuen Bühne etwa Klingsors Zaubergarten . . .“ Selbstverständlich, Klingsor kommt nicht in Betracht. Daß dieser wollüstige alte Hexenmeister sich niemals von seinem Makartgarten wird trennen können, ist ohne weiteres klar. *Desto schlimmer für ihn.* Sein Reich wird heute im Metropolitan Opera House fast besser schon den betörten Sinnen vorgeführt, als in Bayreuth: ein Grund mehr für gute Europäer, sich davon abzuwenden. Im Ernst, mit Wagners Werk ist bei den Bemühungen um eine neue Szene nichts anzufangen. „Schlichte“ Wagneraufführungen, wie sie hie und da versucht werden, sind *gegen* den Sinn des Meisters, daran ist nicht zu rütteln. Wagner, nicht weniger prachtliebend als sein junger König, hatte szenisch durchaus den Geschmack der Großen Oper; sein Werk verlangt Massenwirkung und Prachtentfaltung, und wer sie ihm entzieht, entstellt es. Daß es so ist, darin liegt — vielleicht — eine Gefahr für sein Werk. Seine Sinnlichkeit, seine Üppigkeit, sein Steckenbleiben in der Großen Oper wird sich möglicherweise rächen, der Barockmensch, der Dekorateur, der Bernini in ihm vielleicht nicht lange mehr vor dem europäischen Geschmack bestehen. Er hat, als Apostel seiner selbst, stets die größten Worte ertönen lassen — und etwas viel weniger Großes damit gemeint. Er sagte „Drama!“ und er *meinte* Theater. Er sagte „Kunst!“ und er *wollte* — Zauberei. Das wird sich rächen. Sein ungeheures Werk wird vielleicht früher antiquieren, früher historisch werden, als man sich heute träumen läßt. In dem Augenblick, wo das Theater sich anschickt, der Zauberei zu entsagen und irgend etwas Reineres und Strengeres, irgend etwas Kunstähnliches zu werden, — in diesem Augenblick ist Wagners Werk bereits in Gefahr . . .

Nicht er nur und die Oper werden ja von der neuen Szene ausgeschlossen sein und daneben fortleben müssen, so gut und so lange sie können: auch unser modernes realistisches Drama, auch Hauptmann, selbst Ibsen und seine bürgerliche Symbolik, kommen nicht dafür in Betracht, — und der Humor dieser Tatsache ist, daß sich wiederum die Selbständigkeit des Theaters, seine Unabhängigkeit von der Literatur darin offenbart. Nicht von der Literatur geht die Reformbewegung aus (der

freilich das nachnaturalistische Drama mit gewissen Neigungen entgegenkommt), sondern von Künstlern, Architekten, Maschinisten und Regisseuren, — und die Shakespearebühne des Münchener Hoftheaters zum Beispiel, von Theatertechnikern ersonnen und eingerichtet, wird, meine ich, von späteren Geschlechtern einmal als eine Etappe, als erster, überaus gelungener Versuch einer ebenso ästhetischen als praktischen Vereinfachung gewürdigt werden. Abgesehen von der Oper und dem bürgerlichen Drama wird die neue Szene ihr Repertoire überall in der Welt der dramatischen Dichtkunst haben, ja sie wird Aufgaben spielend zu lösen wissen, vor denen die heutige Bühne völlig versagt, wird, zum guten Beispiel, imstande sein, uns Gobineaus „Renaissance" vorzuführen, — und das neueste Drama kommt, wie gesagt, den Reformbestrebungen in wichtigen Neigungen entgegen.

Auch mit der Neigung zum Volkstümlichen, großenteils, — und damit sind wir bei der Hauptsache. Das Theater, um es noch einmal zu sagen, muß sich seines wesentlichen und ursprünglichen Berufes als Volkskunst wieder bewußt werden, und trügen nicht alle Zeichen, so ist es im Begriffe, sich darauf zu besinnen. Alle Bestrebungen, die auf eine Naivisierung und Simplifizierung, eine poetische Verkindlichung des Theaters gerichtet sind, gehen bewußt oder unbewußt von der Erkenntnis aus, daß dem Volkstheater die Zukunft gehört, und alle die liebevollen Bemühungen von heute um das Puppen-, das Krippen-, das Schattenspiel zeigen das Trachten, auf das Wesentliche des Theaters, sein populäres Element zurückzugehen. Diejenigen, welche dem Theater dies Element zu verleiden und ihm „Würde" zu verleihen suchten, haben ihm schlecht gedient, und der alte Gottsched, der mit so viel Feierlichkeit den Hanswursten von unserer Bühne vertrieb, hat eine glückliche, wirklich künstlerische Entwicklung des deutschen Theaters vielleicht mehr verzögert, als irgend jemand. Unsere jüngsten Theatraliker stehen mit dem Hanswursten auf weit besserem Fuße, als er: sie dramatisieren den Doktor Eisenbart, den Eulenspiegel, den Simplizissimus, und von irgend einem von ihnen erwarte ich mit Zuversicht die neue Hanswurstiade. Zum wenigsten sind sie alle der Meinung Hebbels, daß unser modernes Theater zwar von jeher nur Unterhaltungsmittel, nur Zeitvertreib gewesen, daß aber, solange es Zeitvertreib des Volkes, „des wirklichen, wahren" Volkes bleibe, es nicht verloren sei.

Thomas Mann.

VII:
Eduard Engel:

1. Dem *Theater* verdankt weder meine Sitten- noch meine Geschmacksbildung das Geringste, es sei denn meinen sich immer noch steigernden Widerwillen gegen den Sieg der Kulissenreißerei über das bißchen echte Kunst. Dem *Drama* verdanke ich, wie jeder Gebildete, unberechenbare Güter der Seele.

2. Ja, für die Menschen, die so gut wie nie ein Drama *lesen* und deren fast einzige Beziehung zur Literatur die zum Theater ist.

3. Das Theater der Gegenwart unterscheidet sich in seinen Wirkungen auf die Zuhörer so gut wie gar nicht von dem der Vergangenheit. — Im übrigen antworte ich wie zu der zweiten Frage.

Prof. Eduard Engel

VIII:
Stefan Zweig:

In Ihrer Rundfrage sehe ich eine erwünschte Gelegenheit, deutlich auszusprechen, wie sehr wir unter einer Überschätzung des Theaters im Kreise unserer geistigen Interessen leiden. Ich persönlich empfinde wenigstens den furor dramaticus unserer Tage als unheilvoll: er absorbiert seit Jahren unsere besten Schöpfer, treibt sie durch die finanziellen Möglichkeiten zu einer fieberhaften Produktion, lenkt das Interesse der Kritik von den überdauernden Erscheinungen ab und unterjocht die Künstler immer mehr dem Urteil des Publikums. Darüber wäre viel zu sagen, aber ich will die drei traditionellen Fragen, die Sie, wie die guten Geister im Märchen, stellten, in ihrer Zahl nicht überschreiten.

ad 1. „welchen Einfluß das Theater auf meine ethische und ästhetische Bildung ausgeübt hat" sei kurz erwidert: *keinen*. Oder vorsichtiger: keinen bewußten und in seinen Spuren merkbaren. Die intensivsten Eindrücke, die ich von der Bühne empfangen habe, sind gewissermaßen meiner inneren Entwicklung prähistorische. Damals — in den ersten Gymnasial-

jahren — waren es nur bildhafte Eindrücke, Wirklichkeiten der Romantik, die ich aus Büchern und Geschichte ungeformt in mir trug; der innere Gehalt quoll nie unter der raschen Reihe der farbigen Episoden empor. Und ich möchte da eigentlich drei Stadien der Theaterwirkung unterscheiden, die wohl nicht individuell, sondern auch typisch sind. Die erste war die, als ich nur blind dem Spiele folgte, dem Entrollen der Geschehnisse und die blanke Tatsache mich fesselte, als blinde Begeisterung, Abscheu, Jubel der Handlung entwuchs und ich nie dachte, einen innern Sinn, eine Weltanschauung der eilenden Folge zu entraten. Es ist dies das Stadium, in dem die primitiven Theaterbesucher ewig verharren, die ernstes Gespräch, den Dialog, die Motivierungen nur dumpf als lästige Retardierungen werten, denen Form und Gehalt, innere Wahrheit und Notwendigkeit gleichgültig bleibt, wenn das Geschehen nur „packt". Diese erste Epoche — bei mir etwa zwischen dem 12. und 15. Lebensjahr — wurde abgelöst durch eine zweite, in der das Spiel hinter dem Spieler zurücktrat, wo ich nicht König Lear bewunderte, sondern Sonnenthal, nicht Romeo, sondern Kainz, nicht Sappho, sondern die Wolter. Das Bild des Schauspielers durchdrang das Kostüm, nicht die Maske und ihr Charakter wurde mir wichtig, sondern der bestimmte Schauspieler; wir spielten in der Schule Liebling gegen Liebling aus, sammelten Handschriften und Bilder der Erkorenen, spielten die läppische Komödie der Schauspielerverehrung mit wirklichem Temperament. In diesem zweiten Stadium verharrt fast das ganze Wiener Theaterpublikum; ein zur läppischen Fratze verzerrter Kultus der Darsteller macht hier die meisten unfähig, sich mit dem Werke zu befassen, und fälscht die Wertung in persönliche Neigung um. Allerdings muß ich gestehen, daß, seit ich mich dieser Phase entzogen habe — die ich als traurige empfinde, weil hier unklar-sentimentale und trüb-erotische Elemente sich unter das schöne Wort Kunstbegeisterung ducken — mir das Theater nicht mehr die starken Emotionen bietet. Mir gibt die Lektüre von Dramen eine viel vollkommenere Wirklichkeit als die Darstellung, und ich werde — außer in den ganz großen Augenblicken ganz großer Schauspieler — kritisch desillusioniert, während ich bei der Lektüre blind hingerissen sein kann. Womit ich aber durchaus nicht gesagt haben will, daß ich die Darstellung von Dramen als etwas Unnötiges erachte oder die Schauspielkunst mißachte; im Gegenteil, ich denke noch weitere Stücke zu schreiben (freilich nicht präzise jedes Jahr eines zur Saison) und werde stets sehr froh sein, wenn sie zur Darstellung gelangen. Nur

halluziniert mich persönlich das geschriebene Wort mehr als das gesprochene, und ich ziehe den tätig-schöpferischen Genuß des Bild-Erdenkens dem passiven der Kulissen vor und könnte — ad personam — das Theater leichthin ganz entbehren.

ad 2. Die erzieherischen Werte und Kräfte des Theaters möchte ich leugnen, weil die Impressionen mehr auf die Phantasie wirken, wie auf den Intellekt. Was ein Stück bildhaft gibt, das bleibt; das Wort zerflattert, denn die äußeren Sinne, Auge, Ohr sind zu sehr beschäftigt, um den inneren Eindruck, der nur langsam keimt, sich anders als unklar entfalten zu lassen. Was den Kulturwert betrifft, so glaube ich, daß selbst ein mehrjähriges Verschwinden aller Theater kaum eine Wellenschwingung, geschweige eine Senkung, im Niveau deutschen Kulturlebens hervorbringen würde.

ad 3 muß ich aufrichtig sagen, daß mir das Wort „modernes" Theater ein toter und unplastischer Begriff ist. Ich sehe erstlich keine Einheit zwischen den „modernen" Werken, andererseits keine deutliche Grenzlinie gegen Drama und Darstellung seit Shakespeares Tagen (obwohl ich die „Schaubühne" abonniert habe und die außerordentlich interessanten Studien von Jacobsohn, Bab und Handl mit peinlichster Regelmäßigkeit lese). Wie überhaupt der Begriff „modern" einer von jenen ist, die man endlich aus der Kunst wieder zurück an den anpreisenden Kommis der Krawatten- und Modegeschäfte verweisen sollte. In Dingen der Kunst ist er leichthin zu entbehren — sein einziger, negativer Wert wäre, daß man an seiner häufigen Anwendung die literarischen Flachköpfe am sichersten erkennt.

Stefan Zweig

IX:

Sigmund Lautenburg:

Man nennt das Theater die Welt des Scheins. Aber sie ist es nur dem Scheine nach. Denn tiefer, lebendiger und mannigfaltiger, als in irgend einem andern Berufe, spiegeln sich im Theaterleben alle Vorgänge des großen Lebens wider, alle Leidenschaften, alle Hoffnungen, alle Enttäuschungen. Bunter und bewegter, mit allem Großen, das unser Idealismus erhofft und ersehnt, mit allem Kleinen und Kleinlichen, mit dem

der Kampf ums Dasein den Höhenflug der Ideale hemmt und niederhält. Wer das Theater nicht mit dem oberflächlichen Auge des Habitués, sondern mit tiefer sinnendem Blick betrachtet, auf dessen Bildung wird es den größten Einfluß ausüben: belehrend und sittlichend in der Erkenntnis der menschlichen Leidenschaften und ästhetisch in der Veredlung des Geschmackes, der klaren Anschaulichkeit der lebendigen Bildwirkung. Seit mehr als 25 Jahren als Schauspieler und Theaterdirektor tätig, hätte ich, nachdem ich mich bereits zurückgezogen, mich nicht von neuem entschlossen, dem an mich ergangenen Rufe, ein Kunstinstitut in Wien zu leiten, Folge zu leisten. Wäre ich nicht von dem Gedanken durchdrungen, daß das Theater unserem Leben Tieferes zu schenken, eine höhere Befriedigung zu gewähren vermag, als irgend ein beliebiger Berufszweig, ich wäre nicht abermals mit Freude an neue Arbeit gegangen. Es wird wenige Berufssphären geben, in denen so freudig gearbeitet wird, wie beim Theater. Der Beamte wird nur selten über zu geringe Beschäftigung klagen. Der Schauspieler ist immer ängstlich hinter der Rolle, das heißt hinter der Arbeit her und die Klage wegen zu geringer Betätigung beim Darsteller ist eine traditionelle. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Theater, die der hohen dramatischen Dichtung geweihte Stätte kulturell erziehliche Werte in sich birgt. Ist es doch der Vermittler zwischen der schöpferischen Welt des Dichters und der künstlerischen Empfänglichkeit des Publikums. Haucht es doch jener reichen Gedankenwelt, die die dramatische Literatur umschließt, Leben ein und gibt den Gestalten der dramatischen Schöpferkraft Fleisch und Blut. Und ist nicht das Theater zu Zeiten großer politischer und nationaler Bewegungen wiederholt das Tribunal des Volkswillens gewesen? Ist es nicht heute noch das weithin sichtbarste Podium, von dem der echte Dichter, der zu allen Zeiten ein Lehrer und Erzieher der Menschheit gewesen, zu uns spricht? Ob und in wie ferne nun unsere modernen Theater dieser hohen Sendung gerecht werden, oder werden können, ist nun eine andere Frage. Hier muß man vor allem sorgfältig unterscheiden. Es gibt Theater, die dem bloßen Unterhaltungsbedürfnisse dienen; und auch in diesem Sinne, soferne sie nicht mit Absicht das sittliche Niveau des Publikums herabdrücken, kann ihnen ein sittlicher Wert nicht abgesprochen werden. Denn auch in der Erheiterung des Gemütes, der Befreiung vom schweren Druck des Lebens liegt — im griechischen Sinne — Verschönerung und Veredlung, gleichsam Verklärung der brutalen Kräfte des Lebens.

In zweiter Linie gibt es Theater, die mit der Sensation rechnen. Sie sind Geschäftsinstitute, bei denen Angebot und Nachfrage den Markt regulieren. Für sie ist einzig und allein der Geschmack des Publikums ausschlaggebend, und sie nehmen keinen Anstand, mit den primitivsten Instinkten der großen Masse zu spekulieren. Daß solche Bühnen, deren Repertoire nicht vom künstlerischen Geschmack, sondern von spekulativem Geiste gebildet wird, nicht als kulturfördernd, sondern eher als das Gegenteil betrachtet werden müssen, ist selbstverständlich. Die volle und nach meiner Meinung uneingeschränkte Pflicht, in kulturellem Sinne, auf durchaus künstlerischer Basis zu wirken, haben zweifellos die meist reichlich — allerdings noch lange nicht a l l z u reichlich — subventionierten Hoftheater. In der ihnen gewährten Subvention liegt ja gleichsam die Verpflichtung künstlerischen Wirkens, denn ein geschickt geleitetes Geschäftstheater braucht keine Subvention, sondern wird einen beträchtlichen Gewinn abwerfen. Es ist nun Sache der künstlerischen Leitung eines Hoftheaters, ohne in literarisches Ästhetentum zu verfallen oder in einer einseitigen Richtung völlig aufzugehen, dennoch in vornehmem Sinne auf die verschiedenen Intelligenzkreise des Publikums bildend, erfreuend und erzieherisch einzuwirken und so im wahren Sinne das Institut zu einer Kunststätte zu gestalten. Am schwierigsten ist wohl die Aufgabe jener Bühnenleiter, die künstlerischen Bestrebungen nachgehen wollen, ohne jene materielle Unterstützung, die den Theaterkassier auf die zweite Stelle verweist. Hier wird das erstrebte Ziel, eine künstlerische Bühne zu erhalten, nur durch unentwegten Fleiß, sorgfältigste Prüfung und Auswahl der Stücke, unbeirrten Wagemut, dem als wertvoll Erkannten gegenüber, geistig eindringende Inszenierung, reinliche und saubere Darstellung und Schaffung eines künstlerisch abgestimmten Ensembles erreichbar sein. Ich glaube und habe es in langjähriger Praxis erfahren, daß wirklich gute Stücke, sorgfältig inszeniert und gut dargestellt, immer und überall ihr Publikum finden.

Freilich es gehört dazu auch das Vertrauen und die Gunst des Publikums und nicht zuletzt die der Presse, der die bedeutsame Aufgabe obliegt, zwischen dem künstlerischen Wert, den gedanklichen Tiefen eines Dichterwerkes, und dem Geschmacke des Publikums, dessen Fassungsvermögen und Verständnis, verbindend und aufklärend einzugreifen. In dem Zusammenwirken aller dieser Kräfte liegt für das Theater in seiner Gesamtheit, wie für jeden einzelnen, der seine beste Kraft einsetzt, die Erfüllung einer wirklichen Kulturaufgabe, die jeden Theaterleiter, dem

es möglich ist, in diesem Sinne zu wirken, mit wahrhafter innerer Befriedigung erfüllen muß.

X:
Otto Erler:

Das Theater ist ein Sammelbegriff, oder um mit Hebbel zu reden dem Stall in Bethlehem vergleichbar, wo das Christkind mit Schaf und Esel zusammenlebte. Aber wenn ich auch nur an die Darstellung der bedeutendsten dramatischen Werke denke, so glaube ich, daß deren Einfluß auf die individuelle Entwicklung dem Individuum selber in der Hauptsache nicht zu klarem Bewußtsein kommt. Es ist wie wenn man jemanden fragen wollte, welchen Mahlzeiten er hauptsächlich sein Wachstum zuschreibt. Er wird es nicht wissen, und wenn er noch so gut über den Nährwert der einzelnen Stoffe unterrichtet ist. Was aber für den einzelnen gilt, gilt mindestens so sehr für die Allgemeinheit heute wie jederzeit.

Fortsetzung in der März-Nummer.

Friedrich Niebergall: Der individualistische Zweig der Zukunftspädagogik.

Die Zahl der alljährlich erscheinenden pädagogischen Schriften ist Legion. Das gilt vor allem vom Gebiet des Unterrichtes. Wer sich in einer schwachen Stunde einem Blatt zur Rezension der Literatur für den Religionsunterricht verpflichtet hat, wird die Geister nicht mehr los, die er gerufen. Auf dem Gebiet der Erziehung ist es nicht sehr viel besser. Seit etwa fünfzehn Jahren sucht es die Schwester Erziehung dem Bruder Unterricht gleichzutun. Sie ist vielleicht noch ein gutes Stück radikaler als er, wie das meist die Art des Femininums ist. So haben wir eine höchst interessante Literatur, die sich mit neuen umwälzenden Gedanken über die Art, wie der Nachwuchs in seinem Willens- und Verstandesleben gebildet werden soll, an die Fachkreise und an die breitere Öffentlichkeit wendet.

Das ist ein Beweis von großen und starken Strömungen im geistigen und besonders dem gesellschaftlichen Leben überhaupt. So ist es immer gewesen. Starke Strömungen in den oberen Luftregionen des geistigen Lebens einer Nation oder einer Gesellschaftsschicht haben immer ein Wehen und Säuseln in den unteren, nämlich in dem Bereich der Beeinflussung und Bildung der Jugend, zur Folge. Wenn sich in einer Persönlichkeit oder einer Richtung ein großes Wollen einigermaßen geklärt und gefestigt hat, dann greift es gleich nach der Schule und der Kinderstube, um sich von dem trägen und verhärteten Geschlecht der Gegenwart, mit dem doch nichts zu machen sei, an das biegsamere und hoffnungsvollere der Zukunft zu wenden. So hat es immer Zukunftspädagogik gegeben: jede umfassende Reformation auf dem religiösen und ethischen, dem politischen und sozialen Gebiet erinnert sich gleich des Satzes, daß die Zukunft hat, wer die Schule hat, und will darum die Schule zum Mädchen für alles, zur Helferin auf allen Gebieten machen. Daher der hitzige Kampf um die Schule, in dem es nie an jenem Schlagwort fehlt. Vielleicht wird die Bedeutung der Schule für die Gestaltung

des Nachwuchses überschätzt. Ich wenigstens glaube, daß sie sich, soviel man überhaupt auf dem undurchsichtigen Gebiete geistiger Einwirkungen sagen kann, an Einfluß nicht im entferntesten mit dem Haus, besonders mit der Kinderstube, messen kann. Darum sind die Reformpädagogen am folgerichtigsten, die mit ihren Plänen nicht bei der Schule stehen bleiben, sondern die Kinderstube und die häusliche Erziehung ganz besonders reformieren — oder je nachdem ganz beseitigen wollen.

Jede starke geistige Strömung greift nach der Erziehung über — unter diesem Gesichtspunkte kann man es schon ziemlich sicher erraten oder konstruieren, welche Mächte auf sie heute Einfluß zu gewinnen suchen. Dabei findet man den merkwürdigen Doppelzug wieder, der einem im Antlitz unserer Zeit begegnet. Das ist nämlich zuerst der soziale Zug, mit dem sich eine demokratische Neigung verbindet. Hier heißt die Losung: Weg mit den durch die Natur und die Geschichte gegebenen Unterschieden! Möglichst alles gleichgestaltet! Und daneben heißt es noch: Was schert uns der Einzelne! Die Nation, die Gemeinschaft, die Gesellschaft ist's, womit wir es allein zu tun, für die wir die Jugend zu bilden haben! — Die geistige Entwicklung vollzieht sich aber gern in einer Zickzacklinie, in Reaktionen; darum können wir schon leicht erraten, daß sich zweitens wider diese soziale Tendenz eine individualistische erheben wird. Das geschieht sicher, sobald sich jene verfestigt und am Ende schon etwas ausgelebt hat. Und das geschieht ihr recht. Denn wie sie einst eine individualistische abgelöst hatte, als sie reif zum Abgehen war, so stehen auch jetzt die Füße ihrer Totengräber vor der Tür. Diese individualistische sagt: Nein, nicht die Gleichmacherei! Sondern laßt doch dem Gewordenen und Gegebenen sein Recht! Nein, nicht die Erziehung für das Ganze in erster Linie, sondern das Einzelwesen, die Persönlichkeit ist die Hauptsache! Diese Bemühung um das Einzelwesen kann im Dienste verschiedener Gedanken stehen: entweder in dem des konservativen Ideals und im Gegensatz gegen die soziale Gleichmacherei, oder im Dienst einer nüchternen und praktischen Beeinflussung überhaupt, die es nicht verantworten kann, das wirklich Gegebene in seiner Bedeutung und Wucht durch Forderungen und Theorien wegzudekretieren.

Bleiben wir noch eine Weile bei dem ersten Ideal stehen. Welche Unterschiede z. B. sollen ihm zuliebe beseitigt oder verringert werden? Zunächst die, welche durch die geschichtliche Entwicklung geworden sind; also vor allem der konfessionelle, und zwar in der Simultanschule; dann der Unterschied, der in den sozialen Verhältnissen begründet ist, und zwar

in der von so vielen begehrten Einheitsschule. Ebenso streben die Reformschulen eine Verbindung der geschichtlich gegebenen Bildungsideale, also des humanistischen und des modern-realistischen an. Die durch die Natur gegebenen Unterschiede verhalten sich natürlich schon spröder. Hierbei kommt vor allem der des Geschlechtes in Betracht. Er soll durch eine Annäherung der Bildungsziele oder durch eine gemeinsame Erziehung überbrückt werden. — So leicht man sich für diese Ideale begeistern kann, so bedenklich ist auf der andern Seite die Sache auch. Denn sowohl die gesellschaftlichen Verhältnisse als ganz besonders die Natur schreiben ihre Züge dem kindlichen Geist ein, und diese lassen sich nicht leicht verwischen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß es nun einmal kein allgemeines Ideal für alle Menschen gibt, sondern daß das Ziel für einen jeden in dem Kreis liegt, der ihm durch Natur und Geschichte vorgeschrieben wird. Einen jeden innerhalb dieses Kreises zu seinem Ideal nach dem schönen Spruch „Jedem das seine!" emporzuführen, das dürfte richtiger sein, als die aus der Begeisterung für große Ziele und klingende Theorien geborenen Versuche, das Gegebene mit seiner starren Härte zu übersehen.

Damit haben wir schon einen Schritt auf den Boden des individualistischen Ideals getan. Wir müssen aber zuerst noch die soziale Seite dieses ersten Erziehungszieles behandeln. Für sie lautet die Losung: Macht die Nation wehrhaft nach außen! Oder: Sorgt dafür, daß die sozialen Klüfte überbrückt und damit Friede und Einheit hergestellt werden! — Es ist leicht ersichtlich, wie diese beiden Forderungen untereinander und mit einigen der oben genannten zusammenhängen. So erhebt sich die Forderung der s o z i a l e n Erziehung und der Gesellschaftspädagogik, die, soviel ich beobachten kann, noch ganz im Dienst der Nation steht und sich internationalen Bestrebungen nicht zugänglich zeigt. — Sie erhebt eine Reihe von eindrucksvollen Forderungen: dazu gehört vor allem die starke Berücksichtigung des leiblichen Lebens im Gegensatz gegen das Stubenhockertum der rein verstandesmäßigen Bildung. Sie will ferner die Jugend aus dem Reich bedruckten Papieres und dem Staub der Vergangenheit in das frische Leben der Gegenwart und in die freie Luft der Natur mit allen ihren Wundern und Segnungen einführen. Statt der alten Kultur der Griechen und Römer soll sie das so wichtige und fesselnde moderne Leben mit seinem nicht geringeren Reichtum an Anregungen und Bildungsmitteln kennen lernen: moderne Industrie, moderne Sprachen, moderne Geschichte. Aber nur keine einseitige Ver-

standesausbildung! Denn sie schwächt und macht arm; darum Gemütsbildung, Willensbildung, um brauchbare und glückliche Menschen zu bekommen! Und auch der ganze Betrieb der Bildungsarbeit soll ein anderer werden. Ist es nicht töricht, durch den Wettbewerb und die Pflege des Ehrgeizes in der Jugend die Menschen widereinander zu stoßen, die später als Glieder einer Nation mit- und füreinander leben sollen!

Solchen Zielen streben eine Reihe von pädagogischen Schriften zu, über die man Näheres in dem sehr ansprechenden Buch „Zukunftspädagogik" von W. Münch (Berlin, Reimer 1904), nachlesen kann, dem ich die Anregung zu diesem Aufsatze verdanke. So hat die Sozialpädagogik von P. Natorp die Vergemeinschaftung und Versittlichung eines ganzen Volkslebens im Auge, der die Erziehung durch und für die Gesellschaft, die Erziehung durch und für die Arbeit dienen soll. Vor allem müssen alle dieselbe Möglichkeit zur Entfaltung aller geistigen Anlagen haben; nur so wird dem Wohl der Gesellschaft gedient und die Nation erringt das höchste Ansehen unter den Nationen. Ein deutscher Pädagoge, Hermann Lietz, schildert in einer Schrift Emlohstobba eine diesen Idealen entsprechende Erziehungsanstalt nach dem englischen Vorbild einer Anstalt, deren Namen die umgekehrte Reihenfolge der Buchstaben aufweist. — Alle diese Pädagogen wollen die Aufgabe der Erziehung in Anstalten, also in Internaten, erledigt wissen. Entweder trauen sie der Familie nicht, oder sie wünschen die staatliche Erziehung im Interesse der sozialen Kraftersparnis — ein schrecklicher Gedanke: die wichtigste und persönlichste Sache, die es gibt, im Interesse der sozialen Kraftersparnis zu verstaatlichen! Freilich, unsern Jungens mag es dort besser gefallen, als in dem modernsten Gymnasium oder in einem düstern und eckigen Kloster, das man notdürftig in eine Schule umgewandelt hat. Eine Schule draußen im grünen Feld oder Wald! Ausflüge in Fabriken und landwirtschaftliche Arbeitsstätten, Werkstätten zum Schreinern, Laboratorien für chemische Arbeiten, Turnen, Fechten, Laufen, Singen und Springen! Ein richtiger und wichtiger Gedanke ist ohne Zweifel die Wertschätzung der Umgebung, in die man die Kinder stellt: der Begriff des Milieu wird seiner trostlosen Fassung beraubt, wonach er unerbittlich den Menschen gestaltet, und in den Dienst einer mittelbaren und umfassenden Beeinflussung gestellt, von der man sich gegenwärtig allgemein viel mehr verspricht als von der unmittelbaren durch das gesprochene Wort.

Was soll man von diesem so verlockenden pädagogischen Zukunftsbild sagen? Wunderschön, nur leider hat es den so häufigen Fehler, daß es zum guten Teil voraussetzt, was es erreichen will. Diese praktische petitio principii entspricht der theoretischen Unart, daß man voraussetzt und in den Beweis einschmuggelt, was man erst beweisen soll. Hier ist es die ideale Gesellschaft, wo der Haken liegt. Man will sie auf diese Weise herbeiführen; aber ehe sich die Gesellschaft einmal zu solchen pädagogischen Taten aufrafft, muß sie schon sehr ideal geworden sein. Aber selbstverständlich muß an irgend einer Ecke einmal von einem tüchtigen Menschen dieser verhängnisvolle Zirkel mutig durchbrochen werden. So konnte man neulich lesen, daß eine ähnliche Anstalt bei Berlin ins Leben gerufen werden soll. Privatleute müssen es einmal kühn anfassen in der Hoffnung, daß es sich durchsetzt und gelingt. Man kann ja über den phantastischen Charakter dieser Gedanken lächeln; aber es hat nie einen Fortschritt gegeben, ohne daß die von einem warmen Herzen beflügelte Phantasie über alle Grenzen des Möglichen hinausgeflattert wäre. Und wenn diese Pläne auch zu deduktiv entworfen sind, also von großen umfassenden ethischen und sozialen Grundsätzen aus pädagogische Leitgedanken entwerfen — was schadet es viel! Die empirische Wirklichkeit wird sich doch zu ihrem Recht verhelfen und den kühnen Träumern zu verstehen geben, daß sie auch noch da ist. Das ist auch auf andern Gebieten ein Fehler von Theorien, die eine praktische Arbeit leiten sollen: es wird immer von großen Grundsätzen aus abgeleitet, wie es gemacht werden soll. Aber die wirkliche Beschaffenheit der Verhältnisse und der Menschen kommt zu wenig in Betracht. Eine gute Theorie praktischer Arbeit jedoch wird stets einem Brückenbogen gleichen, der auf zwei Pfeilern steht, auf dem des Ideals und dem der wirklichen Beschaffenheit der Menschen, die dem Ideal zugeführt werden sollen. Es empfiehlt sich in einem doppelten Interesse, gleich auf die Wirklichkeit Rücksicht zu nehmen: einmal in dem genannten der individuellen Ausgestaltung des Ideals, dann aber auch in dem der Anknüpfung. Denn keine Praxis kann etwas machen, wenn sie nicht den Boden genau kennt, auf dem sie das Gebäude des Ideals errichten soll.

Von dieser Richtung der Pädagogik hebt sich nun eine ganz anders geartete ab. Sie bedeutet die Gegenwirkung der entgegengesetzten Anschauung, die alles auf das Einzelwesen abstellt. Hier heißen die Schlagwörter: Das Einzelwesen oder die Persönlichkeit, was etwas vor-

nehmer klingt. Man geht nicht fehl, wenn man in dieser Richtung die modernste Bestrebung sieht. Es ist auch gar nicht lange nach der Strömung in den oberen Regionen zu suchen, deren Nachwirkung auf dem Gebiet der Pädagogik sie ist: Nietzsche tönt allenthalben hindurch. Darum lehnt man sich auch auf dem Gebiet der Erziehung gegen jede Behandlung der Kinder auf, die von dem Gesichtspunkt der Masse aus gewonnen ist. Alles Uniforme ist verhaßt wie die beständige Rücksicht auf die Gesellschaft und den Staat, der brauchbare Bürger zu ziehen sucht. Darum heißt es: Weg mit allem Drill, weg mit allem Unterrichten, das in der Abrichtung oder in einer geistigen Fütterung besteht, wobei sich die Opfer bloß passiv verhalten wie die Gänse beim Stopfen! Natürlich richtet diese Art der Zukunftspädagogik sich nicht mit ihrer ganzen Front gegen die eben geschilderte; vielmehr hat sie mit ihr manche Punkte gemeinsam. Aber in ganz ausgesprochenem Gegensatz steht sie zu der heutigen Art der Erziehung. Ihr Hauptgesichtspunkt ist die Anerkennung des Zöglings als eines Einzelwesens mit seinem Recht auf Achtung und Selbstentfaltung. Zu ihr steht weniger als die soziale Erziehungsmethode die gegenwärtige Art im Gegensatz, eine bestimmte Menge von sittlichen Verhaltungsmaßregeln, geistigen Erkenntnissen und Wissensstoffen dem Zögling einzupauken. Ihr gegenüber schreibt sie das Wort: Selbstentfaltung! mit leuchtenden Buchstaben auf ihre Fahne. Diese Forderung ist nichts Neues, aber das Neueste. Sie wird von zwei vielgenannten — im Schulstil sagt man „Lehrpersonen", wenn man die beiden Geschlechter unter einen Hut bringen will — von zwei Schriftstellern vertreten, von Ellen Key und F. W. Förster. Erstere hat darüber das Buch „Das Jahrhundert des Kindes", letzterer die „Jugendlehre, Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche," geschrieben (6. und 7. Tausend. Berlin, Reimer 1905).

Mit ihnen allen wollen wir uns näher beschäftigen. Wenn sie auch, soviel ich sehe, gar nicht Bezug aufeinander nehmen, so kann man sie doch unter dem Gesichtspunkt der Selbstentfaltung zusammenstellen. Und dann übernimmt die Frau die Rolle der Theorie, der Mann die der Praxis. Sie eignen sich sehr gut zur Besprechung vor einem größeren Kreise, weil sie beide keine großen utopischen Verfassungsentwürfe für die Schule bringen, sondern schlicht und recht sagen wollen, wie man es jetzt schon in der Schule und im häuslichen Verkehr mit den Kindern machen soll.

Wir wollen zuerst Ellen Keys pädagogische Ideale nennen, woraus sich ihre Kritik und ihre Einzelvorschläge schon von selbst ergeben. So glüht kein Sozialist für sein geliebtes Zukunftsland, wie sie für das Recht und die Majestät des Einzelwesens. Sein Empfinden und Bedürfen, sein Können und seine Pflicht, sein Recht und sein Glück — dafür tritt sie ein und dafür hat sie ein feines Gefühl. Wenn die andern mit der Züchtung sozialen Verhaltens im Interesse der Gesellschaft zufrieden sind, so erklärt sie mit Recht alle soziale Tugend für wertlos, wenn sie nicht ihre Grundlage im persönlichen Gefühl des Einzelnen hat. Ihr höchstes Leitbild ist also statt der Gesellschaft, die alle Einzelnen umschließt und in sich aufsaugt, das Einzelwesen, das alle Rücksichten gegen die andern und die Gesellschaft in sich befaßt. Dagegen ist gar nichts zu sagen. Denn es gibt schließlich gar keine Gesellschaft, sondern nur Einzelwesen. Eben darum legt sie auch auf das persönliche Gewissen allen Nachdruck und will von dem Kollektivgewissen nichts wissen, unter dessen Macht heute alles gestellt werden soll. Denn das Kollektivgewissen ist, könnte sie sagen, doch nur das Gewissen Einzelner. Im Gegensatz dazu kommt es ihr darauf an, den Einzelnen vor sein Gewissen zu stellen. Ihr ist mit Recht die Übereinstimmung eines erwachsenen Menschen mit seinem persönlichen Gewissen, auch wenn er im Gegensatz zu seiner Umgebung steht, viel wichtiger als seine Übereinstimmung mit der Uniform auf Kosten seines Gewissens. Zu ihrem Ziel, das Einzelwesen zu stärken, gehört dann aber auch die rechte Behandlung der rein geistigen Seite im Unterricht. Darum fordert sie, daß der Unterricht erst dann Stoffe und Erkenntnisse an das Kind heranbringt, wenn ihm sein Bedürfnis, sein individuelles Bedürfnis entgegenkommt, während gegenwärtig, wie es Otto Baumgarten ausdrückt, meist ganz unbegehrte Stoffe dem Kinde aufgezwungen werden.

Nun kann man sich ja schon denken, wie Ellen Keys Kritik der gegenwärtigen Erziehung von diesen Wünschen aus sich gestalten mag. Liebhaber von kräftigen Ausdrücken kommen bei ihr auf ihre Rechnung. Die gegenwärtige Erziehung will die Kinder zu gelungenen Kopien der Erwachsenen, der Eltern und Lehrer machen. Der Gesichtspunkt der Masse herrscht vor. Es wird für die Gemeinschaft erzogen; darum die Abrichtung schon von der Kleinkinderschule an. Die Amtskrippe ist das höchste Ideal. So herrscht auch in der Beurteilung der Kinder ein Maßstab, der in enger Verbindung mit der Masse und ihrer Ausbildung

steht: das beste Kind ist das schulbrave Kind, das gar nichts Eigenes an sich hat und sich möglichst unpersönlich als Glied der Masse verhält. Darum wird auch immer von Eltern und Lehrern dreingefahren, wenn sich einmal ein Kind anders verhält als die meisten und der nach der Masse zugeschnittenen Schablone widerspricht. Die Kinder werden stets gestört und haben niemals Ruhe vor ihren „Erziehern". Besonders jene armen nicht, die in sich etwas Besonderes haben. Sie werden gleich als trotzig und unbequem angesehen. Jede individuelle Selbstbetätigung wird als Auflehnung gebrandmarkt, aber die Gefügigkeit als Tugend gepriesen. — Wer hört hier nicht Nietzsches Umwertung der Werte und Sklavenaufstand in der Moral heraus? Dem entspricht dann auch die Stimmung der so mißhandelten Kinder: es ist die Furcht. Und damit berührt sie einen sehr wunden Punkt, der vielen heute noch weh tut, die von dem vorigen Geschlecht erzogen worden sind. Wer die Dinge kennt, weiß, wie es zumal in dem patriarchalischen bäuerlichen Stand darauf ankam und wohl noch ankommt, die Kinder im „Respekt" zu erhalten. Überhaupt besteht die häusliche Erziehung — bloß in den untersten Klassen? — in einer mehr oder weniger motivierten Abwechselung von „Liebe und Hiebe". Mancher Leser kennt vielleicht irgend jemand, dem durch die entsetzlich harte Jugendzeit eine Blödigkeit und Unsicherheit eingepflanzt wurde, an der er noch lange zu leiden hatte. Man weiß ja, wie auf Luthers ganze Entwickelung diese Rauheit seiner Erziehung noch lange, lange nachgewirkt hat. Ich kenne einen Menschen, dem durch solche bäuerlich-militärische Mißhandlung das moralische Rückgrat geknickt worden ist, daß er sich nichts mehr zutraut und gar nicht recht auftreten kann. Wenn solche Eltern und Lehrer wüßten, daß sie noch lange nach ihrem Tode eine wenig beneidenswerte Auferstehung feiern, indem sie ihren Zöglingen als Albe im Traum erscheinen! Das ist das Schlimme — in dem kindlichen Geist graben sich solche pädagogische Zornausbrüche und zumal lange Grollperioden viel tiefer ein, als alle freundlichen Erinnerungen. Und was an Nervenkraft bei zarteren Kindern draufgeht, das kann durch keine Sommerfrische und Eisenpillen wieder gut gemacht werden.

Vor allem wendet sich Ellen Key in seitenlangen Ausführungen gegen die körperlichen Strafen, die zu den beliebtesten Mitteln der — pädagogisch gesprochen — Gegenwirkung gegen die Unarten des Kindes gehören. Wichtiger als diese entrüsteten und durchaus richtigen Ausführungen, die man selbst nachlesen möge, ist die Beobachtung, die uns

sehr fördern wird, wenn es sich für uns um die historische und philosophische Einordnung unserer Schriftstellerin in einen größeren Zusammenhang handelt. Sie sagt nämlich: die Strafen kommen daher, daß man an das Böse im Kinde glaubt. Und das gilt, trotzdem die einzelne Mutter von der Unübertrefflichkeit ihres Kindes überzeugt zu sein pflegt. Daran ist übrigens nicht nur die Eitelkeit, sondern auch die allgemein menschliche Eigentümlichkeit schuld, daß man die Art, wie man selbst ist, naiv oder bewußt mit dem Ideal verwechselt. Dieser Überzeugung also zum Trotz ist das herkömmliche System der Behandlung der Kinder auf dieser pessimistischen Voraussetzung aufgebaut.

Natürlich bekommt auch der Unterricht sein Teil ab, wenn jene Forderung selbständiger Aneignung gelten soll. Die Folgerung aus dem leitenden Gesichtspunkte „Masse" heißt hier: Büffeln. Die vorgeschriebene Stoffmenge muß angeeignet werden. So bleibt nie die Freiheit zu eigener Betätigung und Auswahl der Dinge, die einen selbst interessieren. Überhaupt haßt Ellen Key die Schule mit glühender Inbrunst. Mit ihrem Korpsgeist bedeutet sie ihr eine herdenmäßige Erziehung, eine Erziehungsfabrik, die die Fehler aller früheren Zeiten reproduziert. Ihre Art ist die abplattende Gesellschaftserziehung, die keine Individualität aufkommen läßt. Am meisten empört sie, daß sich dieses Treiben unter beständigem Lobpreis der individuellen Erziehung vollzieht, was sie an die Gesänge erinnert, mit denen die Kannibalen die Abschlachtung ihre Opfer begleiten. Die Schule ist daran schuld, daß es so viele kluge Kinder und so viele dumme Menschen gibt.

Es ist sehr schade, daß sich die Schulkritiker so gern im Ton vergreifen. So hat es Arthur Bonus in seinen Ausführungen über den Kulturwert der deutschen Schule gemacht, so macht es auch Ellen Key. Wir werden es ja psychologisch verstehen: das Weib geht immer ins Extrem, weil es so schwer für sie ist, — wie heißt doch das Fremdwort? — objektiv zu bleiben. Sie kann nur lieben oder hassen, und wenn sie haßt, dann haßt sie gründlich. Sie faßt alles gleich persönlich auf mit ihrem vollen Herzen und übersieht alles, was ihrem Drang widerspricht. Es ist ja wunderschön, daß sich unsere Schriftstellerin so warm der Gegenstände aller erzieherischen Einwirkung annimmt. Denn es ist ein Unrecht, daß Erziehung und Erziehungslehre nur nach dem Ziele der Einwirkung, höchstens noch nach der psychologischen Grundlage im Kinde, aber nicht nach dem Inhalte seines Fühlens und Wollens fragen. Aber durch ihre Maßlosigkeit fällt Ellen Key leicht in die Rolle

einer Rosa Luxemburg der Pädagogik. Bei übereifrigem Schelten und Kritisieren ist immer nur ein Schritt vom Ärger zur Heiterkeit, und dann kann man sich leicht alle berechtigte Kritik mit Späßen über den komischen Zorn des Kritikers vom Halse witzeln. Und das ist schade. Denn es ist ganz sicher viel an ihren Ausstellungen zu beherzigen. Und zumal die Schule täte gut daran, Zornausbrüche wie die von Bonus und Ellen Key als sehr verbreitete Kennzeichen der Mißstimmung ihrer ehemaligen Pfleglinge zu beherzigen, die weit über die oppositionslustige und übertreibende Studentenzeit hinaus anhält. Denn darin hat Bonus sicher recht: die Sachverständigen sind auf dem Boden der Pädagogik nicht die Behörden als solche, sondern die Erzogenen, wenn sie alt und einsichtig genug geworden sind. Ebenso sind auf andern Gebieten auch die Konsumenten sachverständig, nicht die älteren oder vorgesetzten Produzenten, wobei ich z. B. an die Predigt denke.

Schluß in der März-Nummer.

Otto Julius Bierbaum: Ein Traum

Das war wundervoll. Ich träumte:
Es stand ein Haus dicht an der grünen See.
Ihre Wellen, smaragden, rasten gegen seine Mauern:
Tausende, tausende vorgereckte Hälse,
Gebogene Nacken, gepeitschte Schweife,
Eine wütende Meute, heiseren Gebelles.
Ich saß hinterm Fenster, das wie in einer Kirche hoch war,
In einem Porphyrthrone, belegt mit gelben Kissen
Aus rauhem chinesischem Brokat, vom Kaiser Kanghi,
Im Jahre sechzehnhundertundfünfundneunzig mir verliehen
Für einen Hymnus auf den Sohn des Himmels im Stile
Der purpurblauen Päonie. Ich sah hinaus,
Gekleidet wie ein Amsterdamer Ratsherr zur Zeit Rembrandts.
Drüben, hinter dem bellenden grünen Meere,
Aus lauter Lapislazuli, aber Silber in den Klüften,
Hob sich Gebirg. Der Himmel war aus Gold,
Gehämmertem, ein Hintergrund für Heilige.
Und eine Insel lag im grünen Meer
Mit einem Tempel, — nein, mit einem Schlosse, — nein:
Mit einem Haus der Venus. Silbergrau,
Von Feuchte überronnen, war das Haus.
Die Ecke, die es mir entgegenkehrte,
War schön behauen. Eine nackte Frau
Bog sich, aus gelbem, rosaädrigem Gestein,

Wie Marmor, aber rauher, poriger,
Hervor und wog in ihren schmalen Händen
Die vollen Brüste. Und sie lächelte.
„Oh Theodora, Hure, Kaiserin!" rief da mein Ratsherrnmund,
„Ich komme gleich!"
Es war ein Traum. Drum ging ich übers Meer
Wie über eine weiche grüne Wiese.
Es war ein Traum. Drum sah ich ihren Schoß
Als einen Lotoskelch. Es war ein Traum;
Drum schlug man mich ans Kreuz.
Die schöne Dame mit dem Lotoskelch,
Es war ein Traum, sah mit Vergnügen zu,
Wie man die Nägel mir durch Hand und Fuß
Mit hölzernen Hämmern trieb. „Tut's gut, mi fili?"
Rief Ihre Majestät und nahm
Ein Praliné aus ihrer Bonbonnière.
Es war ein Traum. Drum war mein Schmerz Genuß.
Es war ein Traum. Drum schoß der Kreuzesast,
Von einem unsichtbaren Riesen wie ein Bogen
Erdwärts gezerrt, mich einem Pfeile gleich
Hinauf zum goldenen Himmel, wo ich nun,
Es war ein Traum, als byzantinischer
Hochheiliger Erzbischof in Mosaik
Prachtvoll und majestätisch leuchtete.

Gustav Falke.

Dörten . . . . Erzählung

„Na, Dörten, wann ist Hochtid?"

Dörten stellt den Schiebkarren hin, und ihre zornigen Blicke suchen den Sprecher. Sie hat Grünfutter für ihre Ziege geschnitten. Der Karren ist hochbeladen.

„Schamen schallst di wat!" ruft sie erregt, während sie mit dem Handrücken die perlende Stirne trocknet.

Zwei lustige Augen lachen über die hohe Hecke herüber, verschwinden nach Dörtens strafender Antwort und kommen nicht wieder zum Vorschein. Hier und da kann sich ein neugieriger Blick durch die dichten Dornen zwängen, aber man kann nicht erkennen, was der Mann in seinem Garten macht. Doch jetzt verrät es ein metallener Klang, wie wenn ein Spaten auf einen Stein stößt.

Es ist der Garten der Schusterkate. Und der Mann ist Hinnerk Saß, oder Hinnerk Schoster, wie er gewöhnlich genannt wird.

Dörten schießt noch einen bösen Blick nach dem unsichtbar bleibenden Spötter ab, dann setzt sie ihren Weg fort. Zornig stößt sie den Karren vor sich her.

Der hinter der Hecke richtet sich wieder auf. Lachend sieht er ihr nach. Plötzlich aber verzieht sich sein Gesicht zu einer komischen Grimasse. Ein mehrmaliges kurzes Nicken sagt deutlich: Dacht' ich's doch. Das war zu erwarten.

Dieses zu erwartende ist ein Bürschchen im städtischen Anzug, semmelblond, mit einem ersten spärlichen Anflug von Bart unter der Nase und einem Buch unter dem Arm. Eine zur Schau getragene Würde steht in einem drolligen Verhältnis zu der Schmächtigkeit seines Leibes. Die dünnen Glieder sind im Vergleich zu Dörtens kräftigem Arm- und Beinwerk von bedauernswerter Dürftigkeit.

Seit einiger Zeit konnte man auf Dörtens Wegen auch diese schwarze Gestalt mit einiger Sicherheit antreffen. Alles lachte über diesen windigen Ableger ihres breiten, soliden Schattens.

„He schall man 'rankam," hatte Dörten zu Lene Staack gesagt. „De Bengel makt mi ja ton Gespött in'n ganzen Dörp."

Es hätte ja nun Zufall sein können, daß er immer ihre Wege ging. Doch dem widersprach, daß er auch dort auftauchte, wo von Wegen nicht die Rede sein konnte, wie zum Beispiel auf der Kleesaatkoppel, wo sie Jörn Kleesaats drei Kühe melkte. Jörns Frau war krank, und Dörten half aus, wenn es Not war.

Es waren drei kleine wohlgenährte Kühe, die sich gerne von Dörten melken ließen, denn ihre feste Hand hatte den rechten Griff darauf. Sie hatte schon als lütt Deern von dreizehn Jahren ihre eigene Kuh gemolken. „Leeve Liese" hatte die geheißen. Eigentlich war sie nur auf Liese getauft. Aber lütt Dörten hatte gleich leeve Liese zu ihr gesagt, und dabei war es denn geblieben. Jetzt war „leeve Liese" längst tot, und Dörtens Vater war tot, und Dörten und ihre Mutter konnten sich keine neue Kuh halten. Es reichte nur für eine Ziege. Es war eine einfache, etwas unansehnliche Ziege ohne Hörner, aber sie gab gut Milch und erhielt Dörten in der Übung des Melkens, was dann wieder Jörn Kleesaat und seinen drei Kühen zugute kam.

Wenn nun Dörten auf Jörns Koppel auf ihrem Hüker saß, und die weiße Milch in den Eimer schäumte, da geschah es denn wohl in letzter Zeit, daß „Bleß", oder „Bunte Liese", oder „Swatte Dübel", wer von den dreien gerade dran war, sich verwundert umsah, weil Dörten plötzlich ihre Tätigkeit unterbrach und den Kopf nach dem Knick oder nach dem Heck wandte, wo wie aus der Erde heraus eine schmächtige Gestalt aufgetaucht war und unter einem billigen Strohhütchen hervor zwei weit aufgerissene wasserblaue Augen verlangend auf sie richtete. Dann konnte Dörten ein Gesicht machen, wie „Swatte Dübel". „Bleß" und „Bunte Liese" sahen gut und sanft aus, wie es Kühe sollen. „Swatte Dübel" aber, obgleich von Gemüt keineswegs bösartiger, konnte einen wirklich erschrecken, wenn sie, temperamentvoller als die anderen, ihr schwarzes Gesicht mit einem heftigen Ruck herumwarf, ganz wie Dörten auch: „Dumme Bengel, büst all wedder dor?"

Dann verschwand die Gestalt mit dem semmelblonden Kopf wie ein erschrecktes Wiesel hinterm Knick, tauchte aber bei einer anderen Gelegenheit und an anderen Orten ebenso plötzlich wieder auf.

Fritz Frahm, so hieß Dörtens Wegeschreck, hatte eines Tages das ihm erst seit kurzem anvertraute Lehramt freiwillig wieder niedergelegt, weil er sich berufen fühlte, der Menschheit auf eine höhere, edlere Art zu dienen; er hatte sein Kreuz auf sich genommen und den Leidensweg des Dichters eingeschlagen. Einige Übung, die Stirne in interessante

Falten zu legen, besaß er bereits. Schwieriger schon war es, seinen hellen, unschuldigen blauen Augen das erforderliche düstere Feuer zu verleihen. Das glückte dann auch nicht immer. Es gab Zeiten, und sie wogen über, wo sein Gesicht den Ausdruck harmloser Unbedeutenheit arglos zur Schau trug. Aber der gute Wille, bedeutend zu sein und sich bedeutend zu geben, blieb doch immer rege.

Ohne Amt und Brot schlug Fritz Frahm sich kümmerlich durch. Alle großen Dichter hatten gehungert, warum sollte er nicht auch hungern? Seine Zeit wird kommen. Aber dieses Warten auf den Erfolg zehrte doch, wenn auch nicht an seiner Seele — die wuchs im Leide — so doch an seinem ohnehin nicht sehr ergiebigen Körper. Wo aber das schwache Fleisch stärken? Irgend ein billiger Landaufenthalt mußte sich finden lassen. Große Ansprüche stellte Fritz Frahm nicht. Ein Bett, ländliche Kost und einen Platz in der freien Natur, wo er tagsüber auf dem Rücken liegen konnte, mit einem Band Goethe oder Nietzsche, oder Maeterlinck — ach, wie würde das wohltun! Urwüchsige, unverdorbene Menschen um sich, ungebrochene Kraft und Gesundheit. Je geistiger einer ist, je mehr soll er bedacht sein, von Zeit zu Zeit wie Anthäus die mütterliche Erde wieder zu berühren.

So war Fritz Frahm nach Schönböken gekommen. Schönböken ist der Name für ein paar Katen, die ungefähr in der Mitte zwischen Möhlenbeck, dem nächsten Dorf, und zwei benachbarten Gütern am Wege liegen. Ursprünglich stand hier, wo sich der Weg nach Boek und Rohrhagen gabelt, nur die Schmiede, für beide Güter gleich bequem erreichbar. Da hatte schon Dörtens Großvater als Schmied und Stellmacher gehaust. Dann hatte Jochen Schröders Vater, Willem Schröder, „de Muermann", sich dort dicht neben Krischan Plückhahn angebaut. Ein paar Instenkaten nach Boek zu standen schon oder waren nach der Zeit hinzugekommen. Jetzt ist es eine kleine Ansiedlung von sechs bis acht Familien, die nach Möhlenbeck eingepfarrt sind und ihren Unterhalt und Rückhalt auf den umliegenden Gütern finden. In Krischan Plückhahns Schmiede sitzt jetzt Jörn Kleesaat. Die Plückhahns hatten Unglück gehabt, Krischans Sohn, Detlev Plückhahn — „n' Kerl als twee Ossen" — hatte sich in übermütigem Pochen auf seine Körperkraft bei Friech Haß auf der Kegelbahn — Friech Haß hatte den „Blauen Engel" in Möhlenbeck — beim Spielen mit einem vollen Achtel Bairisch den Fuß zerschmettert und war infolge nachlässiger Wundbehandlung lange krank gewesen. Dabei hatte er sich das Faulenzen und den Durst angewöhnt und war dann bald

nachher gestorben. Dörten und ihre Mutter hatten sich einschränken müssen. So war Jörn Kleesaat in die gute Schmiede und die beiden Frauen in die bescheidene Kate neben Muermann Schröder gekommen.

Hier, bei Jochen Schröder in Schönböken hatte sich nun Fritz Frahm eingemietet.

„Da hört he ok hen," hatte Hinnerk Saß gemeint. „De beiden paßt tosam."

Ob diese Meinung Hinnerks für Jochen oder für Fritz schmeichelhafter war, ist schwer zu entscheiden.

„In'n Kopp" hatte auch Jochen es. Er war nach seiner eigenen Ansicht von der Sache wirklich das, wofür die andern ihn mit einer gewissen nicht mißzuverstehenden Betonung ausgaben: „n' bannig kloken Kerl". Er wußte alles, konnte alles, machte alles.

„En Minsch, de sik nich to helpen weet, is garnich wert, dat he in Verlegenheit kümmt. Sieh mal, erst mach ich das so, und dann mach ich das so, und denn ist das fertig."

„Und wenn es denn fertig ist, geht es nach 'n Tagener acht wieder auseinander," behauptete Jörn Kleesaat, der freilich als ortseingesessener Stellmacher der natürliche Feind des Gelegenheitsbastlers Jochen war. Aber hierin gaben doch alle Jörn recht, und nur Jochen war überzeugt von sich und seinen Werken. Und vielleicht war es das, was Hinnerk Saß meinte, wenn er sagte „De beiden paßt tosam". Denn Fritz Frahm hielt auch etwas auf sich und würde sich von keinem seine Bedeutung streitig machen lassen. Sie kamen denn auch gut miteinander aus, der lange, hakennasige Jochen und der kleine, spitznasige Fritz.

Es war nur ein bescheidenes Hinterstübchen, das die Schröderschen ihrem Gast hatten einräumen können. Dem aber war es groß genug, und besonders die Aussicht hatte ihm gleich am ersten Tage außerordentlich zugesagt. Das niedrige Fenster führte auf ein schmales Streifchen Gemüseland hinaus, das nur durch einen Zaun von halber Mannshöhe von der Plückhahnschen Bleiche getrennt war. Diese Bleiche war zwar nur ein Wiesenviereck von sehr geringem Umfang, und die vier Pfähle mit der ständig dazwischen aufgespannten Wäscheleine mochten nicht jedem als eine Zierde der Landschaft gelten, aber für Fritz Frahm war dieses kleine Fleckchen Erde lange Zeit ein Paradies, dessen Pforten ihm verschlossen waren und worin er eine einsame Eva mit Bedauern von seiner Gesellschaft ausgeschlossen sah.

Gleich am Tage seines Einzuges hatte er sich hier eine Person be-

wegen sehen, die er geneigt war, die personifizierte Urkraft zu nennen, sie auch wirklich in einem Brief an einen gleichstrebenden Genossen nachher einmal so nannte. Diese personifizierte Urkraft war Dörten gewesen. Sie hatte Wäsche von der Leine genommen, alles Zeug in einem einzigen großen Korb aufeinander gehäuft, und diese in Fritzens Augen ungeheure Last mit der Kraft ihrer vollen nackten Arme wie spielend gehoben. Für seine nach unverfälschter Natur so hungrigen Augen hatte er dieses Schauspiel nur einen viel zu kurzen Augenblick genießen dürfen. Vergeblich hatte er in den nächsten Tagen nach der Urkraft ausgesehen. Dann aber war sie durch die kleine, sonst immer verschlossene Pforte im Zaun gerade auf Jochen Schröders Haus zugekommen, einen leeren Schiebkarren vor sich herschiebend.

Fritz saß gerade mit Jochen auf der Bank hinterm Haus, vor dem kleinen runden, mit weißen Steinen eingefaßten Geranienbeet — es waren etwas stakige, knallrote Geranien — und ließ sich von ihm Soldatengeschichten erzählen. Das tat Jochen gar zu gern. Er hatte „Siebzig" mitgemacht. Nicht als „Musikant", wie die Leute immer behaupteten, um ihn zu ärgern — Jochen konnte auch Trompete blasen und tat es, wo es auf den Tanzböden nur etwas zu blasen gab; das warf einen netten Schilling ab, mehr als die gelegentliche Bastelei — nein, Jochen war nicht als „Musikant", sondern mit der Waffe in der Hand dem Feind entgegengetreten, und Fritz lernte ihn aus seinen Erzählungen als einen tapferen Krieger kennen.

„Schröder, sä uns Hauptmann to mi, noch so'n Sieg, sä he, und wi sünd in Paris, und he wuß woll, dat ick min Schülligkeit dorbi dohn harr. Dat hev ik ok. All wat recht ist, mennigmal hängt son Slacht man von Uemstännen af. Wenn denn nich de richtige Mann an richtigen Platz is —"

Fritz erfuhr nicht mehr, ob Jochen oder sein Hauptmann die Schlacht gewonnen hatte. Denn gerade in diesem Augenblick kam „die Urkraft" mit dem Schiebkarren durch die Pforte. Sie stutzte, als sie den fremden jungen Mann bei Jochen auf der Bank sah, und kam zögernd näher.

„Dag, Jochen," sagte sie, Fritz mit fragendem Blick musternd. „Dat oll Ding is mi 'tweigan. Kannst mi dat nich bet morrn wedder heil maken?"

Jochen besah den kranken Karren, und Fritz die gesunde Urkraft.

Der Schaden schien bedenklich, denn Jochen zog die buschigen Brauen, die über seiner großen Hakennase zusammenliefen, wichtig in

die Höhe, legte den Kopf auf die Seite und plinkte mit seinen kleinen grauen, immer etwas geröteten Augen, wie ein Huhn.

Aber seine Worte waren doch tröstend und gaben Hoffnung: „Ja, min Deern, will mal sehn, ik mak dat denn so und so, und denn kann dat wohl angahn."

Der Schaden war nur gering. Eine Radspeiche war zersplittert und das rechte Stützbein des Karrens abgebrochen.

„Wo hest det denn anfungen?"

„Gegen 'n Kantsteen bin ik föhrt."

„Süh, süh, dat harrst nich nötig hatt."

„Dat seggst wohl."

Die erste Folge dieser Begegnung, die nach Feierabend stattgefunden hatte, war eine schlaflose Nacht für Fritz Frahm gewesen. Rasseprobleme, Nietzsche, Gobineau, Goethe und Christiane, die römischen Elegien, — Fritz fingerte Verse auf die Bettdecke — Gedanken an ein zu dichtendes Idyll, dessen Heldin dieses unverdorbene Naturkind sein sollte, alles das füllte wie ein gestaltloser Nebel sein armes Dichterhaupt. Er schlief spät ein und wachte spät auf. Sein erster Gedanke war Dörten. Ohne alle philosophische Vermittlung. Nur Dörten, ohne weitere Probleme. Sein Blick fiel durch das Fenster. Warum war sie nicht da?

Von nun an kreiste der blasse Jüngling um die rosige Jungfrau wie der Mond um die Erde, zur größten Belustigung Schönbökens, und zum wachsenden Ärger Dörtens, der um so einen Trabanten nicht zu tun war.

„Wat will de Bengel?"

* * *

Der Weg, an dessen Rand Dörten ihr Ziegenfutter geschnitten hatte, führt an einem kleinen Buchen- und Föhrenstand vorüber. Hauptsächlich sind es Buchen, und es mochten ihrer früher noch mehr und schönere gewesen sein und dem Dorf — als solches sprachen es seine Bewohner, wenn auch mit Unrecht, an — einstmals seinen wohlklingenden Namen gegeben haben. Jetzt ist es nur ein geringes Wäldchen, eine Viertelstunde von der letzten Kate, der Schusterkate, entfernt. Fritz suchte es an heißen Tagen gerne auf. Die Bäume stehen dicht und schattenspendend, und ein reichliches Unterholz bietet lauschige Schlupfwinkel. Gegen den Weg hin bildet Brombeerengestrüpp einen natürlichen Schutzwall. Die Früchte waren um diese Zeit noch braun und herbe, nur hier und da,

wo die reifende Sonne leichter Zutritt hatte, tat sich schon eine glänzende braunschwarze Beere hervor.

Hier, hart am Waldrand, hatte Fritz Frahm ein heimliches Plätzchen gefunden und es sein Lesezimmer getauft. Eine breite, silberstämmige Buche, deren Wurzeln, teilweise bemoost, ein natürliches Ruhebett bildeten, neigte ihr dunkles Sommerdach darüber, und eine kleine Tanne zur Linken, und ein Erlenbusch zur Rechten, schlossen dieses grüne Kabinett nach den Seiten hin ab. Vorn aber gewährte eine lichtere Stelle in der Brombeerwand einen heimlichen Auslug auf den Weg hinaus. Hier lag es sich wirklich gut, zum Träumen und zum Lesen. Das Vogelvolk im Busch und das rege Geschlecht der Insekten mit dem unaufhörlichen glitzernden Spiel seiner blanken Flügel machten die Abgeschiedenheit des Plätzchens noch fühlbarer, indem sie es mit ihrer feinen, nie schweigenden Waldmusik belebten.

In diesem traulichen Laubsälchen lag Fritz Frahm und las in Jens Peter Jakobsens Novellen, als Dörten sich ihm ahnungslos näherte, mit ihrem Schiebkarren am Rand des Grabens herkommend. Das Rad des Karrens war kein Verkündiger von Jochens Ruhm oder Dörtens Fürsorge; es lief geräuschvoll und verriet sich ihm. Neugierig, wie er in dieser Einsamkeit doppelt war, richtete er sich auf und lugte auf den Weg hinaus. Er konnte nicht gleich gewahren, was da draußen vorging, aber er lag geduldig und auch ein wenig ahnungsvoll am Ausguck, während sein Herz lebhafter schlug, ohnehin trunken von Jens Peters holdem Gedicht „Hier sollten Rosen stehen". Und dann wurden seine Augen größer und sein Mund öffnete sich, wie der Mund eines kleinen Kindes, das endlich die ersehnte Milchflasche bringen sieht.

Dörte hatte ihren Karren grade vor sein grünes Fenster geschoben, ließ sich auf die Knie nieder und fing an, das üppige Gras und die würzigen Kräuter zu schneiden, die hier am Wegrand eine kleine Vorwildnis bildeten. Die Schatten leicht bewegten Laubes tanzten über ihren glatten, nach ländlicher Sitte reichlich geölten blonden Scheitel, über ihren breiten Rücken und den braunen Arm, der sich in einem ruhigen Bogen, immer ein wenig mehr ausgreifend, mit der blanken Sichel über das dunkle Grün hin bewegte.

„Nein, es gibt nichts auf der Welt, wie die Weiber! Ich begreife es nicht . . . es muß ein Zauber in den Linien liegen, in denen sie geschaffen sind, wenn ich sie nur vorübergehen sehe: Isaura, Rosamunde und Donna Lisa und die anderen. Wenn ich nur sehe, wie das Gewand

sich an ihre Formen schmiegt, wie es sich faltet bei ihrem Gang, so ist mir, als ob mein Herz mir das Blut aus allen Adern tränke, und meinen Kopf leer und ohne Gedanken, und meine Glieder bebend und ohne Kraft ließe — mein ganzes Wesen in einem einzigen langen, zitternden und angstvollen Sehnsuchtshauch sammelnd. Was ist das? Was mag es sein? Es ist, als ob das Glück unsichtbar an meiner Tür vorüber ginge, und ich müßte es greifen und festhalten und es müßte mein sein, so wundersam, — und ich kann es doch nicht fassen, weil ich es nicht sehen kann."

So sprach der gelbe Page in Jens Peter Jakobsens berauschendem Proverb. Ach, Fritz Frahm sah das Glück. Sichtbar kniete es da vor ihm im Grase, und es lag nur an ihm, es zu fassen.

Wie ein silbernes Schlänglein blitzte die Sichel durch das Gras. Hunderte von Insekten schwirrten aufgescheucht umher: weiße, gelbe und blaue Falter, kleine rotröckige Herrgottskäfer, und mit hellem Gesumme die von ihren süßen Bechern verjagten Bienen, und mit tieferem Gebrumm die dicken Hummeln. Dörten schlug manchmal um sich, wenn ein erbostes Insekt zu aufdringlich wurde. Es war heiß, und sie hatte es sich bequem gemacht. Ihr Mieder, am Halse geöffnet, gab das grobe Linnen ihres Hemdes und ein Stück des braunen Nackens und des lichteren Busens frei. Sie legte einen Augenblick beide Hände in den Schoß und sah mit ihren braunen Augen nachdenklich ins Leere, wobei sich die Augenbrauen langsam zusammenzogen, als beschäftige sie sehr ernstlich ein Gedanke.

Ach, hätte der blonde Page hinter der Brombeerwand jetzt nur einigen Mut gehabt. Er suchte ihn zwar redlich, und redete sich ein, ihn gefunden zu haben. Er wollte sich nur einen Augenblick noch am ungestörten Anblick der Urkraft berauschen. Aber als Dörten nun fertig war, mit beiden Armen das geschnittene Grünzeug zusammenraffte, auf den Karren lud und die Sichel oben drauf legte, zum Zeichen, daß sie nun genug Futter für ihre Ziege hatte, da klopfte wohl sein Herz schneller, ging sein Atem hörbar, aber er rührte sich nicht. Lähmend senkte sich die Furcht auf ihn, daß auch diese Begegnung nicht anders verlaufen würde, als alle früheren.

In einem kurzen Bogen den Weg querend, trat Dörten den Rückweg an. Das Rad kreischte, und der Karren schwankte unter seiner Last, als sie ihn nicht ohne Anstrengung über die Furchen des tief aufgefahrenen Weges schob. Und mochte dieses Hindernis oder ihre eigene Unachtsamkeit

schuld sein, — die Kurve mißlang ihr, sie geriet dem jenseitigen Graben zu nahe, und mit einem leisen Aufschrei bemühte sie sich vergeblich, den umstürzenden Karren noch zu halten. Er lag halb im Graben, und Dörtens erster Versuch, ihn mit einem kräftigen Ruck wieder aufzurichten, glückte nicht.

Nun aber brach Fritz aus seinem Versteck hervor. Wie ein hungriges Raubtier schnellte er durch die Büsche und nötigte Dörten einen lauten Schreckensruf ab. Lang fiel er hin, sprang aber sofort wieder auf und bot, sich die Knie abstäubend, seine Hilfe an.

„Wat hev ik mi verfiert!" war Dörtens erstes Wort, dem ein unwilliger, abwesender Blick folgte, als sie den so plötzlich und geräuschvoll Aufgetauchten erkannte. Aber mit ein paar unverständlichen, gestotterten Worten griff er sofort den Karren an und zerrte mit fruchtlosen Versuchen an ihm herum.

„Donnerwetter, ist der schwer!"

Dörten schob den Keuchenden beiseite. Und mochte Ärger oder Ehrgeiz ihre Kraft verdoppelt haben, mit einem gewaltigen Ruck warf sie den Karren herum und zog ihn auf den Weg. Sie taumelte bei dieser Anstrengung und fiel auf die Knie. Sofort sprang Fritz ihr bei, erntete aber nur einen zornigen Blick für diese unliebsame Berührung. Mit hastigen, heftigen Griffen raffte sie das verstreute Futter auf und ließ es, ohne ihm ein Wort zu gönnen, geschehen, daß er ihr dabei an die Hand ging. Im stillen verwünschte sie ihn und dachte unwillig daran, daß sie ihm noch obendrein Dank würde sagen müssen. Selbst hier war sie vor ihm nicht sicher! Mußte er denn überall sein? Doch überwand sie sich nachher zu einem kurzen, fast groben „Ik dank ok."

Er stand mitten auf dem Weg und sah der davon Fahrenden nach. Ihre kurze, abweisende Art hatte ihn doch gekränkt. Schließlich aber überwog das Gefühl der Genugtuung, ein Abenteuer erlebt zu haben, das voller Möglichkeiten zu einer weiteren hoffnungsvollen Entwickelung war. Zuletzt konnte er dem Drange nicht widerstehen, ihr zu folgen. Er holte sein Buch aus dem Lesewinkel. Seine Glieder zitterten, und er fühlte sich halb gelähmt, als ob er und nicht Dörten den schweren Karren aus dem Graben geholt hätte. Nach einer Wegebiegung hatte er sie eingeholt, blieb aber in respektvoller Entfernung hinter ihr. Sie schob stoßweise den Karren vor sich her. Ihr kurzer Rock schwenkte heftig, und die vollen Arme zitterten bei jedem Stoß. Und jeder Stoß führte eine deutliche Sprache. Dieser zum Beispiel sagte: „Wat hett de Bengel

hier herumtolungern?" Und dieser: „Wenn ik man wüß, woans ik em los warr." Und nun gar dieser energische, unter dem die Sichel von ihrem grünen Polster in die Höhe schreckte, und der blaue Rock wie zornig um die braunen Waden schlug, sagte er nicht ganz deutlich: „So 'n ekelhaften Minschen! Nun will ik em dat aber wiesen. Dat schall uphör'n!"

Aber Fritz Frahm verstand diese beredte Sprache nicht. Er erschrak nicht vor den zornigen Bewegungen des blauen Rockes und empfand keine Furcht vor der zitternden Heftigkeit der braunen Arme. Wie ein getreuer Schatten folgte er ihr. Und Hinnerk Schuster fragte über den Zaun herüber: „Na, Dörten, wann is Hochtied?" Und Hinnerk Schuster lachte hinter Fritz Frahm her und schlug sich auf die Knie: „Akrat as de Koh op de Koppel. De hett ok meist so'n swatte Krei achter sik an."

Schluß in der März-Nummer.

Nord und Süd
Heft 371
Jahrgang
1908

Einer der neuentdeckten Beethoven-Briefe

Martin Philippson: Die ersten Polen unter preußischer Herrschaft.

Schluß.

Indem der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges drohte, kam man auf verschiedenen Seiten auf die Idee, solchen zu vermeiden, indem man den streitenden Mächten anderweite Vorteile verschaffe, und zwar auf Kosten eines ebenso Wehrlosen wie Unsympathischen, nämlich Polens. Ganz unwillkürlich stieg dieser früher schon oft gehegte Gedanke wieder auf. Der französische Premierminister Choiseul suchte schon 1768 Preußen durch den Köder eines beträchtlichen Teiles von Polen zu sich hinüber zu locken. In der gleichen Absicht entwarf der österreichische Staatskanzler Kaunitz ein Jahr darauf den Plan zu einem Bündnisse zwischen Preußen, Österreich und der Türkei; ersteres sollte Schlesien an den Kaiserstaat zurückgeben und dafür in Polen reichlich entschädigt werden. Man sieht, wie die selbstverschuldete Schwäche und Hilflosigkeit dieses letzteren Reiches den Gedanken seiner Beraubung und Teilung überall nahe legte: er wurde fast zur selben Zeit von dem Versailler Kabinett, dem leitenden Staatsmanne Österreichs und endlich Friedrich II. gefaßt. Denn dieser Fürst machte damals einen Versuch, zur Erstattung seiner Hilfsgelder an Rußland die längst ersehnte territoriale Verbindung zwischen Ostpreußen und dem Hauptkörper der Monarchie zu erlangen. Er sandte also nach Petersburg einen förmlichen Teilungsvertrag in betreff Polens, den er vorsichtshalber einem ehemaligen sächsischen Diplomaten, dem Grafen Lynar, zuschrieb (Februar 1769): er selber solle Westpreußen und Ermeland, Österreich den Lemberger Distrikt, Rußland einen beliebigen anderweiten Teil Polens erhalten. Katharina II. aber wollte keineswegs anderen Mächten beträchtliche Gebiete Polens gönnen, das sie vielmehr in seiner ganzen Ausdehnung als ihre sichere Beute betrachtete, und wies den Plan des sächsischen Strohmanns höflichst zurück. Seitdem kannte Friedrichs Abneigung gegen Rußland keine Grenzen mehr. Er schalt auf dessen „Hochmut" und „Anmaßung". Seinen alterprobten Minister des Auswärtigen, Finckenstein, hätte er nahezu wegen dessen

allzu großer Nachgiebigkeit den Russen gegenüber abgesetzt. Er ergriff deshalb mit Freuden die von Österreich zur Versöhnung ausgestreckte Hand. In den Sommern 1769 und 1770 hatte er, zuerst in Neiße, dann in Mährisch-Neustadt, freundliche Zusammenkünfte mit dem jungen Kaiser Joseph II. Dabei gewann Friedrich die Überzeugung, daß Österreich eine wesentliche Vergrößerung Rußlands an der unteren Donau nicht gestatten werde. Brach darüber, was sehr zu fürchten war, ein Krieg aus, so mußte Preußen, den bestehenden Verträgen zufolge, den Russen mit einem Heere zu Hilfe kommen. Von derartigen Abenteuern, von solchen neuen Opfern seines armen Landes wollte Friedrich aber nichts wissen, und am wenigsten zugunsten einer Macht, deren Fortschritte ihm selbst überaus gefährlich erschienen. Um den Krieg zu vermeiden, verzichtete er lieber auf jede eigene Gebietserwerbung. Indem er seinen Bruder Heinrich nach Petersburg sandte, um dort in diesem Sinne tätig zu sein, forderte er nur immer wieder „den Frieden, den Frieden, so schnell wie möglich."

Allein dieser schien noch in weitem Felde. Die Russen stellten den geschlagenen Türken Bedingungen, die nicht nur für diese, sondern auch für Österreich durchaus unannehmbar waren. „Diese Leute," schrieb Friedrich unwillig an den Prinzen Heinrich, „sind trunken von ihren Erfolgen."

Da zeigte das Vorgehen Österreichs einen Ausweg aus dem drohenden kriegerischen Dilemma. Unter nichtigen Vorwänden besetzte es die zu Polen gehörigen Landschaften Zips und Sandec, mit ihnen die wichtigen Salzbergwerke von Bochnia und Wielicka. Um Preußen vollends zu gewinnen, schlug der österreichische Gesandte in Berlin, General Nugent, dort 1770 vor, auch diese Macht solle sich eines Stücks von Polen bemächtigen.

Solches Beispiel eiferte zur Nachahmung an. Katharina, die nach den Zusammenkünften von Neiße und Neustadt und bei der unfreundlichen Haltung, die ihr selbst gegenüber Friedrich in der letzten Zeit eingenommen hatte, dessen Abfall zu Österreich und damit die Vereitelung ihrer ehrgeizigen Absichten fürchtete, sagte lockend dem Prinzen Heinrich: „Aber warum sollte da nicht jedermann nehmen?" Sie hatte sich notgedrungen mit dem Gedanken vertraut gemacht, auf einen Teil der polnischen Beute verzichten zu müssen, und bot Preußen ganz offen eine gemeinschaftliche Beraubung Polens an (Januar 1771); allerdings wollte sie daneben auch die türkischen Eroberungen behalten, Preußen zum Kriege gegen Österreich veranlassen.

So ging der wirkliche Anstoß zur ersten polnischen Teilung von Österreich, die eigentliche Aufforderung von diesem und Rußland aus. Es ist deshalb durchaus ungerecht, für das ganze Verfahren in erster Linie Preußen, Friedrich II., verantwortlich zu machen. Vielmehr verhielt der König sich zunächst, wie den österreichischen, so den russischen Vorschlägen gegenüber ablehnend, da er eben von einer Teilnahme am Kriege nichts wissen wollte. Erst nach Heinrichs Rückkehr nach Berlin gelang es diesem Prinzen, den Bruder umzustimmen und ihn davon zu überzeugen, daß die Eroberungspläne Rußlands in der Türkei und damit der allgemeine Krieg sich nur durch Befriedigung der streitenden Mächte auf Kosten Polens beseitigen ließen, und daß also durch Erwerbung Westpreußens die augenblicklichen wie die bleibenden Interessen des eigenen Staates ihr Genüge finden würden. Der Prinz und der König selber nahmen also die Beraubung Polens hauptsächlich zum Zwecke und in der Absicht an, dadurch den Ausbruch des großen europäischen Kampfes zu verhüten. Dieser mildernde Umstand zugunsten Preußens — und nur Preußens, da Rußland und Österreich jenen Gewaltakt vielmehr lediglich in Hinsicht auf den Krieg ins Auge faßten — darf nicht übersehen werden.

Seit dem März 1771 ging Friedrich, in der Hoffnung, so den Frieden aufrecht zu erhalten und daneben die längst gewünschte preußisch-kurmärkische Verbindung zu gewinnen, mit vollem Eifer auf die Anerbietungen Katharinas ein. Es kam ihm dabei zustatten, daß Österreich im Juli 1771 ein förmliches Verteidigungsbündnis mit der Türkei einging, von dieser hierfür sogleich drei Millionen Gulden als Handgeld empfing. „Ich nehme nicht gern Geld von diesen Leuten," sagte Maria Theresia, hütete sich aber wohl, den Ungläubigen die Summe zurückzusenden. Für Rußland war damit die Lage recht bedenklich geworden. Rückten die Österreicher in die Moldau ein, so mußte sein Heer sich zurückziehen. Zugleich machte in Polen die Konföderation von Bar beständige Fortschritte. Bei solchen Umständen war die Zarin auf die Freundschaft Preußens unbedingt angewiesen. Sie beschloß deshalb, auf dessen Wünsche einzugehen, das Sichere für das Ungewisse zu nehmen: im Februar 1772 kam der russisch-preußische Vertrag zustande, in dem die beiden Mächte sich gegenseitig bestimmte Teile Polens zusicherten, Rußland dafür auf die Moldau und Walachei verzichtete. Maria Theresia sträubte sich zuerst zuzustimmen, aus Gewissensbedenken. Aber im Grunde hatten weder sie noch Kaunitz Lust zum Kriege gegen Rußland und

Preußen. Indem sie sich deren Vorschlägen fügte, verlangte dann ihre größere Tugend einen um so höheren Kaufpreis: ein Stück Polens, das wertvoller war, als das der beiden anderen Mächte zusammengenommen, und zu dessen Sicherung sie alsbald dreißigtausend Mann einrücken ließ. Am 5. August 1772 unterzeichneten die drei Staaten den endgültigen Teilungsvertrag. Preußen gewann durch ihn — mit Westpreußen, dem Netzedistrikt und Ermeland — 600 000, Rußland 1 800 000, Österreich gar drei Millionen neuer Untertanen, also weit mehr als die beiden anderen zusammen, fünfmal mehr als Preußen. Wie die Kaiserin zuerst gestohlen hatte — die Landschaften Zips und Sandec — so stahl sie auch am meisten: alles unter Tränen und Beteuerungen ihres Widerstrebens, die in der Tat Mit- und Nachwelt über den Grad ihrer Verschuldung getäuscht haben.

Die große Raubtat war vollbracht. Wie verhielten sich nun die Polen zu der schändlichen Zerstückelung ihres Vaterlandes? Brachte dessen Not sie alle zur Verteidigung seiner Ehre und Unantastbarkeit in Waffen? Nichts von dem geschah. Vielmehr unterwarfen sich die Konföderierten von Bar, die in wilden Gelagen die französischen Hilfsgelder verjubelt hatten, nunmehr den Truppen der drei Mächte ohne weiteren Widerstand. König Stanislaus August (Poniatowski) protestierte öffentlich in feierlichem Redeschwall, unterhandelte aber im geheimen mit den drei Höfen über vorteilhafte Bedingungen für seine Privatkasse und zog so aus dem Unglück des Reiches, dessen höchster Vertreter und Kriegsherr er war, in schmählicher Weise persönlichen Nutzen. Der Reichstag wartete bis zum Frühjahr 1773, ehe er zur Beratung des Vertrages, der doch seine Ausführung schon längst erhalten hatte, eine Delegation wählte, die zunächst ihren Patriotismus in endlosen pomphaften Reden verpuffte, um dann mit solchem — wie ihr König — einen ehrlosen Schacher zu treiben und für oft lächerlich geringfügige Bestechungen die Integrität ihres unglücklichen Vaterlandes zu verkaufen. Ein polnischer Fürst hat seine Stimme für dreißig Dukaten zugeschlagen, manche Adelsvertreter begnügten sich mit einigen Tonnen Salz. Diese Märtyrer der polnischen Größe setzten alsbald auf den Pharaotisch dieselben Friedrichsdore und Imperialen, die sie soeben von dem preußischen oder russischen Gesandten empfangen hatten. Im ganzen kostete die drei Höfe die Erkaufung der Edelsten der polnischen Nation für die Zustimmung zu deren Zergliederung zusammen nur fünfundvierzigtausend Dukaten. Ein Beweis von dem Leichtsinn, der schmutzigen Gesinnung und

dem Mangel wahrer Vaterlandsliebe unter diesen bevorrechteten Beherrschern Polens! Der Reichstag genehmigte im Herbst 1773 den Zessionsvertrag an die drei Teilungsmächte.

Die erste Teilung Polens oder vielmehr dessen weitgehende Beraubung durch die drei Nachbarländer war somit auch völkerrechtlich abgeschlossen. Stellen wir zunächst fest, daß es für die Gewalttat eine gewisse Entschuldigung gab: sie hatte die Welt vor einem sonst unvermeidlichen, den ganzen Erdteil umfassenden Kriege bewahrt, der ohne sie um die türkischen Donauprovinzen sich entzündet hätte. Wir dürfen ferner behaupten, daß an sich die Polen ihr Schicksal reichlich verdient und selber heraufbeschworen hatten. Die Selbstsucht des Adels und der Knechtessinn des Volkes hatten seit zwei Jahrhunderten aus der „Republik" einen Unstaat gemacht, ein loses Konglomerat von hunderttausend kleinen und größeren Tyrannen, die nur an Befriedigung des rohesten Eigennutzes, nie an das Wohl des Ganzen dachten. Für den Augenblick oft voll auflodernder Begeisterung, bereit, das Leben in die Schanze zu schlagen, weniger für das Vaterland als für die Standes- und Parteiinteressen, erkalteten sie ebenso schnell auch hierfür wieder, nur um die eigene Person bekümmert oder höchstens für beschränkteste konfessionelle Unduldsamkeit. Indes weder die Förderung des europäischen Friedens noch die verbrecherische Torheit der Polen darf uns veranlassen, eine Tat zu billigen, die auf rechtswidrige Plünderung des Schwächeren zugunsten der Stärkeren hinauslief, auf ein Räuberstück in großartigem Maßstabe.

Der einzige der drei beteiligten Staaten, der einigermaßen den Zwang der Selbsterhaltung dabei für sich geltend machen konnte, war Preußen. Es hatte nicht nur das allein mögliche Entschädigungsobjekt für die drei Millionen Taler erhalten, die es schon für den russisch-türkischen Krieg gezahlt; nicht nur den großen Kampf vermieden, dem es, noch von dem siebenjährigen Kriege her aus tausend Wunden blutend, sich nicht gewachsen fühlte: es hatte auch den Klauen Rußlands wenigstens denjenigen Teil Polens entrissen, der es in den Stand setzte, sein altüberkommenes ostpreußisches Gebiet dem großen östlichen Nachbarn gegenüber zu verteidigen und zu halten. Die Frage war ja nicht die, ob ein unabhängiges Polen bestehen bleiben solle oder nicht, sondern ob dieses Land ganz oder nur teilweise russisch sein werde. Nicht der nationalen Freiheit, sondern der drückendsten Fremdherrschaft hat die erste Teilung einige Provinzen Polens entzogen.

Die beste Rechtfertigung aber für die Besitznahme seitens Preußens

war die fruchtbare Kulturarbeit, die Friedrich II. sofort an seiner neuen Erwerbung vornahm und durch die er das wüste Barbarenland in eine aufblühende, wohlgeordnete Provinz eines zivilisierten Staates verwandelte. Unermüdlich arbeitete er an der Kultivierung seiner „Irokesen"; Jahr für Jahr — regelmäßig im Juni — reiste er zum Besuche seiner „Halbwilden", seines „Kanada", seines „Sibiriens". Er war, wie man damals sagte, der eigentliche Oberpräsident der neuen Provinz. Aber unvergessen sollen auch die beiden hervorragenden deutschen Männer bleiben, die ihm dabei mit ebenso vieler Sachkenntnis und Einsicht, wie unerschöpflicher Arbeitskraft und Energie zur Seite standen: der preußische Oberpräsident Domhardt und der Geheime Oberfinanzrat von Brenckenhoff — jener ein self-made man, der sich vom kleinen Amtmann zum hohen Beamten lediglich durch kluge und umsichtige Tätigkeit emporgearbeitet hatte; dieser ein gewandter, fieberhaft arbeitsamer, kühn spekulierender Landwirt, recht geeignet, auf vernachlässigtem Boden Neues, Fruchtbringendes zu schaffen. Die besten und einsichtigsten Beamten, die man finden konnte, wurden auch sonst zur Einrichtung und Verwaltung des Landes herbeigezogen. Golden sind die Vorschriften in der Kabinettsordre vom 7. Juni 1772: „Bei Administration derer Ämter muß die Kammer (damaliger Name für Bezirksregierung) sehr aufmerksam sein, und dahin ernstlich sehen, daß die Administratores mit denen Untertanen nicht auf dem harten polnischen Fuße umgehen, weil Se. Königliche Majestät alle Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschaffet und die Untertanen als freie Leute angesehen und behandelt wissen wollen. Unter denen katholischen und evangelischen Untertanen muß nicht der allermindeste Unterschied gemacht werden; sondern selbige müssen bei der Kammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichem unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle Weise behandelt werden." Emanzipation der Bauern und völlige Gewissensfreiheit, das waren die ersten Ergebnisse der preußischen Herrschaft über die Polen. Ohne Überstürzung und möglichst ohne Gewaltsamkeit, allmählich, Schritt für Schritt, nach festem Plane wurde verfahren: ein Muster für die Angliederung fremder Gebiete an den Staat.

Die grundstürzenden und wieder grundlegenden Reformen folgten Schlag auf Schlag. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde sogleich nach der Besitzergreifung aufgehoben, ihre Leistungen für die Gutsherrschaft wurden auf die Arbeit von sechzig Tagen im Jahre beschränkt. Friedrich zog dann, gegen Entschädigung, die Domanialgüter — die „Starosteien"

— sowie die geistlichen Besitzungen alsbald ein, um die gutsherrliche Gewalt des Klerus und der vornehmen Herren zu brechen. „Unsere Bischöfe erhalten vierundzwanzigtausend und die Äbte siebentausend Taler," schrieb er scherzend an Voltaire, „so viel haben die Apostel nicht gehabt." Die Provinz ward zu besserer Fürsorge in kleine Kreise geteilt, jeder mit einem Landrate an der Spitze, der für ihr Wohl zu arbeiten hatte, und mit Post, Gericht und Sanitätspolizei versehen.

Wenn irgendwo, so war hier die Ansiedlung auswärtiger, das heißt deutscher Kolonisten angezeigt, zum Wohle der Polen selbst. „Das beste Mittel," heißt es in einer Kabinettsorder vom 1. April 1772, „um diesen sklavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Teutschen zu melieren." Deutsche bäuerliche Kolonisten, freie Erbzinsleute, etwa dreizehnhundert Familien, zogen in das Land und begründeten dort fünfzig neue, deutsche Dörfer. Ebenso wanderten 927 Familien, meistens Handwerker, in die Städte ein, wo der Fiskus ihnen fertige Häuser und Werkstätten zur Verfügung stellte. „Schneider und Schuster," schreibt Friedrich, „sind Virtuosen, die in diesem Lande eifrig gesucht werden." Da er den Städten überdies ansehnliche „Retablissementsgelder" gewährte, erhoben sie sich allmählich aus Trümmern und Schmutz und nahmen ein reinliches und blühendes Aussehen an. Tuchfabriken und Webereien entstanden in dem bisher der Großindustrie gänzlich entbehrenden Gebiete. Auch Handelswege wurden hergestellt. Binnen sechzehn Monaten, um den Preis von 640 000 Talern, ward ein Kanal zur Verbindung von Weichsel und Netze fertig gebaut; dann regulierte man die Netze, machte ihre und der Weichsel Nebenflüsse schiffbar. Tausende von Schiffen und Flößen fuhren nunmehr jahraus jahrein, mit Vermeidung des noch unabhängigen Danzig, die Nogat hinunter auf preußischem Gebiete zum Meer. Elbing, mit der Nogat durch einen Kanal verbunden, wurde Danzigs Nebenbuhler.

Um 290 000 Seelen soll sich während der Jahre 1772 bis 1786 die Bevölkerung Preußisch-Polens vermehrt haben; die Staatseinnahmen aus der Provinz, die übrigens zum großen Teile für diese selber verwendet wurden, wuchsen jährlich um Millionen.

An die Stelle der alten Willkür, wo der Starke ungestraft den Schwachen unterdrücken durfte, trat eine gerechte, für alle gleiche, weder nach Rang oder Vermögen noch Bekenntnis fragende, wohl geordnete Justizverwaltung. Der Staat erfüllte wieder seine erste Pflicht, jedermann in Leben, Besitz, Gesundheit und Ehre zu schützen.

Nicht nur auf materiellen, gerade auch auf moralischen Fortschritt legte Friedrich II. das größte Gewicht. Das Schlemmen am Sonntage, wo, zum Besten der herrschaftlichen Brennereien und Kneipen, sich die gesamte Bauernschaft bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken pflegte, wurde durch strenge Verordnungen eingeschränkt. Überhaupt sollte die alte Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit, die nur den herrschenden Klassen zugute kam, aufhören. „Man muß mit den Polen keine Komplimente machen, denn dadurch werden sie nur noch mehr verdorben, sondern scharf darauf halten, daß sie denen Ordres gehörig nachleben, ihre Präſtande zur gesetzlichen Zeit richtig und prompt abführen, und ihnen nicht die geringste Nachsicht gestatten." Der Geistlichkeit ward aufgetragen, weniger auf den Zeremonienkram und mehr auf die sittliche Hebung der Bevölkerung hinzuarbeiten. Vor allem sollte für den Unterricht der gesamten Bevölkerung gesorgt werden. „Ihr müßt darauf sehen," verfügte der König an die westpreußischen Behörden, „daß die Söhne von denen Bauern ein bischen besser instruiert werden; denn wo das nicht auf eine vernünftige Art geschieht, so bleiben solche zu roh und werden halbwilde Menschen daraus. Dieses nur ist es, worauf die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu wenden und darauf sehen muß, daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule schicken, sondern daß sie darin auch gehörig und ordentlich unterrichtet werden." Diese Kmeten wurden durch Unterweisung überhaupt erst zu Menschen gemacht, das Schulwesen auf dem flachen Lande begründet. „Es ist gerecht," schrieb Friedrich an Voltaire, „daß ein Land, das einen Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei jeglicher Art versumpfe, in die der Gewalthaber Tyrannei es versenkt hat." Ein Schulfonds wurde gestiftet, deutsche und polnische, katholische wie evangelische Lehrer wurden angestellt. Bald gab es in dem eigentlichen Westpreußen siebenhundertundfünfzig Landschulen, im Bromberger Bezirke 135. Land und Menschen gewannen ein anderes Aussehen. Da der bisher zu tierischem Dasein hinabgedrückten Bevölkerung jegliches Nationalgefühl mangelte — haben doch zwei Jahrzehnte später polnische Bauern mit Begeisterung auf Seiten der Russen gegen Kosciuszko und dessen adlige Patrioten gefochten — so empfand sie, eben mit Ausnahme der Schlachtzizen, mit Glück und Dankbarkeit die neue, ebenso schonungsvolle wie segenbringende Herrschaft.

Die wahre Größe und Bedeutung von Friedrichs Wirken in Westpreußen begreift man erst, wenn man damit das Verfahren der „auf-

geklärten" und als genial gerühmten Zarin Katharina II. in deren von Polen neu erworbenen Provinzen vergleicht. Hier geschah für die geknechteten Bauern lediglich nichts; nur töten durfte sie ihr Besitzer nicht mehr straflos. Die Starosteien — einundfünfzig reiche Güter mit 110 357 Bauern — wurden an Günstlinge der Zarin verschenkt, so daß der Staat auch noch die früher daraus gezogenen Abgaben verlor. Zur Hebung des wirtschaftlichen Lebens in diesem sogenannten Weißrußland wurde nach einigen papiernen Reformansätzen nichts getan. Die ganze Gunst Katharinas ward dem ohnehin so bevorzugten Adel zuteil, dem die Beherrschung der „Untertanen" auch fernerhin blieb, und der zum Glanze der Kaiserin und ihres Hofes durch prächtigen Aufwand und persönliche Huldigung beitragen sollte. Welch' Gegensatz zu dem nüchternen und doch weitblickend systematischen, auf die Entwickelung des ganzen Volkes und Landes abzielenden, völlig von der Person des Herrschers absehenden und nur auf das Beste der Regierten gerichteten Verfahren des großen Friedrich!

Die befruchtenden und kultivierenden Wirkungen des Deutschtums und der preußischen Verwaltung auf die ehemals polnischen Teile des Staates haben fortgedauert bis auf die Gegenwart. Aber gerade Wohlstand, Bildung und bürgerliche Freiheit, die die polnischen Preußen dem neuen Vaterlande verdanken, haben bei ihnen nationales, antideutsches Denken und Empfinden erwachsen lassen. Und so befinden sie sich mit dem Staate, in dem sie leben, nicht mehr in demselben freundlichen Verhältnisse, wie einst jene dem Staate Friedrich des Großen angegliederten Westpreußen, die ersten Polen unter preußischer Herrschaft.

Josef Israels: Rembrandt van Ryn.
Eingeleitet von T. L. Hare.

II.

Mit dem Tode Saskias, nach der Ausstellung seines Meisterwerkes gingen Rembrandts gute Zeiten zu Ende. Er muß damals 36 bis 38 Jahre alt gewesen sein. Einen Namen hatte er sich geschaffen und eines großen Rufes erfreute sich der Künstler auch, aber von nun an wird seine Laufbahn trübe. Enttäuschung, Sorge und Pein stürmen auf den Meister ein. Vielleicht wäre es nicht das größte Übel für ihn gewesen, hätte er mit Saskia Hand in Hand in das Reich des Todes eingehen können. Viel, unendlich viel hätte die Welt verloren, aber dem Menschen Rembrandt wären viel böse Tage erspart geblieben, vor deren Wucht ihn auch die angestrengteste Arbeit nicht schützen konnte.

Er hatte das nicht unbeträchtliche Vermögen Saskias als Vermögensverwalter seines unmündigen Sohnes Titus in die Hände bekommen, aber in seiner freien und leichten Art kümmerte er sich nicht um die legale Seite der Frage. Nicht einmal ein Inventar des Vermögens stellte er auf, und gerade diese Unterlassung sollte ihm in späteren Tagen unendliche Mühe machen. Ja, sie war die Veranlassung, daß das Vermögen endlich einigen Herrschaften in die Hände fiel, die mit dem Buchstaben des Gesetzes besser zu spielen wußten, als der leichtlebige Künstler.

Mögen ihn damals aber auch die verschiedensten Angelegenheiten beschäftigt haben, das Eine konnte er sich nicht länger verhehlen, er war im Begriff, die Gunst der Masse zu verlieren. Vielleicht geizten die Bürger in den schweren Kriegszeiten mit ihrem Geld; wahrscheinlich aber lag es daran, daß sich sein Ruf immer mehr verschlechterte. Die nüchternen, langweiligen Philister, die den Kern der Amsterdamer Gesellschaft bildeten, konnten sich mit einem Mann von leidenschaftlichem Temperament und dem offenen Auge für künstlerische Wirkungen, wie es Rembrandt zu eigen war, nie befreunden. Noch blieb der Statthalter sein Gönner, ja er bestellte bei ihm die „Beschneidung" und die „Anbetung der Hirten". Auch kamen Schüler aus Holland und

dem Auslande zu ihm, aber das große Publikum hielt sich fern. Er hatte ja auch Freunde, die ihm nach Möglichkeit halfen und ihm mit Rat und Tat halfen, aber ihm konnte nicht mehr geholfen werden, denn in künstlerische Fragen ließ er sich durchaus nicht dreinreden und wies alle in leidenschaftlichem Zorn von sich; das Geld floß unter seinen Händen fort, nicht zuletzt durch seine große Gutmütigkeit: Rembrandt van Ryn hat nie einem Bittenden sein Ohr verschlossen.

Es ist nicht leicht, dem Lebensgang des Künstlers nach Saskias Tod genau zu folgen. Sicher ist nur, daß sich die äußeren Schwierigkeiten immer mehr häuften, während die Kunst des großen Meisters höchster Vollendung entgegenreifte.

Gegen 1649 hat er dann die Bekanntschaft mit Hendrickje Stoffels gemacht. Kleinliche und philiströse Biographen haben das Bild dieser Frau, die mit dem Künstler bis zu ihrem Tode, also fast 13 Jahre, zusammenlebte, verzerrt und beschmutzt. „Sie war doch nur die Geliebte!" Ja, einige haben sich veranlaßt gesehen, zu beweisen, daß Rembrandt seine Hendrickje geheiratet habe. Aber die weitgehende Konzession, die man hiermit dem Moralgefühl des Durchschnitts gemacht hat, dürfte einer Untersuchung kaum standhalten. Für uns steht fest, daß Hendrickje Stoffels zu ihm in den Tagen des größten Leidens kam, und daß sie ihm eine liebevolle, treue Gefährtin war bis zu ihrem frühen Tode. Zwei Kinder schenkte sie ihm, die aber wohl schon jung gestorben sind. Eine merkwürdige Tatsache ist es, daß sie sich besonders gut mit Titus Rembrandt zu stellen wußte, der dann später mit ihr gemeinsam ein kleines Kunstgeschäft eröffnete.

Als Hendrickje zu Rembrandt kam, war es ihm unmöglich geworden, die Ratenzahlungen für sein Haus in der Joden Bree Straat regelmäßig innezuhalten, und schon ein Jahr darauf mußte er beginnen, sein Eigentum zu veräußern. Er redete sich selbst wohl nur ein, auf diese Weise über die bösen Jahre hinwegkommen zu können.

Und dann — nach drei weiteren Jahren — fing er an Geld zu borgen.

Für Titus wurde 1656 ein neuer Vormund eingesetzt, dem der Vater den Rest des kleinen Vermögens übergab. Rembrandt wurde bankrott erklärt. Das wenige, was ihm noch außer seinen Kunstschätzen geblieben war, brachte man schnell an den Mann. Und selbst als seine geliebten Sammlungen unter den Hammer kamen, waren 5000 Gulden das ganze Ergebnis. Bald wurden auch seine eigenen

Bilder ausgeboten; aber alles half nichts. Bis Hendrickje und Titus 1660 den schwachen Versuch machten ein kleines Ladengeschäft zu führen, um so wenigstens etwas Geld für den gemeinschaftlichen Haushalt zu verdienen.

Für eine Weile schien die Krisis überstanden, besonders als ein Freund dem Meister den Auftrag verschaffte, die „Syndici der Tuchmachergilde" zu malen. Das wunderbare Werk schließt wohl die Reihe der großen Meisterwerke ab, denn nun begann die Kraft von Rembrandts Augen nachzulassen. Um zu verstehen, was diese entsetzliche Katastrophe herbeigeführt hat, müssen wir einen Augenblick an die wundervollen Radierungen denken, die der Meister von 1628 bis 1661 geschaffen hat. Seine Zeichnungen, von denen sich Tausende vorgefunden haben, waren vielleicht nicht von so unheilvollem Einfluß auf seine Sehkraft. Aber die 200 Radierungen, die wir ihm zuschreiben können, müssen seinen Augen furchtbar mitgespielt haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß den Meister an der Schwelle des Greisenalters, zermürbt und zerschlagen von Kummer und Not, dieses neue, furchtbarste Unglück befiel.

Aber noch immer hatte das unerbittliche Schicksal dem Großen nicht genug angetan. Noch eines konnte ihm ja genommen werden. Ein Jahr, nachdem die nimmer müden Augen angefangen hatten, den Dienst zu versagen, starb Hendrickje. In der Berliner Galerie sehen wir ihre freundlichen, gütigen Züge von des geliebten Meisters Hand verewigt. Und uns beschleicht ein warmes, freundschaftliches Gefühl für die Gute, das uns die Frage, ob die Kirche den Bund der beiden gesegnet hat, recht kleinlich erscheinen läßt.

Noch sieben Jahre sollte der Unglückliche warten, bis auch er den Frieden finden sollte. Einige begeisterte Bewunderer unter der Jugend, ein paar alte Freunde, die ihm auch im Elend treu geblieben waren, versuchten alles, um den Lebensabend des verehrten Meisters möglichst freundlich zu gestalten. Aber der Riese war siech und müde geworden, untätig wartete er in seinem traurigen Heim an der Lauriergracht auf den erlösenden Tod.

Beutelustige Advokaten nahmen ihm das Letzte. Die einen im Auftrage der Gläubiger, die andern noch immer in der Streitfrage um Saskias Erbe. Erst 1665 erhielt Titus durch eine gerichtliche Entscheidung den kleinen Rest seines Vermögens, den das Gesetz in seiner Weisheit so lange mit Beschlag belegt hatte.

Ein kümmerlicher Sonnenstrahl im Leben des Greises war noch die Heirat des 27 jährigen Sohnes mit Magdellena, seiner Cousine. Aber auch die Freude sollte nur von ganz kurzer Dauer sein. Schon im September 1668 starb der junge Ehemann, ohne die Geburt seines Töchterchens, die einige Monate später erfolgte, zu erleben.

Aber nun hatten die Unsterblichen über den Meister alles verhängt, was Menschen tragen können — restlos hatten sie dem Unglücklichen ihre furchtbare Macht gezeigt; er war gebrochen an Leib und Seele, war in Elend und Verzweiflung. Vielleicht erhob sich auch in jenen höchsten Höhen, wo Menschenschicksale geschmiedet werden, die Stimme des Mitleids für den großen Künstler. Die müden Augen schlossen sich für immer, Rembrandt van Ryn war erlöst, von einem furchtbaren, ja unerträglich gewordenen Leben. Am 8. Oktober 1669 trugen sie ihn zu Grabe und, wie uns zeitgenössische Urkunden überliefern: Mehr als 13 Gulden hat man nicht verwenden können für die letzte Ruhestätte eines der größten Maler, die die Welt je gesehen hat.

Gewiß, viel von seinem Elend hat Rembrandt selbst verschuldet, aber die Buße, die ihm auferlegt wurde, war größer, als alle seine Sünden es sein konnten.

Fünf- oder sechshundert Gemälde, deren Echtheit unzweifelhaft ist, sind der Menschheit erhalten; dazu noch der große Schatz seiner Radierungen und Zeichnungen. Seine Züge sind uns wohlbekannt durch die große Anzahl seiner Selbstporträts, die sich in vielen Galerien der alten und neuen Welt finden.

Auch Saskias Bild existiert in mehreren Ausführungen. Die treue Hendrickje wird unvergessen bleiben. Des Meisters Werk ist verteilt auf der ganzen Erde. Fast in allen öffentlichen und auch in mehreren privaten Sammlungen können wir Bilder von seiner Hand bewundern.

Seine Kunst ist eingezogen in alle Länder. Wir wissen ja nun den Grund dafür, daß er eine Zeitlang unverstanden, unbeliebt blieb: er war seiner Zeit gar zu sehr voraus geeilt, einer Periode, in der die liebenswürdige Detailmalerei seiner Zeitgenossen ihn bei der Masse zurückdrängen mußte, einer Epoche, der seine gewaltige Gestaltungskraft zu urwüchsig war.

Aber heute, wo ihn die Stimme der Menschheit nicht mehr erreichen kann, heute steht er für uns hoch, auch über den Größten seiner Zeit — Titian und Velasquez zur Seite.

* * *

Josef Israels: Rembrandts Bilder.

Mir ist's, als säße ich mit lieben Freunden beim festlichen Mahle. Und es kommt nun die Reihe an mich, über den Großen zu sprechen. Viele der Gäste haben schon ihren Empfindungen Ausdruck verliehen und nun drängt's auch mich, mein Scherflein zum Ruhm des Meisters beizutragen. Und ich klopfe an mein Glas und spreche: — was mein Herz mir eben eingibt. Es ist kein wichtiger, vielleicht nicht einmal ein interessanter Beitrag, den ich da liefere; aber warum soll ich nicht auch meine Stimme zu Ehren unseres großen Meisters erheben. Mag doch der große Schatz der Rembrandtliteratur um eine kleine Skizze vermehrt werden!

I.

Es ist schon recht lange her, daß ich als junger Kunstbeflissener nach Amsterdam kam, um unter der Leitung des berühmten Porträtisten Kruseman meine ersten künstlerischen Studien zu machen. Voll ehrlichster Bewunderung blickte ich zu den Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten auf, an denen Kruseman damals arbeitete. Die feinen Fleischtöne, die überaus zarte Ausführung aller kostümlichen Details, die malerische Wirkung, die mein Lehrer durch einen dunklen Hintergrund aus rotem Samt zu erzielen wußte, all das machte ziemlichen Eindruck auf mich. Aber als ich eines Tages um die Erlaubnis bat, einige Bilder kopieren zu dürfen, schlug mir's der Maler rundweg ab.

Nein, meinte er, wenn Sie kopieren wollen, dann gehen Sie ins Trippenhuis-Museum.*)

Ich wagte damals nicht, den Gestrengen meine bittere Enttäuschung merken zu lassen. Ich war ja gerade erst vom Lande gekommen und die Kunst der alten Meister war mir noch ein Buch mit sieben Siegeln. An den einfachen, altmodischen Landschaften und Szenen, an denen die Leute sich so begeisterten, konnte ich durchaus nichts Schönes finden. Für mein ungeschultes Auge waren die Ausstellungen der „Gesellschaft moderner holländischer Maler" unendlich viel schöner.

Dabei hatte ich sicher kein geringeres künstlerisches Empfinden als meine Studiengenossen; aber noch fehlte mir Erfahrung und Übung in der Betrachtung wirklicher Kunstwerke — Dinge, die gerade zum

*) Im Trippenhuis hingen die Werke alter Meister, die sich jetzt im Rijksmuseum finden.

Verständnis der eigenartigen, durchaus künstlerischen Eigenschaften der alten Niederländer von allergrößter Wichtigkeit sind. Ich behaupte, daß es auch für einen sehr intelligenten Menschen ganz unmöglich ist, die altniederländische Kunst zu würdigen oder auch nur Genuß davon zu haben, solange man sich nicht ganz vertraut damit gemacht hat, d. h. solange man nicht vollständig darin aufgegangen ist. Die Fähigkeit, den wirklichen Charakter künstlerischer Offenbarungen mitzufühlen, muß durchaus erzogen werden.

Es hat mir recht lange an Mut gefehlt, jenes Allerheiligste, mit Farben und Pinsel bewaffnet, zu betreten. Ein ziemlich langes Studium im Freien und im Atelier, angestrengtes Akt- und Stillebenzeichnen war dem vorangegangen. Dann erst fing es an bei mir zu dämmern.

Das Verständnis für die Tatsache, daß das Wesentliche in der Kunst nicht in glatter Zeichnung und genauester Farbengebung besteht, stieg jetzt in mir auf. Ich merkte, daß ich mich vielmehr mit der richtigen Wertung von Licht und Farbe, mit der Gestaltung und Bewegung von Wesen und Dingen zu beschäftigen habe.

Und als ich das erkannt hatte, betrat ich freudig das alte „Trippenhuis". Und die Schönheit, die Wahrheit der alten Meister wurden mir täglich vertrauter. Ich sah, wie durch die Art der Behandlung ihre einfachen Sujets reicher wurden und voll Gedankentiefe.

Diese Meister waren durchaus geniale Naturen, mag auch die Mitwelt diese Wahrheit verkannt oder zu spät eingesehen haben.

Bei meinem beschränkten Kunstverständnis wählte ich als erstes Objekt zum Kopieren einen kleinen Gerard Dou, einen Einsiedler. Ich begriff nicht, daß das kleine Bild Eigenschaften aufwies, die ich vorläufig noch nicht wiedergeben konnte. Immer von neuem setzte ich mich an die Arbeit, doch die zähe Farbe wollte mir durchaus nicht gehorchen. — Dann ging ich mit etwas mehr Erfolg an einen Kopf von Van der Helst.

Aber endlich hielt ich vor einem der Männerköpfe aus Rembrandts „Syndici der Tuchmachergilde". Der Mann in der linken Ecke, mit dem grauen seidenen Haar unter dem steifen Hut, hatte es mir angetan. Es lag etwas in der Schönheit des Bildes, das ich glaubte begreifen, ja vielleicht wiedergeben zu können. Dabei sah ich ganz deutlich, daß die Technik des Gemäldes durchaus abweichend war von allem, woran ich mich bis dahin versucht hatte. Aber der brennende Wunsch, gerade diese breite Art wiederzugeben, ließ mich nicht mehr los, und ich setzte mich

fleißig an die Arbeit. Heute weiß ich nicht mehr, wie die Kopie aus-
sah; ich erinnere mich nur, daß sie jahrelang in meinem Atelier hing.

Auf diese Weise versuchte ich der Farbengebung und der Technik der einzelnen Künstler näher zu kommen, bis die Schönheiten der „Nachtwache" und der „Syndici" mich so erfüllten, daß für alles, was nicht von der Hand des Gewaltigsten, von der Rembrandts, stammte, mein Interesse erloschen war. Nur bei ihm fand ich jenen großen, freien Zug, der allen anderen fehlte und der besonders im Atelier meines Meisters aufs strengste verpönt war. Und wenn auch Frans Hals' kühne Pinselführung einen tieferen Eindruck auf mich machte, als die Art anderer Meister, so verblaßte auch das gegen Rembrandts unvergleichliche Farbenwirkungen.

Und dann, wenn ich mich satt gesehen hatte an seinen Bildern, dann ging ich hinunter ins Kupferstichkabinett, zu seinen wundervollen Radierungen. Da saß ich dann stundenlang in dem kleinen freundlichen Raum vor dem großen grünen Tisch. Die Mappe mit jenen zweihundertundvierzig Meisterblättern lag vor mir, und wenn ich den Kopf hob, blickten die Augen in einen friedlichen Garten. In meinem Eifer brachte ich die kostbaren Blätter manchmal arg durcheinander, und dann umkreiste mich der Hüter dieser Schätze ängstlich und bat mich flehentlich, doch ja recht vorsichtig zu sein.

In Rembrandt nicht nur den gewaltigen Schöpfer der „Nachtwache", sondern auch einen Meister der Radierung kennen zu lernen, das erfüllte mich mit einem steigenden Gefühl von Bewunderung. Daß die Hand, die die mächtigen Gestalten seiner Gemälde schuf, auch in allen Künsten der Nadel Meisterhaftes hervorbringen konnte, das konnte ich lange Zeit nicht fassen.

Dabei war es nicht seine wunderbare Technik, die mich so fesselte. Das war vielmehr seine ungeheure Gestaltungskraft, das eigentümliche Spiel von Licht und Schatten — die geradezu naive Art der Figurenbehandlung. Des Künstlers Seele offenbarte sich nicht nur in der Wahl des Sujets, sondern sie drückte sich in jedem Detail aus, verriet sich in jeder zartesten Linie.

Die Amsterdamer Sammlung enthält viele biblische Darstellungen. Und trotz ihres Anachronismus zeugen diese Blätter von einer eminent künstlerischen Phantasie. Die Auffassung ist so durchaus originell, zeugt gleichzeitig von einer derartigen Gedankentiefe, daß andere Stiche, so schön sie auch sein mögen, daneben akademisch und posiert scheinen.

Unter den Blättern fallen einige ausgezeichnete, lebendige Köpfe auf, Bildnisse von Rembrandts Freunden, sowie auch mehrere Selbstporträts; wenn man aber das kleine Porträt seiner Mutter in die Hand nimmt, dann schiebt man die Mappe wohl einen Augenblick zurück und legt die Hand über die Augen, um sich der Tränen zu erwehren. Ein zarteres Blatt als diese kleine Radierung dürfte kaum zu finden sein. Aus jeder Linie, jedem zartesten Strich spricht das verständnisvolle, liebe Bild der alten Mutter. Da ist kein Schatten zu viel und eine fortgelassene Linie würde die Harmonie des kleinen Meisterwerkes stören.

Der berühmte japanische Maler Hokusai wünschte sich den Tag zu erleben, an dem er mit jeder Bleistiftlinie Lebendes lebendig wiedergeben konnte. Und das hat der 24 jährige Rembrandt in dem Porträt seiner Mutter, einer seiner frühesten Radierungen, voll und ganz erreicht.

Ich blättere weiter in der Mappe und mein Blick fällt auf die wundervollen Gestalten der jüdischen Bettler. Solche Typen gab es zu Hunderten im Amsterdam jener Tage und für Rembrandts Künstlerauge mußten sie eine große Anziehungskraft bilden. Man möchte sie nicht für Bettler halten, denn des Meisters Hand hat all den Glanz und die Wärme über sie ausgebreitet, mit denen seine Künstlernatur alles bestrahlte, worauf sein Auge fiel.

Wenn ich dann müde war vom Schauen, schlenderte ich durch die Stadt, und da sah ich dann dieselben Leute wieder, die ich aus den Radierungen so gut kannte. Überall, in Hoogstraat, in der Jodenbreestraat, wo ich einige Schritte von der Stätte wohnte, an der Rembrandt so lange gewirkt hat, überall traf ich dieselbe malerische Menge, sah ich die scharfgeschnittenen graubärtigen Köpfe der Juden, die rothaarigen Weiber, Fässer voll Fische, Obst und allem möglichen Zeug, im Hintergrund die alten Häuser, und drüber wölbte sich Rembrandts Himmel und alles ist wieder, wie es damals war — ein echter Rembrandt. Seit jenen Studientagen hat sich ja viel geändert, aber auch heute noch stoße ich auf Schritt und Tritt auf Rembrandts Farben, auf seine Gestalten.

Damals fand ich aber noch eine dritte Ausdrucksform Rembrandtscher Kunst in seinen Zeichnungen. Mir, der ich damals als Anfänger selbst noch auf der Suche nach einer künstlerischen Ausdrucksform im Dunkeln tappte, mir waren diese Zeichnungen damals noch ein Rätsel; sie boten mir aber doch schon eine Menge Anregungen.

Es war weniger Leben drin als in den radierten Blättern und es dauerte daher eine ganze Weile, bis ich zum völligen Verständnis ge-

langte; aber dann begriff ich, wovon ich auch heute noch fest überzeugt bin, daß nämlich der Meister nie zeichnete, um die Blätter nachher auszustellen, noch aus Vergnügen an der schönen Linie, und dann lernte ich auch die Bedeutung der Skizzen verstehen. Das, was da vor mir lag, waren Verkörperungen der tiefsten Empfindungen des Künstlers; Offenbarungen seines überschießenden Talentes. Mit leichter Hand warf er sie aufs Papier; dieselbe Hand, die jene unsterblichen Meisterwerke des Museums geschaffen hatte, reagierte hier auf das leiseste Vibrieren der Seele. Solange ich flüchtig in den Skizzen blätterte, sah ich nichts als ein Durcheinander von Strichen, Flecken, Kleren, ein Konglomerat von willkürlich hingeworfenen Linien. Aber wenn ich mich dann vertiefte in ein oder das andere Blatt, dann hatte jeder Strich seine Berechtigung, und alles war hingesetzt in genialer Berechnung des Lichterspieles. Ebenso erfüllt von tiefstem künstlerischen Verständnis wie die einfachsten Skizzenblätter sind auch größere, figuren- und staffagereiche Blätter.

Einer meiner Freunde hielt uns einmal einen kleinen Vortrag über Kunst und legte uns bei der Gelegenheit eine Anzahl von Handzeichnungen alter und damals bekanntgewordener moderner Meister vor. Unter den Blättern war auch eine Skizze von Rembrandt, und es war sehr interessant zu beobachten, wie das Blatt in der Sammlung wirkte. Die Szene, die da auf dem kleinen fleckigen Stück Papier wiedergegeben war, war so einfach, so edel aufgebaut und ausgeführt, mit ein paar Strichen festgehalten, daß alle anderen Zeichnungen schülerhaft daneben aussahen. Hier war eben der Meister, der turmhoch über allen anderen stand.

So konnte Rembrandt mit Pinsel, Bleistift und Nadel mir erzählen, konnte er alte, ewig junge Motive vor mir aufbauen. Aus Himmel und Erde, aus den großen Helden der Legende und aus den schmutzigen Bettlern irgend eines Amsterdamer Winkels, aus allem entsprangen seine Zeichnungen. Mit welcher Einfachheit hat er Löwen und Elefanten gezeichnet! Und wenn keiner seiner Zeitgenossen es wagen durfte einen weiblichen Akt wirklich nach der Natur zu zeichnen, so fiel es Rembrandt mit seinen warmen, lebendigen Fleischtönen nie ein, einen Akt anders wiederzugeben, als er ihn vor sich sah. Er wollte ja keine Venus, keine Diana und keine Juno. Er holte sich die nächste Waschfrau in sein Atelier, setzte sie auf den Modellstuhl, und was er dann malte, war warmes pulsierendes Leben.

Dabei ist seine Art zu zeichnen so wunderbar, daß man sich nicht sattsehen kann. Es steckt ja so viel Lebensfreude, eine so impulsive

alles niederreißende Kraft in seiner Kunst, daß der Gedanke an planmäßiges, akademisches Studium gar nicht aufkommen kann.

II.

Und wie stehe ich nun heute zu Rembrandt? Heute, nach so vielen Jahren? —

Kommen Sie, wir wollen uns zusammen jenes Bild betrachten, in dem seine Kunst am gewaltigsten zu uns spricht — kommen Sie zur „Nachtwache". Hier im Rembrandtzimmer des Rijksmuseums hängt das Bild. Und nun setzen wir uns mit dem Rücken gegen das Licht, um das ganze Gemälde besser übersehen zu können.

Was uns zuerst stutzig macht, sind die großen Massen von Licht und Schatten, die das Bild in eine Flut von Farbenharmonie tauchen. Dann treten zwei Männer aus der großen Gruppe heraus. Der eine ist dunkel gekleidet, der andere in festliches Weiß. Das ist ganz Rembrandt, der nicht davor zurückschreckt, das Licht in so kühnem Kontrast gegen das Dunkle zu stellen. Um einen Übergang zwischen beiden zu finden, läßt der Meister den Dunklen die Hand in die Höhe heben, als ob er irgend wohin deute. Und durch diese Bewegung fällt auf den Genossen in Weiß ein mildernder Schatten. Des Malers große Kunst hat so noch einen Ausweg gefunden, wo gewöhnliche Sterbliche schon längst am Ende ihrer Weisheit angelangt wären.

Da stehen die beiden Leute, augenscheinlich die Führer der ganzen Schar, in angeregtestem Gespräch versunken.

Als aber der Meister alles auf der Leinwand hatte, was hinaufkommen sollte, da mag er sich wohl kopfschüttelnd vor sein Werk hingestellt haben.

Die beiden Hauptleute da traten doch noch nicht deutlich genug aus der übrigen Menge hervor. Und er griff noch einmal zur Palette und mit ein paar mächtigen Pinselstrichen änderte er die Figuren. Hier ein wenig mehr Tiefe, dort ein schärferes Licht. Mit allen Mitteln gab er der Gruppe mehr Tiefe und Ausdruck. Und dann trat er befriedigt zurück.

Auf die Porträtähnlichkeit seiner Auftraggeber hat er wohl kein großes Gewicht gelegt; man wird ihm den Mangel an minutiöser Ausführung ja wohl auch vorgeworfen haben. Aber was kümmerte ihn das!

Er wollte, daß die Menschen auf der Leinwand leben, daß sie atmen und sich bewegen. Und wie ist es ihm gelungen! Von den Federbüschen auf den Schlapphüten bis zu den Fußsohlen, das ist alles Leben,

zitterndes Leben. Was sind das für ausdrucksvolle, energische Köpfe! Ihre Kostüme, der Dolch, die Stiefel des weißen Hauptmanns, alles, alles zeugt von der wunderbaren Gestaltungskraft des Meisters. Und sehen Sie den Schwarzen da, mit dem roten Band mit Handschuhen und Stock? Er fällt einem überhaupt nicht auf, so einfach, lebenswahr steht er da. Ich habe nie ein Bild gesehen, das die malerische Eigenart jener Tage so lebendig wiedergibt, wie sie sich hier in den beiden ausdrückt, die da auf dem riesigen Gemälde so ruhig auf und ab gehen.

Jetzt sehen Sie doch rechts den Trommler, wie ihm vor Anstrengung der Schweiß übers Gesicht läuft. Der pockennarbige Kerl mit dem schäbigen Hut ist doch ein echter Falstaff. Die geschwollene Nase, die dicken Lippen, jedes Detail ist mit jener künstlerischen Freiheit ausgeführt, die Rembrandts Werk so sehr charakterisiert. Sieht der Kerl nicht aus, als ob er austrommeln wollte: Seht mich an! Ich bin ein Meisterwerk des Großen, den die Welt Rembrandt nennt!

Übrigens — gerade wenn man diese Figur betrachtet, versteht man vielleicht die berüchtigte Bemerkung, die Gerard de Lairesse in seinem Malerbuch macht: „Auf Rembrandts Gemälden läuft die Farbe wie Schmutz herunter." So kann nur philiströse Engherzigkeit sprechen. Und damit ist das Genie noch immer in Konflikt geraten.

Aber jetzt schauen Sie einmal in die Ecke, links. Sehen Sie den stattlichen Kriegersmann, ganz in Rot? Bei seiner instinktiven Empfindung für Lichtwirkungen brauchte sich Rembrandt nicht fürchten, eine Gestalt ganz in Rot zu bringen. Er wußte, daß das Spiel von Licht und Schatten auf einer Farbe ihn wirksam unterstützen würde. Hier in diesem Fall geht ein Teil des leuchtenden Rot in eine wundervolle weiche Schattierung über, die die Figur mit dem Graugrün der anderen herrlich harmonieren läßt. Übrigens ist auch der Rote auf jene meisterhafte Art ausgeführt, von der ich oben sprach. Schauen Sie ihn nur aufmerksam an! Sieht er nicht aus, als ob er gleich heraustreten wird aus dem Rahmen? Dabei möchte man glauben, daß der ganze Kerl mit einem mächtigen Pinselstrich auf die Leinwand gebracht ist. Sehen Sie nur, wie die Hand das Gewehr hält — wie realistisch die Schatten auf Hut und Wams. Er steht da wie ein ganzer Kerl, lebendig, voller Bewegung und übergossen von reicher Farbenpracht.

Aber wohin wir bei diesem Bild auch blicken, wir stoßen immer wieder auf etwas besonders Bemerkenswertes. Was steckt doch in dem Hellebardier für Leben, der da über seine Schulter schaut; und in dem

Mann, hinter dem weißen Offizier, der sein Gewehr untersucht. Haben Sie sich einmal den wunderbaren lachenden Jungen mit dem grauen Hut angesehen, wie der gegen den dunklen Hintergrund gestellt ist? Und die Säule, die dem Mann mit dem Helm als Hintergrund dienen soll, fügt sich dem Ganzen durch und durch harmonisch an.

Da ist doch übrigens noch etwas ganz Merkwürdiges. Was macht denn das kleine Mädel unter all den Männern?

Über die Bedeutung dieser Figur haben sich schon unzählige Kritiker den Kopf zerbrochen. Aber wenn sie Rembrandt selbst fragen könnten, ich glaube, der würde ihnen lachend antworten:

Ja seht ihr denn nicht, daß ich das Mädel als Brennpunkt brauchte für das Licht, als Kontrast zu all den dunklen, strengen Linien!?

Die Wirkung des Ganzen zu erhöhen, das ist der Zweck aller Details, von dem Fahnenträger da hinten an, bis zu dem laufenden Hund. Da ist in dem ganzen Gemälde auch nicht ein Zoll, der nicht von einem ganz großen Talent zeugen würde. „Schneidet mir ein Stück aus einem Bild heraus und ich werde euch sagen, ob es von einem Künstler ist," das kann man hier mit Erfolg versuchen.

Wollen Sie mich jetzt noch ein Stück weiter begleiten? Nur hierher, zu den „Syndici", diesem großzügigen einfachen Bilde, das so ganz anders ist als die „Nachtwache". Hier ist alles Ruhe und Würde. Das Gemälde ist ein sprechender Beweis für Rembrandts große Kunst, die Seele des einzelnen im Ausdruck seines Gesichtes widerzuspiegeln. Da sitzen die braven holländischen Handelsherren in feierlicher Versammlung; beraten sich über den Handel, und ihre Bücher liegen vor ihnen. Der Meister hat ja alle diese Köpfe so wundervoll lebenswahr festgehalten, daß sie uns im Laufe der Jahre zu guten alten Freunden geworden sind; ja, zu wirklichen Freunden, wenn sie auch jahrhundertelang vor uns gelebt haben.

Wie gut kenne ich den Mann, da links, der die Hand auf die Stuhllehne legt. Mit seinen weichen grauen Haaren, die über die runzlige Stirn fallen. Eine unendliche Mannigfaltigkeit liegt in den Fleischtönen des Gesichts, das halb vom vollen Licht getroffen, halb vom Schatten verhüllt wird. Und die Übergänge in Grün, Rot, Grau und Gelb sind in einer Weise aufgesetzt, die uns vor Bewunderung verstummen läßt. Auch die Art, wie er sich vom Hintergrund abhebt, ist hervorragend gedacht; aber sehen Sie doch nur, wie der Mann selbst voller Leben dasitzt, mit welchem Verständnis diese Augen blicken. Das ist etwas Einziges, etwas was Rembrandt selbst nie mehr übertroffen hat.

Aber so sind auch die anderen Gestalten des Bildes: der Mann, der sich über den Tisch lehnt, sein Nachbar vor dem Buch; und endlich der fünfte rechts, mit dem Diener hinter sich — einer wie der andere stehen sie da, voll Licht und Leben.

Aber auch den Hintergrund konnte nur Rembrandt mit seinem Verständnis für Linienverteilung entwerfen. Wand und Paneele stehen so da, daß man sie sich anders gar nicht vorstellen kann. Und auch dieses Detail muß sich noch dem warmen Rot der Tischdecke unterordnen, das dem Bild eine besondere Tiefe verleiht.

Ich weiß nicht, ob das Gemälde bei den Zeitgenossen des Meisters großes Aufsehen erregt hat. Für uns, die wir doch die Kunst der großen Italiener, Deutschen und Spanier kennen, für uns bildet das Werk den Gipfel der Porträtkunst.

Als ich versunken im Zauber der Kunst des Velasquez in Madrid weilte, schlenderte ich eines Tages mit meinen Bekannten durch die breiten Straßen der Hauptstadt. Vor einem großen, malerischen Gebäude lenkte ein auffallendes Plakat unsere Aufmerksamkeit auf sich. Da drin waren Werke moderner Spanier ausgestellt. Neugierig traten wir ein und fanden bald, daß auch unter den Modernen in diesem Lande klassischer Kunst viele strebsame, talentvolle Künstler waren, die sich ihrer Kunst mit Begeisterung und Andacht weihten. Und wie wir so durch die Säle gingen, hielten wir plötzlich an. Es war uns, als hätte uns ein guter Geist in die Heimat zurückgeführt. Vor uns hing eine gute Kopie der „Syndici", die ein junger Spanier in Amsterdam gemalt hatte. — Ich weiß nicht, ob es Nationalstolz war oder Überzeugung. Jedenfalls sprach aus jener Kopie ein Geist der Einfachheit, des tiefsten Verständnisses für die Art und die Würde der Menschheit, wie wir ihn in all den Meisterwerken des Prado nicht gefunden hatten.

Ja, dieses Bild schlägt selbst seine holländischen Brüder. Neben dem sieht Van der Helst oberflächlich, Frans Hals unfertig aus. Ein solch tiefes Eindringen in den Menschen, dabei eine so sichere ungezwungene Art der Bewegung — das gibt es nicht noch einmal.

Diese Leute hier auf der Leinwand leben nun schon seit Jahrhunderten, und sie werden uns alle überleben. Und der Mann, der dies Meisterstück schuf, war nichts als ein einfacher, kämpfender Mensch, der in einem dunklen Winkel jener Stadt lebte, die kürzlich die 300. Wiederkehr seines Geburtstages mit vielem Pomp feierte.

III.

Aber hier ist nicht der Ort, traurigen Gedanken nachzuhängen. Wir dürfen nicht an die Lebensgeschichte des Mannes denken, dessen Namen heute die Erde preist und dessen Ruhm sie in alle Wolken hebt. Es gibt eine andere, bessere Art den Meister zu ehren, den die Welt seit Jahrhunderten staunend bewundert. Heute brauchen wir Rembrandt nicht mehr aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorziehen; der Staub des Alters liegt nicht mehr auf dem Bilde eines Mannes, den Holland stolz seinen Sohn nennt.

Im Gegenteil, Rembrandts Bedeutung ist nie so anerkannt worden wie gerade von unserer Generation. Archive werden nach Urkunden über sein Leben und seine Werke durchforscht. Wir wollen alles über sein Leben wissen; es ist uns zum Bedürfnis geworden, die Entwicklung seiner Empfindungen in Glück und Unglück mitzuerleben. Die Häuser, wo er lebte, tragen Gedenktafeln und werden von Liebhabern erworben. Rembrandts Ruhm steht heute im Zenith. Was gilt Gold noch im Vergleich mit seinen Bildern: man gibt ein Vermögen für irgend ein unbedeutendes Werk seiner Hand; man scheut keine Reise, um seine Gemälde zu sehen. Und die Kritik, die lange Zeit für den Meister nicht viel mehr als ein höhnisches Achselzucken übrig hatte, ist nun seit fast fünfzig Jahren verstummt.

Es ist übrigens auffällig, daß kein berühmter Maler im Laufe der Zeit in einem solchen Grade Gegenstand der Kritik geworden ist, wie Rembrandt. Aber trotz all dem, was man über die Unwahrscheinlichkeit der Darstellung, über die Übertreibungen im Hintergrund gesagt hat, trotz aller Einwendungen, bleibt die „Nachtwache" das, was sie immer war, ist und sein wird: ein Weltwunder.

Man hat es Rembrandt zu seinen Lebzeiten zum Vorwurf gemacht, daß er sich weigerte in die Fußstapfen der alten Italiener zu treten; daß er die Natur eben so malen wollte, wie er sie sah. Wir haben auch für diesen dem Meister sicher oft vorgehaltenen Tadel heute kein Verständnis mehr.

Damals, während der letzten Lebensjahre des Meisters, hatte sich eben im künstlerischen und literarischen Geschmack ein großer Umschwung vollzogen. Man zeigte eine krankhafte Verehrung alles „Klassischen". Und wenn ich in Werken jener Zeit überall auf latinisierte Namen und auf Anspielungen auf die alte Mythologie stoße — Klänge, die sich unter unserem nordischen Himmel so gar nicht gut machen, so empfinde ich

einen direkten Abscheu gegen diese Strömung. — Aber Rembrandt hielt glücklicherweise starr an seiner Überzeugung fest und folgte dem Wege, der ihm seiner Natur gemäß schien. Jahrhundertelang, bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, hat sich die Kritik lebhaft gegen die gefährlichen Theorien gewandt, deren Ausdruck Rembrandts Gemälde sind. Ebenso hat man seine Technik wieder und wieder angegriffen; aber nie ist es jemandem gelungen, eine tiefergehende, ausdrucksvollere Malweise zu schaffen.

Alle diese Vorwürfe liegen nun weit hinter uns. Eine Unzahl Bücher und Schriften sind über den Meister veröffentlicht worden, und sie alle sind einig in ihrem Urteil, voller Bewunderung für den großen Maler. Auch im Gebiete der Kunst hat der freiere Geist unserer Zeit einen Sieg über kleinherzigere Epochen weggetragen. Die angeblichen Mängel und Schwächen, die des Meisters Werk anhaften, sind für uns Moderne nichts, als die dem Genie zustehenden Eigentümlichkeiten. Ja, wir gehen so weit, daß wir auf keinen dieser „Fehler" verzichten möchten aus Furcht, daß uns irgend ein kleiner Charakterzug des Großen entgehen könnte, dessen künstlerischen Äußerungen wir, d. h. jeder einzelne von uns, so viel verdanken.

So hat Rembrandts Ruhm in unsern Tagen den Gipfel erreicht; die Festlichkeiten, die unser kleines Land zur Erinnerung an die dreihundertste Wiederkehr seines Geburtstags veranstaltete, hat die ganze Welt als einen berechtigten Ausdruck stolzer Freude aufgefaßt. Ja, wir sind stolz, den großen Rembrandt zu unseren Landsleuten zählen zu dürfen.

Ich muß schließen: — „mit der Feder, nicht mit dem Herzen". Aber ich fürchte, daß meine Leser eher meiner müde würden, als ich des Themas. Wenn ich an jenes wundervolle Porträt des Jan Six denke, an die Schätze des Louvre, der Galerien von Kassel, Braunschweig, an so manches Kleinod!

Vielleicht konnte man in diesen Seiten lesen — und das war ihr Zweck — daß ich in Rembrandt immer den echten Künstler erblickt habe, der frei, unbeeinflußt von jeder Tradition als echtes Genie seinen Weg ging: eine Gestalt, in der sich alle großen Eigenschaften der alten Republik der Vereinigten Niederlande vereinigten.

Alexander Hajdecki:
Ein neuer Beethovenschatz.

Was?! Sie wollen neue Beethovenbriefe noch entdeckt haben?! — Ja, das habe ich und zwar mit einem Schlage deren gleich, wenn Sie wollen, — — zwei Dutzende und noch eine Zugabe dazu . . . . Sie erlauben, mein Herr, daß ich, ohne Ihnen nahetreten zu wollen, vorläufig die Authentizität dieses Fundes in Zweifel ziehen und denselben vorsichtshalber dem Publikum bloß als einen „angeblichen" ankündigen werde. Warum? Weil heute noch an einen unbekannten Brief Beethovens zu denken — einfach — undenkbar ist.

Dieses Gespräch entwickelte sich zwischen mir und einem Wiener Zeitungsreferenten gleich am Tage der Bekanntwerdung des sensationellen Ereignisses, und schon am nächsten Tage war in dem tonangebenden Blatte Wiens von einem „angeblichen Beethoven-Funde" zu lesen.

Dieser hartnäckige Zweifel an die Möglichkeit des Aufkommens von noch unbekannt geblieben sein sollenden Beethovenbriefen, geschweige denn eines eigenhändig geschriebenen, mehrere Druckbogen langen historisch-polemisch-pädagogischen Aufsatzes, hat mein nachforschendes Interesse geweckt und mich zu einer kleinen Studie über Beethoven als Briefschreiber veranlaßt[1], in deren Resultate ich dem skeptischen Publizisten nicht ganz unrecht geben kann. Die Kunst-Literarhistoriker, welche gewiß den jeweiligen Pulsschlag des Literaturzustandes genau fühlen — und speziell diejenigen, welche sich mit den Beethovenbriefen eigens befassen, haben nämlich, und zwar gleichzeitig von drei verschiedenen Seiten, das Bedürfnis nach einer Gesamtausgabe der Beethovenbriefe konstatiert und auch schon dem Gedanken die Tat auf dem Fuße folgen lassen, indem in Leipzig eine solche Gesamtausgabe von Prelinger, in Berlin eine solche von Dr. Kalischer binnen Jahresfrist bereits bis zum dritten Bande gediehen sind, während in Wien Dr. v. Frimmel eine dritte Ausgabe geplant und vorbereitet

---

[1]) Siehe: Feuilleton in „Die Zeit" Nr. 1891, Wien, 29. Dezember 1907.

hat. Diese merkwürdige Koinzidenz der Gedanken von drei örtlich voneinander getrennten, gewiß nicht unkompetenten Fachmännern ist der beste Beweis dafür, daß auch die Kunstwissenschaft mit einer Möglichkeit des Vorhandenseins von noch unbekanntem Briefmateriale Beethovens gar nicht mehr gerechnet und die Zeit für gekommen erachtet hat, eine Generalrevue über den Briefnachlaß des Gewaltigen abzunehmen.

Freilich, der Briefschatz der nächsten Umgebung, des Freundes- und Geschäftskreises Beethovens war seit längerer Zeit vollkommen erschöpft, und die Dutzende von Briefen an den Erzherzog, an Ries, Schindler, Breuning, Zmeskall, Schuppanzigh u. a. m. wohl geborgen und wiederholt publiziert. — An die 2000 Briefe Beethovens sind schon literarisch verbucht, wo konnte sich noch eine halbwegs ergiebige Quelle öffnen?!

Zu dem intimsten Freundeskreise des Meisters zählte aber auch seit etwa 1810 ein Mann, welcher wohl dem Namen nach in der Beethovenliteratur bekannt ist, von dessen Verhältnis, fürsorglichen Mühen, tatkräftigem Beistand und mannhaftem Eintreten für Beethoven in der bewegtesten Periode seines Gemütslebens, in den ersten fünf Jahren seiner dornenvollen Vormundschaftssorgen — bisher so gut wie gar nichts bekannt geworden ist. Dieser Mann hieß Josef Karl Bernard! Merkwürdig bleibt es, daß Schindler, welchem die wichtige Rolle des Bernard im Leben Beethovens genau bekannt war, in seiner „Biographie" sich bloß mit der Anführung seines Namens unter dem Freundeskreise Beethovens begnügt und erst in seiner zweiten Schrift „Beethoven in Paris" sich dessen „entsinnt, daß der geschätzte Dichter und Freund Beethovens C. Bernard über Beethoven Notizen zu schreiben den Vorsatz faßte, welche höchst interessant hätten werden müssen". Daß Bernard wirklich eine Zeit lang an eine „Biographie" des Verewigten gedacht hat, beweist ein noch vorhandener Auszug aus dem Taufprotokolle Beethovens vom Jahre 1827, welchen Bernard sich eigens von Bonn verschafft haben muß. Sonstige Aufzeichnungen sind aber keine vorhanden, wie denn auch Bernard der Familie gegenüber über seine eigenen Familienverhältnisse und sein Verhältnis zu Beethoven sehr „wortkarg" war.

Wann und auf welche Weise Beethoven mit Bernard bekannt und bald intim wurde, wird ebenso wie der Umstand, warum sein Name unter den das Sterbelager des Göttlichen Umgebenden nicht genannt wird, erst festzustellen sein. Bernard war eben eine von jenen Naturen, die im Stillen und Verborgenen die aufopferndste Tätigkeit entfalteten,

ihren Namen aber an die große Glocke zu hängen stets mit Absicht mieden. So erklärt es sich auch, daß die Briefe Beethovens an ihn bis heute gänzlich unbekannt und ungeahnt bleiben konnten. Beethovens Name, Ruhm und Größe stieg so rapid nach seinem Tode, daß Jedermann, welcher nur irgendwie mit dem großen Heros in briefliche oder persönliche Berührung kam, sich beeilte, dies in die Öffentlichkeit, eventuell die kostbaren Reliquien an den Mann zu bringen. Die Briefe Beethovens waren schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gesuchter und geschätzter Artikel auf dem europäischen Markte. Bernard besaß an Originalbriefen Beethovens an seine eigene Adresse wohl über die 30 Stück, er starb aber im Jahre 1850, ohne von dem Vorhandensein seines Schatzes ein Wort in der Öffentlichkeit verraten oder ihn irgendwie sonst verwertet zu haben. Die teueren Reliquien, worunter sich auch eine Haarlocke Beethovens befindet, übergab er sterbend einer von seinen Töchtern, welche für diese Briefschaften ein besonderes Interesse, Verständnis und Liebe an den Tag legte. Diese hütete mit Argusaugen den teueren Schatz und verehrte davon bloß einen einzigen Brief als teueres Andenken ihrer besten Freundin.[1]) Mir gelang es bei einer Nichte der schon lange verstorbenen Frau die Zustimmung zu erwirken, daß ich diesen Schatz nicht länger der Öffentlichkeit vorenthalte.

Hier ist nicht der Ort, auf die Biographie des Bernard näher einzugehen, doch muß hier zum ersten Male gesagt werden, daß Bernard 1775 in Horatitz in Böhmen geboren, in Heidelberg Philosophie studierte, seit 1800 in Wien beim Hof-Kriegsrat eine Anstellung hatte, aber nebenbei sich der Dichtkunst und literarischen Tätigkeit mit einem solchen Erfolge widmete, daß er im Jahre 1815 als provisorischer Redakteur der „privileg. Wiener Zeitung" angestellt, zwei Jahre später die Hauptredaktion dieses Blattes definitiv übernahm und bis 1848 führte.

Die hiermit zu veröffentlichenden Briefe Beethovens an Bernard illustrieren mit lebhaften Farben nicht nur das jeweilige Gemütsleben des Meisters, aber auch sein Verhältnis zu Bernard, welcher ihm auch als schriftstellerischer Berater zur Seite stand. Diesem Umstande verdanken wir, daß uns überhaupt das größte und wichtigste Schriftstück von Beethovens Hand und Feder — seine „Denkschrift" in Angelegenheit seines

[1]) Dieser wurde im „Beethovenjahrbuch" I. s. 85 publiziert, meines Wissens der einzige bisher bekanntgewordene Brief an Bernard.

Mündels und Neffen Karl, erhalten wurde. Beethoven hat diese Schrift von 47 Quartseiten Umfang an Bernard zum Zwecke der Umstilisierung und Einreichung an die Vormundschaftsbehörde übergeben, und in mehreren Briefen mahnt ihn Beethoven in rührenden Worten, ja nur mit der Redaktion zu eilen. Auch zur Geschichte des Oratoriums „Der Sieg des Kreuzes", welches Beethoven zum Libretto des Bernard für die Wiener Gesellschaft der Musikfreunde schreiben sollte, enthalten zwei Briefe wichtige Aufschlüsse, wie überhaupt der ganze Fund für die Beethoven-Literatur von eminenter Bedeutung sein dürfte, weshalb ich mit der summarischen Veröffentlichung desselben nicht zögere, mir vorbehaltend, nach eingehendem Studium das neue Material in einer wissenschaftlichen Publikation zu verarbeiten.[1])

Mödling, am 10. Oktober.

Lieber Bernardus non Sanctus!

Ich bitte also da Sie Mittewoche kommen wollen Karl mitzubringen lassen Sie ihn doch seinen Mantel mitnehmen da es abends schon kühl wird — wegen Salzburg glaube ich, am besten sei es, daß der Verschwiegenheit wegen ich Karl selbst hinbrächte, nur kann dies vor anfangs November nicht sein, ich glaube, daß er leicht dasjenige, was dort in der Schule gelehrt wird, d o r t einholen kann, wir haben aber noch vorher erst auszumachen, daß die Mutter nicht hinkann, Gastein ist deswegen auch ein Anstoß — und d a n n die S c h u l e ?! Wie wenn erst ich wieder . . . . . . vielleicht könnte man auch einen Paß auf uns drei R. K. und mich machen lassen und ich blieb hernach hier, so brauchten wir erst nicht wieder die Oberhinterschaft anzugehen und erreichten doch unseren Zweck. — Was glauben Sie, Sie können mir dies Mittwoche in einem Augenblick was wir K. bei R. lassen sagen — Blöchlinger hat noch einen Mantelsack da, ich bitte, bringen Sie mir diesen mit, da ich nun bald von hier mich gedenke wegzubegeben — mit meiner Wohnung die ich verlasse, geht es sehr gemächlich, ich kann alles dalassen noch nach der Auszziehzeit — nun handelt es sich noch, daß die Wohnung ausgemalt werde, für die Augen dürfte Hellgrün am besten sein, wird aber wohl viel kosten, obschon ohne alle Zieraten, Sie würden mir

[1]) Dem Chefredakteur der Revue „Erdgeist", Herrn Gustav Eugen Diehl, verdanken wir das Veröffentlichungsrecht der neuentdeckten Briefe Beethovens.

eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie sähen, ob der Besitzer meiner künftigen Wohnung schon ausgezogen? Bis 13. Dieses zur Mittagszeit muß er schon ganz geräumt haben, man könnte früher schon die Zimmer malen, damit sie bald trocknen, verstehen Sie sich nicht darauf, so fragen Sie bei Steiner im Paternostergässel, es braucht aber Eile — Eile — Eile — nicht mit Weile — Von K. noch keine Zeile als böser Wille, wie gesagt, das empfangene Geistgift der Fr. M. . . Hinterschaft steckt noch tief. — Unterdessen werde ich ihn Mittwoche doch zu packen wissen, so, daß er wohl bald wieder zu sich kommen wird. — Also ich erwarte Sie und Weissenbach mit K. gewiß, die Auslage des Fiakers werde ich Ihnen nebst den Weggeldern gleich hier vergüten, leben Sie wohl

Eiligst der Ihrige.

Für Sr. Wohlgeboren Herrn von Bernard.

Lieber Bernard!

Indem ich mich heute wieder allein in diesen mich verwirrenden Umständen befinde schwebt mir die wahre Einsicht über meine Denkschrift erst recht vor ohne mit fremden Federn prangen zu wollen, glaube ich doch daß ich Ihnen gänzlich frei stellen sollte da Sie mit wenigen Worten so viel oder mehr als ich bogenweise sagen können, alles ganz nach Ihren mir überlegenen Einsichten zu behandeln die Sache würde dadurch für die Richter eindringender und faßlicher werden. Freilich müßte das bald vollendet sein. Denken Sie daß Sie für das Glück Karls und für meine nur mögliche Zufriedenheit, wenn er mir bleibt, wirken und zwar zum letztenmale — noch einmal schalten und walten Sie mit meinem rohen Materiale nach Ihrem Ermessen. Sie schreiben ohnehin deutlicher wie ich und die Abschrift würde bald da sein.

Ihr Freund und Verehrer Beethoven.

Hier lieber B. Ihr Brief für den M. V. (Musik-Verein?). Es ist gut wenn Sie ihn früher lesen und alsdann erst zumachen ohnehin haben wir ein B. gemeinschaftlich — der beigeschlossene Brief kürzlich von Gianattasio kann nicht anders als gut sein ihm zu zeigen und allenfalls zu lassen, auch daß man die Hälfte der Pension wovon man 1818 das erste bezogen obschon von 1815 mein Neffe gänzlich auf meine Kosten, ihr lassen wollte, obschon selbe nichts anderes als eine Schadloshaltung für die ihr von meinem Neffen gänzlich abgetretenen

Rechte an seinem Erbteil zu betrachten sei, und sie solche ohne meine Einwilligung und Zutun nie erhalten hätte. — Karl hat noch keinen Buchstaben geschrieben als in einem Institute (?), kann der Sohn gegen den Vater begehen was er nur immer will ohne zur Ahndung gezogen zu werden?!! Gott besser's — Wie ich leide hiedurch können Sie kaum glauben, welche Verstocktkeit und Undankbarkeit in diesem jungen Bösewicht?! Wenn Sie hingehen, verlangen Sie Karl zu sprechen, um zu hören was dieser gänzlich Irregeführte in Ansehung meiner vorbringen wird? — Mein Bruder soll durchaus nicht zugelassen werden, und es ist gut, ihn fühlen zu lassen, daß er eine so sträfliche Mutter die wer weiß mit welchen Kirkaszaubereien oder Verwünschungen oder Schwüren ihn gegen mich verzaubert gar nicht mehr sehen soll, die auf jeden Fall sein physisches und moralisches Verderben nur hat befördern wollen. — denn er wird nur sprechen was er alles bei ihm haben kann etc. dg. Elendigkeiten welche ihn immer aus dem Geleise bringen — — In Eile der Ihrige.

Mit Ruhe!!! Was wäre denn geschehen mit dieser Ruhe ohne Unruhe?!!

Für Karl von Beethoven.

An meinen Neffen Karl!

So-viel ich merke ist ein gewisser Giftstoff noch in dir vorhanden. Ich fordere Dich daher nur auf Deine geistigen und körperlichen Bedürfnisse aufzuschreiben. Es wird kälter, brauchst Du noch eine Decke oder Dein Deckbett — Herr von Smettana wird auf mein Verlangen bei Dir gewesen sein. Der Bruchmaschinist war auch schon einmal, jedoch vergeblich da, er hat mir versprochen wieder zu kommen und Dir ein neues Bruchband zu übergeben und das alte zum Waschen mitzunehmen. Es ist ihm schon alles bezahlt — leb wohl Gott erleuchte Deine Seele und Dein Herz

Dein Onkel und Freund Beethoven.

Lieber Freund!

Ich bitte Sie doch noch heute sich der F. v. B. (Frau von Beethoven) wegen zu erkundigen, und wenn's möglich ist, sie gleich durch ihren Arzt versichern zu lassen, daß sie von diesem Monat an so lange ich lebe ihre ganze Pension genießen soll und ich werde auch trachten was möglich

für Karl so zu sorgen, daß wenn ich früher sterbe Karl der Hälfte ihrer Pension nicht benötigt ist. — Es war ohnehin mein Vorsatz gleich beim Austritte Karls aus dem Institute ihr den ganzen Pensionsgenuß sogleich zu überlassen, da aber Krankheit und Not so groß, so muß gleich geholfen werden. Gott hat mich nie verlassen in dieser schweren Aufgabe ich vertraue auch ferner auf ihn. Wenn möglich, so bitte ich mir noch heute Nachricht zu geben, ich werde sehen, daß ich meinen zähen Bruder auch zu einer Gabe für sie bewege.

Herzlich Ihr Beethoven.

Euer Wohlgebohren!

Es ist endlich Zeit, daß Sie nun strenge darauf halten, daß die Mutter K. Ihr Haus nicht mehr betrete. — In dieser Hinsicht ersuche ich Sie, ihr das Gewäsche, was sie Ihnen gestern geschrieben, sogleich zurückzuschicken, und ihr zu bedeuten, daß sie Ihr Haus nie sich unterstehe zu betreten, das ist die Sprache, welche man mit dergleichen Personen führt, und wie man sie behandelt, ich mache Sie als Vormund dafür verantwortlich, (denn ich bin es wirklich, woran Sie hoffentlich nicht zweifeln werden) und wäre ich es nicht so würde jeder, der mich nur kaum kennt, doch die Grenzen setzen zu wissen die hier nötig sind, — wie kann man mir zumuten, mich immer gegen die abscheulichen Verleumdungen und Bosheiten gegen mich von dieser verworfenen Person verteidigen zu wollen, K. entlief zweimal im heimlichen Einverständnisse mit ihr und alle beidenmale hatte er schlechte Streiche begangen und fand Schutz bei seiner Rabenmutter, wurde aber auch beidemale wieder weggenommen, und ebensolcher abscheulicher Lügen voll ist das andere Gewäsche, es ist mir unmöglich ferner mehr mich mit diesem Gewäsche abzugeben und ich ersuche Sie ebenfalls ihr zu verbieten daß sie Ihnen schreibe, zugleich lege ich als Vormund eine Schrift bei, für Sie der Sie ohnehin nicht benötigt sind, weil Sie beauftragt sind, sie mit Berufung auf die vormundschaftlichen Behörden sie jedesmal abzuweisen. Es braucht hier vom Magistrat etwa keine schriftliche Ordre da Sie selbe schon aus dem Munde des Referenten empfangen haben, ich schicke Ihnen die Schrift von mir blos, damit Sie sehen, daß ich wirklich der Vormund bin, welche Würde mir gar keine Behörde nehmen kann. — Sie haben sie auch vor einiger Zeit wieder kommen lassen wider unsere Verabredung, ich wußte es schon eher als Sie es Herrn von Bernard anzeigten indem jemand von meinen

Bekannten, der dort in der Nähe wohnt, sie gesehen hatte, nur verblümt hatte Herr von Oliva den Auftrag mit Ihnen davon zu sprechen, dies hat er freilich, wie ich höre im Eifer nicht befolgt, dies ist natürlich, weil wir alle sie die Mutter als eine schlechte Person kennen und Ihre frühere Verkennung meiner von Ihnen die mir selbst noch ein gewisses Mißtrauen übrig gelassen hatt, ihm sei wie ihm wolle, es schickt sich, daß ich als Vormund und Versorger meines Neffen die Einsicht in alles, was in dergleichen vorgenommen wird, haben muß. Gianattasio wollte sie selbst auf mein Ansuchen nicht im Hause dulden, denn sie war ihm und seiner Familie ein Greuel, und ohne mein Zutun verabscheuten sie selbe schon wegen ihren schlechten Reden über mich, denn gut und gefällig wie freundschaftlich war die ganze Familie und ist es noch, sie wußte meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und nie nie hatte ich nötig mich gegen ihr elendes Gewäsche verteidigen zu müssen weil man ihr den Zutritt überhaupt erschwerte und sie späterhin gar nicht dort dulden wollte, was sie bei Ihnen gewagt hat, hätte sie sich dort nicht unterstanden, es ist abzunehmen, daß Sie noch immer zu gefällig gegen sie sich betragen haben, wie könnte sie sich sonst unterstehen dergleichen Briefe an Sie zu schreiben. — Erziehung bedarf, wie Sie selbst wissen, der höchsten Konsequenz und bei dem Knaben von dieser Rabenmutter gewiß vorzüglich. Sie könnten zuversichtlicher handeln noch ehe Sie die Bewilligung der De. L. (?) hatten umsomehr jetzt, und Sie sehen, das Blatt hat sich gewendet, und ich kann versichern ohne mein Zutun, die Wahrheit wird endlich alles dies Giftgemische dieser Königin der Nacht völlig unterdrücken und besiegen — mit K. Benehmen bin ich gar nicht zufrieden gegen mich, er ist verstockt gegen mich, und dies datiert sich von seiner Mutter her. Noch von seinem letzten Aufenthalte bei ihr, man kann denken, welches Gift sie ihm beigebracht hat, daher das System, daß nicht gegen sie gesprochen werden soll, nicht wohl bestehen kann, er kann nicht anders angewiesen werden, als daß er ihr Schonung schuldig ist, er kennt sie selbst von Kindheit an, und sie ist ihm bei Gianattasio immer gezeigt worden, wie sie ist und war, selbst Geistliche haben keine Skrupel hier finden wollen und haben dasselbige getan, und nun haben Sie neuerdings die ? ? als Beispiel vor sich, indem ihn der Herr Referent gestern selbst nur an mich angewiesen hat und ihm Gehorsam in allem an mich empfohlen, daher Sie ebenfalls ihm sagen können daß, die ? ? von selbst verboten hat, daß ihn die Mutter ferner

sehen soll, weswegen etc. dazu wird Ihnen hoffentlich der Stoff jetzt nicht fehlen. Ich mag ihn jetzt lieber gar nicht mehr sehen — Als so wie er jetzt sich gegen mich betragt, zwar hat er sich einigemal früher durch den bösen Einfluß gegen mich vergessen, allein bald war wieder alles im alten Geleise, mir blutet das Herz man stelle sich vor, wie ich seinen Vater mit Wohltaten überhäuft, ihm sein Leben (ebenfalls durch diese schreckliche Person vor seiner Zeit in das Grab gekommen) mehrere Jahre dadurch verlängert, wie ich für den Sohn gesorgt mehr wie für mich selbst, wie er mir gedankt hat, ihn von seiner Mutter befreit und gerettet zu haben, und nun dies Betragen herzlos gemütlos ohne das mindeste Zeichen einer Anhänglichkeit einer Teilnahme, sein Brief hat für mich nichts als Phrasen und beinahe hätte ich ihm ihn zurückgeschickt, Bernard hat es nur verhindert — es ist hier kein Mittelweg möglich, *alles für mich oder nichts*, denn von mir hängt sein Fortkommen und sein Glück ab, selbst für seine Zukunft habe ich gesorgt, und nicht ohne Aufopferungen, durch die Verwirrungen ist er von seiner Bahn gewichen, und ich vermute sogar, daß ihn seine Mutter vielleicht hat schwören lassen, *mir ja kein Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit zu geben*, etwas ähnliches hat sie schon einmal versucht, es ist daher nötig, daß er wieder in seine vorige Bahn um mich zurückgeleitet wird, dies kann nicht anders geschehen, als daß ihm die Mutter gerade wie sie ist gezeigt wird ihr übeler Ruf, ihr böser unmoralischer Charakter läßt nie zu, daß er ihr viel nahe sein könnte. Ich muß daher noch einmal um die höchste Konsequenz hierin bitten ohne welche nichts gedeihen kann, es ist zu viel gefordert, *daß ich mir eine Schlange in meinem eigenen Busen erziehen lassen soll — Edelmut muß auch wieder Edle hervorbringen*, und die Tugend darf das Laster blos ertragen, aber nicht seine bösen Wirkungen ungehemmt lassen. — Ich muß darauf bestehen daß Sie gänzlich alle Kommunikationen mit ihr aufgeben, sowohl alle persönlichen wie auch schriftliche, ich will kein Wort mehr von ihr hören, Gott der mir noch alle Zeit beigestanden, wird auch wieder das böse, schlechte irregeführte Herz meines vielleicht einmal unglücklichen Neffen zu bessern wissen.

Ihr ergebenster Beethoven.

Karl von Lilienthal:
Das Eingreifen der Staatsanwaltschaft in die Privatklage.

Juristisches zum Harden-Prozeß.

Sensationelle Prozesse haben die Eigentümlichkeit, die Aufmerksamkeit nicht nur der Juristenwelt, sondern auch der öffentlichen Meinung überhaupt auf einzelne Streitfragen materieller oder prozeßrechtlicher Natur zu lenken, denen sonst wenig Beachtung geschenkt wird. Das hat Vorzüge und Nachteile. Daß plötzlich ein grelles Licht auf einen dunkeln Punkt der Rechtsordnung geworfen wird, kann zu einer Fortbildung des Rechtes den Anstoß geben. Es kann aber auch das sachliche Interesse an dem Prozeßstoff die einzelne in dem Verfahren auftauchende Streitfrage bedeutungsvoller erscheinen lassen, als sie es im Grunde verdient.

In der Privatklagesache Moltke-Harden war der Angeklagte von dem Schöffengerichte freigesprochen worden. Privatklage war erhoben, weil die Staatsanwaltschaft die Erhebung der öffentlichen Klage abgelehnt hatte. Das konnte sie nur, wenn ein öffentliches Interesse an der Verfolgung Hardens nicht vorlag. Nachdem nun der Privatkläger seinerseits Berufung eingelegt hatte, erklärte plötzlich die Staatsanwaltschaft ihrerseits die Verfolgung zu übernehmen. Das konnte sie nur, wenn ein öffentliches Interesse an der Verfolgung bestand. Dieser Meinungswechsel erschien zweifellos vielen sonderbar, um so mehr, als keine Gründe für ihn angegeben wurden und ein solches Vorkommnis immerhin zu den Seltenheiten des Rechtslebens gehört. Aber die juristische Zulässigkeit ist unbestritten. Die Strafprozeßordnung gestattet die Übernahme der Verfolgung durch ausdrückliche Erklärung bis zum Eintritt der Rechtskraft des Urteils.

Außerordentlich zweifelhaft ist aber die weitere prozessuale Behandlung der Rechtssache in einem solchen Falle. Es sind zwei Möglichkeiten vorhanden, entweder erscheint das Verfahren als eine einfache Fortsetzung der Privatklage oder als Neuerhebung einer öffentlichen Klage. Der praktische Unterschied besteht darin, daß im ersten Falle der Privat-

kläger einfach durch den Staatsanwalt ersetzt wird, der alles, was bisher geschehen ist, gelten lassen muß, während im zweiten Falle alles, was bisher geschehen ist, hinfällig wird und ein ganz neues Verfahren beginnt. Der Unterschied zeigt sich zunächst bei der Zuständigkeit des Gerichtes. Die Privatklage gehört vor das Schöffengericht und in der Berufungsinstanz vor die mit drei Richtern besetzte Strafkammer. Die öffentliche Klage wird in erster Instanz vor der mit fünf Richtern besetzten Strafkammer erledigt (abgesehen von der Möglichkeit der Überweisung, von der praktisch in einem solchen Falle kaum Gebrauch gemacht werden dürfte). Diese verschiedene Zuständigkeit hat nicht nur für die zulässigen Rechtsmittel (im ersten Falle Berufung und Revision, im zweiten Falle nur Revision), sondern auch für den Umfang der Beweisaufnahme Bedeutung. Über ihn entscheidet in Privatklagesachen das Gericht im ganzen Verfahren nach freiem Ermessen. Bei einer öffentlichen Klage muß sich die Beweisaufnahme auf die sämtlichen vorgeladenen Zeugen und Sachverständigen sowie auf die andern herbeigeschafften Beweismittel erstrecken. Beweisanträge während der Verhandlung können nur durch Gerichtsbeschluß abgelehnt werden und die Gerichte sind vorsichtig in der Ablehnung, da eine solche sehr häufig einen durchschlagenden Revisionsgrund bildet. Ob nun diese für die öffentliche Klage geltenden Grundsätze auch auf die von der Staatsanwaltschaft fortgesetzte Privatklage anzuwenden seien, ist streitig. Folgerichtig wird man zur Verneinung kommen müssen, jedenfalls aber ist das Vorhandensein dieser Streitfrage ein Beweis dafür, daß auch die wegen ihrer Einfachheit gerühmte Fortführung der Privatklage mancherlei Schwierigkeiten herbeiführt.

Schwierigkeiten lassen sich allerdings auch bei der Neuerhebung der öffentlichen Klage nicht in Abrede stellen. Hier ist es möglich, daß die Staatsanwaltschaft, nachdem sie durch ihre Erklärung das schwebende Verfahren aus der Welt geschafft hat, nachträglich zu einem Einstellungsbeschluß kommt, oder daß das Gericht, dem die Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens obliegt, seinerseits Einstellung beschließt. Die Möglichkeit muß zugegeben werden, sogar die Möglichkeit eines absichtlichen Mißbrauchs seitens der Staatsanwaltschaft. Da letzteres eine strafbare Handlung bedeutete, darf man damit ernstlich nicht rechnen. Die Gefahr einer gutgläubigen Einstellung aber ist sehr gering, denn wenn die Staatsanwaltschaft die Verfolgung zu übernehmen erklärt, steht doch wohl ihre Überzeugung von der Notwendigkeit einer urteilsmäßigen Erledigung der Sache fest.

Gleichmäßig offen bleibt bei beiden Erledigungsarten die Frage des Kostenersatzes an den bisherigen Privatkläger. Gleichmäßig fest dagegen steht, daß in beiden Fällen der bisherige Privatkläger nunmehr als Zeuge, d. h. unter Eid vernommen werden kann.

So bleibt als einziger wesentlicher Unterschied, wenn es zur weiteren Verhandlung kommt, nur die Änderung der Zuständigkeit des Gerichtes. Allerdings wird gelegentlich noch auf eine weitere Bedenken erregende Möglichkeit hingewiesen, nämlich auf die, daß der Staatsanwalt, wenn er aufs neue Klage erheben muß, durch sein Einschreiten ein ergangenes Urteil beseitigt. Ja es wäre denkbar, daß er erst in der Revisionsinstanz eingriffe und auch dann noch eine Wiederholung des ganzen Verfahrens nötig machte. Das klingt nun schlimmer als es wirklich ist. Denn dem Urteil erster Instanz droht die Beseitigung in der zweiten und auch in der Revisionsinstanz kann, wenn die Revision Erfolg hat, eine neue Verhandlung vorgeschrieben werden. Allerdings geschieht das durch Urteil, aber auch die nun erhobene Klage führt zu einem Urteil und schließlich kommt es doch nur darauf an, daß das in seiner Rechtskraft so oder so gehemmte Urteil durch ein neues ersetzt wird. Die Gefahr, daß es dazu nicht komme, wenn das Eingreifen der Staatsanwaltschaft Neuerhebung der Klage notwendig macht, ist praktisch äußerst gering. Davon abgesehen wird durch diese Art der Erledigung niemandem ein Unrecht zugefügt — dem Privatkläger nicht, denn der Staatsanwalt verfolgt nun seinen Gegner, wahrscheinlich mindestens so energisch, wie er es selbst gekonnt, übrigens aber kann er als Nebenkläger das Verfahren ergänzen, wenn er Mängel wahrzunehmen glaubt. Dem Angeklagten auch nicht, denn materiell ist seine Lage besser vor der Strafkammer wie vor dem Schöffengericht. Man kann ihm den Entlastungsbeweis nicht verkümmern, seine Verurteilung kann erst geschehen, wenn von fünf Richtern vier von seiner Schuld überzeugt sind. Speziell im Hardenschen Prozesse wäre das Ergebnis wohl das gleiche gewesen, auch wenn die nochmalige Verhandlung vor der Berufungskammer des Landgerichtes stattgefunden hätte. W a h r s c h e i n l i c h sogar, wenn es bei der Privatklage blieb, s i c h e r wenn der Staatsanwalt die Sache in die Hand genommen hatte. Revision war in beiden Fällen möglich, jetzt können mit ihr auch prozessuale Verstöße gerügt werden, was gegenüber dem Berufungsverfahren ausgeschlossen ist.

Immerhin mag man die eine oder andere Art für zweckmäßiger halten. Das würde bei einer Reform des Gesetzes Ausschlag geben, für

das geltende Recht fällt es weniger ins Gewicht. Hier kommt es nur darauf an, was das Gesetz gewollt hat. Leider ist das mit deutlichen Worten nicht ausgesprochen. Der gewählte Ausdruck: „die Staatsanwaltschaft kann die Verfolgung übernehmen", ist viel zu farblos, um daraus irgend welche Folgerungen zu ziehen. Dagegen ergeben sich aus der ganzen Anlage unseres Strafverfahrens sehr beachtenswerte Fingerzeige. Ein Strafprozeß setzt regelmäßig die Erhebung einer öffentlichen Klage durch die Staatsanwaltschaft voraus. Nur in wenigen Fällen ist als zweite Form die Privatklage (einschließlich der Klage der Verwaltungsbehörden bei Zuwiderhandlungen gegen die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle) zugelassen. Eine dritte Form: Privatklage durch die Staatsanwaltschaft ist nirgends erwähnt. Es spricht also von vorneherein eine starke Vermutung dafür, daß, wo der Staatsanwalt auftritt, das nur in einer öffentlichen Klage geschehen kann, ohne Unterschied, ob er von vorneherein oder erst im Laufe eines anderen Verfahrens tätig wird. Dafür, daß auch die Übernahme der Privatklage als Erhebung einer öffentlichen Klage angesehen wird, spricht ferner die Vorschrift, daß nunmehr der Privatkläger zum Nebenkläger wird (§ 417 Abs. 3). Die Worte des Gesetzes lauten: „Übernimmt der Staatsanwalt die Verfolgung, so richtet sich das weitere Verfahren nach den Bestimmungen, welche im zweiten Abschnitte dieses Buches für den Anschluß des Verletzten als Nebenkläger gegeben sind." An der Spitze dieser Bestimmungen aber steht der Satz, daß sich der zur Privatklage Berechtigte „der erhobenen öffentlichen Klage" als Nebenkläger anschließen kann.

Weit wichtiger aber — und m. E. entscheidend — ist, daß dem Schöffengericht und damit auch der Berufungskammer des Landgerichts die Zuständigkeit fehlt, wenn der Staatsanwalt die Verfolgung übernommen hat. Denn § 27 Z. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes sagt: Die Schöffengerichte sind zuständig für die auf Antrag zu verfolgenden Beleidigungen, wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht. Das ist aber nicht mehr der Fall, wenn der Staatsanwalt die Verfolgung übernommen hat. Es fehlt freilich nicht an Versuchen, den klaren Wortlaut dieser Bestimmung hinweg zu interpretieren. Sie werden im wesentlichen von der Erwägung getragen, daß das Verfahren vor dem Gerichte, vor dem es begonnen worden ist, auch beendet werden müsse, soweit es sich um dieselbe Tat handle. Das ist auch völlig zutreffend, aber eine formelle Beendung des Verfahrens ist

ebenso gut durch Einstellung wie durch Urteil möglich. Die Notwendigkeit der Einstellung ist im Gesetz (§ 429 St. P. O.) anerkannt, wenn dem Schöffengericht die Zuständigkeit als Privatklagegericht fehlt. Freilich bezieht sich diese Vorschrift direkt nur auf die Unzuständigkeit, die aus der Beschaffenheit der abzuurteilenden Tat folgt. Aber die analoge Anwendung auf den Fall des Eingreifens der Staatsanwaltschaft liegt sehr nahe. Gewiß bleibt der Tatbestand der Beleidigung an sich derselbe, aber seine rechtliche Qualifikation hat sich insofern geändert, als nunmehr durch die Erklärung der Staatsanwaltschaft, die schlechthin maßgebend ist, das öffentliche Interesse an der Verfolgung festgestellt ist, das für Erhebung der öffentlichen Klage bei Beleidigungen die Voraussetzung bildet.

Hinzu kommt endlich, daß nur die öffentliche Klage eine Gewähr für die erschöpfende Behandlung der Sache bietet, um die es der Staatsanwaltschaft doch wohl zu tun ist, wenn sie sich einmengt.

Alles in allem wird man zugeben müssen, daß die Entscheidung fraglich bleibt und deshalb eine gesetzliche Regelung dringend erwünscht scheint. Das hat auch die Kommission für die Reform des Strafprozesses eingesehen. Nur ist das nicht mit wenig Worten getan und ihr Beschluß: „Die Staatsanwaltschaft hat das durch Privatklage begonnene, von ihr übernommene Verfahren in der Lage fortzuführen, in welcher es sich zur Zeit der Übernahme befindet", völlig unzureichend. Vielmehr muß außer der Regelung der Kostenfrage Sicherheit gewährt werden einmal dafür, daß das übernommene Verfahren zu Ende geführt wird, andererseits dafür, daß das unter den für die öffentliche Klage maßgebenden Bedingungen geschieht.

Philipp Stein:
Dramatischer Monatsbericht.

Jüngst hat hier ein Franziskaner, der theaterfreudige und theatergeschichtlich gelehrte Pater Expeditus Schmidt aus München, einen Vortrag über das moderne Theater gehalten — freimütig, ganz im Gegensatz zu der braunen Kutte, in der er steckte, freimütig, aber doch vielfach befangen im Oberlehrertum. Dieser Oberlehrerstandpunkt wird überhaupt in der literaturgeschichtlichen Lehrpraxis vielfach noch immer wieder eingenommen, so auch in der beweglichen Klage, daß sich bei unserem gefeiertsten Dramatiker, Gerhart Hauptmann, so wenig Aussprüche finden ließen, die man bequem als Zitate nach Hause tragen und einem neuen Büchmann als geflügelte Worte eintragen kann. Dabei wird völlig übersehen, daß solches Sentenzenwesen dem Stil unserer neuen Bühnendichtung durchaus ins Gesicht schlagen würde. Der Stil der Dichtung ist das Entscheidende, und das Realistische schließt das Sentenziöse aus. An der Klassizität von Kleists „Zerbrochenem Krug" wird niemand zweifeln, trotzdem sich aus diesem klassischen Lustspiel ebenso wenig das kleinste Sentenzchen herausholen läßt wie aus dem zweifellos klassisch werdenden „Biberpelz". Und um vom großen Drama zu sprechen: wir würden es heute nicht mehr vertragen und vertragen es schon längst nicht mehr im Drama, daß ein Bauernbursche, wenn er erfährt, daß seinem Vater beide Augen ausgestochen sind, nun wie in einer Tenoristenarie verkündet: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht!" Wie viel echter und darum ergreifender ist es, wenn z. B. in den „Webern" dem armen welterfahrenen Lumpensammler, da er das Verlangen der armen Webersleute vernimmt, sich nun, ihm halb unbewußt, die Worte über die Lippen drängen: „A jeder Mensch hat halt a Sehnsucht." Und weil so vieles darin tendenziöse Sentenz und gar so viel klingende Phrase ist, deshalb hat bei uns auch das Historienbild abgewirtschaftet wie das Historiendrama — für letzteres wird eine Renaissance nur kommen, wenn es auf dem von Schnitzlers „Grünem Kakadu" und Hauptmanns „Florian Geyer" angebahnten Wege fortschreitet. Und es ist nur eine Konsequenz der literarischen Entwickelung, daß im Gegensatz zu dem offiziellen, zweimal an Wildenbruch verliehenen Schillerpreis der Grillparzerpreis von unabhängigen literarischen Preisrichtern bereits dreimal an Hauptmann und jüngst an Schnitzler vergeben wurde mit glücklicher Umgehung von Wildenbruchs unpsychologisch, aber theaterwirksam aufgebauter „Rabensteinerin".

Des Franziskaners Theatervortrag hat aber das große Verdienst, wieder einmal das gute Wort in Erinnerung gebracht zu haben: das

Theater steht im Zeitalter der Novelle. Wiederholt, es ist dies ja auch in diesen Blättern schon geschehen, haben wir zu klagen, daß ein Novellenstoff auf die Bühne gezerrt wird, der zwar für die behutsame, langsam psychologisierende novellistische Behandlung geeignet ist, in der für die Bühne nun einmal erforderlichen sinnfälligen, greifbaren Behandlungsart aber erschlagen wird. Viele Schönheiten der Erfindung und der Ausführung verkümmern dann so sehr, daß man sie nur bei liebevoller Vertiefung noch zu entdecken vermag. Jeder tüchtige, künstlerisch empfindende Bildhauer weiß, daß er schon beim Entwurf genau unterscheiden muß, ob er seine Arbeit sich in Bronze oder in Marmor denkt — ihm wird ein Fehlgriff auf diesem Gebiete nicht passieren. Um so schmerzlicher berührt es uns, wenn wir sehen, daß solch elementare Fehlgriffe bei hervorragenden Dichtern möglich sind, um so schmerzlicher, wenn sie einem ganz Großen passieren. So ist es jetzt Gerhart Hauptmann ergangen mit seiner Dichtung „Kaiser Karls Geisel".*)

Nicht als ob das Thema dieser Dichtung nach der novellistischen Ausführung verlangte — im Gegenteil. Aber der Stoff, die Stimmung, das Erlebnis dieses Legendenspiels, wie Hauptmann es bezeichnenderweise nennt, drängt gebieterisch nach der Behandlung in Balladenform. Der alte Kaiser Karl, der es müde ist immer und immer das Regiment der Welt zu führen. Gersuind, das blonde Sachsenmädchen, das, vielleicht nur „eine Flocke Höllenglut", den greisen Kaiser wie ein Dämon aus dem Gleichgewicht bringt, ihn, ohne es zu wollen, immer zwingender magnetisch zu sich heranzieht, wie eine Teufelin mit allen Mannen, allem Gesinde Karls Buhlschaft treibt und dann wie eine Heilige von den Frauen des Klosters betrauert in ihrer Jugend Sündenblüte jählings stirbt, nachdem sie wie ein heidnisch flackerndes Irrlicht an Karols wohlgesittetem Hofe herumgehuscht ist. Und das Volk hatte gerufen: die Dirne schor des Kaisers Haar, und alle fürchten, daß sie des Kaisers Blut austrinke, daß ein Schlaf über ihn gekommen ist, daß ihm Ohren und Augen verschlossen sind, daß die Götzenpriesterschaft des Sachsenvolkes den Kaiser mit Zauberkunst lähmt wie die Philister den Samson.

Das ist, umwittert von allem Geheimnisvollen, Gespenstischen, ein Balladenstoff. Diese Rache, die das junge Sachsenkind ganz unbewußt an dem Vernichter ihres Volkes nimmt, indem sie ihn in seines Wesens Tiefen erschüttert, ist ganz balladesk. Ein Geschehnis zwischen dem großen Herrn der Welt, der sich alles untertan gemacht hat und den nun das Elementare und die Lust und der Zauber der Jugend unterjocht, verkörpert in dem von keines Gedankens Blässe angekränkelten, ohne Besinnen dem ungebändigtsten Naturtriebe sich hingebenden, sich daran berauschenden Heidenmädchen. Ein Stück Welthistorie, abgespielt nur zwischen den beiden entgegengesetzten Polen — alles andere nur

*) Buchausgabe Berlin, S. Fischer.

Hintergrund, Farbe, Stimmung. Eine Ballade in großem Goetheschen Sinne: „Die — Großen, sie hören es gerne."

Hintergrund, Farbe, Stimmung ist nun alles geblieben, was außer Karl und Gersuind vorkommt, auch nachdem Hauptmann den Balladenstoff zu einem Drama ausgeformt hat. Keine Gestalt greift wesentlich hemmend oder fördernd in die Beziehungen zwischen Kaiser und Sachsenkind. Selbst der humanistisch weltmännische und gelehrte Alcuin, der in Oskar Sauers überlegen geistvoller und gütiger Darstellung so sympathisch wirkte, gibt nur wie die andern erläuternde Bemerkungen über den interessanten Fall und seine Entwicklung, erzählt aber gegen den Schluß:

Wär es gegangen, wie es immer ging,
ein Kaisersöhnlein mehr! und damit gut!
was weiter? nichts! nun aber kam es so:
sie blieb ihm fremd und er bezwang sie nicht!
und dort, wo seine Sinne bettelten,
ich möchte sagen, winselten nach ihr,
hielt ihn, unbeugsam, eigner Stolz zurück.
Und eines Tages stieß er sie von sich: sie,
die jetzt erst recht verderblich in ihm herrscht.
Und nun schlug die verhalt'ne Glut zurück
gepaart mit dem enttäuschten Herrscherwillen
und steckte Tenn' und Scheuer uns in Brand...
Das heißt: ihn selbst von innen aus, den König.

Diese Verse geben meinen Lesern vollständig, wirklich lückenlos die ganze Fabel der Dichtung, aber dieser Rechenschaftsbericht Alcuins und vor allem der Umstand, daß er nötig erschien, das bedeutet doch eine Lockerung in dem dramatischen Gefüge. Undramatisch und vollends mit der künstlerischen Prägung und Bedeutung eines Hauptmannwerkes unvereinbar ist dann ferner vielfach der Mangel an indirekter Charakteristik. Karl und Gersuind erzählen allzu viel von sich — bei Karl ist das entschuldbar, mit gewissen Einschränkungen sogar zu verstehen, denn er ist ein alter Mann und darf im intimen Verkehr mit seinen Getreuen wohl ein wenig den Schleier von seinem Seelenleben lüften. Außerdem tun das ja die meisten Helden des großen Dramas und nur, daß es auch ein Hauptmannscher Held tut, ist uns verwunderlich. Aber schlimmer ist, wie Gersuind über sich philosophiert — manchmal sieht es fast aus, als ob der Dichter eine Notiz, die er sich zu ihrem Charakterbilde gemacht, nun unmittelbar aus dem Skizzenbuch dem Sachsenmädchen in den Mund gelegt habe, statt sie in die Charakteristik hineinzuverweben. So wenn Gersuind lachend sagt: „Ich bin ein Kind von eurer Eva nicht und eurem Adam: meine Ureltern aßen von eurem Sündenapfel nicht! Drum weiß ich also nicht, was gut und böse." Diese Charakteristik wäre sehr gut und aufschlußreich, wenn sie ein anderer über Gersuind gäbe — in ihrem Munde klingt sie unwahr und nimmt dem Mädchen alle Naivität und all das moralische Unbewußtsein, denn wer überhaupt

weiß, daß es gut und böse gibt, kann doch nicht mehr amoralisch sein. All die Gedankengänge, die zugunsten Gersuinds bei Karl sich entwickeln könnten, äußert das Mädchen selbst:

Was faselt ihr nur von Schamhaftigkeit?
Wenn ich mich meiner Glieder schämen sollt:
soll ich denn stolz auf meinen Schneider sein?
bin ich vor Gott nicht nackt? wollt ihr es anders?

Diese wiederholte Selbstcharakteristik ist vom Übel, denn in diesen Momenten kluger Reflexion, mit denen der Dichter das elbische Wesen Gersuinds erklärt und entschuldigt, ist sie gar nicht mehr das Geschöpf, das der Dichter gesehen und in den übrigen Szenen so überzeugend durchgeführt hat.

In der Ballade hätte dieses geheimnisvolle Wesen gar nicht erst erklärt zu werden brauchen. Da hätte die Suggestion der Sprache und des Verses, die Stimmung der Klangfarbe, das Raunen des Mystischen genügt, um diese Gestalt uns leibhaftig zu machen. Und ferner hätte das Sprunghafte in der Handlung, besonders vom 3. zum 4. Akt, über das nun die klugen Worte Alcuins die Brücke schlagen müssen, in der Ballade stark und stilrecht gewirkt, während es dramatisch ein Übelstand ist, ebenso wie das Fehlen jeder Nebenhandlung, was wiederum ein Vorzug der Ballade wäre.

Hauptmanns Legendenspiel „Kaiser Karls Geisel" kennt eben nur die zwei Menschen — darüber hinaus interessiert den Dichter nichts und also den Zuhörer auch nichts. Und das ist eine Schädigung der Wirkung — zahlreiche leere Figuren stehen herum, kommen und gehen. Sie wirken wie Schemen. Alles Interesse ist auf jene beiden Menschen konzentriert, fast ausschließlich ist's ein großes Duo. Und seltsam: wie Karl von Gersuind benommen und verstrickt ist, so Hauptmann von dieser Liebeshandlung, die sein Drama belebt — Karl vermag nicht mit fester Hand sich Gersuind zu erzwingen, lebt aber immer nur im Gedanken an sie. Und Hauptmann vermag nicht, wie er es sonst mit starker Kraft erreicht, eine dramatische Wirkung zu erzwingen, bleibt immer in Gedanken an dieses Liebesspiel befangen und entschließt sich zu keiner dramatischen Nebenhandlung. Er überwindet nicht das Balladenhafte, das in dem Stoffe steckt.

Aber trotz all dieser Mängel — dieses Werk aus dem großen Kreise von Legenden, die sich um Karolus Magnus gesponnen, hat einen Gerhart Hauptmann zum Dichter: Ist also an dichterischen Schönheiten reich. Zumal dieser große Karl ist eine Gestalt aus einem Gusse, wie sie nur einem genialen Poeten gelingen kann. Ein Mann, der Größte seiner Zeit, der nach unerhörten Taten noch das Schönste kennt: die Sehnsucht; dem das Alter nichts anhaben kann, der nach der Jugend zurückverlangt in all seiner sicheren gefesteten Alterskraft: „Ich gäb' drum all — mein weißes Haar." Er hat noch einmal die Hand ausgestreckt nach jenem lockenden Gebilde Gersuind — er hatte gemeint, es sei nur ein Ver-

langen, wie er es oft gehabt: einen Acker, der brach lag unter Gestrüpp, der Kultur zu gewinnen. Aber es war mehr. Er hat sie geliebt. Mit all der schmerzvollen Zähigkeit, all der restlosen, tief sich verankernden Überkraft letzter Liebe. Gersuind ist tot. Und Karl schreit auf: „Seht ihr den Mann, der jener Toten nachfolgt? Die Menge weiß von diesem Manne nichts." Was dem Volke bleibt, ist nur der Greis Karl, und der, nachdem Gersuind gestorben, sehnt sich nur noch ins freie Feld, auf seines Streithengstes Rücken und nachts zu ruhen im sausenden Gezelte. Er hat ein wenig gefeiert, er hat ein wenig Mensch sein wollen — das ist nun vorüber, Sehnsucht und Hoffen ist zerschellt, aber der Kaiser, der große Mann ist ungebrochen geblieben, er schirrt sich nur noch fester in das Joch der Pflicht, in das Joch von Eisen. Das ist Hauptmann Karolus Magnus — eine Höhengestalt. Und der Dichter braucht nicht zu klagen wie sein Glockengießer Heinrich — seine Glocke klingt auch in den Höhen!

Die Wirkung der einzelnen Akte im Lessingtheater war ungleich. Stark wirkten die ersten zwei Akte und dann ergreifend die Totenklage am Schluß, stärker wohl noch als die verwandte Szene im „Michael Kramer", weil sie von einer wuchtigeren Persönlichkeit ausging. Der 3. Akt aber, der die Handlung keinen Schritt weiter führt und noch weniger dramatischen Gehalt hat als die andern Aufzüge, versagte allzu sehr. Das Finale aber, die weihevolle Totenklage, gibt der Dichtung, über die ein glitzerndes Geschmeide von Sprachschönheiten ausgebreitet ist, ihr eigentliches Gepräge und wirkt ebenso stark und sympathisch, wie uns der Schluß von Grillparzers „Jüdin von Toledo" unsympathisch erscheint. „Kaiser Karls Geisel" kann sich auf der Bühne nicht behaupten, aber als Buch wird diese Dichtung fesseln und erfreuen, ohne daß sie deshalb zu der Gattung der Buchdramen gehört, jenen unglücklichen Schöpfungen, die in jeder Hinsicht ihren Beruf verfehlt haben, die als Drama nicht auf die Bühne kommen und als Buch — nicht gelesen werden.

* * *

Die Anregung zu der Legende von der wildschönen Gersuind hat Hauptmann „bekanntlich" von Sebastiano Erizzo (16. Jahrhundert) entnommen — bekanntlich, denn man weiß es jetzt allerorten: steht es doch auf der ersten Seite der Buchausgabe zu lesen. Natürlich ist das Werk völlig selbständig und Hauptmann eigentümlich. Das ist durchaus nicht der Fall bei Gustav Vollmöllers Drama „Catharina Gräfin von Armagnac und ihre beiden Freier" (Aufführung in Reinhardts Kammerspielen) und „König Candaules" von André Gide (aufgeführt im Kleinen Theater). Ersteres steht ganz unter dem Einfluß von d'Annunzio, von Maeterlinck und von Wilde, letzteres begnügt sich mit einer Stimmungsmischung von Maeterlinck und Wilde. Die Fabel des ersten Dramas, die übrigens gleichfalls für eine Ballade wie geschaffen ist, rührt von Balzac her:

eine grausame Historie. Der Gemahl Catharinas hat erfahren, daß sie ihren Geliebten erwartet. Ein Jüngling kommt, um Catharina zu warnen: der Gemahl lauere ihrem Geliebten auf. Eine Rettung scheint unmöglich und ist es auch — vergeblich opfert sich der Jüngling, in jäher Liebe für Catharina entbrannt, für die Dame und ihren Buhlen. Das Stück erwies sich für die Bühne als untauglich, soviel Schönheiten an lyrischem, freilich oft überladenem Wortgepränge und soviel grausam Sensationelles à la Wilde es auch aufweist. Aber als Lektüre ist die Dichtung (Buchausgabe S. Fischer, Berlin) immerhin interessant.

Der „König Candaules" behandelt die durch Hebbels grandiose Dichtung bekannte Erzählung Herodots von des Gyges Ring. Gide*) hat erklärt, daß er Hebbels Drama nicht kennt, was die Theaterbesucher, die Gide in dieser Kenntnis ja über sind, von einem Vergleich der beiden Dichtungen nicht abhalten kann. Und dieser Vergleich schlägt in ungewöhnlich hohem Maße zugunsten Hebbels aus. Vor allem ist des deutschen Dichters Arbeit viel diskreter — die nächtliche Szene in der Königin Gemach wird bei Hebbel nur andeutend erzählt, bei Gide spielt sie sich vor dem Auge des Zuschauers ab. Der unsichtbar machende Ring, dessen magische Kraft zufällig entdeckt wird, ist in einem Fische gefunden worden, den der Ärmste des Ortes, ein Fischer, ein überraschend stark philosophisch beanlagter Mann, dem Könige gebracht hat. Er wird des Königs Freund und muß des Königs Wunsch erfüllen, nächtlich und ungesehen bei der Königin zu bleiben. Nachdem diese am Morgen darauf erfahren hat, wer der Genosse ihrer Liebesnacht gewesen, stachelt sie den Fischer an, den König mit demselben Dolche niederzustechen, mit dem er zu Beginn des Stückes seine ungetreue Frau getötet hat. Dann heiratet die Frau Königin kurzer Hand den Fischer. Die ganze Dichtung, wenn auch reich an interessanten Momenten, ist nicht gerade überzeugend, hat aber besonders im ersten Akte gute, starke Stimmungen, die freilich von Größeren als Gide vorempfunden wurden.

Die beiden letztgenannten Werke haben zweifellos gute literarische Qualitäten. Davon ist Rudolf Herzogs im Schauspielhause mit Beifall aufgenommenes Schauspiel „Auf Nissenskoog" ziemlich freizusprechen. Es ist ein Theaterstück schlecht und recht, ein bißchen ansprechend, ein bißchen langweilig, niemals aufregend, aber meist unbedeutend. In einer ganz kleinen, unbedeutsamen Fabel wird ein Sturm im Glase Wasser, ein lokaler Kampf um die Freiheit der Schleswig-Holsteiner geschildert. Alles bleibt klein und erhebt sich nicht sonderlich über den üblichen Konflikt zwischen den Anschauungen von Vater und Sohn. Ein paar humoristische Genrebilder, von Vollmer und Nuscha Butze warmherzig gespielt, waren das Erfreulichste.

*) Buchausg. Inselverl., Leipzig.

Zierlichkeit des Schäferlebens.

(Aus „Des Knaben Wunderhorn.")

Für hohe Stimme.

E. d'Albert.

Ziemlich lebhaft.

GESANG.

PIANO.

p grazioso

poco rit.

a tempo

p

Nichts kann auf Er - den ver - gli - chen wer - den des Schä - fers Lust, auf grü - nen Hei - den, ver - blüm - ten Wei - den,

p

Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig. 4835

zurückhaltend a tempo

gibt's wah-re Freu-den, mir ist's be-wußt.

zurückhaltend a tempo

p

Bei küh-len Bron-nen,

rit. a tempo

p

poco rit. a tempo

bei hei-ßer Son-nen be-strah-let sein, ohn' Furcht der Waf-fen

poco rit. a tempo

p

zurückhaltend a tempo

im Grü-nen schla-fen bei mei-nen Scha-fen ist Freud' al-

zurückhaltend a tempo

4825

lein.

f p f p poco cresc.

poco cresc.

Bald geh ich lei - - - ren, bald wie - der

mf dim pp

lei - - - ren durchs tie - fe Tal, —

cresc. f

poco cresc.

— dann muß ich sprin - gen, mich ganz aus sin - gen, tut — wie - der

p poco cresc.

4825

sehr zurückhaltend — dim. — a tempo

klin - gen der E - - cho Schall. Ums Schä - fer - le - ben

sehr zurückhaltend

dimin. — p a tempo

soll man gern ge - ben, ich weiß nicht was, ich tausch' mit

p — tr — p

zurückhaltend — a tempo

Kei - nem und schlaf bei mei - nen herz - lieb - sten Schäfchen im grü - nen

zurückhaltend — a tempo

Gras.

p — f

4825

Im Mai. | In May.

Ernst Koppel

English Translation by Elsa D'Esterre-Keeling.

Philipp Scharwenka, Op. 62b.

Mässig bewegt.
With some emotion.

Singstimme.

Pianoforte.

Es war an ei - nem Mai - en - tag, die Welt war voll von Glanz, da führt' ich dich, da führt' ich dich zum Tanz. Es war an ei - nem Mai - en - tag, da ha - ben wir ge scherzt, ge - küsst uns und ge - herzt, ge - küsst uns und ge -

It was up - on a day in May, The mer - ry sun did glance, as I with you, as I with you did dance. It was up - on a day in May, We mer - ry both did make, did kis - ses give and take, did kis - ses give and

p — cresc. — mf — rit. un pochetto — dim. e riten. un pochetto — a tempo — p — cresc. — tranquillo — f tranquillo — p

Stich und Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig. 18755 Aufführungsrecht vorbehalten.

sempre tranquillo *cresc.*

herzt. Und wie-der war's ein Mai-en-tag, da hiess es: „Le-be
take. And 'twas a-gain a day in May, the words rang "Fare you

p e sempre tranquillo *cresc.*

più lento

wohl!" Das klang so dumpf und hohl. Und
well!" They rang out like a knell. And

f *pp* *p riten.*

wie-der ist's ein Mai-en-tag, da bin ich ganz al-lein, werd' im-mer
'tis a-gain a day in May, you part-ed are from me, and I must

pp più lento *cresc.*

allargando

ein-sam sein, werd' im-mer ein-sam sein.
lone-ly be, ah, ev-er lone-ly be.

dim. *p più dim. e allargando* *pp*

19755

Zu den Musikbeigaben.

Wie der Schwerpunkt des künstlerischen Schaffens der drei im vorigen Hefte hier als Liederkomponisten eingeführten Tondichter nicht auf dem Gebiet der Lyrik liegt, ebenso wenig denkt man, wenn von Philipp Scharwenka und Eugen d'Albert gesprochen wird, in erster Linie an ihre Lieder. Während letzterer eine ganze Reihe schöner Liederhefte veröffentlicht hat, ist Philipp Scharwenka mit verhältnismäßig recht wenigen hervorgetreten. Unter seinen Werken, deren Zahl fast 120 umfaßt, überwiegen große Chorkompositionen, Symphonien, symphonische Tondichtungen, Orchester-Suiten und Serenaden, Kammermusikwerke, die durch Gediegenheit der Arbeit, Formvollendung und vornehme Erfindung größtenteils ausgezeichnet sind und sich seit Jahren längst allgemeiner Wertschätzung erfreuen. In die breite Öffentlichkeit ist freilich Philipp Scharwenka, dessen sechzigster Geburtstag im Jahre 1907 gebührend gefeiert worden ist, weniger gedrungen als sein jüngerer Bruder Xaver. Daß er auch für die Liedvertonung eine große Begabung besitzt, beweist „Im Mai" (Op. 62 b); wer freilich in der Musik nur Dissonanzen und Gesuchtheiten wünscht, wird bei diesem einfachen, im Volkston gehaltenen, sehr sangbaren Lied schwerlich auf seine Rechnung kommen. Ohne jede Übertreibung gibt es durch seine glückliche melodische Fassung und die bei aller Einfachheit höchst geschmackvolle Klavierbegleitung die in dem Gedichte Koppels niedergelegten Stimmungen sehr glücklich wieder; am schönsten finde ich den klagenden Emoll-Schluß.

Weit moderner in der Harmonik, sogar nicht ohne Härten bei dem Übergange von G-dur nach As-dur („Bald geh ich leiren") ist d'Alberts durchaus volkstümlich gehaltene „Zierlichkeit des Schäferlebens". Der Text stammt aus „Des Knaben Wunderhorn", das in neuerer Zeit von Komponisten bevorzugt wird (Th. Streicher, Mahler, James Rothstein). Die zierliche Klavierbegleitung spielt in diesem Lied eine große Rolle, ja es läßt sich sogar ohne große Mühe in ein anmutiges Klavierstück verwandeln. Dabei ist aber doch die Gesangstimme sehr dankbar behandelt. Text und Vertonung stimmen durchaus miteinander überein. Durch dieses kleine Lied erhält man wenigstens einen Begriff von d'Alberts feinsinniger Arbeitsweise und seiner ungemeinen Anpassungsfähigkeit an den Stil der Dichtung. So sehr er auch Dramatiker ist, so gehören doch auch in seinen Opern die lyrischen Partien zu den besten Bestandteilen. Heutzutage erfreut sich der Komponist d'Albert einer stetig steigenden Beachtung; die Zeiten, wo man ihn nur als den unvergleichlichen Pianisten betrachtete, trotzdem längst hervorragende Tonschöpfungen von ihm vorlagen, sind längst vorüber.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Bildende Kunst.

Fritz Stahl: Altenglische Kunst.

Die große Zeit der englischen Malerei.

Die englischen Porträtmaler Joshua Reynolds und Thomas Gainsborough und noch dieser und jener ihrer unmittelbaren Nachfolger werden seit langem in der Kunstgeschichte mit Ehren genannt. Seit einigen Jahren neben ihnen auch der Landschafter John Constable.

Aber daß ihr Schaffen ein wichtiges Kapitel der Weltgeschichte der Kunst ist, nicht das letzte der Epoche der Renaissance, sondern das erste der modernen, das ist bisher nur wenigen zum Bewußtsein gekommen und, soviel ich sehe, von niemandem ganz deutlich ausgesprochen worden.

Die großartige Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste, zu der, um dem deutschen Kaiser für seinen Besuch in England zu danken, der englische Hochadel seine streng gehüteten Ahnenbilder gesandt hat, macht uns diese Kunst zu einem schönen Erlebnis. Da ist denn die Gelegenheit gegeben, von ihrer Bedeutung einmal ausführlich zu sprechen.

Es gibt keinen schlagenderen Beweis für diese Bedeutung, als daß man sehr weit ausgreifen und durchaus weltgeschichtlich sprechen, ja, daß man auch über andere als künstlerische Dinge reden muß, um sie klar zu machen.

*

Kaum hatte im fünfzehnten Jahrhundert, in der Zeit der späteren Gotik, der germanische Norden sein eigenes Gefühl für Natur, Leben und Kunst von allen Spuren romanischen Einflusses befreit und zum ersten Male rein ausgesprochen, als schon wieder von dem Italien der Renaissance eine neue Welle solchen Einflusses sich über ihn ergoß. Er konnte den Gang der eigenen Entwicklung nicht ganz aufhalten. Er hat die Reformation nicht verhindern können, die wenigstens die nördlichsten Randgebiete ihm gegenüber spröde machte für alle Zeit. Aber er war doch stark genug, das Leben, die Tracht und die Kunst mit romanischen Elementen zu durchsetzen. Sein wichtigster Sieg war die vollständige Romanisierung Frankreichs, das in den nächsten Jahrhunderten in der Politik und Kultur für ganz Europa den Ton anzugeben berufen war.

Im siebzehnten Jahrhundert gab es nur ein Gebiet, in dem die germanische bürgerliche Kultur der alten deutschen Städte fortgebildet wurde, das war die protestantische Republik Holland. Diese Kultur war nicht stark genug, auf allen Gebieten eigene Formen zu schaffen, aber ihre Menschen hatten ein sicheres Verhältnis zu Natur und Leben, und auf dieser Grundlage erwuchs die holländische Malerei, die in Inhalt und Form von der romanischen Weltmode unabhängig

war. Und auch als Holland französisch wurde, blieb die Malerei national, und die Porträtisten und Landschaftsmaler an der Wasserkante Deutschlands und am Rhein, und dann auch im Innern, die für das Bürgertum schufen, hielten sich an ihr Vorbild.

Die Höfe und ihre Gesellschaft aber folgten überall, ein wenig mehr oder ein wenig minder, der französischen Mode, von der Auffassung des Staates an bis zu den Formen des Lebens, und natürlich auch in der Kunst. Durch die beiden Epochen hin, die wir Barock und Rokoko nennen.

Die höfische Kultur der absoluten Monarchie hatte die Tendenz, den Menschen von der Natur loszulösen, sein ganzes Leben in feste Formen und Formeln zu bannen. In dem Rokoko ist dieses Ziel auf das vollkommenste erreicht, aus der Existenz seiner Menschen sind Natürlichkeit und Freiheit bis auf den letzten Rest ausgeschaltet, und mit ihnen aller Lebensernst. Eingeschnürt, die künstlichen Frisuren gepudert, in hohen Stöckelschuhen, müssen sie jede Bewegung nach strengen Regeln ihres wichtigsten Erziehers, des Tanzmeisters, ausführen, um Unbeholfenheit in Grazie zu verwandeln. Zu Natur und Leben haben sie kein Verhältnis. Ihre Natur ist der zugestutzte Park, ihr Leben eine amüsante Komödie. Alles wird ihnen zum Spiel, die ursprünglichsten Triebe der Menschen und die schmerzlichsten Sehnsüchte der Zeit: sie spielen mit der Leidenschaft, mit der „Rückkehr zur Natur" und den Ideen der Revolution. Sie sind ein Ende, deshalb ist auch in ihrem Leben kein Platz für das Kind. Und ihre Kunst spiegelt dieses Leben wieder, sie ist ebenso graziös, ebenso fein, ebenso spielerisch, ebenso geistreich, und hat dieselbe Angst vor Natur und Kraft. Auch sie ist ein Ende, denn eine Kunst, die eine neue gebären soll, kann diese Dinge, die sie fürchtet, nicht entbehren.

Die Kultur und Kunst der romanischen Renaissance treibt im Rokoko ihre letzten Blüten. Sie sind von zartester Schönheit, aber sie sind taub; sie reifen keinen Samen für eine neue Aussaat.

Fragt man, wie denn nun die neue Kultur, die bürgerliche des neunzehnten Jahrhunderts entstanden ist, so ist die gewöhnliche Antwort, daß die Franzosen der Revolution sie heraufgeführt haben. Und ohne Zweifel: sie haben für sie gewirkt, gewaltsam und blutig. Ich will eine persönliche Meinung darüber niemandem aufdrängen, aber ich glaube nicht, daß die Propaganda mit der Guillotine notwendig war. Doch gleichviel. Das andere aber scheint mir beweisbar, daß sie die neuen Ideen nicht geschaffen haben, sondern daß alles Wesentliche an Weltanschauung und Lebensformen, die den modernen Menschen unterscheiden, aus England gekommen ist, und zwar schon vor der Revolution.

Beweisbar, ohne daß man neue Tatsachen mitzuteilen braucht. Es ist nichts anderes nötig, als einige zusammenzustellen, die einzeln jeder Gebildete genau kennt.

Wenn wir uns auf dem Kontinent des achtzehnten Jahrhunderts umsehen, so finden wir folgendes

Phänomen. Die erste Generation des aufstrebenden vierten Standes, die zum Bewußtsein ihres todfeindlichen Gegensatzes zu dem Wesen und den Formen des ancien régime gelangt, fühlt sich ganz sicher nur in dieser Negation. Um das Positive, das sie brauchen, aber nicht ohne Hilfe schaffen können, wenden sich ihre Menschen um Rat und Anregung nach England, und das Englische, das sie bringen, und das, was sie von englischen Anfängen fortsetzen, wird von ihrer ganzen Schicht sofort als das Gemäße erkannt und angenommen. Auf dem Gebiete der Politik spielt das Bewußtsein des freien Bürgers, wie er in England sich entwickelt hat, seine umwandelnde Rolle und macht den absoluten Staat unannehmbar. Im Anschluß an die skeptische Philosophie Englands entwickelt Kant seine kritische, die man schlagend als die „Deutsche Guillotine" bezeichnet hat. Zur Erneuerung der Literatur in Deutschland braucht Lessing Shakespeare und das bürgerliche Trauerspiel und bringt sie zu einer über Goethe und das ganze Jahrhundert dauernden Wirkung, und Klopstock begründet das neue Gefühl für die Natur und die neue Lyrik unter dem Einfluß Ossians. Aus England kommt die moderne Form des Romanes und wirkt ebenfalls bis in die Gegenwart hinein. Für die ganze Lebensführung gibt Rousseau Lehren, die er aus der Anschauung der englischen gewonnen hat. Man sucht für den neuen Menschen eine neue und freie Tracht und erhält sie durch den englischen country-gentleman, der in Stiefeln, Tuchfrack und hohem Filzhut einhergeht. (Goethe brachte diese später sogenannte Werthermontur aus Wetzlar mit, wo er sie an den jungen englischen Hannoveranern gesehn hatte.) Und auch das antike Kleid der Frau ist von England geschaffen worden. Man will einen Ersatz für den unleidlich gewordenen regulierten Garten und ahmt den englischen Park nach. Ist es genug, was dem Nichthistoriker auf das erste Nachdenken einfällt?!

Es entsteht die Frage, wie England in die Lage gekommen war, diese Rolle für die Menschheit spielen zu können. Zwei Dinge scheinen da genannt werden zu müssen. Zuerst: England hat seine Revolution schon am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erlebt, und dadurch war sein Bürgertum schon hundert Jahre früher dazu gekommen, seinen Einfluß auf die Gestaltung des Staates und des Lebens geltend zu machen. Zweitens: in England spielte das Leben in freier Luft eine so große Rolle, daß der immerhin auch erfolgte Einfluß des Rokoko doch nicht imstande war, den Menschen von der Natur und der Natürlichkeit des Lebens und der Bewegung, von einer gewissen Gesundheit des Gefühlslebens loszureißen. Eines als Symptom: das Kind, für das in dem französischen Rokoko keine Stelle ist, hat in der englischen Kultur, auch des modischen Adels, eine sehr bedeutsame.

Von diesen beiden Dingen aber darf man sagen: sie haben ihre gemeinsame Wurzel in der rein erhaltenen germanischen Empfindung. Wie im siebzehnten Jahrhundert

Holland, so hat im achtzehnten England den Beruf gehabt und erfüllt, diese lebendig zu erhalten und sie dann, als die Menschheit ihrer zur Erneuerung bedurfte, aus dem engen Behältnis über die Welt ausströmen zu lassen.

Denn nichts anderes ist, weltgeschichtlich gesprochen, die ganze Bewegung gegen das Rokoko, als ein neuer Aufstand germanischer Empfindung gegen die romanische, der Anfang einer Wiedergeburt des Nordens nach seinem Untergang im Italienischen und Französischen, der mit dem sechzehnten Jahrhundert begonnen hat. (Man braucht deshalb die Schönheit vieler Dinge, die in diesen Jahrhunderten entstanden sind, nicht zu verkennen und zu leugnen.) Diese Wiedergeburt ist noch lange nicht vollendet, wir stehen noch heute erst in einer Übergangszeit. Aber sie muß sich vollenden. Wer das leugnen wollte, den brauchte man nur auf ein Symptom zu verweisen; auf die Stellung, die heute Shakespeare und Rembrandt in unserer Schätzung einnehmen, die dem achtzehnten Jahrhundert noch Barbaren gewesen sind.

Die Kunst dieses England, von dem der Anstoß zu der großen Wandlung der Kultur am Anfang unserer Epoche, einer wahrhaft weltgeschichtlichen Wandlung ausging, ist eben die Malerei, von der wir sprechen. Darin liegt ihre historische Bedeutung.

Würde sich nur noch fragen, ob die englische Kunst ebenso stark auf den Kontinent gewirkt hat, wie das englische Leben.

Davon wußten wir bis in die letzten Jahre hinein sehr wenig. Wir hatten seit der Mitte des Jahrhunderts die entscheidenden Anregungen von Frankreich empfangen und begnügten uns damit, die Fäden, die von der modernen Malerei rückwärts führten, bis zu den Meistern von Barbizon oder höchstens bis Géricault und Delacroix zurück zu verfolgen. Das wurde eigentlich erst anders, als unsere durch die neue Kunst feiner gewordenen Augen die schönen Eigenschaften der realistischen Malerei der ersten Hälfte des Jahrhunderts entdeckten, die als wenig beachtete Unterströmung neben der monumentalen und historischen bestanden hatte und fast ganz verschollen war. In Landschaft, Interieur und Bildnis sprach sie uns durch die Wahrheit der Empfindung und des Lichtes unmittelbar an. Sie steht uns in ihrer Schlichtheit und Helligkeit vielfach näher als die der späteren durch fremde Einflüsse ins Große und Dunkle getriebenen Maler. Sobald man aber anfing, ihrem Ursprung nachzuforschen, wurde man von allen Kunststädten nach dem Norden geführt, nach Hamburg, nach Dänemark und über diese Landschaften an der Wasserkante hin nach England. Zuletzt hat sich herausgestellt, daß auch die von uns als Ahnen unserer Malerei betrachteten Franzosen zum Teil England, alle die englische Kunst kannten und mitunter ganz unmittelbar von ihr beeinflußt worden waren. So daß heute unzweifelhaft der Zusammenhang der englischen Malerei mit der neuen des Kontinentes feststeht, und zwar ge-

rade durch die Elemente, die sie von der vergehenden Renaissancekunst trennen.

Diese Entdeckung konnte nur die Kunsthistoriker überraschen, denen der Überblick über andere Gebiete der Kultur fehlt. Für den, der auch nur einen Teil der vorher angeführten notorischen Anregungen kannte, die von England gekommen sind, war diese künstlerische nur eine neben anderen, auf die man fast hätte schließen können, bevor sie erwiesen wurde.

Wissen wir doch sogar, daß der Klassizismus, der in der Epoche der Erneuerung Europas eine so merkwürdige bald fördernde, bald hemmende Wirkung geübt hat, auch von England aus seinen Zug angetreten hat. Darüber ausführlich zu sprechen, ist hier weder die Stelle noch der Raum. Eines mag erwähnt sein, daß das erste rein antikische Bauwerk des Kontinents, das Pariser Pantheon, sein Muster in der Londoner Paulskirche hatte, und daß Berliner Bauten (und andere) wie die Gontardschen Kuppelkirchen und das Opernhaus den ausgesprochen englischen klassizistischen Stil zeigen.

Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, möchte ich zum Schlusse dieses historischen Teiles erklären, daß er keineswegs als Apotheose Englands gedacht ist. Ich finde sehr vieles, was aus diesen Anregungen auf dem Kontinent hervorgegangen ist, bedeutend wertvoller als die englischen Ideen und Erzeugnisse. Aber das Verdienst der Führung ist durchaus unbestreitbar.

*

Will man das Wesen dieser englischen Malerei recht unmittelbar empfinden, so wird man nicht unmittelbar aus unserer Welt in die eintreten dürfen, die sie widerspiegelt. Nicht als ob wir nicht schließlich als moderne Menschen ihren Wert für uns bestimmen sollten; wir müssen es sogar, wie bei jeder anderen alten Kunst, wenn wir nicht gerade Nurhistoriker sind, mit der gefährlichen Fähigkeit, vom Leben abzusehen. Aber zunächst handelt es sich überall darum, zu verstehen, und das kann man nur durch den Vergleich einer Welt mit der, die voranging oder nebenher, und nicht mit der, die viel später folgte. Gehen wir einfach darauf los, so werden wir die alten Engländer kühl finden oder uns plump (je nach dem Temperament), vielleicht auch beides.

Nein, die Welt des französischen Rokoko müssen wir uns vorstellen, so deutlich es geht: ihre ewig liebespielenden Menschen mit den lüsternen Augen in den geschminkten Gesichtern unter den weißgepuderten Haaren, mit den gezierten Manieren willenleerer Puppen, in luftlosen dunklen Gärten oder in weich einschachtelnden Boudoirs. Und wenn uns Menschen des Freiluftjahrhunderts dann eng um die Brust wird in dem Gedanken an ein solches Leben, dann sind wir vorbereitet, die ozonige Frische tief einzuatmen, die aus der englischen Atmosphäre uns anweht. Menschen sehen uns an, kräftige Männer aus kühnen und klugen Augen, Frauen aus guten und sorgenden, Mädchen aus schwärmenden oder sinnenden oder herben, Kinder, nun Kinder

eben aus Kinderaugen. Auch sie alle haben mehr Konvention in der Haltung als wir, aber sie liegt über ihrem Wesen leicht und dünn wie der modische Puder auf ihrem Haar, und deckt es ebenso wenig, sondern hebt es eher. Gedanken und Gefühle und Stimmungen, die aus dem Leben und der Natur, dem wirklichen Leben und der wirklichen Natur erwachsen, wohnen hinter ihren Stirnen und auf ihren Lippen. Die reine Haut und der klare Blick zeugen von einer guten Lebensführung. Sie stehen und gehen unter Bäumen, durch deren Laub der Wind weht und das Licht spielt, und genießen die Ruhe und Frische des Landes und die Schauspiele der Natur, mit der sie vertraut sind. Ihre Bewegungen sind frei und elastisch, von ungezwungener Kraft und Anmut, in der von allem Zwängenden befreiten Tracht.

Kommen wir aus unserer Welt, so mag das Fremde der Rasse und des Kostüms zunächst ins Auge fallen. Kommen wir aus der des Rokoko, so werden wir zuerst empfinden, was diese Menschen von ihren Zeitgenossen auf dem Kontinent trennt und eben mit uns verbindet, wenn es auch erst leise und zurückgehalten sich äußert, und werden sie aus diesen Empfindungen heraus die erste Generation der neuen Menschheit nennen.

Den Malern, die sie und was sie liebten, zu schildern hatten, war keine leichte Aufgabe gestellt. Die Tradition der Zeit, hier so gut wie überall sonst in schlechter und schwächlicher italienisch-akademischer Überlieferung befangen, gab keine Ausdrucksmittel für lebendige Menschen und lebendige Natur. Und diese Ausdrucksmittel ganz neu zu schaffen, — niemals, sooft ein Ähnliches in der Geschichte der Kunst notwendig geworden ist, hat ein Künstlergeschlecht das zu leisten vermocht. Entweder bescheiden versuchen und die Entwicklung der eigenen Ansätze den Nachfahren überlassen oder Hilfe bei verwandter alter Kunst suchen: zwischen diesen beiden Möglichkeiten muß in solchen Fällen gewählt werden. In Zeiten, in denen die Gesellschaft gleich bedeutende Leistungen fordert, ist die Frage entschieden, bevor sie gestellt ist: die Künstler, die den Faden einer schlechten Tradition nicht weiterspinnen können und wollen, müssen den abgerissenen einer früheren guten fassen und an ihn anknüpfen.

Das war für die englischen Porträtisten und Landschafter des achtzehnten Jahrhunderts nicht schwer. Denn so wenig England bis dahin eine eigene Kunst gezeitigt hatte, die Vorfahren der Gesellschaft, die jetzt die neue Richtung gab, hatten mit großem Verständnis und in großem Umfang fremde Kunst importiert, gelegentlich auch Künstler, die ihrem ähnlich wie das der Enkel auf Natur und Leben blickenden Auge gefallen hatten. Das hatten natürlich im siebzehnten Jahrhundert nur Bilder und Meister der eng verwandten Nachbarvölker, der Vlamen und Holländer sein können. Und sie hatten, nach dem Ausspruche der besten Kenner von heute, durchaus die erste Wahl der Werke auf ihre Insel herübergeholt. Ihre Schlösser

waren und sind noch heute voll von Van Dycks (besonders bequemen Mustern, weil sie schon in England gemalt waren und also die nationale Note hatten), von Rembrandts, von Rubens', von holländischen Landschaftern. Da war den englischen Malern geradezu in die Hand gegeben, was sie brauchten. Übrigens ist es im Zusammenhang dieser ganzen Betrachtung interessant anzumerken, daß es dieselbe Kunst war, auf die später die Maler der anderen nordeuropäischen Nationen zurückgriffen, als sie in ähnlichen Umständen Hilfe brauchten.

Damit ist der Boden geschildert, auf dem die Kunst Reynolds' und Gainsboroughs erwuchs.

Man pflegt diese Künstler so zusammenzukoppeln. Aber wie in anderen Fällen, in denen das der gemeine Sprachgebrauch mit Ländern oder Männern tut, muß auch in diesem die nähere Betrachtung die Verbindung lösen. Gewiß, dieselbe Kultur, eine Kultur, deren aristokratischen Charakter die Äußerungen der Sehnsucht nach Natur und Leben immerhin mäßigt und eine gewisse Noblesse der Haltung von dem Kunstwerk ebenso wie von dem Menschen fordert, hält die beiden Maler zusammen. Aber wer über diese Äußerlichkeiten hin in den Kern ihres Schaffens dringt, findet zwei eher entgegengesetzte als nur verschiedene Temperamente, die ohne Willen, vielleicht sogar wider Willen, jedem Werk ihre persönliche Note mitteilen.

Joshua Reynolds ist älter. Seine Selbstbildnisse zeigen einen Mann von derben Zügen, blutvoller Farbe, dessen braune Augen unter dem krausen braunroten Haar klug, weltfroh und tatenlustig hinausblicken. Wenn er sprach, sprach er von den großen Klassikern Italiens, aber wenn er malte, hielt er sich zum Glück an den stammverwandten Rembrandt. Sein Temperament ging resolut auf das Leben los; er dachte sich aus, die Schauspielerin Siddons auf einem Thron in den Wolken als tragische Muse zu malen, aber er gab dann trotz allem keine Göttin, sondern die ganz lebendige Frau. Er empfand die übliche Porträthaltung als starr und tot. Ging es an, so gab er seinen Gestalten Bewegung, ließ die Kinder sich an die Mutter drängen oder, wie auf dem berühmten Bilde der Herzogin von Devonshire, das Kind die Ärmchen nach der Mutter strecken, die Mutter die Rechte spielend erheben (ein echtes Kinderstubenmotiv). War dergleichen unmöglich, so zuckt es doch um den Mund und in den Augen seiner Menschen, und läßt Innerliches durch die angenommene Ruhe blitzen. Ich habe immer das Gefühl: hei! wie der gut Franz Halsisch losgefahren wäre, hätt' es die soziale Stellung seiner Auftraggeber nicht verboten. Die Pferde auf seinen Bildern nüstern alle und werfen die Mähne. Seine liebste Farbe ist Rot, ungedämpft, blutig, ohne eine Spur von Blau. Es schreit ordentlich auf gegen die gebrochenen Töne der Rokokokultur, wie ein Kraftwort gegen mattes Gesäusel. Er hatte auch den Alten die Kunst abgesehen, es haltbar zu machen, und es leuchtet noch heute in voller Frische. Er bringt es mit

Schwarz zusammen und, was noch schwerer ist, mit Weiß. Das hat ihn Rembrandt gelehrt, dessen kühner und nervöser Pinselzug ebenso wie die Kraft der Farbe seinem eigenen Wesen entsprach. Er ging keinem Problem aus dem Wege, eher reizte es ihn, einen Reichtum an Formen und Farben zu bändigen und neben dem Können auch seinen eminenten Kunstverstand zu zeigen.

Thomas Gainsborough liebte von allen Farben das Blau, die stärkste unter den kalten. Und sein Meister ist Van Dyck, der elegante und zarte blausilbrige Van Dyck, wie er in England geworden war. Damit ist der ganz vollkommene Gegensatz der Zeit- und Landesgenossen schon aufgezeigt. Reynolds hat sich zum Maler des englischen Adels erzogen, Gainsborough war dazu geboren. Wollte man mit Worten spielen, so könnte man sagen: er liebte eben auch das Blut blau. Er tritt uns als ein Mann entgegen, der ganz unserer Idee von echt englisch entspricht: ein schmales Gesicht, die feinen und geraden Züge wenig bewegt, das Auge still. Eine musikalische Natur, die ihren eigenen Klang mitteilt: er hat wohl Grazie und Empfindung ausgeliehen, wie Van Dyck schöne Hände an die Modelle, die sie nicht besaßen. Seine holden Frauen mit der freien Anmut der schlanken Glieder, mit der reinen Schönheit der stillen Gesichter, mit dem seelenvollen Blick der klaren Augen schauen wie Vollmond drein. Und das Weiß und Blau ihrer Kleider paßt dazu. Noblesse — ich sage nicht: Adel — hat niemals volleren Ausdruck gefunden. Sein berühmtestes Bild, nicht sein stärkstes, ist der blue boy, ein schlanker Junker im blauseidenen Kleid. Ein Anzug, der wahrscheinlich in der Wirklichkeit unschön genug, für den Maler einfach unmöglich war. Er hat dieses Blau gebändigt, der einzige, der es gekonnt hat, denn es war seine Farbe. Der warme braune Ton einer nächtlichen Landschaft, aus der es nur in den Lichtern aufleuchtet, hebt seine Kälte auf. Es ist das rechte Bravourstück für diesen Meister.

Als ein ganz anderer erscheint Gainsborough in der Landschaft. Damals war ganz Europa beherrscht von der Art der Poussin und Lorrain, den Landschaftern der großen Linie und der romantischen Gotik. Und bei Gainsboroughs angeborener Vornehmheit würde es niemanden wundern, ihn auf diesem Gebiet der Mode huldigen zu sehen. Etwas davon ist ja auch wohl in seinen Landschaften zu spüren, aber es schwebt wie ein Hauch über den Bildern, die ihr Dasein und ihre Gestalt der frischen Auffassung des heimatlichen Landes, des wohlbebauten, üppig fruchtbaren, herdenreichen, verdanken. Sie erinnern ein wenig an die Landschaften, die Rubens gemalt hat, da er als alter Mann auf einem Schloß im Flandrischen lebte, das diese Eigenschaften mit dem Englischen gemeinsam hat. Die unsentimentale Freude des Bauern scheint aus ihnen zu sprechen (nicht die sentimentale Naturschwelgerei des Städters). Es ist etwas Urgesundes in ihnen, man riecht die fette Krume. Hier

ist die Abkehr vom Rokoko am weitesten getrieben. Und Gainsboroughs Persönlichkeit muß jedem gespalten erscheinen, der diese Kunst nicht als Erzeugnis ihrer Kultur sich klar gemacht hat. Er hat das Land gewiß nicht anders angesehen als die sehr noblen Adligen, die er gemalt hat. Für Menschen, die wie die französische Marquise dieser Epoche sagten: „Wir kamen durch das Land, wo in schmutzigen Hütten Tiere hausten, die man Bauern nennt", war in England kein Boden. Seine Gentry hat den Zusammenhang mit dem Ländlichen durch ihr Leben auf den Gütern durch alle Epochen festgehalten. Gainsborough konnte deshalb der erste Maler sein, der diese Empfindung, die seit den Holländern verloren war, wieder in die Kunst hineintrug. Die mittelbaren Folgen für die neue Landschafterei waren unermeßlich groß.

Mit diesen beiden Meistern, die Lenbach mit Recht die „Letzten aus der Familie der Großen" genannt hat, sind ihre Zeitgenossen und Nachfolger nicht zu vergleichen. Aber sie standen doch alle in der künstlerischen Kultur, die jene begründet hatten, und bildeten so eine stattliche Gesamtheit, auf die ihr Volk Grund hat stolz zu sein. Und jedem von ihnen, von ihrem Altersgenossen Romney, dem Kindermaler, über ihre Schüler Henry Raeburn und John Hoppner und ihre Enkelschüler, wie Thomas Lawrence, hinweg, sind einzelne Werke gelungen, die den ihrigen gleichwertig sind. Ja, der Gehalt an neuer menschlicher Empfindung, die Modernität, wenn man so sagen darf, ist sogar gestiegen, und vielleicht gerade nur deshalb ist von ihrer geschlossenen Form und der sinnlichen Schönheit ihrer Farbe etwas verloren gegangen: als die bare Zahlung, mit der jeder menschliche Fortschritt gebüßt werden muß.

Die Berliner Ausstellung enthielt mit schwächeren und weicheren einige der starken Stücke dieser Maler. Von Raeburn sah man das Bildnis einer alten Dame, die in ihrem Garten sitzt, prächtig in Tüchtigkeit und Frauengefühl wie eine Fontanische Edelfrau. Von Hoppner die lieblichen „Kinder Godsal" im Park bei untergehender Sonne. Und man sah Lawrences schönstes Bild, die „Miß Farren", ein Werk, in dem Freude an der Natur und einem lieblichen Menschenkinde sich zu entzückender Wirkung vereinigen. Die Vision eines glücklichen Augenblicks, in dem Wirklichkeit zum Märchentraum wird. Das junge Mädchen, in leicht wallendem Atlasgewand, schwebt über die Blumenwiese, an dem blaugrünen Frühlingshimmel hin wie eine der Wolken über ihr: grau mit silbernen Lichtern.

Was der Landschafter Gainsborough begonnen hat, setzte John Constable fünfzig Jahre später fort. Der erste, der Luft und Licht mit den unbefangenen Augen des neuen Menschen betrachtete.

*

So steht die Kunst der großen Zeit Englands vor uns, als erstes Kapitel der modernen. Sie ist wahr durch ihr Lebensgefühl und schön durch ihre Anknüpfung an die beste Tradition. Fritz Stahl.

Literarische Berichte.

Aus jungen Tagen. Eine Erzählung von Gustav Wied. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Stuttgart, Axel Juncker.

Ich glaube nicht, daß Wieds, des geistreichen Satirikers und des witzigen Dramatikers Stärke der Roman ist. Denn diese Erzählung ist doch im Grunde nur eine Reihe von Szenen aus dem Leben oder vielmehr aus einigen Lebensjahren des Schriftstellers Gunnar Warberg. Er steht im Mittelpunkt: sein Freundschaftsverhältnis mit einem edlen Freund, der mit seiner Gesundheit protzt und schließlich an der Schwindsucht stirbt, sein Liebesverhältnis mit einer alternden, liebestollen Kokette, die er mehrmals verstößt um immer wieder zu ihr zurückzukehren, bis er durch einen weniger empfindlichen Nachfolger ersetzt wird, seine Schriftstellerei, die ihm zwar Ruhm, sogar eine gewisse Führerrolle unter den Jüngeren verschafft, aber auch eine Gefängnisstrafe einträgt. Ein Ende hat die Erzählung nicht. Denn wenn der Erzähler seinen Helden zuletzt mit der Mahnung entläßt: „Ja, von jetzt ab machen wir also in Güte, Schönheit und Wahrheit," so ist das natürlich nur satirisch gemeint. Ein Mann wie Gunnar Warberg kann, wie er im Leben kein Normal- und Mustermensch zu sein versteht, auch als Schriftsteller nicht den vom sogenannten Idealismus vorgezeichneten und geforderten Weg gehen, sondern er muß sein Ziel verfolgen und wird weiter ein Prediger des Realismus sein. Ein geschlossenes Kunstwerk also ist diese Erzählung durchaus nicht. Für diesen Mangel entschädigt es aber durch eine Reihe gelungener Szenen und ausgezeichneter Porträts. Außer den schon genannten Personen ist z. B. ein Schultyrann hervorzuheben, in dessen Privatschule der Held einige Jahre schlecht bezahlten Unterricht erteilt; ein Vetter, der ewig eine Stelle sucht und schließlich ein ganz verlotterter Lump wird; eine adlige Dame, eine recht verständige Matrone aus der alten Schule, die doch an dem jungen frischen Umstürzler menschliches Gefallen findet; ein humaner philosophisch angehauchter Gefängniswärter. Der letztere ist mit echt menschlichem Mitgefühl, die anderen meist mit kecken satirischen Zügen hingepinselt. Das lustigste satirische Kapitel ist die Schilderung eines Frühstücks, das Warberg bei einem Jugendfreunde, einem verheirateten Rechtsanwalt mitmacht: wie dieser, der ehemals tollste der Jugendgenossen, durch die Ehe zu einem verkrüppelten, von Weib und Kindern gepeinigten Philister wird. Aber diese und andere sehr lustige, fernere gemütliche ja rührende Szenen lassen nicht vergessen, daß das Buch eben doch nur eine Reihe von Szenen bietet und kein Ganzes. Und noch eins, was nicht nur für dieses

Buch, sondern für hundert moderne Bücher gilt: Gott erlöse uns von dem Buchschmuck. Dieses rote Geschmiere des Einbanddeckels mit den blauen Tupfen, dazwischen ein schwarzes Titelblatt mit weißen Buchstaben, das soll Schmuck sein! Und darauf wird auch noch das unvermeidliche Bhd. aufgekleckst, damit man auch genau wisse, daß die Ausschmückung von dem berühmten Lucian Bernhard herrühre. Gegen solche Greuel sind wahrhaftig die alten schlichten Titelblätter ein wahres Labsal für die Augen.

Ludwig Geiger.

Psychologie der Volksdichtung, von Dr. Otto Böckel. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1906. 8°. 432 Seiten. Preis Mk. 7.—.

In einer Zeit, wo das Interesse an der Volksdichtung und ihrer Wiederbelebung nicht bloß bei uns in Deutschland, wo es sich sogar besonderer kaiserlicher Fürsorge erfreut, so lebhaft wieder zu erwachen scheint, muß ein Buch wie das vorliegende empfohlen werden und in weiteren Kreisen des Volkes willkommen sein. Das wird es sicherlich, obgleich es ein Werk von sehr weitgreifender einschlägiger Gelehrsamkeit ist; einer Gelehrsamkeit, der der Verfasser ein ganzes Menschenleben gewidmet hat. Und zwar mit eingeborener Lust und Liebe; was dem Buch in jeder Zeile und besonders auch in dem warm gefühlten Vorwort und Abschluß anzumerken ist. Es ist eine klare, sachliche und durchgehends leicht faßliche Schreibweise, in der es gehalten ist. Der Verfasser vermeidet besonders auch, was in diesem Falle immerhin eine naheliegende Gefahr gewesen wäre, jede mit der Sentimentalität seiner Leser rechnende patriotische und sonstige schmückende, temperamentvolle Redensart; und dennoch atmet seine getreue wissenschaftliche Sachlichkeit die wärmste und treuste Liebe zum Gegenstand. — Das Buch ist in zweiundzwanzig Kapitel eingeteilt, die ihren Stoff vortrefflich, gründlich und ohne jede Weitschweifigkeit — eher vielleicht hier und da etwas zu knapp — erschöpfen. Sehr viele und oft ergreifend schöne Beispiele und Zitate sind in den Text eingefügt. Das Werk sei von uns gern und warm empfohlen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgeber Hermann Graef. Leipzig, 1906, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Die bekannten kleinen grünen Oktavheftchen. Es liegen neuerdings Heft 7 bis 22 vor. Sie bieten unter anderem Aufsätze über die moderne Dorfgeschichte (Lulu von Strauß und Torney), C. F. Meyer (Karl Busse), Lenau (Graef), Rosegger (Dr. Plattensteiner), Annette von Droste-Hülshoff (Graef), Hebbel (Bieder), Ulrich Branker, der arme Mann in Tockenburg (Wilbrandt), Fr. Nietzsche als Lyriker' (Paul Friedrich) usw. — Kleine, leichtverständliche Aufsätze, meist von nachgerade etwas altmodischer literarhistorischer Methode und Auffassung, aber immerhin instruierend und belehrend und solid.

Weimar. Johannes Schlaf.

Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben

von Fr. Michael Schiele-Tübingen. II. Reihe, 7. Heft: Saul David, Salomo, von Prof. Lic. Dr. G. Beer-Straßburg. Tübingen 1906, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°. Preis 50 Pf., kart. 75 Pf. 80 Seiten.

Ich glaube, wir dürfen, nach diesem Bändchen zu urteilen, diese Serie gern empfehlen. Es gibt einen historischen Überblick über die große nationale Periode Israels unter den drei Volkskönigen Saul, David, Salomo. Es ist eine gediegene, wissenschaftliche und gründliche Arbeit, die mit klarer kritischer Akribie aus den alttestamentlichen Quellen das Historische jener großen Periode herausklärt. Und es zerstört damit nicht die großen, menschheitlichen Gesichtspunkte und Stimmungen der Bibel, wie das seitens einer flachen, unheilvoll populären Aufklärungswissenschaft heute zu geschehen pflegt. Es ist klar und im besten Sinne gemeinverständlich, ohne sich der gediegenen Würde der Wissenschaft zu begeben. Dankenswert ist es auch, daß klargestellt wird, mit welcher Methode die Wissenschaft zuwege geht, die Bibel als historische Quelle zu benutzen. Das Büchlein wird nicht nur belehren, es wird auch wirklich fruchtbar sein. Es sei empfohlen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Leiden. Der Roman eines Knaben. Von Dora Duncker. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt.

Der Untertitel könnte leicht zu der Annahme verführen, als ob es sich auch hier, wie in so vielen Romanbüchern der neuesten Zeit und vorläufig wohl zur Genüge, wieder um die Entwicklungsgeschichte eines Kindes, bezw. einer „Jugend", handelte. Glücklicherweise, und zum Lobe des Romanes sei es anerkannt, ist dies nicht der Fall. Der Knabe, von dem die Rede ist, tritt in einem Alter von bereits sechzehn Jahren und als gefestigter, man möchte fast sagen ausgereifter Charakter auf den Schauplatz. Er steht auch nicht so vorherrschend, wie ebenfalls der Titel glauben machen könnte, im Mittelpunkt der Geschehnisse; das ist vielmehr seine Mutter, die als Malerin berühmte Gräfin Kipping, geborene Klara Möbius, und ihre Eheirrung mit einem jungen Münchener Maler. Flott und spannend bis zum Schluß ist die Erzählung geschrieben: das sind wir ja bei der beliebten und in zahlreichen Werken bewährten Verfasserin gar nicht anders gewöhnt. Die Eigenart, der besondere Reiz des Romans „Leiden" liegt aber in den Trägern der Handlung: nicht schablonenhafte Typen, Gattungsrepräsentanten der menschlichen Gesellschaft sind es, sondern bis hinab zu den Nebenfiguren wahrhaft individuelle Persönlichkeiten, mit all den Schwächen und den guten Seiten des Charakters, wie sie das wirkliche Leben mit sich bringt (z. B. die prächtig und markant gezeichnete Figur Riedingers). Daher wirken sie auch so lebenswahr, daher erwecken und fesseln sie die rege Anteilnahme des Lesers an ihrem Schicksale, und dadurch erhebt sich auch das Buch an innerem Gehalt und künstlerischem Wert weit über die einfache „gute Unterhaltungslektüre". B.

Literarische Berichte

Charlotte Adutti, ein Buch der Liebe. Von **Felix Hollaender.** Berlin, Dr. Wedekind & Co.

Ein feines, ernstes Buch, das uns das Zusammenbrechen einer Frau, die Pflicht und Handeln nicht vereinbaren kann, zeigt. Wundervoll gedrängt ist die Sprache und die Psychologie ist tiefgründig und voll poetischen Reizes. Aber, was wichtiger ist, eine gesunde, starke Weltanschauung spricht zu uns: „Es gibt nur eine Religion, die für jeden in dem Sinne rückverbindlich ist, als er für sich selber die Verantwortung trägt. Jeder Mensch muß also seine Freiheit mit seiner Vernunft in Einklang bringen." — Diese neue Arbeit Hollaenders vereinigt eine starke romanhafte Veranlagung mit feinster psychologischer Erkenntnis. Straff in der Konzentration der Erzählung bricht doch überall das Temperament der Menschen durch, und wir sehen sie vor uns in ihren Kämpfen und Krämpfen, in ihrem Wesen und ihrer Art. Ein Buch, das Hollaender Freunde werben wird.

A. Halbert.

Ringelreihen. Herzige Kinderlieder. Von **Udo Siegfried Fessel.** Hannover, Verlag Otto Tobies.

Fein abgetönte Kinderlieder, schelmisch-lustig und voller Herzigkeit:

Ein Blümlein ist im Garten
erblühet über Nacht;
ein Vöglein hat gesungen,
die Sonne hat gelacht.
Und 's Blümchen hat geläutet
mit seinem Glöckelein:
Wacht auf, ihr Siebenschläfer,
der König Mai zieht ein!

Leitfaden der Kunstgeschichte. Von **Wilhelm Buchner.** Essen, Verlag Baedeker.

Eine zehnte Auflage dieses Buches bedeutet von vornherein eine Empfehlung. Denn sie beweist, daß die Bestimmung des Werkes für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht vollauf erfüllt wird. Die Gliederung der umfangreichen Materie und die Gründlichkeit des Stils werden ergänzt durch vorzügliche Reproduktionen von Kunstwerken alter und neuer Meister. Da ist Raphaels Madonna ebenso wirkungsvoll wie Böcklins Toteninsel oder Max Klingers Beethoven.

Ein Buch, das man warm empfehlen kann. H.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau III.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd", Berlin
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 124 März 1908 Heft 372

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel:

Alexander lebte seinen Schmerz um die verlorene Mutter auf eine besondere Art aus. Er nahm in den ersten Tagen nur die notdürftigste Nahrung zu sich und ging nicht in die Schule, die er ohnehin in wenigen Monaten verlassen sollte, da er ihr Endziel erreicht hatte.

Er hatte die Schule immer mit Widerwillen besucht. Er war ja auch hier ein Einsamer gewesen.

Als aber die ersten Tage seiner Freiheit, die er sich aus eigener Machtvollkommenheit eingeräumt hatte, hinter ihm lagen, trieb es ihn zum Lehrer.

„Ich kann nicht mehr in die Schule gehen," sagte er mit gesenktem Kopfe und drehte die Mütze verlegen zwischen seinen Fingern. „Ich würde," fuhr er fort, „dasitzen und kein Wort hören. Und all die Gesichter rings um mich herum müßten mich krank machen."

Der Lehrer nickte. Er glaubte diesen armen Jungen zu begreifen.

„Was willst du denn werden, Alexander?" fragte er. „Ein Mensch in deinem Alter muß sich doch darüber schon Gedanken gemacht haben. Und nun, da du mutterseelenallein bist, tritt — sollte ich meinen — diese Frage mit doppelt schwerem Ernst an dich heran."

Alexander zuckte die Achseln. Und der Lehrer wurde ein wenig ungeduldig.

„Spürst du denn nicht zu irgend einer Sache Lust und Neigung in dir? Jeder Mensch —" Er hielt inne und sah in das vergrübelte Gesicht des Knaben, auf dem ein seltsam verkniffener und fremder Ausdruck lag.

„Nun?" fragte der Lehrer gespannt.

Alexander erwachte. Seine Züge wurden wieder undurchsichtig und teilnahmslos.

„Ich will gar nichts werden," antwortete er.

Der Lehrer schüttelte mißbilligend den Kopf. „Junge, Junge," sagte er warnend, „was für schlechte Vorsätze sind das. Denk an deine Mutter! Sie hat es doch um dich verdient, daß du vorwärts strebst und ein Mensch wirst."

Alexander lächelte vergrämt.

Der Lehrer reichte ihm die Hand.

Wenn du einmal einen Menschen brauchst, mit dem du dich aussprechen möchtest, so komm zu mir. Und wenn du ein Wort von mir auf den Weg haben willst, so ist es dieses: Arbeit ist des Blutes Balsam. Arbeit ist der Tugend Quell. Wer arbeitet, ist fröhlich — und nun geh mit Gott."

Alexander verließ den Schulhof.

„Gott geht nicht mit mir," sagte er dumpf, „und die Menschen auch nicht. Ich gehe allein meinen Weg."

Und dieser Weg war mit Dornen besät.

Er dachte im stillen: Ich müßte mich auf und davon machen und nicht eher ruhen, bis ich ihn finde. Und dann müßte ich vor ihn treten und ihm sagen: du darfst nicht länger leben. Denn du hast den besten Menschen auf der Erde zugrunde gerichtet. Und mich hast du um meine fröhliche Kindheit gebracht — und gezeichnet — so daß meine Jugend einsam war — und vergiftet von Anfang an.

Er fühlte der toten Mutter gegenüber eine Schuld. Sie hatte in ihrer letzten Stunde seine bitteren Gefühle gegen den fremden Vater aus seinem Herzen reißen wollen. Und er hatte es nicht über sich vermocht, auf ihr Flehen Ja zu sagen. Selbst in seinem Schmerz und seiner tiefen Liebe zu ihr, die ihm — seit sie unter der dunklen, geheimnisvollen Erde lag — wie eine Heilige vorkam, konnte er seines Hasses nicht Herr werden. Er malte sich in Gedanken aus, wie es hätte sein können, wenn ein guter Vater ihn als kleinen Jungen auf den Schoß genommen und er vor Vergnügen laut aufgeschrieen hätte.

Er hungerte ja nach Liebe. Was die Mutter ihm gegeben, war unendlich viel gewesen. Aber das Leiden und die Herzensnot der Mutter hatte Wermut und Harm in ihre Liebe gegossen. Seiner Kindheit hatte das Lachen gefehlt. So war sein stiller Platz immer zu ihren Füßen gewesen, während andere Jungen gelernt — gelacht — gejauchzt — gespielt hatten. Wenn er die Menschen haßte und ihnen mißtraute — wer war schuld daran?!

Er würde ihm gegenüberstehen und nicht mit der Wimper zucken. „Ein Leben hast du zerstört," würde er sagen, „und ein anderes in die Welt gesetzt. Und beides war Sünde. Und um dieser doppelten Sünde willen sei Gott dir barmherzig. Ich kann es nicht."

Der Gedanke an das, was nun folgen müßte, machte ihn erbeben. Mit ihm war es zu Ende. Aber sein Leben hatte einen Zweck gehabt und eine Erfüllung. Denn dieses war ja die Aufgabe, der er nachhing, seit er denken konnte, und die ihn wie ein böser Traum am Tage und in der Nacht verfolgte.

Unten in der Waschküche lag das Geld der Mutter — zwei wollene Strümpfe mit harten Talern gefüllt. Er brauchte also nur die Reise anzutreten. Für eine Weile langte es. Warum zögerte er? Warum führte er seinen Entschluß nicht aus? Warum blieb er in dieser Stadt, wo niemand nach ihm fragte, wo der Großvater ihn mit scheelen Blicken ansah, und die Großmutter ihm widerwillig den mageren Bissen hinwarf (O, wenn sie wüßten, daß er ein reicher Junge war — wie gierig würden sie über ihn herfallen!).

Er konnte sich nicht vom Grabe der Mutter trennen, zu dem er in der Dunkelheit schlich. Und dann fühlte er, daß er erst stärker und härter werden müßte — so meinte er wenigstens — um seinen Vorsatz ausführen zu können.

*　　　*　　　*

Der Flickschuster zog ihn in die Werkstatt, nachdem er ihm einige Tage Ruhe gelassen hatte. „Nun ist es mit der Faulenzerei zu Ende," sagte er. „Von morgen ab geht es an die Arbeit. Sollst ein Schuster werden wie ich und dir dein Brot verdienen lernen."

„Ich ein Schuster!" Alexander warf den Kopf zurück. Und zum ersten Male hörte Meister Feustel den Jungen lachen. Aber dieses Lachen klang seinen Ohren nicht gut. Frech und schamlos erschien es dem Meister.

„Ich ein Schuster!" wiederholte Alexander; und sein Gesicht drückte einen namenlosen Hohn aus.

Der Schuster ließ sich auf keine Diskussion ein.

„So ein Lumpenkerl!" sagte er ingrimmig. „Meinst etwa, daß dir die gebratenen Tauben in den Mund fliegen werden — daß du dem Herrgott die Zeit stehlen kannst! Wer hat dir denn die Raupen in den

Kopf gesetzt, mein Bürschchen — He, möchtest nicht das Maul auftun und Rede und Antwort stehen."

„Nein," entgegnete Alexander, „ich will nicht antworten." Und nun blickte er den Großvater halb mitleidig an. Er fühlte auf einmal solch eine Kraft und Überlegenheit in sich.

Der Großvater hob die Hand empor.

Aber Alexander schrie mit funkelnden Augen: „Rühr' mich nicht an, oder es geschieht etwas!"

Der Schuster wich erschreckt zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Mit dir nimmt's ein böses Ende," sagte er scheu.

Und Alexander nickte und erwiderte kurz: „Darin magst du recht haben."

Seitdem hatte er im Hause keine ruhige Stunde mehr. Der Meister wagte nicht mehr offen mit ihm anzubinden. Öfter als einmal jedoch fragte er ihn, was er eigentlich in seinem Hause herumlungere, das keine Heimstätte für Tagediebe sei.

Alexander ging ihm aus dem Wege. Sobald der Morgen kam, machte er sich davon und ließ die Mauern der Stadt weit hinter sich.

Sein junger Körper, der plötzlich in die Höhe geschossen war, brauchte Bewegung. Und stundenlang mußte er wandern, ehe er Ruhe fand. Er fühlte den tiefen Zwiespalt in sich und wußte in seiner Ratlosigkeit nicht, wohin sein Weg führte. Am Ende hatte der Großvater mit seiner Behauptung recht, daß alle Keime zum Bösen in ihm lagen. Aber dann hatte das Schicksal es so gewollt, und dagegen konnte man sich nicht auflehnen.

Und wenn er ein Tagedieb und Taugenichts wurde, so trug wieder niemand anders die Schuld, als der, welcher ihm das Leben gegeben.

In der Einsamkeit des Waldes pochte sein Blut weniger laut. Dann streckte er sich weit aus, legte die verschränkten Arme unter den Kopf und sah in die Sonne. Die Sonne tat ihm gut. Hier im Walde gehörte ihm allein die Sonne. Und in der Einsamkeit konnte er in sich hineinweinen, ohne daß es eine Menschenseele sah.

Warum raffe ich mich nicht auf und suche in der Arbeit Frieden? Er fühlte dunkel, daß er sich selber aus der Gemeinschaft der Menschen stieß und den festen Erdboden verlor. Und seiner Trägheit begann er sich zu schämen.

Aber wo war die Arbeit, die ihm Heilung bringen konnte!? Schuster werden — wie der Großvater es verlangte — mit Pech und Pfriemen umgehen lernen, bei der Glaskugel sitzen und über das Leben grübeln — es schüttelte ihn.

Die Mutter hatte gearbeitet wie ein Lasttier und sich die Groschen vom Munde abgehungert, um die Taler für ihn zu sparen. Er wäre sich wie ein Verbrecher vorgekommen, wenn er an diesen Besitz gerührt hätte. Wie wunderlich war es, daß er nichts von ihrem Arbeitstriebe in sich spürte. Sein träges Blut mußte das Erbe vom Vater sein. Eine andere Erklärung gab es dafür nicht.

Wenn solche Erkenntnis über ihn kam, erhob er sich unruhig und eilte in Hast weiter.

Aber im dunkelen Grunde seiner Seele glomm eine schwache Hoffnung auf: Irgend etwas Edles und Kostbares mußte in ihm verborgen sein und würde eines Tages hervorbrechen. Wenn es nur einen Menschen gäbe — dachte er — dem ich mein Herz ausschütten könnte.

An einem Vormittage stieß er von ungefähr auf eine Höhle, die ihm dunkel und geheimnisvoll entgegenstarrte.

„Was ist denn das?" sagte er unwillkürlich vor sich hin.

Und zu seinem Todesschreck hörte er, wie eine Stimme, die der seinigen glich, diese Worte wiederholte.

War das ein toller Spuk? Oder äffte ihn jemand, der hinter ihm hergeschlichen war?

„Ist hier jemand?" rief Alexander.

Und in dem nämlichen Augenblick schallte ihm seine eigene Frage entgegen.

Da merkte er, daß das Echo aus der Höhle kam. Ihm war aber doch unheimlich zumute geworden. Und dennoch lockte ihn das gauklerische Spiel.

„Wo bin ich?" rief er. Es tönte im Nu zurück. Das war ein seltsames Erlebnis. Wie fremd die eigene Stimme klang! Er wurde plötzlich beredsam. „Hallo — heraus aus dem Busch . . . Hier steht ein armer Junge, dem niemand gut ist . . . Mutter, hörst du mich! Liebe Mutter im Himmel, ich will nicht schlecht werden!..." Er schluchzte auf. Und auch sein Schluchzen gab die Höhle mit grauenhafter Deutlichkeit wieder.

Von seiner Stirn tropfte der Schweiß.

Du fürchtest dich am Ende gar — dachte er und raffte sich zusammen.

Er überlegte einen Augenblick, ob er nicht hineingehen und die Höhle untersuchen sollte. Aber ein Schauder hielt ihn zurück. — Und plötzlich fühlte er, wie sein Blut stockte. Denn aus ganz unmittelbarer Nähe vernahm er ein leises, silbernes Lachen.

Und wie er sich umwandte, erblickte er ein kleines Fräulein, das die braunen Locken schüttelte und ihn halb neugierig, halb spöttisch betrachtete.

Alexander schämte sich. „Willst du dich über mich lustig machen?" fragte er und warf einen finsteren, trotzigen Blick auf sie. Die Kleine in ihrem weißen Kleid schien zuerst verdutzt. Dann aber faßte sie sich und fing von neuem zu lachen an. Wie sie jedoch sein vergrämtes Gesicht sah, wurde sie still.

„Mach doch nicht so böse Augen," sagte sie. „Es frißt dich ja niemand."

„Adieu," er wandte sich zum Gehen.

„Bitte, noch einen Augenblick!" rief das Fräulein.

Alexander drehte sich um. „Was willst du denn von mir?"

Sie zwinkerte ein wenig mit den Augen; und statt seine Frage zu beantworten, sagte sie: „So ein grober Junge!"

„Ich habe dich nicht gerufen!" gab er zurück.

„Pfui!" rief sie. „Wie häßlich bist du!"

Alexander verschränkte die Arme. „Ganz recht hast du," erwiderte er, „meine Hand darauf — ganz recht hast du."

Ihre Lippen kräuselten sich in leisem Übermut, und sie betrachtete ihn prüfend auf seine Worte hin. „Ich meinte es zwar anders — aber im übrigen — hübsch bist du auch nicht. Gewiß nicht," fügte sie bekräftigend hinzu. „Aber du hast etwas."

„Was habe ich denn?"

„Ich werde mich hüten, es dir zu sagen."

„Laß es bleiben."

Sie nahm plötzlich seine Hand und sagte so innig, daß es ihn durchrieselte: „Mach nicht so traurige Augen."

Der große Junge wurde blutrot.

„Wie heißt du denn?" fragte sie zutraulich.

Widerwillig nannte er seinen Namen.

„Alexander!" wiederholte sie ganz langsam, als ob sie die Laute auf der Zunge schmeckte. „Und ich heiße Elisabeth — Elisabeth von Sydow .... Komm, setz dich."

„Du, laß dich nicht mit mir ein!" Alexander hob warnend den Finger.

„Bitte, bitte — setz dich!"

„Man kann ja auch stehen."

„Nein — es ist gemütlicher."

„Und wenn ich nicht will? ..."

„Ich kann ja auch gehen." Sie wandte ihm den Rücken. „Das möchtest du wohl," sagte sie und drehte sich wieder um. „Nun gerade nicht."

„Wie du willst — mir kann es gleich sein."

Sie stand in arger Verlegenheit da. Aber bald darauf faßte sie sich ein Herz.

„Dir muß es recht schlecht gehen," meinte sie in tiefem Ernst. „Wärst sonst nicht so unfreundlich."

Wieder machten ihn ihre Worte betroffen.

„So eine kleine Hexe will in mich hineinsehen," höhnte er. „Niemand kann in mich hineinsehen." Und in einem plötzlichen Einfall fügte er hinzu: „Wer das kann, wird auf der Stelle blind."

„Einer kann es doch," entgegnete sie siegesbewußt.

„Wer?" fragte er gespannt.

„Der liebe Gott."

„Es gibt gar keinen Gott."

„O, du böser Junge!" rief sie. „Du böser, böser Junge! Dann betest du wohl auch nicht, wenn du dich schlafen legst, und wenn du aufstehst?"

„Ich bete niemals."

„Na," sagte sie, „in deiner Haut möchte ich nicht stecken. Ganz gewiß kommst du in die Hölle."

„Das will ich auch," erwiderte er seelenruhig.

„So," machte sie.

„Und weißt du auch, wie es einem da geht?"

„Weißt du es denn?"

„O ja, mir hat es die Therese erzählt."

„Und woher weiß es die Therese?"

„Frage nicht so dumm. Die Therese ist siebenundsiebzig Jahre. Die wird es wohl wissen."

„Einen Quark weiß sie," sagte Alexander.

Die kleine Elisabeth mußte laut auflachen.

„Willst in die Hölle und weißt nicht, wie es da zugeht. So ein dummer Junge."

Die ganze Sache fing sie auf einmal höchlichst zu belustigen an. Aber dann wurde sie mißtrauisch.

„Du willst mich wohl aufziehen? Oho, da kommst du bei mir schlecht an ... Wohnst du weit von hier?" fragte sie plötzlich unvermittelt.

„Dicht bei der Hölle," erwiderte Alexander. „Frühmorgens gehe ich immer aus, weil es mir zu warm dort wird."

„Hm," machte sie. „Du könntest mich eigentlich mal mitnehmen."

„Na, ich möchte dir doch nicht raten. Es ist höllisch warm."

Nun lachten sie beide wie aus einem Halse.

„Sieh mal an — lachen kann er auch."

Alexander erschrak bei dieser Entdeckung.

„Es kommt nicht oft vor," sagte er finster, und seine Bitterkeit wachte wieder auf.

Bei dem seltsamen Ton seiner Stimme wurde das kleine Mädchen ernst.

„Schrecklich leid tust du mir," sagte sie nachdenklich.

„Ich brauche dein Mitleid nicht," erklärte er.

„Du — sei nicht so patzig. Ich kann mitleidig sein, mit wem ich will. Und mit dir habe ich Mitleid. Basta. Man braucht nur in deine Augen zu sehen und weiß, was für ein armer Junge du bist."

„Gar nichts kannst du aus meinen Augen sehen."

„Dann merk' ich's eben deiner Nasenspitze an, wenn dir das lieber ist."

„So," sagte er, „jetzt habe ich genug von deinem Unsinn. Mach du deine Scherze mit anderen — mit mir nicht."

„Ach, bleibe doch noch ein bißchen. Ich meine es ja nicht böse. — Wenn du denkst, mit mir stünde es besonders gut, so bist du auf dem Holzweg."

„Ich muß jetzt aber fort. Also Adieu ... Wie heißt du rasch?"

„Schrecklich eigensinnig bist du. Und nicht einmal meinen Namen hast du dir gemerkt. Elisabeth Baronesse von Sydow."

Sie machte einen gravitätischen Knix, als wäre sie in der Tanzstunde.

„Baronesse? Was für ein Tier ist denn das?" fragte er spöttisch.

„Du!" Sie hob den Zeigefinger drohend in die Höhe. „Jetzt wird's zu bunt. Wenn du ein Prinz wärest, könntest du dich nicht mehr aufspielen."

„Ich bin ein verlorener Prinz."

„Hu!" machte sie und riß die Augen erstaunt auf.

„Die Geschichte mußt du mir erzählen. Ich habe Geschichten so gern."

„Denke dir," fuhr sie eifrig fort, „ich habe immer geträumt, ich würde einmal einen verlorenen Prinzen finden."

Er zog seine Mundwinkel tief herab.

„Wie kann man nur so dumm sein und alles glauben."

„Dann hast du mich also belogen? Und bist am Ende gar — —"

„ — ein Schusterjunge," ergänzte er höhnisch.

„Das glaube ich dir einfach nicht. Schusterjungen sehen anders aus."

„Ich bin doch einer," sagte er verächtlich. „Da hast du's nun. Mein Großvater ist ein gemeiner Flickschuster."

Sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Schließlich muß es auch Flickschuster geben," sagte sie gelassen. „Und was ist dein Vater?"

Er zuckte zusammen. „So fragt man Bauern aus," und gleich darauf: „Ein niederträchtiger Fratz bist du."

Er rannte fort.

„Ich bin morgen wieder hier — hörst du!" rief sie ihm nach.

Er drehte sich nicht mehr um. Der Geier soll dich holen. Mich siehst du nicht wieder — dachte er.

Das kleine Fräulein stellte sich vor die Höhle; und mit ihrer silbernen Stimme rief sie in das Dunkel: „Alexander heißt er" — sie lauschte — „und hat traurige Augen — und ist doch ein verlorener Prinz."

Und das Echo gab ihre Worte wie eine süße Melodie zurück.

* * *

Das kleine Fräulein, Elisabeth Baronesse von Sydow, ging am nächsten Morgen pünktlich zu derselben Stelle, wo sie am Tage zuvor Alexander getroffen hatte.

Alexander jedoch war nicht gekommen.

Gut — er wird sich verspäten. Aber er läßt mich nicht im Stiche. Nein, das kann er nicht.

Sie hatte sich ihren großen Strohhut aufgesetzt, der mit einem Kranz von rotem Mohn umschlungen war, und sah mit gespannten Augen beständig nach dem Wege, auf dem er doch endlich erscheinen mußte.

Er ließ sich nicht blicken. Und nachdem Stunden verronnen waren, trollte sie mit gesenktem Kopfe heim.

Am folgenden Tage war es genau so und nicht anders am dritten. Und da niemand in der Nähe war, vor dem sie sich hätte schämen müssen, fing sie bitterlich zu weinen an. Und schließlich gab sie ihrem Schmerze lauten Ausdruck: „Bildest du dir ein, ich hätte dich lieb!" schrie sie in die Höhle. „Gar nichts mache ich mir aus dir, du böser Junge du!"

Sie knipste Daumen und Zeigefinger zusammen. — Und selbst dieses Knipsen gab das Echo wieder.

Sie wurde immer heftiger — gleichsam als ob sie ihr Leid betäuben wollte. „Die Augen kratze ich dir aus! Und heute ist es das letzte Mal, daß ich auf dich gewartet habe. — Meinst du, ich lasse mich deinetwegen zu Hause schelten?! — Und deine schwarzen Haare raufe ich dir ebenfalls aus. Ganze Büschel sollst du los werden. Und wenn du schreist, dann lache ich noch obendrein . . . So werde ich lachen — hörst du!" Aber das Lachen blieb ihr im Halse stecken.

Und als sie in den großen Schloßhof trat, der rings von alten Kastanien umgeben war, setzte sie sich betrübt an den Springbrunnen, der inmitten des Hofes stand.

Die Therese kam auf sie zugehumpelt. „Wo warst du denn nur, Kind," sagte sie. „Der Papa hat nach dir gefragt und ist ganz böse geworden."

In einer Anwandlung des höchsten Zornes steckte sie die Zunge heraus.

„Laß mich zufrieden," entgegnete sie. „Ich will nichts mehr wissen."

Die Alte sah sie verdutzt und prüfend an. „Kind, was ist denn in dich gefahren! Wirst doch vor der Therese kein Geheimnis haben . . . Außer Rand und Band bist du ja!"

Sie strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und setzte sich neben sie.

„Genau so störrisch war deine Mama," sagte sie. „Die konnte einen gerade so böse ansehen wie du."

Sie blickte sich erschreckt um, als fürchtete sie sich vor ihren eigenen Worten.

Das Kind faßte sie plötzlich an den dürren Arm, daß die Alte aufschrie. „Pack mich nicht so fest an; sonst gehe ich wie ein alter Topf in Scherben . . . In meinen Jahren! O jemine!"

„Nein, Therese, wie du komisch bist."

Sie lachte in ihrem Grame auf.

Gleich darauf wurde sie wieder ernst. „Ich will zu meiner Mama," rief sie. „Ich will fort von euch." Ihre Lippen zuckten. „Ich friere hier, und meine Mama liegt in einem himmelblauseidenen Bett und wartet auf mich. Ich weiß es gewiß."

„Pst!" machte die Alte. „Daß der Papa es nicht hört. Übel ginge es dir sonst."

Elisabeth starrte vor sich hin. Von der Mama flogen ihre Gedanken zu Alexander.

Und die Alte spürte, daß etwas Fremdes und Seltsames in ihr vorging.

„Ich bin stumm wie das Grab. Mir kannst du es doch sagen. Mir kannst du es sagen, mein Liebling. Aus mir bekommt niemand was heraus."

Elisabeth sah sie zweifelhaft an.

„Wenn du davon sprichst, bin ich Schuß mit dir, und alles ist aus, — hörst du, Therese."

„Ich höre, Kind. Die Mama hat mir auch alles gesagt, und ich habe den Mund nicht aufgetan."

„Therese, komm dicht heran zu mir."

Sie zauderte noch einen Augenblick, ehe sie kaum hörbar flüsterte: „Ich habe im Walde den verlorenen Prinzen getroffen."

„Den Kuckuck noch einmal," antwortete die Alte.

„Wie sieht er denn aus?"

„Es ist gar kein Prinz."

„Was denn?"

„Ach, du verstehst das nicht."

Aber die Alte beteuerte, daß sie es genau verstünde.

„Also gut. Es ist ein Schusterjunge."

Therese machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Es ist auch kein Schusterjunge. Es ist doch ein verlorener Prinz."

Therese seufzte.

„Ach, Kind, laß dir den Kopf nicht verdrehen.“

Sie schlug die Hände zusammen. „O jemine -- fang nicht so [illegible] an. Hast kaum trocken hinter den Ohren und läufst einem dummen Jungen nach.“

Das kleine Fräulein von Sydow stampfte mit dem Fuße auf.

„Eine garstige alte Hexe bist du! Ich habe es immer gew[illegible]“

Therese wich entsetzt vor dem zornigen Kinde zurück.

„Die leibhaftige Mama,“ murmelte sie. „So ein Kücken,“ [illegible] sie hinzu.

Aus dem Hause trat ein alter Herr in einem schwarzen Gehr[illegible] Er sah grau und verfallen aus.

Das Kind und die Magd schraken zusammen.

„Wo warst du denn, Elisabeth?“ fragte er und fuhr mit der welken Hand über seine müden, erloschenen Augen.

Das Kind gab keine Antwort.

„Hast du denn deine Arbeiten gemacht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es wird noch so weit kommen, daß ich dich fortgeben [illegible].“

Er blickte sie verständnislos und vorwurfsvoll an.

„Und Sie sollten besser aufpassen,“ fügte er, zu Therese gewandt, verweisend hinzu. „Kein Verlaß auf Sie.“

Die Alte ließ demütig den Kopf fallen.

Herr von Sydow ging langsam in das Haus zurück.

Als er verschwunden war, atmeten beide auf.

„Soll ich dir die Puppen holen, Kindchen?“ fragte die Alte schmeichelnd.

„Ja,“ entgegnete Elisabeth. „Ich will ihnen am Springbrunnen die Köpfe zerschlagen und sie im Wasser schwimmen lassen.“ Dann [illegible] sie zusammen.

Die Therese kniete vor ihr nieder. „Wie schaut er denn aus, [illegible] Seelchen?“ schmeichelte sie. „Ich rede ihn dir her. Er [illegible] spielen und dir die Zeit vertreiben.“

Elisabeth sah sie mit blitzenden Augen an.

„Da kennst du ihn schön, wenn du meinst, er ließe sich [illegible]

[illegible] Gesichtchen umwölkte sich. Sie wurde wieder nach[illegible] [illegible]

Heft 372
Jahrgang
1 9 0 8

Lovis Corinth: Selbstporträt.
Zum Essay von Hans Hell.

„Wenn er morgen nicht kommt," sagte sie, „dann ist er auf und davon. Ich weiß es bestimmt." Dabei zuckte es um ihren Mund.

Und in dieser Nacht tat sie kein Auge zu. „Lieber Gott, behüte meine arme Mama! Lieber Gott, mach — daß Alexander wieder zur Höhle kommt!"

Und Alexander kam just, als sie die Hoffnung gänzlich aufgegeben hatte.

Sie hätte ihm an den Hals fliegen mögen — und hielt sich doch mit Gewalt zurück.

„Na, da bist du ja wieder," sagte sie und mühte sich, hinter einem spöttischen Ton die Freude ihres kleinen Herzens zu verbergen.

„Ich kann auch wieder gehen," erwiderte er.

„Gott behüte," rief sie entsetzt und umklammerte ihn plötzlich am Handgelenk, so daß er ganz verdutzt wurde. Ein Drang — sich zu bekennen — kam über sie.

„Drei Tage hast du mich warten lassen," sagte sie zitternd, und ihr blasses Gesichtchen bedeckte sich mit einer jähen Röte.

„Hast du überhaupt noch an mich gedacht?" fragte er skeptisch.

Sie antwortete schlicht: „Du weißt es."

Sie setzten sich nebeneinander.

Dem kleinen Mädchen wurde sonderbar dabei zumute. „Ich finde es hier so schön," sagte sie leise; „niemand sieht uns und niemand hört uns . . . Und so still ist es."

Der Junge schwieg.

„Du," begann sie von neuem und nahm sanft seine Hand. „Ich glaube, im Himmel ist Jahrmarkt."

„Wie?" fragte er.

„Im Himmel ist Jahrmarkt," wiederholte sie und lächelte geheimnisvoll.

Er lachte spöttisch auf. „Jahrmarkt im Himmel! — Und was ist auf Erden?"

„Ein wunderschöner Tag. Fühlst du es nicht auch?"

„Nein," entgegnete er kurz und hart.

In ihren Augen stieg es verräterisch auf. Sie rückte ein wenig beiseite.

„Hast du niemanden lieb?" fragte sie nach einer Weile.

„Niemanden," klang es zurück.

„Ich glaube, daß ich dir gut bin," sagte sie schüchtern.

„Laß es lieber bleiben."

Sie sah ihn groß an und lächelte wieder auf ihre eigene Art.

„Weshalb soll ich dich nicht lieb haben?"

Er zögerte, ihr zu antworten.

„Bitte, bitte, sprich!"

„Wenn ich es dir sage, läufst du auf und davon."

„Nein, das tue ich nicht — ich schwöre es dir — und nun sag's schnell."

Er blickte ihr fest ins Auge.

„Ich gehe in die Welt," begann er, „und stehle."

„O weh," rief sie erschreckt. „Das tust du sicher nicht."

„Doch," erwiderte er, „ich tue es bestimmt."

„Und wenn du dann angezeigt wirst?"

„So leugne ich alles."

„Und wenn du schwören mußt?"

Seine Züge nahmen einen verächtlichen Ausdruck an.

„So schwöre ich falsch."

„Nein, das tust du nicht!" rief sie heftig.

„Ganz bestimmt tue ich es. — Da siehst du, was für einer ich bin."

„Und wenn du ins Gefängnis kommst?" fuhr sie mit entsetzter Miene fort.

„ — So pfeife ich ein Lied."

„Du bist wirklich ein schlechter Junge."

Sie erhob sich hastig.

„Ich habe es dir ja gleich gesagt. Und das Schlimmste weißt du nicht einmal."

„Noch etwas Schlimmeres?"

Sie traute ihren Ohren kaum.

„Etwas viel Schlimmeres."

Sein Körper nahm auf einmal eine straffe Haltung an.

Die Kleine wagte nicht den Mund aufzutun.

In bangem, tiefem Schweigen standen sie sich lange gegenüber.

Elisabeth von Sydow war auf das äußerste gespannt. Und plötzlich zuckte ein Einfall durch ihren Kopf.

„Willst du jemanden totschlagen?" fragte sie.

Er nickte.

Da fing sie — von Angst und Grauen geschüttelt — heftig zu weinen an.

Dieses unaufhaltsame Weinen, das kein Ende nehmen wollte, bewegte ihn. Und trotzdem gab er keinen Laut von sich.

In einer Aufwallung, die sie nicht unterdrücken konnte, legte sie ihre feinen Ärmchen um seinen Hals.

„Wen willst du totschlagen?" fragte sie bebend und in angstvoller Spannung.

Langsam nahm er ihre Hände von seinem Hals. Es schien, als ob er sich an ihrem Schrecken weidete, und als ob diese Minute, in der er sein Herz ausschütten konnte, ihn für die Qualen vieler Jahre entschädigte.

„Meinen Vater schlage ich tot."

Sie schrie gellend auf.

Dieser entsetzliche Eindruck erfüllte ihn mit Befriedigung.

Nun glaubte er, daß sie mit bösen Worten auf ihn losgehen und voll Abscheu sich von ihm wenden würde.

Sie aber sagte wimmernd: „Du armer Junge, was hat man dir getan?"

Dieses Wort traf ihn unerwartet und bis in das Innerste. Er barg das Gesicht in den Händen und wandte sich stumm ab.

Und nach einer kleinen Pause: „Nun weißt du alles und merkst am Ende, wie es mit mir bestellt ist. Also geh deiner Wege und laß mich in Frieden."

Sie antwortete erschüttert: „Ich gehe nicht, — sag, daß du mich nur hast erschrecken wollen."

„Ich kann nicht lügen," erwiderte er mit großem Ernst. „Ich muß es tun."

„Tu' es nicht," flehte sie — und ihre Stimme war von Tränen erstickt. „Versprich es mir."

„Das kann ich einfach nicht."

Ihre Miene wurde trostlos. Sie gab ihm stumm die Hand zum Abschied und schlich langsam davon.

Alexander sah ihr nach, bis der breitkrempige Strohhut mit den roten Mohnblumen seinen Blicken entschwunden war. Unbeweglich stand er da und starrte finster vor sich nieder.

*   *   *

Lieber Alexander!

Jeden freien Augenblick bete ich zu Gott, daß er Dich in seinen Schutz nimmt. Nie habe ich gedacht, daß es einen so bösen Menschen gibt wie Dich. Mein Papa hat einmal zu mir gesagt, die Mama sei der schlechteste Mensch auf Gottes Erde, und ich müßte sie ganz vergessen. Aber das ist eine lange Geschichte, die ich Dir vielleicht später erzählen werde. Wenn mein Papa wüßte, was Du vorhast, müßte er das von Mama zurücknehmen. Natürlich sage ich es ihm nicht. Ich werde mich hüten — selbst der alten Therese verschweige ich es. Und ich bitte Dich inständig, zu niemandem davon zu sprechen, weil Du davon nur Schaden hättest. Ich bin selbst ganz traurig, daß ich das Geheimnis weiß. Denn nun gehe ich herum, als wenn mein Herz einen Sprung hätte. Ich fühle es deutlich. Und als ich in der Nacht aufwachte, wurde mir angst und bange. Ich weinte leise in mich hinein, damit die Therese es nicht hörte und mich nicht ausfragte.

Lieber Alexander — ich habe so schreckliche Angst um Dich. Ich würde mir den kleinen Finger abhacken lassen, wenn ich Dich damit retten könnte. Ich wollte Dich nie mehr wiedersehen, weil ich glaubte, der liebe Gott könnte es mir nicht verzeihen. Ich will Dich aber doch wiedersehen und morgen kommen, um Dir etwas zu sagen. Mit mir ist nämlich auch nicht alles in Ordnung, und Du brauchst Dir gar nicht einzubilden, daß Du es allein schlecht hättest.

Diesen Brief lege ich an die Stelle, wo wir uns immer treffen. Ich hoffe, daß Du ihn findest.

Verzeihe den Klecks auf der ersten Seite. Aber ich habe eine schreckliche Feder. Und jetzt eben ist auf das Papier eine Träne gefallen. Um diese Stelle ziehe ich einen Kreis und drücke einen Kuß darauf. Dann hast Du einen Brief von mir mit einem Klecks, einer Träne und einem Kuß.

Vergiß nicht auf mich zu warten. Ich komme ganz bestimmt.

Es grüßt Dich

Elisabeth von Sydow.

Wenn Du diesen Brief jemandem zeigst, rede ich kein Wort mehr mit Dir. E. v. S.

Ich habe den Brief noch einmal geöffnet, um Dich zu bitten, ja pünktlich zu sein. Papa hat sehr gescholten, weil ich so spät nach Hause gekommen bin.

Herzlichst grüßt

E. v. S.

Diesen Brief fand Alexander am nächsten Tage statt seiner neuen Bekannten vor. Er las ihn wieder und wieder, wobei ihm unbehaglich zumute wurde.

Und plötzlich stand sie im roten Mohnhut vor ihm — wie vom Himmel heruntergeschneit.

„Ich wollte bloß sehen, ob du meinen Brief gefunden hast," sagte sie scheu.

Sie sahen sich beide verlegen an.

„Eigentlich," meinte Alexander störrisch, „verstehe ich dich nicht recht."

„Was verstehst du nicht?" fragte sie ungeduldig.

„Daß du überhaupt noch mit mir sprichst. Ich an deiner Stelle würde es nicht tun."

„Warum denn nicht?"

„Der Hehler ist so gut wie der Stehler," erwiderte er.

„Glaubst du?" sagte sie verblüfft.

„Ich sage nichts, was ich nicht glaube."

„Hm. Wer weiß. — Übrigens —" lenkte sie ab, „traf ich unterwegs den Teufel. Er blies auf einer grünen Flöte."

„Oho, du willst dich wohl über mich lustig machen?" Er sah sie mißtrauisch mit halb zugekniffenen Augen an.

„Fällt mir nicht im Traume ein."

„Was redest du dann solchen Schnickschnack!"

„Ich rede die Wahrheit. Er saß auf einem Feldstein und blies die Flöte."

„Erzähle das deiner Großmutter, aber nicht mir."

„Ich habe gar keine Großmutter."

„Dann danke Gott im Himmel. Die meinige lebt und sieht aus wie eine alte Katze. Und ihre Augen sind so boshaft wie — wie — wie deine — — — nein, das ist nicht wahr —" unterbrach er sich, „so boshafte Augen hat kein Mensch — nicht einmal du."

„Findest du wirklich, daß ich böse Augen habe?" fragte sie erschreckt.

„Manchmal kommt es mir so vor."

„Freundlich bist du gerade nicht."

Er setzte sich auf einen Baumstumpf.

„Die Stelle, wo du geweint hast," sagte er, ihren Brief wieder auseinander faltend, „gefällt mir am besten."

„Sprich bitte nicht davon," bat sie schüchtern.

„Wenn du es nicht willst, schweige ich. Ich habe das Schweigen gelernt. Verlaß dich drauf."

„Ich auch," beteuerte sie. „Das von meiner Mama kriegt niemand von mir heraus."

„Ich denke, mir wolltest du es erzählen!"

„Das will ich auch. Komm, laß uns dabei ein wenig spazieren gehen."

Sie hängte sich in seinen Arm, als wären sie alte Kameraden.

„Wunderlich bist du — und seltsam," sagte er. „Verabscheust mich in deinem Herzen — und gehst mit mir, als ob du meine Schwester wärest."

„So ist es," bestätigte sie schlicht.

„Du mußt nämlich wissen," begann sie, „daß meine Mama sehr jung ist, und mein Papa hat weiße Haare und geht gebückt wie ein alter Mann."

„Was ist denn dein Papa?"

Sie blieb stehen und sagte: „Mein Papa ist Legationsrat."

Einen Augenblick weidete sie sich an seiner Verlegenheit.

„Was ist denn das?"

„Kaiserlicher Legationsrat," wiederholte sie. „Ach, das verstehst du nicht. Er mußte eben oft zum Kaiser," erklärte sie wichtigtuerisch. „Nun, davon wollte ich gar nicht reden. — Also meine Mama — beug' dich ein wenig zu mir — du bist so schrecklich groß — — — Meine Mama ist also," sagte sie mit leiser Stimme, „eines Nachts davongelaufen. Denke dir, mit einem, der Theater spielt. Therese hat es mir erzählt. Und nun ist der Papa aus Berlin mit mir fortgezogen, weil er keinen fremden Menschen mehr sehen wollte. Und zu mir hat er gesagt, ich müßte die Mama vergessen; sie sei der schlechteste Mensch auf Gottes Erde. Ich glaube es aber nicht. Ich habe sie furchtbar lieb. Zu mir ist sie immer seelengut gewesen. Und in der Nacht ist sie damals an mein Bett getreten, hat in einem fort geweint und mich geküßt. — Am anderen Tag ist sie nicht mehr da gewesen."

Alexander blickte sie voll Mitleid an.

„O je," meinte er, „das ist freilich schlimm. Und hat sie dir nie vorher etwas gesagt?"

„Doch," entgegnete Elisabeth. „Sie hat mich oft in die Arme genommen und traurig angesehen. Wenn ich sie dann fragte: Mama, was hast du denn? — so antwortete sie bloß: Kind, mich friert . . . Denk dir, sie hat immer in unserem Hause gefroren. Und mir geht es jetzt gerade so wie der Mama . . . Ich friere auch," brachte sie kaum hörbar hervor. „Mein Papa ist wie ein Schneemann. Ich habe Furcht, ihn anzufassen. Und" — fuhr sie fort — „meine Mama ist wunderschön, wie eine Fee sah sie aus in ihrem blauseidenen Kleide. Ich bange mich nach ihr . . . Und wie sieht deine Mama aus?"

Sie erschrak, da sein Gesicht bei dieser Frage sich verdüsterte.

„Meine Mutter ist tot."

Er weinte plötzlich.

„Ach, wir sind beide arme Kinder," sagte sie und weinte ebenfalls.

Da nahm er sich zusammen und wischte sich die Tränen aus den Augen.

Sie blickte ihn voll Treuherzigkeit an.

„Vor mir brauchst du dich nicht zu schämen, Alexander. Wenn du weinst, siehst du ganz anders aus . . . Sprich mir von deinem Mütterchen."

„Ich kann nicht," preßte er mühsam hervor. „Ich bin es gar nicht wert, ihren Namen zu nennen." Dennoch begann er zu erzählen — in abgebrochenen Sätzen — scheu und leise. „Sie sah aus wie die Mutter Gottes. Sie hatte Augen, die bis zur letzten Stunde strahlten. Wenn es Engel gibt, so müssen sie wie meine Mutter sein. Gesprochen hat sie sehr wenig in ihrem Leben; alles hat sie heruntergeschluckt — und nie geklagt über die Menschen, die sie zu Tode gequält haben."

Die ganze Geschichte seiner Kindheit berichtete er — das Leidensdasein der Mutter — wie sie in der Waschküche sich die Hände wund gerieben — wie die Großeltern sie gepeinigt — wie sie dann den Weinküfer geheiratet hatte und immer stiller wurde und ihren Schmerz in sich hineinwürgte . . .

„Siehst du," schloß er, „nun begreifst du vielleicht, wie ich auf meine Gedanken gekommen bin. Alles vergesse ich — daß man mich geschlagen und gepufft und in der Schule ausgehöhnt hat . . . Aber was meiner Mutter angetan wurde — das vergesse ich niemals."

Sie hatte ihm atemlos gelauscht.

„Und wußte deine Mutter —" Sie wagte nicht zu Ende zu sprechen.

„Ja," erwiderte er. „Und in ihrer Sterbestunde — nein, das kann ich dir nicht sagen —"

Er brach ab und wandte sich zur Seite.

„Wo sind wir eigentlich hingeraten?" fragte er. Sie standen auf einem abgeholzten Waldgrund und merkten nun erst, wie weit sie im Gespräche sich vom Wege entfernt hatten.

„Hier sagen sich Füchse und Hasen Gute Nacht. Ich denke, es ist Zeit umzukehren."

In tiefem Schweigen traten sie den Rückweg an.

*   *   *

Die Therese hatte einen Kuchen zum Kaffee backen müssen. Und das kleine Fräulein war in großer Aufregung beständig hinter ihr her gewesen und hatte sie getriezt. Für den Kaffeetisch hatte sie einen bunten Strauß Feldblumen gepflückt. Und nun wartete sie voll Spannung auf ihren Gast.

Denn Alexander hatte ihr feierlich versprochen, sie zu besuchen. Der Papa hatte es erlaubt; und die alte Therese war gewiß damit einverstanden gewesen.

„Na," meinte sie, „nun bin ich aber begierig, wie dein verlorener Prinz ausschaut."

„Wenn du ein Wort davon redest, geht es dir schlecht," warnte sie Elisabeth. „Du mußt überhaupt mit ihm sehr lieb sein. Denn ich kann dir sagen, er ist furchtbar stolz."

„Mach den Schimmel nicht scheu!" knurrte die Alte. „Flickschusters Sohn wird sich noch auf das hohe Roß setzen," höhnte sie.

„Höre mal," sagte Elisabeth, „wenn du so dummes Zeug schwatzt, so laufe ich ihm entgegen und sage ihm, er sollte seinen Kaffee lieber anderswo trinken. Du wärst eine alte Hexe und wolltest uns vergiften."

Die Therese schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„So ein Racker," schrie sie, „will mich zur Giftmischerin machen. — So ist es nun," fuhr sie fort, „im Hause stellst du alles auf den Kopf, bist ein Plagegeist, kommandierst wie ein Großes herum. — Und so bald der erste Kieck-in-die-Welt dich nur richtig anzupacken weiß, duckst du dich und tust, als ob du nicht bis drei zählen könntest."

„Quäle ich Euch wirklich?" sagte Elisabeth betroffen.

Die Alte streichelte sie zärtlich.

„Mußt nicht alles gleich so ernst nehmen, mein Kind... Was für ein ödes Haus wäre das hier, wenn dein Stimmchen nicht durch die Gänge schallte und deine Füßchen nicht auf und nieder trappelten. Gott sei gelobt, daß in diesem Totenhaus dein Lachen klingt."

„Sage mal, Therese, bist du meiner Mama ebenfalls gram?"

„Ach, Kind, frag' mich nicht."

„Doch, Therese, du sollst mir nicht jedesmal ausweichen."

„Lisabetl, ich habe deine Mama auf dem Arme getragen — gerad' so wie dich. Wie kann ich ihr da in meinem Herzen gram sein! Und doch kann ich es ihr nicht verzeihen —"

„Ja, aber," warf Elisabeth ein, „die Mama hat doch immer so gefroren?"

„Wegen des Eisbären," antwortete die Alte mißmutig, „hätte sie meinetwegen —"

Sie brach ab und ging furchtsam zur Tür, die sie öffnete, um sich zu überzeugen, ob nicht dahinter ein Lauscher stünde.

„Das ist es nicht, was ich ihr so sehr zum Vorwurf mache," fuhr sie zurückkommend fort, „daraus würde ich ihr keinen Strick drehen — obwohl ich sage, sie hätte es sich vorher überlegen können — denn wenn eine Frau nicht will, kann sie der Herrgott selbst nicht zwingen. Ich gebe freilich zu, daß sie es aus Verzweiflung tat, weil sie deinen Großeltern beistehen wollte. Sonst hätte sie dies Ehekreuz gewiß nicht auf sich geladen. Wer aber A sagt, muß auch B sagen. Und einfach sich bei Nacht und Nebel aus dem Hause stehlen — und so ein armes Kind allein lassen — Nein, das geht nicht. Darüber kann ich in meinem Unverstand nicht hinweg. Die Mutter gehört zum Kinde und nicht zu einem wildfremden Mann — und nun gar zu so einem, der Theater macht. Das hätten die Großeltern erleben sollen — o jemine! Deine Großmutter hätte sich die Augen aus dem Kopfe geweint, und dein Großvater hätte mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß die Teller heruntergeflogen und in Scherben gegangen wären."

Elisabeth hatte lautlos zugehört.

„Glaubst du, daß die Mama eines Tages wiederkommt?" fragte sie bebend.

„Ich glaube nicht," entgegnete Therese traurig. „Und wenn sie es auch wollte — der Eisbär ließe sie nicht herein."

Vom Tor her tönte die Glocke. Die Kleine schrak zusammen.

„Bring schnell den Kaffee herein," kommandierte sie. „Ich laufe und öffne ihm die Tür."

Alexander trat verlegen — die Mütze unter dem Arm — in den Schloßhof.

Über dem Tor war das alte Wappen der Sydows eingemauert. Der Hof lag im Nachmittagsschatten da. Der Springbrunnen plätscherte leise. Und in den Kronen der mächtigen Kastanienbäume raschelte es vom Winde. Die Front des Hauses war ganz von Efeu überzogen und blickte dem Jungen traulich entgegen.

Es ist hier wie im Märchen — dachte er. Und eine feierliche Stimmung durchzog sein Inneres.

Das kleine Fräulein nahm ihn bei der Hand.

„Ich freue mich, daß du Wort gehalten hast," sagte sie. „Aber

nun komm auch rasch; sonst wird der Kaffee kalt. Und die Therese darf man nicht warten lassen, sonst wird sie eklig grob. Du mußt nämlich wissen, daß sie schon bei meiner Mama gewesen ist, als die noch ganz klein war."

So traten die Kinder in das Haus.

Die Alte eilte ihnen entgegen. Sie musterte Alexander ungeniert von oben bis unten. Das also war ihres Püppchens Geschmack! Dieser arme Junge in dem fadenscheinigen Anzug, der obendrein den Kopf so hoch trug, als wäre er wirklich was besonderes — am Ende, wie das Kind sich eingeredet — ein verlorener Prinz. — — Nein, so eine wunderliche Welt! —

Gleichwohl unterdrückte sie ihre wahre Meinung. Sie wollte die Kleine nicht erzürnen; merkte sie doch ohnehin schon, wie wütende Blicke Elisabeth ihr zuwarf.

Sie reichte Alexander die schwielige Hand, in die der Junge vorsichtig einschlug.

Dunkele, schwere, eichene Schränke standen im Eßzimmer — und ein breiter Tisch mit gebogenen Füßen, und wuchtige, hohe Stühle.

„So, nun laßt's euch schmecken," sagte die Alte, stellte den heißen Kaffee auf den Tisch und schnitt den Napfkuchen an. Dann eilte sie hinaus, um die Kinder nicht zu stören.

„Wie gefällt sie dir?" fragte Elisabeth.

„Ach," erwiderte Alexander, „ich kann alte Frauen nicht leiden."

„Ich bitte dich," meinte Elisabeth, „einmal werden wir doch auch alt."

„Das hat gute Weile . . . Nein," begann er von neuem, „alte Weiber sind mürrisch und niederträchtig und verstehen einen nicht. Du solltest bloß meine Großmutter kennen! Übrigens — mein Großvater ist ebenso," setzte er trocken hinzu, „vielleicht sogar noch schlimmer."

Elisabeth lachte fröhlich auf über die unerschütterliche Sachlichkeit seines Berichtes.

Dabei aß er langsam von dem guten Kuchen, schlürfte bedächtig den heißen Kaffee und betrachtete voll Staunen das Zimmer mit den alten Möbeln.

„Die Therese ist gar nicht so schlimm. Wenn ich sie nicht hätte, wäre ich ganz verlassen. Übrigens kennt sie eine Menge wunderhübsche Märchen. Du solltest sie nur einmal erzählen hören."

„Ich mache mir nichts aus Märchen. Ja — früher, wie ich noch ganz klein war — und auch da wohl hauptsächlich, weil ich die Stimme

meiner Mutter so gern hörte. Die sprach wenig; aber es klang immer wie Musik."

„Hast du kein Bild von ihr?" fragte sie.

„Doch," antwortete er, „ich habe ein Bild von ihr aus der Zeit, da sie noch sehr jung war. Es glich ihr aber völlig; denn sie hatte sich nur wenig verändert. Nur im Gesichte war sie schmaler geworden, und ihre Augen wurden immer größer und glänzender."

So erzählte er nachdenklich.

„Du ißt ja gar nicht!" munterte sie ihn auf.

„Ich habe keinen rechten Hunger."

„Noch ein Stückchen! Mir zuliebe!"

Sie reichte ihm den Teller.

„Nein, ich will nicht," lehnte er entschieden ab.

Sie stellte den Teller wieder auf seinen Platz und verzog ein wenig den Mund — nur eine Sekunde, denn er sollte es nicht wahrnehmen. Nun stocherte sie mit dem Löffel in der Tasse herum und schien beunruhigt — als ob sie etwas drückte.

Alexander tat, als merkte er es nicht. Er saß in gerader Haltung feierlich in seinem Stuhle, etwas beengt durch den Glanz der neuen Umgebung, aber durchaus nicht unfrei, oder in seinem Selbstbewußtsein gebeugt. Er war es ja gewohnt zu schweigen. Aus dem Zusammenleben mit der Mutter hatte er den tiefen Ernst und die Gewohnheit, alles in sich zu versenken.

„Warum bist du so still geworden, Alexander?" fragte sie. „Bist du mir böse?"

Er sah sie groß an und schüttelte den Kopf.

Und nun wußte sie auf einmal, daß er schön war. Aus seinen tiefliegenden Augen brach ein Feuer in ihr kleines Herz — und seinen schlanken Hals liebte sie — und seine schwarzen, leuchtenden Haare — seine weiße Stirn — und seine mageren Hände, auf denen die Adern wie in feinem Erz sichtbar waren. In seinen Händen lag all sein Kummer.

Sie rückte ihren Stuhl ganz dicht an den seinigen.

„Alexander, ich möchte etwas wissen — — Ich möchte wissen —" fuhr sie langsam und träumerisch fort, „ob du mich ein wenig lieb hast."

Seine Züge wurden schmerzhaft, als ob ihre Frage ihm wehe täte.

Dann sagte er leise: „Ich darf niemanden lieb haben."

„Weshalb denn nicht?" fragte sie voll Leids.

„Wer mich lieb hat," erwiderte er, „kommt ins Unglück."

„Das verstehe ich nicht."

Er wurde unruhig.

„Du mußt es doch wissen," sagte er.

„Nein, wirklich nicht, ich schwöre es dir."

„Nun denn," sagte er, „ich bin auf der Welt, um eine einzige Sache auszuführen. Dann mag aus mir werden, was da will."

Sie hatte ihn begriffen.

„Alexander," schrie sie auf, „laß davon ab! Um des Herrn Jesu Christi willen — laß davon ab!"

„Ich kann nicht," entgegnete er. „Und Christus hat damit nichts zu tun. Dieses ist eine Sache, die mich allein angeht."

Seine Züge wurden dunkel, ehern und hart — wie Stein.

Sie sah, wie an seinem weißen Halse die Muskeln hervortraten — wie die blauen Adern an seinen Händen leise anschwollen — und wie seine Augen finster wurden.

Es zog an ihrem Herzen. Die Tränen stiegen ihr auf. Sie schluckte sie jedoch mit aller Kraft herunter und fühlte, wie jede Träne in ihrem Inneren brannte.

„Komm," sagte sie traurig, „ich will dir das Schloß zeigen."

Er folgte ihr willenlos.

Sie schritten durch einen gewölbartigen Korridor, bis sie vor einer Tür haltmachte, die sie öffnete. Sie traten in einen langen Saal, an dessen Wänden in großen, schweren, goldenen Rahmen die Bilder vieler Männer und Frauen hingen.

„Das sind Papas Ahnen. All die Herren von Sydow haben sich und ihre Frauen malen lassen. Und dieses letzte Bild ist das von Papa. Mamas Bild — denke dir, wie gemein! — haben sie herausgetragen. In einem blauseidenen Kleide war sie gemalt. Den Hals hatte sie ganz frei. Wenn du vor dem Bilde standest, hättest du denken mögen, sie tritt aus dem Rahmen und reicht dir die Hand. O," sagte sie bewundernd, „meine Mama ist sehr, sehr schön, und ihr Gesicht war weiß wie Sammet — und ganz kleine Hände hatte sie, nicht größer als die meinigen. Du darfst es mir glauben."

So plauderte sie in einem fort. Und er hörte ihr beständig still zu, neigte nur ein wenig den Kopf und träumte in sich hinein. Silbern klang ihm ihre Stimme. — —

Sie horchte entsetzt auf. Ihre kindliche Unbefangenheit war auf einmal wie fortgeweht: In der Tür stand Herr von Sydow.

„Da ist Papa," flüsterte sie furchtsam.

Alexander verbeugte sich mit freiem Anstand.

Herr von Sydow hielt seine Hand einen Augenblick fest und sah ihn durchdringend an.

Der Junge hielt den Blick trotzig aus, obwohl es ihn bei der Berührung ein wenig fröstelte. Wie gelbes Pergament erschien ihm das Gesicht des Herrn von Sydow. Und die matten, wasserhellen Augen — meinte er — glichen denen eines Fisches.

„Du darfst wiederkommen," sagte Herr von Sydow und verließ das Zimmer.

Die Kinder standen eine Weile wie gelähmt da. „Papa," sagte sie dann halb entschuldigend, „ist sehr, sehr müde. Er arbeitet den ganzen Tag. — Immer liest und schreibt er," fügte sie gleichsam belehrend hinzu. „Und in der Nacht geht er in seinem Zimmer auf und nieder. Therese sagt, er kann nicht schlafen, seitdem die Mama aus dem Hause ist."

Alexander nickte.

„Findest du auch, daß er wie ein alter Eisbär aussieht?"

„Nein," erwiderte er einsilbig.

„Die Therese behauptet es. Zu dumm, nicht wahr? Und jetzt zeige ich dir mein Zimmer."

Wieder schritten sie durch den gewölbten Korridor.

Es war ein erkerartiger Raum, in dem das kleine Fräulein hauste. Auf einer niedrigen Bank saß eine ganze Reihe von Puppen, die ihre Glasaugen auf die Eintretenden richteten.

„Ich spiele längst nicht mehr mit ihnen," sagte Elisabeth, als müßte sie sich entschuldigen.

Nun führte sie ihn an ihre kleine Kommode, die sie aufschloß, und holte aus dem äußersten Winkel ein vergilbtes Bildchen hervor.

„Das ist die Mama," sagte sie. „Papa weiß nicht, daß ich es habe. Mamas Bild — als Braut. Ist sie nicht schön?"

Und Alexander blickte in ein wunderbar feines Frauenantlitz, das eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Elisabeth zeigte.

Er betrachtete es lange.

„Es ist sehr schön," sagte er in aufrichtiger Bewunderung.

Sein Lob machte sie stolz.

„Ich möchte auch einmal so schön werden," meinte sie sehnsüchtig.

Sie öffnete jetzt das hohe Fenster.

„Blick' einmal hier herunter," forderte sie ihn auf.

Er sah in ein dunkles, geheimnisvolles Wasser, das von dünnen Erlenstämmen umgeben war.

„Schau es dir genau an," sagte sie tiefernst.

Und als er verwundert und fragend zu ihr emporblickte, wiederholte sie: „Schau es dir genau an."

Er folgte ihrem Geheiß.

„An dem Tage, an dem du das tust, springe ich da hinein, Alexander, — so wahr mir Gott helfen möge," sagte sie langsam und mit feierlicher Miene.

„Du wirst es dir überlegen," antwortete er kalt.

„Nicht eine Sekunde."

Ihre Augen schimmerten, und ihr Gesicht war bleich geworden.

Vom Schloßhof tönte die Stimme der alten Therese herauf: „Lisabetchen! Lisabetchen!"

Die Kleine rührte sich nicht.

„Wo steckst du denn? Das Abendbrot steht auf dem Tisch!"

Langsam schlichen sie hinunter.

Sie setzten sich schweigend zum Essen. Aber weder Speise noch Trank berührten sie.

Fortsetzung in der April-Nummer.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön.
Mitgeteilt von Karl Theodor von Schön.

Fortsetzung.

13. Von Schön (Konzept).[1])

An Freund Eichendorff.

Pr. Arnau den 30. Aprill 50.

Stellen Sie sich die Freude, mein verehrter Freund! recht lebhaft vor, welche ich haben würde, wenn ich mit Ihnen sprechen könnte, und Sie werden es sich erklären können, daß ich schon wieder schreibe.

Der Gedanke: Das Vaterland ist in Gefahr! drängt zur Mittheilung, um die Besorgniß zu millderen. Die Zeitgenossen, welche mir nahe standen, Jaski, Goebel[2]) p sind todt, u. unter denen der späteren Generation stehen Sie Oben an. Deshalb müssen Sie es schon dulden, daß ich mein Herz vor Ihnen ausschütte.

Im März 1848 hatten König und Ministerium den Kopf verlohren. Beide nahmen Berliner Straßen Unfug für Aufstand des Volks, u. machten dadurch aus der Local Unruhe, eine Revolution. Diese vorausgesetzt, suchte man Mittel um Thron u. Staat zu erhalten, u. ergriff das Phantom: Deutsche Einheit. In der Todes Angst entwürdigte man unser Volk u. unseren Staat, von Oben herab dermaaßen, daß man erklärte: Nur in Gemeinschaft mit dem Fürsten von Schwarzburg, oder mit dem von Reuß-Schleiz-Lobenstein, könnten wir als Staat forteristiren. Wir, die wir bestimmt waren, allen deutschen Stämmen mit dem Lichte der Intelligenz vorzuleuchten, sollten den deutschen Land Junkern von Homburg, u. von Waldek, von Lichtenstein u. von Dessau gleich gestellt werden!

---

[1]) Wie Eichendorffs Antwort zeigt, ist die Reinschrift (mit einem Zusatz über Droysen) erst am 1. Juni abgegangen.

[2]) Köhn von Jaski, Generalleutnant und Gouverneur von Königsberg, gestorben 1846. Goebel gestorben als Stadtgerichtsdirektor a. D. in Königsberg 1839. Beide waren von Schöns Universitätszeit her mit ihm innig befreundet.

Und diese Stimme kam nicht etwa aus dem Volke in seinem Bewußtseyn Großer Thaten und Großer Gedanken, sondern von der Regierung und den Neu Preuss. Rheinländern, welche durch die Französische Regierung intellektuell u. moralisch durch u. durch morsch geworden sind. Der Himmel wollte uns dafür züchtigen, daß wir den Landstrich jenseit der Weser zu Preussen zogen, ob wir gleich weder in Beziehung auf Sicherheit, noch in Beziehung auf die zur Entwikelung nothwendige Einheit, unsere Aufgabe da, als Staat zu lösen im Stande sind. In der Geschichte wird man vergeblich einen Fall suchen, in welchem, weil der Pöbel in einer Stadt revoltirt, die Regierung eines großen Staats erklärt, die Regierung nur in Gemeinschaft, mit benachbarten kleinen Fürsten (politischen Wechsel Bälgen) ferner führen zu können, u. dadurch den Groß Staat, als Groß Staat zu vernichten. Ja! noch mehr! der Nachwelt wird es unbegreiflich seyn, daß die Repräsentanten eines selbstständigen Staats, welcher in Beziehung auf Intelligenz, u. moralisch politischer Kraft, anderen Staaten vorleuchtete, freiwillig auf die Selbstständigkeit unseres Staats (Erfurth) verzichten, u. dem Rheinischen Pöbel Geschrey eines Camphausen beistimmen, daß Preussen nur in Verbindung mit Rudolstadt, Nassau, Weimar pp als Groß Staat bestehen könne. Die Angst vor schlechter Regierung in unserem Staate, u. vor Anarchie, hat unseren vornehmen u. eitelen Herrn Abgeordneten in Erfurth, den Verstand genommen. Es ist ihnen gegangen wie Friedrich Schlegel im Alarcos sagt: Aus Angst zu sterben, ist er selbst gestorben. Aber, kann man fragen: Verdient ein Volk, welches solche Abgeordnete nach Erfurth schikte wohl noch in Selbstständigkeit zu leben? und da scheint, in dem Großen Kampfe zwischen Alter und Neuer Zeit, weil der Himmel unmöglich die Vernichtung unseres Staats beschloßen haben kann, indem er dadurch selbst sein Licht auslöschen würde, der jetzige Moment, nur eine Zwischen Szene zu seyn, welche dadurch, daß sie Reibungen im Volke veranlaßt, im Volke Licht verbreitet, dem Fortschritt eine feste Basis geben kann. Das ist freilich ein Trost, Aber der Moment ist Ekelhaft, Abscheulich.

Dabey spielt unser Ministerium neben einer verruchten, eine lustige Rolle. Es legt in Erfurth eine Verfassung zur Genehmigung vor, und bey der Debatte darüber u. bey der Abstimmung stimmt es in dem Fundamental Punkte dagegen. Im Englischen Parlamente hätte man die Herrn zur Thür hinaus getrommelt, wohl geworffen u. auf der Straße würden sie mit Koth beworffen werden. Bey uns hat dieß aber Nichts auf sich, im Gegentheil brüsten sie sich als Erretter des Vaterlandes;

obgleich sie Nichts thaten, als hinter 30/m Mann u. 60 Kanonen zu braviren.

Summa Summarum: Hier heißt es wohl: Qualis grex, talis rex! Der Himmel will, daß das Volk durch Kopfstöße geläutert, u. dadurch zu einem Staate mit Volks Repräsentation reif werde.

Mit unserem Volks Repräsentations Wesen geht es biß jetzt fortwährend Berg ab. Der vereinigte Landtag läutete, wenn er gleich nicht wußte, wo die Gloken hengen. Die National Versammlung war der Höhe Punkt. In dieser Versammlung war Empfänglichkeit für Gedanken, u. wäre das Ministerium (Camphausen) nicht so absolut Gedankenlos, ja! positiv Gemein gewesen, dann würde diese Gesellschaft als Vorbild des Fortschritts dagestanden haben. Noch heute führt im Englischen Parlamente das Ministerium die Standarte der Ideen. Der National Versammlung 1848 fehlte es nicht an Empfänglichkeit für diese. Sie kam dem Ministerio mit Vertrauen entgegen, u. achtete auf Jedes seiner Worte. Sie suchte es durch einzelne Aeusserungen z. B. Die Feststellung der Staats Verfassung ist vor Allem nöthig! anzuregen, sie hob einzelne bestehende Mängel heraus z. B. die Anmaaßung der Bureaukratie u. der bewafneten Macht, damit das Ministerium dagegen Grundtöne angebe, aber das Ministerium, statt mit allgemeinen Sätzen vorzuleuchten, vertiefte sich nur in den einzelnen Mißbräuchen. Da versuchte es die Versammlung mit Grobheit gegen das u. Mißhandlung des Ministerii. Der Stumpfsinn war in diesem aber so groß, daß es diese ruhig hinnahm. Das Ministerium sank immer tiefer, u. doch! Als Camphausen, als Abgesandter der Hölle, unter dem Vorgeben, daß eine Verständigung der Versammlung mit dem Ministerio in einer Verhandlung über eine Dank Adresse vor Allem nöthig sey, die Aufstellung der Constitution verzögerte, stimmte ihm noch die Majorität bey. Von diesem satanischen Antrage ab, fing die Versammlung aber an, aus Rand und Band zu kommen. Camphausen lief davon, u. Rudolph Auerswald[1]) sollte retten. Dieser, mit einem Hauß Verstande begabt, und früher empfänglich für Allgemeine Gedanken, wurde durch seine Ernennung zum Premier Minister, ein so vollendeter Narr, daß er ohne eminenten Geist, u. ohne alle wissenschaftliche Bildung, nicht allein Alles schon zu verstehen u. allein machen zu können

[1]) Später, als der hier so scharf Kritisierte den Prinzen von Preußen bei seinem Auftreten gegen die Umgebung des Königs beriet, hat Schön, der Auerswalds Schwager war, ihn eifrig unterstützt.

glaubte, sondern sogar speziell das auswärtige Departement übernahm, ohne von äusserer Politik auch nur eine Ahnung zu haben, ja! ohne die Sprache auch nur der Diplomatie (die Französische) auch nur einigermaaßen zu verstehen. Er glaubte, daß trivial platte Redensarten das Wesen der Staats Regierung wären. Nun wurde die National Versammlung immer willder, immer Schrankenloser u. so mußte sie aufgelöset werden. Kurz vor dieser Auflösung stand die Regierung als das Bild der vollendeten Kopflosen Miserabilität, u. die National Versammlung als das Bild der verwillderten Genialität da. Beides machte es möglich, daß die rohe Gewalt sich geltend machen konnte. Die eine Partie in der Repräsentation fürchtete die Rückkehr des alten Sauerteigs u. sah nur Rettung im revolutionairen Vorgehen, die Andere fürchtete dieß Vorgehen, u. zunächst Anarchie. In der Regierung war, wie im Volke, Ideenlosigkeit, u. so wurde die rohe Gewalt entscheidend. Wrangel rükte mit 20/m Mann u.* 50—60 Kanonen in Berlin vor die National Versammlung. Nun trat das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ein. Es nannte sich das Ministerium der rettenden Tat, richtig kann man es aber nur, als das Ideenlose Ministerium der rohen Gewalt bezeichnen. Bey diesem Stande des Ministerii fingen, gestützt auf rohe Gewalt, Ultra Aristokraten, Pietisten, u. besonders Absolutisten an, ihr Haupt zu erheben, und das Gedankenlose u. feige Ministerium, stoppelte Kammern u. eine Verfassung aus hetrogenen Elementen, so weit in der Richtung der früheren Zeit zusammen, als es glaubte, daß die Macht der rohen Gewalt reichte. Die Ultra Liberalen wollten mit diesem, ihrem Wechsel Balge entgegengesetzten Wechsel Balge, Nichts zu thun haben, es entstanden Kammern, welche aus Halb und Viertel Menschen zusammengesetzt waren. Intelligenz hatte sich aber nicht auf einmal aus dem öffentlichen Leben verbannen lassen, u. so trat die 2te Kammer, doch gegen das miserable Ministerium in dem Grade auf, daß um dieß Ministerium der rohen Gewalt zu halten, die 2t. Kammer aufgelöset wurde. Dieser Akt der Gewalt entfernte noch mehr, alle Ideen, aus den Kammern, u. nun bestand die Repräsentation in ihrer Majorität, aus dermaaßen gehorsamen Knechten u. Fundamentlosen Wesen, daß theils aus Angst gegen Anarchie, theils aus Besorgniß die Pietisten (Gerlach) könnten sich wieder geltend machen, sie in Gehorsam gegen das Ministerium, ja! in Ueberbietung desselben z. B. beim Spion Fonds, hervorzuthun sich bestrebte. Die Kammern in ihrer Gedankenlosigkeit nahmen Camphausens Aeusserung, daß Preussen nicht lange Groß dastehen würde, wenn es sich nicht, mit

Schwarzburg, Reuß pp als Gleich Berechtigte verbände, mit Enthusiasmus auf, sie sahen in dieser Behauptung nicht die Vernichtung der Selbstständigkeit des Preuss. Staats, ja! noch mehr, sie beschlossen dadurch ihre eigene Vernichtung, daß sie annahmen, Alles was der Erfurther Congreß annehme, und unseren Kammer-Beschlüßen widerstreite, sey allein geltend, u. überhaupt sey jede Erfurther Anordnung Norm für Preussen.

Beim Schluß dieser Preuss. Kammern schien es, als wenn wir auf dem tiefsten Punkte unserer Miserabilität gekommen wären. Aber die Erfurther Versammlung überbot Alles, was man sich an Kopflosigkeit u. Erbärmlichkeit im Voraus hatte denken können. Wenn man nicht Wahnsinn voraussetzt, wird es den Nachkommen unglaublich seyn, daß man in Erfurth die Einheit Deutschlands verfollgte, obgleich die Haupt-Stämme Deutschlands, (³/₄) von der, der Versammlung in Erfurth vorgelegten Einheit nichts wissen wollten, daß die Preuss. Abgeordneten da dafür stimmten, daß mit Aufopferung der Selbstständigkeit des Preuss. Staats, dieser mit den kleinen Fürsten (politischen Wechsel Bälgen) sich auf eine Linie stelle, ja! um deren Gunst buhlte, (der Löwe mit Maulwürfen in gleichem Rechte zusammen trat) daß man den Widerspruch in sich, (Bundes Staat) als Ziel hinstellte, u. in seinem Wahnsinne, so weit ging, daß, als das miserable Ministerium den Satz selbst zu toll fand, daß der König von Preussen nicht ohne Zustimmung der Fürsten von der Lippe, oder von Sondershausen oder von Waldek, Krieg anfangen oder Frieden schlüßen dürfe, mit Heftigkeit diesen Satz in der Constitution erhalten wissen wollte. Der Wahnsinn erreichte seine Spitze darin, daß, als das Ministerium, welches den eben erwähnten Satz in dem Constitutions Projekt aufgestellt hatte, gegen sich, als gegen sein eigenes Kind sprach und stimmte, (in England würden die Minister in einem solchen Falle von Straßen Jungen mit Koth beworffen seyn) die Erfurther Versammlung das Ministerium doch nicht zu loben u. zu ehren, aufhörte. Einzelne Menschen werden wahnsinnig, ja! Massen von rohen ungebildeten Menschen werden vom Wahnsinn befallen, wie Tausende von Aker Knechten und Tagelöhnern in Westpreussen im Jahre 1821. nach Portugall auswanderen wollten, obgleich Keiner von diesen wußte, wo Portugall liegt, Aber, daß eine Menge von Menschen, welche lesen u. schreiben können, u. welche man zur gebildeten Welt zählt, u. welche in einem Staate leben, der seine Aufgabe als Staat zu lösen im Stande ist, u. welcher diese Aufgabe zeither besser als alle andere Staaten deutscher Zunge, gelöset hat, in einen solchen Wahnsinn verfallen, daß sie die Vernichtung der

Selbstständigkeit dieses Staats mit Wuth forderen, das wird der Nachwelt kaum glaublich erscheinen. Es ist nur erklärlich

1. durch den tiefen politischen Culturstand des Volks, u.

2. durch die Unzufriedenheit mit der heutigen Regierung bey uns.

Das Erste ist Follge der väterlichen Despotie, wie sie biß zum Jahre 1807. unerschüttert bey uns statt fand. Das Volk war biß zum Spectakel 1848 politisch unmündig und stumpfsinnig. Die gräuelvollsten Anordnungen der Regierung, betrachtete es als Aussprüche hoher Weisheit. Noch im Jahre 1803, als Domainen Bauern, weil sie die angeordnete Frohn Dienst Ablösungen für Erlaß nahmen, und dieß für die Absicht des Königs hielten, den Hof Dienst verweigerten, wurden diese Bauern ohne alle gerichtliche Untersuchung (in Westpreussen) dem Militair überliefert, um sie durch 200 Mann Spießruthen laufen zu lassen. Die Bauern wurden arg zerfleischt, u. 99/100, ja! 999/1000 Theil des Volks sah darin nur einen Akt der Gerechtigkeit. Der Spektakel von 1848, hat das Volk nur gerüttelt, mehr oder Weniger herrscht aber die frühere Richtung, als Follge der militärischen Volks Erziehung, in der großen Masse des Volks in den alten Provinzen, noch heute. Besonders bey dem Adel, der früher Offizier Stellen in der Armee bekleidete, u. bey der rohen Masse ist dieß der Fall. In der Jury, welche unlängst das Schuldig oder Nichtschuldig über den Dr. Jacoby aussprechen sollte, fragten die Bauern nur: Hat er gegen den Willen der Person des Königs gehandelt? und weil er dieß gethan hat, werde er gerädert. Der König hat gesagt: Preussen soll in 'Deutschland aufgehen, u. er hat darauf gestützt eine Verfassung, bey welcher die kleinen deutschen Fürsten selbstständige Souveränität behalten, u. so gar das Recht auf Krieg und Frieden für Preussen von der Zustimmung des Fürsten von Schwarzburg u. Reuß-Schleiz-Lobenstein abhängt, aufstellen lassen, und obgleich, dadurch die Vernichtung Preussens, als selbstständiger Staat, u. Groß Macht ausgesprochen ist, stimmen alle Preuss. Abgeordneten in Erfurth für diese Verfassung. Dieser, beinahe höchste Grad der politischen Servilität, der Beispiellos in der Geschichte ist, wäre unbegreiflich, wenn nicht dazu käme

1. daß die Rheinisch Preuss. Abgeordneten, durch das mehr als 100 jährige Leben unter kleinen Fürsten (politischen Wechsel Bälgen) u. durch die darauf folgende Napoleonische Despotie, unfähig geworden wären, den Begrif von Staat, in sich zu bilden. Der Napoleonische Despotismus empörte sie, und nun, Ideenlos u. ungebildet, ergriffen sie

die frühere Zeit, nehmlich das kleine Fürsten Wesen. Camphausen ging (als Ideenloser KornKrämer seiner Natur nach) so weit, offen in Berlin zu erklären, daß Preussen nicht lange mehr Groß Macht seyn würde, wenn der König von Preussen nicht dem Fürsten von Dessau, oder dem von Meiningen in dem wichtigsten Theile der Souverainität über sein Land eben die Rechte einräume, welche er selbst habe. Eben so sprechen unsere Rheinländer u. die kleinen Fürsten von der Einheit Deutschlands, u. verstehen darunter den alten Regensburger Reichstag, u. (mit Stein u. auch wohl Gagern) die Wiederherstellung der Geistlichen Fürstentümer, u. der Reichs Ritterschaft, u. das thun sie, obgleich ganz Deutschland (in so fern es staatlich da steht, Bayern, Hannover) von der Preuss. Deutschen Einheit Nichts wissen will. In der Berliner Nationalversammlung lachte Anfangs noch die Majorität, über diesen Unsinn, Aber das ewige mit Anmaaßung verbundene Geschwätz von Deutscher Einheit, besonders von Seiten des Ministerii, betäubte am Ende die Preuss. Abgeordneten, so, daß sie ihren, durch jene Königl. Aeusserung schon umnebelten Verstand in Erfurth vollends verlohren. Wo sich bey Einzelnen dieses GottesKind noch geltend machen wollte, da wurde es

2. durch den augenbliklichen, biß zur Verzweifelung sich steigernden Mißmuth über unsere jetzige Regierung, zurük gedrängt. Die sogenannten Gebildeten im Preuss. Volke sahen, daß Absolutisten u. Ultra Aristokraten, vereint mit Pietisten, den Unfug, welchen UltraLiberale trieben, benutzen, um die alte Zeit wieder herzustellen. Sie sehen, wie UltraLiberale durch Volks Aufwiegelung u. rohe VolksGewalt die neue Zeit zu halten bemüht sind. Sie suchten nach Mittel gegen beide Uebel, u. da griffen sie, in ihrer gänzlichen politischen Uncultur u. Unwissenheit, als einziges Mittel gegen rohe Gewalt durch die bewafnete Macht, weil diese in den kleinen deutschen Staaten Kraftlos sey, u. weil da, diese die National Versammlungen nicht stören könne, nach der Vereinigung Preussens mit Deutschland, unbewußt, auf Kosten der selbstständigen Existenz Preussens. Die Abgeordneten der kleinen deutschen Fürsten machten den Preuss. Abgeordneten diese Verbindung lieblich, und sowohl die liberalen Männer der alten Göttinger Schule, als die Krämer Seelen in unseren Westlichen Provinzen, griffen nach dem alten deutschen Reiche. Unsere Alt Preuss. Abgeordneten, empört über den Gang der Angelegenheiten in unserem Lande, suchten Rettung davon, u. in ihrer tiefen politischen Uncultur, griffen sie nach den ihnen von den anderen deutschen Abgeordneten, u. von den Preuss. DrekSeelen in den Westlichen Provinzen ihnen darge-

botenen Rettungs Mittel: des Aufgehens Preussens in Deutschland. Um ein augenbliklich mit Macht heranrükendes Uebel zu entfernen, wählten sie in ihrer Unwissenheit, den Weg der Vernichtung Preussens. Dabey fand auf beiden Seiten, Betrug u. Täuschung statt. Die Nicht Preussen wollten, durch die Verbindung mit Preussen, als Deutsche zur Geltung kommen, und bey den Preussen war bewußt oder unbewußt der Hinter Gedanke: Mit dem an sich unsinnigen Phantom: Deutsche Einheit oder Bundes Staat, die kleinen deutschen Fürsten, durch Intelligenz u. physische Macht zu überwältigen.

Summa Summarum: Tiefe Unwissenheit, u. tiefe Uncultur, u. Täuschung u. Betrug, waren die Basis der Erfurther Verhandlungen.

den 19 t. May 50.

Vielleicht ist Erfurth der tiefste Punkt, zu dem Preussen, wenn es nicht mit seinen Großthaten u. Großen Erinnerungen vernichtet werden soll, herabsinken kann, denn die Erfurther Versammlung bringt Preussen dem Punkte der gänzlichen Auflösung desselben schon ziemlich nahe. Es könnte der tiefste Punkt seyn, wenn Frankreich die Kriegs Trompete bald erschallen ließ, und dadurch das Unwesen der kleinen deutschen Fürsten, wie es ihrer Natur gemäß ist, durch bereitwillige Ergebung an Frankreich u. Verbindung mit demselben, wie 1805 u. 1806, in die Augen springend zu Tage käme. Aber bey dem heutigen Trotzen unserer Regierung, auf rohe Gewalt, und bey deren Vertrauen auf Täuschung u. Beschwatzen (der jetzige Fürsten Congreß in Berlin), und bei deren Mangel an Ideen bey jeder Handlung im Inneren, wie im äusseren Staats Leben, und bey der, bey jeder Gelegenheit biß zum Stumpf Sinn sich zeigenden Unmündigkeit des Volks, welches, statt den Erfurther Abgeordneten mit Entrüstung entgegen zu treten, sie ruhig nach Hause kommen läßt, ist zu besorgen, daß, damit der Preuss. Staat, die Lösung seiner Aufgabe (Fiat lux) wieder aufnehme, noch mehrere Stöße im Volke selbst, nothwendig seyn werden, u. daß wir noch nicht an dem Ende der schlechten Zeit sind. Es ist aber zu hoffen, daß dieß Ende bald eintrete. Das Unwesen, welches man, besonders in Erfurth trieb, u. jetzt in Berlin treibt, muß dieß Ende bald herbeiführen. Der Fürst von Homburg, u. der von Lippe oder der von Waldek, müssen Proclamationen gegen Preussen richten, wie der König von Würtemberg gethan hat, und Uns, Regierung und Volk, in unserer Miserabilität hell und licht darstellen, u. drohen, daß Reuß-Schleiz-Lobenstein vom Reichs Gericht den Auftrag habe, einen Richterspruch desselben gegen Preussen, auf dem Wege mili-

tairischer Execution durchzuführen. Ereignisse dieser Art müssen vorkommen, um das Blendwerk unserer Regierung zu vernichten, u. unser Volk aus seinem Stumpfsinne zu weken. Bis es dahin kommt, kann freilich von Absolutisten, Pietisten und Ultra Aristokraten, wie von Jacobinern noch Viel Unheil angerichtet werden. Der Himmel muß dieß aber zulassen, denn wenn Vernünftig erschaffene Wesen ihren Göttlichen Geist, mit Vorsatz u. Wuth verläugnen, dann können nur Widersprüche in sich, (deutsche Einheit, Bundes Staat, souveraine kleine Fürsten) indem sie sich reiben, u. einander, aufheben zur Klarheit u. zur Wahrheit führen, u. Ideen zu ihrem Rechte verhelfen.

S.

14. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

danke ich zuvörderst hertzlich für die gnädige Mittheilung v: 1t d: M: Sie hat mich, anstatt zu belästigen — wovon hier überhaupt gar nicht die Rede sein kann — als ein Zeichen des freundschaftlichen Vertrauens, dessen Ew: Excellenz mich würdigen, auf das innigste bewegt, und eben so sehr hat mich ihr Inhalt interessirt. Die scharfe Analyse unserer Volksrepräsentation vom letzten Berliner Landtage bis Erfurt, ist vortrefflich, und nicht minder schlagend, nach meiner vollen Ueberzeugung, die Auffassung und Darstellung der sogenannten deutschen Union, die allerdings nur entweder durch Aufgeben Preußens an die „politischen Wechselbälge", oder durch materielle Waffengewalt erzwungen werden könnte, in beiden Fällen also selbst ein politischer Wechselbalg ist.

Was nun Droysen anbetrifft, so habe ich ihn, da wir uns das zweitemal verfehlten, überhaupt nur einmal gesprochen, und da war fast nur von der Sache, und von der deutschen Angelegenheit speziell so wenig die Rede, daß ich seine Ansicht in dieser Region allerdings nicht zu verbürgen vermag. Er ist mir aber durchaus frisch und hell erschienen, als ein Mann, der von Servilismus, nach irgendwelcher Richtung es sei, auf keine Weise inficirt ist. Jedenfalls ist er Historiker genug, um die Dinge objectiv zu nehmen, und Ew: Excellenz Bild, wo er etwa auch im Eintzelnen vielleicht abweichender Meinung sein sollte, rein und hoch aufzufassen, zumal da er jugendlich, lebendig und darstellungsgewandt, mit wahrer Liebe und Begeisterung an die Arbeit geht. Hiernach kann ich, nach bestem Wissen und Gewissen, nur unmaaßgeblich rathen, ihm die Sache mit Vertrauen in die Hand zu geben.

Rudolf Keudell, welcher den Winter über hier gelebt hat, ist plötzlich und unerwartet nach Holstein abgereist; wie es scheint, um dort als Offizier wieder einzutreten.

Inzwischen lebe ich hier auf dem sogenannten Karlsbade mitten in dem Wirrwarr wie Robinson auf seiner Insel; nur daß ich die enorme Langweiligkeit, welche die Physiognomie Berlins ganz speziell für mich zu haben scheint, oft kaum zu überwinden vermag.

Alle die Meinigen empfehlen sich Ew: Excellenz und Ihrer verehrten Frau Gemahlin, der ich die Hand küsse, auf das angelegentlichste, ich aber bin immerdar mit innigster Verehrung Ew: Excellenz

gantz gehorsamster

Eichendorff.

Berlin den 9t Juny 1850
Karlsbad Nro. 4.

15. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

sind, dem gnädigen Schreiben v: 18t v: M: zufolge, hinsichtlich der Qualification Droysens zu dem ihm anzuvertrauenden Werke, bedenklich geworden, und haben darüber meine Meinungsäußerung erfordert.

Seine Schrift über Schleswig-Holstein habe ich nicht gelesen. Aber Ew: Excellenz welthistorische Ansicht der Sache theile ich mit vollkommener Ueberzeugung, und erscheint hiernach Droysens Auffassung und Behandlung allerdings, als eine bloß juristische, sehr beschränkt und subordinirt.

Was dagegen seine angebliche Uebernahme einer hiesigen Zeitschrift betrifft, so habe ich mir viele Mühe gegeben, darüber in's Klare zu kommen. Allein theils werden solche Dinge hier mit einer unglaublich diplomatischen Geheimnißkrämerei betrieben, und von der andern Seite fehlt mir jetzt auch jede Bekanntschaft mit dem etwa hierbei betheiligten Beamtenpersonal. ich habe daher leider durchaus nichts näheres erfahren können, als was der bekannte Zeitungsartikel darüber andeutet.

Was ich mir früher über Droysen zu äußern erlaubte, sollte nur den Eindruck schildern, den eine einstündige Unterhaltung mit ihm bei mir zurückgelassen. Da ich ihn aber seitdem nicht wieder gesehen habe, und ein so flüchtiges Zusammensein sehr leicht gewaltig täuschen kann, so möchte ich die Richtigkeit jenes ersten Eindrucks auf keine Weise verbürgen.

Unter diesen Umständen wäre daher meine unmaaßgebliche Meinung, daß Ew: Excellenz noch einige Zeit abwarten, ob und was etwa aus Droysens hiesiger Journalistik herauskommt, wenn Ew: Excellenz nicht vielleicht bereits ein anderer geeigneter Mann bekannt sein sollte, der bei gleicher Qualification ein unbedingtes Vertrauen verdiente.

Dieß ist zu meinem großen Bedauern Alles, was ich darüber zu berichten im Stande bin; mit dem hertzlichsten Wunsche, daß die Sache gut und Ew: Excellenz in jedem Betracht würdig werde!

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gantz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, den 8t July 1850.
Karlsbad. Nro: 4.

16. Von Eichendorff.

Euer Excellenz

muß ich vor allem um geneigte Entschuldigung bitten, daß ich die geehrten Schreiben v: 17t u. 22t Januar c: erst heut beantworte und für die mit dem ersteren mir mitgetheilten merkwürdigen Aufsätze meinen innigsten Dank abstatte. Leider aber war auch ich unter den 60,000 Berlinern, die an der Grippe gelitten haben sollen, so daß ich an irgend leidlich vernünftiges Schreiben nicht denken konnte. Doch hatte ich, noch ehe Herr von Bardeleben[1]) mich mit seinem Besuch beehrte, Ew: Excellenz Auftrage gemäß bereits mit dem Geheimerath Messerschmidt (so heißt der Schwiegersohn Müllers)[2]) gesprochen, und ihn ersucht, der Wittwe Ew: Excellenz volle Theilnahme zu bezeugen. Er sagte mir, daß er bald nach dem Tode seines Schwiegervaters alle an diesen gerichteten Briefe Ew: Excellenz bereits verbrannt, den letzten dieser Briefe aber vorher aufmerksam durchgelesen habe; u. versprach zugleich, die Gewährung des darin enthaltenen Wunsches wegen Marienburg nach besten Kräften fördern zu wollen.

[1]) Kurt von Bardeleben, Landrat, erst Schwager, dann Schwiegersohn Schöns, Mitglied des Vereinigten Landtags, des Frankfurter Parlaments und der preußischen Zweiten Kammer.

[2]) Generalproviantmeister, vortragender Rat im Kriegsministerium, gestorben 1851. Messerschmidt war sein Nachfolger.

Die mir gnädigst mitgetheilten Papiere[1]), die ich hier gehorsamst wieder zurücksende, habe ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Bewunderung gelesen. Das lebendige Bild des Königs ist vortrefflich u. trifft den „Romantiker auf dem Thron" auf ein Haar. Besonders treu und wahr scheint mir der natürliche Uebergang aus dem pietistischen Gefühlswesen zur willenlosen Ergebung und Lähmung aller äußeren Thatkraft aufgefaßt u. dargestellt. Dennoch bin ich der Meinung, daß zu einem kräftigen u. gesunden Staatsleben beide Elemente: Intelligenz oder Idee und Gefühl gleich unentbehrlich sind, wie auch Ew: Excellenz durch das schlagende Gleichniß von Kugel und Pulver[2]) andeuten. So würde ohne Zweifel Z:B: im Jahre 1813 ohne das allgemeine Volksgefühl die Kugel doch wohl im Laufe stecken geblieben seyn.

Ueber das eigentliche Verhältniß Preußens zu Deutschland bin ich mit mir selbst noch nicht recht im Klaren, und erlaube mir daher kein Urtheil darüber. Aber völlig einleuchtend ist mir der Schluß des Aufsatzes vom 8 tn Januar c: Ebenso bin ich mit der scharfen und geistvollen Schilderung unserer Gegenwart (v: 25 tn December v: J:) gäntzlich einverstanden und überzeugt, daß dieser rohe Trotz gegen die neue Zeit und die Weltgeschichte schleunigst zur Barbarei führen müßte, wenn er nicht moralisch unmöglich und daher für die Dauer unausführbar wäre. Und diese Unmöglichkeit ist ein Trost, wenigstens für unsere Nachkommen, und aus gantzem Hertzen, stimme ich daher ad: 1 bis 5 des Aufsatzes vom 2 t Januar d: J: in den Ruf mit ein: Gott gebe dazu seinen Segen![3])

Unbeschreiblich aufgeregt hat mich die Nachricht, daß Ew: Excellenz im April Berlin wieder einmal besuchen wollen; ich kann es nicht sagen, wie hertzlich ich mich darauf freue, nach so langer schmertzlicher Entbehrung Aug in Aug mit Ew: Excellenz über Gegenwart und Zukunft, Sorge und Hoffnung wieder verhandeln zu dürfen. Denn die Briefstellerei ist und bleibt doch nur ein leidiger Nothbehelf. ich bitte inständigst, den vortrefflichen Gedanken dieser Reise recht festzuhalten!

---

[1]) Die oben erwähnten Schönschen Aufsätze, die handschriftlich vorhanden sind.

[2]) Der betreffende Satz lautet: „Ideen nicht Gefühle regieren die Welt, die letzten sind nur das Schießpulver, während die Idee die Kugel ist."

[3]) Schön erklärt aufrichtig konstitutionelles Verhalten der Regierung als notwendige Vorbedingung zur Erfüllung der Aufgabe Preußens „als strahlende Intelligenz im Staatsleben".

Und in dieser freudigen Aussicht füge ich nur noch die Bitte hinzu, von mir und den meinigen Ihrer verehrten Frau Gemahlin unsere gehorsamste Empfehlung ausrichten zu wollen, und ferner in gnädigem Andenken zu erhalten

Ew: Excellenz

treu ergebenen
Eichendorff.

Berlin, den 7t Februar 1851.
im Cadettenhause.

17. Von Schön (Konzept).

Pr. Arnau den 7t. Novbr. 1851.

An Hrn. Geh. Rath Baron
v Eichendorff
p. Couvert. An Hrn. Hauptmann
v Besserer
in Berlin
Cadetten Hauß.

War es mir doch, als wenn Sie in meiner Stube wären und ich mit meinem verehrten Freunde, disputirend auf und nieder ginge! ich sah, Ihr für mich immer freundliches Gesicht —, ich hörte Sie sprechen, Summa Summarum: Sie waren da: und das machte mir eine solche Freude, daß ich Ihr Buch[1]) in einem Zuge durchlesen mußte. Alle Ihre anderen Schriften, könnte auch ein Mann, der nicht Eichendorff ist, geschrieben haben, aber Ihre neuste Schrift, ist Ihr Selbst, und da freute ich mich über den Besuch des alten und bewährten Freundes. Dabey bekam das Pro und Contra auch sein Recht, und so gehört es auch hieher, und gehe als Fragestüke zu dem Freunde:

1. Könnte nicht, statt positiv christlicher, oder positiv katholischer Glaube

moralischer Glaube

gesetzt werden, der uns Gott, Unsterblichkeit und Moralität giebt, und der vor dem oberen Erkenntniß Vermögen (Verstand, Urtheilskraft und Vernunft) zu recht besteht?

---

[1]) Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum. Leipzig 1851. Vergl. Schöns Brief an Droysen bei Rühl: Briefwechsel Schöns mit Pertz und Droysen, S. 204 f.

2. Käme das Buch nicht eben so, wie jetzt, zu stehen, wenn immer anstatt: positiv christliche Religion, oder positiv katholische Confession: Positiv Buddaistische oder positiv Muhamedanische stände?

3. Woher wissen wir, daß das Christenthum höher steht, als der Buddaismus und der Muhamedanismus? Inspiration kann hier nichts entscheiden, denn alle diese drey Religionen machen darauf Anspruch. Was den Einen recht ist, ist den Anderen billig.

Erkennen wir den Vorzug des Christenthums nicht blos dadurch, daß wir die Normen, welche es giebt, und die Gefühle, welche es erregt, an die von dem Schöpfer in der Vernunft uns gegebenen Ideen anpassen, und wenn sie da mehr die Probe bestehen, als die beiden anderen Confessionen, der Vorzug feststeht? und

4. Ist objectives Gefühl, also mit Nothwendigkeit, nicht Widerspruch in sich? Gefühl und Phantasie, sind ihrem Wesen nach Grenzenlos, und können ihrer Natur nach, nur den Zuruf der Vernunft, als dem Reiche der Ideen, dulden. Wo sie einkehren, richten sie immer besonders ihre Wohnungen ein. Will man nun für sie einen gemeinschaftlichen, großen Salon einrichten, dann sprengen sie Thüren und Fenster und Deke, um in ihr Element, Unendlichkeit, zu kommen.

Wäre hiernach nicht:

5. jede Religion, als solche subjectiv? und wäre hiernach nicht

6. jede Kirche nur, für die weltliche Gestaltung des Heiligen rathsam, eingerichtete Polizei Anstalt, welche in dem Grade verderblich wird, als sie bleibende Normen aufzustellen sich anmaaßt?

u. s. w.

Und nun nur noch, meinem Freunde, dem herzlich lieben Freunde, meinen Gruß.

S.

18. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz
ermangele ich nicht, mich wieder als einen Berliner gehorsamst anzumelden und, nach so langer Unterbrechung, in Ihr geneigtes Andenken zurückzurufen.

Den gantzen Sommer bin ich mit den Meinigen (Besserer ausgenommen, der uns nur in der Ferienzeit besuchen konnte) in Sedlnitz ge-

wesen. Die geordneten bäuerlichen Verhältnisse daselbst, mancherlei komfortable Verbesserungen und Verschönerungen in Haus und Garten — wobei auch wieder ein Balkon — und endlich die völlige Abgeschiedenheit von dem hiesigen politischen Treiben, hatte uns den Aufenthalt dort, trotz dem größtentheils schlechten Wetter, so angenehm gemacht, daß wir uns ungern trennten.

Mit großem Interesse habe ich in den Zeitungen von den neu projectirten Bauten an der Schloßkirche und Thurm zu Marienburg gelesen, und dabei nicht ohne Wehmuth der schönen Zeiten gedacht, wo es auch mir vergönnt war, mit im Rathe zu sitzen.

Von hier aus wüßte ich nichts Neues zu berichten, was Ew: Excellenz nicht gewiß schon viel besser wüßten. Die Zeit hier scheint mir während der Paar Monathe meiner Abwesenheit, wenigstens um 50 Jahr älter geworden zu sein.

Mein neues Buch über den deutschen Roman wird wohl wahrscheinlich schon in Ew: Excellenz Händen sein. Möchte es sich einigermaßen Ihres Beifalls zu erfreuen haben, und wenigstens an den alten treuen Freund erinnern!

Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst; ich aber bin und bleibe immerdar mit innigster Verehrung

Ew: Excellenz

gehorsamster

Berlin, den 9t November 1851,

Eichendorff.

im Cadettenhause.

So eben, da ich diesen Brief abschicken will, erhalte ich Ew: Excellenz Schreiben v: 7t dM:, und beeile mich, meinen innigsten Dank und meine große Freude darüber auszudrücken, daß Ew: Excellenz meine neueste Schrift mit solcher Aufmerksamkeit gelesen u. Sich dabei wirklich, wie ich oben gewünscht, des alten Freundes so hertzlich erinnert haben. Die beigefügten Fragestücke betreffen recht eigentlich die welthistorischen Unterschiede zwischen Naturreligion u. Christenthum, zwischen Vernunft u. Offenbarung, worüber sich füglich wieder ein neues Buch schreiben ließe. Meinem innersten Wesen nach muß ich sämmtliche Fragen entschieden mit: Nein beantworten; ich wäre sonst eben der Eichendorff nicht, der ich bin,

u. dem Ew: Excellenz, so wie er nun einmal ist, deshalb gewiß nicht minder wohlwollen. Und in dieser freudigen Zuversicht empfehle ich mich nochmals

treugehorsamst

Eichendorff.

B. d: 10t Novbr: 51.[1])

19. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

danke ich gehorsamst und hertzlichst für die überraschende und prächtige Weihnachtsbescheerung, die bei Alt und Jung große Freude erregt hat, denn auch ich bin in Betreff des Zuckergusses noch immer höchstconservativ gesinnt. Am erfreulichsten aber und wahrhaft unschätzbar war mir die schöne Gabe als ein Zeichen, daß Ew: Excellenz, trotz allen dicken Nebeln, Lichtblitzen und Dummheiten der Zeit, meiner fortwährend mit dem alten, mich über alles beglückenden Wohlwollen gedenken, das ich gewiß Lebenslang aus voller Seele unverbrüchlich erwiedern werde. Und wie denn kein Glück allein kommt, so auch hier das Postscriptum, wonach ich im nächsten Frühjahr die Freude haben soll, Ew: Excellenz endlich einmal in Berlin wiederzusehen, ein Glück, worauf ich mich schon so lange vergeblich gefreut hatte.

Wahrhaft erschüttert hat uns dagegen die betrübende Nachricht von dem Gesundheitszustande Fräulein Malvina's.[2]) Möge der Himmel diesen bitteren Kelch abwenden, und Ew: Excellenz in frischer Gesundheit und mit gantz ungetrübtem Gemüth zu uns führen! Und dieß ist zugleich mein hertzlichster Wunsch zum neuen Jahr.

---

[1]) In einem ungedruckten Briefe an einen Dritten teilt Schön Eichendorffs Antwort mit und fügt hinzu: „ich habe ihm darauf wieder geschrieben: In die Höh'! In die Höh'! Ueber natürliche u. positive Religion, über Classicität, u. Romantik, stehe der Mensch mit seinem Geiste u. seinem Gemüte, der Erste sey das Feld des Philosophen, u. das 2t., das Feld des Dichters." — Das „In die Höh'!" ist Anspielung auf Eichendorffs gleichnamiges Gedicht, das in Danzig entstanden ist und Beziehung auf Schön und seine Mitarbeiter zu haben scheint.

[2]) Schöns älteste Tochter; sie starb am 4. Januar. Nicht ganz ein Jahr vorher war ihre Mutter gestorben.

Lovis Corinth:
Dame mit Stier.
Zum Essay von
Hans Hell.

Nord und Süd
Heft 372
Jahrgang
1 9 0 8

Alle die meinigen empfehlen sich gehorsamst, ich aber bin und bleibe immerdar mit alter Treue und inniger Verehrung

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, im Cadettenhause,
den 3t Januar 1852.

20. Von Eichendorff.

So eben empfange ich die Trauerbotschaft von dem frühen Heimgange Ihrer Fräulein Tochter Malvina, und kann nicht unterlassen, meine und aller der meinigen tiefe Theilnahme an diesem neuen Verlust Ew: Excellenz wenigstens mit einigen Hertzens-Worten auszudrücken.

Der Verklärten ist nun wohl. Ew: Excellenz aber tröste, ermuthige und stärke der Himmel in dieser späten Einsamkeit! Das ist der innigste Wunsch Ihres bis zum Tode treuergebenen

Eichendorff.

Berlin, d: 8t Januar 52.

21. Von Eichendorff.

Euer Excellenz

gnädiges Schreiben v: 8t d: M: hat mich wie eine Geisterstimme aus der jetzigen allgemeinen Wüste hoch und innigst erfreut, und ich hätte sofort darauf geantwortet, wenn es mir nicht so eben jetzt erst gelungen wäre, den G:R: Kugler[1]) zu Hause zu finden. Kugler nun, der sich bei dieser Gelegenheit gehorsamst empfiehlt, sagte mir, die Marienburger Sache hienge jetzt lediglich von den Bau-Entwürfen ab, diese Entwürfe aber von der beabsichtigten Conferenz in Marienburg mit Herrn v: Quast,[2]) da der letztere, nach genommenem Augenschein, die gedachten Entwürfe selbst machen wolle. Das Ministerium habe indeß die Regierung in Danzig angewiesen, behufs jener Conferenz alle Materialien an Plänen, Zeichnungen, und was sonst zu einem definitiven Beschluß erforderlich scheine, sofort nach Marienburg zu senden. — Das ist Alles, was ich darüber erfahren konnte, und wünsche nur, daß es Ew: Excellenz befriedigen möge. Uebrigens

[1]) Franz Kugler, der bekannte Schriftsteller, war vortragender Rat im Kultusministerium.

[2]) Alexander Ferdinand von Quast, Konservator der Kunstdenkmäler.

habe ich erst neulich in irgend einem Journal, ich glaube in der „Europa", einen ziemlich ausführlichen Bericht über die neuerdings in Marienburg vollführten u. beabsichtigten Bauten gelesen, und mich hertzlich gefreut, daß doch noch irgendwo im Vaterlande, der Poesie ihr Recht wird.

Was nun meinen Lebensplan für den künftigen Sommer betrifft, so konnte ich's — so dringend auch unter den gegenwärtigen Zeitumständen meine persönliche Gegenwart in Sedlnitz sein mag — doch nimmermehr und unter keiner Bedingung über's Hertz bringen, fortzureisen, wenn Ew: Excellenz hierherkommen wollen. Dazu kommt auch noch, daß meine Tochter am 3t d:M:, Gottlob glücklich von einem Mädchen, entbunden worden, und eine so weite Reise auf der Eisenbahn mit einem so kleinen Kinde ebenso bedenklich als beschwerlich wäre. ich habe daher eine Sommerwohnung für uns Alle in dem staubigen Thiergarten gemiethet, und freue mich unendlich darauf, Ew: Excellenz, wenn auch leider später als ich gehofft hatte, nach so langer Zeit endlich einmal wiederzusehen!

Der Pietisten-Spuk, der übrigens auch hier in voller Giftblüte steht, ist in der That empörend und eine wahre Karikatur der alten Ketzerriecherei. Mir fällt dabei immer die Stelle im Shakespeare ein, wo Junker Tobias von Malvoglio sagt: „Wenn ich wüßte, daß der Kerl ein Pietist ist, so wollte ich ihn hundemäßig durchprügeln!" Dieser heutige Pietismus, dem der Mund beständig von christlicher Liebe überfließt, ist eigentlich nichts als die Religion des Hasses.

Was Ew: Excellenz über den König sagen, ist recht wie aus meiner Seele geschrieben, so gantz theile auch ich diese Wemuth um das schöne zerstörte Bild.

Gott erhalte Ew: Excellenz fernerhin Ihr reiches Erbtheil an der siegreichen Poesie des Lebens, die, wenn sie auch nicht in Versen spricht, doch kräftig über alle Satanologie dieser Zeit emporhebt!

Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit unwandelbarer Treue und Ergebenheit

Euer Excellenz

gehorsamster

Eichendorff.

Berlin, d: 18t Mai 1852.
im Cadettenhause.

Schluß in der April-Nummer.

Die kulturellen Werte des Theaters.

XI:

Georg Fuchs: Das Kulturproblem der Schaubühne.

Daß man neuerdings überhaupt wieder fragt, ob und wie das Theater einwirke auf die sittliche und ästhetische Entwickelung der Persönlichkeit: das zeugt deutlich davon, daß uns das Theater wieder zum Problem geworden ist. Denn, näher beleuchtet, läuft solche Fragestellung letzten Endes darauf hinaus: ist das Theater überhaupt ein Wert? Wobei denn schon unausgesprochen die Nebenfrage mit anklingt: ist das Theater im modernen Leben vielleicht doch nur noch als ein Ort der oberflächlicheren Unterhaltung, als ein Sensationen-Jahrmarkt, eine Tribüne für die lärmende Austragung von Tagesfragen und als „Vergnügen" bis zum verdächtigsten Sinne des Wortes hinab möglich? — Ganz gewiß: das Theater ist uns wieder zum Problem geworden, ja, es ist als ein angezweifelter Wert von vornherein in den Werdegang der „modernen Weltanschauung" eingerückt. Die Geister, welche auf die Entwickelung der modernen Weltanschauung von entscheidender Einwirkung gewesen sind: Schopenhauer, Taine, Nietzsche bis herunter zu dem — o Ironie des Schicksals! — heute auf dem Theater zur Mode gewordenen Oskar Wilde: sie alle haben das Theater als einen zum mindesten fragwürdigen Kulturwert behandelt, ja, sie haben es in seiner bestehenden konventionellen Form entschieden abgelehnt und mit ihnen alle großen Meister der bildenden Kunst: Feuerbach und Leibl, Böcklin und alle die Jüngeren. Sie mieden und meiden das konventionelle Theater „wie einen schlechten Ort", was desto größere Beachtung verdient, als gerade die bildende Kunst auf die Weltanschauung der jungen Generation einen vorherr-

schenden Einfluß gewonnen hat. Dringt man tiefer in die Bekenntnisse der führenden Denker, Dichter und Bildner, so findet man allerdings, daß sich diese schroffe Ablehnung nur gegen die konventionelle Bühne der Gegenwart richtet, ja, daß sie nur deshalb so bedingungslos schroff urteilen, weil sie im Grunde die ungeheuren kulturellen Werte, die auf dem Theater möglich sind, deutlich fühlen. Der Kontrast zwischen diesen Möglichkeiten und dem, was heute tatsächlich ist, der ist eben die Ursache ihrer tiefen Skepsis.

Das Bewußtsein dieses Kontrastes beherrscht jedoch nicht nur die Geister, welche das junge Geschlecht als seine Führer ehrt, sondern es durchdringt uns alle. Jeder einzelne wird durch das individuelle Erleben dazu gebracht. Für jedes Kind, das seiner Veranlagung nach nicht gerade dürftig weggekommen ist, bedeutet die erste Theatervorstellung, die es besucht, ein ungeheueres Erlebnis. Ganz gleich, was es sieht: eine jämmerliche Schmiere in einer Scheune, ein Kinderspiel, einen banalen Schwank, eine klassische Tragödie, ein Musikdrama Wagners — es erlebt eine Katastrophe. Man wird kaum einen Menschen finden, und sei er noch so alt, der sich nicht genau daran erinnerte. Manche haben die Züge ihrer Eltern vergessen, — aber sie machen uns heute noch diese oder jene Gebärde des Komikers vor, der sie ergötzte, als sie „zum ersten Male im Theater waren". Wüßten wir es nicht aus den Bekenntnissen vieler außerordentlicher Männer und Frauen, so wüßten wir es doch aus unserer eigenen Erfahrung, welche Berauschung die Kinderseele überkommt vor der Schaubühne, und daß diese Berauschung unsere ganze Sinnlichkeit, unsere Phantasie, unsere Seele in völlig veränderte, intensiv gesteigerte Spannung umsetzt. Die Eindrücke, welche während dieser intensiv gesteigerten seelischen Spannung, während dieser Trunkenheit der Sinne, während dieser Aufwallung aller lebendigen Kräfte in uns einziehen, müssen unbedingt für unsere ganze Entwickelung irgendwie bedeutsam, wo nicht sogar entscheidend werden. In den großen, alten Kulturen wurde das denn auch genützt. Goethe sagte einmal zu Eckermann: „Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige, edle Gesinnung beiwohnt — kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. — Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille

sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde." Daß er unbedingt darin recht hat, beweist die ganze Weltgeschichte auf allen Seiten, die vor uns aufgeschlagen liegen, beweist er selbst in den Befreiungskriegen, deren Heldengeschlecht aus dem von Goethe, Schiller, Fichte, Herder stammenden Idealismus entsprossen war.

Die Geschichte, vornehmlich die der antiken Welt, beschäftigt diese Anschauung Goethes durchgängig. Warum also zweifeln wir? — Nun, wir haben alles Recht zu zweifeln, denn die Lebenserfahrung bestätigt es heute jedem einzelnen, daß von einer gewissen Altersstufe an die Schaubühne aufhört, gestaltend mitzuwirken am Aufbau seiner Persönlichkeit. Irgendwann einmal merkt jeder von denen, welche die moderne Kultur in sich verkörpern, daß ihn das Theater im Stiche gelassen hat. Er geht wohl noch hinein, aber der große, lebensteigernde Orgiasmus bleibt allmählich aus und er stellt am Ende gar wehmütig fest, daß selbst die Schöpfungen der ganz großen Meister poetischer und musikalischer Dramatik stärker auf ihn wirken, wenn er sie daheim für sich allein genießt, als auf der Schaubühne. Man sucht nach den Gründen dieser Erscheinung. Man meint zuerst: es gibt keine Darsteller von wahrem Talente mehr. Bald überzeugt man sich aber, daß dies nicht richtig ist. Große Einzelleistungen findet man oft, öfter als vielleicht zu irgend einer Zeit in Deutschland. Sie wirken auch auf uns; keines unserer führenden Ensembles ist so geringwertig, daß es uns nicht Einzelheiten, Einzelgestalten, Einzelmomente böte, die uns ergreifen. Es ist immer das Ganze, das versagt. Und selbst in den seltenen Fällen, in denen wir von einer Aufführung als Ganzem den Eindruck gewinnen: sie ist in sich stilistisch ausgeglichen, selbst dann sagt uns eine geheime Stimme: das ist nicht unser Stil; das gehört nicht zu uns, so wie ein Bild von Manet, von Leibl, von Liebermann zu uns gehört oder eine Statue von Rodin oder ein Bau von Messel. Nur eine Gattung dramatischer Schöpfungen kann heute noch den Intentionen ihres Urhebers voll entsprechend „gegeben" werden: Wagners Musikdrama. Und das ist sonderlich kennzeichnend. Denn Wagner als typischer Romantiker steht dem Wesen der modernen Kultur — wie schon Nietzsche instinktiv spürte—fremder gegenüber als irgend ein anderer ruhmgekrönter Meister, der in unseren Tagen gelebt hat. Sehen wir ab von dem großen Haufen, der ohne inneren Antrieb der Mode nachläuft, sehen wir auch ab von fanatischen Sektierern und Habitués („Wagnerianern"), die aus der Zugehörigkeit zur „Wagnersache" eine Art von Sport machen,

so ist es doch ganz offensichtlich, daß Wagner mehr und mehr zum „kultlichen" Mittelpunkt für das Begeisterungsbedürfnis der „reiferen Jugend" wird — wie es doch Schiller und Walter Scott für die gleiche Alters- und Reifestufe der früheren Generation im Deutschtume gewesen oder Viktor Hugo in Frankreich.

Außer Wagner kommt jedoch kein großer Dramatiker auf unseren Bühnen so zur Anschauung, wie wir es von dem Kulturniveau unserer höchsten Bildungssphäre aus schlechterdings erwarten dürfen und erwarten müssen. Man wende nicht ein: wozu sich immer nach dem höchsten Bildungsniveau richten? Halten wir uns an den weniger anspruchsvollen, mittelmäßigen Durchschnitt! — Ein solcher Einwand würde, wenn er Geltung erlangte, die Schaubühne überhaupt ausschließen aus dem Kreise der Kulturfaktoren im höheren und allein berechtigten Sinne des Wortes. Nur, wo bewußt das Höchste angestrebt wird, nur da wird auch kultureller Wert geschaffen; und nur wenn man sich *über* den Durchschnitt stellt, kann man erhebend, „erzieherisch" im großen Sinne wirken. Alles übrige ist doch nur Geschäft oder Unterhaltungsetablissement, scheidet hier also aus. Eben weil die Schaubühne in der Gegenwart im allgemeinen diesen höheren Standpunkt aufgab, eben deshalb verliert sie ihren Zusammenhang mit den *reifen* Menschen, eben deshalb enttäuscht sie gerade *die* am meisten, welche im ersten Jugendfeuer ihr am hingebendsten und erwartungsvollsten in die Arme flogen. *Der reife, ernste Mann ist ein seltener, seltenster Gast geworden in den Theatern* — auch in den besten — und wenn wir ihn da treffen, so als Enttäuschten oder mit der Absicht sich zu „zerstreuen", sich zu „amüsieren" — oder weil er sich verpflichtet fühlt, etwas Neues kennen zu lernen, um mit „darüber reden" zu können. Kein Mensch mit gesunden Sinnen wird den Mut finden zu der Behauptung, daß damit das Theater seine Aufgabe in unserer Zeit erschöpft.

Im Grunde ist niemals die Hoffnung aufgegeben worden, daß die Schaubühne wieder auf ein Niveau emporsteigen werde, auf dem sie gleich stünde mit dem Niveau, das in den übrigen Künsten als das Minimum angesehen wird. Auf der Tatsache, daß diese Hoffnung bis tief in die breiten Schichten der deutschen Gebildeten noch nicht erstorben ist, beruhte der beispiellose Erfolg, den die Reform Wagners im Musikdrama, *Max Reinhardts* im Schauspiel errungen hat.

Aus dieser Stimmung heraus entsprangen denn auch alle die mancherlei Strömungen, welche die *Schaffung einer unserem mo-*

d e r n e n K u l t u r s t a n d e e n t s p r e c h e n d e n, u n s e r e S e e l e n w i e d e r e r g r e i f e n d e n S c h a u b ü h n e zum Ziele hatten. Sie haben sich nach und nach so verdichtet, daß man mit Sicherheit schon in naher Zukunft die Verwirklichung des Gedankens erleben wird. Es handelt sich hier um eine unausbleibliche Konsequenz aus der großen Kulturbewegung der „angewandten Kunst".

In dieser Erkenntnis hatte auch der I. I n t e r n a t i o n a l e K u n s t k o n g r e ß z u V e n e d i g im Herbste 1905 dieses Thema auf seine Tagung gesetzt. Ich gebe um so lieber den Gedankengang meines auf diesem Kongresse erstatteten Referates wieder, als dasselbe damals die einstimmige Billigung einer internationalen Versammlung hervorragender Fachleute und Künstler fand, also weit eher auf einige Geltung Anspruch erheben darf, als die unerprobte Ansicht eines Einzelnen. Ich führte damals ungefähr folgendes aus:

Alles, was wir tun, um breitere Schichten zu einer modernen Kultur zu erheben, alles das ist umsonst, solange noch das Theater allenthalben unwidersprochen in einer Form besteht, welche die gesamten Errungenschaften der modernen Kunstentwickelung außer acht läßt. Denn das Theater ist diejenige öffentliche Kunststätte, welche den weitesten Wirkungskreis hat. Die Masse der „Gebildeten" kommt mit den großen Schöpfungen der modernen Malerei, Plastik, Architektur und angewandten Kunst ja nur recht selten und stets nur sehr flüchtig in Berührung, mit dem Theater aber sozusagen jeden Tag und in der intensivsten Weise. Im Theater werden die elementaren Instinkte gepackt wie sonst nirgends im Reiche der Kunst, im Theater werden nicht nur die Ganz- und Halbgebildeten, nicht nur reife Männer und Frauen, sondern bereits die heranwachsende Jugend, ja sogar die Kinder und die, denen die Erziehung der Kinder auferlegt ist, einer derartigen Suggestion unterworfen, daß die dort empfangenen Eindrücke für die Lebensauffassung und Lebensführung breitester Volksschichten von eminenter Bedeutung sein müssen. In der Tat: was das sittliche, das politische und soziale Denken und Verhalten anlangt, so haben Kirche und Staat die außerordentliche Suggestionskraft des Theaters von jeher gewürdigt. Priester und Erzieher, Gesetzgeber und Politiker, Schule und Polizei haben von jeher allzuängstlich versucht, eine Kontrolle auszuüben über die Schaubühne.

Umsomehr muß es uns erstaunen, daß diese so überaus tief- und weitgreifende Suggestionskraft des Theaters in Dingen der ä s t h e t i s c h e n K u l t u r und der G e s c h m a c k s b i l d u n g bisher niemals

auch nur entfernt im gleichen Maße beobachtet worden ist. Bei der großen Menge mag uns das nicht weiter erstaunen; daß jedoch die Künstler und die „führenden Geister“, die sich die Aufgabe gestellt haben, die Gesellschaft, in der sie leben, zu modernen Kulturformen, zum Genuß ästhetischer Werte hinzuleiten, daß diese sogar dem Theater bisher fast gar keine Aufmerksamkeit zugewendet haben, das muß uns doch verwundern. Es scheint beinahe, als ob sie überhaupt an der Zukunft der Schaubühne irre geworden seien. Die „Kulturellen“ haben sich überall daran gewöhnt, in dem Theater einen etwas zweideutigen Ort zu sehen, an welchem sie entweder ein untergeordnetes Amüsement für leere Stunden finden oder literarische Belehrungen, bestenfalls einmal poetische und musikalische Genüsse oder erstaunliche Leistungen einzelner Virtuosen. Daß die Art und Weise, wie diese Genüsse geboten werden, daß die Schaubühne an und für sich eine künstlerisch gestaltete Kulturform sein könne, ja sein müsse, das wußten sie vielleicht von der Antike her, aber sie ließen jede Hoffnung schwinden, diese Kulturform heute zu erlangen. Damit verzichteten sie aber geradezu auch darauf, die breiteren Schichten auch nur der „Gebildeten“ für künstlerische Kultur überhaupt empfänglich zu machen. Es bedarf also gar keines Beweises, daß alle auf ästhetische Kultur gerichteten Absichten unerfüllt bleiben müssen, solange nicht das Theater zu einer modernen Kulturform ausgestaltet worden ist.

Fragen wir nun, wie das zu erreichen wäre, so müssen wir zunächst feststellen, daß die bestehenden Theater von sich aus die Initiative nicht ergreifen können. Sie sind kapitalistische Betriebe und können, von allem anderen abgesehen, schon aus rein finanziellen Gründen nicht daran gehen, ihre Häuser umzubauen. Das aber wäre notwendig; denn wir werden sehen, daß es mit einer Umgestaltung der Bühnendekoration allein nicht getan ist, sondern daß das ganze Gebäude anders angelegt werden muß, wenn das Eingreifen echter Kunst auf dem Schauplatze durchführbar sein soll. Es ist nämlich eine altbekannte Tatsache, daß die konventionelle Theateranlage gar nicht aus dem Wesen des Dramas und gar nicht für den Zweck künstlerischer Erhebung einer aus Vertretern aller Volksschichten sich zusammensetzenden Gemeinde entwickelt ist, sondern daß sie eine Imitation der höfischen Balletthäuser der barocken Zeit darstellen. Schon der große Schinkel hatte in meisterhaften Entwürfen versucht, diesen üblen Import durch vernünftigere und edlere Anlagen zu ersetzen (vergl. Hans v. Wolzogen: „Karl Friedrich Schinkel und der Theaterbau“ in den „Bayreuther Blättern“, X, 3). Leider blieb dieser bewun-

derungswürdige Meister auch in diesem Punkte lange unverstanden. Es mußte erst noch die ganze wüste Epoche der „großen Oper" mit ihrem ekelerregenden Talmiprunk und die ganze Periode des Naturalismus mit seiner hilflosen Nachäffung der Wirklichkeit über uns dahingehen, ehe die Auflehnung gegen den geschmackswidrigen Tiefstand der Szenengestaltung weitere Kreise ergriff. Nun ist es so weit. Nun ist der Tag angebrochen, an dem Meister Schinkel wieder zu Ehren kommt, und wir schicken uns an, seine Ideen zu verwirklichen, freilich in einer anderen Formensprache, als sie dem Klassizismus geläufig war. Durch den großen Aufschwung, welchen Malerei, Plastik, Architektur und Kunstgewerbe in den letzten Jahrzehnten genommen haben, ist es dahin gekommen, daß die gebildetsten Kreise, auf welche das Theater, insofern es ein Kunstinstitut sein will, doch zu allererst zu rechnen hat, den konventionellen Theaterbau und die konventionelle Gestaltung der Szene unerträglich finden. Sie haben kein Theater mehr. Und so ist es denn unausbleiblich, daß unsere Architekten, Maler und Dekorateure in der nächsten Zukunft vor die Aufgabe gestellt werden, einen neuen Theatertyp zu schaffen.

Ich habe in meiner kleinen Schrift „Die Schaubühne der Zukunft" (erschienen bei Schuster und Löffler in Berlin, in der Monographiensammlung „Das Theater", Bd. XV) versucht, die Grundzüge zu finden, nach denen dieser neue Theatertyp auszuführen ist. Ich verweise für die Einzelheiten auf die dort gegebenen Motive und bemerke bezüglich der Gestaltung des Hauses nur in Kürze, daß die prinzipielle Lösung dieser Frage bereits vorliegt und zwar in den an den antiken Vorbildern herangereiften Ideen Schinkels, im Bayreuther Festspielhause und in der Fortbildung des Amphitheaters durch Littmann am Münchener Prinz-Regententheater, in dem Charlottenburger Schillertheater und im Hoftheater zu Weimar. Das Logenhaus ist bereits „überwunden"; schon deshalb, weil das Amphitheater einen weit größeren Schutz gegen Feuersgefahr bietet.

Was jedoch die Bühne und ihre Dekorationen, die Tracht und den Stil der Regie anlangt, so ist dem Eingreifen moderner Künstler noch so ziemlich alles vorbehalten. Nur dem Zusammenwirken des schöpferisch begabten Raumkünstlers und Malers mit dem Dramaturgen, Regisseur und Darsteller kann es beschieden sein, aus dem Wesen des Dramas heraus eine für das Drama und dessen Darstellung wirklich sinn- und zweckgemäße Form der

Schaubühne zu bereiten. Der jetzige Zustand verdammt selbst die höchststehenden Schauspiele in ein Haus, auf eine Bühne, die von Anfang an und von Grund ihres Wesens dem eigentlichen Drama widerstreitet. Das Logenhaus samt dem ungeheuer tiefen und hohen Bühnenraum ist berechnet für höfische Ballett-Feerieen des Barock- und Rokoko-Zeitalters, die Kulissen-Szenerie ist übernommen von dem szenischen Apparate der ehemals wandernden Schauspielertruppen. Beides: Haus und Bühnen-Einrichtung sind im Laufe der Zeit nur kompliziert und notdürftig adaptiert worden, aber eine aus dem Wesen der dramatischen Kunst logisch gefolgerte Schaubühne fehlt uns bis heute. Der Zustand ist kritisch, denn unser Publikum erträgt es nicht mehr, vor einer angeblich „naturgetreuen" Szene zu sitzen, an die es gar nicht mehr glaubt! Früher, als man sich noch mit spärlichen, kindlichen Andeutungen und geringen Hilfen zur Erzeugung der Illusion begnügte, früher war diese Illusion viel leichter erreichbar, als jetzt, wo alles bis ins kleinste „naturwahr" sein soll. Dieser komplizierte, wahnsinnig kostspielige Apparat, der nur den Zweck hat, eine absolute Illusion der Wirklichkeit zu erzeugen, diese ganze Maschinerie erfüllt ihren Zweck nicht einmal; je mehr sie verbessert wird, um so deutlicher beweist sie, daß sie diese Aufgabe gar nicht erfüllen kann. Die Entwickelung des konventionellen Theaters selbst hat uns bewiesen, daß die ganze Guckkastenbühne samt Kulissen und Soffitten, samt Prospekten und Versatzstücken, samt Rampenlicht und Schnürboden überflüssig ist, daß wir uns da mit einem Apparate schleppen, der die höchste Entfaltung dramatischer Kunst ausschließt. Es hilft zu gar nichts, wenn man statt der schablonenmäßigen Theatermaler und ihrer Panoptikumsmalerei nun gute Maler heranzieht, um die Kulissenbühne zu „verbessern". Denn die Kulissenbühne an sich widerspricht der Gesetzmäßigkeit der Malerei. Die Fläche, das Grundprinzip des malerischen Schaffens, soll ja gerade aufgehoben und dafür die dreidimensionale Wirklichkeit vorgespiegelt werden. Ein größerer Hohn auf alle Grundbegriffe von Bild und bildmäßiger Wirkung kann gar nicht ausgedacht werden. Deshalb hatte es auch Böcklin seiner Zeit nach einigen Versuchen abgelehnt, der Aufforderung Richard Wagners folgend, die Dekorationen für die Bayreuther Ringvorstellungen zu entwerfen.

Die konventionelle Guckkastenbühne spiegelt uns räumliche und landschaftliche Tiefen vor, ohne doch irgend imstande zu sein, die menschliche

Figur dieser Tiefe entsprechend kleiner erscheinen zu lassen. Der Darsteller sieht noch in einer Entfernung von zehn und zwanzig Metern von der Rampe genau so groß und so „detailliert" aus, wie an der Rampe selbst, und doch dürfte er, wenn er zu den ihn umgebenden Bäumen, Häusern, Bergen in einem richtigen Verhältnisse erscheinen sollte, nur in starker Verkleinerung und nur noch als ungefähre Silhouette, wo nicht als „Fleck" wahrzunehmen sein. Das konventionelle Theater rechnet mit der absoluten Unfähigkeit des Publikums, optische Vorstellungen einigermaßen exakt festzuhalten, es spekuliert geradezu darauf, daß das Auge des Publikums verdorben, der Geschmack depraviert, das kulturelle Anstandsgefühl unterdrückt werde. In den heutigen Theatern steht die dekorative Ausgestaltung der Szene im besten Falle auf dem Niveau der Historien- und Genremalerei der 60 er und 70 er Jahre. Ein halbes Jahrhundert beispielloser Kunst- und Kulturentfaltung blieb absolut unbeachtet in einem Institute, das doch durchaus der Kunst und der Kultur geweiht sein sollte.

Wie Schinkel es schon vor 100 Jahren getan, so hat man nun auch neuerdings wieder, um das Eingreifen echter Kunst an Stelle der Panoptikumskünstelei zu ermöglichen, eine in drei Pläne geteilte Bühne vorgeschlagen, welche Oberlicht von vorn erhält (Wegfall der verzeichnenden Rampenbeleuchtung). Dies ist durchführbar, da mit der Beseitigung der Kulissen und Soffitten der ganze kostspielige Schnürboden mit seiner Mechanik überflüssig wird. Vorder- und Mittelbühne können nach hinten abgeschlossen werden, je nachdem man kleinen oder größeren Raum nötig hat. Die Kennzeichnung des Schauplatzes erfolgt in echtem Material durch entsprechende ornamentale Behandlung eben dieser nach rückwärts abschließenden Vorhänge, oder mit architektonisch-stilistischen Mitteln. Zum Zweck der Zusammenfassung bietet sich die Farbe als das ausdrucksvollste Mittel dar.

Die Hinterbühne kann nach Bedarf tiefer oder höher eingestellt werden als die Mittelbühne, und die feste Wand, welche sie rückwärts begrenzt, bietet die einzige Fläche, an der die Kunst des Malers eingreifen kann in die szenische Gestaltung. In der Prospektmalerei bleibt jeder Wunsch nach naturalistischer Illusions- und Tiefenwirkung ausgeschlossen. Etwas künstlerisch Vollgültiges kann nur durch eine strenge, architektonische Flächenbehandlung geboten werden. Kurz, wir müssen die Malerei als echte Kunst der zeichnerisch und koloristisch belebten Fläche wieder auf der Bühne zu Ehren bringen.

Ihr wird sogar bei Charakterisierung der Schauplätze oft die Hauptaufgabe zufallen, indem sie in monumental vereinfachter Weise den Hintergrund abschließt. Mit der Schaffung eines vernünftigen, von dem Flitterstaat des Panoptikums und dem Guckkastenunfug der Schmiere befreiten architektonischen Rahmens und mit der Herstellung natürlicher Beleuchtungsverhältnisse wird die Schaubühne unserer modernen Kunst erst eröffnet. Das Drama und sein lebendiger Träger, der Schauspieler, bedürfen, um zur höchst-möglichen Wirkung zu gelangen, einer Reliefwirkung der szenischen Erscheinung, wie sie das antike Theater hatte, wie sie Goethe („Basrelief"), Schinkel und alle Großen angestrebt, die sich je mit dem Theater befaßt. Drama und Schauspieler herauslösen aus dem verwirrenden Detail, das sie erdrückt, und räumlich in die günstigste Wirkung zum Publikum versetzen: das ist die große Aufgabe, welche unserer Zeit auf theatralischem Gebiete gestellt ist. Ihre Lösung vorzubereiten, hat sich in München das „Münchener Künstlertheater" gebildet, das mit Eröffnung der großen „Ausstellung München 1908" auf der Theresienhöhe seine Vorstellungen in eigenem Theatergebäude beginnen wird. In ihm arbeiten erste Vertreter der bildenden Kunst und der Bühnenkunst zum ersten Male zusammen an den Grundlagen des Problems.

Man wende nicht ein: das seien „Äußerlichkeiten"! — Sobald wir die rhythmische Bewegung, welche das Wesen des „Dramas" ist, in solch einem stilistisch einwandfreien, durchaus auf lauterste Kunstempfindung gegründeten Rahmen entfalten, muß sie selbst stilistisch erhoben, geläutert und intensiver im Ausdruck werden. Und darauf kommt es an! Wir wollen am Ende nicht das „Theater", sondern das Drama, jenes große, innere Erlebnis, das uns die Welt als Harmonie fühlen und glauben läßt — als großen, vollendeten, göttlichen Einklang im „Guten" wie im „Bösen", im Erhabenen wie im Gemeinen, im Schmerze wie im Lächerlichen.

Georg Fuchs.

XII:
Rudolf v. Gottschall:

ad. 1. Seit meinem 23sten Lebensjahre, 1846, wo ich nach bestandener juristischer Doktorprüfung Dramaturg des Königsberger Stadttheaters wurde, weil ich wegen meiner politischen Richtung nicht die venia legendi an der Universität erhielt, bin ich bis zur Gegenwart vom Theater nicht wieder losgekommen, als dramatischer Dichter und als Schauspielkritiker tätig gewesen. Sechzig Jahre sind verflossen, seitdem ich dem Theater näher getreten bin, und ich bin in dieser ganzen Zeit bis in mein hohes Alter unausgesetzt in nahen Beziehungen zu ihm geblieben; ich verdanke ihm viele Hochgenüsse, deren dauernde Erinnerung mich noch heute erfreut, und viele Anregungen für mein Denken, Fühlen und Schaffen. Das begeisterte Wort echter Dichter wirkt von der Bühne herab auf mich noch immer ergreifend, sooft ich dasselbe auch gehört haben mag.

ad 2. Das Theater birgt gewiß erzieherische Werte und Kräfte in sich; das Mitgefühl für die Lebensschicksale, die uns dort vorgeführt werden, gewöhnt uns an wärmere Anteilnahme an den Geschicken unserer Mitmenschen; das Große wirkt erhebend, das Edle rührend, und das findet kein verlorenes Echo im eigenen Leben; der Mitgenuß von hundert andern verstärkt alle Eindrücke, daß sie zu bleibenden werden. Wenn sich aber die Bühne in die Tribüne verwandelt, so kann von dort eine große nationale Begeisterung ausgehen, welche das ganze Volk ergreift.

ad 3. Daß unsere Bühne in der letzten Zeit einen Aufschwung genommen habe, der sie für Erfüllung solcher Aufgaben geeignet macht, kann man nicht sagen. Wenn auch jede Gattung ihr Recht hat, und auch von dem Theater der Spruch gilt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", so hat sich doch gerade eine Einseitigkeit eingeschlichen, welche das bedenkliche Überwiegen einiger Richtungen auf Kosten aller übrigen zur Folge hat. Der Schwank und die Operette stehen zu sehr im Vordergrund, daneben ein soziales Tendenzdrama, das sich nur an die Schattenseiten des Lebens hält und deshalb deprimierend wirkt. Das geschichtliche Drama ist fast gänzlich von den Repertoiren verschwunden, abgesehen von den Dramen Schillers und Shakespeares, die nichts von ihrer Wirkung verloren haben, aber nur wie erratische Blöcke in den Niederungen gemahnen. Mit dem Ausscheiden des historischen Dramas, das durch gewagte Experimente eines oft rohen Naturalismus oder

die schönselige Zerflossenheit der Neu-Romantiker nicht ersetzt werden kann, hat das Theater viel von seiner erzieherischen Wirksamkeit eingebüßt und darauf verzichtet, ein Träger des nationalen Aufschwungs zu sein. Zu sehr überwiegt das Unbedeutende, und das, was nach Bedeutung strebt, ist oft krankhaft und verzerrt.

XIII:
Eduard Graf Keyserling:

Zur Frage 1: Die Kunst, meine ich, gibt Lebenswerte, sie gibt ein Mehr an Leben, welches im Zusammenhange meines persönlichen Schicksals nicht vorgesehen war, und weil dieses Erlebnis in Kunst umgesetzt ist, so kann es weiter hinauf und weiter in die Tiefe hinabreichen, als es irgend ein Erlebnis der Wirklichkeit vermag. Solche Wirkung ist der Kunst aber nur dadurch möglich, daß sie das Leben, welches sie gibt, dem Kreise des persönlichen Interesses entrückt, daß sie Distanz hält und mich zwingt, von mir fort zu ihr zu kommen. Die Kunst auf dem Theater nun empfinde ich als Kunst, welche einen Teil dieser Distanz aufgibt, um sich ganz nah an das Leben heranzuwagen. Sie begibt sich gleichsam auf ein Zwischengebiet zwischen Kunst und Leben. Hierdurch reicht sie vom Ästhetischen in das Praktische hinüber. Die Werte, welche nur die Kunst zu geben vermag, werden hier für meine lebende Wirklichkeit ausgemünzt und wirken darin fort. Ästhetisch aber empfinde ich die Kunst auf dem Theater für die Kunst im allgemeinen als wichtige Probe auf Leben. Sie wird sich hier immer wieder aufs neue ihres Kontaktes mit dem Leben, ja ihrer Abhängigkeit von ihm bewußt, zugleich lernt sie aber auch hier immer wieder, wie weit sie sich an das Leben heranwagen darf, ohne ihr Eigenstes zu verlieren.

Zur Frage 2. Die Lebensnähe der Kunst auf dem Theater verbürgt ihr die unmittelbare und in das Leben hinüberreichende Wirkung. Weil sie sich mit wirklichem Blute füllt, weil sie gleichsam wirkliches Leben als Material benutzt, erlangt sie eine Illusionskraft, mit der sie ihre Wirkungen dem Publikum aufzwingt. Was auf dem Theater vor-

geht, muß das Publikum als Erlebnis empfinden, als Lebenserfahrung, welche es vom Theater in seinen Alltag mit fortnimmt, mit diesem Erlebnis aber nimmt es das in sein alltägliches Leben hinüber, was nur die Kunst zu geben vermag, das ist von der Kunst erzogenes, gestaltetes und geklärtes Leben. Solche eine Legierung des Lebens mit Kunst scheint mir nicht nur von unschätzbarem Wert für unsere Kultur, sie erscheint mir viel mehr als unabweisliches Bedürfnis, ja als notwendige Bedingung jeder Kultur.

Zur Frage 3. Es scheint mir klar, daß solche Wirkungen nur eintreten können, wo die Kunst vom Theater zum Publikum spricht. Wo das Theater vom Publikum seine Aufträge empfängt, wo das Theater zur Illustration der Appetite, Moden und Launen des Publikums wird, da kann von einer Bereicherung nicht die Rede sein. Manches erschwert heutzutage die erzieherische Aufgabe dieser Kunst. Vor allem das Industrielle, welches sich in unserem modernen Theaterbetriebe breit macht, dann aber auch die Hast und Nervosität unseres heutigen Lebens, eine kritische Ungeduld. Nur wenige verstehen es heute, vor der Kunst stille zu halten, damit sie ihre Wirkung tue. Dennoch glaube ich, verlangt das Leben so sehr nach diesem Einschlag von Kunst und die Kunst nach dieser Lebensnähe, daß der Glücksfall immer wieder eintreten wird, daß ein echtes Kunstwerk von der Bühne her die Menschen in seinen veredlenden und verschönenden Bann zwingt.

Fortsetzung in der April-Nummer.

Friedrich Niebergall: Der individualistische Zweig der Zukunftspädagogik.

S c h l u ß.

Das wichtigste von Ellen Keys positiven Mitteln und Rezepten für die Einwirkung heißt — keine Einwirkung. „Nicht erziehen ist die beste Erziehung." Darum sagt sie immer N i c h t! Nicht immer an den Kindern herumdoktorn, nicht beseitigen wollen, was von selbst verschwindet, vor allem nicht körperlich strafen! Was sie statt dieser unmittelbaren Einwirkung verlangt, ist vor allem die richtige und förderliche Gestaltung der Umgebung, damit sie mittelbar die Kinder beeinflusse. Die sogenannten positiven Strafen ersetzt sie durch die sog. natürlichen, die darin bestehen, wie sie sich etwas schwierig ausdrückt, daß man den Folgen der kindlichen Kraftentwicklung Zusammenhang und Nachdruck verleiht, d. h. man soll es die Kinder an den natürlichen Folgen ihres Verhaltens spüren lassen, daß sie immer gegen Widerstände stoßen werden, wenn sie über die ihnen gesetzten Schranken hinausgehen. Immer wieder kommt sie daneben auf die Forderung zurück, daß man die Kinder wie Erwachsene zu behandeln habe und nicht als Spielball der Laune und als Objekt pädagogischen Sports. Dafür muß man ihr sehr dankbar sein, denn dawider wird sehr viel gefehlt.

Jetzt heben sich schon einige allgemeine bezeichnende Züge ihrer ganzen Denkungsweise heraus, die uns dazu dienen sollen, sie in ihren Zusammenhängen und in ihrem Gegensatz gegen andere zu verstehen: Ihr gilt nicht die Gemeinschaft, sondern die Einzelpersönlichkeit als der Richtpunkt für alle erziehlichen Bemühungen — das werde hier nur der Vollständigkeit willen noch einmal betont. Ihre Wertschätzung des im Kinde gegebenen geistigen Inhaltes läßt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten fassen; man kann darauf hinweisen, daß sich bei ihr die

maßgebenden Werte und Ziele schon in der Naturanlage zeigen, während sie sonst gerade im Gegensatz zu der natürlichen Anlage in dem geistigen Besitz gefunden werden, den als den Ertrag der Geschichte ein Geschlecht dem andern auf dem Wege des Unterrichtes vererbt. Das, was geworden ist durch die Natur, bekommt viel mehr Recht, als was der Geist erarbeitet hat. Die Eigenart eines jeden Menschen, wie er aus den Händen der Mutter Natur kommt, hat das Recht, sich gegen die Schablone zu wehren, die ihm eine Bildung aufzwingen will, die von gestern und vorgestern ist. Die Wirklichkeit lehnt sich auf gegen den Despotismus bestimmter geschichtlicher Werte und macht selbst ihren Wert geltend. Damit hängt ein anderes zusammen. Das Ideal der Sittlichkeit und der Menschenbildung steht ihr nicht mehr in einer ganz bestimmten Form fest. Sie sieht es als eine Vergewaltigung an, wenn man dem folgenden Geschlecht in der Jugend von heute ein Ideal aufnötigt, das sie sicher gar nicht mehr teilen, sondern durch ein anderes, eben ihr eigenes Ideal ersetzen wird. Dabei beherrscht sie einmal ihr Respekt vor dem Recht der kindlichen Persönlichkeit und dann ihr Glaube an die Macht der natürlichen Entwicklung, vor der es gar nichts Festes und Absolutes gibt, sondern die alles ins Schwanken oder vielmehr in eine beständige Bewegung bringt. Damit kommen wir auf das tiefste Moment, und das ist ihr Optimismus, der ihr alles, was aus den Händen der Natur kommt, als gut erscheinen läßt. Das Kind ist eigentlich von Natur aus gut; es ist nicht wahr, daß vermöge der Erbsünde ein Böses in seiner Natur wohne. Und das, was böse scheint, heißt böse, weil es nun einmal den Leuten nicht gefällt, die gerade zu sagen haben. Ebenso ist auch die Entwicklung an sich gut. Sie ist die bewegende Kraft in der Welt. — Man kann sich Ellen Keys ganze Stellung und ihren Gegensatz gegen eine herrschende Auffassung am besten merken, wenn man ihr vorzüglich geprägtes Wort im Gedächtnis behält, daß man in dem Kinde nicht die gefallene, sondern die unvollendete Natur zu sehen habe. Hinter diesem Gegensatz stecken zwei vollständig einander entgegengesetzte Gesamtanschauungen.

Das suchen wir uns klar zu machen, indem wir einen Vertreter der entgegengesetzten pädagogischen Auffassung und Praxis daneben halten. Das Wort von der gefallenen Natur zeigt uns schon, wo wir ihn suchen müssen. Wir werden ihn sicher im Bereich der kirchlichen Erziehung finden, denn die kirchliche Lehre und Behandlung der Menschen setzt den Fall und die Verderbnis ihrer Vorfahren voraus. Wir könnten nun uns auch im Bereich der evangelischen Kirchengeschichte umsehen, und würden

dabei in der Erziehung der altorthodoxen und pietistischen Zeit unser Gegenstück finden. Aber wir wollen einmal die Erziehung des Jesuitenordens wählen, weil sie in einigen Punkten aufs schlagendste den Gegensatz zu diesen geschilderten individualistischen Forderungen aufweist. Dabei werden zwei Punkte in Betracht kommen: einmal der Stoff und dann die Methode. Unsere Erwartung wird erfüllt werden, wenn wir finden, daß von der Erziehung des Jesuitenordens danach gestrebt wird, einen fest und bestimmt vorgeschriebenen Stoff auf eine zwingende Weise den Zöglingen einzuprägen.

Es ist ein alter polemischer Kniff, der leider ganz besonders auf dem Gebiet des politischen und konfessionellen Streites, aber auch sonstwo, angewandt zu werden pflegt, daß man stets das eigene Ideal und das wirkliche Verhalten des Gegners gegeneinander zu stellen liebt. Dann ist es natürlich sehr leicht, sich zu erheben und den Gegner in den Staub zu ziehen. Die meisten Menschen merken im Eifer des Gefechtes gar nicht, wie ungerecht und wie dumm sie damit verfahren; denn ein Gegner, der einigermaßen auf dem Posten ist, durchschaut die Sache gar bald und nutzt den Fehler aus. Um diesen Fehler zu vermeiden, wollen wir uns nicht an irgend eine jesuitische Praxis halten, wenngleich diese auch sicher nicht durchweg so schlecht sein wird, wie sie der Haß malt. Sondern wir richten uns gegen die von den leitenden Instanzen des Ordens selbst niedergelegten Grundsätze für die Erziehung sowohl der zukünftigen Ordensglieder als auch der Externen. Die Studienordnung stammt aus dem Jahre 1599 und findet sich in jeder Geschichte der Pädagogik.

Wenn wir den Gegner da überwinden, wo er seine höchsten Ideale und Grundsätze ausspricht, dann haben wir wirklich gewonnen — das gilt für jede Polemik.

Legen wir die ganz einfache Einteilung Stoff und Methode zugrunde, dann haben wir zuerst die Grundsätze des Ordens für die Gestaltung des Stoffes zu prüfen. Hier gilt, daß es für den Unterricht und die ganze Einwirkung vor allem darauf ankommt, den überlieferten Stoff zu übermitteln. Er besteht hauptsächlich in den Gedanken und in dem System des heiligen Thomas. Daran darf nichts geändert werden. Alle Lehrmeinungen sind genau geregelt. Es wird der größte Wert auf die Gleichförmigkeit und die Beständigkeit der Lehren gelegt. An dieser Gleichheit der Lehre, die über Zeit und Raum hinweggeht, hat die katholische Kirche ein eindrucksvolles Zeugnis für die Wahrheit ihrer Lehre,

das auf die meisten, zumal nicht ganz selbständigen Geister, von Einfluß ist. Die Methode der jesuitischen Pädagogik zeigt eine Reihe von Zügen auf, die dem verbreiteten Gefühlsurteil über den Orden entsprechen, während andere wiederum nicht damit übereinstimmen. Es ist bekannt, welch großer Wert auf die Anstachelung des ganzen Strebens durch Preise gelegt wird. So ist z. B. das französische Schulsystem auf dieser Pflege des Ehrgeizes aufgebaut. Viel fremder ist uns schon die ebenfalls bekannte Einrichtung, daß jeder Zögling durch einen andern, den sogenannten Aemulus, überwacht wird. Sprichwörtlich ist der blinde Gehorsam, den es den Oberen zu leisten gilt. Im Dienst dieser und der besonderen religiösen Aufgabe steht die Anordnung der sogenannten Exerzitien, geistlicher Übungen, die mehrere Tage dauern und eine überaus starke Einwirkung auf die Phantasie und das Gemüt der Zöglinge bezwecken. Der sogenannte Exerzitienmeister sucht sie mit dem Aufgebot starker religiöser Eindrücke so zu beeinflussen, daß sie des eigenen Wollens möglichst beraubt werden und in seine Hand kommen. Es ist bekannt, daß katholische Abiturienten von Schulanstalten, die an der holländischen oder österreichischen Grenze liegen, vor dem Besuch der Universität eine derartige Übungszeit in einer Jesuitenanstalt durchmachen. An sympathischen Zügen weist die Studienordnung vor allem zwei auf: es sollen grundsätzlich keine körperlichen Strafen vollzogen werden, um Orden und Kirche den zukünftigen Erwachsenen in angenehmer Erinnerung zu halten. Ebenso wird auf eine streng individuelle Behandlung und Unterweisung Wert gelegt; aber auch wieder im Interesse des Ordens, um jeden Zögling so zu verwenden, wie es diesem am meisten entspricht.

Trotz dieser beiden letzten Züge trägt die Erziehungslehre der Jesuiten einen ausgesprochenen Vergangenheitscharakter. Das liegt zumal an dem zu übermittelnden mittelalterlichen Stoff und an der ganzen Art seiner Einprägung. Wenn wir sie mit den Gedanken von Ellen Key zusammenstellen, dann beleuchten sich beide gegenseitig aufs beste. Während die moderne Pädagogin an dem modernen Bedenken leidet, einer andern Seele ihr Ideal aufzunötigen, da man ja doch nicht wissen könne, wie diese sich entscheiden werde, herrscht in dem Jesuitenorden ein sehr robuster Glaube an die Unüberbietbarkeit und Vortrefflichkeit der eigenen überkommenen Überzeugung. Während jene den größten Wert auf die Selbstherrlichkeit der Persönlichkeit legt, wird alle kluge und freie Berücksichtigung der Einzelwesen im Orden durch die echt mittelalterliche Rücksicht auf die religiöse Gemeinschaft und die Anstalt begrenzt.

Ebenso steht der von jener empfohlenen Selbstentfaltung eine starke mittelbare oder unmittelbare Beeinflussung und Prägung in einem bestimmten Geiste entgegen.

Nun heben sich langsam die großen Linien heraus, auf denen beide stehen. Zunächst einmal die Linie der geschichtlichen Entwicklung. Die Jesuiten stehen auf der geschichtlichen Linie des Mittelalters, zu der auch der Altprotestantismus noch zum guten Teile gehört. Hier herrscht das asketische Ideal, also die Verneinung von Welt und Natur im Grundsatze vor. Die Notwendigkeit, sehr rohe Völker zu zähmen und zu zwingen, führt zu einer oft recht barbarischen Methode, die auf feinere Motive persönlich-seelischer Art noch nicht rechnen darf. Die Aufgabe, die Masse zu heben, legt die Dressur für die Kirchenanstalt immer wieder nahe. Mag auch diese Weise zur Zeit der großen geschichtlichen Wandlungen und der reformatorischen Aufgaben, also zur Zeit der Mission und der Reformation, nötig gewesen sein, gegenwärtig muß sie unbedingt verworfen werden; denn wenn wir auch noch nicht mit mündigen Menschen zu tun haben, so ist uns wenigstens das Ideal der Mündigkeit aufgegangen und die ganze Kultur viel zu weit vorgeschritten.

Ellen Key dagegen steht auf einer ganz andern Linie. Sehr drastisch drückt sie sich aus, wenn sie sagt, daß eine Sintflut alle pädagogische Literatur vertilgen könne, wenn nur in einer Arche Montaigne, Rousseau, Spencer und die neuere kinder-psychologische Literatur gerettet würden. Montaigne betont von ihnen besonders die Aufgabe der Selbstentfaltung und die modernen Bildungsstoffe, Rousseau die Güte der Natur, Spencer die Entwicklung der Sittlichkeit, die kinder-psychologische Literatur die Rücksicht auf das Objekt der Erziehung. Von den ersten beiden kann man sagen, daß sie gegenüber dem Mittelalter der neuen Zeit zum Durchbruch verhelfen. So steht also Ellen Key auf der Linie der Reaktion gegen das Mittelalter, das immer noch von den Jesuiten heute vertreten wird. Zuletzt handelt es sich um die richtige Auffassung der Natur: die im strengen Sinn kirchliche Anschauung, wie sie gleichmäßig dem katholischen und dem altprotestantischen System zugrunde liegt, denkt dualistisch, das heißt, sie hat über alles, was zur Natur gehört, eine pessimistische Meinung; denn die Natur ist durch den Fall verderbt, und der Fall macht das Hereingreifen einer höheren Offenbarung und einer göttlichen Hilfe gegen die Sünde und all ihren Schaden nötig. Von diesem Punkt aus muß man alles, was Kirche im alten Sinne heißt, verstehen, sowohl das Denken über Gott, Mensch, Welt, Christus und sein Heil, als

auch die Gebote des Fastens, die Wertschätzung des Klosterlebens und anderes von dieser Art. Es ist tatsächlich der gefallene Mensch, von dem aus die Gedanken nach allen Seiten gehen. Dem steht das ganz andere Denken gegenüber, das durch den Entwicklungsgedanken bestimmt wird. Für dieses gibt es keinen einmaligen Fall und keine einmalige Rettung, sondern eine Entwicklung und ein Emporsteigen aus der Tiefe in die Höhe. Es will alles langsam errungen werden — das gilt für Denken und Lebensideale. So hat richtig Ellen Key dem gefallenen Menschen des alten Systems den unvollendeten des neuen entgegengestellt. So schimmern überall unter den Gegensätzen auf dem praktischen Gebiet der Pädagogik die großen theoretischen hindurch: auf der einen Seite ein altes Denken mit dem Gegensatz von Natur und Offenbarung und mit seiner Wertschätzung der Masse, der Anstalt und der Gemeinschaft, auf der andern ein neues Denken, das man als Naturalismus und Monismus bezeichnen kann, also als eine Geistesrichtung, die die Natur hochschätzt und auf e i n Prinzip hinaus will; wozu sich dann noch der Lobpreis des Individuums und seines Rechts gesellt. Diese Gegensätze, zumal der zwischen der Wertschätzung der Masse samt der unpersönlichen Größe etwa des Staates und zwischen der des Einzelwesens, ließen sich auch auf das politische Gebiet verfolgen; das wäre interessant, führte uns aber zu weit. Wir wollen jetzt die tiefsten Grundlagen zeigen, auf denen Ellen Key steht, weil wir glauben, sie so am gründlichsten zu verstehen und auch einen Blick in die großen Gegensätze der Zeit zu tun. Dabei kommen hauptsächlich zwei Männer in Betracht: der Philosoph des Darwinismus, H e r b e r t S p e n c e r, und unser F r. N i e tz s ch e, der so sehr einen Gegensatz gegen ihn bildet. Vom ersten hat sie den leitenden Gedanken des Glücks: nicht die Pflicht, sondern das Glück ist das höchste; aber Glück ist ihr allseitige Kraftentfaltung und die möglichst hohe Weise zu leben. Darum ist Glück in diesem Sinne Pflicht. Von da aus versteht man ihre Auflehnung gegen die übliche egoistisch despotische Behandlung der erwachsenen Kinder eines Hauses, zumal der Töchter: sie sind für sich selber da und haben ihr Recht auf ihr Glück; sie sind nicht bloß für ihre Eltern da, um ihnen „dankbar" zu sein. Von Nietzsche läßt sie sich dann in diesem Gedanken und in ihrem Gegensatz gegen das christliche und das übliche sittliche Ideal bestärken. Glaubt sie doch, das Christentum bekämpfe das Recht, nach Glück zu verlangen, weil es das Höchste darin sieht, daß man nichts begehrt. Und auch der strenge K a n t will immer nur von Pflichten geredet wissen, die man zu erfüllen hat, ohne nach Glück zu fragen.

An diesen ihren Grundlagen soll nun unsere Kritik der Gesamtstellung Ellen Keys einsetzen. Wir nehmen einen Bestandteil nach dem andern kurz vor. So sehr sie Rousseau verehrt, so ist sie doch weit davon entfernt, in jeder Natur und in der ganzen Natur ohne weiteres und unbedingt Gutes zu sehen. Sie erkennt doch nebenher an, daß es auch wirklich von Natur böse Kinder gibt. So weit sie sich aber auf Rousseaus Seite in der Wertschätzung des Natürlichen stellt, so sehr muß man ihr entgegenhalten, daß die Natur auch ebensowenig von Hause aus gut wie böse ist. Diese Wertschätzung der Dinge, die mit „gut" und „böse" arbeitet, ist ein Ertrag der Geschichte, also des Zusammenlebens der Menschen. Das, was uns wertvoll ist, ist und bleibt geschieden von dem, was uns die Entwicklung und die Natur an Wirklichkeiten liefert. Das Sollen steht im Gewissen geschrieben und ist etwas ganz anderes als das wirkliche Sein.

Wenn sie mit Nietzsche die Macht, Kraft und Fülle des Lebens preist oder das Glück eines erhöhten Lebens oder wie sie sagen mag, so wird man fragen müssen: Warum ist dieses alles etwas so Wertvolles? Oder schon früher wird man fragen: Was ist denn das, was du da mit diesen Worten meinst, Leben, Macht usw.? Überhaupt tut man gut, jeder „Parole" oder jedem „Banner" gegenüber, um das man sich scharen soll, immer die Frage zu erheben: Was ist das? Wer so etwas sagt, der soll genau psychologisch oder aus der Erfahrung heraus sagen, was er im einzelnen und bestimmten meint. Der Unfug der Phrasen und Schlagwörter schreit zum Himmel; am allertollsten ist es z. B. mit dem schönen Wort Freiheit, aber auch mit andern. Und man darf sich nicht dahinter zurückziehen, daß man nicht sagen, daß man nur fühlen könnte, was z. B. mit dieser Macht des Lebens gemeint sei. Man darf es auch nicht das höchste Glück oder die Vollkommenheit nennen; sondern man muß so etwas beschreiben, so gut man kann. Aber gerade die Leute, die von Nietzsche gelernt haben, werfen mit solchen Schlag- und Kraftworten um sich, daß es kracht. — Was mich bei diesem Wort „Leben" und „Macht" am meisten interessiert, ist die Frage, ob das, was man Altruismus, also Rücksicht auf den Nächsten nennt, darin steckt oder nicht. — Glück ist Pflicht — ganz schön, aber es kann wohl auch umgekehrt lauten und muß zuerst einmal umgekehrt lauten: die Pflicht — das ist das Glück! Vielleicht hat Ellen Key auch etwas Ähnliches gemeint; freilich ist es dann wieder nicht leicht zu sagen, was die Pflicht sei, denn da fängt der ganze Streit wieder von vorne an. Aber es ist sicher besser, statt mit dem Glück

anzufangen, das unsere Pflicht sei, mit der Pflicht zu beginnen, in der unser Glück besteht.

Damit sind wir schon an das Gedankengut gekommen, das sie von H. Spencer bezogen hat: die Relativität des Sittlichen, das sich nie gleich bleibt und immer neue Formen und Inhalte annimmt. Ganz gewiß, so ist es, — gleich bleibt sich meist nur das Sollen selbst und dann noch ein paar Grundzüge des sittlichen Inhaltes — wie etwa die Rücksicht auf den Nächsten und die Beherrschung der Sinnlichkeit. Das, was nun den Inhalt dieser Grundsätze selbst bildet, schwankt sehr. Und deshalb sollen wir darauf verzichten, unserm Nachwuchs sittliche Pflichten, wie wir sie verstehen, einzuschärfen, weil die doch wiederum andere sittliche Erkenntnisse gewinnen? Ich meine dagegen, es gehöre einfach zu unserer Pflicht, unsere Auffassung von der Pflicht unsern Kindern und Schülern beizubringen. Diese dann umzubiegen, wie es ihrem Stand und Gewissen paßt, das mögen die Herren Nachkommen gefälligst selber besorgen. Man muß nun auch nicht zu empfindlich für andere sein. Vielleicht kann man ganz der Wahrheit gemäß so sagen: je kräftiger wir uns selbst unserer Umgebung zeigen und mitteilen, desto leichter und sicherer finden sich die andern selbst, nämlich in der Auseinandersetzung oder auch im Streit mit unserer Art. Dasselbe wird auch zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geschlechtern stattfinden. Freilich müssen oft die Kosten einer solchen Entwicklung von dem Glück und Frieden des Hauses bestritten werden. Denn der allgemeine Zustand der Meinungsverschiedenheit zwischen Vätern und Söhnen rührt daher, daß die Söhne gemäß der Regel der Gegenwirkung das Gegenteil von dem sagen, was die Väter gesagt haben, und damit wieder auf die Großväter zurückgreifen, denn — die Väter haben es genau so gemacht.

Aber was das eigentlich pädagogische Gebiet angeht, da müssen wir Ellen Key im allgemeinen tüchtig loben. Zwar ziehen wir von der weiblich übertreibenden Streitstimmung einige unrichtige Tatsachen ab: es sind nicht alle Querköpfe Originale, und die Selbstentfaltung darf nicht uneingeschränkt gelassen werden, weil nach dem oben über Rousseau Bemerkten sehr viel in jedem Menschen ist, das man sich lieber nicht entfalten läßt, sondern beizeiten mit allen Mitteln, unter Umständen sogar festen Strafen, auch körperlicher Art, unterdrücken muß. Aber in ihren großen Grundsätzen hat sie einfach recht. So ganz besonders in der Betonung der Lebenssphäre. Was wirken alle unmittelbaren Einwirkungen durch das Wort? Was bedeuten vor allem die üblichen Strafpredigten,

Moralpauken, gutgemeinten Zurechtweisungen, gegen den unaufhörlichen, unbewußten Einfluß der Umgebung? Alles Schelten und Moralisieren hilft viel weniger, als der Eifer braver Mütter und beredter gesetzter Papas zu meinen pflegt. Und am allerschlimmsten ist es, wenn die erste Aufklärung über irgend etwas im scheltenden oder gar strafenden Ton gegeben wird. Solche Dinge bedeuten höchstens eine kleine Herzens-erleichterung oder einen Beweis der Wohlredenheit und Gediegenheit des Charakters, aber — die Kinder haben halt zwei Ohren, von denen das eine dazu bestimmt scheint, solche schönen Dinge sofort hinauszulassen, wenn sie zum anderen hereingekommen sind. Und oft ist die Wirkung noch schlimmer: nämlich Verbitterung oder — Heiterkeit. Aber die beständige Beeinflussung durch einen guten Geist, der sich nicht in absichtlichen Worten, sondern in dem ganzen Gehaben der Hausgenossen kundgibt, das macht einen sehr großen und dauernden Eindruck. Die Art, wie man in Gegenwart der Kinder urteilt über andere Menschen, über Vergnügen, Geld und Putz, über Kaiser und Obrigkeit, über die Arbeit und die Dienstboten, also das, was so gerade einem aus dem Mund fällt, ohne daß man an die Kinder denkt, das hebt die kleine Gesellschaft auf und macht es zu ihrem geistigen Eigentum, während die wohlgesetzten Reden hübsch liegen gelassen werden.

Besser als alle feierliche Vorbildhaftigkeit vor der Front ist die absolute, unbedingte Echtheit und Wahrhaftigkeit des ganzen äußeren und inneren Lebens auch hinter der Front, also wenn man gerade nicht mit den Kindern zusammen ist. Denn sonst fällt man leicht aus der Rolle und der Schaden ist doppelt groß.

Sicher hat ihr Grundsatz „Werden lassen" auch mehr Recht, als die Leute gelten lassen wollen, gegen die sich Ellen Key wendet. Man soll nicht immer seine Erziehungswut, an der viele Leute leiden, oder gar seine Laune an den armen Opfern auslassen, nachdem man ihnen durch die Forderung der Ehrfurcht den Mund gestopft hat! Freilich gilt die Pflicht, die Kinder möglichst wenig zu stören und sie sich in Frieden entwickeln zu lassen, nur, wenn die eben genannte Bedingung erfüllt ist, daß eine Umwelt, eine Luft voll guten Geistes ein Gegengewicht gegen das Bedürfnis des Bösen bildet, sich auszuleben und das Gute zu überwuchern. In ihrem Spott über die ewige Überwachung der Kinder bis ins Alter hinein muß man unserer Schriftstellerin unbedingt zustimmen. Ihr jedes Maß überschreitender Individualismus ist eine heilsame Einschränkung

sowohl der elterlichen Tyrannei als auch der übertriebenen Besorgtheit, mit der Mütter ihre erwachsenen Söhne oft zu beleidigen pflegen; bei den Töchtern spürt man es wohl oft noch gar nicht, welche Kränkung in dieser Hüterei liegt. Also ein bißchen mehr Bewegungsfreiheit und Selbstverantwortlichkeit, damit nicht später der brausende Übermut alle Schranken durchbricht, wenn Vaterwort und Mutterauge nicht mehr hüten können! Das gilt vom Durchschnittshause, aber erst recht von der Schule, wie sie noch meist, trotz aller „kannibalischen Schlachtlieder von der Berücksichtigung der Individualität", zu sein pflegt. Wenn doch unsere Gymnasialdirektoren und unsere Pädagogen eine Ahnung hätten von dem Haß gegen die Schule und den andern bösen Folgen, die die Einschnürung frischer, junger Leute zu haben pflegt! Ich bin fest davon überzeugt, daß die Wildheit der ersten Universitätssemester wieder einmal eine natürliche Gegenwirkung gegen die häufige Einschränkung der letzten Gymnasialzeit ist. Was sich irgend mit der Disziplin und mit der Rücksicht auf den Fleiß der jungen Leute vereinigen läßt, sollte geschehen, um ihnen jenen Übergang weniger gefährlich zu machen. Besonders muß sich die Anerkennung der Schüler höherer Klassen als erwachsener Menschen durchsetzen, auch wenn sie es nicht immer sind. Wir wurden auf der Prima noch geduzt. Die Gymnasialleute dürfen sich nicht wundern, wenn unter zehn ihrer frühern Schüler sich kaum einer findet, der die humanistische Bildung verteidigt. Dabei liegt natürlich meist der übliche Fehler erzürnter Menschen zugrunde: man verwechselt den Begriff und das Ideal humanistischer Bildung mit der Wirklichkeit des Gymnasiums, das man selbst durchgemacht hat. So ergeht es den Leuten von der Kirche ebenfalls vonseiten ihrer Kritiker. Es muß darum jeder, der die Jugend unterrichtet, sich immer wieder sagen und sagen lassen, daß er sich unbedingt die nötige Freudigkeit und Freundlichkeit abringen muß, ohne die nun einmal nichts Gutes, besonders im Verkehr mit der Jugend gedeiht. Den üblichen Kriegszustand zu beseitigen, dazu gehört die Begründung eines Verhältnisses voll Vertrauens; damit müssen aber die Lehrer, als die Älteren und Verständigeren, den Anfang machen. Der Segen wird groß sein; man glaubt es nicht, wie in einem Kreis von gebildeten Männern einer beneidet wird, der seine Gymnasialzeit rühmen kann. Die Fähigkeit der Jugend, sich begeistern und für Großes gewinnen zu lassen, ihre Dankbarkeit und ihr Vertrauen, fliegen jedem Lehrer zu, der frisch und tüchtig ihr einen Kopf voll Anregungen und ein Herz voll Vertrauens entgegenbringt. Vielleicht werden die Menschen oft so, wie man sie sich

in seinen Voraussetzungen denkt: schlimm und faul, wenn man ihnen mißtraut, selbständig und tüchtig, wenn sie Vertrauen merken.

Auch auf dem Boden des Unterrichtes bahnt sich hier und da eine größere Berücksichtigung der Selbständigkeit an; es gibt, was den Schülern der früheren Zeit meist unbekannt ist, gegenwärtig Schulanstalten, die eine sehr große Bewegungsfreiheit, z. B. im Aufsatz gewähren. Überhaupt darf man nie vergessen, daß es mit den Lehrern und Erziehern wie in allen Ständen geht: von den Handwerkern und Pedanten spricht man, aber die guten und klugen Leute tun still ihre Pflicht; und es ist gewiß keine Kleinigkeit, ein halbes Leben lang immer dasselbe mit dreißig bis vierzig Buben der allerverschiedensten Begabung und sittlichen Beschaffenheit zu treiben.

Sehr schwer fällt die Entscheidung, wenn es sich um die Frage handelt, ob man im Unterrichte alles auf die Begabten abstellen oder dem Durchschnitt Rechnung tragen soll. So allgemein läßt sich die Frage weder beantworten noch überhaupt stellen: ein jeder tüchtige Lehrer wird beides miteinander zu verbinden wissen. Dafür ist die Forderung der individuellen Behandlung doch zu sehr aus dem Bereich musikalischer Kannibalenleistung in die Arbeit der Schul- und Konferenzzimmer eingedrungen.

Also Summa: es geht einmal wieder mit dieser Kritik und dem Vorschlag der Ellen Key, wie es immer geht. Es schadet sicher nichts, wenn einmal jemand rein aus großen Grundsätzen heraus ideale Forderungen stellt. Zwar hilft es nicht immer und in dem gewünschten Grad, aber ohne solche über das Maß des Erreichbaren hinausgehenden Forderungen könnte das Zickzack der Entwicklung, in dem Altes und Neues, Wirklichkeit und Ideal ein Kompromiß zu schließen pflegen, zu einer steifen und langweiligen Linie erstarren, die nur die mechanische Fortsetzung des Althergebrachten darstellt.

Jetzt brauchen wir über die Grundsätze, die Fr. W. Försters Jugendlehre beherrschen, keine Worte mehr zu machen. Im Verhältnis zum Ganzen nehmen sie auch einen sehr geringen Umfang des Buches ein. Es ist nämlich zum Verzweifeln unsystematisch gehalten, aber das ist auch sein Vorzug. Denn systematische Allesbücher liest doch kein Mensch von denen, auf die Förster rechnet. Und das Buch ist für sehr weite Kreise geschrieben. Und die haben es auch gelesen und sogar gekauft, wie die vielen Auflagen in kurzer Zeit beweisen. Dazu trägt auch der für ein deutsches Buch sehr geringe Preis von fünf Mark bei einem Umfang von

724 Seiten bei. Und wie das System, so vermeidet er auch den gelehrten Jargon. Es ist kein Satz, den nicht jeder gebildetere Vater und jede Mutter verstehen kann. Die behagliche Breite und manche Wiederholung tragen nur zur leichteren Einprägung bei. Von dem Hauptschatz des Buches sprechen wir noch nachher. Jetzt wollen wir die Grundgedanken aufzeigen, soweit sie in einem Verhältnis zu unsern bisherigen Ausführungen stehen. Dabei ist uns die Hauptsache, daß Förster einen sehr schönen und richtigen Mittelweg zwischen der alten Methode des Einpaukens und der utopistisch-unmöglichen einschlägt, die alles wachsen lassen will, was wachsen mag. Bei aller noch so liebenswürdigen Behandlung der Kinder geht doch durch das Ganze der Wunsch, ihnen ganz bestimmte Kenntnisse und Grundsätze einzuprägen. Sein Weg besteht nur darin, daß er an die eigenen Kräfte der Kinder appelliert und sie zu freiwilliger Mitwirkung bei ihrer eigenen Erziehung aufruft. Damit hat er Einwirkung und Selbstentfaltung in einem. Das ist pädagogisch nichts Neues, wenn man an den Begriff der Unterstützung denkt. Aber Förster hat es nun einmal hübsch herausgebracht. Seine Methode wendet sich mit dem größten Recht gegen die Morallehren. So beliebt sie sind, man darf sich fast gar nichts von ihnen versprechen. Denn es liegt dieser Art der Beeinflussung eine ganz falsche Psychologie zugrunde. Man denkt sich nämlich die Sache sehr einfach: es fehlt einem Kinde an einer Tugend oder es leidet an einer Untugend, also muß ich ihm möglichst klar machen, was es soll und nicht soll, und dann wird es das auch sicher tun. Was ist denn natürlicher als das? Und wenn es gegen mein Erwarten es doch nicht täte, dann will es einfach nicht, und wenn es nicht will, dann gibt's Hiebe, denn Trotz kann bloß mit Hieben gebrochen werden.

So „einfach" ist nun leider die Sache nicht. Es liegt zwischen Erkennen und Wollen eine sehr, sehr breite Kluft, wie jeder an sich selbst merken kann. Der Wille hat seinen ganz eigenen Kopf. Es gehört sehr viel dazu, bis eine Erkenntnis Vorsatz und bis der Vorsatz Tat wird. Dazu bedarf es ganz bestimmter Voraussetzungen und Dispositionen, und wenn sie nicht da sind, muß man sie schaffen, wie man erst mühsam Erde auf einen Felsen tragen muß, ehe man auf ihm Weinstöcke pflanzen kann. Kein Mensch setzt Weinstöcke auf den nackten Fels, aber fast jeder will gute Lehren in eine Kinderseele pflanzen, der es an Boden dafür fehlt. Darum ist es gut, daß Förster die Moralpaukerei mit allen Kräften ablehnt. Dafür gibt er folgenden guten Rat: man soll an niedere Motive, die in dem Kinde liegen, anknüpfen, um sie als Haken zu benutzen, an

dem man sie in die Höhe zieht. Also z. B. man soll die Selbstbeherrschung, an der ihm mit Recht am meisten liegt, so anzubahnen suchen, daß man den gewalttätigen Trieb der Buben, sich auszuleben und einen andern zu „packen", gleichsam gegen sie selbst richtet. „Du starker Kerl, du wirst dich doch packen können!" Das erweckt den Ehrgeiz des Burschen, und er versucht es einmal. So treibt man also den Teufel Wildheit durch den Beelzebub Ehrgeiz aus. Wenn die Übermoralischen etwas dagegen haben sollten, so stimme ich der nüchternen Bemerkung Försters viel mehr zu, wenn er sagt, daß es gar nicht nötig sei, gleich mit den höchsten Motiven an das Kind heranzugehen. Anknüpfen ist die Hauptsache, anknüpfen an das, was in der Kindesseele wirklich vorhanden ist. Aber bei allen großspurigen, zumal religiös begründeten Ermahnungen hängt das Seil ein Meter über dem Boden der kindlichen Seele. Man darf allerlei wichtige philosophische und psychologische Dinge nicht vergessen: nämlich das, was man Heteronomie der Zwecke und Motivwandel nennt. Das erste Wort bedeutet nämlich folgendes: die großen idealen Forderungen, sagen wir also etwa die der Wahrhaftigkeit, haben auch nicht von Anfang an so strikt und nackt gegolten; sondern es waren praktische Klugheitsregeln, die aus der Beobachtung geflossen waren, daß eine Gemeinschaft und schließlich auch jeder Einzelne mit Wahrhaftigkeit am weitesten kommt. Nun hat sich aber dabei allmählich eine hohe Wertschätzung der Wahrhaftigkeit selbst ohne jede Rücksicht auf diese Folgen herausgestellt: was zuerst bloß Mittel war, wird nun Zweck und bekommt eigenen Wert und wird also zur Tugend der Wahrhaftigkeit. Und nun kann man so sagen: Wie es in der Geschichte der Entwicklung der sittlichen Begriffe zugegangen ist, so geht es auch beim einzelnen Menschen in seiner sittlichen Entwicklung zu — was man biogenetisches Grundgesetz nennt. Zuerst lernt das Kind wahrhaftig sein, um nicht gestraft zu werden; allmählich soll es aber wenigstens Geschmack an der Wahrhaftigkeit selbst bekommen — wer von uns ist nicht zu stolz, um unwahrhaftig zu sein, auch wenn es gar keine bösen Folgen nach sich ziehen kann? Das nennt man Motivwandel: man tut etwas zuerst aus einem geringeren Motiv und dann aus einem höheren. So geht es immer zu. Auf diese Weise will Förster die eigenen Kräfte des Kindes wecken, um es anzuleiten, das Moralische zu verstehen und zu tun.

Dazu schlägt er nun folgenden Weg ein: er will die Kinder mit den Realitäten des Lebens in Berührung bringen. Sehr richtig sagt er sich: alle sittlichen Handlungen müssen auf sittlichen Gefühlen beruhen, Gefühle

aber werden nie durch Begriffe, sondern nur durch die entsprechenden Dinge selbst erzeugt. Nehmen wir etwa das Mitleid als Beispiel. Man kann stundenlang das Wort Mitleid begrifflich erklären, man kann es auch zergliedern, man kann es auch laut preisen — aber das führt zu keinem Mitleid, sondern nur zu dem Begriff des Mitleides. Und wenn man diesen Begriff hat, braucht man ebensowenig Mitleid zu haben, wie man Mitleid hat, wenn man auch den Begriff kennt. Es weiß also mancher, was Mitleid ist, und hat keines, und mancher hat es, und weiß es nicht. Das Gefühl des Mitleids selbst wird nur so erzeugt, daß man jemand mit Gegenständen in Berührung bringt, die es selbst zu erwecken imstande sind. Das kann man tun, indem man die wirklichen Gegenstände aufzeigt, also etwa einen armen, kranken Bettler, oder eine anschauliche Schilderung davon gibt, die in Kindern voll Phantasie dieselben Gefühle auslöst wie der Gegenstand. So will Förster also das Mitleid erleben lassen, statt es zu lehren. Das nennt er Leben enthüllen und heißt es seine konkrete Methode im Gegensatz gegen jene übliche abstrakte. — Auch hierin muß man ihm völlig beistimmen. Die heute so sehr gepflegte Gefühlspsychologie schärft immer wieder ein: Gefühle erwachsen am Gegenstand, nicht am Begriff, oder nur sehr schwach.

Damit kommen wir auf Försters eigentliche Methode. Sie besteht in einer Besprechung ethischer Dinge mit den Kindern, die es darauf absieht, ihr eigenes Urteil über irgend einen Fall hervorzulocken. Dabei ist Förster wieder sehr besonnen. Er vergißt nicht das Velle non discitur, d. h. man kann keinem ein Wollen durch Lehren beibringen. Das will er auch im allgemeinen nicht. Also er rechnet mit solchen Kindern, bei denen der gute Wille ungefähr vorhanden ist. Aber er sagt sehr richtig, daß es der gute Wille allein nicht tut. Man muß auch erkennen und wissen, was man zu tun hat. Das wird sehr häufig durch die Gedankenlosigkeit verhindert, die sich bei Kindern und — bei Erwachsenen zwischen den guten Willen und die Pflicht schiebt. Hier liegt der eigentliche Zielpunkt seiner ganzen Arbeit. Es kommt ihm nämlich darauf an, die Kinder selbst finden zu lassen, was in bestimmten Fällen gut und böse ist. So überbrückt man ja jene Kluft zwischen Erkennen und Tun noch nicht, aber man tut, soviel man kann. So erwähnt er z. B. das Lärmen der Kinder, hinter dem nur tantenhafte Unkenntnis oder elterliche Verbitterung bösen Willen sehen kann. Förster empfiehlt, den so gedankenlos einherstürmenden Kindern klar zu machen, welche Folgen ihre Unart hat. Wo guter Wille vorhanden ist, wird sie dann unterbleiben, nachdem die Einsicht gezeigt

hat, daß das Lärmen mit den eigenen Grundneigungen im Widerspruch steht. Mehr kann man ja nicht sicher erreichen; einen wilden und rohen Burschen muß man anders anfassen, als mit ethischer Belehrung.

Aber wie will er nun diese Behandlung der Kinder gestaltet haben? Nur mit Hilfe konkreten Stoffes. Und das ist der Reichtum des Buches. Viele hundert Seiten hindurch bringt er Geschichtchen, Schilderungen, Bilder, Gleichnisse — eine wunderbare Fülle. Wer sich einmal für seinen Unterricht um die so nötigen und doch so schwer zu beschaffenden Beispiele bemüht hat, der wird Försters Fleiß dankbar anerkennen und sich seiner Funde bedienen. Die Beispiele sind auch gesondert für Kinder herausgekommen. Und das ist gut; denn man soll den Kindern ja kein Buch über Kinder in die Hand geben, ebensowenig, wie man über sie in ihrer Gegenwart sprechen soll.

Diese Geschichten und Gleichnisse haben großes Lob in der Kritik des Buches erfahren. Und sie verdienen es auch. Aber sie sind doch nicht gleichwertig; das kann man ja gleich von vornherein annehmen, wenn es so viele hundert sind.

Nehmen wir einmal einzelne heraus. So empfiehlt Förster z. B. die moralische Unterweisung überall im Unterrichte anzubringen, oder er zeigt wenigstens Wege, wie man das kann. Wenn in der Naturgeschichte etwa von der Steinkohle die Rede ist, dann soll man den Kindern erzählen, man sei auf dem Wege, aus Steinkohlen Bouillon zu gewinnen, indem man einige in ihr enthaltenen Bestandteile, die sich dazu eignen, aussondert und weiter verarbeitet. So solle man auch die guten Bestandteile in der eigenen und in anderer Leute Seele zu entdecken und zu verwerten suchen, um aus einem kohlrabenschwarzen Charakter die Bouillon einer edlen Seele zu machen. (So drückt er sich natürlich nicht aus.)

Nun meine ich zunächst, Steinkohle ist Steinkohle, Naturgeschichte ist Naturgeschichte, und Moral ist Moral. Ich meine: Man soll nicht überall die armen Kinder bemoralisieren. Das ist schrecklich. Auch finde ich in dieser Geschichte keine Anknüpfung nach der von ihm geforderten Art. Er knüpft höchstens an das Interesse der Kinder für etwas Neues und Auffallendes, aber an keine dem Sittlichen entgegenkommenden Kräfte an. Vielmehr erläutert er bloß eine sehr gute und wichtige Wahrheit durch ein Gleichnis. Er prägt sie auch ein, und damit ist gewiß viel gewonnen. Aber ich meine, diese Geschichte von der Verwandlung der Steinkohle in Bouillon ist vor allem eine Regel für den Erzieher selbst. Er soll Steinkohle in Bouillon verwandeln. Daneben ist es natürlich

Heft 372
Jahrgang
1 9 0 8

Lovis Corinth: Porträt einer Dame.
Zum Essay von Hans Hell.

Buches steht: es gehört zu einer solchen Einwirkung die ganze Liebenswürdigkeit und Frische eines unverdrossenen und liebreichen Kinderfreundes, der alle seine Worte und Winke in sie hineinliebt, weil er sie mit der frohen Güte begleitet, die nun einmal das einzige Werkzeug ist, mit dem man die moralischen Stecklinge in den kindlichen Herzensboden einpflanzen kann. Die Masse und Kraft der sogenannten Imponderabilien, von Güte und Frische, ist und bleibt so wichtig, daß ich mir mehr verspreche, wenn sie sich mit einer abstrakten Methode verbinden, als wenn die beste konkrete Methode von einem kalten und verdrossenen Schulmeister exerziert wird. Freilich dürfen wir nicht sagen, daß die Methode gleichgültig und die Persönlichkeit die Hauptsache ist. Warum können sich denn nicht die frischen und herzensguten Lehrer und Eltern eine bessere Methode, und warum können sich die Inhaber einer guten Methode nicht noch die nötige Unverdrossenheit und unbedingte Güte aneignen?

Ich fürchte nur für die Försterschen Gedanken, wenn sie von irgend welchen ungeeigneten Leuten „verschult" werden. Dann bekommen sie leicht ein unterrichtlich verstandesmäßiges Wesen, oder sie werden so langweilig behandelt wie — der übliche Religionsunterricht. Auch kann jeder Religionslehrer seinen ganzen Unterricht sicher so befruchten, und wenn es einmal einen Moralunterricht geben sollte, dann wüßte ich keine bessere Weise, als die von Förster. Aber vor allem ist diese ganze Art wichtig für den Verkehr von Eltern und Kindern. Hier kann man die einzelnen Geschichten anbringen und in ihrem Sinne wirken, wenn ein Kind einem dazu Anlaß gegeben hat, statt daß man sie dem Lehrplan entsprechend oder in anderm theoretischen Zusammenhang behandelt. Dann ist die psychologische Lage viel günstiger: denn es ist wahrscheinlicher, daß das rechte Wort seinen Ort findet, wenn es unmittelbar in die kritische Lage hineingesprochen wird, als wenn es im Gedächtnis bleiben soll, bis es die entsprechende Lage in der Erinnerung hervorholt und dem Willen zur Beherzigung präsentiert. Im ersten Fall machen sich Lage und Wort gegenseitig sofort selbst verständlich; aber es ist nichts schwerer, als sich zu sagen, daß man jetzt in der Lage des Übeltäters sei, von dem man damals die und die Geschichte gehört hat. Natürlich wird man auch die andere Seite des Willensberges anbohren, also von der Verstandesseite aus mit Begriffen vom sittlichen Leben arbeiten. Hier schlägt dieses, dort jenes an, also versuche man es mit beiden Methoden. Dann ist aber die Weise von Förster die beste und aussichtsvollste, die es gibt.

Das ist Zukunftspädagogik. Möge sie bald Gegenwartspädagogik werden! Das ist leichter mit der individualistischen, als mit der im Anfang geschilderten sozialistischen getan. Denn zu dieser gehören Einrichtungen und Anstalten, zu jener im ganzen nur ein offener Sinn und ein froher Wille. Man kann jeden Tag in Schule und Haus mit dem beginnen, was Ellen Key und Förster Gutes zu sagen haben. Sicher wird sich in der Zukunft eine neue Art der Erziehung und der Pädagogik herausbilden; dann werden uns diese neue Pädagogik und Erziehung auch zu einer neuen und besseren Zukunft verhelfen.

Gustav Falke:
Dörten . . . . Erzählung

F o r t s e t z u n g.

„Schamen schallst di wat," hatte Dörten Hinnerk Schuster zugerufen. Hinnerk war auf Seiten der Spötter! Das hatte ihr den letzten Stoß gegeben. Sie rasselte mit ihrem Futterkarren über die Steine, die zum Ziegenstall führten, daß es klang, als führe Artillerie auf, und alles solle nun in Grund und Boden geschossen werden.

Oll Plöckhahnsch mußte Dörtens Unmut zuerst über sich ergehen lassen.

„Dat mütt' n' End hebb'n! Dat lat ik mi nich länger gefall'n. De Bengel schall ut Dörp!"

„Wo wullt du dat woll maken, Dörten?"

„Ik segg dat Jochen. Jochen schall dafför sorgen."

„Wat schall Jochen dorbi dohn."

„He hett em innahm, he schall em wedder ut sin Hus wiesen. Grad för uns Dör sik hintosetten! Keen Schritt kann man dohn, und jümmer is he achter mi an."

Im hellen Zorn ging Dörten stracks zu Jochen Schröder. „Is Jochen to Hus?" Sie muß es dreimal schreien, denn oll Schrödersch ist taub, was Jörn Kleesaat für einen großen Segen für die alte Frau erklärte. Er dachte dabei an Jochens „Tuthorn".

„Ik will em dat segg'n!" schreit die alte Frau zurück.

„Ne, nix segg'n! Ik frag, ob Jochen to Hus ist?"

Aber da kommt Jochen schon selbst. Das laute Geschrei hat ihn aufmerksam gemacht.

Dörten brachte ihr Anliegen vor, etwas umständlich und ein wenig verschämt. Ihr Zorn hatte sich bei dem Herumschreien mit der alten tauben Frau schon etwas ausgetobt.

„Wat schall ik dorbi don?"

„Du schallst em nicht länger int Hus beholln."

„Ja, dat seggst du woll, wat geit mi dat an."

Jochen war nicht geneigt, Dörten zur Liebe auf einen Vorteil zu verzichten.

„Ik kann ja sach mal mit em reden.“ Das war alles, wozu er sich verstand.

„Hev ik dat nich seggt?“ sagte oll Plöckhahnsch. „Wat schall he dorbi dohn.“

Jochen nahm sich denn auch Dörtens Sache schlecht genug an.

„Plöckhahnsch er Deern wär hier.“ So leitete er die Unterredung mit Fritz ein. Er sagte es möglichst gleichgültig. Er wollte ganz diplomatisch vorgehen.

Fritz spitzte die Ohren.

„Hat sie nach mir gefragt?“

„Ne, dat nich. Fragt hett se nich.“

Jochen smökte nachdenklich vor sich hin.

Fritz sah ihn laurig von der Seite an. Warum erzählte Jochen ihm das? Ob etwas dahinter steckte?

„Hebb'n Se woll mal wat mit er hatt,“ fragte Jochen nach einer Pause.

Haha, also doch! dachte Fritz. Nun heißt es diplomatisch sein.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er möglichst unschuldig.

„Ik meen man. Se wull dor ja woll man op anspeeln. De Deerns sünd en wunnerlich Volk — und wann mütt sik dor nich wieder mit enlaten, as nödig.“

Jochen teilte diesen nachdenklichen Ausspruch durch ein paar eben so nachdenkliche Züge aus der kurzen Pfeife in drei Teile.

Ein blondes Mädchenbild mit einem himmelblauen Band durch die üppigen Locken und einer knallroten Rose an dem vollen Busen schmückte Jochens Pfeife. Das konnte Zufall sein, ließ aber auch tiefere Schlüsse auf Jochens Geschmack und Erfahrung zu.

„Se sünd jo noch orig wat jung,“ fuhr er fort. „Aber dat is grad de gefährliche Tied, segg ich jümmers.“

Fritz lachte überlegen. Darüber brauchte er nun keine Belehrungen, am wenigsten von Jochen. Was wußte der gute Jochen von der Liebe. Auf dem Gebiet war doch er, Fritz Frahm, schon als Dichter die höhere Autorität.

„Ward Se de Tied woll männigmal lang hier?“ fragte Jochen. Eine scheinbar unvermittelte Frage.

„Durchaus nicht, im Gegenteil!“ versicherte Fritz eifrig.

„Dat is jo ok ganz schön hier op'n Land'n."

„O, herrlich!"

„Wenn Se hier denn man sin mögt. Natur is ja nog hier. Und jümmers schöne frische Luft."

Sie vertieften sich in die Vorzüge des Landlebens, und Jochen dachte: Wat geit mi dat an. Wenn he sik hier woll föhlt, warum schall he hier weggahn?

* * *

Dörten, von Jochen im Stich gelassen, flüchtete mit ihrem Ärger und Kummer an Lene Staaks Herz. Lene diente auf Boek. Boek ist ein herrschaftliches Gut, eine halbe Stunde von Schönböken entfernt. Es gehört einem Hamburger Großkaufmann, der es durch Kassen Klüth verwalten läßt. Der Hamburger hat sein Geld in Kaffee verdient, und daher haben die Boeker den Spitznamen Kaffern, was aber doch nicht recht durchdringen will und nur vereinzelt zu Ärger und Zank Anlaß gibt.

Dörten traf Lene in der Mägdekammer beim Strümpfestopfen.

„Sag mir das Wort, das so gern ich gehört,
Lang, lang ist's her,"

sang Lene. Aber die wehmütige Melodie klang aus ihrem Munde fast stillvergnügt. Sie warf denn auch lachend ihren Strumpf auf den Tisch, als Dörten eintrat.

„Na nu, wokeen kümmt dor?"

Dörten hatte bald ihr Herz ausgeschüttet.

„Und wegen dat kümmst hier na Boek? Wenn mi wat bieten deiht, Deern, loop ik doch nicht op Naberschaft und röp: Fang em!"

„Dat seggs du woll, Lene."

„Denn griep di man sülben," lachte die Freundin und machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Daumennagel auf dem Tisch.

„Wenn dat so angüng," meinte Dörten.

„Sonn Hand vull? Bestell em di achtern Knick und denn Tüffel ut. Und denn schall he sik woll nich mehr sehn laten." Das war der einzige Rat, den Lene wußte, und er war am Ende nicht schlecht. „Wat ik di seggt hev," sagte sie nochmals, und dann begleitete sie Dörten ein Stück Weges zurück. Sie gingen Arm in Arm durch den stillen Abend, zwischen den staubigen Reddern. Jetzt war Lene Staak am Erzählen. Und sie erzählte von Johann Erikson, dem rothaarigen Schweden. Der

wäre der netteste von allen Knechten auf Boek. Aber er bliebe nur bis nach der Ernte, und das wäre schade. „He is 'n to netten Kerl." Und Lene wollte sich ausschütten vor Lachen, als sie eines Vorfalles bei der Rappsaaternte gedachte, wo Johann sie im stachligen Stroh tüchtig rumgewöltert, weil sie ihn geneckt hatte.

„Luthals hev ik schrien." Und Lene zeigte ihre Arme, auf denen noch ein paar kaum vernarbte Schrammen zu sehen waren. Dafür sollte Johann sie aber am Sonntag in Möhlenbeck mit Punsch traktieren.

„Is Sündag Danz in Möhlenbeck?" fragte Dörten.

„Ja, Deern, schulls ok man en beten henkam. Wat he is, he geit jach mit di."

„Nu arger du mi ok noch mit em," schalt Dörten empfindlich. Lene lachte. „Du büst ja wirklich narrsch, Dörten. As ik di seggt hev: achtern Knick. Du wullt di wegen de Kopulatschon mit em bereden und Pastor Bokenholt forts mitbringen."

Sie machte ein paar bezeichnende Armbewegungen.

„Son Segen hölt lang vör."

Da lachte auch Dörten.

Ein paar Pfauenaugen begleiteten die schwätzenden Mädchen, an den bestaubten Büschen hinflügelnd. In den betäubenden Duft des Geißblattes mischte sich der eigenartige Geruch des trockenen Staubes. Auf den Weiden brüllte das Vieh. Über ein Heck hinüber sahen sie ein paar schwarzbunte Starken über die Koppel stürmen. Jenseit der Koppel fuhr Kassen Klüth auf seinem Stuhlwagen nach Möhlenbeck. Er hatte braune Handschuhe an und kutschierte selbst.

„He is en düchtigen Landmann," sagte Jörn Kleesaat von Kassen Klüth, „aber he is en beten to fien woren und treckt sik jetzt op hamborgsch an."

Dicht vor Schönböken trafen die beiden Mädchen Hinnerk Schoster. Der Duft seines Knasters zog ihm voraus und stach alle anderen Wohlgerüche für die schnuppernden Mädchennasen aus. Hinnerk wollte nach Boek zu Johann Erikson.

„Wullt du em sin Stebel bringen? De kann ik ja mit torüg nehm," sagte Lene Staak.

„Ne, he schall mi noch betaal'n."

„Denn kann ik ja furts mit umkehren," meinte Lene. „Op veer Föt löpt sik dat lichter als op twee."

Das war nun Dörten wieder nicht recht.

„Ik hev di noch so veel to vertellen."

Aber Hinnerk sagte mit ermunterndem Augenzwinkern: „Schallst man beeten togahn, Dörten. Dor sitt en mit sin Bok an de Au, bi de Brügg."

Die Au bildete die Gutsgrenze.

„He sitt an de Au?" rief Dörten entsetzt. „Denn gah ik wedder mit na Boek."

„Dat nützt di woll nich veel, denn sitt he dor bet morgen fröh."

Dörten war dem Weinen nahe.

„Jümmer disse verdammte Jung! Und nun verlang ik von di, dat du mit mi geist, Hinnerk. Dat kans woll för mi dohn. Und dann seggst em Bescheid, und wat he dohr to sitten harr."

„Fallt mi gor nich in," lachte Hinnerk. „Wat geit mi dat an. He kann doch an de Au sitten? Dor kann sitten, wokeen dor will, und ik hev dor nix över to seggen."

Da ging nun Hinnerk mit Lene nach Boek zurück, und an der Aubrücke saß Fritz Frahm. Wenn sie nicht einen Umweg von mehr als einer halben Stunde machen wollte, mußte sie an ihm vorüber.

„Bestell em man achtern Knick," hörte sie Lenens helle Stimme.

Mit einem Gesicht, vor dem jede feindliche Besatzung die Brücke geräumt hätte, setzte sie ihren Weg fort.

„Ik stött em in de Au, wenn he mi to nah kümmt."

Sie machte mit beiden Fäusten energische Stoßbewegungen.

Aber kein Fritz Frahm ist zu sehen. Nur eine Krähe sitzt auf der Brücke, macht Krah, als Dörten näher kommt, und fliegt nach rechts, nach Möhlenbeck zu.

Dörten atmete auf, sollte Hinnerk sie geneckt haben? Ähnlich sieht es ihm.

Aber sie tat ihm unrecht. Fritz Frahm hatte wirklich hier gesessen. Doch sein guter Engel hatte ihn rechtzeitig das Buch zuklappen und seine Grüße an Jochens Abendtisch aufsuchen lassen. Dörten kann ihn noch einholen. Die Gräser, die sich über eine Stunde lang unter der für sie doch zu schweren Last der Fritz Frahmschen Körperlichkeit hatten beugen müssen, haben sich noch nicht einmal wieder aufgerichtet. Aber Dörten steht auf der Brücke und sieht in das klare Wasser, das zu trüben sie den schrecklichen Vorsatz gehabt hat. Rasch und munter fließt die Au unter der Brücke durch, blänkert im Abendschein und wirft kleine Wellen und bildet kleine Kreise und Wirbel, kurz, ist ausgelassen gut gelaunt.

Was sich von Dörtens Gesicht in einem so unruhigen Spiegel abmalt, sieht auch lustig genug aus, obgleich es ein sehr ernstes, sehr böses Gesicht ist, das da von oben herab sieht.

Ja, Dörten war böse, bitterböse auf Hinnerk, auf Lene, auf alle Welt. Hinnerk ging nun mit Lene nach Boek. Er tat allen Mädchen schön, und Lene war auch keine fromme. Es war ihr schon zuzutrauen, sich rechtzeitig nach Ersatz für Johann Erikson umzusehen. Alle Qualen der Eifersucht durchlitt Dörten hier auf der Brücke.

„He is en schlechten Minschen. Ik will ni mehr mit em to dohn hebb'n."

„Ach, wat is dat doch en vergnögtes Leben," jubelte die kleine lustige Au.

Und Dörten wieder: „Twee Johrlang quäl ik mi nu all üm en."

Und die Au: „Man nich lang opholln, man nich lang opholln."

Und Dörten wieder: „Wat schall dat warrn?"

Und die Au: „Immer lopen laten, immer lopen laten."

Aber Dörten verstand die Au nicht, die ja auch nur so im allgemeinen und im Vorbeigehen ihre läufigen Redensarten machte, einerlei, ob man ihr zuhörte oder nicht.

Als Dörten nach Hause kommt, wo die Mutter mit der Buttermilch und dem Kartoffelbrei auf sie wartet, sitzt Fritz Frahm an Jochens Tisch schon beim zweiten Teller Grütze. Es ist diesmal Gerstengrütze. Es wechselt ab, mal Buchweizen, mal Gerste. Nur Sonnabends gibt es Hering und Pellkartoffeln, oder Speck und Bratkartoffeln. Sonnabend ist aber erst morgen.

*　　　　*　　　　*

Fritz hatte über einen vollen Löffel Grütze hinweg, den er gerade zum Munde führte, noch eben Dörtens kräftige Gestalt mit einem zufälligen Blick durchs Fenster erwischt.

„Donnerwetter, da ist sie!"

Er hatte sie nach dem Abenteuer im Waldweg noch nicht wieder gesehen, aber er hatte so leidenschaftliche Begehrung nach ihr, daß er des Morgens seine Knöpfe gezählt hatte: du triffst sie, du triffst sie nicht, du triffst sie. Der fünfte Knopf hatte zu seinen Gunsten entschieden. Aber der Mensch soll sich nicht auf Knöpfe verlassen. Es ist mit ihnen, wie mit den Sternen, von denen der Dichter singt:

„Und all ihr Leuchten ist ein eitles Lügen."

Er traf Dörten nicht, auch nicht im Waldweg, wohin es ihn natürlich zuerst gezogen hatte, wie den Verbrecher an den Ort seiner Schandtat. Hier war es, sagte er sich und starrte in den Graben, wo der Karren gelegen hatte. O, Fritz Frahm, was warst du für ein Tor! Diese schöne Gelegenheit ließt du unbenützt vorübergehen!

Da erfuhr er durch Jochen, daß am Sonntag in Möhlenbeck Tanz sei. Das war eine Hoffnung, nein, eine Gewißheit: „Wo Jochen Schröder speelt, blivt keen Deern to Huus."

Also nach Möhlenbeck! Er hatte ein paar braune Zwirnhandschuhe im Koffer, doch vielleicht bedurfte er ihrer nicht. Indessen waren sie doch da im Notfall. Sein schwarzes Röckchen, das noch aus seiner Lehrerzeit stammte, war vom täglichen Tragen schon reichlich blank geworden. Aber er hatte noch einen weißen Leinenanzug in Reserve. Das war eine gute Gelegenheit, ihn hervorzuholen. Mutter Schrödersch würde ihn schnell noch etwas aufbügeln.

In der Wahl des Schlipses hatte er freie Hand, ein blauer, ein roter und ein getupfter, weiß mit kleinen grünen Punkten. Ein Liebender entscheidet sich in solchem Fall gern für rot. Fritz Frahm aber entscheidet sich für den Getupften, der zum Selbstbinden und ein richtiger Künstlerschlips mit wehenden Enden ist. Er verspricht sich eine malerische Wirkung davon, auch auf Dörten. Daß sie dem Tanz nicht fernbleiben wird, dafür bürgt ihm Jochen Schröder.

„Keen Deern blivt to Huus, all in de Rund."

Und Jochen Schröder beschreibt mit seinem langen Arm einen gewaltigen Halbkreis, man kann sich ihn bis nach Schleswig hinauf denken.

* * *

Inzwischen war Dörtens Stimmung keineswegs festlich. Natürlich wollte auch sie den Möhlenbecker Ball besuchen, Hinnerk Saß sowohl wie Lene ließen sich keinen Walzer entgehen, und wenn sie zwei Meilen darum laufen sollten. Und Dörten, die bisher von Eifersucht nichts gewußt, krümmte sich jetzt förmlich in den Krallen dieser Teufelin. Hinnerks Spott hatte sie tief verwundet, den letzten Rest ihrer heimlichen Hoffnung, er könne sich ihr doch noch zuwenden, erschüttert.

Wie anders war das früher gewesen. Früher als es noch hieß:

„Hinnerk
mit de Binnerk
mit de Bickbeerbeen!
heſt den Dübel danzen ſehn?"

Ei, konnte er dann fuchtig werden! Das war in der Zeit, als ſie noch zuſammen nach Möhlenbeck zu Wilhelm Lobſien in die Schule gingen. Zu Wilhelm Lobſien, der ein Sohn vom alten Kanter Lobſien in Preetz war, und der ihr mal von ſeinem eigenen Butterbrot gab, als ſie ihre Frühſtücksſchnitten vergeſſen hatte. Es war ſo eine dicke, ſchöne Scheibe Mettwurſt auf dem Lehrerbrot geweſen. Sie meinte es jetzt noch zu ſchmecken, wenn ſie daran dachte. Damals hatte Hinnerk ſie darum beneidet, und wenn er ſie nur darum gebeten hätte, hätte ſie ihn gern einmal abbeißen laſſen. So gut ſtanden ſie miteinander. Sie waren damals die einzigen Schulkinder, die von Schönböken nach Möhlenbeck in die Schule gingen.

Hinnerk war Waiſe. Seine Mutter war an Diphtheritis geſtorben und ſein Vater auf dem Heuboden in Rohrhagen verunglückt. Da hatte man ihn Trina Meeſch zur Erziehung übergeben, die die eine Hälfte ſeines elterlichen Katens bewohnte, und Trinamutter ſorgte gut für den Jungen und hielt darauf, daß er immer rechtzeitig in die Schule kam.

Es waren drei Viertelſtunden Weges von Schönböken nach Möhlenbeck. Das iſt für Dorfkinder nicht allzu weit, die müſſen manchmal ſtundenweit laufen, um der Segnungen eines geregelten Fibel- und Bibelunterrichts teilhaftig zu werden. Im Sommer vor allem war es eine Luſt für Hinnerk und Dörten, dieſen Weg zu machen. Sie gingen immer zeitig aus dem Hauſe, denn es gab Aufenthalt genug unterwegs. Da waren Schmetterlinge, die durchaus gefangen werden mußten, und die das meiſtens nicht einſehen wollten. Da verurſachte denn das viele Hin- und Herlaufen viel Zeitverluſt. Manchmal half das Singen: „Botterlicker ſett di!" — manchmal half es auch nicht.

Beſonders hatte Hinnerk es auf die Maikäfer abgeſehen, denen riß er Flügel und Beine aus, und den Leib aß er auf.

„Igitt, igitt!" rief dann Dörten und ſchüttelte ſich.

„Du büſt ſchön dumm!" war die Antwort. „Wie Nußkern!"

Aber Dörten hielt ſich lieber an die Brombeeren und Himbeeren, das heißt, wenn deren Zeit da war. Oft wurde auch das Frühſtücksobſt, das ſie in der Schule verſpeiſen ſollten, ſchon vorweg verſucht. Da tauſchten ſie auch wohl aus. Hinnerk gab jeden Apfel für ſechs Pflaumen weg.

Dörtens Eltern hatten so schöne gelbe, die waren groß und saftig. „Geele Plummen" waren Hinnerks Liebstes. Er besaß eine besondere Virtuosität, die Steine in einem weiten Bogen auszuspucken, oder sie mit einem heftigen Stoß aus den gespitzten Lippen in tadelloser Horizontale nach einem Baum zu schießen.

„Willst wetten?"

„Ja, aber von hier. Vorgehen gilt nich."

„Hest em flegen sehn?"

Mit bewunderswerter Sicherheit hatte der Pflaumenkern das schlanke Birkenstämmchen getroffen. Triumph ausdauernder Studien auf unzähligen Schulwegen.

Schön aber ist so ein Schulweg auch im Winter. Da fliegen die Schneebälle begleitet von lustigem Gelächter und Gekreisch, da greifen die Hände hinterrücks in die weißen Büsche und packen die Fäuste die schlanken Bäumchen und schütteln, daß der lose Schnee dem Ahnungslosen unversehens über die Ohren kommt.

Was ist größer für die Kinderherzen, Winterlust oder Sommerfreude?

Einmal hatte Hinnerk Dörten sogar in seinem kleinen Handschlitten ganz nach Möhlenbeck gezogen. Aber das hatte er nicht zum zweiten Male getan.

„Du büst mi to swer, Deern."

Am schönsten aber war es, wenn sie ihm unterwegs noch mal den Katechismus oder das Einmaleins überhörte. Sie war ihm damals noch über und konnte ihm mit ihrem Wissen beistehen, wenn es nottat. Und es tat oft not. Besonders mit dem „Was ist das?" kam Hinnerk nicht zurecht. Da half Dörten denn aus.

„Wir sollen Gott —"

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten —"

„Nicht —"

„Nicht —"

„Nicht fälschlich belügen, verraten oder afterreden oder bösen Leumund machen, sondern — sondern —"

„Sondern sollen —"

„Sondern sollen —"

„Ne, Hinnerk, du weißt aber auch wieder rein gar nichts."

Nachher änderte sich das. Da wußte er allerlei. Denn er war anfangs mehr faul als dumm gewesen, und die Zeit kam, wo er ihr über war. Doch er war nicht großmütig und hänselte sie, wenn sie etwas nicht

wußte. „Deern, büst dumm!" Aber sie nahm ihm das nicht übel und war stolz, daß ihr Hinnerk zu den Klugen in der Klasse gehörte, die den Katechismus vor- und rückwärts mußten und in den vier Spezies zu Hause waren „as de Kakerlaken in de Kök".

Und dann waren sie eingesegnet worden. Bei Pastor Buck — Stamer-Buck, denn er stieß etwas mit der Zunge an.

Um die Zeit war es, als man sie mit der Frage hänselte: „Wat is dat gröttst', Dörten?"

Das hatte Hinnerk aufgebracht. Sie hatte in der letzten Konfirmationsstunde 1. Korinther 13, Vers 13, nicht gewußt: Nun aber bleibt Glauben, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

„Dat is di nich mal bewußt, dat de Leev dat Gröttste is?" hatte Hinnerk geneckt, und es damit aufgebracht, daß man sie noch lange mit der Frage hänselte: „Wat is dat Gröttst'?"

Später war Hinnerk, dem die Feldarbeit nicht zusagte, nach Möhlenbeck zu Heinrich Krusowski, „Schuhmachermeister und Reparaturwerkstatt" — so stand mit großen schwarzen Buchstaben quer über der ganzen Hausfront — in die Lehre gekommen. Der Vater von Heinrich Krusowski hatte noch Heinrich Kruse geheißen, aber Kruse junior war auf einige Jahre nach Warschau hin verschlagen worden und hatte sich von da eine Frau — so'n lüte geele Zwiebel, wie Peter Blinckmann sagte — und den schönen neuen Namen mitgebracht. Hier, bei Heinrich Krusowski, hatte Hinnerk das ehrbare Schuhmachergewerbe erlernt, war dann als Geselle und als Soldat in Kiel und Hamburg gewesen und darauf, von einem wunderlichen Heimweh ergriffen, wieder in sein Dorf zurückgekehrt, um Schönbökens Umgegend nach Bedarf zu versohlen und Stanislaus Krusowski, dem Sohn des inzwischen verstorbenen Heinrich Krusowski in Möhlenbeck nach Kräften Konkurrenz zu machen. Doch sie konnten beide nebeneinander bestehen. Stanislaus behielt die vornehmere Kundschaft, Hinnerk erfreute sich großer Beliebtheit bei den Knechten und Mägden der Güter.

Fortsetzung in der April-Nummer.

Gedichte von Frida Schanz.

Rückblick.

Die Tore der Nacht stehn in flammender Glut. —
Eine Glocke läutet mit tiefstem Klange.
Wie alles weich und gebettet ruht!
Ich schaue zurück vom herbstlichen Hange;

Wie schön der Abend den Weg besonnt,
Den Weg in den Bergen, den fernen, feinen,
Den ich am Morgen kaum gehn gekonnt,
Vor Angst und Schluchzen, vor Dornen und Steinen!

* * *

Mut.

Ich hatte nicht den Mut, um Glück zu beten,
Zu Gott zu dringen mit dem ird'schen Drang,
Und nicht den Mut auf meinem Leidensgang
Nur einen Trauerfalter zu zertreten.

Zu heiß aus tiefer Wunde floß mein Blut.
Ich hatte nicht den Mut, es dir zu zeigen,
Mein Freund! Zu stillem Schmerz nur hatt' ich Mut.
Ich hatte Mut, zu lachen und zu schweigen.

Ich hatte Mut, mein Urteil selbst zu sprechen,
Und Mut, mein liebes Glück von Edenhall,
Mein edles Glas, in Scherben zu zerbrechen
Beim ersten Sprung im strahlenden Kristall.

* * *

Die junge Frau.

Junge Frau, du schleierleichter Wildfang,
Junge Frau, du schönes goldnes Wunder,
Sag', was für ein Wind hat dich getroffen?
Sag', wo ist dein goldnes, keckes Krönlein?
Sag', wo ist dein helles Knabenlachen?
Niemand hört mehr deine frische Stimme;
Still im Hofe gurren deine Tauben,
Still im Stalle steht dein feurig Rößlein!
Niemand hört dich mehr den Jagdhund locken! —
Warst einst selber wie ein leichtes Windspiel,
Warst wie eine wilde Frühlingswiese,
Die ein toller klarer Bach durchsprudelt.
Und nun bist du wie der See im Birkwald,
Bist wie eine deiner zahmen Tauben,
Bist so tief und träumerisch versonnen,
Wie ein sonnenstiller Sommergarten!

* * *

Ulrich Frank:
Fedka . . . . . . Die Geschichte dreier Ehen

Woher der Name Fedka stammt, habe ich nie ermitteln können. Vermutlich habe ich ihn der Zärtlichkeit einer der polnischen Dienstboten zu verdanken, die in meinem Elternhause, in einem kleinen Landstädtchen nahe der polnischen Grenze, die Hausarbeiten verrichteten, oder der Haß einer meiner Schulgenossinnen hat ihn mir angetan. Sehr lebhaft beschäftigt hat mich die Frage eigentlich niemals. Ich war Fedka, kurzweg Fedka. Das glücklichste Kind unter der Sonne. In Wirklichkeit hieß ich Feodora, der schönste Name, den meine geliebte, etwas romantisch veranlagte Mutter kannte, und der auch von jenseits der Grenze stammte, wo sie einmal auf einem Gute als junges Mädchen zu Gaste war. „Feodora Feodorowna". Ihre Augen leuchteten noch in späteren Jahren, wenn sie von jener Zeit erzählte, und von Feodora Feodorowna, der Tochter des Hauses, die damals verlobt war mit Sergius Maximowitsch. Aus diesen russisch-polnischen Erinnerungen wurde Feodora! Fedka!

Von meiner Heimat will ich sprechen und meiner Kindheit und Mädchenzeit. Sie war zu schön. Das Herrlichste auf Erden. Ich konnte träumen und singen und lachen ganz nach Herzenswunsch. Ich hatte keine anderen Spielgefährten als meine Eltern, und auch die nahm ich wenig in Anspruch, und sie ließen mich gewähren im Hause und Garten und auf der Wiese, die daran stieß. Denn sie wußten, daß ich glücklich war und mein Alleinsein dazu benutzte, mich dessen zu freuen. Stets war ich fröhlich, und nie gab es einen Gedanken, den ich zu verheimlichen hatte.

„Fedka!" schallte es durchs Haus. „Was tust du?"

„Ich singe."

Und: „Fedka!" hallte es durch den Garten, „was tust du?"

„Ich winde einen Kranz."

Auf jeden Zuruf, auf jede Frage eine glückliche Antwort.

Das war meine Kindheit. Niemals habe ich ein unfreundliches oder gar häßliches Wort gehört. Nicht gegen mich gerichtet, oder gar

von Vater zu Mutter. Und selbst die Dienstmagd bekam niemals Schelte, auch wenn sie es verdient hätte, höchstens eine freundliche Verwarnung. Gibt's so etwas noch einmal? Darf ich nicht mit Recht mich als das glücklichste Kind bezeichnen? Ein Geschöpf, das in Schönheit und Frieden aufwuchs. Natürlich war das nur möglich, weil ich so gänzlich isoliert blieb. Das hatte ich mir selbst zu verdanken. Meine Schulkameradinnen mochten mich nicht, weil ich mich nicht daran beteiligen wollte, wenn sie die Stachelbeer- und Johannisbeersträucher in benachbarten Gärten einer heimlichen Plünderung unterzogen, oder eine verfrühte Ernte auf den Rübenäckern oder Radieschenbeeten der Bauern vornahmen. Und als ich ihnen einmal drohte, es weiter zu sagen, hatten sie mir den Beinamen „Petze" gegeben. Aber auch an ihren Spielen mochte ich mich nicht beteiligen. Sie versteckten sich in den Scheunen, wo sie sich auf dem Stroh lagerten und „Papa und Mama" und „Kranksein" und „Doktor" und „Kinderkriegen" und ähnliche merkwürdige Spiele spielten, die mich mit Angst und Grauen erfüllten. Schreiend lief ich damals davon, und von diesem Tage an luden sie mich weder zu ihren Raubzügen, noch zu ihren Spielen. Soll ich's kindliche Spiele nennen? Ich möchte dankbar, nicht gehässig sein, schon weil sie mich vor jeder Gemeinschaft mit ihnen schützten.

Sie ließen mich völlig in Ruhe, wichen mir überall aus, nur manchmal raunte es hinter mir her: „Petze!", wenn ich allein aus der Schule nach Hause ging, denn auf meinen Vater, der Lehrer an dieser Schule war, durfte ich nicht warten. Das wäre ein Verstoß gegen die Amtswürde gewesen. Aber schon in der Haustür begrüßte mich der Ruf: „Fedka! Kommt Vater bald?"

Und da empfing sie mich wieder, die ganze keusche Holdseligkeit meiner Jugend.

Wenn ich heute an das Verhältnis meiner Eltern zueinander zurückdenke, scheint es mir wie ein zarter Traum. Und manchmal frage ich mich, warum die Menschen so töricht sind, aus der Ehe, deren tiefster Inhalt Friede sein soll, eine Hölle von Widersprüchen und Gegensätzlichkeiten zu machen. Eine Entweihung des sakramentalen Gedankens! Wer's erlebt hat, lächelt nicht; oder vielleicht lächelt er erst recht mitleidig und verächtlich, wenn er's überstanden hat. Das keusche, heilige Zusammenleben meiner Eltern, wie ich es heute verstehe, gibt mir einen Maßstab für das, was sein könnte und sein sollte in dem göttlichen Worte: Eine Seele und ein Leib — meine Erfahrungen zeigen ein ander Bild!

Ob ich jetzt schmerzlich lächle oder verächtlich lache? . . . Was hätte das heut für einen Sinn, wo ich eine Kennerin der Ehe, bei meiner dritten halte. Ich will mir lieber das entzückende Erröten vor die Seele rufen, mit dem meine Mutter jeden Morgen meinen Vater begrüßte, wenn er aus dem Schlafzimmer an den Frühstückstisch trat. Wie ihr Blick verstohlen die Tür streifte, aus der er herauskam, wie aus der bräutlichen Kammer der Hochzeitsnacht. Erst jetzt empfinde ich das klar und deutlich, und die wundervolle Reinheit dieser Ehe, dieser Liebe. Ob etwas von Leidenschaft darin loderte? Ich glaube nicht. Tief war sie und innig bei Vater, hingebend und demütig bei Mutter.

Wer Vater und Mutter eigentlich waren? Herrliche Menschen!

Und was sie waren? Phantasten! Jedermann würde sie heute so nennen. Auch ich wüßte jetzt, wo ich Welt und Leben kenne, keinen bezeichnenderen Ausdruck. Es waren Phantasten mit schillernden Flügeln, lichten Herzen und kindlichem Glauben. Aber sie wohnten nicht in einem Fabellande der Phantasie, sondern in einem simplen Schulmeisterhäuschen, dem sie allerdings den Zauber einer seligen Insel liehen. Der Vater war ein Poet. Seinen Anlagen nach war er sicher zu Höherem berufen, als Ackerbürgerkindern das Rechnen und Lesen zu lehren. Aber sein bescheidener Sinn und seine Zufriedenheit adelten diese Beschäftigung, und dann machte er daneben Verse. Wunderschöne Verse, für die manch' andrer schon Dichter genannt worden wäre und den Schillerpreis ambitioniert hätte. Vater war beglückt, wenn sie Mutter die Tränen in die Augen lockten, oder das Lächeln auf die milden Lippen, und später . . . als ich sie lesen durfte und sie „himmlisch" fand, schien das Ziel seines höchsten Ehrgeizes erreicht. Denn es kam die Zeit, wo auf den Anruf: „Fedka, was tust du?" die Antwort erfolgte: „Ich lese!"

Gute, reine Bücher, wie der Vater sie mir auswählte.

Die Mutter war eine ganz biblische Erscheinung. So denke ich mir Ruth neben ihrem Boas.

Ich glaube nicht, daß ein unlauterer Gedanke je in ihrer Seele erwacht und das ewig Weibliche ihrer reinen Natur je von einem Anhauch modernen Frauentums gestreift wurde.

Dienen! Dienen in Liebe! Dienen in Treue! Dienen in Selbstaufopferung! Dienen in Zucht und Sitte!

Eine kleine beglückte Welt, ihr Erdenheim. Der Mann und das Kind. Mann und Kind! Welch' große, unendliche Welt. Und für

uns sorgte sie unermüdlich, lautlos, sanft, liebevoll, glückspendend. Ich spreche von meiner Jugend, also einer nicht gar zu fernen Zeit, und doch, ich frage mich selbst, ist das nur möglich? Und ich würde mich nicht wundern, Zweifeln zu begegnen, und doch — so waren diese beiden, Vater und Mutter.

Wie sie zusammengekommen, habe ich nie erfahren. Eine fürwitzige Frage rief in das Antlitz des teuren Mütterchens ein so erschrockenes Staunen, als ob sie zürnend ausgerufen hätte: „Danach haben Kinder nicht zu fragen, Fedka!" Und in der Tat, was hatte ich danach zu fragen.

Das geschieht nun eben so. Einige Zeit nachher hatte ich Gelegenheit zu erfahren, wie es geschieht. So und so und so! Jedesmal anders. Aber eines weiß ich genau, bei meinen Eltern mußte es ganz anders gewesen sein, und sicher ist, daß ihre Ehe direkt im Himmel geschlossen wurde, und irgend ein grundguter Engel im sternenbesäten, blauen Flügelkleide hatte sie dann auf einem Punkt der Erde zusammengeführt. Ich denke mir in einem großen Garten voll duftender Rosen und Lilien und Veilchen, oder am Rande eines silberschimmernden Baches, oder in einer Kirche vor einem Muttergottesbilde, — irgendwo, wo es schön war und heilig. Und da faßte er sie bei der Hand und fragte sie, ob sie den Herd mit ihm gründen wolle nach Gottes Gebot: fromm und rein.

Sicher aber ist, daß, wenn sie nicht zusammengekommen wären, jedes von ihnen sich verblutet hätte. So aber gab es keinen Zwiespalt im Elternhaus und keine Sorgen, denn sie hatten ihr Auskommen, das heißt, sie kamen aus mit dem, was sie hatten. Alles war aufs genaueste berechnet und eingeteilt. Zwei Mark täglich bekam Mutter für unsere Ernährung, die an Sonn- und Feiertagen um eine Mark gesteigert wurden, eine Mark täglich war für unsere Bekleidung bestimmt, 30 Pfennig täglich betrug der Lohn der Magd; für Feuerung, Beheizung und Beleuchtung waren 30 Pfennig pro Tag im Durchschnitt ausgeworfen, der Doktor und Apotheker war mit 30 Mark jährlich veranschlagt, und 50 Mark gar waren für Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke bestimmt, ferner 20 Mark für unvorhergesehene Ausgaben. Das war das Budget, das nie überschritten wurde und überschritten werden konnte, weil es sich mit dem Gehalt meines Vaters deckte, der „500 Reichstaler", also 1500 Mark betrug, dem die Ausgaben von genau 1473 Mark gegenüberstanden. Es gab also noch immer einen Überschuß von 27 Mark. Und wie wurde der verwendet? Sah Mütterchen einmal nachdenklich oder

gar besorgt vor sich hin, dann sagte der Vater: „Lottchen, nimm dir einen Taler aus der Kasse!" . . . und dann erhellte sich das liebe Gesicht, und sie kicherte vergnügt in sich hinein, und zum Abendbrot gab es Bratkartoffeln und drei Paar Würstchen, und irgend ein neuer Gegenstand prangte in den nächsten Tagen in der Wirtschaft . . . Öfter als neunmal im Jahre aber durfte das nicht vorkommen, das wußte Mutter ganz genau . . . Ehe ich's vergesse, Miete hatten meine Eltern nicht zu zahlen, das kleine Häuschen draußen an der Landstraße, das sie bewohnten, mit Gärtchen und einem Stückchen Ackerland, war ihr Eigentum. Sie hatten es für 2760 Mark erstanden, dem Vermögen, das Mutter in die Ehe gebracht. Und gab's auch nicht täglich Fleisch auf unserm Tisch, so fehlte es nicht an Obst und Gemüse, die wir selbst zogen, wie unsere eigenen Kartoffeln, Rüben und Radieschen . . . Ich erzähle das so eingehend, weil es mich mit Rührung und Staunen erfüllt, wie überall in dieser Engnis und Kärglichkeit das reichste Glück emporblühte, und weil es das Bild meiner Jugend vervollständigt. Reichtum und Luxus haben die Erinnerung an diese überselige Zeit später nie in mir zu verdrängen vermocht! . . .

Und wie meine Kindheit, so meine Jugendzeit! Nichts von außen drang in meine kleine Welt. Die ehemaligen Schulgefährtinnen mieden mich, jetzt, wo wir herangewachsen waren, wenn möglich noch mehr als früher. Sie mochten fühlen, daß ich für ihre Vergnügungen kein Verständnis besaß, kein Interesse hatte an dem, was sie beschäftigte, ihnen bedeutungsvoll schien. Wenn sie so in größeren Scharen, oder auch zwei und zwei, auf der Landstraße vorüberzogen, kichernd, schäkernd, schwatzend, und ich sie über die Hecke unseres Gärtchens heimlich beobachtete, dann fragte ich mich, was sind das nur für sonderbare Geschöpfe? Als aber später sich junge Burschen ihnen oftmals zugesellten, war mein Staunen so groß, daß ich mir ihres Wesens Art gar nicht zu deuten wußte. Von diesen Empfindungen war ich völlig frei und jene zitternden Erregungen, wie sie das Blut junger Geschöpfe in Wallung bringen, waren mir ganz fremd. Niemand kam, niemand war da, um jene rätselhaften, geheimnisvollen Sensationen in mir wachzurufen, und das reine Liebesleben meiner Eltern war nicht dazu angetan, meine Sinne zu schärfen für die Triebe der Menschennatur. So lebte ich denn in den lieben Tag hinein, unbekümmert und unberührt. Nur einmal ging ein leiser Schauer durch meine Seele, als eines Abends im Spätsommer die Mädchen, Kränze von Heckenrosen im Haar, und die Burschen, Ebereschenbuschen am Hut, singend

bei uns vorbeikamen, Hand in Hand. Das gefiel mir, aber lange hielt diese Stimmung nicht vor, denn ich war weder eine Träumerin noch eine Schwärmerin. Um mich her war alles so hell und klar und zweifelsohne, daß dieser Hang, der sich bei einsam lebenden Mädchen oft findet, mir ganz fremd blieb. Ich war eben Fedka, das glückliche Kind meiner Eltern, und da auch diese sich von dem Vetterschafts- und Basenverkehr des Städtchens immer ferngehalten hatten, so gab es nichts, was dieser eigentümlichen Entwicklung meines Charakters Eintrag getan hätte.

Am Tage nach meinem 19. Geburtstag, der wie alle vorhergehenden sehr lieb und festlich begangen wurde, es gab nachmittags Kuchen und Schokolade im gemütlich durchwärmten Stübchen bei traulichem Lampenschein, denn ich bin ein Winterkind, und zum Abendbrot die berühmten „Taler"-Würstchen mit Bratkartoffeln, ereignete sich etwas ungeheuer Merkwürdiges.

Mein Vater trat mit sehr feierlicher Miene, angetan im schwarzen Sonntagsrock, seinem einstigen Hochzeitsgewand, in das Zimmer, in dem ich lesend am Ofen saß. Hinter ihm die Mutter mit verweinten Augen und einer zagenden Furcht im lieben Gesicht, daß ich halb verwundert, halb erschrocken aufschaute und kein Wort hervorzubringen vermochte. So hatte ich meine Eltern noch nie gesehen. Was war das nur? Mein Vater ließ mich nicht lange in Ungewißheit. „Fedka", sagte er mit einer Stimme, der er vergebens bemüht war, Festigkeit zu geben, „Fedka, der Apothekenbesitzer Thiessen begehrt dich zu seiner Frau . . ."

Und nun brach die Mutter in das nur mühsam unterdrückte Schluchzen aus und der Vater sagte: „Sie weint vor Freude, Fedka, und vor Rührung, daß dir ein so großes Glück beschieden ist. Der Apothekenbesitzer Thiessen ist ein sehr ehrenwerter Mann und . . . und . . . und ein sehr . . . ein sehr reicher Mann, der dich gut und in Ehren halten wird und . . . ja, sieh mal, Fedka, Eltern bleiben doch nicht immer bei ihren Kindern, sie werden doch einmal später zu ihren Vätern versammelt, und dann wärest du ganz allein in der Welt . . ." Jetzt weinte die Mutter so laut, daß ich emporsprang. Bis dahin war ich wie versteinert sitzen geblieben, „ . . . und oft schon hat sie sich darüber die schwerste Sorge gemacht!"

Andere als die neunmal jährlichen Würsteltalersorgen. Und um mich, um dieses sorgloseste, glücklichste Geschöpf auf Erden. Mein Entschluß war sofort gefaßt. Natürlich würde ich Apothekenbesitzer Thiessen heiraten. Daß er ein „sehr ehrenwerter Mann" war, ließ mich ganz gleichgültig, daß er „sehr reich" war ebenso. Ich wußte nicht, daß man

nicht ehrenwert sein konnte, und Armut hatte ich auch niemals gekannt, aber daß es meiner Mutter Freudentränen entlockte und die Sorge von ihrem Haupte scheuchen würde, das war Grund genug, ohne langes Bedenken „Ja!" zu sagen. Und dann, wann hätte ich mich je bedacht? Ich, Fedka! Im Grunde genommen sah ich ein, daß man heiraten müsse, Vater und Mutter waren ja auch verheiratet, und daß man dadurch glücklich wurde, hatte ich mein Leblang gesehen, und was es war, „das würde ich dann schon erfahren", hatte mein Mütterchen auf meine Frage errötend geantwortet, also geheiratet mußte werden.

„Sobald als möglich," hatte Apothekenbesitzer Thiessen gesagt, als er am Abend dieses denkwürdigen Tages zu uns kam, mich als seine Braut zu begrüßen. Er brachte einen sehr schönen Verlobungsring mit, wie ich später erfuhr, war es ein Smaragd mit Brillanten, und eine goldene Uhr mit Kette. Auch sprach er mit Vater viel geheimnisvolle Dinge. Ich hörte nur immer, wie Vater sagte: „Aber Herr Thiessen, . . . aber Herr Thiessen . . .", wie wenn man zu viel Gutes zurückweisen und doch annehmen will. Herr Thiessen war mir übrigens recht sympathisch. Er war ruhig und gesetzt, wie mein Vater, auch ungefähr in seinem Alter oder einige Jahre jünger, ich stellte darüber keine langen Betrachtungen an und dachte gar nicht daran, wie alt mein Bräutigam wohl hätte sein müssen. Drei Wochen später, der üblichen Aufbietungsfrist, erwachte ich eines Morgens als Frau Apothekenbesitzer Thiessen.

* * *

Ich kann nicht sagen, daß dieses Ereignis mich mit besonderen Empfindungen erfüllte. Ich verstand die Tragweite und Bedeutung dieser Tatsache nicht. Mutter hatte mir gesagt, es müsse so sein, in Zucht und Sitte, so sei es eingesetzt durch Gottes Gebot, und ich war nicht die Natur zu mißbilligen, was Gott eingesetzt und Vater und Mutter guthießen. Das mußte eben so sein! Darauf hatte wohl Apothekenbesitzer Thiessen bei seiner Werbung um ein so blutjunges Ding gerechnet, und da er sehr, sehr gütig zu mir war, beinahe so wie Vater und Mutter, so stimmte seine Rechnung wirklich. Allerdings einen Taler aus der Kasse als Extrafreude gab es nicht, denn ich konnte immer so viel Geld haben, als ich irgend gewollt hätte, aber ich brauchte niemals welches, denn Apothekenbesitzer Thiessen war so reich, daß wir alles in Hülle und Fülle besaßen. Was für meinen persönlichen Bedarf erforderlich war, das besorgte er alles selbst, oder ließ es aus der benachbarten Großstadt für

mich kommen, so daß ich niemals in die Lage kam, Ausgaben zu machen. Auch gegen Vater und Mutter war er sehr gut und aufmerksam. Er schickte ihnen oftmals Wein und Fruchtsäfte und andere gute Sachen, und wenn wir allsonntäglich hinaus zum Besuch gingen, gab er mir stets Pakete mit Schokolade und Kakao und sonstigen Delikatessen, die ich ihnen mitbringen durfte. Das war wirklich sehr lieb und gütig von Apothekenbesitzer Thiessen, und das blieb er für mich auch während der Zeit unserer Ehe.

Eine gütige Respektsperson. Niemals habe ich von ihm als von „meinem Mann" gesprochen, auch zu meinen Eltern nicht, wenn ich außer am Sonntag noch einmal in der Woche nachmittags allein zu ihnen gehen durfte, und auch für sie blieb er immer der Apothekenbesitzer Thiessen. Warum seine Wahl gerade auf mich gefallen war, erfuhr ich einmal in einer vertraulichen Stunde, als wir abends am großen runden Tisch im Wohnzimmer beisammen saßen. Seine erste Frau war immer kränklich und unmutig und machte ihm das Leben schwer durch böse Launen und Unzufriedenheit, und so hatte er nach ihrem Tode sich vorgenommen, nur etwas Frisches, Junges, Gesundes, Zufriedenes und Frohes um sich zu haben. Frohes? Das war ich, glaube ich, trotz alldem. Ich hatte keinen äußerlichen Grund, es nicht zu sein, und zum Bewußtsein inneren Erlebens war ich noch nicht gelangt; und wenn es auch nicht mehr die frühere Ungebundenheit, die lachende Glückseligkeit meiner Jugend war, so glaubte ich, meine Frauenwürde bringe diese Veränderung mit sich. So zogen die Tage in ewiger Monotonie friedvoll-stiller, gefestigter Daseinsbedingungen an mir vorüber. Wie ehemals im Stübchen und Gärtchen des engen Elternhauses saß ich jetzt in der Prunkstube des großen Hauses am Marktplatz, oder im wohlgepflegten, prächtig angelegten Garten, der dazu gehörte, und freute mich über die Blumen und die sammetweich geschorenen Rasenflächen. Auch interessierte ich mich für die mit Apothekerpflanzen bestellten breiten Beete und die Anlagen der Gemüseanpflanzungen. Das war alles sehr schön, aber das lustige Blühen wie draußen im selbstgehaltenen Gärtchen an der Landstraße war es nicht, und auch der liebe Anruf: „Fedka!" scholl nicht hinter mir her. . . . Das war es, was ich mir unter Frauenwürde vorstellte, ich war eben Apothekenbesitzer Thiessens Gattin. Dabei hatte ich keine Ahnung, was das eigentlich zu bedeuten hatte. Ich empfand wohl dunkel den Reichtum und die Breite meines jetzigen Heims, aber recht klar bewußt bin ich mir dessen nicht geworden. Die schweren, kostbaren,

gediegenen Möbel, das reiche Silbergerät, die herrlichen Porzellane, die weichen Teppiche, das prächtige Tafelzeug imponierten mir im Anfang sehr, ein richtiges Verständnis aber hatte ich nicht dafür. Jedenfalls war Apothekenbesitzer Thiessen ein Mann von Geschmack, der wie das Junge und Frische auch das Schöne und Vornehme liebte, und es war merkwürdig genug, daß er im kleinen Orte sein Haus so prächtig und eigenartig auszustatten verstand. Er war überhaupt anders wie die anderen Leute im Städtchen und hielt sich ihnen ganz fern, soweit sich dies mit seinem Geschäftsbetrieb vertrug. In die Apotheke und das Laboratorium kam ich nie. Das blieb für mich etwas Geheimnisvolles, mit magischem Zauber umkleidet. Ich wußte nur, daß man dort die Arzneien braute, die Salben bereitete, die Pillen drehte, alle die Heilmittel für die Kranken . . . das erfüllte mich mit einem gewissen mitleidsvollen Schauer, aber in meiner Natur lag es nicht, mich lange bei solchen Vorstellungen aufzuhalten.

Wenn ich damals nachdachte, so kam gewöhnlich etwas ganz Absonderliches heraus.

So erinnerte ich mich eines Tages, daß ich eigentlich auch Pflichten habe. Die Trauungsrede, die der Pastor bei unserer Hochzeit gehalten hatte, ging mir durch den Kopf. Er hatte mit rührenden Worten daran gemahnt, „daß ich ebenso, wie eine gute Tochter, zur Freude der Eltern erblüht, wie eine Rose in den Gärten Saarons, eine gute Ehegattin sein sollte dem vortrefflichen Mann, der mich erkoren; eine Zierde des Hauses, in Gottesfurcht und Demut, und daß ich, obwohl noch jung an Jahren, mir der heiligen Pflicht bewußt sein müsse, eine Mutter seiner Kinder zu sein, in segnender Liebe und treuer Sorgfalt." Ich glaube nicht, daß diese Rede nach Apotheker Thiessens Geschmack war. Er war ein verschlossener Mann und sprach fast nie von seinen persönlichen Angelegenheiten. Er hatte auch während unseres kurzen Brautstandes wenig von den beiden Knaben gesprochen, die, wie ich später hörte, nach mehr als zwölfjähriger Ehe, als man auf Kindersegen gar nicht mehr rechnete, geboren wurden. Nur einmal hatte er sie zu uns hinausgebracht, damit ich sie kennen lerne. Es waren liebe Kinder, aber etwas scheu, Lucian sechs, Heinrich fünf Jahre alt. Als ich dann in das Haus kam, merkte ich, daß sie zu ihrem Vater kein rechtes Zutrauen hatten. Vielleicht lag es daran, daß er so ernst und zurückhaltend war, und als er ihnen sagte: „Das ist jetzt eure neue Mama," fingen sie bitterlich zu weinen an. Ich konnte ihnen das nicht verdenken und überlegte, was ich wohl getan

hätte, wenn Vater mir eines Tages eine „neue Mama" gebracht hätte. So als ob Mamas einem nicht angeboren wären, sondern als ob man sie irgendwo kaufen könne?! Ja, wenn man reich ist wie Apothekenbesitzer Thiessen, kann man auch das, und er hatte seinen Jungen eben eine neue Mama — gekauft. Der Sinn dieses Wortes wurde mir aber damals noch nicht klar, obwohl ich es versuchte, mir allerhand Gedanken darüber zu machen. Nicht lange. Es ging mir wirklich ganz gut, und eines Tages sagte Thiessen zu mir: „Meine liebe Fedka, ich muß es dir sagen, daß du mein Leben verschönst und erheiterst, und daß ich dir dafür sehr dankbar bin. Auch daß du zu Lucian und Heinrich gut bist, macht mich sehr zufrieden und ich werde dir dessen eingedenk sein." Ich dachte darüber nach, worin meine Güte gegen Lucian und Heinrich bestand, aber ich konnte nichts finden, als daß ich seit jenem Tage, wo mir plötzlich eingefallen war, daß der Pastor von „Pflichten" gesprochen hätte, die ich gegen die Kinder übernommen, sie jeden Morgen in eine Badewanne mit ganz kaltem Wasser steckte. Ich hatte nämlich einmal gehört oder gelesen, daß es sehr gesund sei, Knaben abzuhärten. Das ist die einzige Pflichterfüllung gegen die beiden lieben Jungen, deren ich mir bewußt bin. Sie nahmen sie anfangs mit großem Geschrei und vielem Widerstreben auf, aber ich redete ihnen tapfer zu, und so gewöhnten sie sich an die Prozedur, und wer weiß, ob sie es mir in ihrem späteren Leben nicht dankten. Im übrigen brauchten sie mich nicht; sie hatten ihren Hauslehrer und eine alte Pflegerin, die von ihrer Geburt an für ihr leibliches Wohl sorgte. Diese hatte gegen eine Kaltwasserbehandlung der Jungen ebenfalls protestiert, aber Apothekenbesitzer Thiessen hatte zu meinen Gunsten entschieden, und ich glaube, die alte Mine war wohl die erste Person, die mir ein, wenn auch verheimlichtes Haßgefühl entgegenbrachte. Nichts Unfreundliches, Gewaltsames kam aber im Hause des Apothekenbesitzers Thiessen zum Ausbruch. Alles war so wohlgeordnet, so vorzüglich geleitet, alles vollzog sich so glatt und selbstverständlich, der gesamte Haushalt war von langbewährten, erprobten Kräften so umsichtig geleitet, daß ich in diesem Hause wirklich keine andere Aufgabe hatte, als das „Frische, Junge, Zufriedene, Gesunde, Frohe" zu sein, das er um sich zu haben wünschte.

Zwei Jahre nach meiner Verheiratung trat zum ersten Male die Trauer in mein Leben. Das Traurigste! Mein Vater starb. Still und sanft, wie er gelebt, schied er aus dem Dasein. Mütterchen fand ihn eines Sonntags nachmittag, in der Laube des Gärtchens vornüber ge-

neigt, wie sie glaubte eingeschlummert . . . er war eingeschlummert, um nicht wieder zu erwachen.

Ich gedenke dieser ersten tiefen Erschütterung meiner Seele in unendlicher Wehmut. Das Scheiden eines Menschen, mit dem man in den innersten Gefühlen verknüpft ist! An den tausend feine, zarte Fäden uns binden, fester, inniger als man es selbst ahnt. Nicht das Leben zeigt uns klar, was wir besitzen, aber der Tod, was wir verloren. Mir war, als zöge ein Stück von mir mit ihm hinüber in die Ewigkeit, deren Schauer ich zum ersten Mal empfand. Und so viel heiße Schmerzen ich auch späterhin durchlebt habe, die Herbheit dieses ersten Schmerzes gab mir das dämmernde Verständnis gewaltiger, innerer Erlebnisse.

Und die Mutter? Wie sonderbar! Zunächst schien sie wie erstarrt in ungeheurem Trennungsweh, dann aber wurde sie ruhig und gefaßt, nicht als ob es ein Abschied für ewig sei, sondern nur für eine kurze Spanne Zeit. Heut ist es mir klar, daß er ihr nicht gestorben war — daß sie sich ihm verbunden fühlte auch über das Grab hinaus, daß sie eines Wiedersehns gläubig harrte.

Apothekenbesitzer Thiessen sorgte gütig und umsichtig für sie. Mütterchen kam in unser Haus, und im Erker, von wo ich sonst so oft allein auf den Marktplatz hinausgesehen, saßen wir nun beisammen und blickten hinunter. Viel zu sehen gab es nicht. Immer dieselben Menschen, die mir fremder wurden, je öfter ich sie sah. Die ehemaligen Schulgefährtinnen, ihre Verwandtschaft und Freundschaft, die ganze kleinstädtische Gesellschaft, was waren sie mir? Ich wußte ihre Namen, aber ich kannte sie nicht . . . kein Pfad, keine Beziehung führte von mir zu ihnen, und wenn sie in den guten, schönen Stunden meines Lebens mir niemals näher getreten, für meine Leideinsamkeit hätten sie gewiß kein Verständnis gehabt. So blieben wir allein, und Apothekenbesitzer Thiessen war damit sehr einverstanden. Offenbar war es ihm angenehm, mich nicht so im Klatsch und Tratsch der Gevatterschaft zu wissen. Unser Häuschen draußen ließ er in Stand halten und dorthin wallfahrteten Mutter und ich — oder auf den Kirchhof . . . der Stätte, wo der Lebende geweilt, der Stätte, wo der Tote ruhte. Weitere drei Jahre gingen dahin. Wenn ich heute daran zurück denke, begreife ich es nicht, wie ein Geschöpf von meinem Naturell diese sich immer gleichbleibende Lebensart ertragen. In mir ruhten alle Empfindungen wohl so tief, daß nichts zum Licht emporstieg. Wie in dunklem Schacht die Metalle ruhen, nach denen niemand schürft und sucht, und die dort verborgen bleiben, wenn nicht ein Zufall sie zutage fördert. Niemand

wußte etwas von mir, ich glaube, ich selbst nicht. Sonst hätte ich doch einmal, vielleicht erstaunt, wenn schon nicht widerstrebend, Halt gemacht vor diesem ewigen Einerlei, diesem farblosen Alltag meines jungen Lebens. Manchmal schien es mir, als sähe Apothekenbesitzer Thiessen mich verwundert an, aber er sagte nichts und fragte nicht . . . für ihn war mein Unter-dem-Bewußtsein-Leben wohl das richtige und beste, besonders jetzt, wo er zu kränkeln anfing und, wenn auch äußerlich noch rüstig, einem unheilbaren Leiden verfallen war. Er selbst mochte seinen Zustand kennen, und mit einem so tiefen Dankgefühl, wie man es dem eigentlich verschlossenen, jeder weichen Regung scheinbar unzugänglichen Manne gar nicht zugetraut hätte, nahm er meine Hilfeleistungen an und empfand die Sorgfalt, mit der ich ihn umgab. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich eine Pflicht! Eine wirkliche Pflicht, und es erfüllte mich mit einem nie gekannten Hochgefühl, ihr nachkommen zu können. Ich fühlte, daß ich einem guten Menschen Gutes erweise, ich empfand es mit heimlichem Stolze, daß ich etwas gelte und bedeute für einen klugen, ernsthaften Mann; die Freude, nützlich zu sein, die Freude, etwas zu leisten, gab mir ganz neue Empfindungen, ganz neue Gesichtspunkte. Ich erwachte aus meinem bisherigen naiven Daseinstraum zum ernsten Leben!

Ein Leben voller Mühen, Beunruhigungen, schwierigen Dienstleistungen war es, voll Angst, Sorge, schlafloser Nächte und vielfacher Mühewaltungen, wie es die Krankenpflege mit sich bringt. Aber mir wurde es nicht schwer. Ungenutzte geistige und körperliche Kräfte waren reichlich in mir aufgestapelt, die Nerven waren stark, der Wille gut und freudig — Apothekenbesitzer Thiessen durfte mit mir zufrieden sein. Und wie dankte er mir dies. Wie hat er mein Leben gestaltet, auch als er nicht mehr persönlich für mich sorgen konnte. Wenn er hätte ahnen können, wie sein behütendes Auge mir fehlte — wie ich nichts anzufangen wußte mit dem großen Reichtum, den er mir hinterließ, wie hilflos ich war, trotzdem er glaubte, alles so klar und genau angeordnet zu haben, daß ich an der Hand dieser Anordnungen mich leicht würde zurechtfinden können in der Welt!

Ich hätte eben nicht Fedka sein müssen, Fedka, die Weltfremde!

Fedka und ihr Mütterchen!

Als wir beide an der Leiche Apothekenbesitzer Thiessens standen, sahen wir uns recht traurig an. Wir empfanden instinktiv, daß eine neue Lebensphase für uns begann, daß da ein Mensch von uns gegangen, in dessen Schutz wir geborgen gewesen, der es sehr gut mit uns gemeint

hatte. Ein großes Weh aber fühlte ich nicht. Wie anders bei Väterchens Tode. Da war eine Saite in meinem Innern gesprungen, auf der die reinen Melodien meiner Kindheit und Jugend zart und froh erklangen. Das war ein schweres Herzeleid. Durch Apothekenbesitzer Thiessens Tod wurden keine untrennbaren Bande zerrissen. Was mich an ihn gefesselt hatte, war zuerst der Gehorsam, dann die Dankbarkeit und Pflicht, zuletzt das Mitleid. Wie wenig bedeuten diese doch so hohen Moralbegriffe für die innere Wesenheit eines Menschen. Mit Schrecken fast wurde ich mir dessen bewußt. Sind denn Moralbegriffe wirklich nur etwas Äußerliches, Formales, wenn auch sittlich Ideales? Und ist, was die Menschen bindet, nur die vollendete Hingabe, das völlige Aufgehen des einen in den anderen — restlos? Für den wahren Inhalt der Ehe halte ich es. Eine Seele und ein Leib! Diese Ehe, die hier durch den Tod gelöst wurde, war nur eine Verbindung, die auf gegenseitiger Interessengemeinschaft beruhte. Die gleichgültige Ehe möchte ich sie nennen. Und doch war Apothekenbesitzer Thiessen so gut und fürsorglich.

Der arme, gute, fürsorgliche, tote Apothekenbesitzer Thiessen!

Ich trug schwarze Trauergewänder und einen wallenden Witwenschleier. Das Wort Witwe war mir klang- und inhaltslos, fremd meinem Ohr wie meinem Herzen. Es peinigte mich nicht wie etwas Trauriges, aber wie etwas Unaufrichtiges. Und so empfand ich es wie eine Befreiung, als ich nach den Trauerfeierlichkeiten und der Beerdigung zu meinem Stillleben an Mütterchens Seite zurückkehren konnte. Nun gehörten wir uns wieder ganz allein, denn Lucian und Heinrich waren am Tage nach der Beisetzung ihres Vaters mit ihrem Hauslehrer zum Gymnasialoberlehrer Winkler in die benachbarte Kreishauptstadt übersiedelt. Dieser war ein Jugendfreund Apothekenbesitzer Thiessens und von ihm zum Vormund der Knaben bestimmt. Und in seinem Hause sollten die Kinder erzogen werden und ihre Ausbildung genießen. Ausdrücklich hatte er angeordnet: „daß die Bürde und Sorge für die Erziehung seiner Söhne nicht seiner Frau zufallen solle. Diese sei zu jung, um ihr so schwere Pflichten aufzuerlegen, und sollte nach Ablauf der Trauerzeit ihre volle Freiheit wieder erlangen, worüber er noch weitere testamentarische Bestimmungen getroffen habe. Das Testament, beim Justizrat und Notar Böttcher hinterlegt, solle bei der Wiederkehr seines ersten Todestages, also ein Jahr nach seinem Ableben, eröffnet werden. Bis dahin bleibe in Haus und Apotheke alles wie bisher, und mit keinerlei Formalitäten, noch irgend welchen Veränderungen des Lebens solle seine

Frau behelligt werden, die ihm an treuer Pflichterfüllung das Höchste geleistet habe!"

Der arme, gute, fürsorgliche, tote Apothekenbesitzer Thiessen!

Still, ganz unfaßlich still ging dieses Jahr dahin.

Öfter noch als sonst zogen wir hinaus zum kleinen Häuschen an der Landstraße, und auf den Kirchhof. Unsere täglichen Spaziergänge, die wir auf des Arztes ausdrückliches Gebot aus Gesundheitsrücksichten machen sollten, führten uns fast immer da- oder dorthin. Sonst verließen wir das Haus fast gar nicht.

Ein ganzes Jahr! Sommer und Winter!

Die Blumen sahen wir auf den Gräbern blühen, aus weißer Schneedecke ragten die Hügel auf — mir aber war es wie ein langer, ewig langer Tag . . . ohne Anfang, ohne Ende, ohne äußere Abwechslung und ohne inneres Erleben. Nur etwas Merkwürdiges ging in mir vor, über das ich mir heute noch keine Rechenschaft zu geben weiß. Während ich anfänglich auf dem Kirchhof immer an beiden Gräbern weilte, dem des Vaters und dem des Apothekenbesitzers Thiessen, besuchte ich späterhin nur Väterchens Ruhestätte. Dort fiel mir immer etwas Liebes, Rührendes, Inniges ein. Dort spann die Erinnerung ihre treuen Gedanken, dort klang sein liebes Lachen in mir nach, wurden seine Verse in mir lebendig, dort lebte er mir wieder auf. An jener anderen Grabesstätte aber blieb alles in mir stumm. Anfangs wohl ein Gefühl der Wehmut, des Mitleids — endlich nur der Widerklang der Worte: Der arme, gute, fürsorgliche, tote Apothekenbesitzer Thiessen! Nichts anderes regte sich in meiner Seele. Mehr war er mir nie gewesen . . . der gute, fürsorgliche! . . . Der tote Apothekenbesitzer Thiessen auch bei seinen Lebzeiten! Der arme Apothekenbesitzer Thiessen, der hier zum ewigen Schlafe gebettet war! Mich fröstelte im hellen warmen Sommermittagssonnenschein, als ich mich auf diesem Gedanken ertappte, und scheu vermied ich von jener Stunde an sein Grab.

Testamentseröffnung!

Ein Ereignis von Aufsehen erregendem Tatbestand. Ich vermochte die ganze Bedeutung damals und noch lange nachher nicht zu ermessen. Später hörte ich, daß der Millionennachlaß Apothekenbesitzer Thiessens sogar die Öffentlichkeit beschäftigt hatte. Der Grund und Boden, meilenweit bis an den Flußlauf sich erstreckend, gehörte ihm. Er hatte ihn nach und nach erworben und ihn teilweise an den Staat verkauft, der dort Grenzbefestigungen erweitern und eine Bahnlinie zu strategischen Zwecken

anlegen mußte. Dadurch bekam das kleine Städtchen eine unvorhergesehene Bedeutung, und die Ackerflächen, die ihm gehörten, wurden zu allerhand industriellen Anlagen begehrt. Der Verkauf des ungeheuren Terrains an eine Aktiengesellschaft machte ihn zum mehrfachen Millionär, wobei die Apotheke, das große schuldenfreie Haus am Marktplatz, und unser Häuschen mit Feld und Garten draußen, als verhältnismäßig winzig kleine Beträge dazu kamen. Die Abschlüsse waren kurz vor seinem Tode gemacht zugleich mit dem Testament, bei dessen Eröffnung sie erst bekannt gegeben werden sollten. Er wußte, daß seine Tage gezählt seien.

Und so genau und korrekt war alles festgesetzt, so kurz und bündig, daß daran nicht zu drehen und zu deuteln war, selbst wenn sich jemand dazu veranlaßt gesehen hätte. Lucian und Heinrich erbten jeder zwei Millionen Mark, ich, seine Frau Feodora — genannt Fedka — geborene Gellert, erhielt ebenfalls zwei Millionen Mark, dazu das Silberzeug, echte Porzellan, das Mobiliar, das Eß- und Wohnzimmer, und sonstigen genau bezeichneten wertvollen Hausrat. Die Tochter seiner verstorbenen Schwester, ein in Königsberg lebendes älteres Fräulein, erhielt 300 000 Mark. Der Erlös für den Verkauf von Apotheke und Haus und übrigem Inventar war zu Legaten für das Personal der Apotheke und die Dienerschaft bestimmt. Die Verfügung über den kleinen Besitz draußen überließ er meiner Mutter. Keinerlei Vermächtnis für die Stadt und Gemeinde. Mütterchen hat dann das Häuschen mit dem dazu gehörigen Boden der evangelischen Gemeinde geschenkt zur Anlegung eines Kinderkrankenhauses. Nur an meine Erbschaft knüpfte sich eine besondere Bedingung. Nichts solle die Freiheit meiner Entschließungen beeinträchtigen, er setze das vollste Vertrauen in mich, um aber mein großes Vermögen zu sichern, dürfe dieses niemals in die Hände eines anderen übergehen. Das heißt, im Falle einer Wiederverheiratung würde nur die Rente des in sicheren Papieren in der Reichsbank in Berlin deponierten Vermögens zu meiner Disposition bleiben. Die Verfügung über das Kapital stünde mir nur zu, wenn ich allein bliebe, oder verwitwet oder geschieden, und auch dann mit der Einschränkung, daß ich nur über eine Million schalten dürfe, sowohl zugunsten etwaiger berechtigter Erben, wie Kinder oder sonstiger Anverwandten, als zu anderweitigen Zwecken. Die Zinsen der zweiten Million aber würden mir bis an mein Lebensende erhalten, während das Kapital dem Verein für Lungenheilstätten zu überweisen sei.

Justizrat Böttcher klärte mich über die Bedeutung des Testamentes

Heft 372
Jahrgang
1908

Lovis Corinth: Herbstblumen.
Zum Essay von Hans Hell.

und dieser Klausel auf. Ich würde demnach bis an mein Lebensende jährlich die Zinsen von zwei Millionen zu verzehren haben; in jedem Falle die von einer Million, wenn es mir gefiele, die andere zu verschenken. Dies könnte nur eintreten, wenn ich mich nicht wieder verheiratete, in diesem Falle bezöge ich nur die Zinsen des Gesamtkapitals.

Ich glaube, ich fing allmählich an zu begreifen.

Wie viel es sei, fragte ich, und als er mir sagte, jährlich 80 000 Mark zu vier Prozent, fing ich laut zu lachen an.

Dann umarmte ich mein Mütterchen, die ganz erschrocken und sicherlich noch verständnisloser als ich der Erklärung des Justizrats folgte, und rief ein über das andere Mal, so zwischen Lachen und Weinen: „Jetzt sollst du auch wieder deinen Taler aus der Kasse nehmen, und dann gibt's Würstchen mit Bratkartoffeln, aber oft!"

* * *

Mein Geld war in Berlin, warum sollte ich nicht auch dort sein? Es lag kein zwingender Grund für mich vor, in dem Städtchen zu bleiben. Wir hatten eigentlich niemals Wurzel gefaßt unter diesen Menschen, und als wir fortgingen, hatten wir nur von dem Stückchen Erde Abschied zu nehmen, das die sterblichen Überreste des teuren Vaters barg. Mütterchen trennte sich schwer, es gab viele Tränen, auch draußen, als wir zum letzten Male in unserem Häuschen waren. Auch an Apothekenbesitzer Thiessens Grab war ich noch einmal am Tage vor der Abreise. Ich hatte ihm ein schönes Grabdenkmal errichten lassen, das nahm ich in Augenschein und schmückte es reich mit Kränzen. Dann sagte ich halblaut vor mich hin: „Ruhe sanft, du armer, guter, fürsorglicher, toter Apothekenbesitzer Thiessen . . ." „Tot," das Wort bekam plötzlich eine schreckliche Bedeutung für mich, wie völlige Vernichtung — völliges Vergessen! Schnell, wie von quälenden Vorstellungen gejagt, verließ ich die Grabstätte. Erledigt war nun alles, was mich noch in Zusammenhang gebracht hatte mit meiner Heimat. Ich verließ sie leichten Herzens, denn was mir einst dort teuer war, die Schönheit und Reinheit meiner Kindheit und Jugend, nahm ich in meinen Erinnerungen mit hinaus in die Welt!

Heimat?! . . .

Ich glaube, wer sie nicht im Herzen trägt, hat nie eine besessen!

* * *

Praktische Erwägungen traten jetzt an mich heran, denen gegenüber ich mich weniger unpraktisch erwies, als ich selbst befürchtet hatte. Von Mütterchen hatte ich keinerlei Rat zu erwarten, sie war ganz eingeschüchtert von dem Neuen, das auf sie eindrang, und blieb es auch bis an ihr Lebensende. Diesen völlig veränderten, großen Verhältnissen hat sie sich nicht mehr anpassen gelernt. Aber Justizrat Böttcher stand mir zur Seite. Er übernahm es, die Übersiedelung nach Berlin zu leiten, sobald ich dort eine geeignete Wohnung gefunden haben würde, und empfahl mich an einen Kollegen von sich, Rechtsanwalt Hinrichsen, der mich in allen geschäftlichen Dingen bestens beraten würde. Das Mobiliar und die schönen Kunstgegenstände nahm ich natürlich mit, ebenso die herrlichen Porzellane und das Silber. Ich fing erst allgemach an, ihren Wert zu begreifen. Dagegen begegneten die Geldangelegenheiten nur ganz ungenügendem Verständnis, und ich wußte wirklich nicht, was ich mit diesen großen Summen anfangen sollte. Erst als Rechtsanwalt Hinrichsen mir später klar machte, was ein Bankkonto bedeute, und daß ich die überflüssigen Zinsen aufs neue in Papieren anlegen und dem Kapital zufügen könne, wurde ich etwas ruhiger. Ich brauchte also das viele Geld nicht aufzubewahren, nicht zu behüten . . . ich brauchte nur so viel davon zu nehmen, als ich nötig hatte. Was hätte ich auch mit 80 000 Mark jährlich anfangen sollen? Von solchen Zahlen hatte ich vorläufig noch keinen Begriff, und an die Möglichkeit von übertriebenen Luxusausgaben dachte ich nicht im entferntesten. Justizrat Böttcher hatte mir zwar gesagt, Einschränkungen brauche ich mir nach keiner Richtung aufzuerlegen. Als wir zum ersten Male wieder in unserer Berliner Wohnung Abendbrot aßen, gab es Würstchen und Bratkartoffeln!

*　　　*　　　*

Millionärin sein will gelernt werden! Ich fand mich nur sehr allgemach in die Rolle! Und was ich anfangs immer tat, nichts entsprach den Ansprüchen, zu denen meine glänzenden materiellen Verhältnisse mich berechtigten. Der Haushalt war bescheiden. Was an breitere Lebenshaltung erinnerte, stammte noch aus früheren Zeiten. Das war ja sehr schön und gut, aber es stand in keinem Einklang mit dem, was eine junge millionenreiche Frau sich hätte leisten können.

Ich verweile etwas länger bei diesem ersten Schritte auf neuem Lebenspfade, weil er zum größten Irrtum meines Lebens führte —

meiner zweiten Ehe! Nur die völlige Unkenntnis der Daseinsbedingungen der vom Glück überreich mit materiellen Gütern Gesegneten konnte mich so irreführen über Menschen und Dinge.

Vor meiner Abreise aus der alten Heimat fuhr ich nach der Kreishauptstadt, um Lucian und Heinrich noch einmal zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen. Die Zeit der Trennung hatte sie mir völlig entfremdet. Sehr innig und herzlich hatten wir ja nie zueinander gestanden. Es war immer etwas Scheues, Verwunderliches in ihren Beziehungen zu mir. Vielleicht lag es daran, daß ihr Vater mich nur für sich haben wollte, daß ich ihnen nie Mutter war, hauptsächlich aber wohl in meiner großen Jugend. Jetzt hatte ihr Vormund und Erzieher sich ihrer ganz bemächtigt . . . ob ihrer Liebe? Ich weiß es nicht; jedenfalls hatte er augenscheinlich großen Einfluß über sie, und so in recht pedantischer Form vollzog sich unser Wiedersehen, unser Abschied. Die beiden Knaben sahen mich schüchtern, fast hilflos an und wußten nicht, was sie aus mir machen sollten. Mir taten sie herzlich leid, aber auch ich fand den rechten Ton nicht, und durch meine Seele zog der Gedanke: „Ihr jungen, verwaisten, armen Millionäre!“ Der Eindruck, den ich im Hause des Gymnasialoberlehrers Winkler empfing, war trostlos. Er selbst war zwar zuvorkommend, höflich, beinahe liebenswürdig, die Frau aber sah mich teils erstaunt, teils mißbilligend an, besonders wenn der Gatte liebenswürdig erschien. Merkwürdig, die Mißbilligung und das Übelwollen der Frauen begleitete mich durch mein ganzes Leben. Niemals bin ich einer Frau begegnet, die mir Teilnahme, Güte, Wohlwollen gezeigt hätte, stets traf ich auf stillschweigende Ablehnung, und wie ich niemals in Kindheit und Jugendzeit eine Freundin besessen, habe ich auch späterhin niemals eine solche gehabt. Mütterchen war eigentlich das einzige weibliche Wesen, das ich näher kannte. Darnach hätte ich vom weiblichen Geschlecht eine ideale Anschauung haben müssen, mir aber erschien es zumeist im Lichte dieser Gymnasialoberlehrersgattin, kleinlich, boshaft, mißgünstig, beschränkt und unfein im Denken. Ich war froh, als dieser Besuch zu Ende war. Lucian und Heinrich taten mir leid, aber ich hatte keine Macht, etwas zu ändern in den Bestimmungen ihres Vaters, und so sagten wir uns Lebewohl für lange Zeit . . . für immer? Niemand dachte darüber nach! Etwas Rührung im Herzen, etwas vom Scheiden und Meiden in der Stimmung . . . aber ohne jenes nachzitternde Weh, das aus innerer Zusammengehörigkeit aufsteigt und uns in die Ferne begleitet. Etwas aber nahm ich doch von

dort mit. Herr Gymnasialoberlehrer Winkler erbot sich, mir Empfehlungen an die Familie eines Kollegen in Berlin mitzugeben. Das nahm ich dankbar an. Ich kannte niemand in der Stadt, in der ich künftig wohnen sollte, und was ich von ihrer Größe gehört, gab mir doch ein Gefühl der Unruhe. Meiner sorglosen Veranlagung nach dauerte dies allerdings nicht lange, und ohne daß ich es recht wußte und recht überlegte, fand ich mich in kurzer Zeit als Mittelpunkt eines Kreises von lauter Professoren und Oberlehrern, den Freunden und Bekannten von Professor Hertlin, an den mich Dr. Winkler empfohlen hatte. Noch von Väterchen her hatte ich von aller Schulmeisterei eine sehr ideale Vorstellung. Und nun gar Professoren, Doktoren, Gymnasiallehrer! Ich konnte mir nichts Höheres denken, als mit solchen Leuten zu verkehren, in ihrer Mitte freundlich aufgenommen zu sein. Niemals kam mir der Gedanke, daß diese hochgebildeten Männer und ihre Frauen über meine glänzende Vermögenslage unterrichtet waren. Ich sah in ihrer übergroßen Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit nichts als Güte und Wohlwollen. Güte und Wohlwollen mit den alleinstehenden Frauen, Mütterchen und mir, in dieser ganz fremden Welt. Echte Menschenliebe, wie sie mir bei geistig und moralisch hochstehenden Menschen ganz natürlich schien. Ein Zweifel kam mir nicht . . . Auch nicht der Gedanke, daß man mich ausnutze. Es freute mich, mit vollen Händen geben, in meinem Hause eine breite Gastfreundschaft entfalten zu können, und mir ihre Begleitung und Gesellschaft zu sichern, als ich jetzt anfing, Theater und Konzerte zu besuchen und all die bedeutsamen künstlerischen Veranstaltungen dieses sich mir täglich wundersamer erschließenden Berlins. Und wie dankbar war ich, daß sich immer jemand fand, meine Einladung anzunehmen — pfäh! Diese Männer und diese Frauen! Wie lernte ich sie nachmals kennen . . . verachten!

Einer von ihnen näherte sich mir, unauffällig zunächst, aber doch mit sicherer Überlegung. Er verstand es, meiner offenen Natur ihre kleine Eigenart abzulauschen und seine Lockpfeife auf ihren Ton zu stimmen. Aus den harmlosen Erzählungen meines bisherigen Lebens, aus dieser Existenz ganz in Treu und Glauben, ganz in Zärtlichkeit und Kindesliebe, ganz in Seelenfremdheit . . . aus dieser Jugend voll Sonnenschein, aus dieser Ehe voll Unerfahrenheit . . . aus der bescheidenen Lebensfreude meines Elternhauses, aus dem großen Reichtum, den ich jetzt besaß, fand er mit kaltblütiger Klugheit den Weg zu meinem Herzen. So glaubte ich . . . so machte er mich glauben!

O, dieses zarte Gewebe, mit dem er mich umspann! Ein Lügengewebe! Überall war er auf meinem Weg. Zufällig nur, diese bekannten Glückszufälle. Und was er mir sagte, war so innig und überzeugend. In allem klang wider, was ich hätte denken können . . . aber geweitet der Blick unter des erfahrenen Mannes Leitung. Ein echter Pädagoge! So einer, vor dem man in tiefer Ehrfurcht sich beugt, dem man vertraut, auf dessen Autorität man sich stützt. Väterchen in erhöhter Potenz. Nicht so schüchtern und bescheiden, der natürliche Unterschied der imponierenden Lebensstellung. Das Schulmeisterlein und der Herr Gymnasialdirektor!

Pfui Teufel! Es muß mit einem kräftigen Wort runter vom Herzen! Pfui Teufel!

So, nun ist mir leichter.

Und wie wußte er mir die Ehe an der Seite eines Mannes auszumalen, der auf mein feines, reines Empfinden einzugehen verstände, der behutsam meinen Schritt leiten, mein mimosenhaftes Wesen erschließen, meinen Geist läutern und reifen würde, der meiner unbewußten Sehnsucht nach Schönheit und Glück die rechten Ziele weisen würde, so ungefähr erklang die Melodie, in süßen, weichen, starken Tönen, in tausend Variationen dasselbe Leitmotiv von der Ehe wundersamer Gemeinschaft!

Während ich die Zärtlichkeiten Apothekenbesitzer Thiessens gleichgültig, aber mit dem Gefühl sakramental-legitimer Ehepflicht hingenommen hatte, flößten die Liebkosungen meines zweiten Gatten mir eine mit Grauen und Ekel gemischte Empfindung ein. Glatt, korrekt, formvoll, wie sein ganzes Wesen schien, lauerte im Grunde seiner Seele doch die Bestie. Nach und nach empfand ich dies, und der Abscheu vor diesen bürgerlichen Tugenden, vor diesen konventionellen Heucheleien, der mich später durch mein Leben begleitete, stammt aus jener Zeit, der ich mit Schaudern noch heute, als einer Entweihung und Würdelosigkeit, gedenke. Die Erscheinung meines Mannes täuschte wohl alle Welt über den Grundton seiner Persönlichkeit, ebenso wie sie mich getäuscht hatte. Die große, schlanke, ganz unmerklich nach vornüber geneigte Gestalt hatte etwas Verbindliches, in dem Wohlwollen und Zuvorkommenheit zu liegen schien. Das Gesicht war ruhig und nicht ohne Freundlichkeit, die Bewegungen gemessen, aber nicht steif, ein Vollbart gab dem Antlitz etwas Männliches, und über einer hohen Stirne stand das noch dichte, nur hie und da leicht ergraute Haar, kurz geschnitten und scharf aufgebürstet, starr empor. Er war anfangs der Vierzig und war mir jung erschienen

im Vergleich mit Apothekenbesitzer Thiessen, der im sechzigsten Lebensjahr starb. Viel später erst wurde ich mir klar darüber, daß ein Mann wie Volkert eigentlich nie jung gewesen, daß Pflicht und Würde, diese Eigenschaften, der Jugend leichtem Sinn völlig fremd, ihn schon immer ausgezeichnet haben mochten. Ausgezeichnet?! Voll Hohn und Bitterkeit wende ich dieses Wort an. Denn in ihm wurden Pflicht und Würde, diese respektablen Vorzüge des Menschen, zur Karikatur. Schlagworte waren sie in seinem Munde, denen sich noch das mit besonderer Vorliebe von ihm gebrauchte Wort „Korrektheit" zugesellte. O, wie ich sie hasse, diese Korrektheit, wie sich heute, wo ich glaube, ruhig und gelassen über diese Dinge, die so weit hinter mir liegen, sprechen zu können, alles in mir aufbäumt gegen diese Diktatur hohler Phrasen und verlogener Wohlanständigkeit. Korrektheit!!! Es lag in dieser Beamtennatur, das fürchterlichste, was ich kenne, Servilismus und Tyrannei. Servil allem Traditionell-Autoritativen gegenüber, der bürgerlichen Ordnung, den gesellschaftlichen Normen und Formen, dem Sittenkodex des Herkömmlichen, tyrannisch gegen das, was seinem Willen unterworfen, seiner dünkelhaften Überhebung. Wie es mir dabei erging?! Mir und dem armen, schüchternen, verängstigten Mütterchen in dem Bann dieser selbstherrlichen Autorität?! Unter einem Gymnasialdirektor hatten wir uns so was ganz Besonderes gedacht. So eine Art Lehrer mit einer Krone auf dem Haupte. Einer, der es zum Höchsten gebracht, einer, zu dem alle übrigen Lehrer in Ehrfurcht aufblickten. Alle diese Lehrer, wie einer von ihnen auch mein bescheidener Vater war. Und nun dieser unerträgliche Hochmut, diese ewigen Nörgeleien, dieses Schulmeistern und Erziehen eines Geschöpfes, das in köstlicher Freiheit emporgewachsen war, um sich dann ohne Murren, ja fast ohne Zweifel, den Anforderungen des Ehelebens zu fügen. Anforderungen, deren Wesen und Bedeutung ich nicht gekannt hatte. Ich kann es mit gutem Gewissen sagen, daß in meiner ersten Ehe niemals ein böser, unlauterer Gedanke in mir aufgestiegen war. In meiner zweiten Ehe aber kamen mir zum ersten Male in meinem Leben böse, fürchterliche Gedanken, und meine Seele war durchwühlt von schwerer Not. Doppelt schwer, unerträglich beinahe, weil ich mich ganz wehrlos fühlte diesem qualvollen Despotismus, dieser Niedrigkeit und Gemeinheit gegenüber, dieser grausamen, harten Selbstsucht. Drei Jahre trug ich die entsetzliche Pein, an der Seite eines Mannes zu leben, dessen Tun und Lassen äußerlich auf die höchste einwandsfreie Respektabilität hinzielte, dessen angesehene soziale Position jeden Verdacht

vulgärer Gesinnung ausschloß, und der durch meine glänzende Vermögenslage einer in Lehrerkreisen so seltenen Unabhängigkeit sich erfreute, daß er Gutes und Großes hätte wirken können. Und wie sah das alles in Wirklichkeit aus? Verlogen, hochmütig, kleinlich und engherzig. In der Öffentlichkeit stets in tadelloser Haltung, aber hinter den Kulissen erbärmlich — einfach erbärmlich! Noch in diesem Augenblick tritt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich daran denke, daß ich mich gewissermaßen zum Hehler dieser Gesinnungslosigkeit machte, daß ich darauf einging, diese Ehegemeinschaft zu heucheln, die eine geistvolle Schriftstellerin einmal „die Pack-schlägt-sich-Pack-verträgt-sich-"Ehe genannt hat.

Dieses Martyrium bewußter und beschämender Verlogenheit für den Teil, der gezwungen wird mitzuspielen in dieser Tragikomödie!

Nur mit meiner Unerfahrenheit, mit meiner Weltfremdheit und Verzagtheit suche ich es vor mir selbst zu entschuldigen, daß ich es so lange geduldig hingenommen habe. Daß ich mit Zorn und Verachtung im Herzen diese gesellschaftliche Heuchelei ertragen und, was schlimmer ist, mitgemacht habe, und daß ich sein — Weib gewesen bin . . .

Ich habe an dieser Stelle mein Bekenntnis unterbrochen, weil die Erinnerung an dieses Elend, an diese Entweihung und Erniedrigung von Seele und Leib in mir einen Sturm verzweifelter Beschämung und Entrüstung entfesselte. Ich war ja in willenlose Abhängigkeit geraten. Die Menschen, mit denen wir verkehrten, merkten wohl kaum, was in mir vorging. War ich still, dann sagte mein Mann: „Meine kleine Frau ist noch so schüchtern," brach einmal der natürliche, mir angeborene und anerzogene Frohsinn aus, dann pflegte er mit milder Nachsicht zu sagen: „Mein kleiner Wildfang, mein holder Übermut kann sich in die Würde seiner Stellung noch nicht recht finden." Zu Hause aber hieß es mit rauher, wuterfüllter Stimme: „Warum beliebte es der Gnädigen heute nicht das Maul aufzusperren?" oder „Wie oft habe ich dir verboten, so laut und unschicklich zu lachen, das paßt für eine Dorfschullehrerstochter, nicht für eine Gymnasialdirektorsgattin," — so hatte auch mein Väterchen seinen Hieb fort . . . dieser herrliche, edle — heilige Dorfschullehrer! Und dann Mütterchen — die „Dorfschullehrerswitwe" bekam ich bei jeder Gelegenheit vorgerückt. Ihre Manieren paßten nicht in „seinen Salon", ihre rührende Unbeholfenheit nicht zu der „gesellschaftlichen Bildung" seiner Kreise, ihre naive, bescheidene Ausdrucksweise nicht zu der „schöngeistigen, anregenden Unterhaltung" seines Verkehrs.

Und ich hab's ertragen bis . . . Mütterchen bewohnte zwei hübsche, helle Zimmer, nach dem Garten gelegen. Geräumig und behaglich. Ein Wohn- und Schlafzimmer. Er hatte, als wir unsere Wohnung suchten, sich damit einverstanden erklärt, sicherlich damals schon mit falschen Absichten im Herzen. Diese kleine Wohnung war für mich die Zufluchtsstätte nach den Kämpfen und Bitternissen draußen, und wenn ich in dem stillen Frieden dort nicht immer wieder Ruhe und Sammlung gefunden hätte, und in unserem erinnerungsreichen Geplauder den Abglanz früherer Tage, wer weiß, ob ich's ausgehalten hätte . . . Bei Mütterchen durfte ich auch „Fedka" heißen, was mein Mann schon in den ersten Wochen nach unserer Verheiratung für die Frau eines Mannes in hoher, seriöser Stellung für unstatthaft erklärt hatte. Fedka sei ein Zigeunername, für die kleinstädtische Landstraße geeignet! Das machte er aus der mir teuren Erinnerung, von der ich ihm gesprochen, als er um mich warb — Hohn und Spott . . . Eltern, Heimat, Jugend!

Auf meinen Visitenkarten stand: Frau Professor Feodora Volkert, und „Feodora" klang es mit Emphase, wenn wir in Gesellschaft waren, von den glatten, weichen Lippen.

Und wie ich ihn verabscheute, verabscheute ich die Gesellschaft, in die er mich führte. Die gute Gesellschaft: Philister, Heuchler, Tugendprotzen. Wenn sie anders waren, warum rissen sie ihm nicht die Larve vom Antlitz? Wußten sie nicht, was sich dahinter verbarg? Was unter diesen feinen, höfischen, konventionellen Phrasen steckte, hinter diesen guten Manieren, hinter diesem korrekten Benehmen? Wußten sie es nicht, oder waren sie nicht besser als er? Wenn sie nur einmal hätten hören können, wie er über sie sprach. So viel Bosheit, Verleumdung, Gift und Galle! Ich konnte es nicht mit anhören, wie er mit kaltem Hohne Leuten, die ihm nichts getan, mit denen er eben noch freundschaftlich verkehrt hatte, die Ehre abschnitt oder sie verspottete und mit dem gemeinsten Klatsch über sie herfiel. Etwas so Böses war dann in der sonst so salbungsvollen Stimme, in das Gesicht trat eine so grenzenlose Härte, daß es mich wie Furcht überfiel; dennoch wagte ich es, anfangs zu widersprechen und für die Angefallenen einzutreten. Aber das führte zu so fürchterlichen Szenen, daß ich später, ohne hinzuhören, diesen von Neid, Kleinlichkeit und Roheit erfüllten Altweiberklatsch über mich ergehen ließ. Noch jetzt frage ich mich manchmal, ob er eine Sonderart oder ein Typus jener Kreise war, denen er angehörte? Sollten Selbstüberschätzung, Dünkelhaftigkeit, Neid, Ehrgeiz, Strebertum, Kleinlichkeit

und Brutalität gerade dort einen breiten Boden finden? Jedenfalls war er der schlimmsten einer, und so trieb alles zur Katastrophe.

Wir waren eines Abends aus einer Gesellschaft im Hause eines höheren Regierungsbeamten heimgekehrt. Er war guter Laune und auch ich hatte mich behaglicher gefühlt als sonst bei derartigen Veranstaltungen. Zu Hause angelangt äußerte er den Wunsch, noch eine Zigarre in meinem Zimmer zu rauchen, um, wie er sagte: „Den Gestank des ordinären Krautes los zu werden, das man bei Ibachs und tutti quanti Zigarren nennt." Er ging bei diesen Worten in sein nebenan gelegenes Studierzimmer, holte eine der echten, dicken Importen, die er gewöhnlich rauchte, und rief lachend: „Und nun serviere mir noch einen Meukow, damit ich den Fuselgeschmack los werde von dem, was diese repräsentative Beamtenschaft Kognak nennt." ... Abscheu erfaßte mich, aber ich unterdrückte jede mißbilligende Äußerung und brachte auf seinen Wunsch, „die Kognakflasche selbst zu holen und nicht erst ein Mädchen in dies gemütliche Tete-a-Tete hinein zu zitieren," Flasche und Glas herbei, die ich vor ihm hinstellte.

„So ist's recht, Feodora, oder soll ich ganz entre nous Fedka sagen, wie in den Zeiten seligen Minnewerbens ..." Ein zynisches Lachen begleitete diese Worte, „mache mir die Honneurs dieses verschwiegenen Frauengemachs ..."

Ich erwiderte nichts auf die plumpen Scherze und er sagte: „Warum so schweigsam, holdes Wegsaumveilchen?"

Da ich noch immer schwieg, fügte er mit bösem Lachen hinzu: „Oder soll ich lieber Apothekenfräutlein sagen?" Etwas Drohendes war in seiner Stimme, obwohl er sich augenscheinlich beherrschte und zur Liebenswürdigkeit zwang.

„Ich bin abgespannt und müde," antwortete ich und ließ mich am Tische ihm gegenüber auf einen Fauteuil nieder.

„Hat die Unterhaltung mit Dr. Thomas dich so sehr angestrengt?" fragte er höhnisch. „Hat dieses Hornvieh dir etwa seine Verse vordeklamiert, die eine von ihm geschickt in Szene gesetzte unverdiente Lobhudelei in der Presse gefunden haben ..."

Ich fuhr auf.

Dr. Thomas, dieses „Hornvieh", war Ordinarius der Obersekunda seines Gymnasiums, ein bescheidener, junger Gelehrter, von den besten, feinsten Umgangsformen, über dessen wissenschaftliche Leistungen auf

philologischem Gebiete man mit ebenso großer Anerkennung sprach, wie mit Bewunderung von seinen Dichtungen. Dieses „Hornvieh" . . .

Unwillkürlich ballte ich die Faust, aber ich hütete mich, durch eine Erwiderung seinen Redestrom herauszufordern, der sich dann womöglich in unerbittlichen Beschimpfungen über die Opfer seiner Mißgunst ergossen hätte.

Was ging das im Grunde mich an . . . ich war wirklich erschöpft, wollte zur Ruhe kommen, und erhob mich . . .

„Ach, nein, bitte, Madam, leisten Sie mir noch ein wenig Gesellschaft . . . ich werde, wenn es darauf ankommt, dir auch einige kleine Lyriken sprechen, wie Dr. Thomas, der Sänger der holden Weiblichkeit und Held der Obersekunda . . . Lyriken sage ich dir, über die dir noch im Bett die Augen übergehen werden . . ."

Sein Blick hatte etwas Unheimliches. Das gab mir meine Kaltblütigkeit wieder, und ich sagte scheinbar gelassen:

„Es ist spät und wohl am besten, wenn wir zur Ruhe gehen. . . . Über die Eindrücke der heutigen Gesellschaft können wir uns wirklich ein anderes Mal unterhalten . . ."

„Ja, wirklich, ganz wie du meinst . . . aber ein wenig Zeit wirst du mir doch noch schenken. Nicht zu amüsantem Geplauder, wie eben jetzt . . ."

Amüsantes Geplauder nannte er diese Gehässigkeiten und Bosheiten! Wieder wallte der Zorn in mir auf, aber er ließ mich gar nicht zu Worte kommen und fuhr fort:

„Ich wollte noch eine kleine häusliche Affäre mit dir besprechen. Morgen vormittag habe ich, wie immer, keine Zeit . . . die Freuden und Ehren meiner Beamtenknechtschaft, und auf den Nachmittag habe ich schon den Architekten bestellt, um ihm die Arbeit zu übertragen . . ."

Ich sah ihn verständnislos an. Er war jetzt ganz kühl und ruhig und von jener Überlegenheit, mit der er Angelegenheiten zu behandeln wußte, die ihm nahe gingen. Ich wurde daher aufmerksam, als er mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sagte: „Ich will aus meiner Studierstube eine Tür nach den Zimmern, die deine Mutter bewohnt, durchbrechen lassen, die Wand, wo der Bibliothekschrank steht, grenzt daran . . ."

Voll Staunen blickte ich auf.

„Nach den Zimmern meiner Mutter . . . ja, aber wozu . . .?"

„Ich würde diese beiden Räume gerne zu meiner Bibliothek einrichten, die mit meiner Studierstube zusammenhinge . . ."

Noch immer wußte ich nicht, wohin er zielte.

„Ja . . . und . . .“ stammelte ich ganz fassungslos.

„Es sind die hellsten und ruhigsten Zimmer unserer Wohnung, gehen nach dem Garten, zum Arbeiten wie geschaffen, und werden im Zusammenhang mit meiner jetzigen Studierstube eine Arbeitsstätte bilden, wie sie meiner würdig ist und wie ich schon lange eine haben wollte . . .“

Mit keiner Silbe unterbrach ich ihn.

„In die Längswand soll ein Eingang geschaffen werden, nur mit echten Kelims zu schließen, aus den beiden Fenstern des Wohnraumes deiner Mutter soll ein breites Fenster hergestellt werden, oben mit ornamentalen Glasscheiben, während durch die unteren hellen Scheiben das Licht ungehindert einfällt, an den Wänden die Bücherregale, unter ihnen sich hinziehend Ottomanen . . . sieh mal so,“ er deutete mit der Hand nach oben, „in Manneshöhe, die Schränke, also jedes Buch erreichbar, darunter bald die Sitze . . . in der Mitte ein runder Tisch für Zeitschriften und Zeitungen, mit bequemen Sesseln davor . . . alles in Mahagoni und gelblicher Lederpolsterung . . . ich denke mir das warm und doch seriös im Ton . . .“

Weiter, nur immer weiter . . . tiefe Entrüstung stieg in mir auf.

„Aus dem angrenzenden Schlafzimmer machen wir dann einen Schreibraum, im selben Stil, aber ganz einfach im Arrangement, mit großem Schreibtisch, verschiedenen Pulten, Notizenkasten, Registern . . . alles bequem, leicht zu hantieren bei der Arbeit . . . und dann diese Stille . . . im Frühjahr und Sommer über die Bäume der Gärten hin, über das fallende Laub im Herbst, und im Winter über die eingeschneiten, vereisten Wipfel . . .“

Fast poetisch wurde er in seiner Begeisterung.

„Ja, wahrhaftig, ganz verliebt bin ich in diese Idee und habe auf morgen den Architekten und den Innendekorateur herbestellt, die bei Selbecks die Villa eingerichtet haben, damit sie sofort ans Werk gehen können.“

Noch immer starrte ich ihn sprachlos an, „und die Mutter . . . meine Mutter . . .“ rief ich endlich.

„O, daran habe ich natürlich auch gedacht . . .“ sagte er sehr guter Laune, „wir geben ihr das Zimmer rechts im Korridor, neben Louisens Zimmer . . .“

„Neben dem Mädchengelaß . . . das sogenannte Wirtschaftszimmer mit den Schränken und . . .“

„Für die Schränke wird der Architekt in den Wänden des Korridors Ersatz schaffen . . ."

„Ja? Wirklich?" Er merkte nicht, daß meine Stimme bebte.

„Das geht ganz gut. Wir lassen das Zimmer hübsch tapezieren und machen es ihr recht behaglich; auf der linken Seite das Bett, vis-a-vis Sofa und Tisch, am Fenster das Plauderecken . . ."

Ordentlich gemütlich wurde er . . .

„An dem Fenster, das nach dem luftlosen, düstern Hof hinausgeht?"

„Aber, liebes Kind, wozu braucht eine alte Frau mehr? Sie war doch wohl nicht immer an so großen Komfort gewöhnt . . ."

„Aber Luft hatte sie, und Licht . . ."

„Ein warmer Ofen ist für eine alte Frau die Hauptsache . . ." lachte er.

Warum ahnte er nicht, was in diesem Augenblick in mir vorging?

Da stand vor mir ein Mann, der sich am Höchsten und Heiligsten verging, was die Erde trägt: Die Mutter! Das Höchste und Erhabenste in der religiösen und moralischen Welt . . . das Höchste und Erhabenste in der Welt der Empfindungen. Das Rührendste und Hingebungsvollste . . . die Mutter!

Ich sah ihn an und schauderte. Ein Tempelschänder stand vor mir. Zu einem Kinde kommt er und sagt: „Zerstöre den Altar der Kindesliebe! Entziehe deiner Mutter, was du ihr gewährt an bescheidener Lebensfreude, heiße sie entbehren, damit ich mehr genießen kann, beschränke sie, damit ich mich weiter ausdehnen kann!"

Die Mutter!

War der Mutterleib verflucht, dem er entsprossen?!

Eine wilde Erregung bemächtigte sich meiner, aber in seinem Eifer, seinen Plan durchzusetzen, beachtete er es nicht und immer mit seiner gleißenden Stimme sagte er: „Sie ist ja so bescheiden, und ob sie nun in diesen beiden Gartenstuben sitzt, die ich doch brauche, oder in dem . . ."

„In dem Hofkämmerlein neben der Gesindestube . . . ohne Licht, ohne Luft!" Hörte er den qualvollen Angstschrei meiner Seele nicht . . .?

Er trat an mich heran, die jetzt aufrecht neben dem Tische stand.

„Deine alte Gewohnheit, alles tragisch zu nehmen! Lächerlich, Fedka, Kind . . ." mit einer liebkosenden Bewegung suchte er mich zu beschwichtigen und kam mir so ganz nahe —

Meine Finger hatten sich fest zusammengekrallt.

„Fedka!"

Ein kräftiger Faustschlag mitten ins Gesicht war meine Antwort.
Ein Blutstrom quoll aus Nase und Mund. Mit grausamer Freude sah ich dies, ohne ihm Hilfe zu leisten, und hocherhobenen Hauptes verließ ich das Zimmer.

* * *

Ich habe den Gymnasialdirektor Franz Johann Volkert erst wiedergesehen, als wir beim Scheidungstermin zusammentreffen mußten. Unsere Trennung machte keinerlei Schwierigkeiten. Mein Rechtsanwalt erledigte die Sache sehr glatt. Die ein Vermögen repräsentierende Abstandssumme, die man ihm bot, wenn er in eine Scheidung willigte, machte ihn gefügig, vielleicht auch schien es ihm doch geratener, einer Frau aus dem Wege zu gehen, neben der er hätte leben müssen, ein verprügelter Hund. Kurz, in einigen Monaten war ich frei und kehrte in das Haus, das ich damals bereits am nächsten Morgen verlassen hatte, meine Mutter mit mir nehmend, ohne ihr viel Aufklärungen zu geben, nicht wieder zurück. Die Abwicklung der Äußerlichkeiten, die mit der Angelegenheit zusammenhingen, veranlaßte mein Rechtsanwalt, und ich empfand so recht eigentlich zum ersten Male die Segnungen des Geldes, das mir zur Freiheit verhalf aus dieser erbärmlichen Knechtschaft.

Mein Mütterchen aber konnte diese Katastrophe nicht überwinden. Wenn sie auch keinen Einblick hatte in die Pein und in die Demütigungen, die ich in dieser Ehe stillschweigend erduldet, wenn sie auch nicht erfuhr, was sich ereignet hatte, um die Scheidung herbeizuführen, für sie war die Tatsache so unfaßlich, daß eine Frau ihren Mann verläßt, das Band freiwillig löst, das nach Gottes Satzungen heilig und unlösbar sein soll, daß sie mich immer mit einem gewissen Angstgefühl, mit einer zweifelvollen Unruhe betrachtete . . . ich war ihr fremd geworden durch diesen Schritt! . . . Und doch, wie tief mich das schmerzte, ich habe es nicht vermocht, ihr Aufklärung zu geben, ihr die Gemeinheit und Kleinheit zu enthüllen, die uns so lange umgeben, in der wir so lange gelebt — viel zu lange! In dem befreienden Atemzug, mit dem ich dem Leben mich wieder zuwendete, erkannte ich, daß ich erstickt wäre in dieser Atmosphäre der Lüge und Heuchelei . . . Vielleicht hätte ich ihr die Notwendigkeit klar machen können . . . aber ich konnte diese Sammetseele nicht rauh berühren, und dem harmlosen Taubengemüt nicht Lebensmöglichkeiten erschließen, deren Erkenntnis und Verständnis das zarte, lautere Empfinden ihres weltfremden Wesens bis ins Innerste erschüttern mußte.

Darum ertrug ich ihren fragenden, oft vorwurfsvoll auf mich gerichteten Blick, preßte die Hand aufs Herz, daß es seine Qual nicht hinausschrie, und sah sie langsamem Verfall entgegengehen. Sie kränkelte und konnte sich von den Aufregungen, die sie still mit sich herumtrug, nicht wieder aufraffen. Nach einigen Monaten bettete ich sie zur ewigen Ruh. Ihr letzter Blick traf mich in alter Liebe ... aber wie er allmählich verlöschend auf mir haftete, war eine bange Frage darin, ein verwunderter Zweifel ... ein Nichtverstehen ... ein Nichtbegreifen ... die Rätsel des Todes? Nein! Die Rätsel des Lebens! Diesen Zweifel an mir hat sie mit ins Grab genommen.

* * *

Länger als ein Jahr lebte ich dann in völliger Zurückgezogenheit. Nicht die einer offiziellen Trauer, aber es verlangte mich nach Einsamkeit! Ich mußte mich sammeln, auf mich einstürmende Ereignisse sich klären lassen, und vor allem mich selbst zu erkennen suchen ... mich suchen, mich, Fedka! Ich hatte sehr oft das Gefühl, als sei ich in diesen Irrwegen verloren gegangen.

Wer bin ich nur? Wer?

Das Leben, dem sich meine junge, starke Kraft endlich doch wieder zuwendete, brachte mir die Antwort. Eine sehr klare und verständliche.

Eine hübsche junge Witwe ... eine geschiedene Frau ... das geeignetste Objekt für jene Männer, die nach interessanten Erscheinungen Ausschau halten auf dem Markte des Genusses. Mit solchen Qualitäten ausgerüstet konnte es mir nicht fehlen. Und es fehlte mir auch nicht!

Heute, wo ich diese Phasen gelassen überschaue, ist es nicht Bitterkeit, nur Ironie, mit der ich dies niederschreibe.

Gelassen?!

Ich? Fedka?!

In dieser Stunde, wo ich es für Sie niederschreibe! Für Sie, nach dem meine Seele lechzt, und von dem ich mich mit jedem Wort weiter entferne, das meine Eheschicksale erzählt.

* * *

Ich bin in dritter Ehe verheiratet. Werden Sie an mir zweifeln und — lachen, oder werden Sie an mich glauben und mich — bemitleiden? In einem jener Modebäder, die den Zusammenfluß der eleganten Welt bilden, traf ich meinen dritten Gatten. Er saß an der Table d'hote

neben mir. Sehr distinguiert, mit den Manieren des vollendeten Weltmannes, eine diskrete, aber intensive Art der Aufmerksamkeit mir zuwendend, die mir neu war. Neu, wie dieses ganze gesellschaftliche Bild. Mein Rechtsanwalt hatte mir den Besuch dieses Bades angeraten, mein Arzt hatte ihm zugestimmt. Beide waren der Ansicht, daß ich Zerstreuung brauche und sie dort suchen solle, wo vornehme Leute des Lebens höchstes Raffinement genießen. In der vollkommensten Natur und ihren wundervollsten Reizen, die verfeinertsten Genüsse, die subtilsten Daseinsbedingungen! Ich fand mich leichter zurecht in diesem üppigen Leben, als ich es je für möglich gehalten hätte. Wurde es mir einmal zu viel von dieser breiten luxuriösen Lebenshaltung, dann wanderte ich hinaus in die Berge, oder ich erfüllte meine Seele mit dem Zauber des tiefblauen Sees, der beeisten Firnen in der Beleuchtung des Morgenlichtes oder des verglühenden Abends. Zum bestirnten Firmament flogen meine Gedanken und suchten hinter dessen tiefsten Leuchtaugen Vater und Mutter! Und dann lachte ich in mich hinein und war wieder Fedka, und nicht die elegante, mit vollendetstem Modechic gekleidete Dame, die ihre Perlen und Juwelen mit einer Selbstverständlichkeit trug, als wäre sie nie anderes gewöhnt. Das lernt man eigentlich sehr schnell, es muß also nicht schwer sein, und dennoch ist es eine Kunst. Ich glaube, daß das Talent dieser Kunst in mir schlummerte. Die Aufmerksamkeit, die ich erweckte, die Bewunderung, die man mir recht unverhohlen entgegenbrachte, belehrten mich darüber. Unter diesen Bewunderern nahm mein Tischnachbar einen bevorzugten Platz ein. Er gesellte sich mir bald auch außerhalb der Mahlzeiten, auf Promenaden, bei kleinen, später bei weiteren Ausflügen, immer voll liebenswürdiger Sorgfalt, immer voll vornehmster Zurückhaltung, comme il faut bis ins Kleinste, jeder Zoll ein Mann der guten Gesellschaft. Das gefiel mir. Ich kannte dieses Genre nicht. Diese Breite, diese Großzügigkeit und Sicherheit der Lebensführung bildeten einen so starken Kontrast zu dem, was ich bisher kennen gelernt, daß die bezwingende Wirkung nicht ausbleiben konnte. So durch nichts eingeengt, frei von aller Kleinlichkeit, von jeder Bedenklichkeit, so ganz ohne Wenn und Aber einherzuschreiten, so ganz in sich selbst beruhend, nur der Souveränität des eigenen Willens gehorchend, das war von eigentümlichem Reiz. Ich fing erst jetzt den ganzen Inhalt meiner glänzenden Vermögenslage, meines Reichtums zu begreifen an. Kein Wunsch war zu kühn, um ihn mir versagen zu müssen, keine Laune so phantastisch,

um ihre Erfüllung besonderer Erwägung zu unterziehen. Wunsch und Laune wurden Befehl, dessen chevaleresker Vollstrecker er war. Denn er war reich wie ich . . . reicher vielleicht . . . ein Erwerbender . . . einer der Matadore der Börse. Nichts wußte ich von jenem heißen Boden und den Kreisen, die ihm entsprossen. Sehr leichthin sprach er davon, wie ihm überhaupt nichts einer besonderen Beachtung wert schien. Er nahm eben alles als das Selbstverständliche, ihm Gebührende an, mit jener Nonchalance, die stets etwas Sieghaftes hat, wenn sie unter tadelloser Haltung mehr verbirgt als verrät von ihrer inneren Berechtigung. Und als nach mehrwöchentlichem Beisammensein Herr Direktor Erich Liebert um meine Hand warb, geschah auch das mit so vollkommenem Selbstbewußtsein, und doch in so weltmännisch feiner Form, daß ich wirklich keinen Grund gewußt hätte, nein zu sagen. Wir paßten zusammen, wir zwei. Beide reich, beide unabhängig, beide mit den gleichen Neigungen für eine large Lebenshaltung . . . er um mich bedacht, ohne aufdringliche Wichtigtuerei, ich im Wohlgefühl, einen Anschluß an jemanden gefunden zu haben, der mir ein tieferes Interesse entgegenbrachte. So ging ich diese dritte Ehe ein, ohne zur Erkenntnis gelangt zu sein, daß es nur eine Basis reinsten Glückes im Frauenleben gibt: „Die Liebe, die leidenschaftliche, große, einzige Liebe!"

Heute weiß ich es, wo meine Seele darum bangt und zagt . . . heute, wo ich die Entscheidung über mein Leben in Ihre Hand lege —

* * *

Meine dritte Ehe brachte mir keine Enttäuschung, weil ich nichts Bestimmtes von ihr erwartet hatte. Mein Mann führte mich in ein glänzendes Haus, in einen glänzenden Lebenskreis. Wie dort oben auf heller Bergeshöhe, so umgab mich auch im Weltstadtgetriebe seine Sorgfalt, und mit den kostbarsten Genüssen erfüllte er meine Tage. Jede Stunde brachte mir neue Anregungen, neue Reize. Verfeinerter Geschmack und raffinierte Lebenskunst gestalteten meine Existenz zu einer beneidenswerten . . . aber meine Seele fror, meine Seele erstarrte, diese Ausstrahlungen höchsten Luxus' hatten keine Wärme . . . nur Glanz und Schein.

Anfangs war ich mir dessen nicht bewußt, erst allmählich fühlte ich die Leere in dieser Fülle. Mein Mann bemerkte es nicht. Er blieb sich gleich in seinen Bemühungen, mich diese Lebenskunst, wie er sie begriff, verstehen zu lehren. Als es ihm später klar wurde, daß mir das

Zum Artikel von Felix Erber: Marsland.
Zum ersten Male veröffentlicht mit gütiger Erlaubnis der Redaktion: Bulletin de la Société :: Astronomique de France. ::

Nord und Süd
Heft 372
Jahrgang 1908

richtige Verständnis dafür doch fehle, verdoppelte er zunächst seinen Eifer . . .

Frau Erich Liebert war der Gegenstand allgemeiner Huldigungen, das schmeichelte seiner Eitelkeit, aber es war bald nicht zu verkennen, daß ich ohne innere Anteilnahme, wesenlos in dieser prangenden, prunkenden Welt mich bewegte, und daß die geheime Sehnsucht der unverstandenen Frau an mir nagte. Eine unerfreuliche Erscheinung! Ich gebe es selbst zu, und ich konnte es ihm nicht verargen, daß er sich verletzt zurückzog. Ein Grandseigneur, wie er sich dünkte, durfte nicht um das betteln, was er als sein gutes Recht betrachtete — — er hatte die Voraussetzungen dieser Ehe erfüllt, ich war es, die ihnen nicht entsprach, und so überließ er mich kühl und ruhig meinen eigenen „barocken Ideen", wie er es nannte, und ohne daß sich äußerlich in unserm Leben etwas geändert hätte, vollzog sich eine völlige Entfremdung zwischen uns. Wir lebten nicht mehr miteinander, sondern nebeneinander. In Gemeinsamkeit für die Außenwelt, getrennt in der inneren Welt, die ja eigentlich der Mittelpunkt des Ehelebens sein sollte.

Nach zwei Jahren hatte er eine Maitresse, die zu den bekanntesten Erscheinungen der Berliner Lebewelt gehörte, und der er ziemlich ungeniert, aber immer in Wahrung aller mir zustehenden, repräsentativen Formen sich widmete. Ich hätte nun eigentlich auch tun können, was mir beliebte, das versicherte mir nicht nur einer seiner intimsten Freunde, der sich aufs lebhafteste um mich bemühte, und dem ich die Mitteilung von „Erichs Freundin" zunächst verdankte, das gaben mir auch alle anderen Männer deutlich zu verstehen, die sich um meine Gunst bewarben.

Daß ich keinen von ihnen verstand oder verstehen wollte, lag wohl nur daran, daß keiner mir dieses Verstehenwollens wert schien — denn die Moral dieser Lebenskreise hatte ich begreifen gelernt, keiner!

So komisch und albern und lächerlich schien mir dieses Werben . . . wie sie um mich herumhüpften und tändelten und flüsterten und — flirteten! Ich verabscheue dieses Wort und diese Art buhlender Sinnenheuchelei!

Etwas ganz Drolliges lief dabei mit unter. Ein junger Modedichter gehörte zu denen, die mich am andauerndsten umschwärmten. Wo wir erschienen, war er an meiner Seite, um mit überstiegenen, törichten Worten seiner Anbetung Ausdruck zu verleihen und, wie er sagte, mich einmal nur in die „rechte Stimmung" zu bringen. Er fiel durch seine offen zur Schau getragene Schwärmerei bereits auf. Auch meines

Mannes Blick traf uns einigemale erstaunt. Eines Abends, als ich mit meinem Mann am Teetisch saß, nach einem mit meinem Verehrer tags vorher in großer Gesellschaft gemeinsam verbrachten Fest, wurde mir ein Briefchen überreicht. Ich öffnete es und las die Aufschrift: „Du!" Und so überaus komisch war es, und dumm-dreist, daß ich zunächst verwirrt schien; aber nur ein Augenblick des Zauderns, dann reichte ich das Billett über den Tisch hinweg meinem Manne. Er sah mich flüchtig an, dann las er es. Ohne eine Miene zu verziehen, ohne mit der Wimper zu zucken, gab er es mir zurück mit den Worten: „Es scheint eine Probe jener ekstatischen Dichtungen dekadenter Dichterlinge, wie sie lächerlich und armselig sich jetzt in der Gesellschaft herumtreiben und allzu nachsichtig geduldet werden." Sein Ton war hochmütig und hart . . . „jedenfalls muß man sich mit ihnen nicht affichieren, sie sind zu wenig fair, zu ridicule . . ." Damit erhob er sich in seiner mir bekannten nonchalanten Art . . . er imponierte mir in diesem Augenblick. Seine Kaltblütigkeit und souveräne Verachtung der dreisten Geschmacklosigkeit gefielen mir, und ich wäre einer Aussprache über unser Auseinanderleben in diesem Moment vielleicht geneigt gewesen; aber er erhob sich, sagte mir mit vollendeter Artigkeit „Gute Nacht!" und ging zu seiner Geliebten.

Vier Jahre habe ich dieses Leben nun gelebt. Ein ewiges Gleichmaß aller Annehmlichkeiten des Daseins, wie sie programmmäßig in diesen Kreisen sich vollziehen. Mit dem breiten Luxus des „stilvoll" eingerichteten Hauses, das an Komfort und künstlerischem Geschmack unseren Vermögensverhältnissen entsprach, mit der reizenden Villa am Wannsee, mit dem erquisiten Gespann und dem nervösen Auto, mit den großen Gesellschaften, Empfängen und kleinen, distinguierten Diners im Winter, mit dem Vorfrühling im Süden, und den Sommerreisen nach dem Engadin und Ostende, den Nordlandsfahrten . . . mit einem Worte: Alles . . . Nichts gab es meiner Seele an Vertiefung und Erleben. Ich genoß und empfand nichts . . . ich trank und verschmachtete . . . ich lebte und war tot!

Da traten Sie in mein Leben!

Mit stillem Entzücken rufe ich mir den Abend ins Gedächtnis, an dem Sie mir vorgestellt wurden. Es war im Hause einer jener Finanzgrößen, die ihren Gesellschaften das Gepräge echter Vornehmheit zu geben wissen. Wir standen vor einem Gemälde Vermeers, als Sie die ersten Worte an mich richteten.

„Berlin fängt an, in Privatgalerien die kostbarsten Schätze der

Kunst zu sammeln . . . und aus den Schlössern alter Adelsgeschlechter wandern die Kunstwerke der alten Meister hierher, in die Salons der Großkaufmannschaft dieser modernsten, eigentümlichsten der Städte . . ."

„Erscheint Berlin Ihnen so eigentümlich?" fragte ich, und Sie sahen mich mit einem sehr langen, ruhigen Blicke an und erwiderten: „Ja, sehr! Sehr eigentümlich . . . ganz anders wie bei uns in Süddeutschland . . . das Leben, die Menschen . . . auch Sie, gnädige Frau."

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Ich empfand instinktiv, daß es nicht eine Redensart war, sondern daß Ihr tiefer, haftender Blick in meine Seele gedrungen war und dort aufgespürt hatte, was mich so ganz anders machte, als andere Frauen . . . fremd dem Leben, das ich lebte, in einem Erdreich wurzelnd, das weitab von der Welt lag, in der ich Boden gewinnen sollte und niemals gefunden habe. Eine kleine, verwehte Pflanze aus einem Reich der Phantasie und holden Einfalt, umwuchert von einer Dornenhecke von Vorurteilen und Förmlichkeiten, nahe daran, zu ersticken . . . sehr eigentümlich, in der Tat!

Ich, Fedka!

Mit einem Schlage trat mir ins Bewußtsein, was ich gewesen, das glücklichste Kind der Welt, was ich geworden, die unglücklichste Frau auf Erden. Eine Frau, die in drei Ehen nicht einmal den Anhauch wahrer, echter Glückseligkeit gespürt . . . nicht einmal jenen heiligen Schauer der Liebe und jener Hingebung, die die Vollendung des Bündnisses zwischen Mann und Weib in sich schließt . . .

Sehr eigentümlich! Wahrlich!

Und wie Sie mich immer noch unverwandt anblickten, so als wollten Sie noch manches sagen und fragen, da erwachte in mir etwas Neues, Niegekanntes. Wie Scham und Scheu überfiel es mich, und ich versuchte es, mir selbst Antwort zu geben auf Ihre stumme Frage.

Das gelang aber nicht an jenem mir unvergeßlichen Abend, erst allmählich im fortgesetzten Verkehr mit Ihnen wurde mir klar, was eine Ehe eigentlich sein solle, wie dieses schwierigste und neueste Problem unserer Zeit zu lösen wäre.

Was Sie in langen Gesprächen meinem Geiste erschlossen, wie Sie mich das Höchste verstehen gelehrt und das Schlichte groß empfinden, wie Sie mich das Schöne sehen ließen, und das Häßliche verabscheuen und bemitleiden . . . wie Sie Stolz und Milde mir zeigten in ihren Einwirkungen auf die menschliche Natur, wie Sie den Frohsinn wieder in mir erweckten und dem Ernst den richtigen Platz in meinem Empfindungs-

leben zuwiesen . . . wie Sie mein Selbstbewußtsein stählten und die Demut mir wie eine Krone erscheinen ließen . . . wie Sie aus all den Irrsalen und Bedrängnissen meines Innern mich zur Klarheit führten, aus dem Nebelgewoge wirrer Vorstellungen und Begriffe zu den Sonnenhöhen der Erkenntnis, das haben Sie längst gefühlt! . . . Sie wissen es! Die starke, überzeugende Kraft der Tatsache hat es Ihnen enthüllt! Der Tatsache, daß ich Sie liebe! Tatsache und Wunder! Denn ein holdes Wunder ist es, daß jenes hehre, herrliche Gefühl in mir nicht verkümmerte, nicht erlosch und erstickte, ehe es zur Flamme angefacht wurde, leuchtend, wärmend, beseligend!

Diese erste Liebe, die reifste Frucht meines Lebens!

Und so löst sich mir das Problem der Ehe leicht und frei! In vollster Hingebung, in vollstem Vertrauen, in höchster Achtung, in Nachsicht und Güte, in Sichverstehenwollen und Erkennen, in Klugheit und Mut und schöner, heißer Sinnenfreude, sei das Bündnis zwischen Mann und Weib! Eine Einheit zu Zweien!

Werden Sie, der mich verstehen gelehrt, auch mich verstehen bei dem, was ich Ihnen jetzt sagen werde?

Seit einigen Tagen bereits sehe ich in Ihren Augen die Frage: „Willst du mein sein?" Wie Ihre Blicke auf mir ruhen, das ist nicht nur ein Besitzergreifen meiner Seele, . . . ich fühle es, daß Sie mich begehren als Ihr Weib. Mit Seligkeit erfüllt mich dieser Gedanke, und doch mit tiefstem Weh!

Trennungsweh!

Ich weiß es, daß Sie zu stolz und vornehm sind, um das Eigentum eines anderen anzutasten, zu gewissenhaft und ehrlich, um fremdes Gut sich anzueignen, und das ist die verheiratete Frau, gebunden durch das Gesetz!

Dieses Band noch einmal zu lösen, habe ich nicht den Mut und die Kraft! Ich fürchte und scheue die Lächerlichkeit, denn sie hat etwas Tödliches. Eine Frau, einmal verwitwet, zweimal geschieden . . ., in einer vierten Ehe, so in allen Formen des Rechts, glauben Sie mir, ich könnte es nicht, und zu der Furcht der Lächerlichkeit käme die abergläubische Furcht, daß ich kein Glück habe mit dieser Form des Rechts. Das Wunder meiner Liebe würde seiner geheimnisvollen Schauer beraubt, entwürdigt durch das banale, nüchterne, praktische Gesetz.

Darum, ehe Sie Ihre Frage an mich richten: Nein! Ich habe in diesen bangen Tagen die Geschichte meiner drei Ehen für Sie nieder-

geschrieben, Sie, der so nachsichtig, einsichtsvoll und seelenkundig die Menschen beurteilt, werden vielleicht begreifen, was in mir vorgeht, Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen Schmerz bereite und mich — bemitleiden!

In einer Stunde sind diese Blätter in Ihren Händen. Sie werden sie sofort lesen, ich weiß es und harre Ihrer Antwort . . .

* * *

Sie hielt seinen Brief in den Händen und wagte nicht, ihn zu öffnen. Totenblässe bedeckte ihr Antlitz und den bebenden Fingern entfiel das Schreiben, als sie es endlich entfaltet hatte. Es ruhte auf ihrem Schoß, ehe sie die Kraft gewann, es zu lesen. Endlich! Ein Jubellaut kam über ihre Lippen und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Nur wenige Zeilen enthielt es: „Und so löst sich das Problem unserer Ehe leicht und frei. In vollster Hingebung, in vollstem Vertrauen, in höchster Achtung, in Nachsicht und Güte, im Sichverstehenwollen und Erkennen, in Klugheit und Mut und in schöner, heißer Sinnenfreude, so sei unser Bündnis eine Einheit zu Zweien, nach dem Gesetze, das wir selbst uns verleihen!!!"

Felix Erber: Marsland!

Hierzu vier Bilder.

Wenn die stille Nacht heraufgezogen ist, mit all' ihren Sternen und ihrem Frieden, sehen wir jetzt unter ihnen ein Gestirn in rotem Lichte hell strahlen. Es ist der Mars, den der Volksglaube mit einem Kranze von Legenden umwoben hat!

Schon im Sanskrit wird er wegen seines feurigen Glanzes Angaraka (die brennende Kohle) oder auch Lohitanga (der Rotkörper) genannt; bei den Griechen aber heißt er πυρόεις (der Glühende).

Der Prophet Isaias nennt ihn den „Sohn der Morgenröte" (Helel), und der Talmud endlich heißt ihn den Rötlichen.

Alle diese Namen passen für sein ruhiges, intensiv rotes Licht, das demjenigen des Sirius, unserer schönsten Sonne, dann nicht nachsteht, wenn die Opposition des Planeten in der Zeit um den 27. August mit dem Perihel der Erde zusammenfällt.

Das eigenartige Licht dieses Erdsternes hat seine Ursache entweder in der roten Farbe des Marskörpers und seiner vorherrschend rötlichen Vegetation oder in der, wenn auch geringen Nebel- und Wolkenbildung in seiner Atmosphäre.

Diese absorbiert nämlich speziell die blauen und violetten Strahlen, wodurch sich das gelblich-rötliche Licht erklärt, das uns der Mars zusendet.

Zöllner hat berechnet, daß der Planet in seiner mittleren Opposition etwa achtmal heller strahlt, als die gelbliche Capella (im Bilde des „Fuhrmann"), aber 7000 Millionen mal schwächer als unsere Sonne, und daß er viermal heller erscheint bei einer Opposition im August und September, als bei einer solchen im Februar und März.

Die letzten günstigen Oppositionen fanden im August 1892, im Oktober 1894 und im verflossenen Jahre statt. Die nächste haben wir dann im Jahre 1909 wieder.

Alle 15 Jahre, wenn der Planet in seiner Sonnennähe und die Erde in Sonnenferne sich befinden, nähert der Mars sich uns bis auf etwa 55 Millionen Kilometer, entfernt sich aber im ungünstigsten Falle, und zwar in seiner weitesten Konjunktion mit der Sonne, von uns bis auf etwa 400 Millionen Kilometer.

Vom Zentralgestirne ist der Planet im Mittel etwa 227 Millionen Kilometer entfernt und umkreist es in 687 Tagen.

Der Mars ist nur etwas größer als der Merkur.

Sein Durchmesser faßt zwei Monddurchmesser, also etwa 6700 Kilometer, und er dreht sich in 24 Stunden 37 Minuten 22,6 Sekunden einmal um seine Achse, was wir mit vollkommener Schärfe aus den charakteristischen Flecken auf seiner Oberfläche bestimmen können.

Ein Sonnentag auf ihm dauert demnach beinahe 38 Minuten länger, als ein irdischer. Der Marsfrühling der Nordhalbkugel umfaßt 169, der Sommer 181, der Herbst 149 1/2 und der Winter 167 Tage.

Auf der Südhalbkugel kehren sich aber alle diese Verhältnisse um. Die starke Exzentrizität seiner Bahn, die der Mars um den Sonnenball beschreibt, und die ein Schwanken des Wertes der Entfernung um mehr als 42 Millionen Kilometer zur Folge hat, war Veranlassung, daß der geniale Kepler, der Reformator der neueren Astronomie, das erste der nach ihm benannten und für die ganze heutige Himmelsmechanik grundlegenden Gesetze fand: „Die Himmelskörper bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht!" . . .

Kein Gestirn hat seit Jahr und Tag einen so großen Reiz auf die Astronomen ausgeübt und so viel Interesse in der ganzen gebildeten Welt hervorgerufen, wie gerade der Mars, den man hinsichtlich der vielleicht großen Übereinstimmung seiner Verhältnisse mit den irdischen eine „zweite Erde" nennen kann!

Flammarion hat erklärt, daß eine Verpflanzung des Menschengeschlechtes auf den Mars nicht viel mehr bedeutet, als wenn ein Marokkaner seinen Wohnsitz aus dem Norden Afrikas nach Paris verlegen würde. Schon mit einem kleineren astronomischen Fernrohre erkennt man in günstiger Opposition rötliche, bläuliche und graugrüne Flecken, die, ähnlich den Sonnenflecken, gegen den Rand der Marskugel hin eine perspektivische Verkürzung erfahren und der Oberfläche des Planeten angehören.

Sie ändern ab und zu wohl ihre Gestalt, nicht aber den Ort, und selbst heute noch können wir einen, von Huyghens im Jahre 1659 gezeichneten Flecken ganz gut wieder erkennen.

Mars hat eine kaum merkliche Phasenbildung, wie alle oberen Planeten, deren Bahnen außerhalb derjenigen der Erde liegen, und erscheint demnach leicht oval.

In dem dunklen Teile seiner Phase wollte Pastorff eine Phospho-

reszenzerscheinung gesehen haben, wie sie uns, noch unerklärlich, auch die Phase der Venus zeigt oder unser Mond in seinem sekundären Lichte; aber diese Beobachtung ist nachträglich nicht wieder bestätigt worden. Wenn man ein Fernrohr mit 500- bis 600facher Vergrößerung auf den Mars einstellt, erscheint uns seine Scheibe schon in Vollmondgröße, und eine tausendfache Vergrößerung zeigt uns sehr viele Einzelheiten auf seiner Oberfläche.

Wir sehen Festländer, Inseln, Seen und auch jene bekannten Wasserstraßen, die unter dem Namen „Kanäle" heute eine so große Rolle spielen!

Unsere Nachbarwelt dreht uns leider zur Zeit ihrer größten Erdnähe den Südpol zu; deshalb können wir ihre beiden Hemisphären niemals gleich gut sehen.

Bei allen Fernrohrbeobachtungen ist es nötig, daß wir klare Luft haben; aber auch auf dem Mars muß „schönes Wetter" sein.

Nimmt man an, daß die hellen Flecken, die wir im Teleskope sehen und die schon vor 200 Jahren bemerkt wurden, wirklich Land bedeuten und die dunklen Wasser, dann haben wir im Mars ein interessantes, geologisches Gegenstück zu unserer Erde.

Wir unterscheiden auf dem Planeten drei Arten von Flecken, nämlich weiße an den Polen, die man als Eis oder Schnee ansieht und die an Durchmesser abnehmen, je näher das Sommersolstitium für den betreffenden Pol rückt, ferner solche, die man als Länder bezeichnet und die mit der Rotation des Gestirnes wiederkehren, und endlich dunkle Regionen, namentlich auf der Südhalbkugel, die man für Wassermassen hält. Mars hat vielleicht keine Gebirge mehr, was wir nicht bloß daraus vermuten, daß wir einen Schatten von ihnen niemals sehen können, sondern auch aus ganz anderen Gründen.

Wahrscheinlich ist eine allgemeine Ebnung des Geländes dort bereits eingetreten, und das Land zieht sich als ein breiter, zusammenhängender Gürtel längs des Äquators um die Marskugel herum, während in der Umgebung der Pole offene Meere sind.

Die Amerikaner wollten allerdings buckelförmige Erhebungen über dem Marsrande gesehen haben, und Trouvellot meinte, die eine Bergkette auf dem Planeten habe eine so helle Spitze, daß man sie irrtümlich für einen Polarfleck ansähe.

Einbuchtungen an der Lichtgrenze der Marsscheibe waren angeblich in Nizza und Paris ebenfalls gesehen worden, und man schloß auch dort daraus auf ausgedehnte Hochplateaus.

In der Nähe des Nord-, namentlich aber des Südpols bemerken wir schon in einem kleinen Instrumente glänzend weiße, beinahe kreisrunde Flecken, deren Größe sich mit den Jahreszeiten auf dem Mars ändert.

Im langen Marssommer verschwinden sie ganz. Man nennt sie Polarkappen. W. Herschel entdeckte im Jahre 1783 eine periodische Vergrößerung und Verkleinerung dieser weißen Polarkappen.

Diese und auch einige andere weiße Flecken, die Schiaparelli in den gemäßigten Zonen und selbst am Äquator des Mars beobachtete, sagen uns, daß es auf dem Nachbarplaneten schneit, taut und friert, genau so wie auf Erden.

Im Mai 1905 beobachtete Lowell das Erscheinen von Neuschnee in der Nordpolzone, indem plötzlich ein großes Gebiet um den alten Polfleck sich weiß färbte.

Gegen die Annahme, daß die weißen Zonen Schnee und Eis seien, sprechen des jüngst verstorbenen Vogel spektroskopische Untersuchungen des Marslichtes, die eine wasserdampfhaltige Atmosphäre dort nachgewiesen haben. Diese ist wahrscheinlich so dünn, wie die Erdatmosphäre in einer Höhe von 8000 Metern, und hat fast gar keine Wolkenbildung.

Wenn nun aber keine Wolken in der Marsatmosphäre existieren, dann kann auch das von der Polarschneeschmelze herrührende Wasser nicht wieder als Schnee zum Pole zurückgelangen. Jene weißen Zonen müssen also etwas anderes, als Eis sein.

Vielleicht ist es gefrorene Kohlensäure, wie einige Forscher dies annehmen.

In den Jahren 1877 und 1879, als der Planet uns auf $7^1/_2$ Millionen Meilen nahe kam, überraschte Schiaparelli die gebildete Welt mit der Aufsehen erregenden Nachricht, daß das ganze Marsland in den verschiedensten Richtungen von einem System regelmäßig gradliniger und paralleler Linien durchzogen sei, die, oft durch Querläufe auf dem kürzesten Wege miteinander verbunden, als Wasserstraßen oder als „Kanäle" gedeutet werden müßten und durch die große Zweckmäßigkeit ihrer Anlage offenbar das Produkt intelligenter Wesen seien.

Diese „Kanäle", — Schiaparelli gab ihnen den Namen canale, — hätten eine Breite von 50 bis 100 und eine Länge von 1000 bis 5000 Kilometern.

Im Januar 1882 sah derselbe Forscher mehrere dieser „Kanäle" verdoppelt, nachdem er schon im Dezember 1879 die Verdoppelung des

Nilstromes zwischen dem Mondsee und dem Ceraunischen Meerbusen kurz vor dem Frühlingsäquinoktium wahrgenommen hatte.

Bei nicht weniger als 20 „Kanälen" konnte Schiaparelli nun diese seltsame Erscheinung feststellen. Die „Kanalpaare" zeigten einen Abstand von 350 bis 700 Kilometern untereinander.

Auch im Marsherbste wurden die „Kanäle" doppelt gesehen, während in den anderen Jahreszeiten auf unserer Nachbarwelt stets der eine Arm des Paares verschwand! —

Eine Fülle von Hypothesen hatte diese Entdeckung Schiaparellis zur Folge. Mars war bewohnt, das unterlag jetzt gar keinem Zweifel mehr, und es herrschten dort die gleichen Zustände, wie einst im Deltalande des Nil zur Zeit der Pharaonen. Ein großes Schöpfrädersystem regle gleichfalls die Bewässerung der Marsgefilde.

Daraus nur sei die Anordnung der „Doppelkanäle" zu erklären! Abwechselnd würden diese einmal zur Bewässerung des Landes entleert (für unsere Fernrohre nicht sichtbar), das andere Mal aber von der Natur wieder angefüllt (für unsere Beobachtung sichtbar).

Einige Beobachter waren sogar der Ansicht, daß uns die Marsbewohner elektrische Signale gäben.

Von allen den Hypothesen hat vor dem Forum ernster Wissenschaft fast nichts standgehalten.

Neuerdings ist das Triangulationsnetz sogar als eine physiologische Täuschung hingestellt worden.

Douglas behauptet, die „Kanäle" des Mars niemals doppelt gesehen zu haben, und Meuniers erklärte im Jahre 1892 die Verdoppelung durch Spiegelschatten in einer Nebelschicht an der Hand des Experimentes. Über eine blankpolierte Kupferkugel, auf der mit schwarzer Farbe die „Marskanäle" aufgemalt waren, spannte er in etwa 5 bis 10 Millimetern Entfernung ein Stück Gaze straff hinweg und beleuchtete das Ganze dann schräg.

Je nach der Richtung, von welcher das Licht nun auf die Kugel fiel, zeigte sich bald der eine, bald der andere „Kanal" verdoppelt.

Andere Forscher erblicken in den „Marskanälen" ähnliche topographische Erscheinungen, wie wir sie in den Rillen, Ringgebirgen und den Strahlensystemen auf der Mondoberfläche haben.

Es sind Risse und zonenartige Erhebungen, die vielleicht dadurch entstanden, daß viele den Mars einst umkreisende Monde auf ihn stürzten, als er noch zähflüssig war.

In den auf diese Weise entstandenen Taleinsenkungen zwischen den einzelnen, durch den Aufsturz gebildeten Wällen sammelte sich dann Wasser an. Dieses durchbrach allmählich die Wälle und bildete jene Querverbindungen, die wir im Fernrohre auf der Marsscheibe erblicken.

Der Planet besitzt zwei Monde, die im Jahre 1877 in Washington entdeckt wurden. Sie heißen Phobos und Deimos und gehören zu den kleinsten planetarischen Körpern. Man glaubt, daß sie vom Mars eingefangene Asteroiden seien. Sie bieten etwaigen Marsbewohnern das schöne Schauspiel, daß Deimos im Osten auf- und im Westen untergeht; Phobos aber umgekehrt von Westen nach Osten läuft.

Durch die Auffindung des inneren Marstrabanten ist auch die Laplacesche Theorie, daß die Rotation des Hauptkörpers um seine Achse schneller sei, als der Umlauf seiner Monde um ihn, stark erschüttert worden.

Die Marsbeobachtungen des Jahres 1907, von denen die der Lowellsternwarte am meisten Beachtung verdienen, beschäftigten sich zum größten Teile mit der Beantwortung der Frage, ob Mars bewohnt sei. Lowell nimmt das ganz entschieden an. Auch einige andere Forscher teilen seine Ansicht. Sie halten die „Kanäle" für Wasserstraßen, die ein geistig hochentwickeltes Geschlecht auf jener Welt angelegt haben muß.

Tesla hat vor einigen Wochen erklärt, daß er sehr bald die Marsbewohner mit der „Stimme des Niagara" anreden werde!

Für den berühmten Physiker ist seit Jahren bekanntlich nichts mehr unmöglich! Er ist der Meinung, daß die Martier, entsprechend dem höheren Alter ihres Planeten, auch klüger sein müßten, als die Menschen. Unter Ausnützung der Wasserkraft der Niagarafälle will Tesla nun sehr starke Blitze nach dem Mars hinaufsenden. Diese sollen zu einem Alphabet geordnet werden, und der „drahtlose Verkehr" mit den Marswesen sei dann hergestellt.

Interessant ist auch, daß der berühmte englische Anthropologe Francis Galton allen Ernstes darüber nachgedacht hat, wie eine solche Vereinbarung von Zeichen zwischen Erd- und Marsbewohnern, eventuell sogar für einzelne Buchstaben möglich sei.

Fremdartige Störungen, die Tesla vor sechs Jahren entdeckte und auf planetarischen Ursprung zurückführte, haben ihm jeden Zweifel genommen. Vielleicht ist er der große Mann, der eines der größten Probleme aller Zeiten löst und in die Reihe der Unsterblichen dadurch gelangt!

Ein neuer Beethovenschatz.

Fortsetzung.

Mein lieber werter Freund!

Ihr Oratorium betreffend müßte für mich verschiedenes und selbst dem Plane daran geändert werden. Dies alles jetzt gleich anzugeben ist mir bei meinen dringenden unaufschieblichen Beschäftigungen unmöglich. Auch dürften die Aenderungen Zeit erfordern. Finden Sie jemanden andern, der andere Ansichten hat, welches wohl möglich so kann und darf ich es gar nicht übelnehmen, wenn Sie selber Ihr gediegenes Werk anvertrauen, glauben Sie ja nicht deswegen daß ich Ihr Talent und Ihre Verdienste nicht zu schätzen wüßte, allein mein Grundsatz ist von jeher gewesen, niemandem irgend wo durch mich zu schaden, was den Verein angeht, welcher im Vertrauen, daß dieses Oratorium geschwinder zustande kommen sollte, sich gegen mich äußerte, weil ich es nicht gefördert und erwartet hatte, daß selber hiebei auf keiner Weise gefährdet wäre — Sie haben mich im Einziehen begriffen gesehen und wie gewöhnlich derlei Einrichtungen einige Zeit wegnehmen, so auch bei mir, sonst wäre ich selbst zu Ihnen gekommen. Denken Sie übrigens an keine Falschheit von mir, da Sie wissen, wie ich wahrheitsliebend bin — wie immer

Ihr Freund Beethoven.

Werter Freund!

Ich melde Ihnen nur, daß es mit Karls Nachtsausbleiben nichts als Gewäsch war, es wird ihn aber sich hüten machen, indem er sieht, wie ein leichtfertiges Betragen solche nachteile und lügenhafte Reden nach sich zieht — ich habe kein Papier daher kurz — ich hoffe noch das Beste — schweigen ist nötig — Sie können mich anmelden man wird mich höfisch empfangen ich frage auch darnach nicht

Eiligst Ihr Beethoven

Herrn von Bernard

Wohlgebohren.

Baden, am 10. Juni.

Werter Freund!

Es würde gut sein, wenn Sie manchmal Karl sähen, Alleegasse Nr. 72 letztes Haus auch . . . . seine . . . ., worüber ich mich selbst mit Ihnen

noch besprechen würde, es wird .... mit Ihnen ...., was die Behandlung gegen mich von ihm betrifft, so ist sie äußerst kränkend, ja für meine Gesundheit von übeln Folgen — vor Sonntag hätte er mir notwendig schreiben müssen, vergebens habe ich schon drei Briefe schrieben keine Antwort, weil ich ihn Sonntags korrigieren müßte, welches er durchaus nicht ertragen will so muß ich sein Betragen von ihm erfahren, wie ich nur von seinem verstorbenen rohen Vater erfahren, den ich ebenfalls mit Wohltaten überhäufte — ich vermute, daß dies Ungeheuer von Mutter wieder im Spiel, und dabei die Intriguen meines kopf- und herzlosen H. Bruders der schon vor hat mit ihm Handelschaft zu treiben, und der mich immer tadeln und belehren will, (wie die Sau die Minerva im Demostenes), weil ich mit seinem .... Lümmel und Bastard durchaus nichts zu tun will haben, noch weniger mit solchen so weit unter mir leben will von ihm kam es denn doch daß ich den Vicedirektor Reissig (?) in der politechnischen Schule noch blos durch einen Brief zum Mitvormund erwählte da Peters so wenig hier ist, so hielt ich es für Karl nicht übel, allein ich fürchte wir werden Spuck erleben denn ich kann nichts von ihm da ich ihn gar nicht kannte, so viel habe ich durch meinen Eselhaften H. Bruder ausgenommen daß ihm und .... R. darum zu tun ist, daß er gar nicht mehr bei mir sein soll, o wie fein, zum Geldgeben hält man — ich habe erst vor einigen Tägen von hieraus an R. geschrieben, denn ich war so schwach, daß ich mich kaum um etwas bekümmern konnte und wie liebreich man für mich gesorgt, mündlich werden Sie alles erfahren, der schreckliche vierte Stock, o Gott, ohne Frau welches Leben jedem Fremden wird man zur Beute — da Sie in der Nähe dort wohnen, so bitte ich Sie ebenfalls zu dem R. zu gehen, und ihm meine hier folgende Vormundschaftsdiplome etc. (?) zu unterrichten, Wie Blöchlinger Sie durchaus nicht im Hause haben wollte und Dr. B. und ich deswegen polizeiliche Hilfe suchten und erhielten und sie noch deswegen unter polizeilicher Aufsicht ist — ich werde meinen Grundsätzen hierin bis ans Ende meines Lebens getreu bleiben, sollte Karl aber wieder mit ihr heiml. Umgang oder ihm dazu geholfen werden, so wird man sich nicht vorstellen, was ich tun würde, denn endlich bin ich ermüdet, für soviel Aufopferungen und Großmut den schändlichsten Undank zu erleben. Wegen dem Oratorium seien Sie außer Sorgen ich würde Ihnen schon sagen wann ich Ihrer benötigt bin — Sie könnten einmal mit Karl Sonntags und mit Ihrer Gattin hieher kommen und bei mir speisen, jetzt erhält man von hieraus noch zu ziemlichen Preisen Fuhren — R. ist nachmittags

von 4 Uhr an zu finden, auch von 9 Uhr morgens, wo er aber glaube ich nur schon oben vor den Kollegien zu finden.

Lieber Bernard!

Es ist für meine so wenige Zeit zu umständlich an den Arzt selbst zu schreiben, dem ich mich hiermit bestens empfehle — nun kurz was sie sicher hat, Pension 406 Fl. 30 W. W. Interessen von 6700 Fl. W. W. jährlich 335 W. W. von Hofbauer soll sie ebenfalls jährlich 480 Fl. WW erhalten da wie ich höre, daß derselbe ihr Kind für das seinige hält, so ist es wahrscheinlich, daß dem so sei, und da sie schon eine solche Metze geworden, so glaube ich, daß ich noch Karl die Schuld ihres schlechten Betragens fühlen sollen, daher wenn es seine Richtigkeit mit diesen 480 Fl. des Hofbauer hat, so glaube ich, daß man ihr nicht die ganze andere Hälfte der Pension geben soll, vielleicht könnte ein so ausgezeichneter Mann wie der .... die Sache aufhellen, übrigens wünsche ich nicht in Berührung mit ihr zu kommen; ich sende ihr hier 11 Fl. Cm. und bitte Sie selber gleich durch den .... ihr zuzustellen, und zwar, daß Sie nicht wissen woher es kommt, jedoch bitte ich, daß sie schriftlich gibt daß sie dieses erhalten; — sollte man über alles aufgehellt werden, so kann man sehen, was noch weiter für sie zu tun ist, wo ich zu aller Hilfe bereit bin —

Ihr Freund Beethoven.

Fragen Sie doch Karl, ob ihm Dr. Hasenhut während seiner Krankheit alle Tage besucht habe? — ob er sein blaues Jankerl von Lind (?) erhalten, er will es hingeschickt haben, und im Hause hat man noch nicht erfahren können, ob er es hat — Vergessen Sie nicht wegen dem Titel des Erzherzogs — Verzeihen Sie dem Ihnen so sehr lästigen .... (mit Bleistift) von unserer Schrift soll kein Mensch was wissen

Oliva war einige Tage hier, — welcher Aufsicht bei Blöchl, daß die Frau sich so hineinschleichen konnte, glauben Sie mir, es ist nicht da, in kurzem sind wir ganz wo wir waren — Warum fragte er sich nicht bei mir oder bei Ihnen an und was kann eigentlich an einem Menschen sein, der mir so roh geschrieben? — Sie können es mit Karl halten wie Sie wollen, lassen Sie ihm auch schreiben, jedoch sagen Sie sonst nichts davon, er wird wieder Herz- und gemütlos Verstellung kalte Dankbarkeit entfalten er gehört schon zu dem Natangeschlecht seiner bestialischen Mutter. — Erkundigen Sie sich wie oft sie schon da-

gewesen, und ohne sich vielleicht im Voraus anzukündigen, welches durchaus bei dieser Rabenmutter sein sollte, ich werde sodann eine Verordnung erlassen wie es damit zu halten (?), das Vertrauen zu ihm ist tot — am Ende läßt er ihn auch aus dem Hause dann soll ihn aber der Teufel holen.

Lieber B.

Hier für die Gletscher . . . . was Sie für diesen Eiskeller melden wollen in einigen par Zeilen steht Ihnen frei — Sie haben noch gefälligst zuzusehen, daß er durchaus nichts anzunehmen hat selbst von ihr, er hat gestern einen Hut gehabt der wieder von ihr neu angeschafft worden. Gehen Sie mir mit diesem gemeinen Pöbel. Bei G. wäre es noch am besten gewesen, ich muß vor solchem elenden Pöbel wie ein armer Sünder dastehen und alle Abgeschmacktheiten werden aufgenommen und damit gemackelt — durch das jetzige Stillschweigen überall wird Karl besonders durch den Einfluß seiner bösen Mutter gegen mich angerichtet, wird K. glauben, daß seine Handlungen gegen mich gebilligt oder geduldet werden — nur ein etwas feines Gefühl hätte längst das Gewäsch sowohl schriftlich als mündlich nicht mehr angehört und angenommen da wie die (?) sowohl Sie als ich und ich und Sie die meiste Erfahrung in Karl haben. So ist es am besten daß H. V. Gletscher sich nach uns richte — immer ist es mir als hätten Sie mir noch etwas zu sagen was mich erschrecken könnte, bald glauben Sie, daß ich K. gänzlich seinem Schicksale überlassen, bald ich es nicht tun sollte — noch haben Sie vielleicht schrecklicheres für mich verborgen dies ist nicht nötig — für mich gibt es nichts schrecklicheres mehr als ich schon — durch Karl erfahren — also nur heraus, meine Brust ist stark, steche und stoße man nur zu — ich bitte Sie nun, ihr das Trinkgeld — Gott helfe mir, ich bin des Menschenverkehrs so müde, daß ich beinahe keinen mehr sehen und hören mag.

Der Ihrige Beethoven.

Dr. Weißenbach hat mir schreiben lassen er soll Karl zu sich nehmen und unter uns jedoch nur bleibend. Dies würde ganz gut sein mir ist dieser Gletscher und Eiskeller verhaßt.

In Kollegium vorzulesen dem Herrn Bl. Vordersatz der Knabe ist im Institute um mit seiner Mutter ja keine oder äußerst seltene Gemeinschaft zu haben — was folgt hieraus? daß die L. R. eine eigene passende Verordnung erlassen — und daß vor kurzem H. v. Bl. vom Referenten durch

die Obervormundschaft bedeutet wurde, selbe ja nicht vorzulassen — und wie ist dies befolgt worden? Sagte doch selbst B. zu Oliva, daß sie freien Zutritt in seinem Hause habe, daß ich nicht Vormund sei etc. etc. und es hat sich auch erwiesen, daß die Mutter die ganze Zeit vorgelassen — es wäre sonderbar, wenn ich jemandem, den ich nicht wollte, die Tür nicht weisen könnte — Giannattasio fand dies gar nicht schwer; wenn ich aus den Mißgriffen, welche B. in seinem Briefe an mich, an mir beging, schließen mußte, daß er Neuling in dieser Sache war, so war dies ein vernünftiger und nicht unvernünftiger Schluß. — Daher ich ihn bat, nicht hierin eben deswegen, weil er Neuling sei, eigenmächtig zu handeln, da ich mir von einem Manne, welcher nicht soviel guten Einfluß auf meinen Neffen gehabt, daß, ohnerachtet ich seit 4 Wochen selben bitten ließ, mir zu schreiben, solches doch nicht geschah, eben etwas beschränkte Ansichten denken mußte, wie in noch mehreren andern Fällen: — ein Mann behandelt die Erziehung nach den Umständen und den Grundsätzen, die hieraus folgen, hier geschah aber gerade das Gegenteil, die Opposition fand immer geneigtes Gehör, wie es aus dem ersten Briefe B. an mich und aus späteren Daten leicht ersichtlich ist. — Ich hatte also vollkommen recht, denselben zu bitten, sich nach dem zu richten was die Oberv. und ich für das zweckmäßigste für meinen Neffen hielten, daß ich hierin Recht hatte, zeigt wieder das letzte Schreiben an die Frau Beeth., welches erstens zu spät und zweitens nicht in der Form war die meinem Charakter angemessen ist, warum wurde das frühere Schreiben von mir an Sie nicht geschickt?, und trotzdem wanderte sie doch noch immer hin zu H. v. B. — wenn ich mich darüber aufhielte, daß ein Mann, dessen Adresse hier beiliegt, unter keinem Vorwande hätte fortgeschickt werden sollen, so habe ich hierin gewiß den Beifall aller vernünftigen Menschen, denn was die Gesundheit betrifft, dem muß alles andere nachstehen, und die Gelegenheit, wo ein guter Mensch uns eine Gefälligkeit erzeigt, muß nicht so abgewiesen werden, dieser Mann beschwerte sich über das Betragen B. bei mir mit Recht. — für jetzt dringe ich noch einmal darauf, daß die Mutter gemäß dem Beschluß der Oberv. durchaus nicht zugelassen werde.

Beethoven.

Ich hatte wohl Recht, wenn ich den ersten Brief des B. als Prämissen zum — Schluß betrachtete. —

Schluß in der April-Nummer.

Zum Artikel von Felix Erber: Marsland.

Zum ersten Male veröffentlicht mit gütiger Erlaubnis der Redaktion: Bulletin de la Société :: :: :: :: Astronomique de France. :: :: :: :

Philipp Stein:
Dramatischer Monatsbericht.

Emil Strauß hat uns mehrere gute und tüchtige Romane gegeben: die Menschenwege, den Engelwirt, den vorzüglichen „Freund Hein“ und vor allem die feinpsychologische Romanschöpfung „Kreuzungen“. Von den bedeutsam dichterischen Qualitäten, die in diesem Roman erfreuten, erwärmten und fesselten, findet sich in seinem fünfaktigen Schauspiel „Hochzeit“*), das er ein Drama nennt, immerhin manches, aber doch nicht genügend viel, um für die Schwächen und Fehler seiner Arbeit zu entschädigen oder sie gar vergessen zu machen. Der Hauptfehler der Arbeit ist, daß Strauß ein orthodoxes Schauspiel geschrieben hat — eine bis zur Orthodoxie gesteigerte Tendenz muß jede Dichtung totschlagen, gleichviel ob sie orthodox konservativ oder sozialistisch, ob orthodox gläubig oder ungläubig ist, ob sie orthodox das Sakrament der Ehe verficht oder wie bei Strauß orthodox für das Evangelium der freien Liebe eintritt. Orthodoxie bleibt Orthodoxie — gleichviel nach welcher Richtung hin. Die junge Emma ist von ihrem ziemlich verkommenen, skrupellos gewinnsüchtigen Vater dem alten Liesegang verlobt worden — Emma, unkundig ihrer selbst und in strengem, vertrauendem Gehorsam vor dem Vater groß geworden, hat eingewilligt: es war ihr kein Opfer, sie begehrt nichts anderes. Da, kurz vor der Hochzeit, lernt sie Liesegangs Neffen Bartel kennen — nur ein kurzes Gespräch der beiden und Emma ist aus dem Gleichgewicht gebracht, es ist wie ein Aufdämmern in ihr, daß es doch ein Opfer ist, das sie bringen, ein schmerzlicher Weg, den sie ihrem Vater zuliebe gehen wird. Und da sie nun dem alten Herrn, mit dem Gedanken an Bartel, vor dem Altar das Jawort gegeben, da empfindet sie, sie hätte es nicht gesagt, wenn Bartel zugegen gewesen. Sie läuft von den Gästen fort, hinaus in den Garten, wo Bartel ihrer harrt in der Zuversicht, „daß ein wohlgeschaffenes Herz sich nicht durch ein erzwungenes Wörtlein aufspießen lasse wie ein Schmetterling“. Und Emma erwidert: „Ich war hilflos, ich war todmüde, ich konnte mich nicht wehren. Da hab' ich es getan. Es war mir ein Greuel, schamlos, verrucht, treulos, unmöglich zu denken! Und doch hab' ich es gesagt und beschworen — und mich aufgespießt.“ Und sie sieht nur noch zwei alte Männer, die ein Kind betrügen. Und die Antwort auf

*) Buchausgabe S. Fischer.

Bartels Liebesfrage, das fühlt sie, braucht sie nicht mehr auszusprechen: „In meinen Adern klingt, die ganze Luft ist voll von ihr — du — du weißt sie — frage mich nichts anderes mehr!" Sie „drängt sich an Bartel an", der sie nun von den beiden alten Männern fortführt . . .

Das ist mehr poetisch erdacht als überzeugend durchgeführt, und darum war es auch bei der Aufführung in den „Kammerspielen" nicht gerade zwingend wirksam. Dann aber folgen Szenen von poetischem Duft und entzückender Jugendlust. Ein bißchen sonderbar ist's ja freilich, daß Bartel sein Mädchen, will sagen die junge Frau Liesegang, in eine „gewölbte Molassesandsteinhöhle" führt — das war immer des jungen Burschen Schlaf-, Träum- und Studiergemach gewesen, seine Einsiedlerzelle, seine Zuflucht, wenn es ihm zu weh oder zu wohl gewesen — jetzt feiern die beiden dort *ihre* Hochzeit, sie tanzen um das Feuer und springen über die Glut. Wunderschön ist die Szene am Morgen darauf. Emma jubelt, jetzt habe sie einen Liebsten — „jetzt bin ich eine Frau". Ein glückliches, schelmisches, kosendes Plaudern von holdem Liebreiz:

Emma: Aber du bist ganz dumm, wenn du auch Doktor bist! Und hast keine Ahnung! Neunzehn Jahre hast du mich allein gelassen, gefühlloser Mensch!

Bartel: Und du mich vierundzwanzig.

Emma: Macht dreiundvierzig Jahre! Fast ein halbes Jahrhundert! Dafür mußt du mich entschädigen!

Wie aus dem scheuen, spröden, seiner selbst unbewußten Mädchen nun ein glückstrahlendes, schelmisches, übermütiges, beglückendes Geschöpf geworden, diese Wunderkraft der Liebe zeigt der Dichter in dieser Szene voll Zartheit, Innigkeit und stimmungsfeiner Schönheit.

Es wäre besser gewesen für den Gesamteindruck der Dichtung, wenn Strauß mit diesem Freudenrausch der sieghaften Jugend, diesem Glücksjubel sein Werk beendet hätte. Er hätte uns dann mit einem großen Fragezeichen entlassen. Was wird aus den beiden, hätten wir teilnahmsvoll gefragt. Aber nun gibt's noch einen Schlußakt — das Fragezeichen ist zwar geblieben, aber wir fragen nicht mehr nach dem Schicksal der Liebenden: sie interessieren uns nicht mehr. Es erscheint nämlich der alte Liesegang in der Höhle und macht den beiden den vernünftigen und in Anbetracht der immerhin für ihn nicht angenehmen Ereignisse sehr liebenswürdigen Vorschlag, Emma solle mit ihrem Vater ruhig noch einige Zeit in seinem Hause wohnen: man könnte in Gottes Namen die Scheidung einleiten, während Bartel für eine Position sorgt. Der junge Herr Bartel aber will sich seine Handlungen nicht hinterher „verfälschen oder versumpfen" lassen, und nach vielem Hin und Her zieht er mit Emma hinaus in die Welt — sie ungeschieden, er ohne Mittel und Stellung, mit dem Fanatismus des

Mannes, der der Orthodoxie seiner Weltanschauung durch Eingehen auf normale Verhältnisse und vernünftige Vorschläge nicht zu nahe treten will. Und das ist um so ärgerlicher und verstimmender, als der Dichter ganz auf seiten dieses unreifen Jünglings steht.

Dichterisch vielfach in den Ansätzen und doch als Ganzes und vollends im Theatersinn verfehlt ist auch Eberhard Königs Schauspiel „Meister Josef", das das fleißige, nach dem Vorbild des Schillertheaters tüchtig geleitete Friedrich Wilhelmstädtische Schauspielhaus herausgebracht hat. Dieses Theater hat mit einer überraschend guten Vorführung der „Nibelungen" begonnen, sich dann abwechselnd in anderen klassischen Vorstellungen und in der Wiedervorführung beliebter Repertoirestücke des Blumenthal-Kadelburg-Genres bewährt. Das Publikum ist bildungs- und theaterfroh, die Damen treiben keinen Premierenluxus, im ersten Parkett dominiert der Zwirnhandschuh; das gute, solide, unverwöhnte Bürgertum gibt hier noch ausschließlicher als im Schillertheater den Ton an, Bühne und Publikum sind mit Recht miteinander zufrieden: es wird gut gespielt und die Hörer sind dankbar. Sie waren es auch für „Meister Josef", ein Schauspiel in einem Vorspiel und drei Vorgängen, wie der Zettel besagt. Das Vorspiel ist an sich nicht übel: ein etwas breit angelegtes Genrebild in holländischem Geschmack, ein Diebsmilieu, beeinflußt vom „Zerbrochenen Krug", vom „Biberpelz" und wohl auch ein bißchen von Heijermans. Aber dieses mit seinem breit behaglichen Humor gut und ergötzlich wirkende Vorspiel will sich mit dem Ganzen nicht vereinen — es kontrastiert allzu grell mit der düsteren Färbung der folgenden Vorgänge. Das Stärkste, ein gewaltiger Auftakt, ist der erste Akt, der auf das Vorspiel folgende Vorgang. Der Bäckermeister Josef erschlägt bei einem plötzlich entstehenden Streit in blinder, haßerfüllter Wut den Korporal Rühler, der hinter des Meisters Betrügereien beim Kommißbrotliefern gekommen war, der sich von ihm Schweigegeld erpreßt und dem auch die stattliche Frau Meisterin, wohl oder übel, hatte zu Willen sein müssen. Meister Josef war von je ein Grübler, der über den schwerverständlichen, vom Schulmeister erhaltenen Büchern brütete und erst von seiner heißblütigen, von ihm vernachlässigten Frau zu den Brotbetrügereien angestiftet war. Wie nun in diesem scheuen, stillen Mann die Wut gegen den Korporal losbricht und wie dann die Frau, deren Begehrlichkeit der Korporal wohl angestanden hatte, während sie doch einen dumpfen Haß gegen seine Herrschergewalt über sie im Herzen trug, nun plötzlich mit dem Gatten gemeinsame Sache macht, wie sie seine Wut immer lodernder aufhetzt und wie sie dann beide angstbebend, während die Nachbarn an die Tür pochen, den schweren Leichnam in den Keller schaffen — das ist bezwingend im Theatersinne durchgeführt, sehr wirksam mit starkem Bühneninstinkt, aber in der jähen psychologischen Wandlung nicht

gerade überzeugend. Der immerhin starke Eindruck dieses Aufzuges — in manchen Momenten glaubt man das Mörderpaar Therese Raquin und ihren zweiten Mann vor sich zu sehen — wird nun aber durch den stark retardierenden nächsten Akt in endlos scheinender Breite arg abgeschwächt, so daß der Schlußakt anfangs mit der Teilnahmslosigkeit der ermüdeten Hörer zu kämpfen hat. Von Interesse ist die Gestalt Meister Josefs, der, nachdem er aus seiner dumpfen Beschaulichkeit durch einen Moment überwältigender Wut hinausgestoßen und zum Verbrecher geworden, nun allmählich sich aufrafft und freiwillig zum Bekenner wird, während das Charakterbild der Frau, die schließlich sich aus dem Staube macht, nicht recht klar ist. Die Sprache ist mitunter als zu hypernaturalistisch überhitzt, allzu sehr Sturm- und Drangstimmung, zu der nun wieder das Temperament des Vorspiels und des 2. Aktes allzu große Gegensätze schafft. So wird denn das Ganze stillos.

Um Stileinheit, um Psychologie, um ein mehr als äußerlich literarisches Gewand kümmert sich nicht sonderlich Henri Bernstein, der jetzt im „Neuen Theater", nachdem „Der Dieb" und „Baccarat" vorausgegangen, mit starkem Erfolg seinen „Simson" vorgeführt hat. All seine Stücke haben einen gleichmäßig schwächlichen Schlußakt, all seine Stücke sind von Rudolf Lothar vortrefflich in unser geliebtes Deutsch übertragen, alle zeigen sie eine dramatisch fest zupackende Faust. Im einzelnen viel Hübsches, Gewandtes, Geistvolles, guten Dialog, und durchweg sind sie amüsant. Im „Simson" ist der dritte Akt virtuos durchgeführt: der große Kupferspekulant setzt sein Vermögen von 30 Millionen aufs Spiel, um durch das Fallen der Kurse den Mann zu ruinieren, der ihm die Frau verführt oder doch kompromittiert hat. Der große Kupferspekulant wird durch diesen Börsencoup ein armer Teufel, aber er hat seine Rache genommen und das gilt ihm mehr, als wenn er sich von dem Liebhaber seiner Frau einen Degenstich hätte beibringen lassen. Nun ist das ja ein Unding — kein Mensch wird sein Vermögen wegwerfen, um den Rivalen zu ruinieren, aber diese Szenen zwischen dem betrogenen Millionär und dem jungen, leichtfertigen, blindlings spekulierenden Rivalen sind virtuos durchgeführt und ungemein reizvoll. Im Schlußakt gewinnt dieser aus gekränkter Liebe in den tiefsten Abgrund des Bankerotts springende Kupfermatador noch ganz schnell das Herz seiner ihm bis dahin gar nicht gehörenden Frau und sie sinkt ihm bei gleichfalls sinkendem Vorhang in die Arme. Eine Psychologie wie bei der seligen unseligen Marlitt. Außerdem vollzieht sich diese Wandlung des Frauenherzens zur Liebe innerhalb weniger Minuten und die Frau ahnt nicht einmal, daß der Mann ihr zuliebe ein großes Opfer gebracht hat — er muß es ihr erst ausdrücklich sagen, daß er wie Simson gehandelt und sich, um sich an seinem Feinde zu rächen, unter den Trümmern begraben hat. Dieses Ausspielen des

Titels zum Schluß ist durchaus feuilletonistisch und undramatisch.

Das verfehlteste, was an ernst gewollten Stücken auf Berliner Bühnen von Mitte Januar bis Mitte Februar vorgeführt, ist das „phantastische" Lustspiel „Die Dame mit den Lilien" von Rudolf Presber, einem vielbeliebten Feuilletonisten in Prosa und guten Versen. Er hat einen frischen, oft behaglichen Humor, und mancherlei witziges Rankenwerk gibt seinen Geschichtchen, Plaudereien, Versen eine ergötzliche Färbung. Aber dieses witzige Aufputzen gibt nun, wo Presber sich zu einer größeren Arbeit aufgestrafft hat, dem Ganzen den Eindruck der Stillosigkeit. Der junge Prinz, der da um die Enkelin eines greisen Fürsten wirbt, witzelt und gefällt sich in Gedankengängen up to date, als wäre er leibhaftig Rudolf Presber in Berlin W. und nicht eine kleine Hoheit an einem Rokokohofe, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die Handlung schreitet mühsam und schwerfällig fort, das Thema des 1. Aktes, die billige Verspottung höfischer Grandezza und Prüderie ist Max Dreyer in seiner „Hochzeitsfackel" viel fröhlicher und flotter gelungen. Für die Komik muß in allzu breiten Reden ein beschränkter Diener sorgen, und außerdem ein spanischer Ritter, der nach altbewährter Possenmanier Gespunster statt Gespenster sagt und andere Radebrechereien verübt. Hübsch und wirksam sind nur zwei Szenen, um deretwillen hoffentlich das Stück geschrieben ist: denn was sonst vorkommt, lohnte nicht der Mühe. Die „Dame mit den Lilien", ein kokett modischer Titel für eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert, ist die längst gestorbene Gattin des Fürsten, die im Geruch großer Frömmigkeit gestanden, deren Tradition von den Höflingen noch immer hochgehalten wird und vor deren lebensgroßem Bilde noch immer jeder seine Reverenz macht — recht in Operettenmanier, wie denn überhaupt das Ganze bedenklich in das Operettengenre hinüberspielt. Die selige Fürstin, die Dame mit den Lilien, geht nächtlich um; ihr Geist erscheint, wenn dem Fürstenhause ein Unheil droht. Jetzt haben die Höflinge sie wieder gesehen, weil der Fürst seine Enkelin dem deutschen Prinzen geben will, statt dem Protégé der Höflinge, einem spanischen Prinzen. Nun sollte man glauben, der kecke deutsche Prinz wird sicher den nächtlichen Geist entlarven — das Gegenteil geschieht, das „phantastische" Lustspiel setzt ein. Um Mitternacht erscheint der Geist der hochseligen Fürstin; sehr gut konserviert, graziös und lockend tritt sie aus der Tapete hervor — bald darauf erscheint ihr einstiger Liebster, auch sehr wohlkonserviert, ein galanter spanischer Grande. Sie wispern und flüstern miteinander, liebeln ein bißchen und tanzen ein graziöses Menuett. Das ist die eine sehr hübsche und wirksame Szene, die im „Neuen Schauspielhause" sehr gut durchgeführt wurde. Zweite gute Szene: im 3. Akt tanzt die Enkelin der Fürstin mit dem spanischen Abgesandten das gleiche Menuett. Das wirkt sehr gut und hat beinahe etwas Poetisches. Aber zwischen

den beiden guten Szenen liegt allerlei Arges: die wohlkonservierte Dame mit den Lilien hat ihrem Gespenstergalan erzählt, wo sie seine Liebesbriefe verwahrt hat. Der deutsche Prinz, der das Gespenster-Stelldichein belauscht hat, bemächtigt sich nun der Briefe; ganz unprinzlich taktlos und brutal zeigt er sie dem greisen Fürsten und erzwingt sich so die Hand der fürstlichen Enkelin. So kommt die Handlung, über allerlei Trivialitäten beständig stolpernd, von Gedankenballast wenig behindert zu dem üblichen fröhlichen Ende. Daß der Prinz seinem Schwiegergroßpapa die Erinnerung an die vielgeliebte Gattin zerstört hat, und dieser in ihm nun immer einen peinlichen Mitwisser seines Malheurs sehen muß, darüber macht sich der Prinz von Presbers Gnaden keinen Augenblick Bedenken.

Im „Kleinen Theater" ist ein Schauspiel von Richard Fellinger „Der Unsichere" erschienen, das geschickt, ohne sonderlich literarische Qualitäten gearbeitet, immerhin als besseres Volksstück gelten kann, ein Militärstück ernster Art. Der Unsichere ist ein Strolch, der von der Landstraße aus in den Soldatenrock gesteckt ist und zu einem Sergeanten in die Kompagnie kommt, der einst auch ein Unsicherer gewesen und mit dem Strolch einen Totschlag verübt hat. Viele Jahre strenger Selbstzucht haben ihn zu einem tüchtigen Soldaten, zu einem ernsten Manne gemacht, er ist angesehen und beliebt. Das Auftauchen des „Unsicheren" führt natürlich bald zu Konflikten und deckt die Jugendsünde des Sergeanten auf — die Kameraden ziehen sich von ihm zurück. Bevor er sich selbst anzeigt, führt er uns leider in langen Reden immer wieder vor, wie herb und ungerecht es sei, einen Menschen, der sich emporgearbeitet, büßen zu lassen dafür, was er in unbesonnener Jugend verbrochen hat. Er spricht immer wieder das aus, was der Zuschauer sich selbst sagen sollte — er denkt so viel und so laut, daß uns zu denken fast nichts mehr übrig blieb. Die Tendenz des Stückes wird allzu direkt an den Mann gebracht, und das ist der Hauptfehler des im Ganzen nicht üblen Stückes, das seltsamerweise in den Anfängen einen hübschen süddeutschen Dialog führt und dann ins Norddeutsche umbiegt und pathetisch wird. Immerhin hätte es auf einer Volksbühne sich wohl behauptet, an dem mehr für das Aparte, Geistreichelnde berechneten „Kleinen Theater" mußte es bald verschwinden.

Dagegen hat uns diese Bühne genau zum Abschluß dieses Berichtes noch die beste und erfreulichste Gabe dieser Theaterzeit gebracht: Gustav Wieds vieraktiges Satirspiel „2 × 2 = 5". Es ist nun freilich nicht das, was man schlecht und recht ein Theaterstück nennt, aber — zweimal zwei ist fünf, lassen wir fünf gerade sein, denn es war wirklich eine Freude, diesem geistvollen Spiel satirischer Einfälle und humorvoller Momente zu folgen. Man kennt aus Wieds Erzählungen die prächtige Überlegenheit, mit der er die kleinen und großen Ereignisse dieser Welt betrachtet. Das Leben nicht

ernst nehmen, ist hier seine Losung — aber auch diese Losung ist nicht durchaus ernst zu nehmen, denn aus all dem spöttischen Lächeln und lauten Lachen klingt doch auch ein bitterer Ernst. Ein spottlustiger Dichter, der wegen seines allzu freimütigen Buches einen Monat Gefängnis abgesessen, wird leitender Redakteur eines konservativen Blattes — das Unmöglichste, was er sich je gedacht hat. Zweimal zwei wird eben fünf. Und er läßt es gerade sein. Warum? Wegen der blanken, zarten Arme seines jungen Weibchens, das nun wieder zu ihm kommt, in erneuter und verstärkter Zärtlichkeit, da er doch nun das große Gehalt bekommen soll. Als liberaler Schriftsteller hatte er mit seinem Schwiegervater, einem konservativen Ministerialbeamten, sehr schlecht gestanden. Jetzt ist dieser sehr korrekte Herr streng liberal geworden, denn ein liberaler Minister ist ans Regiment gekommen. Des Dichters sträflich verbummelter jugendlicher Schwager heiratet die Mutter seiner Braut und wird höchst ehrbar, bezahlt sogar — das Unerdenklichste — bei dem Schwager seine Schulden. Überall Umfall, überall das den Dingen Widerstrebendste: $2 \times 2 = 5$. Selbst der prächtige, freiheitstolle, lebensfroh dröhnend lachende Karikaturenzeichner Kroningk, der an einem Bein eine Frau, am andern vier unerzogene Kinder mit sich schleppt, kriecht zu Kreuze und wird Zeichenlehrer an der Schule, deren Direktor er hoffentlich nicht allzu früh karikieren wird. Alle diese Figuren kommen und gehen, ohne daß es ihnen nun immer gerade eine dramaturgische Weisheit diktierte, aber wer auch geht und wer auch kommt, immer ist er amüsant. Das ganze Stück ist ein einziges belustigendes Raisonnement und doch findet sich nicht ein einziger Raisonneur darin. Das Ganze predigt laut und eindringlich des Lebens Unverstand und doch doziert niemand, kein pathetisches, nicht einmal belehrsames Wort ist zu hören. Im 2. und im 3. Akte steht die Handlung still, mitunter verflaut da auch das Interesse ein wenig. Der erste und der letzte Akt aber sind von sieghafter Wirkung, in immer neuen Situationen, in immer köstlicheren Szenen gibt sich hier, vom herzlichen Lachen des Dichters begleitet, ein Spiegelbild des Lebens. Und ist denn wirklich in unserm Lebenswirrwarr zweimal zwei immer vier? Stimmt diese Rechnung immer? Hat nicht allzu oft gerade das Widersinnige den Sieg und den Erfolg und die Herrschaft? $2 \times 2 = 5$ — das bestreitet der Mathematiker. Aber ist die Mathematik der Lebensweisheit letzter Schluß? Aber das ist allzu pathetisch und ernst gefragt nach dieser fröhlichen Gabe des dänischen Dichters, der gar nichts beweisen will, der nicht meint, er könne was lehren, die Menschen bessern oder bekehren, der uns einfach überschüttet aus dem Füllhorn seiner prächtigen Laune, der Freude hat am Leben und dem es doch so verkehrt vorkommt wie — zweimal zwei ist fünf.

Bildende Kunst.

Hans Hell: Über Lovis Corinth.

Lange Zeit hieß es „Corinth der Fleischmaler", wie man etwa der „Bauernbrueghel", der „Höllenbrueghel" sagt nach dem vornehmlichen Talent, einen bestimmten Stoff zu behandeln, den einzig das Publikum und die Sammler dem Künstler als seine Domäne zuerkennen; und die Behandlung eines andern Themas wird dann wie das Über-die-Stränge-schlagen eines eingeschirrten Gaules angesehen, wie ein Luxus, den sich der Künstler über die ihm zugewiesene Arbeit hinaus gestattet, bloß halben Auges betrachtet und wegen der Auszeichnung in seinem eigentlichen Fache geduldet. Die angeführten Fälle der Brueghels drängen sich noch besonders auf, weil man in diesem Meister hier etwas Bäurisches und Höllisches zugleich zu sehen beliebte: das Bäurische als Fehlen eines kultivierten disziplinierten Geschmacks (von anderm Standpunkt aus Glätte und Konvention nennbar), das Höllische als die unverhohlene Lust an den irdischen Genüssen, die schon Dr. Martin Luther besungen hat. Als Kuriosum wäre anzuführen, daß trotz dieser zugestandenen Meisterschaft im Nackten einige Lenbachsches Fleisch dem Corinthschen vorziehen; das sind aber gewiß keine Fleischkenner. Der Künstler wird übrigens diese Festnagelung auf ein Gebiet mit demselben Gleichmut wie der Löwe seine Einordnung in das Linnésche System hingenommen und seine legendäre Charakterisierung wie jede andere menschliche Torheit schmunzelnd einkassiert haben. Die Zeiten ändern sich, Courbet hieß le peintre-animal, und heute wirken seine Bilder schön, fast zart.

Mählich kommt die Erkenntnis, daß hier ein Mann mit ziemlich universaler Fähigkeit des Malens seine Kunst treibt. Der Appell an den menschlichen Grundinstinkt, von dem gesprochen wurde, ist ein eminenter Teil der allgemeinen Wirkung von Corinths Bildern: sie gehen direkt aufs Lebensgefühl im bejahenden Sinne. Hier schafft einer und zwar freudig, der mit dem unbeschönigten Dasein vollkommen einverstanden ist, ohne idealistische Verstiegenheiten oder Spekulationen, und dessen Frömmigkeit, wenn man es so nennen will, in dem Verzicht auf willkürliche verändernde Zutaten zu dem Werke der Natur sich äußert. Die Lust am Malen und die Leichtigkeit des Schaffens gehen unmittelbar auf den Beschauer über. Für alle, die sicher auf den Beinen stehen, sind seine Bilder ein Fest — und für andere wird er schwerlich haben malen wollen.

Wegen dieser elementaren Wirkung, die von solcher kräftigen ungebrochenen Kunst ausgeht, fällt es

dem Laien oft schwer, sich auf den künstlerischen Standpunkt vor diesen Bildern zu finden; die Stofflichkeit spricht allein zu ihm und die Überraschung hält ihn fest, daß Naturmächte, die zwar so unbestreitbar und unentbehrlich wie Licht und Wärme der Sonne für den Menschen, aber teils mit dem großen Feigenblatt verdeckt zu werden, teils mit ängstlicher Scheu wie vulkanische Phänomene hingenommen zu werden pflegen, hier mit unverhohlener Freude die Freiheit genießen. Jedes Weib, das er malt, (und das ist für einen Aktmaler moralisch) steht in Beziehung zum Manne, sie lockt durch ihr bloßes Dasein oder ihre Absicht mit Haltung, Geste, Blick, Händen, das begehrende oder anreizende Spiel weiblicher, sich spreizender oder zuspitzender Hände findet sich besonders oft. Er steht, wo es nötig ist, wie im Falle der Prüderie, gegen den Menschen auf Seite der Natur und würde mit dem ephesischen Goldschmied schelten auf den Glauben

als gäb's einen Gott so im Gehirn
hinter des Menschen alberner Stirn,
der sei viel herrlicher als das Wesen,
an dem wir die Breite der Gottheit lesen.

Niemals aber geht die Darstellung der Sinnlichkeit ins Plumpe, niemals ist sie eine kalt berechnete Wirkung. Ein unverwüstlicher Appetit zum Dasein manifestiert sich, eine schwelgerische Neigung, die z. B. Liebermann fernliegt. Wie er auch einer der Menschen ist, in denen der Wein wiederum fruchtbar wird.

Es wäre interessant, wenn man einmal, wie einst in Dresden Porträts der besten Maler unserer Zeit unter klassische Meisterbildnisse gehängt waren, auch die schönsten neuern Aktmalereien, zu denen unbestreitbar die Corinths gehören, neben Rubens und Tizian zeigen würde. Das Unerhörte der Nacktheit würde dann auch verschwinden, wenn man den Leuten, die so leicht ihre Kunstgeschichte vergessen, sie durch diese Parallele wieder ins Gedächtnis zurückriefe. Corinth hat den Anschluß an den großen Stil der Blütezeiten der Malerei und wirkt doch modern. Es scheint übrigens, daß jede Nacktheit, die in neuer Auffassung und eigner Farbengebung gemalt ist, zirka 10 Jahre braucht, um ihre Anstößigkeit zu verlieren. Wenigstens hat die Andromeda auf Corinths Bild Perseus und Andromeda, obwohl nichts an ihr geändert wurde, sich während eines solchen Zeitraumes so „verschönt", daß ein Berliner Kritiker, der sie zuvor verabscheute, sie für ein neues Bild hielt, für eine viel schönere Behandlung desselben Stoffes erklärte und sozusagen ein Bild auf dessen eigene Kosten lobte.

Die Schlachthausbilder sind ein weiteres Moment des Gruselns für viele Betrachter. Freilich ist die Freude an solchen Szenen sehr weit entfernt von dem Geschmack jener Leute, die als wünschbares Ziel sehen, ihr Mittagsmahl in Form einiger Tabletten einem Glasröhrchen entnehmen zu können, und die sich nicht die Herkunft der Speisen eingestehen wollen. Man muß an die homerische Zeit denken, wo vor den Augen der Gäste die Tiere geschlachtet, zerstückelt und gebraten wurden und diese Gäste dann doch

freudig die Hände zum lecker bereiteten Mahle ausstreckten. Rembrandts und seines Schülers Nicolas Maes' „Geschlachteter Ochse" können übrigens als Vorfahren dieser Bilder genannt werden, welche die Schönheit des rohen blutigen Fleisches wiedergeben. Es ist gewiß keine geringe Leistung der Kunst, das Innere eines Schlächterladens zu einem Genuß für die betrachtenden Augen zu formen.

Die nüchterne Armeleutemalerei der 80er Jahre hat Corinth nicht mitgemacht, wahrscheinlich war sie ihm ein Greuel, er hat nie vom Sozialismus das Heil in der Kunst erwartet, sich nie am Wahne der Menschenverbrüderung begeistert. Seine historische Auffassung, seine Teilnahme an den machtvollen Heldengestalten der Geschichte, wie Friedrich der Große, Napoleon, belegen das. Auch zu dem beschränkten Dogma, daß ein Bild keinen besonderen Inhalt haben dürfe, hat er sich nie bekannt. Ohne romantische Sehnsucht dabei zu spüren stellt er mit Vorliebe Szenen der Mythologie, der Bibel und des Homer dar, worin das Leben sich üppiger und ungebunden äußert. Manche seiner Gemälde tragen uns mit prächtiger Poesie in ein Arkadien fort, wo es aber bewegter, lauter, amüsanter und genußvoller zugeht, als in dem träumerischen lyrischen Arkadien Ludwig von Hofmanns. Corinth ist nicht bloß Maler sondern auch Dichter, er bildet Szenen aus einzelnen, mit voller leibhaftiger Wirklichkeit dargestellten Figuren. Neben den heitern (aus der Kindheit des Zeus, Parisurteil), übermütigen, wie die „Frauenräuber", stehen die Gefangennahme Simsons und Gemälde aus der christlichen Passionsgeschichte. Der Simson, von der Kritik meist unbeachtet gelassen, ist ein Lieblingsbild des Meisters, wird aber vom Publikum wieder einmal beängstigend brutal, die Delila zu gemein gefunden mit seiner bekannten verkappten Neigung, nach Art des Delaroche selbst das Erschütternde und Wildeste als ein elegantes Stilleben behandelt zu wünschen. Corinth gibt jedem Stoff das Seine. Hier ist das polternde Zusammenstürzen, das von der Meute überfallene mächtige Menschenwild grandios wiedergegeben. Und daß diese Auffassung die natürliche ist, mag eine Briefstelle Goethes an Zelter bestätigen: „Eine ganz bestialische Leidenschaft eines überkräftigen, gottbegabten Helden zu dem verfluchtesten Luder, das die Erde trägt, die rasende Begierde, die ihn immer wieder zu ihr führt, ob er gleich bei wiederholtem Verrat sich jedesmal in Gefahr weiß, diese Lüsternheit, die selbst aus der Gefahr entspringt, der mächtige Begriff, den man sich von der übermäßigen Prästanz dieses riesenhaften Weibes machen muß, das imstande ist, einen solchen Bullen zu fesseln." Goethe folgert freilich weiter, daß er rebus sic stantibus sich mit diesem Stoffe nicht befassen mag. Ebenso malt Corinth die Szenen aus Christi Leidensgeschichte in einer Auffassung etwa, wie sie die mittelalterlichen Passionsspiele geben. Wie der bittere jammervolle Schmerz der Nahestehenden ausgedrückt wird, so vollführen die Henker und Schergen ihre fachmännischen Verrichtungen mit unbeteiligter

Sachlichkeit, wie Knaben die Schmetterlinge möglichst günstig aufspießen und spannen. Hier ist nichts von der Schwächlichkeit der Nazarener noch von Guido Renis Vornehmheit um jeden Preis. Ein leidender Mensch darf nicht süßlich aussehen, und das Ergreifende an der Passion ist eben, wie eine erhabene Person die gemeinen quälenden Verbrecherstrafen erdulden muß. In der gehaltenen Farbigkeit der religiösen Bilder kann man vielleicht etwas Protestantisches sehen, da nicht mit dem dämmrigen Innern und pomphaften Kultus katholischer Kirchen, sondern der gemessenen nüchternen Schlichtheit weißer Kirchenwände gerechnet wird. Was im 19. Jahrhundert an guter religiöser Malerei in Deutschland geleistet wird, scheint ganz allgemein diesen Charakter zu bezeigen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei der Aktmalerei nicht die letzten psychologischen Feinheiten des Charakters ausgedrückt und nicht träumerische Stimmungen verbreitet, sondern die Personen mehr auf ihre Vitalität hin genommen werden. Es gilt aber weiterhin für ausgemacht, daß Maler, die in Wiedergabe der nackten Fleischlichkeit glänzen, keine hervorragenden Porträtmaler sind, wie z. B. dies für Rubens selbst von dem ihn so hoch verehrenden Fromentin zugestanden wird. Bei Corinth hingegen findet man, daß er ein Muster der Charakterisierung und jede Person zu ihrem schlagenden Ausdruck gelangen läßt, nichts von ihrer Eigenart geht verloren, es wird freilich auch nichts im Sinne der sogenannten Veredelung hinzugetan, aber auch kein Reiz übersehen oder vergröbert. Die Durchschauung des Charakters ist klassisch. Ein Enthüller des Charakters wie des Leibes! Und hier kommt nun ein Grundzug des Künstlers, der überlegene Humor ins Spiel, in einer Form, wie sie in der heutigen und vielleicht auch in der Malerei der Vergangenheit so nicht zum zweiten Male angetroffen wird. Nicht umsonst ist der Tristram Shandy des Sterne das unerschöpfliche Lieblingsbuch Corinths. Die Menschen werden sozusagen von ihm auf Lebenskraft und Ganzheit gewogen. Ein unfehlbarer Blick für die Komik sorgt, daß kein humoristischer Zug je übersehen wird, an dem sich die Natur ergötzte, er steht an ihrer Stelle, ist Genosse ihrer Heiterkeit mit herzhafter, durchaus nicht bösartiger Freude an Erscheinungen, die sich selbst blamieren, und läßt so viel Spaß wie möglich stattfinden. Wenn das Modell danach ist, sieht man, wie mit der Maus zwischen den Tatzen gespielt wird. Warum soll man einen Witz der Natur ignorieren? Eine Rubeksche Begabung, die Tierphysiognomien der Menschen herauszuwittern, zeigt sich. Man glaubt, daß bisweilen ungeheuerliche charakterisierende Attribute, die der Maler ersonnen hat und beigeben möchte, nur mühsam zurückgehalten werden. Ein meisterliches Gruppenbild dieser Art ist der Toast in der Freimaurerloge. Wie die Taube über den Aposteln schwebt das Symbolum über den Köpfen dieses Tafel-Doelenstückes: kein Zweifel, daß der mystische heilige Geist des Ordens über sie ausgegossen ist.

Andere Personen, die keine Blöße geben, mit ihrem Innersten einverstanden und eins sind, werden nach Verdienst dargestellt, oft mit tieffühlender Sympathie. So das Porträt seines Vaters, des Ohms, Ansorge, Halbe, Liebermann, Kayserling, Leistikow, Peter Hille etc. Nie begnügt er sich, wie oft van Dyk tut, bei repräsentativen Menschen bloß das Repräsentieren zu geben, er dringt durch den zu dem Wesenskern, der sich diese Erscheinungsform geben will. Sehr schade ist es, daß Menzel, der sich so selten malen ließ, ihm nicht noch gesessen hat: es wäre das Leibliche und Geistige der kleinen Exzellenz, die Verbindung von putzigem petit monstre und Naturwunder dämonischen Genies durch Arrangement und Vortrag gewiß glänzend ausgedrückt worden. Auch seine eigene Person, obwohl ihm das vorübergehende Gelüst nicht fremd ist, an seiner Physis dies und jenes anders zu wünschen, stellt er in seinen Selbstporträts unverziert und unkorrigiert dar. Prachtvoll ist sein Brustbild neben dem Gerippe vor dem Atelierfenster. Da ist keine lyrische poetische Beziehung hergestellt wie bei Boecklin. Beide stehen nebeneinander als die beiden Daseinsmächte: da ist Leben, da ist Tod. Sein Diptychon „Das Leben" gibt eine ähnlich kräftige Auffassung: fröhlicher Auszug der Jugend zum Kampf mit Waffen um Weib und Kranz, eingefaßt von dem duftigen Beginn der ahnenden dämmernden Kindheit und dem welken Hinabsteigen in die Gruft.

Eine monumentale Porträtleistung ist der Florian Geyer Rudolf Rittners, von riesenhafter, ergreifender Größe. Es ist der Augenblick aus dem letzten Akt, wo der schwarze Ritter mit dem Fahnenstumpf und aus dem Bilde herausstechenden Schwerte gewaltig und verlassen dasteht, in geduckter Stellung, kurz vor dem Fall.

Corinth hat auch als Theatermaler an Reinhardts Bühnen und als Illustrator (Ruederers Tragikomödien, letzterdings Tristram Shandy) gearbeitet, doch ist ihm diese Tätigkeit mühevoller, schwerer als die Schöpfung der größten Bilder. Sein Platz, an dem er sich wohlfühlt, ist vor der Natur. Deren ganzer Umkreis wird beherrscht. Landschaften finden sich, viele Tiergattungen gelegentlich auf den großen Figurenbildern, immer in fester, glaubhafter und reizvoller Erscheinung, Ziegen, Pferde, Esel, Katzen, Lämmchen. Ein großes Tierporträt für sich ist die Tigerdogge, in ihrer königlichen Machtfülle auf festen, säulenartigen Vorderbeinen bis zum rassigen Kopfe emporragend, unter dem gelagerten Hinterkörper die sonderbaren rosigen Massen der männlichen Attribute zeigend. Ein riesiger Stier, den er einst malte, wirkte, als die Leinwand auf der Wiese aufgestellt war, wie leibhaftig auf die grasenden Kühe, eine wahre Gegenanekdote zu der alten von den Trauben des Apelles, an denen die Vögel pickten.

Obwohl fast immer in der Großstadt lebend, hat Corinth eigentlich nie das spezifische Leben unserer Zeit wiederzugeben, durch die Modernität des Stoffes zu wirken gesucht. Wo ihn nicht bestimmte Personen der Wirklichkeit durch ihre

Stärke und Reize oder ihre Schwächen zur unmittelbaren Wiedergabe in seiner Auffassung anregten, greift er lieber über die vergängliche Gegenwart hinaus ins Zeitlose und gibt dann mit fester Wirklichkeit genährte, greifbar dargestellte Phantasien. Im Sommer pflegt der Gedanke zu den großen heitern, Freude verbreitenden Kompositionen in ihm aufzutauchen, der Winter ist die Zeit ihrer Schöpfung, die sich schnell ohne Stocken vollzieht. Keine lang hingezogenen Vorbereitungen, nicht jahrelange Skizzen, sondern frisch aus der Wärme, mit Freude am Abenteuer arbeitet er. Sein Wissen um die Erscheinung ermöglicht ihm, den Reiter vorerst ohne Pferd reitend zu malen, und ihm hernach das Tier zwischen die Beine zu schieben, so daß am Ende doch alles zusammen paßt. Eine herrliche reproduzierende Leistung gelang ihm kürzlich in seiner Kopie des Frans Hals in Kassel, wohl seit denen der Schackgalerie die schönste moderne Wiederholung eines Altmeisterwerkes.

Durch seine Instinkte ist er der bürgerlichen Gesellschaft und Zahmheit nicht eingepaßt. Sein Temperament drängt ihn zu größerer Bewegungsfreiheit, und in furchtbaren Zeitläuften würde er wie Goya die Terribiltà zum Ausdruck bringen können. Ein gallischer Geist der Lebensfreudigkeit und des frohen Spottes, der an Rabelais gemahnt, lebt in ihm.

Ein klarer, entschiedener, kräftiger Eindruck geht von seinen Bildern aus; sie sagen restlos, was sie wollen, und üben voll die gewollte Wirkung, bringen immer zuerst die Sache selbst in ihrer Greifbarkeit, borgen nicht Kräfte von anklingenden Vorstellungen, die sie umspielen; es können sich keine vieldeutigen Mythen um sie bilden, wie um manche Werke Giorgiones, Rembrandts oder Tintorettos. Dennoch bewirkt die reine vollendete Darstellung der schönen Natur, daß eine ohne sakrale Absicht im Gesellschaftskleide gemalte Mutter mit dem nackten Söhnchen auf dem Arme wie eine Madonna anmutet, und so beweist, daß man auch das Erhabenste gerade im Gewande der neuen eigenen Zeit ausdrücken kann oder soll. Neben den Dokumenten der robusten Kraft finden sich zärtlich gemalte Kinderköpfchen, duftige Mädchengestalten von Blumen umgeben, die lieblich siegende Göttin im Parisurteil. Ein Mann, der sich nie verträumt, aber aus seiner Festigkeit läßt sich immer das warme Gefühl heraus spüren. Auch den Reiz zarter Schönheit gibt er besser als die sogenannten Geschmackvollen, bei denen alles auf flaue Farbenharmonie und Glätte gestellt ist. Jedem Geschöpf läßt er sein Wesen, wie er mit geschickter leiser Hand die Pinsel und jeden gegriffenen Gegenstand faßt. Eine schlichte Liebe zu jedem schönen Gewächse des Lebens ruht in ihm, eine ganz unsentimentale Schätzung aller Güte und eine kleine Teufelsfreude an jeder Schwäche. Unter der Jovialität verbirgt sich ein tieffühlender Mensch von großartigem Verstande, der alles ihm Nötige beherrscht, von jedem Dinge und Charakter sogleich den scharfen Umriß macht. Eine Natur, die sich leicht befeindet dünkt, und in seiner

Malerei liegt etwas von prachtvoller Selbstverteidigung. Der Fülle seiner Phantasie und dem unablässigen Vorwärtsstreben entspricht es, daß er sich nie wiederholt und jedes seiner Bilder vollkommen neu wirkt.

Das Wesen des Künstlers ist bei aller Genußfreude eine absolute Zuverlässigkeit und unerschöpfliche Arbeitslust. Arbeiten, arbeiten! ist sein oft wiederkehrender Spruch. Immer blieb er sich selbst getreu, machte keine Moden des Ortes und der Zeit mit. Von frühester Jugend auf seine Begabung äußernd, war er nicht frühreif, erwarb sich immer weiter studierend und bis in die Gegenwart zum Lernen und Erweitern bereit die Herrschaft über seine Gaben und die Mittel der Kunst. Lange Zeit unter stilisierenden Künstlern in München lebend, hat er dort ebensowenig von ihrer Art angenommen, wie später von seinen Berliner Sezessionsgenossen. Weder in Holland, noch Paris, noch Italien malt er nach der Art der Künstler des Landes, wenngleich er sich Einflüssen nicht versperrt. Er spricht die fremde Sprache ohne den Ehrgeiz, das Parlieren der Eingeborenen nachzuahmen, verstellt sich nie. Jeder seiner Züge ist wirklich einverleibt, es gibt da nichts Flüchtiges, Augenblickliches. Kein Romantiker, der aus der Kunst einen Götzen macht, weiß er trotz der leidenschaftlichen Liebe zur Kunst, daß das Leben vorgeht.

In den letzten Jahren scheint Corinth eine vorläufige Höhe seiner Entwicklung erreicht zu haben, die jetzige Ausstellung im Salon Cassirer bestätigt das. Sieht man da vor sich: die herrliche blühende Farbe und reizvolle Lage des liegenden weiblichen Aktes (vielleicht das Resultat aus manchen ähnlichen Figuren seiner großen Bilder), die schöne freie Bewegung des Tänzers und die ergreifende Gewalt der Kreuzigung, die wie ein Stück aus einer noch weit umfassenderen Konzeption wirkt — so möchte man den Wunsch hegen, daß diesem Künstler Gelegenheiten zum Fresco gegeben würden, ganze Mauerflächen ihm zur Verfügung stünden. Er würde da vermutlich eine Leistung vollbringen, die in späte Zukunft hinein unserer Zeit zum Ruhme gereichte.

Auch ein Meister des originellen Wortes ist Corinth. Zuweilen liebt er seine Erinnerungen aus früherer Zeit aufzuzeichnen, die dann bei den Betroffenen durch die aus getreuem Gedächtnis geschöpfte frappante Ähnlichkeit und humoristische Charakterisierung Anstoß erregen, gerade so wie manche seiner gemalten Porträts.

Zu einem Aufsatz über den Akt in der bildenden Kunst (Kunst und Künstler) hat er das ihn selbst aussprechende Wort aus Goethes Dichtung und Wahrheit als Motto gewählt: „Dein Bestreben, deine unabänderliche Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Richtung zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug." Auch ein Wort des jungen Zola ließe sich anführen: „daß außerhalb des mächtigen persönlichen Lebensgefühls alles Lüge und Dummheit ist."

In Muthers großer Geschichte wird Corinth bloß in der Kolonne genannt. Die zeitliche Grenzsetzung

der Jahrhundertsausstellung brachte es mit sich, daß Corinth (er ist 1858 geboren und setzt erst in den 80 er Jahren ein) mit keinem einzigen Werke dort vertreten war und sein Name damals, als der Ruhm der deutschen Malerei des Jahrhunderts zusammengetragen wurde, nicht mitgenannt war. Noch nie ist ihm von Staat und Behörde ein Auftrag oder Lehramt gekommen. In der großen Berliner Privatakademie Lewin-Funke leitet er die Malklasse, von den Schülern gesucht wegen seines Könnens und seines Lehrtalents, das jeder Begabung ihr Recht zugesteht, jede, auch die kleinste persönliche Leistung anerkennt und fördert. Vornehmlich eine Frucht dieser Lehrtätigkeit ist wohl das Handbuch zum Erlernen der Malerei, das er demnächst im Verlage Paul Cassirer herausgeben wird.

Er ist neidlos gegen fremde Verdienste, hat bloß den Ehrgeiz des eigenen unermüdlichen Fortschreitens und fühlt tiefe Ehrfurcht vor menschlicher und künstlerischer Größe, für die er einen richterlichen untrügbaren Blick besitzt. Er lebt still für sich, bei aller Kameradschaftlichkeit alleinstehend, ein Mann, der nie große Worte macht, oft schüchtern wirkt und bei großen offiziellen Gelegenheiten sich nicht hervortut oder zur Geltung zu bringen sucht. Auch wenn es Ruhm hageln sollte, wird er nie aus seiner Bahn gerissen werden. Das jugendlich Ungebändigte und Rücksichtslose, das sich nie zu einer Diplomatie für die eigenen Interessen bequemt, mag ihm oft die Gunst der Galeriebeherrscher ferngehalten haben, vielleicht auch die Angst vor dem Lärmgeschrei des Spießerpublikums. Wie ihn die jungen lernenden Maler wegen seiner Meisterschaft verehren, wird er vielleicht bei der ganzen heranwachsenden Generation der beliebteste lebende Maler sein wegen der Freudigkeit und der unerschütterlichen Kraft, die von seinen Bildern ausströmt. Die größeren Galerien unseres Vaterlands haben bisher versäumt Werke dieses Meisters zu erwerben oder sich stiften zu lassen. Sie werden es nachholen müssen.

Hans Hell.*)

— — — — — — — —

„Warum kann unser Herz nicht sterben?" —

(Bramley: Hoffnungslos.)

Welcher Schlag traf dich, sag' es mir, welcher?

Und doch, ich weiß es.

Der große Schmerz ist immer derselbe — der alte, der unveränderliche und ewige.

Die Herzen der Menschen, unsere armen Herzen, werden übervoll und schwellen, bis zu der Stunde, wo sie nahe daran sind, zu brechen . . .

Nahe daran.

Das ist es eben.

Der Schmerz sitzt auf unserer

*) Zwei Werke Lovis Korinths „Die Kreuz-Abnahme" und die „Familie Max Halbe" bringen wir im Anschluß an die Arbeit Hans Hells und die Reproduktionen in diesem Heft in der Aprilnummer unserer Zeitschrift. Die Redaktion.

Brust wie ein Vampyr, und er saugt unser Blut aus bis in unser Mark.

Und der Baum unseres Lebens scheint jedes Blattes beraubt, und nackt, nackt, läßt er seine nackten Zweige wehen.

Aber — der Baum wird sich wieder belauben.

Das Leben wird wieder seine Wurzeln küssen und seine Zweige, und sie werden wieder knospen.

Sagt sie dir das, die alte Frau, die so lange an dem rinnenden Fluß saß — sagt sie dir wohl das zum Trost?

Das tut sie wohl.

Und der Trost, den sie dir schenkt, der ist gerade des Lebens Fluch:

Eines Tages wirst du w i e d e r weinen — in einem anderen Schoß oder allein, weil dein Herz wieder übervoll ward und schwoll und nahe daran war, zu brechen . . .

Nicht der Schmerz, aber seine Wiederholung, seine beständige Wiederholung ist das Weh des Lebens . . .

Sie weiß es, die alte Frau.

Ich sehe es an ihrem Gesicht, daß sie es weiß.

Und doch tröstet sie damit, da es keinen Trost gibt.

Weine, um wieder zu weinen.

Ach, warum kann unser Herz nicht sterben?

Herman Bang.

— — — — — — — —

B r a m l e y : Hoffnungslos.

Wie oft als Kind hatte sie an dem vielscheibigen, kleinen Fenster gesessen und von dem Schifferhause hinausgestarrt auf das weite Meer, das sich so grenzenlos zu dehnen schien, bis wo der Himmel sich zur Erde senkte.

Dort über das große Wasser zogen die großen Dampfer hin, in eine lockend geheimnisvolle Ferne; und selbst die vielen kleinen Segelschiffe hatten alle ihr fernes, reizvolles Ziel.

Am Tage in der hellen Sonne glänzten ihre großen weißen und braunen Segelflächen so lustig her zur Küste, und die Leinwand blähte sich so erwartungsvoll stolz vor dem frischen Winde. Wenn aber dann die Nacht mit ihrem geheimen Dunkel sich über das Meer legte, dann blitzten nicht nur all die tausend Sterne am Himmel auf, auch auf all den Schiffen blinkten die Lichter, rote, grüne, und die vielen, vielen weißen Pünktchen, die sich am dunklen, wolkenverhangenen Horizonte gegeneinander verschoben, um endlich in der Nebelferne zu verschwinden.

Wie diese Ferne rief und lockte, mit all ihren unbekannten Reizen, all den Wundern, von denen manchmal eine Nachricht in die Stille und Abgeschiedenheit des kleinen Fischerortes flatterte, wenn im Sommer die Fremden kamen aus den großen Städten, oder wenn einer der jungen Burschen zurückkam, vom Heimweh getrieben, das aber meist nach den ersten paar Tagen wieder zerflattert war, so daß dann der Junge mit einemmale wieder wie spurlos verschwand, weil er es in der ungewohnten Enge nicht mehr aushielt.

Wie eng das alles war, das Haus, und das Stübchen; und doch hatte sie im jubelnden Glücke

der Kindheit ihre ganze Jugend hier zugebracht. In dem Dünensande, der bis an das Haus herankam, hatte sie gelegen und gespielt und in der grellen Sonne hinausgeblinzt auf das Meer, und ihre bunten Kinderträume gesponnen.

So war sie herangewachsen, und die jungen Fischer strichen um das einsame Haus, aber sie sah keinen von ihnen an; ihre Augen suchten in der Ferne. — Und eines Sommers kam ein Fremder, einer, der ihr erzählte von all den Wundern da draußen, der ihre Seele lockte und ihre lauernde Neugier so wild erregte, daß sie ihm blind vertraute und mit ihm ging.

Vater und Mutter vergaß sie, und die Heimat galt ihr nichts mehr; keinen Blick warf sie zurück auf die Dünen mit ihren kümmerlichen gelben Halmen und den grauen Disteln. Alles warf sie hinter sich, was bisher ihr Leben erfüllt hatte, und zog hinaus in die unbekannte Weite.

Lange Zeit hörte man nichts von ihr, und sie selbst wußte nichts von der Heimat; aber dann traf sie eine erste Nachricht aus der Heimat, als eines Morgens der Vater nicht heimgekehrt war aus dem Sturm der Nacht. Sie aber ging nicht zurück, sie blieb wo sie war.

Ein paar Monate später hörte sie, daß die Mutter schwer krank lag, aber noch war sie im Glück; sie hoffte und hoffte, und konnte sich nicht trennen, — bis ein Tag kam und eine schwere Stunde, da sie einsam, verlassen und betrogen war, grade als sie es am wenigsten erwartete.

Da stand sie nun ganz allein in der Fremde; und die Angst vor der Schande kam über sie, die sich bald nicht mehr verbergen ließ. Zum ersten Male gedachte sie sehnend der Heimat.

Und in ihrer Not traf sie ein Brief des Lehrers, dem die Großmutter die Worte gesagt hatte, die nun vor ihr lagen. Mit der Mutter ging es zu Ende, und wenn sie sich nicht eilte, kam sie zu spät.

Da stieg das Bild des Häuschens vor ihr auf, sie sah das Meer und den Strand, hörte die Stimme der alten Frau, zu deren Füßen sie so oft gespielt hatte, sie fühlte, daß dort ihre Heimat sei, vielleicht ihre Rettung aus all ihrer Not.

Wie sie sich hetzte heimzukommen, — aber die Reise war weit und umständlich; und als sie endlich ankam, war es zu spät.

Nur die Großmutter fand sie noch, wie in alter Zeit auf die Fensterbank gebückt, über der uralten Hausbibel mit den riesenhaften Buchstaben, an denen sie zuerst lesen gelernt hatte.

Die Mutter hatten sie hinausgetragen in den Dünensand, wo der Seewind kalt über die versinkenden, morschen Kreuze wehte und der Flugsand alle Blumen erstickte.

Nun hatte sie niemanden mehr auf der Welt.

All ihre Träume, die sie so oft hier geträumt, hatte die Welt da draußen rauh zerstört, und todmüde, gebrochen, hoffnungslos lag sie schluchzend auf den Knien der alten Frau, die auch keinen Trost für sie hatte, als den alten Trost aus ihrer Bibel, in der sie alle

Tage leis vor sich hinmurmelnd betete.

Sie aber hatte da draußen mit dem Glauben an die Menschen auch diese letzte Hoffnung verloren, den Glauben an eine höhere Gerechtigkeit, die über der der Menschen steht.

Alle da draußen hatten ihr bitter weh getan, und nur einen Menschen gab es noch, der ihr still und stumm verzieh, die alte Frau hier, die nichts anderes wußte, als auf den Mann zu weisen, der einst in seiner allumfassenden Milde auch der Sünderin verziehen hatte.

Aber die Menschen kehrten sich nicht an sein Wort; sie würden jeden Stein aufheben, der lose am Wege lag, um ihn auf sie zu werfen, alle, alle — nur diese eine nicht, aus deren Schoße ja auch ihr Leben stammte, an deren Herzen sie sich ausweinen konnte, hoffnungslos, ohne den Mut mehr an das Leben zu glauben, dem sie so blindlings vertraut hatte, als es sie hinausgelockt hatte aus der friedlichen Stille der kleinen, einsamen Fischerhütte, zu der sie nun endlich den Weg aus der Welt zurückgefunden hatte.

Heinz Tovote.

— — — — — — — —

Fra Angelico.

(Zu den Vierfarbendrucken.)

Das Kloster San Marco zu Florenz und die Nikolauskapelle im Vatikan zu Rom sind die Stätten, wo man die Hauptwerke des malenden Dominikanermönches aus Fiesole findet. Die Fresken im Vatikan, die Geschehnisse aus dem Leben der Heiligen Stephanus und Laurentius darstellen, sind wunderbare Dokumente einer der Höhe der Renaissance zustrebenden Kunstübung; aber die formalen Konzessionen, die der Zeitgeist hier dem alternden Meister abgezwungen hat, verdrängen fast jenen Stil, der den früheren Arbeiten Angelicos eigentümlich ist. Dieser Stil erst zeigt das wahre Gesicht des malenden Mönches; er zeigt den Künstler in ihm ganz auf sich selbst gestellt; dieser Stil, der im Kloster San Marco seinen vollendetsten Ausdruck findet, hat Fra Giovanni Angelico und seine Bilder berühmt gemacht und der Welt zu einem Besitz verholfen, dessen Kostbarkeit kaum seinesgleichen hat. Und diese Kostbarkeit liegt in dem sonst von niemandem, höchstens etwa von Millet erreichten Ausdruck einer lauteren innigen Frömmigkeit.

Der überirdische Glanz, der seine von göttlicher Liebe erfüllten Engelsgestalten umstrahlt, gab dem Maler den bedeutsamen Beinamen Angelico, über dem die Nachwelt seinen eigentlichen Namen längst vergessen hat. Die Kirche, für die der fromme Mönch seine herrlichen Bildwerke schuf und in deren Dienst er lebte und wirkte, half der dankbaren Nachwelt den leuchtenden Schimmer, den Fra Giovanni um seine Engel und Heiligen auszubreiten verstanden hat, um ihn selbst zu weben, indem sie ihn heilig sprach. Man darf nicht annehmen, daß die vielen Heiligen, deren Erdendasein in die Jahrhunderte des Mittelalters zu datieren ist, sonderlich erbaut waren über solchen Zuwachs ihres erlauchten Kreises. Denn die Frömmigkeit, die der malenden Hand des Dominikaner-

mönches die Kraft zu Wundern gab, war der Frömmigkeit jener älteren Heiligen eher feindlich als ähnlich. Die Kunst Fra Giovannis setzt der dunklen Stickluft des Mittelalters die Freude an einer sonnenhellen frohen Erdennatur entgegen und der knöchernen Senilität einer kunst- und kulturfeindlichen Epoche stellt sein gesunder, dem blühenden, zum Himmel aufblickenden Leben zugewendeter Sinn jugendliche Anmut gegenüber.

Wie in dem heiligen Köln Meister Stephan Lochner in seinen Bildern der lebensbejahenden Mystik, der frommen Poesie eines Suso ein erfolgreicher Verkünder wurde, so fand Franz von Assisi in der Kunst Fra Angelicos die beste Hilfe, die Natur vom Fluch der Mönchstheologie zu befreien. Nur der Zusammenklang einer überirdischen Sehnsucht mit der neu erwachten reinen Freude an irdischer Schönheit erklärt die zarte rührende Gefühlsseligkeit, die die starre Erhabenheit von Byzanz ablöste.

Schon Fra Filippo Lippi, der als Karmelitermönch ebenso wie der Meister von Fiesole seinem äußeren Stande nach dem Klosterkreis angehört und sich zeitlich ganz dicht an Angelico anschloß, war diese vollkommene Reinheit des religiösen Empfindens abhanden gekommen. Seine Madonnen und Engel erwecken nicht Andacht, sondern sie wollen und sollen durch Anmut entzücken.

Gerade die Legenden, die von interessanten Beziehungen Fra Filippos zu schönen Frauen, ja selbst von der romantischen Entführung einer Nonne zu erzählen wissen, müssen den Respekt vor der unmateriellen Liebe erhöhen, die des frommen Angelico Gemüt bis an sein Ende erfüllte. Sein zartes, tiefes Empfinden ist die Quelle der erhabenen Wirkung auf die Herzen derer, die seine Werke suchen.

Mehr wie jeder andere beweist der Meister von Fiesole die Wahrheit der 400 Jahre nach ihm gefundenen Formel: „il faut bien sentir, si on veut saisir.“ Und wenn Vasari von Cimabue sagt: „er habe mehr Liebe in die Kunst gebracht“, so muß man diesen Satz im Hinblick auf Fra Giovanni Angelico mehrfach unterstreichen. Er ist darin vielleicht sogar noch einem Millet über. Ja, seine Herzensgüte war so groß, „daß er — um mit Muther zu sprechen — nicht einmal imstande war, Böses auch nur wahrzunehmen.“ So blieben dem Maler Angelico alle Visionen fremd, die leidenschaftlichen Ausdruck verlangten, und nie hätte ihn die Darstellung der Spukgestalten der Hölle im jüngsten Gericht oder der Peiniger bei der Geißlung Christi gelockt. Sein Auge sucht und sieht paradiesischen Glanz in aller Wirklichkeit, die ihn umgibt. Seiner hoffnungsfrohen und reinen Seele erscheint die Erde von ewigem himmlischen Glanz bestrahlt. Wie ein Kind freut sich sein Malerblick über die bunten Blumen auf der Wiese und sein Herz frohlockt mit dem Frühling, der ihm Vorbote scheint eines ewigen Frühlings in Gottes Reich da oben über den Wolken, von wo der Gesang der holden Engel lieblich lockend zu ihm niederklingt.

Paul Kraemer.

— — — — — — — —

Israels: „Begräbnis".[1])

Unerwartet ist der Tod in ein junges ordentliches Haus getreten, — nicht folternd mit langem Siechtum, dafür erstarrend durch plötzliches Grauen; unnötig töricht, wie so oft.

Dem sauberen Weibe, das Zeit und Kräfte dem kleinen Haushalt und den zwei Kindern gerne widmete, das zufrieden war, wenn der Mann abends gesund vom Erwerbe des Unterhaltes zurückkehrte, mit den Kindern spielte, die Schaffige lobte, sich ihr Mahl schmecken ließ und in behaglichem Bett an ihrer Seite dem neuen Tage entgegenschlief, ihr ist das Schicksal mit brutaler Gewalt in den Weg getreten. Der Mann ist tot, der geliebte Mann; ihr einziger Freund und ihr Beschützer. Unbegreifliches Geschick. Er wird nie wieder zu ihr sprechen, nie mehr, wenn der Verdienst reichlicher war, ein Stückchen Stoff lachend vor sie hinbreiten oder einen hübsch bemalten Teller überraschend zu den von ihr gesammelten stellen; er wird kein Häubchen mehr für die kleine Tochter, kein Paar bessere Schuhe für den strammen Buben vor den Augen der Entzückten in der Luft tanzen lassen. Wie ging das Leben seinen ruhigen Gang. Alltägliche Poesie; rein menschlich. Und da lag dann in Zufalls Torheit der Mann plötzlich tot vor dem stattlichen Weibe. Und kaum daß der Knabe die Großeltern herbeigeholt hatte, kaum daß etliche Nachbarn die Betroffene unterstützen konnten, so erschienen schon die beruflichen Leichenversorger mit dem Sarge. Die Wohnung, der Haushalt waren zu klein, um dem Toten eine Aufbahrung zu gönnen. Wo hätten Frau und Kinder sonst nächtigen sollen? Das Zimmer bot nicht Platz genug für Tod und Leben. Die Sorge des Lebens bleibt, so muß der Tod weiter gehen; der schwere Sarg wird fortgetragen; die Nachbarn helfen dabei. Die Eltern des Gestorbenen nehmen seinen Knaben bei der Hand und lehren ihn dem Tode folgen. Das Kind staunt; es versteht noch nicht, ist aber groß genug, um das Bild des Zu-Grabe-Tragens zu behalten. Es merkt auf den Vater auch im Tod. Es hört von den Großeltern, daß es natürlich sei, wenn die Kinder hinter dem Sarge der Eltern gingen, lernt, daß es unnatürlich sei, wenn die Eltern ihre Kinder begrüben. Heute wieder einmal. Warum? — Wann kommt der Tod zu den Alten? Die Mutter ist schon gebeugt und gefaßt. Sie sieht dem Tode entgegen; der Vater hat mit dem Leben noch nicht abgerechnet, er steht noch aufrecht und wird weiter gehen, neben dem Tode, hinter dem Tode; viele andere werden sterben, ehe er sich niederlegt, ehe er seine Gewohnheit aufgibt, über Recht und Sitte zu denken und zu sprechen. Ihm kann es nicht gefallen, daß des Sohnes Frau nicht mit hinaus kommt auf den Friedhof; für so schwach hätte er sie nicht gehalten. Aber er weiß,

---

[1]) Das Werk Josef Israels: „Begräbnis", das wir im ersten Hefte dieses Jahrgangs brachten, hat auch O. H. Hopfen zu einer kleinen Skizze angeregt, die sicher auf Interesse rechnen darf.

Die Redaktion

was die Würde der Stunde verlangt, weiß auch den Schmerz der Gebeugten zu erkennen. Dies ist nicht der Augenblick, um zu ihr zu sprechen. Stumm staunt er über sie, daß sie nicht laut ihren Schmerz hinaus schreit, die Hände nicht zum Himmel wirft, oder den nur auf den Sarg gelegten Deckel noch einmal aufreißt. Weiß sie, was vorgeht? Wird sie, erst wenn die Zeugen fort sind, in verzweifelten Wehruf ausbrechen, hält sie nur die Scham, sich seelisch vor anderen zu entblößen, zurück? Arme Frau. Oder wird sie ruhig im Hause herumhantieren; betäubten Geistes, der allmählich nur erwacht, wenn sich gewohnter Schritt des Abends nicht mehr dem Hause nähert, wenn das breite Bett neben ihr leer bleibt, wenn mit dem Lichte, das jetzt über den Sarg von der Straße hereinflutet, ungekannte Gespenster, Hunger und Vereinsamung, Vorwürfe und Sorgen ins Zimmer schleichen? Ihr kräftiger Körper ist gelähmt. Sie bleibt sitzen und ahnt nicht, wie schnell der Augenblick verschwindet, welche Leere hinter dem Sarge bleibt; sie fragt nicht, warum das Unglück gekommen, sie denkt nicht, was daraus folgen wird, sie fühlt sich geschlagen und weint, leise, leise; die Kinder sollen nicht merken, daß sie so schwach ist; sie weint, wie sie die ganzen langen Stunden hat weinen müssen, seitdem ihr der Mann, der früher blühende und gesunde, tot war. Sie hatte ja geholfen, mit kräftigen Armen, ihn säubern und betten, sie hatte ihn noch in den Sarg legen, ihm die Augen zum letzten Male küssen können, ruhig in ihrer Art; dann mußte sie niedersitzen. Sie hörte nicht, wie sich die Träger zuraunten: „Nun schnell fort. Zunageln können wir den Sarg draußen. Werft das Tuch darüber!" Der Flüsterton war verrauscht. Die Menschen sprachen nichts, nur die Hunde kläfften zu dem Ungehörigen, daß fremde Männer den Herrn forttrugen, den Mann aus dem Hause der weinenden Frau, so schnell und leise. Aber auch die Hunde heulten nur mit halber Stimme, auch sie fühlten die lähmende Gewalt des Schauerlichen. Und deutlich überschlich dies Grauen selbst das kleine vierjährige Mädchen, das sich zu der Mutter Füßen hinkauerte. Es weinte nicht; die Mutter blieb ja da; es weinte nicht, denn es sah die Tränen der Mutter unter deren übers Auge gelegten Rechten nicht; aber es ängstigte sich doch vor dem unverständlichen Treiben. Die Mutter ließ ihr die freie Linke. Daran konnte das Kind die Wange legen. Es war geschützt. Instinktiv. Ein Lichtstrahl im Seelengemälde wie die wunderbar goldige Welle, die durch die offene Tür hereinflutet, ein Lichtstrahl im künstlerischen Werke.

Der große holländische Maler Israels, der wie Rembrandt, wie Giotto und wohl alle Beförderer der Technik, in seinen Kompositionen mehr als rein formale Kunst, nämlich ergreifende Stimmung eines bedeutenden Inhaltes zu schaffen suchte, tritt in diesem Gemälde besonders stark episch auf. Ein menschlich Allgemeines, die Unterstellung unter das Schicksal will er geben, kein großes Einzelschicksal, wie es um Rembrandtsche Porträts

übergewaltig webt, kein aus einer sonderlichen Anlage nur erklärliches Erlebnis, wie Giotto in seinen Lebensbildern erzählt. Ein allgemeines Motiv, eine Note, einen Akkord, der in jedem anklingen soll und deren Formgebung drum so einfach gewählt wird, daß sie allgemein ergreifend wirken kann. Das holländische Milieu ist so zart gegeben, der Maler verfährt in Spezialisierung des Beiwerkes so zurückhaltend, daß man fast von einem Zuwenig sprechen könnte. Absichtlich sind Beruf, Charakter und Todesart des Mannes unklar gelassen; absichtlich ist die künstlerische Lichtverteilung — sogar wider die rein natürliche Möglichkeit — einmal über den großen menschlichen Schmerz, die Frau, ausgebreitet, das andere Mal über die stets gleiche Außenwelt, die den Sarg aufnimmt, wie jede Erscheinung. Alles rein episch. Kein Charakter zeigt sich in gespannter Leidenschaft. Die große dramatische Geste fehlt, denn sie ist nur Einzelmenschen gegeben. — Novellistisch sind die Hunde, fein gefühlt, wie ihr Genosse, der den heimkehrenden Odysseus im Homerischen Epos begrüßt. Vom künstlerisch-technischen Standpunkte aus ließe sich außer dem schwer zu motivierenden, über die Frau ergossenen schattenlosen Lichte noch ein und das andere in Frage stellen, so der zu aufdringliche rechte Arm der Frau, die unstimmigen Maße von Bett und Wiege, die ungenaue Fortsetzung der oberen Sarglinie, die zu scharfe Zeichnung der Waden des Sargträgers, die im rechten Zimmerwinkel nicht ausreichende Tiefe und ein und das andere perspektivische Bedenken; aber man kann auf derlei (ähnlich wie bei Tizians himmlischer und irdischer Liebe) nicht hinweisen, ohne demgegenüber einerseits die prachtvollen künstlerischen Qualitäten zu betonen, z. B. die plastisch aufs beste gelungene Herausarbeitung der Hauptfigur, die Lösung der durchleuchteten Luft, die steigende Gegensätzlichkeit von Hell und Dunkel; und andererseits zu erklären, daß einige der Mängel als bewußte künstlerische Opfer zu betrachten sind (wie wohl auch ein großer Dichter einmal einen unreinen Reim wählt), um dadurch dasjenige wirkungsvoller zu erreichen, was schließlich der Hauptzweck aller Kunst ist: durch den Totaleindruck eines Werkes den Genießenden harmonisch in gewollten klaren Motiven eigenartiger Schönheit zu erschüttern.

Dr. Otto Helmut Hopfen. (Florenz.)

Original

Sündige Liebe.

(Konrad Telmann)

Für hohe Stimme

Hugo Kaun, Op. 61. No. 2.

Verhalten.

GESANG.

PIANO.

Sie sa - gen, es sei Sün - de, daß ich dich lie - - ben muß, —

und sün - dig sei mein Herz - schlag, und sün - dig sei mein Kuß. —

rit.

p innig

Vor all den stren - gen Rich tern senk' ich mein An - ge - sicht, —

Fünf Lieder und Gesänge. No. 2.

Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig.

pp

wie könnt' ich frei mich sprechen, doch Ei - - nes faß' ich nicht.

pp

mf

erregter

Wenn, was ich heiß em - pfin - de, nur dunk - - - - le

simile

mf

erregter

ff

Höl - lenmacht, wa - rum die sün - - di - ge Lie - be so

ff

fromm das Herz mir macht, wa -

ritard.

f

mf

4318b

Ruhiger, innig

rum ich be - tend sin - ke an - däch-tig auf die Knie und

Welt und Men-schen lie - be, so rein, so warm, wie nie?

Wa - rum ich Welt und Men-schen lie - be so rein, so

warm, wie nie?

ritard.

6318

Komm herbei, Tod.

Shakespeare.

Bernhard Stavenhagen, Op. 9. No 3.

Ruhig.

Gesang.

PIANO.

cantabile

Komm her - bei, komm her - bei Tod und be - deckt mit Cy - pres - sen den Leib, lass' mich frei, lass' mich frei Not

Kei - ne Blum', kei - ne Blum' süss sei ge - streut auf den schwärz-li - chen . Sarg, kei - ne Seel', kei - ne Seel' grüss

quasi harpa

p

legato

quasi harpa

Verlag und Eigentum Dr. Heinrich Lewy, München. B. L. 230

molto espressivo

mich er - schlägt ein hold - se - lig Weib! Mit
mein Ge - bein wo die Erd' es ver - barg. Um

mf legato

Ros - ma - rin mein Lei-chen-hemd be - stellt es,
Ach und Weh' zu wen-den ab bergt mich al - lei - ne,

p ma

oh Lieb' ans Herz mir töd - lich kommt, treu hält es.
wo kein Treu - er naht ans Grab und wei - ne.

pp

cantabile

pp

H. L. 280 Stich u. Druck: Berliner Musikalien Druckerei G. m. b. H. Charlottenburg.

Zu den Musikbeigaben.

Die Namen der beiden Komponisten, von denen je ein Lied hier geboten wird, haben in der musikalischen Welt längst einen guten Klang. Wenn man freilich Bernhard Stavenhagen (geb. 1862 zu Greiz) nennen hört, denkt man zunächst an den ausgezeichneten, auf der Berliner Hochschule und bei Liszt herangebildeten Klavierspieler oder auch an den vortrefflichen, nicht bloß in Weimar und München zu Ansehen gekommenen Dirigenten. Als schaffender Künstler ist Stavenhagen noch wenig bekannt geworden, wohl weil ihm, bis er vor kurzem seine Ämter niederlegte, die Zeit zum Komponieren zu sehr gefehlt hat. Daß er aber uns noch manches schöne Werk in Zukunft schenken wird, dafür scheinen besonders seine sechs Lieder Op. 9 zu sprechen. Das recht sangbare Lied „Komm herbei, Tod" fesselt durchweg durch den rhapsodisch-volkstümlichen Ton, der darin angeschlagen ist. Recht gelungen ist die Steigerung der Stelle: „Mich erschlägt ein holdselig Weib". Reminiscenzenjäger werden sich über den ersten und viertletzten Takt aufregen: er ist nämlich identisch mit dem Anfang der Esdur-Klarinetten-Sonate von Brahms.

Hugo Kaun (geb. 1863) mußte erst in Amerika sein Heil versuchen, ehe er in seiner Vaterstadt Berlin zu der ihm längst gebührenden Anerkennung kommen konnte. Jetzt freilich zählt er längst zu den angesehensten Berliner Tondichtern. Sein Schaffen ist gleichmäßig der Instrumental- und Vokalmusik zugute gekommen. Bemerkenswert sind seine Symphonie „An mein Vaterland", seine symphonischen Dichtungen „Minnehaha" und „Hiawatha", seine Orchesterhumoreske „Falstaff", ferner eine Reihe kleinerer Orchesterstücke, sowie sein Klavierkonzert in Esmoll. Mit ganz besonderem Glück hat Kaun Kammermusikwerke geschaffen: seine drei Streichquartette, sein Streichquintett (mit zwei Violoncellis), sein Klavierquintett in Fmoll und seine beiden Klaviertrios werden häufig aufgeführt und sind auch bei Dilettanten recht beliebt geworden. Kaun ist ein Meister der Satzkunst, in der Harmonisation und namentlich Modulation kühn und eigenartig; auch seiner Rhythmik ist ein moderner Zug nachzurühmen. Sehr viel Eigenartiges steckt in seiner leider bisher noch nicht aufgeführten einaktigen tragischen Oper „Oliver Brown oder der Pietist", die nicht etwa eine Folgeerscheinung der „Cavalleria rusticana" von Mascagni, sondern vor dieser entstanden ist. Seine zahlreichen Lieder, von denen „Abendlied" (mit Klavier- und Violinbegleitung), „Der Sieger" u. a. populär geworden sind, sind keine Dutzendware. Der Dichtung wird Kaun in hohem Grade immer musikalisch gerecht; wenngleich er die Begleitung stets sehr reich und anziehend gestaltet,

vergißt er doch nie, daß bei einem Lied in erster Linie die Singstimme zu bedenken ist. Obwohl er sich in seinen Liedern vorwiegend als Lyriker gibt, tritt darin doch auch nicht selten sein dramatisches Blut hervor. So auch in dem Liede „Sündige Liebe". Man beachte hier die mächtige Steigerung von den Textworten ab: „Wenn was ich heiß empfinde". Wie versöhnend wirkt nach dem leidenschaftlichen Aufbrausen dann der innige Ddur-satz. Sängerinnen mit großen Stimmen und leidenschaftlichem Temperament werden ganz besonders gern zu diesem höchst dankbar und musikalisch wertvollen Liede greifen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Literarische Berichte.

Die Entwicklung des deutschen Städtewesens von Hugo Preuß. Erster Band: Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1906. 379 Seiten. 8°. Preis 4.80 Mk.

Das schön und solid ausgestattete Werk ist auf zwei Bände berechnet, von denen der zweite noch bevorsteht. Aber nach des Verfassers ausdrücklicher Erklärung bildet jeder Band ein für sich abgeschlossenes Ganze. Der vorliegende erste gibt die Darstellung der deutschen städtischen Verfassungsentwicklung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Der schwierige und komplizierte letzte Teil der in diesem Band vortrefflich gelösten Aufgabe wird indessen noch am Anfang des 2. Bandes eine Ergänzung erfahren. Der 2. Band wird die Entwicklung der städtischen Kommunalverwaltung und Kommunalpolitik auf den wichtigsten Gebieten ihrer Funktionen darstellen und die daraus sich ergebenden Probleme für die weitere Entwicklung der städtischen Organisation erörtern. — Das Werk ist so recht ein Beispiel, wie erfreulich sich wissenschaftliche Schreibweise in Deutschland gegenwärtig geklärt und verbessert hat. Der schwierige Stoff ist prächtig klar entwickelt und muß für jeden Leser verständlich sein. Er zeigt eine sichere und reife Beherrschung eines so komplizierten Materials, verrät eine umfassende Gelehrsamkeit, die aber doch weder im Text noch unter demselben prunkt. So macht das Werk bereits durch diese äußeren Eigenschaften einen guten und zuverlässigen Eindruck. Sein Hauptverdienst aber wird die lebendige und sehr unmittelbar plausible organische Einsicht, Anordnung und Entwicklung des Stoffes sein. Befleißigt sich der Verfasser bei alledem einer gründlichen Objektivität, so ist dennoch eine gewisse Vorliebe für die Stadt und ihre Kulturbedeutung und für eine urbane staatliche Kultur ersichtlich. Die Notwendigkeit, daß die Stadt, neuen sozialen Verhältnissen angepaßt, wieder das werden muß, was

sie zur Zeit ihrer mittelalterlichen Blüte war: eine frei lebendig dem Gemeinwesen eingegliederte, selbsteigene, lebendige Individualität, ist der geheime Leitfaden, an dem sich die historische und sonstige Darstellung gruppiert. Also ist das Buch bis zu einem gewissen Grade, wennschon in vernünftigen Grenzen, zugleich eine Kritik. — Klassisch und besonders anziehend ist die Darstellung der deutschen Stadt zur Zeit des absolutistischen Staates und Kleinstaates, besonders des Zustandes der ostelbisch, brandenburgisch-preußischen Stadt, und alsdann die große Reform des genialen Freiherrn von Stein. — Wenn aber der Verfasser der Entwicklung einer vorwiegend urbanen Kultur Deutschlands das Wort zu reden scheint, so wird man ihm nicht so ohne weiteres zustimmen. Es ist sehr die Frage, ob sie den romanischen Ländern und Rassen, wo sie statthatte, zu einem so besonderen Segen gereicht hat. Wenn daher Deutschland hartnäckig doch noch eine gewisse Bauernkultur neben der so erfreulich entwickelten urbanen bestehen läßt, so wird man sich dessen lediglich freuen müssen; mag immerhin auch diese und jene Eigenschaft derselben, wie sie sich besonders auch noch aus der Verfassung des früheren absolutistischen Staates erhalten hat, lästig sein und sich dem neuen Aufschwung der urbanen Kultur noch nicht recht angepaßt haben. Es bleibt aber die Frage, ob es nicht besser ist, wenn diese sich jenen Verhältnissen anpaßt. Es darf nicht vergessen werden, daß urbane Kultur schließlich nur ein Mittel zum Zweck ist; zu dem Zweck einer sozialen Regulierung und lebendigen organischen Metastase der Rasse. Aber wohlzumerken: vom Bauer ist alles ausgegangen, zum Bauer kehrt schließlich alles zurück und nie darf es, ohne schwere Schädigung, seinen organischen Zusammenhang mit ihm ganz verlieren oder auch nur aus dem Auge lassen. Und das ist zugleich ein religiöser Gesichtspunkt, den wir über den blühenden und bestrickenden Vorteilen einer urbanen Kultur niemals aus dem Auge verlieren sollten. — Heil uns Deutschen, daß er uns schließlich dennoch und trotz allem unveräußerlich zu sein scheint! — Wir sehen dem Erscheinen des zweiten Bandes mit aufrichtigem Interesse entgegen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. **Immanuel Kant**, Darstellung und Würdigung von **Oswald Külpe**. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1907.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß der Verfasser seine Vorträge über den Typus der deutschen Philosophen, auf Wunsch der Hörer und der Verlagsbuchhandlung selbst, durch Herausgabe dieses Büchleins weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Alle, denen Zeit und Lust mangelt, Kants Werke in ihrer oft schwer verständlichen Ausdrucksweise zu lesen oder sich mit dem Studium umfassender wissenschaftlicher Arbeiten über die Geisteswerke

dieses genialen deutschen Denkers zu beschäftigen, finden Gelegenheit, aus dieser nicht sehr umfangreichen Schrift die Grundzüge der Kantischen Philosophie kennen zu lernen und sich überdies an der Hand des manchmal kritisierenden Verfassers über wichtigere Probleme ein selbständiges Urteil zu bilden. Und um so leichter und sicherer ist dies möglich, als die einfache und klare Sprache des Büchleins den in der philosophischen Begriffswelt weniger Geübten angepaßt, überhaupt an einen Leserkreis gerichtet ist, der sich in die philosophischen Anschauungen hineinleben will. Da die Gefahr nahe liegt, daß durch Zersplitterung in Einzelwissenschaften der zusammenfassende, auf die Einheit alles Wissens gerichtete Verstand nicht zur Geltung kommt, so bildet das wiedererwachende philosophische Denken unserer Zeit ein berechtigtes Gegengewicht gegen einseitige wissenschaftliche Strebungen, und gerade Kant kann das Interesse an der Philosophie in den Kreisen der Gebildeten in hohem Grade fördern. Wir reden nicht von der Metaphysik, die schließlich auch bei Kant im wesentlichen negative Feststellungen ergeben hat, aber wir meinen die Erkenntnistheorie, Ethik, Ästhetik, deren tiefere Erforschung gerade die moderne Zeit sich zur Aufgabe setzt, und für welche die Kantische Philosophie eine unerschöpfliche Quelle normgebender Grundsätze ist.

Das dem Büchlein vorangestellte, erst 1896 entdeckte Bildnis Kants dient in passender Weise dazu, der im besonderen Abschnitt geschilderten Persönlichkeit des großen Philosophen ein erwünschtes sinnliches Substrat zu geben.

Dr. Wunnenberg.

Aus der Frühzeit der Romantik, herausgegeben von Jonas Fränkel. Mit vier Porträts. Berlin, B. Behrs Verlag.

Rückentitel und Deckeltitel des Buches, sowie der Titel auf dem Umschlag lauten „Aus der Blütezeit der Romantik", aber der innere Buchtitel verkündet der Romantik Frühzeit, und diese Bezeichnung ist als die richtige anzunehmen, denn der Band „will jene Menschen, die kühn eine neue geistige Hanse bilden wollten und doch untereinander so verschieden waren, in den Eroberungszügen ihrer Frühzeit vorführen." Ein willkommenes, verdienstvolles Unternehmen. Vorgeführt werden Briefe der beiden Schlegel, Hardenbergs, L. Tiecks, Schleiermachers, Steffens', der beiden geistvollen, einander so gegensätzlichen Frauen Karoline und Dorothea, und der blutjung verstorbenen Tochter Karolinens, der Auguste Böhmer. Dieser Briefwechsel so interessanter und eigenartiger Geister ist mit gutem Geschmack zusammengestellt. Eine besondere Freude ist's, hier aus der großen Sammlung von Karolinens Briefen, die Waitz veranstaltet hat, nun eine fesselnde Auswahl zu finden und das Bild der geistvollen Frau ergänzt zu sehen durch eine von Friedrich Schlegel vermittelte Äußerung seiner Lebensgefährtin, der Dorothea Veit: „Dorothe sagte, Sie (Karoline) wären eine Wunderfrau. ‚Und dabei kann sie noch Strümpfe stricken.' In der Tat waren mir diese sehr willkommen;

ich habe deren wenig, und diese entsprechen meinem innersten Ideal von Strümpfen." — Die Anordnung der Briefe ist chronologisch, die Anmerkungen kurz und genügend. Aber die Benutzbarkeit des Buches über die Lektüre hinaus, das Nachschlagen, wird sehr erschwert durch den Mangel nicht nur eines Registers, sondern auch des bescheidensten Inhaltsverzeichnisses. Dieser sehr fühlbare Fehler sollte bei den weiteren Bänden dieser Sammlung vermieden werden. Der vorliegende Band ist nämlich der erste der geplanten Sammlung „Die Meisterbriefe fürs deutsche Haus", von der jährlich 3 bis 4 Bände erscheinen sollen. In Aussicht genommen sind die Gebiete der Literatur, Musik, Geschichte, Naturwissenschaft, Kunst. Jeder Band soll in abgerundeter Auswahl nur der menschlich bedeutsamsten Briefe das Spiegelbild einer ganzen Kulturepoche bieten. Die köstlichen Briefschätze, die wir besitzen, weiten Kreisen zu erschließen, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Die Ausstattung des vorliegenden Bandes ist gediegen und geschmackvoll.

Ph. St.

Isländerbuch. Von Arthur Bonus. Sammlung I., II. Herausgegeben vom Kunstwart-Verlag (Georg D. W. Callwey, München 1907).

Rauhe, aber nicht rohe Menschen. Und eine rauhe, aber keine rohe Kultur ist es, von der uns in diesen Büchern Kunde gegeben wird. „Schicksalssprüche muß der Mensch sprechen," heißt es in der Geschichte des Skalden Gisli. Und lebensstark wie dieses Wort klingt so manches in diesen Geschichten, die warm empfohlen zu werden verdienen.

A. Halbert.

Heine-Briefe. Von Hans Daffis gesammelt und herausgegeben. 2 Bände. Pan-Verlag.

Einer der letzten Briefe dieser wundervollen Sammlung trägt die Unterschrift: Nebukadnezar II. Ehmaliger königlich preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter. An die Mouche gerichtet. Und in einem der ersten Briefe heißt's:

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sei der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib."

Und dazwischen weiche Trauer, heiße Schmerzen, reizende Sehnsucht. Und überall Klugheit und Temperament, Güte und zarteste Zärtlichkeit. Ein wunderreicher Roman sind diese Briefe eines deutschen Dichters. Dem Verlag sei Dank für dieses Buch.

A. Halbert.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau III.

Inhalt des 124. Bandes:
Januar/Februar/März 1908

. x,'xx.- ,--
1-'.--'K'-f

p'-r(“x._**
("NU-x * xx
" e
lad-'K'LLD- i "-2
f*.*F----*. ..x d/

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. . . . . . . Roman

Erftes Kapitel:

An einem klaren Junitage- an dem die Kafianien- und Akazien-
Alleen einer kleinen Stadt noch im vollen roten und weißen Schmucke
der Blüte fianden - denn der Frühling war ungewöhnlich fpät
ins Land gezogen - ereignete fich etwas für die Bewohner des
Ortes Seltfames:

Aus dem Mittagszuge flieg ein Fremden deflen Art und Wefen
für die an ihre Alltäglichkeit gewohnten Menfchen etwas Auffälliges -
man könnte beinahe jagen Anfiößiges hatte.

Er trug eine fonderbare Mße aus braunem Leder- einen gleich-
farbigen langen Staubmantel und in der Neäiten eine elegante kleine
Ledertafme. Er ging langfam vom Bahnhof dura) die Straßen- fah aus
großem tiefliegenden Augenf die ins Grünliche fchimmertem in fich
verfunken befiändig zu Boden und fchien gar nicht zu wifien- welches
Ziel er eigentlich hatte,

Neugierige Blicke lugten hinter ihm herr und da und dort wurde
von Frauenhänden ein Fenfler aufgerifien- als ob fräi plößlich in dem
kleinen Flecken die Kunde von der Ankunft des merkwürdigen Fremden
verbreitet hätte.

Das fchien ihn nicht zu kümmern. Er nahm die Muße ab und
wifchte fich mit einem feidenen- fehwarzgeränderten Tuch den Schweiß
von dem glattrafierten Geficht.

Während feines fcheinbar planlofen Gehens war er bis zum
Weichbild der Stadt gekommen und |and auf einmal vor dem Gottes-
aekerf der in tiefer Ruhe und Einfamkeit vor ihm fich breitete. Er zauberte
einen Moment. Dann öffnete er die Tür und fehritt hindurch. Suäien-
den Auges wand er fich durch die engen Reihen der Gräber - fpähte
und fpähte auf den Grabfleinenx die mit verbliehenenі goldenen Lettern
von Liebe und Treue fpraehen - ohne das Rechte zu finden.

Die reines Herzens find Felix HollWer
Er mochte ein Mann zwifrhen 35 und 39 Jahren fein. Das dunklef
an den Schlafen leicht ergraute Haar trug er glatt gefcheitelt. Den
Kopf warf er auf eine eigenartige Weife in den Nacken.
Das Lefen der vielen Infchriften mochte ihn ermüdenz denn er
fuhr mehrere Male mit der fehr fchlanken- fait franenhaften Hand über
die Augen. Endlich ging ein Lächeln der Genugtuung über fein aus-
druclsvolles Geficht,
Er nahm aus der Tafche einen Block und notierte forgfam die In-
fchrift eines armfeligen Grabfieines. Auf dem Hügel wuchs eine
Trauerweidet von der er behutfam ein dünnes Zweiglein abbrach- um
es in feine Brieftafche zu fteclen.
Dann kehrte er langfam wieder in die Stadt zurück, blieb vor dem
„Goldenen Adler" prüfend einen Augenblick ftehen- ehe er eintrat.
Der Hausdiener fragte nach dem Gepäaf und der Fremde reichte-
ihm lächelnd die kleine Reifetafche.
Er atmete beruhigt auf, da er das Gaftzimmer völlig leer fand.
Und über fein Gefecht glitt ein Ausdruck freudigen Staunensi als eine
gute Stimme den Grübelnden in feinem Nachdenken auffiörte- um nach
feinen Wünfchen zu fragen.
Wie ein Madonnenbild - dachte ert während er die fchlanke, fait
noch kindliche Gefialt betrachtetet die ihn mit fcheuenf glänzenden Augen
anfah.
Das fchneeweißet ovale Gefecht war von einer zarten Rote über-
haucht. Und wenn es gemeiniglich im Leben jenen fchmerzhaften Zug
haben mochte, den vereinzelte Menfchen als ein Erkenntnismal irdifchen
Leidens mit auf die Welt bringen7 fo war es in diefer Minute wenig-
fiens von einer fonderbaren Glückfeligkeit übergoffen. Und das Gefühl
einer inneren Freude verlieh ihm etwas Ratfelhaftes und eine fremd-
artiget rührende Anmut.
Sie erfchien dem Galle wie eine jungfräuliche Knofpe, die unver-
fehens aufgebrochen war.
So fah er fie betroffen an und überhörte ihre Fraget die fie leife
lächelnd wiederholte.
Er befiellte fich eine Flafche Wein und bat fie, neben ihm Play zu
nehmen.
Sie gehorchte - wie unter einem höheren Willen - wenn fie auch
ihren Stuhl ein wenig beifeite fäzob- als fürchtete fief läftig oder gar
aufdringlich zu erfcheinen.

Er fiellte. um ins Gefpräih zu kommenf belanglofe Fragen. erkun-
digte fich nach dem Wirt und erfuhrf daß erf um eine Erbfchaft zu
regulieren. mit feiner Frau für ein paar Tage verreifi fei.
Er fragte nach ihrem Alter. Und fie erwiderte. daß fie jufi ihren
18. Geburtstag gefeiert hätte. Darauf meinte er. daß dies eine flolze
Zahl feif und beide fchwiegen fie eine kleine Weile.
„Der Wein macht mir den Kopf fchwer und fchmeckt mir nichtf wenn
ich allein zechen foll. Wollen Sie fich nicht auch ein Glas holen?‟
fragte er in einem halb bittendenf halb lockenden Ton.
Sie fcht'ittelte fcheuf aber befiimmt den Kopf. Da "fand er auf
und durrhinaß das große Zimmerf während fie ihm mit ängftlichen
Blicken folgte.
Er trat wieder an den Tifch und lachte fröhlich. Und diefes Lachen
klang ihr wie Himmelsmufik.
Und ohne daß fie es wehrtef legte er feine Hand auf ihren braunen
Scheitel.
Sie zu>te zufammen.
Da fpurte erf welch eine Macht er über fie hatte. und wurde nach-
denklich.
„Wollen Sie mir fagen. wie Sie heißen?"
,.Agnes." erwiderte fie. und leifer fügte fie hinzu: „Agnes Feufiel."
Er wiederholte „Agnes Feuftel“. als wollte er den Klang der
Worte prüfen.
Sie niekte gleichfam zufiimmend.
„Sie find aber nicht aus diefer Stadt?‟ forfchte er weiter.
„Doch/* entgegnete fie; „Flickfchufier Feufiel in der Marktfiraße
ifi mein Vater."
Dabei fah fie ihn plötzlich erfchreckt an. als für'chtete fie. mit
ihrer Antwort eine Dummheit begangen zu haben.
Er blieb jedoch ernfthaft.
Sie gingen in den Wirtsgartenz willenlos folgte fie ihm -- fihwer
in den Gliedern.
Sie faßen unter dem Akazienbaum und zogen den füße-n Duft ein.
während die Junifonne heiß über ihnen brannte.
Es kam eine Minutef da fühlte der Mann: Ich muß auffiehen.
meine Neifetafche nehmen und davongehen.
Und ohne daß er ein Wort fagtet erriet fie feine Gedankenf wurde
feuerrot und fah ihn voller Furcht und Spannung an.

Es fchüttelte ihn- und ein leichtes Grauen kam über ihn.
Um fie war eine tiefe Ruhe. Nichts regte fiel» die Bäume fianden
groß und ohne Bewegung da - finmme- unberührte Zeugen eines
fremdem harten Sehickfals.
„Ich verlaffe morgen diefe Stadt.“ fagtc cr- „und ich glaube
kaum- daß ich jemals wieder hierher komme." Und gleichfam erklärend
fügte er hinzu: „Ich kam um eines Auftrages willen- der nun er-
ledigt ifi.‟
Sie ließ die Arme fehwer finken und neigte den Kopf.
Er nahm ihre .Handf die fich ängfilich und irrend in der feinen
verlor.
„Zum Teufel auch" fagte er plötzlich und gab fich einen Rue'.
„Kinde wir wollen fröhlich fein. Neben Ihnen fißt einer mit grauen
Haaren an den Schlafen und verfchrecrt Sie. Poß Taufendx was für
Narren find wir. - Vergnügt wollen wir fein."
Und wieder laäfte er mit feiner tiefen Stimme7 die ihr gut tat.
Er küßte fie auf einmal wie ein mutwilliger Junge. Und fie fchlang
mit einer Krafte die niemand ihr zugetraut hatteF die Arme um ihn
und ließ ihn nicht locker.
In der Frühe des nächfien Tages verließ der Fremde das Wirts-
haus „Zum Goldenen Adler".
„Vergeffem“ fagte er7 „und mir niemals böfe fein!"
Sie erwiderte fcheu - und ihre großen Augen weiteren fich und
glänzten tief -: „Wie kann ich Ihnen je böfe fein."
Dann wandte fie fich abe um ihr Zittern zu verbergen. und eilte
davon.
Als er die Treppe hinunterftieg, kam ihm der Hausknecht mit
einem großem fchweren Fremdenbuch entgegengefiürzt.
Er wehrte lächelnd ab. Aber der Hausknecht ruhrte fich nicht
von der Stelle,
Er ging noch einmal in fein Zimmer zurücky fann einen Moment
nach und fchrieb:
„Alexander Oblomoff- Vagant- Berlin.“
Dann nahm er lachend und leiehtfüßig die Stiegen.
Diefes Lachen vernahm Agnes Feufiel noch in ihrer Todesfiunde.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
Zweites Kapitel:
Winter. _ naßkalter- früher Winterx der auf einen regenlofenx
heißen Sommer gefolgt war.
Der Wirt vom „Goldenen Adler" ftand breitfpurig in der niedrigen
Stube vor Flickfchnfter Feufiel- der vor innerem Grimm und Zorn nicht
wußte. wohin er die fiarrenF ftechenden Augen wenden follte.
„Ia- ja.“ fagte der Wirt- „fo ift die Sache und nicht anders. Bei
mir darf fie natürlich keine Stunde länger bleiben. Das habe ich mir
nicht träumen laffen- daß ich fo eine in mein Hans nehmen würde."
Und beinahe drohend fügte er hinzu: „Unter meinem Dache ifi fo etwas
noch nicht paffiert. Zum Ku>u>/' fchloß ert „es war das erfte und
das leßte Mal.“
Der Fliekfchufier fank in feinen Schemel und ließ die Hand wuchtig
auf den kleinen Stuhl fallen- fo daß die Glaskugel bedenklich ins Wanken
kam.
Aber nach einer kurzen Weile erhob er fich und griff mechanifch
nach feiner Muße. die an einem Wandnagel hing.
„Ich folge IhnenF* fagte er dumpf- „und nehme fie gleich mit.‟
Im Wirtshaus „Zum goldenen Adler‟ fiand Agnes Feuftel -
blaß- rnit duräffichtigen- glänzenden Augen - das fefi gefäynürte Ränzel
in der Rechten - zum Gehen bereit.
Als der Vater kam- fehrak fie zufammen. Dann aber richtete fie fich
mühfelig auf. Und mit gequälter Mienef in der eine fiumme Bitte lag-
fah fie dem Fliekfehufier voll in das Gefieht.
Er blickte fie einen Augenbli> in wortlofem Haß an, Sein breiter
Bruftkafien hob und fenkte fich in unregelmäßigen Stöfien. Und vor
ohnmächtiger Wut fand er kein Wort. das feinem Unwillen ftark genug ge-
wefen wäre. Er betrachtete fie nur mit einem unheimlichen. böfen
Lächeln und firich über fein pfeffergraues. glattes Haar.
Dann fchritten fie fiumm nebeneinander.
Sie dünkte esx als ob die Menfchen hinter ihr hertufchelten und fie
mit Hohn und Verachtung maßen.
Als fie in die Werkfiätte traten- war es mit des Meifters Selbft-
beherrfchung zu Ende. Er riß ihr das Ränzel aus der Hand und fehlen-
derte es in den äußerften Winkel.
Dann ging er mit den Fäufien auf fie los.
Sie barg ihr Geficht in die Hände.

Und nun fiieß er fie zu Boden- ohne daß fie Widerfiand leifiete.
„Du Bruh" keuchte er- und weil fie keinen Laut von fich gab- geriet
er in immer heftigere Wut.
Die Tür öffnete fick» und die Frau trat ein. Sie war groß und
knochig- hatte finfiere und verforgte Züge und war durch die Lafi des
Lebens bitter geworden.
„Da haft du die Befeherung/' fagte der Mann und hielt einen
Augenblick inne- während er die Frau mit einem niedertrachtigem fchier
triumphierenden Blicke richtete- den fie im Nu verfiand.
„Du bifi an allem f>7uld/' fehrie er. Und von neuem vergriff er
fich an dem Mädäyen.
„Wer war der Halunke?“ ftieß er hervor.
Sie gab keine Antwort.
„Wirfi du das Maul auftun!‟
Sie hatte die Hände finken lafien. Und nun fahen die beiden in
ein leidvolles Gefiehh über das ein unfeliges„ peinvolles Lächeln glitt.
Es rührte fie nicht.
„Wir-ft du jetzt reden!‟ fchrie der Meifier von neuem.
Sie fchüttelte fiumm den Kopf und ließ demütig und fiörrifch diefe
.Flut gemeiner Worte über fich ausgießen.
Als man fie dann zur Tür hinaus in ihre Bodenkammer fiieß- atmete
fie befreit auf.
Sie horchte eine kleine Weile und vernahm- wie Vater und Mutter
in böfen Worten miteinander rangen.
Endlich fchien es, als ob der Flickfchufier - des Kampfes müde --
wieder zu Pech und Pfriemen fich gewandt hätte.
Sie ging auf den Zehen durch den engen Raumx als fürehtete fie das
Geräufch ihrer eigenen Schritte. Dann warf fie fich mit dem Ober-
körper auf das Strohbett und verharrte fo lange.
Als fie fich endlich an den Rand des Bettes feßter fiarrte fie
trofilos vor fich hin- bis es plötzlich wie eine Erleuchtung über ihr Geficht
zuckte7 in das ein jungmütterlieher- forgenvoller Zug fich gegraben hatte.
Sie öffnete das Bündel- tat etliches herausr fo daß es wefentlich kleiner
wurde- und fchnürte es wieder zu. Dann nahm fie aus einem Strumpf
ein kleines Bentelchen und zählte mit gequälter Miene ihre Barfchaft.
Die Dunkelheit war hereingebrochem und fie horchte auf- als der
Vater dumpfen Schrittes das Haus verließ.
Wie eine junge Kaße fäylich fie lautlos die Stiegen hinab.

Felix Hollaender: Die reines Herzens-find
Als fie draußen in der Finfiernis des Novembers fiand. lachte fie
leife und fchreckhaft auf. Und in großer Haft eilte fie dem Bahnhof zu
- nicht um fich blickend. als fürchtete fie. verfolgt zu werden.
Gott hatte Erbarmen mit ihr. Denn als fie ankam. hieß est daß
der Zug in einer kleinen halben Stunde abgehen wurde.
Sie löfte ein Billett vierter Klaffe und ftieg in den Wagen, der
leer war.
Und in einem Drange. dem fie nicht widerftehen wollte. faltete fie
die Hände und begann laut zu beten:
..Lieber Herr und Heiland! Erhöre mich - laß mich ihn finden!
Ich will nichts von ihm verlangen. Wie eine demütige Magd will ich
vor ihm niederknien und ihn nur fragen. was ich in meiner Not tun
foll. Denn. lieber Herr und Heiland du weißt - ich bin in einer
großen Not."
Bei den leßten Worten wurden ihre Augen feucht, und es fiel ihr
ein. daß fie ihr Gebet auch an die Mutter Gottes richten mt'tfie. weil
diefe ihre Qual noch um ein kleines befier verftehen wurde.
„Heilige Jungfrau.“ flt'tfierte fie. „ich bereue nicht. Ieh will ar-
beiten. bis mir die Finger wund werden. Ich will niemals klagen.
Aber hilf du mir in meinem Elend. daß ich ihn finde!"
Der Pfiff der Lokomotive tönte gellend in ihr Gebet. Und prufiend
feste fich die Mafchine in Bewegung.
Sie trat ans Fenfter und |arrte in das Dunkel. bis die Stadt ihren
Blicken entfchwand. In einer unfagbaren Erfchövfung legte fie fich
nieder und fah fiundenlang. mit weit geöffneten Augen. in die Fin-
fiernis.
„Ganz gewiß werde ich ihn finden.“ fagte fie zu fich. und ein leifes
Lächeln erhellte ihre Züge.
Der Wirt vom „Goldenen Adler“. die Leute in der Stadt, der Vater
und die Mutter mochten über fie frhimpfen. foviel fie wollten - ihre Not
hatte dann ein Ende.
In der Frühe lief der Zug in die große Stadt ein.
Sie fchleppte fich ins Freie und blieb hilflos vor dem Bahnhof
ftehen. fah die vielen Menfchenf die vielen Wagen und hörte einen be-
täubenden Lärm. der ihr wehe tat. Sie wagte kaum über den Damm
zu gehen - aus Furcht, umgeftoßen oder niedergefahren zu werden.
In ihrer Herzensnot wandte fie fich plötzlich an einen alten. einfach
gekleideten Mann. den fie vorfichtig am Rocke zupfte.
ll

Die reines Herzens find Felix Hollgender
Der Alte drehte fich um und erfchrak vor diefem blaffcn. zermarterten Geficht.
Sie ftammelte verlegen die Frage. wie fie es anfangen müßte. u jemanden zu finden. den fie fuchte. -
Der Mann lächelte freundlich und forfchte: ..Wiffen Sie denn. wo er wohnt?“
Sie fenkte jammervoll den Kopf: Nein. das wüßte fie nicht.
..Aber wie er heißt?" fragte jener weiter.
Sie nickte zuverfichtliih.
..Rum dann kommen Sie mal mit.“
Er führte fie in eine Schenkfiube. die an der nachfien Ecke lag. be- |ellte fich einen Schnaps und fragte gutmutig. ob fie nicht auch etwas zu fich nehmen wollte.
„Reim nein.‟ antwortete fie gedrückt. Der fchlecht gelüftete Raum behagte ihr nicht.
Er ließ fich ein großes. dickes Buch kommen. nahm eine Hornbrille aus der Rocktafche und fihlug den Band gewichtig auf.
,.Alfo wie heißt er?“
..Er heißt Alexander Oblomoff.“
„Wie?“ fragte der Mann.
Sie wiederholte: ..Alexander Oblomoff.“
„Komifcher Name.“ meinte er. ,.Na. den werden wir aber bald finden. Ich glaube niäft. daß es viele gibt. die fo heißen.“
Nun blätterte er eifrig in dem dicken Buche. befiändig buihfiabierend*: „O-blo-moff“.
Sie zitterte und hörte das Klopfen ihres Herzens. während fie angfkvoll feinem Tun folgte.
„Wiffen Sie. Fräulein.“ fagte er dann. ..den Namen kann ich nicht finden. Einen Menfchen. der fo heißt. gibt es hier nicht."
Als er aber ihre verfibrte Miene fah. durchfuhr ihn ein Mitleiden.
,.Ra. na.“ meinte er beruhigend. „das will ja noch nichts bedeuten. Es kann ein Zugereif'ter fein. der irgendwo eine Schlaffielle hat und hier nicht verzeichnet fieht.“
Er fah fie prüfend an und fchi'ittelte bedenklich das graue Haupt.
„Wiffen Sie denn. was der Mann ifi?" fragte er.
„Vagant." antwortete fie fchüchtern.
„Vaganti' Vagant - - kenne ich nicht. Das muß wohl ein neu- modifcher Beruf fein.“

Aber auf einmal leuchtete es über fein verwittertes Geficht.
..Die Sache ift fehr einfach." fagte er; ..Sie fahren zum Polizei-
präfidium am Alexanderplatz und gehen ins Einwohnermeldeamt. Da
berappen Sie 25 Pfennige. und in einer Viertelftunde haben Sie die
genaue Adreffe."
Und ganz glücklich über feinen guten Einfall trank er den Schnaps
mit einem Zuge aus und nahm aus der Wefientafche einen Grofchen. den
er geräufchvoll auf die hölzerne Tifchplatte legte.
..Na. kommen Sie nur; ich feße Sie in den Omnibus. Und für
10 Pfennige find Sie an Ort und Stelle."
Sie drückte ihm die Hand und wollte danken.
Aber er wehrte ruhig ab. ..Laffen Sie nur." fagte er. ..Wenn
Ihnen damit geholfen ift. foll's mich freuen. Ich merke fchon. daß Sie
ein armes Luder find. und kann mir denken. wo Sie der Schuh drückt."
Und treuherzig umklammerte er ihre Hand. fo daß fie faft aufge-
fchrien hätte.
Die Fahrt währte endlos.
Viele Treppen mußte fie freigen -- durch weite. kalte Korridore
irren. bis fie endlich in dem richtigen Raum gelandet war.
Sie fchrieb ihr Verlangen mit unficherer Hand - in großen. unge-
fügen Buchfiaben auf einen Zettel. der ihr abgenommen wurde,
Nun wartete fie eine lange. lange Zeit. während ihr das Herz zu
fpringen drohte.
Herr Gott - jetzt wurde ihr Name aufgerufen.
..Lieber Gott. fieh mir bei." flüfierte fie.
„Es gibt keinen Alexander Oblomoff." fagte der Beamte und
fixierte fie einen Moment.
..Vagant.“ feste er hinzu. „das ift ja Mumpitz - verftehen Sie!"
Jeder Blutstropfen wich aus ihrem Geficht. das kalt und weiß wie
Schnee war.
..Es gibt keinen Alexander Öblomoff.“ wiederholte fie mit irren
Augen.
Fremde Menfchen drängten fie zur Seite.
Tat fich der Boden unter ihr auf? Waren ihre Knochen in einer
Mühle zermahlen?
Eine unfagbare Schwäche ging durch ihren Körper. Sie wußte
nicht. wie fie wieder ins Freie gekommen war.

Die reines Herzens find Felix Hollaender
Y
An dem E>pfeiler eines großen Haufes ftand fie da - ein Bild
des Iammers -- und ftierte troftlos vor fich hin.
„Es gibt keinen Alexander Oblomoffl" murmelte fie.
„O don» es gibt ihn - fo wahr mir Gott helfen foll in meiner
leßten Stunde - - -- es gibt ihn."
Und in einem jähen Entfchluß raffte fie fich auf und gefchüttelt
von Angft und Qual eilte fie durch die Straßen und fiarrte jeden
Vorübergehenden mit großen Augen an.
Unter all den Taufenden würde fie ihn finden -- - eine innere
Stimme fagte es ihr - -- und diefen graufamen Menfchen auslachen, der
ihren Herrn dreift und kalt verleugnet hatte.
Die Stunden verrannen.
Sie lief wie geheizt durch die Straßen und fpürte keine Müdigkeit.
Plövlich würde er vor ihr f'tehen und wie das erfte Mal feine Hand
auf ihren Kopf legen.
Und fie wurde fich fefi zufammennehmen müffen. um nicht in lautes
Schluchzen auszubrechen.
Aber nein - fie würde ftart fein . . . kein Laut follte fich ihr
entringen7 der ihn beunruhigen und verfiimmen konnte.
Und immer lief fie weiter durch die große Stadt. die kein Ende hatte
und nirgends aufhören wollte.
Es kam der Mut der Verzweiflung über fie . . . Und die Hoffnung
trieb fie weiter.
Als der Hunger fich meldete. lachte fie troßig.
Es wurde immer fpäter.
Da brach fie am Eingang einer Kirche auf den Fliefen zufammen.
Und herzzerreißend weinte fie in ihrem Kummer.
Muhfelig fchleppte fie fi>1 in das Gotteshaus und kniete vor einem
Betfiuhl nieder.
Dann fühlte fie. wie fie matter wurde. Und ehe fie fich wehren
konnte. war fie eingefchlafen.
Der Duft des Weihrauches hüllte fie ein, Und Gott gab ihr gute
Träume,
Sie hörte die Engel fingen. Die Mutter Gottes beugte fich über
fie und küßte fie fanft.
Das alles legte fich wie [inder Balfam auf ihre arme Seele.
Aber als plötzlich Alexander Oblomoff vor ihr ftand. waren die
Engel und die Mutter Gottes in Finfternis verfunken.

„Ich habe es ia gewußtt" jubelte fie in tiefem Entzüäen.
Sie wollte feine Hand ergreifen und diefe Hand küffen. Er aber
entzog fich ihr und war plöhliäf wieder verfchwunden.
Da wachte fie entfeßt auf- rieb fich gequält die Augen und merkte
er| nach einer langen Weile2 wo fie war.
Sie fchleppte fich aus der Kirche. In ihr Geficht kam ein eigen-
finnigert grüblerifcher Zug.
Es war Abend. Aber in den Straßen war es fo hell, als ob Gott
die Stadt in Licht getaucht hätte. Es war hell wie am Tage. Und mitten
auf den Dämmen hingen weiße Leuchtkugelm von denen all die ftrahlende
Kraft ausftrömte. Und die Wagen rafielten an ihr vorbei -- und Ka-
roffent die fich von felber bewegten- fauften nach allen Richtungen. Und
die Menfchen jagten und drängten vorüber- als wäre jede Sekunde koft-
bar - als hätte keiner auch nur einen Augenblick zu verlieren,
Sie ging in einen Bäckerladen und kaufte fich ein paar Semmeln.
Ihr Herz belebte fich - und wieder begann fie Mut zu faffen.
„Es ift ja gar nicht möglich- daß ich ihn unter den vielen Menfchen
fchon am erften Tage herausfinde. Ich muß nur den Kopf hoch halten
und darf meine Kräfte nicht verlieren. - Vielleicht bin ich auch zu
fchnell gegangenf" fagte fie leifer zu fich.
Und nun begann fief vorfichtiger und langfamer dahin zu fchreiten
_ immer das Ränzel in der Hand - immer die Augen weit geöffnet-
indem fie prüfend und forfchend die Vorübergehenden mufterte.
Sie fpürte plößlich, daß fie nicht weiter konnte und in den Knien
fchwach wurde. Auch begann es ihr vor den Augen feltfam zu flirren.
Dabei hatte fie nichts von den Herrlichkeiten der großen Stadtt die
fie umgabent wahrgenommen. Nur die vielen, vielen Menfchen hatten
ihre hungrigen Blicke verfolgt.
Es war fpät geworden, und fie bekam es mit der Angft. Wo wurde
fie in diefer fremden Stadt heute ihr armes Haupt niederlegen?
Da erinnerte fie fick» daß einmal im „Goldenen Adler" ein armer
Handwerksburfchef dem fie voll Mitleid einen Becher Bier gereicht,
ihr von der „Herberge zur Heimat" gefprochen hatte.
An einer Halteftelle ftanden die elektrifchen Wagen.
„Können Sie mir fagen/ fragte fie einen Schaffner. „wie ich in
die Herberge zur Heimat komme ?"
Und während fie fragtet über-fiel fie ein Grauen. „Herberge zur
Heimat‟. - Wo gab es denn für fie eine Heimat.

Der Schaffner wußte keine Auskunft.
„Aber wenn Sie ein Naehtquartier fuchen.“ fagte er freundlich und mitleidig. ..fo fahren Sie ein Stück mit mir. Ich fage Ihnen unterwegs Befcheid."
Sie nahm in dem Wagen Plaß. der gleich darauf fich in Bewegung feßte. und verfank wieder in ihr Sinnen und Grübeln. bis der Schaffner fie leife anftieß und zu ihr fagte; „Hier müffen Sie ausfieigen. junge Frau. Und gleiih über den Damm ifi ein Chrifiliches Hoff-iz für Frauen. wo Sie gut unterkouunen werden."
Sie tafiete fich zurecht. zog fchüihtern an der Glocke und befand fich bald darauf in einem weiten Raum. in dem viele Frauen faßen. die fie neugierig anfiarrten.
Sie bekam einen großen Teller Suppe. den fie ernft und fchweigend leerte.
Dann bat fie kaum hörbar. ihr das Lager anzuweifen. Sie fügte aber hinzu. daß fie unter allen Umfiänden allein fchlafen müßte.
Daraufhin betrachtete fie die .Hausmutter von oben bis unten. fagte jedoch kein Wort. fondern leuchtete ihr voran,
Nun war fie in ihrer kleinen Kammer. zog mit müden. trofilofen Händen fich die Kleider vom Leibe und legte fich nieder.
Sie fpr'irte aber eine entfetzlirhe Verivorrenheit im Kopfc. und wie Angft und Zweifel fie um den Reft ihres Verfiandes zu bringen drohten.
An den Fingern zählte fie es ab. um mit fich ins Reine zu kommen.
Sie flüfierte -- und dabei flackerte es feltfam in ihren Augen: Gibt es keinen Alexander Oblomoff - - dann gibt es auch keinen Gott. Denn wenn es einen Gott gab. mußte er ihr helfen. Alexander Oblomoff zu finden, - Es gibt auch keinen Vaganten. hatte der Mann oben auf der Polizei erklärt. -- Wenn das fich bewahrheitete. fo war vielleicht alles nur Einbildung. und weder fie erifiierte - noch das Kind. das fie trug?
- Und niemals hatte fie das tiefe Lachen des Alexander Oblomoff ver-nomrnen? Und auch die Herberge zur Heimat war nur eine Erfindung des armen Handwerksburfchen!?
Sie fäirie gequält auf und faßte fich an die Stirn. die brennend heiß war. Dann richtete fie fich gerade in ihrem fihmalen Bette auf und tat ihren armen. wirren Kopf zwifchen die Hände.
Ich kann nicht einmal weinen. dachte fie. Alles ift in mir erfiickt.

Und vielleicht habe ich morgen meine Sinne nicht mehr beifammen. und
fie fperren mich irgendwo ein.
Diefer Gedanke marterte fie.
..Ich will ftark fein.‟ fchrie fie auf. ..Ich will Alexander Oblomoff
nie vergeffen. Und das Kind will ich in feine Arme legen."
Bei diefem Entfchluß wurde ihr mit einem Male weicher ums Herz.
Sie fah den geliebten Mann. und in der Dunkelheit verklärte ein
fchönes Lächeln ihr ernftes. unglückliches Geficht. Iener Junitag mit
allen feinen Einzelheiten kam ihr wieder ins Bewußtfein. Und eine
große Ruhe und ein tiefes Gluck zogen in ihre Seele.
Um keinen Preis der Welt hätte fie diefen Tag aus ihrem Leben
|reichen mögen!
Sie faltete die Händez aber fie betete nicht. fondern fagte nur ganz
leife: ..Alexander Oblomoff - ich werde Sie nie vergefien. Nein - nie-
mals.‟ wiederholte fie gleichfam beteuernd.
Dann fchlief fie ein. wälzte fich in unruhigen Träumen. hin und
wieder irre Worte von fich gebend.
Am nächfien Morgen mußte fie auf einem Meldezettel den Tag
ihrer Geburt. ihren Namen und ihre .Heimat auffchreiben. Sie tat es
mechanifch. nahm ein karges Frühfir'ick zu fich und begab fich wieder auf
die Wanderung.
Und es war genau fo wie am Tage zuvor: daß fie ziellos durch die
Straßen wanderte und wie eine Verzweifelte in den ungeheuren Menfchen-
|rom untertauihte -* ohne Alexander Oblomoff zu finden.
Im Hofpiz fah man fie verdächtig an und wurde mißtrauifch wegen
ihres verfchloffenen Wefens. das fich keiner Frage auftun wollte.
Als der Abend des dritten Tages kam. fagte die Hausmutter bei
ihrer Heimkehr:
..Da drinnen wartet jemand auf Sie."
Bei diefen Worten fühlte fie. wie ihr das Blut fiorkte.
Und eine Sekunde dachte fiee Da drinnen wartet auf dich Alexander
Oblomoff.
Dann aber ließ fie trofilos den Kopf finkenz denn ihre Hoffnung
und ihr Glaube waren dahin.
Mit fchweren Schritten ging fie in den großen Raum. wo die
Frauen zu Abend aßen.
Da faß ihr Vater. der bei ihrem Anblick auf fie zueilte. Es fchien
ihr. als ob er mit feiner fchwieligen Hand fich über die Augen fuhr.

Sie tat keine Frage. Sie wußte. daß. wenn er wieder die Fäufle
gegen fie erhob. fie fich nicht wehren würde. Ia. wie ein letztes
Stoßgebet wurde es fich ihr entringen: Du. Vater. mach ein Ende mit mir.
Der alte Mann aber fchlug fie niäzt. Er nahm fie beim Arm und
ging mit ihr vor die Haustür.
„Wer ift der Mann?" fagtc er. „Ich helfe dir. ihn fuchen."
„Reim" fagte fie. „du kannfi mir nicht helfen. Niemand kann es."
Das waren die einzigen Worte. die zwifchen beiden gewechfelt
wurden. Und bei diefen Worten hatte ihre Stimme einen rauhen Klang.
und ihr Auge war wie erlofchen.
Am nächfien Morgen fuhren fie zurück. Und auch während der
langen Fahrt fprachen fie nicht miteinander.

Drittes Kapitel:

Von nun an wurde fie eine Einfame und Verfchlofiene. Sie hörte
nicht mehr das Gerede und Getufchel hinter ihrem Rücken.
Unten im Keller des Flickfchufiers hatte fie fich eine Wafchküche ge-
richtet. in der fie für den „Goldenen Adler" und Konful Blank wufch.
Und nirgends fühlte fie fich wohler. als in diefem dunklen Kellerloch. wenn
der Dunfi des feifigen Waffers. der fich zu einem Nebel verdichtete. fie
umgab. Sie wähnte fich dann gleichfam von einer Sehnßmauer umgeben.
durch die kein neugieriges Auge zu dringen vermochte. Hier konnte fie
ungeftört ihren Gedanken nachhängen und über ihr Schickfal grübeln.
Um ihre Mnndwinkel bildeten fich ein paar kleine. fcharfe Falten. Und
in ihr Geficht trat ein Zug der Verfunkenheit und ein großer. herber Ernfi
- fo daß ihr die Menfchen nicht nahe zu kommen wagten.
Auch mit den Eltern fpraäi fie faf't nie.
Sie hörte bis in die Wafchküche herunter das Gekreifch der Strei-
tenden.
Der Vater hatte fich in einer Art von Wolluft aus ihrer vermeint-
lichen Schande den täglichen und fiündlichen Gefprächsftoff zurecht-
gezimmert. Und ganz deutlich vernahm fie es. wenn er immer mit den
gleichen Schimpfreden die Mutter traf: Sie fei an allem fchuld; fie hätte
das Frauenzimmer von klein auf verwöhnt und den Hang zur Eitelkeit
und Gefallfucht in ihr großgezogen. Duräi fie allein fei er zum Gefpött

der Stadt geworden. fo daß er niemandem mehr frei ins Auge blicken
könne.
Dann hörte fie. wie die Mutter ihn zu beruhigen verfuchte. und
wie ihre Worte ihn zu neuen Wutausbriichen entfachten.
Es glitt über ihre Miene ein jammervolles Lächeln bei folchen Reden.
Und fchließlich verfuchte fie. darüber hinwegzukommen. indem fie fich
die Ohren verfiopfte. Einmal nur murmelte fie unwillkt'irlich vor fich
hin: ..Er macht fich ein Frefien aus meinem Leid.‟
Das Kind kam zur Welt.
Sie fchrie und ftöhnte nicht. Lautlos ertrng fie die Schmerzen.
Ihre |arke Seele war von einem tiefen Ernft erfüllt.
Die Nachbarn riffen die Mäuler auf. Niemand wollte es glauben.
daß Agnes Feuftel geboren hätte.
Als es vorbei war. winkte fie nur der Mutter. das Zimmer zu ver-
laffen. Die Hebamme mußte ihr den Jungen reichen. Und troß des
Widerf'tandes der weifen Frau richtete fie fich ein wenig auf. drückte
das Kind an fich und fagte glückfelig. während große Tränen ihr über
die Backen rannen: ..Jüngele - Iüngele.“ Und es war ihr. als ob
fie die Fefiglocken leife läuten hörte - fo gut und feierlich wurde ihr
zumute. Denn fie entdeckte. oder meinte es wenigfiens zu entde>en. daß
das Kneiblein dem Vater glich.
Und am dritten Tage - zum Schrecken der Hebamme -- |and fie
auf und ging mit langfamen. ruhigen Schritten zum Gemeindeamt. um
ihren Sohn anzumelden.
..Der Junge foll Alexander Oblomoff heißen.‟ fagte fie mit klarer.
fefier Stimme.
..Alexander - Oblomoff? . . ."
Bei dem zweiten Wort ftußte der Beamte.
Uber ihre Miene glitt ein nervöfes Jucken. Immer. wenn fie diefen
Namen ausfprach -- wo es auch war - fchüttelten die Menfchen die
Köpfe und verleugneten ihn.
Und auch diefer fagte: ..Solch einen Vornamen gibt es nicht."
Sie aber wurde blaß und erwiderte flörrifclp während fie fich mit der
geballten kleinen Rechten auf den Schreibtifch des Gemeindebeamten

ftüßte. als müßte fie irgendwo einen Halt finden: ..Lieber Mann. ich
bitte den Namen einzutragen.“
Und beinahe feierlich fügte fie hinzu: ..Gott foll mich ftrafen. wenn
es diefen Namen nicht gibt."
Das brachte fie mit folch einem wuchtigen Ernfie hervor. daß der
Gemeindebeamte fchwankend wurde. Und als er in ihr blafies Geficht
fah. von deffen weißer Stirn es tropfte - als hinge von feiner Ent-
fcheidung ihr Leben ab - feste er fich hin und fchrieb: Alexander - mit
Beinamen Oblomoff.
So glaubte er in feiner Beamtenweisheit einen guten Ausweg ge-
funden zu haben. '
Erhobenen Hauptes verließ fie das Gemeindeamt. In der Wiege
lag ihr Sohn.
Sie beugte fiäj tief zu ihm hinab. und wieder flüfterte fie: ..Jüngele
- Jüngele."
Der Flickfchufter hatte mit grimmigem Hohn zum Wirt vom ..Gol-
denen Adler" gefagt. als er das Kind gefehen. fei es ihm vorgekommen
wie eine fchwarze Ratte.
Und nun fprarh er beftändig nur von dem Wechfelbalg und quälte
feine Frau mehr denn je. die infolgedefien ihren ganzen Zorn und ihren
Haß ebenfalls auf den Knaben übertrug.
*Agnes Feuftel aber wufch wieder für Konful Blank und den ..Gol-
denen Adler". Oder fie fuhr - was ihr von nun an die liebere Be-
fchäftigung war _ mit dem heißen Eifen über die trockene Wäfche.
Dann fiand die Wiege des Kindes neben ihr. und fein Anblick fchuf ihrTroft.
In diefer Atmofphäre wuchs der Kleine auf. Kein gutes Wort. kein
guter Blick von feiten der alten Leute wurde ihm zuteil.
Er hing fich mit den Händchen an den Rock der Mutter und fchrie
kläglich. wenn fie ihn allein lafien mußte. Und auf allen vieren tafiete
er fich in die Wafchküche herunter - fo daß fie maßlos erfchrak -* und
ruhte nicht eher. bis fie ihn dort duldete.
Am Sonntag vormittag fuhr fie ihn durch die engen Straßen
der Stadt ins Freie.
Was war aus diefer jungen Perfon geworden. deren herbes Geficht
nur von einem Lächeln erhellt wurde. wenn fie das Kind anfahl
Sie warf den Kopf zurück und fuhr ihn mit Stolz durch die Gaffen.
bis fie auf die einfamen Wege kam. die fie liebte.

Und immer dachte fie in einer reinen Freude an den Vater. Und
immer hoffte fie in der Tiefe ihres Herzens. daß er doch eines Tages
wiederkäme. und fie den Jungen in die Höhe heben und zu ihm fprechen
würde: Diefes ift dein Sohn. den ich dir geboren habe,
Die jungen Männer blickten ihr begehrlich nach. Sie aber kräufelte
hochmütig die Lippen und tat. als merkte fie es nicht.
Ihr fchwellte das Herz. wenn fie fah. wie der Knabe dem Vater
immer ähnlicher wurde. Aber er fäfien ihr von klein auf einen Blick zu
haben. der fchmerzhaft die Menfchen und Dinge diefer Welt betrachtete.
Der Flickfchufier wurde kenntlich. klagte über fteife Glieder und
murmelte Verwünfchungen und Flüche. daß er auf feine alten Tage über-
flüffige Mäuler ftopfen müßte. Daß die junge Frau für zwei arbeitete.
fich und das Kind redlich ernährte. fah er nicht -- oder er wollte es nicht
fehen.
Sobald der Junge in feine Nähe kam. ftieß er nach ihm. als wollte
er fich giftiges Gewürm vom Leibe halten.
Und auch die Schuftersfrau ließ das Kind nicht an fich heran. Sie
fürchtete. durch die Berührung mit ihm unrein zu werden.
Den Jungen fröftelte es. fobald er die alten Leute nur fah.
Er wurde älter. bekam blaufchwarzes .Haar und graue. ins Grünliche
fchimmernde Augen. die tief in den Höhlen lagen. einen merkwürdig langen
Hals und eine auffallend hohe Stirn. auf die die Haarfträhnen trosig
herunterfielen.
Zum heimlichen Entzücken der Mutter warf er fchon in den erften
Knabenjahren den Kopf zurück wie der Vater. den fie nur einen Tag
gekannt. deffen Bild fie aber in ihrer Seele aufgenommen hatte. wie
ein unverlierbares Gut. fo daß fie jede feiner Bewegungen - jede Linie.
jeden Zug feines Gefichtes aus dem Gedächtnis hätte zeichnen können.
wäre ihr diefe Gabe von Gott verliehen worden.
Die Frau blühte trotz ihrer Rot und Arbeit. Ihr Körper blieb
fchlank und fehnig. Ihr Geficht freilich verlor nie mehr den Ausdru>
der Schwermut. Es hatte von feiner Fülle eingebüßt. und die Wangen
fchienen ein wenig nach innen gefallen zu fein. fo daß ihre traurigen
Augen noch größer erfchienen.
Aber die Männer meinten. daß ihr dies noch einen befonderen Reiz
gab. Die Frauen rümpften über fie die Nafen. Und eine in der
Stadt gab ihr den Spottnamen ..Die heilige Agnes".
Diefe Bezeichnung blieb an ihr haften, Und was zuerfi zu ihrem

ZW reines Herzens find Fetlix Hollaendcr
Hohne gefagt war. fchien vielen zuleßt in einer bündigen Formel ihr Wefen auszudrücken.
Sie felbft kümmerte fich nach wie vor nicht um das
Gerede der Mcnfchen. Für das Kind arbeiten und ihre verzehrende Sehnfucht wie ein fiilles Feuer hüten. das nie verlöfchen durfte - diefcs war der Kern ihres ganzen Dafeins.
Als der Junge fechs Jahre alt geworden war. brachte fie ihn in die Schule.
Und nun begann für fie und das Kind eine Zeit unfagbaren Leidens.
Viertes Kapitel:
Der Junger der an die Einfamkeit mit ihr gewöhnt war. konnte fich nicht in die neue Gemeinfchaft hineinfinden.
Er betrachtete mißtrauifch feine Umgebung und litt unter dem Zwang der Arbeit und der Ordnung. Kam er nach Haufe, fo warf er voll Widerwillen fein kleines Ränzel ihr vor die Füße und fah fie verwundet und verbittert an. Und wenn fie ihn fragte: „Was haft du. Leri?" fo wandte er fich zur Seite, Und wenn fie ihn an fich zog und leife fprach: „Jüngelet fag" mins doch." fo fchüttelte er heftig den Kopf,
Der Lehrer wußte nichts mit ihm anzufangen.
Er faß teilnahmlos unter den andern Knaben und träumte vor fich hin. Wenn fein Name aufgerufen wurde. erfchrak er wohl. ftellte fich jedoch in Pofitur und betrachtete finfter und beinahe fpöttifch überlegen den Lehrer.
Er fchien ausdrücken zu wollen: Ich laffe mich auf gar nichts ein.
Ich nehme den Kampf mit euch allen auf.
Wurde er dann beftraftf fo löfte das nur einen noch ftärkeren Troß in ihm aus. Er mühte fich. feinen Willen gegen diefe Weltf in der er elend wurde- zu behaupten. Er lief um die Schule herum und verfuchte auf diefe Weife dem läftigen Zwang fich zu entziehen.
Der Lehrer fchrieb es nach Haufe.
Flickfchufier Feuftel fprang von feinem Scheme(auf und packte den Jungen. Er legte ihn quer über das Bein. daß er fich nicht zu rühren vermochte. Und der Riemen faufte über des Knaben Rücken,
Die Großmutter fiand am Ofen und fchürte.

Der Junge wollte nicht fchreienz die Mutter. die unten wufch. follte
nichts hören. und dem Großvater gbnnte er nicht die Genugtuung.
Diefer fiumme. lantlofe Widerftand reizte den Meifter bis zur
äußerften Wut. Er ließ den Riemen fallen und fchlug mit den Fünften
auf das Kind ein,
Der Junge ftieß jetzt einen langgezogenen Schrei aus. der gellend
bis in die Wafchküche drang.
Agnes Feuftel horchte einen Moment auf.
Dann ließ fie die Arbeit fahren und eilte mit ein paar Süßen in
die Werkfiatt. deren Tür fie weit aufriß. -
Der Junge hatte fich aus den Händen feines Peinigers befreit und
ging zitternd auf fie zu. um fich eng an fie zu fchmiegen.
Sie hatte die Arme leicht verfchränkt. Ihre Brufi ging heftig auf
und nieder. und ihre Augen brannten.
Sie öffnete den Mund. Dann aber fchloß fie die Lippen fei't. Und
während fie Vater und Mutter mit einem großen Blick maß. fagte fie
mit trockener Stimme: ..Komm. Jüngele.“
Und langfam ging fie niit ihm in die Wafchküche. Sie feßte ihn
auf eine kleine Holzbank ohne Lehne. auf der ausgewnndene Wäfche ge-
legen hatte. und kniete vor ihm nieder.
Kein Wort des Vorwurfs kam aus ihrem Munde. Sie fireichelte
feine Backen. fireichelte feine Händchen und fah ihn mit liebenden Blicken
an. Und unter ihren weichen Berührungen fchmolz des Kindes Härte.
Er fagte plötzlich: ..Nimm mich aus der Schule. Mutter.“
Sie blickte traurig zu ihm auf.
..Jüngele. es geht nicht. Jeder Menfch muß etwas lernen."
Da fah fie der Knabe mißtrauifch an und wandte fich von ihr ab.
Niemand -* dachte er _ hilft mir. Und auch gegen die Mutter
wurde er von Zorn erfüllt. Sie fühlte es ganz deutlich. und ihr Geficht
wurde unruhig.
..Let-i." fagte fie. ..fo fei doch vernünftig und glaube mir.‟
„Ich will nichts lernen." antwortete er. Und ruhig und mit zäher
Entfchloffenheit wiederholte er: ..Nimm mich aus der Schule."
Da fing fie plötzlich zu weinen an - ganz leife in fich hinein.
fchluchzend _ als müßte fie die Tränen verfchlucken.
Diefe Tränen brannten in des Kindes Seele.
Zum erfien Male fah er die Mutterweinen. Immer war fie ernft
im Beifammenfein mit anderen Menfchen. Aber ihm hatte fie fiets ein

Gefiiht gezeigt voll Hingebung und Güte. Und nun weinte fie - gar nicht laut. aber doch fo. daß er empfand. wie weh es ihr tat.
Er legte fein fchmales Händchen plößlich auf ihren Scheitel. Und ihre Tränen waren fofort verfiegt.
Eine flammende Nöte goß fich über ihr verhärmtes Antlitz: . . . Was ging ihr durch den Kopf l . . .
„Ich wil(in die Schule gehen. und ich will lernen." fagte Alexander.
Und er richtete feinen fehnigen Körper wie in einem großem heiligen Entfchluffe auf.
Sie gab ihm zum Danke die Hand wie einem erwachfenen Mann.
Sein Knabenherz erfüllte das mit Stolz.
Und dann betrachtete fie ihn forfaiend und aufmerkfam: Seinen fchlankem feinen Hals. den er vom Vater hatte. die große. fchmale Nafe. deren Flügel leife zu beben fchienen. den troßigen Mund. defien kirfchene Lippen er fo feft und hart zu fäfließen vermochte. die tiefliegenden grünen Augen - und das fchwarze. funkelnde Haar. das er fcheitellos und glatt zurückgekämmt trug. wie fehr es fich dagegen auch fträubte.
Sie nahm feine Hände mit den langem dünnen Fingern zwifchen die ihrigen - und fo faßen fie noch lange in tiefem Schweigen.
Der Dunft der Wafchküche hüllte fie ein. und der firenge Geruch der Seife flieg dem Knaben zu Kopf. ohne ihm wehe zu tun. Dann aber kam über ihn eine tiefe Müdigkeit.
Und Agnes Feufiel nahm ihren verpri'igelten Jungen wie eine füße Bürde und trug ihn hinauf.

Fünftes Kapitel:

Acht Tage. bevor Konful Blank ganz unerwartet fiarb. hatte Agnes Feuftel ihren Jungen. der fie feit einiger Zeit begleitete - wenn fie troß der hohen Kiepe auf dem Rücken gerade und aufrecht fchreitend ihre Wäfche bei den Kunden ablieferte - zu dem alten Herrn mitgenommen.
„Wie heißt du denn?“ hatte Konful Blank das Bitblein gefragt.
„Alexander Feufiel.‟
„Hm" machte Konful Blank. „guter Name. Und was willfi du werden. Alexander?“
Der Junge befann fich keinen Augenblick.
„Ein Oblomoff.“ fagte er kurz und beftimmt.

„Ein Oblomoff?‟ wiederholte der Konful. „Was ifi denn das?"
Alerander fagte ernfihaft: „Ein Oblomoff ift ein Oblomoff."
Der Konful fah Agnes Feufiel fragend an - und deren Geficht
tötete fich.
„Werde ein Oblomoff wie dein Vater." hatte fie ihm einmal gefagt.
„und ich will fröhlich fein."
Diefes Wort hatte fich im Schädel des Kindes fefigefeßtz - weil es
ihm keinen feften Begriff. fondern eine rätfelhafte. geheimnisvolle Vor-
ftellung gab. liebte er es.
,.Hi. hi." machte Konful Blank und fiipfte den Kleinen an der
Nafe. „Das muß etwas fehr Feines fein. etwas fehr Apartes. Weiß
der Herrgott. ich wäre auch am liebften fo etwas geworden."
Und dann fchüttelte er fich vor Lachen und raunfie gutmütig: „Ia.
werde du nur ein Oblomoff. mein Junge.“
Er nahm eine feidene Bbrfe. die mit kleinen blauen Perlen befiickt
war. aus der Tafche und drückte Alexander einen Taler in die Hand.
Alexanders Züge färbten fich vor Scham.
Er warf den Nacken zurück. Dann fchirttelte er den Kopf und
gab dem Konful fiumm das Geldfiück wieder.
Ein Taler war ein Taler."*und Agnes Fenfiel wußte. wie fauer fie
ihn verdiente. Aber daß ihr Junge ihn verfchmäht hatte. war ihr eine
Freude. die fie fich nicht hätte abkaufen laffen . . .
Und nun war Konful Blank - ihr befter Kunde - in die Grube
gefahren.
Denn Konful Blank war wohl in der Stadt der einzige Herr ge-
wefen. der täglich einen reinen Kragen und täglich faubere Wäfche
anzog.
Im ftillen mufterte fie mit verächtlichen Blicken die Bürger diefes
kleinen Ortes. die eine Woche und darüber den Kragen nicht vom Halfe
ließen - und dann wurde er gar noch zu .Haufe gewafchen und ihr nur
zum Plätten gebracht. *
Konful Blanks Tod war für fie doch ein Schlag.
Der Junge fchoß in die Höhe. und die Anfprüche wurden immer
größer. Und manchmal war es ihr. als ob fie in den Knochen eine leife
Müdigkeit fpürte. Und des Nachts. wenn fie in den Kiffen lag. frbftelte
es fie - fo daß fie in der letzten Zeit die Strümpfe nicht mehr aus-
ziehen mochte.
Was war ihr nur!? Ihr Herz tat fo weh. Sie fühlte. wie fie

es fich langfam abaß - in ganz kleinen Bifien. Und zu niemandem
konnte fie fprechen. Alles mußte fie in fich hineinwurgen,
Es war fo trofilos. wie die Tage dahinfchlichen.
Einige Male hatte fie es im fiillen erwogen. ob fie nicht von neuem
die Reife in die große Stadt unternehmen und „ihn“ fuchen follte.
Dann aber hatte fie verfchämt Wünfche und Sehnfucht unterdrückt.
Würde fie ihm gegenüberfiehen - das wußte fie: kein Wort
käme aus ihrem Munde. Ihr würde dann zumute fein. als wenn fie
fich an ihm vergangen hätte und durch ihren Anblick ihn peinigte.
Aber jener Tag im Juni blieb doch die einzige fchöne Erinnerung.
die in ihrem Gedächtnis blühte - ohne je zu verbluhen.
Der Vater kränkelte und knurrte. Er konnte kaum noch den Kunden
gerecht werden; denn die milrben Finger wollten zu keiner Arbeit mehr
taugen - und junge Flickfchufter gab es mehr als genug in der Stadt.
die ihm die letzten Biffen wegfäjnappten. wenn er nicht pünktlich war.
Und an alledem war diefe verdammte. kleine Befiie von einem Jungen
fchuld. auf den die Großeltern das ganze Unglück zurückführten.
Denn wäre das Mädel anftcindig unter die Haube gekommen. fo
hätten fie jeßt ihr behagliches Altenteil und könnten von den Sorgen
des Lebens ausruhen.
Wo der Alte ihm einen Puff und Stoß verfeßen konnte. gefchah es.
Und der Junge mied ihn mit einem Haß. der von Tag zu Tag wuchs.
Eines Tages kam er verftört aus der Schule und lief fchnurfiraks
in die Wafchküche.
..Mutter.“ fchrie er mit einer Stimme. die ihr ins Herz fchnitt und
nach dem erfien Worte verfagte. ..Mutter." raffte er fich gewaltfam
von neuem auf. ..in der Schule fagen fie. ich hätte keinen Vater gehabt."
Sie war ftarr und fafiungslos vor Schrecken. Sie wollte etwas
erwidern. fand aber nicht das rechte Wort.
Ein verfchüehtertes Lächeln gab ihren Zügen etwas unfagbar Hilf-
lofes und Verängftetes.
Der Junge blickte fie mit großen. brennenden Augen an. als ging es
um feine Seligkeit.
..Dein Vater ift der befte Mann. und eines Tages kommt er. und
du wirft die Augen vor Freude aufreißen.“
„Wann kommt er. Mutter?"
..Ich weiß es nicht. Alexander."
..Und wo ift er jetzt. Mutter?“

..Auch das kann ich dir nicht fagen. Junge." _
Da wurde fein Körper fchlaff. und feine Augen erlofäien. Er lief
von der Mutter weg und ließ fich fiundenlang nicht fehen.
Dann kehrte er mit einem Entfchluffe zurück.
„Mutter. fage mir. was hat es mit dem Vater? Die Jungen haben
mich ausgehöhnt. und ich habe mit den Fäuften um mich gefchlagen und
ihnen geantwortet: ich werde ihnen morgen fchon Befcheid geben, Was
foll ich ihnen fagen. Mutter?"
„Nichts." entgegnete fie leife. ..Ein Menfch muß fchweigen und
die Zähne aufeinander beißen können. wie ich es getan habe. feit du auf
diefer Welt bift."
Sie fagte es bebend. und ihr weißes Geficht leuchtete.
Dem Alerander wurde es dunkel vor den Augen. Er empfand deut-
lich. daß er bei der Mutter die wundefie Stelle getroffen hatte. Die
Mutter tat ihm leid. Aber fein verleßter Knabenftolz bäumte fich auf.
Es gab alfo etwas Dunkeles und Verworrenes und Schimpfliches
in feinem Leben. Und die Jungen hatten ein Recht. mit den Fingern
auf ihn zu weifen?!
Warum hellte die Mutter diefes Dunkel nicht auf. das ihm Qualen
iätuf?
Es war das erfte Mal. daß er fie nicht begriff und in Bitterkeit
fich gegen fie auflehnte.
Damit hing es alfo zufammen. daß der Großvater und die Groß-
mutter ihn und fie peinigten und marterten. ohne daß die Mutter auf
die alten böfen Leute losgehen durfte.
Er mußte es herausbekommen . . .
Ia. wenn Konful Blank noch lebte - zu dem hätte er Vertrauen
gehabt. Den hätte er fragen können. Aber Konful Blank war tot. und
keinen Menfchen gab es. der ihm helfen konnte.
Als die Jungen ihn am andern Morgen wieder aufzuziehen be-
gannen. ftürzte er fich wie ein gereiztes Tier auf feine Peiniger.
„Wie heißt denn dein Vater?‟ hatten fie ihn höhnend gefragt.
„Das geht euch gar nichts an!“ fchrie er gequält. „Ich heiße
Feuftel. und ihr follt meine Fauft fpiiren."
Er fchlug mit geballten Handen um fich. daß fie auseinanderfioben.
Aber fein Opfer ließ er nicht locker. Er hatte einen der Jungen auf
den Erdboden geworfen. das rechte Bein auf feine Brufi geftemmt.
während er ihm die Hände wie in einem Schraubfiock fefihielt.

Aus feinen Augen fchlugen Flammen. und die Nafenflügel. die fich
weit zu öffnen fchienen. bebten.
Eine kleine Weile betrachtete er ihn. Dann kam ihm ein Einfall.
Sein Geficht verdüfierte fich.
Er griff mit einer rafchen Bewegung in feine Tafche und holte ein
Meffer hervor.
,.Siehfi du." fagte er ganz leife - und das Grünliche feiner
Pupille flackerte beängfiigend - „jetzt werde ich dir die Gurgel ab-
fchneiden."
Der Junge fah ihn in Todespein an und achzte.
Alexander fiel das Meffer aus der fchlaffen Hand.
Er beugte fich über ihn und rannte ihm ins Ohr: ..Jetzt weißt du.
wie einem Menfchen zumute ifi. dem man wehe tut - du Schubiak du!‟
Und mit einem verächtlichen Stoß gab er ihn frei.
Der Knabe erhob fich mühfam. Er blutete - fchien wie betäubt
und rührte fich nicht vom Flecke.
Und rings herum fianden die anderen in lautlofem Schweigen.
als wenn fie Zeugen eines furchtbaren Vorganges gewefen wären. der
ihnen das Blut zum Stecken gebraäft hatte.
Jn diefem Augenblick erfchien der Lehrer. der mit Befremden rings-
herum verfiörte Gefichter fah und das rinnende Blut auf dem Geficht des
einen Knaben. der noch immer wie gelähmt daftand.
Der Lehrer verlangte Remenfchaft. Aber die Knaben fenkten die
Köpfe. Die Furcht vor Alexander fchnürte ihnen die Kehle zu. Wer
bürgte dafür. daß ihnen nicht am nächfien Tage das Gleiche widerfuhrl
Da trat Agnes Feuftels Junge dicht vor den Lehrer.
..Ich habe ihn gefiraft.‟ fagte er mit harter. metallener Stimme.
„Was hat er dir getan?" fragte der Lehrer.
Alexander fchüttelte den Kopf.
..Ich will es hier nicht fagen.“ entgegnete er.
Der Lehrer begann den Unterricht. Am Schluffe der Stunde fchickte
er alle Knaben in den Hof. Nur Alexander hielt er zurück.
,.So. nun fprich." fagte er ruhig.
Eine Blutwelle fiieg ihm bis zu den Haarwurzeln. ..Ich kann
nicht." ächzte er. „ich kann nicht darüber reden."
Der Lehrer fagte: ..Du haft einen Kameraden blutig gefchlagen.
Es ifi deine Pflicht. jeßt Rede zu fiehen. Nur ein Feigling entzieht
fiäf der Verantwortung.‟

Alexander richtete fich auf.
Die Worte enn-augen fich ihm mühfam und fchwer.
..Er hat mir vorgefchmiffem" entgegnete er dumpf. „daß ich keinen
Vater hätte." und halb fiöhnend fügte er hinzu: „Ich habe auch keinen
Vater. Aber niemand foll es mir . .
Er brach mitten im Sahe ab und blickte fiarr zu Boden. Sein
fchmales Geficht war weiß wie Linnen. und die fchwarzblauen Haare
fielen ihm wirr über die Stirn.
Der Lehrer nahm ihn bei der Hand.
„Jedes Kind hat einen Vater. Der deine hat die Mutter ver-
laffen und dich. bevor du noch auf die Welt kamft. Alexander. Nun
mußt du dich doppelt zufammennehmen und ein braver Kerl werden. der
feiner Mutter das fchwere Leben tragen hilft."
Der Lehrer wartete auf irgend eine Außerung des Jungen.
Aber Alexander fchwieg beharrlich. und ein finfterer Zug grub fich
in fein Knabengeficht. Der Lehrer fuhr ftreichelnd und glättend über
des Jungen weiße Stirn.
..Warum hat er meine Mutter verlaffen?“ fragte Alexander
endlich.
„Junge." fagte der Lehrer. von einem tiefen Mitleiden ergriffen.
„darauf weiß ich dir keine Antwort. Du mußt alter und reifer werden;
dann wirft du alles verfiehen und erkennen."
Er fah an dem jammervollen Blicke. daß dem Knaben mit feiner
Auskunft wenig gedient war. Und er fühlte in fich den Drang und die
Verpflichtung. no>) irgend etwas zur Klärung diefer verwirrten Kindes-
feele beizutragen.
..Sieh einmal.“ fagte er halb dozierend. ..Erkenntnis bringt Freude
und Schmerz. Und Gott hat gewußt. warum er die Menfihen lange . . .
Ia." wie foll ich dir das nur auseinanderfeßem" unterbrach er fich. „Näm-
lich." fügte er hinzu. ..ein Kind fol(eben nicht vor der Zeit Fragen ftellen
und nach Erkenntnis dürften. Denn die Erkenntnis vertreibt aus dem
Paradiefe. Das haft du doch in den erfien Religionsftunden fchon gelernt.
Du weißt. warum Adam und Eva aus dem Paradiefe flüchten mußten.
Erkenntnis ift Freude und Schmerz zugleich. Merke dir das. Für beides
muß man reifen und wachfen, - Und nun forfäfe und frage nicht
weiter.“
Ihm felbft wurde während feiner langen Rede unbehaglich. Er
fpürte deutlich. wie wenig hier mit Reden geholfen war.

„Werde ein braver Kerl; darauf läuft alles hinaus.“
Er griff nach feinem Hut und ließ den Jungen allein im Klaffen-
zimmer.
Alexander ging es wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Er hatte
fo gut wie nichts von des Lehrers Worten verftanden.
„Das find Dummheiten.‟ fagte er ganz verbiffen zu fich. „Aber ich
muß hinter alles das kommen. for-.ft - - fonft - -"
Inmitten feines Gedankenganges hielt er inne; es graute ihm. den
letzten Schluß zu ziehen. Denn vor ihm tat fich eine Dunkelheit auf. die
ohne Troft war.
Zwifchen den Mitfchülern und ihm gab es von nun an keine Ge-
meinfchaft mehr.
Keiner der Jungen wagte ihm ein Leids zu tun . . . Aber fie
mieden ihn alle und gingen im großen Bogen um ihn herum.
Auch der Lehrer verfuehte vergeblich. diefe Kindesfeele zu öffnen. die
fich bei jeder Berührung noch fefter zufammenzog und in fiummem Weh
die Bürde ihres Dafeins trug.
So wuchs das Finftere und Verfibrte feines Wefens wie ein fchlimmes
Gefchwür. Die Mutter betrachtete er halb mißtrauifch. halb neugierig.
und dann wieder voll Schmerzes. Er zürnte ihr. weil fie die Lafi nicht
von ihm nahm und das Geheimnis des Lebens ihm verbarg.
Und er hätte doch vor ihr niederknien und ihr die Hände küfien
mögen. weil fie fo ftolz und lautlos das Unglück trug - fich weder gegen
die Großeltern auflehnte. noch gegen die übrige Welt. die ihm voll Bos-
heit und Niedertracht erfchien.
Des Abends lag er lange in feinen Kiffen. bevor er einzufchlafen
vermochte. Aber eines Nachts richtete er fich in feinem Bette auf und
fagte mit vernehmlicher Stimme: „Von nun an mag im nicht mehr zu
dir beten. weil du gegen mich und meine Mutter. die dir niäzts getan.
fo fchlecht gewefen bifi."
Und in diefer Stunde befchloß er. ein bbfer Menfch zu werden.

Sechftes Kapitel:

Er wußte jetzt eins: Er war in den Augen der Welt ein unehrlicher
Iunge. der mit einem Makel behaftet zur Welt gekommen war. Worin
befiand fein Makel? Was hatte er verbrochen? Weshalb durften ihn

die Menfchen mit fcheeler Miene anfehen? Was hatte feine Mutter
verfchuldet. daß fie wie ein Tier unter der Laft der Arbeit zufammenzn-
brechen drohte und nie und nirgends ein gutes Wort hörte?
Wenn die Mutter fchlief. taftete fi>f diefer arme Iunge im Dunkel der
Nacht zu ihrem Bett und fah mit gefalteten Händen in ihr blaffes. müdes
Geficht. in das Harm und Elend vor der Zeit kleine. bittere Fältchen
eingezeichnet hatten.
Der Junge betrachtete fie lange und murmelte unverf'tändliche Laute
vor fich hin.
Er beugte fich tief über fie und küßte fie fanft.
Da erwachte die Mutter und lächelte in Seligkeit.
Und im Dunkel der Nacht meinte er wahrzunehmen. wie fie plötzlich
wieder zu blühen begann. Und er erinnerte fich. daß der Lehrer einmal
erzählt hatte. es gäbe Blumen. die in der Nacht ihren Kelch öffneten.
Solch eine Blume war wohl feine arme Mutter. Und je leidenfchaft-
licher fich feine Liebe für fie fieigerte - denn er fühlte dunkel in feinem
Innern. daß fie von befonderer Art war. weil fie alle Wünfche nieder-
zwang und fo lautlos und ftill mit dem Leben fertig wurde - um fo
öfter fiellte er die Frage: Wer if't fchuldig an ihr und mir? . .
Und dann gab er fich die Antwort: Ein wildfremder Menfch. der
mein Vater ift und fich auf und davon gemacht hat.
Wie konnte diefes alles fich ereignen? Wie konnte Gott "tumm zu-
fehen. daß ein armer Iunge wie er in die Welt kam. um von jedermann
gepufft und gefioßen zu werden und nirgends einen Halt zu finden.
Er fchämte fich.
An fich und immer nur an fich dachte er. während doch das bei weitem
fchwerere Teil von beiden die Mutter trug.
Warum war er nicht |ark und groß. um mit einem Fußtritt die
Tür der Wafchküche ein für allemal zuzuwerfen und die Mutter auf
Händen zu tragen - dahin. wo es gut und fchön war!
Wo aber war es in der Welt gut und fchön? . . .
Was konnte er tun. um aus all diefem Wirrfal fich herauszu-
finden? - - _
Wie eine Erleuchtung kam es über ihn. die von feinem Wefen
Befiß nahm und ihn nicht mehr locker ließ.
..Mutter." fagte er eines Tages. ..jetzt weiß ich. was ich zu tun
habe. Ich muß den Menfchen finden und ihn - - -"

Er hielt einen Moment inne und fah Agnes Feufiel mit weit offenen
Augen an.
Dann fügte er mit graufamer Langfamkeit hinzu - jede Silbe be-
tonend - ..und ihn ermordenl"
Die Frau fchrie wie gefoltert auf und ftieß den Jungen mit folcher
Gewalt von fich. daß er an einen Pfeiler der Wafchküche gefchleudert
wurde und aus der Stirn blutete.
Da nahm fie ihn erfchreckt in die Arme und legte ihren Kopf an fein
Geficht.
Und herzzerreißend - wie wenn fie vor einem gewaltigen Herrn
ftünde und um Gnade und Gerechtigkeit bäte - fagte fie flehend:
..Jüngele. Jüngele. fprich nie mehr fo etwas aus!"
Vor diefem Jammer der Mutter verfchloß fiäj fein kleiner Mund.
Niemals würde er fürder mit ihr davon reden. Er würde es
ganz allein mit fich herumtragen und nicht einen Menfchen in fein Herz
blicken laffen.
Aber kein Menfch auf Gottes Erde _ auch die Mutter nicht -
follte ihn von feinem Vorhaben zurückhalten.
Tag und Nacht träumte er davon.
Fortfeßung im Februarheft.

Richard M. Meyer:

Gerhart Hauptmann-5 Entwickelung.*)

Unter den vielen Vorwürfen. mit denen eine ungern anerkennende. aber fehr gern tadelnde Kritik unfere neueren Dichter zu treffen liebt. ift einer. dem man leider viel Berechtigung nicht abfprechen kann: fie befäßen keine Entwi>elung.

In der Tat ift es eine nur zu häufige Erfcheinung. daß einem viel-verfprechenden Erftlingswerk entweder nur matte Selbf'tnachahmungen folgen. oder doch felbft im befiern Fall nur Werke. die den Verfaffer im unveränderten Befiß feiner Gaben und Künfte zeigen. Und fogar wo eine höhere Stufe erreicht wird - wie oft zeigt fich da felbft bei folchen Talenten wie Elara Viebig und Ricarda Huch ein unficheres Schwanken dem Ziele zu! Nur wenige fchreiten ernft und ruhig zu immer vollerer Entfaltung ihrer Kräfte. wie der prächtige Schweizer E r n ft Z a h n und wie - nach meinem Urteil wenigftens - der von Lobern und Tadlern fo viel verkannte G u ftav Fr e n f f e n l Niemandem aber ift jener Vorwurf mit größerer Heftigkeit gemacht worden. als dem berühmtefien Dichter der ..jungen Generation" - die freilich heute fchon längft nicht mehr die jüngfte Dichtergeneration ift! Große Ideen. ernftes Wollen. glückliche Griffe ftreiten heute auch die verbiffenften Gegner G e r h a rt Ö a u p t m a n n nicht mehr ab; aber auch unter feinen Freunden haben viele an feiner Entwickelungsfähigkeit längfi zu zweifeln angefangen. Und doch ift ja gerade fie die ficherfte Probe auf die Bedeutung eines Künf'tlers und einer Perfönlichkeitz kaum ift es zu viel gefagt. wenn wir meinen: Genie ift unbegrenzte Fähig-keit der Entwickelung! Mindeftens gehört diefe zu den deutlichften Unter-fcheidungen des Genies von dem bloßen Talent.

Vorurteilslos wollen wir deshalb auf die fchon fo ftattliäfe Reihe feiner Dichtungen einen Blick werfen. um diefe Frage beantworten zu können: Befißt Hauptmann eine wirkliche Entwickelung? Und wenn es der Fall ift: worin zeigt fich gleichfam die Seele diefer Entwickelung?

*) Gerhart Hauptmanns gef. Werke 6 Bde. Berlin 1906. S. Fifcher.

Von dem verfchollenen ..Erbe des Tiberius“ (1889). von lyrifchen
Gedichten („Das bunte Buch"). dem lyrifch-epifchen byronifierenden
Jünglingsverfuch „Promethidenlos" (1885) und einigen Fragmenten ab-
gefehen. liegen zwei Erzählungen („Bahnwärter Thiel" 1887. „Der
Apoftel" 1890) und achtzehn Dramen Hauptmanns vor uns („Vor
Sonnenaufgang" 1889. „Das Friedensfefi" 1890. ..Einfame Menfchen"
1891. „Die Weber" 1892. ..Kollege Erampton" 1892. ..Hanneles
Himmelfahrt“ 1893. „Der Biberpelz“ 1893. ..Florian Geyer“ 1895. „Die
verfunkene Glocke“ 1896. ..Fuhrmann Henfchel“ 1898. ..Schluck und
Jau“ 1900. ..Michael Kramer“ 1900. ..Der rote Hahn" 1901. „Der
arme Heinrich" 1902. „Rofe Bernd“ 1903. „Elga" 1905. gedichtet fchon
1896. ..Und Pippa tanzt" 1906. „Die Inngfern vom Bifchofsberg"
1907).
Raum für eine Entwickelung alfo ift in den zwanzig Werken von
zwanzig Jahren genug gegeben. Wie ward er ausgefüllt?
Für ein paar äußerliche Dinge liegt eine entfchiedene Vervollkomm-
nung auf der Hand. Der Dichter. deffen Anfänge keineswegs eine leichte
Virtuofität in Vers und Sprache zeigen - wie die fo manches unter -
feinen Alters- und Gefinnungsgenoffen - hat von den Verfen der „Ver-
funkenen Glocke" zu denen des „Armen Heinrich“ einen auffteigenden
Weg zurückgelegt; und der einförmig naturaliftifche Stil der erften Dich-
tungen ift in „Hannele“. in ..Florian Geyer“. in „Elga“ einer kunftvollen
Mannigfaltigkeit. in „Pippa" fogar einer allzu gewaltfamen Buntheit der
Ausdrucksformenfgewichen.Der Eigenfinn. der gewiffe technifcheEigenheiten
des Dramas als ..unwirklich" verbannen wollte. hat im „Armen Heinrich“
wirkungsvolle Monologe nicht mehr unterdrü>tz dem Bedürfnis des
Hörers. durch allgemeinere Betrachtungen auf Augenbli>e von der faft
phyfifchen Anfirengung des Hinftarrens auf eine fchmale Reihe von
Vorgängen befreit zu werden. trägt fchon ..Michael Kramer" in den philo-
fophifchen Betrachtungen des Titelhelden faft zu reichlich Rechnung.
Aber das find Nebenpunkte - obwohl wenigftens der letzte mit Haupt-
momenten eng zufammenhängtz wie fieht es aber mit der Entwickelung
des Dichters felbft und feiner Kunft?
Eine einheitliche Entwickelung v_ und nur eine folche kann ja
gemeint fein - feßt eine Einheit voraus. an der fie fich befunden. an
der fie beobachtet werden kann. Wo finden wir die bei Hauptmann?
Uberblicken wir feine Dramen. fo fcheinen naturaliftifche und fymbo-
liftifche Schaufpiele. Profa und Verfe. Gegenwart und Vergangenheit.

pfychologifche Einzelfiudien und Kollektivgemälde. fcheinen Verfuche mit mancherlei technifchen Verfahren. fcheinen laute Tendenz und ftrenge Objektivität nebeneinander zu liegen ohne innere Folge. ohne innere Notwendigkeit. Wo ift ein Ariadnefaden. der uns durch dies Labyrinth leiten könnte?

Nur der Dichter felbft kann ihn uns bieten - und er bietet ihn uns wirklich.

Hauptmann gehört nicht zu den Künfilern. die über ihre Art und Weife grübeln. Von der programmatifchen Klarheit feines einfiigen Lehrers Arno Holz. von Richard Dehmels Leidenfchaft. über fich felbft zu fprechen. befißt er nichts; und feine feltenen Kritiken - etwa über den von ihm mit provinzieller Liebe überfchäßten fchlefifchen Romandichter Stehr - laffen nicht wie Hofmannsthals Bücherbefprechungen oder R i c a r d a H u ch s hifiorifche Darftellungen die eigenen Neigungen und Abfichten durchfchimmern. Aber ein naiv nur aus Schaffensdrang fchaffender Künfiler ift doch auch er nicht. Nur verfteckt fich bei folchen Naturen wie er die Kunfilehre in fymbolifche Wendungen; in Gleichniffen feiner Geftalten fprechen fie ihre tieffte Sehnfncht aus.

Gerhart Hauptmann kommt von der bildenden Kunft her: er hat jahrelang im Bildhaueratelier gefeffen. als fein fchmales. hageres. durch-furchtes Geficht noch rnndlich war. von faft weiblichen Zügen und von Künfilerlocken umflutet. Seine Lehrzeit auf der Breslauer Kunfiakademie hat ihm fafi alle Modelle geliefert. die er auf die Bühne bringt. wenn man von den beiden Porträtfiücken „Vor Sonnenaufgang" und „Biber-pelz" abfieht; aber auch in jenem erften Stück ift der Loth einem Bres-lauer Studiengenofien nachgebildet - wenn auch keinem Künfiler. - wie Kollege Erampton den Profeffor Marfhall und Michael Kramer den Profeffor Breuer zum Vorbild hat. - Schlenther meint in feiner liebevollen Biographie. der Dichter habe von dem Bildhauer die Kunfi gelernt. genau beobachtete Geftalten plafiifch greifbar hinzufiellen; es ift etwas daran. aber im Grunde ifi doch das Sehen wie das Formen bei dem Bildhauer und dem Dichter kaum noch irgend vergleichbar. Aber allerdings: beobachten überhaupt lernte Hauptmann in der ver-haßten „Drillanftalt" fowohl einzelne Figuren wie Weltanfchauungen. Breslau ifi die Keimftätte feiner dichterifchen Konzeptionen wie München die Hebbels. Dresden die Ibfens. Berlin die Kellers. Die vielgefcholtenen großen Städte mögen für den fchaffenden Künfiler in

noch fo vieler Hinfiajt gefährlich fein - die Gelegenheit. Menfchenfifcher
zu werden. die fie bieten. ift doch unfchälzbar.
Hier fand .Hauptmann in der bildenden Kunft auch den fymbolifchen
Ausdruck für das Tieffie und Leßte. was dem Dichter der „Weber" und
des ..Armen Heinrich" vorfchwebte und was er in immer neuer An-
firengung unermüdlich mit immer neuen Mitteln und immer anderem
Erfolg zu erreichen fuchte. '
Fünfmal führt Hauptmann in feinen Dramen Künfiler vor. immer
an wichtiger Stelle. Maler find jene beiden Titelhelden Erampton und
Kramer. dazu auch der in den Patriarchen Jakob verwandelte Künfiler
des Fragments „Das Hirtenlied“. dem Hauptmann die eigene Sehnfucht
nach dem großen Werk in den Mund legt. Neben ihm fiehen der Glo>en-
gießer Heinrich und der alte Glasbläfer der „Pippa". Daß kein Bild-
hauer gewählt wird. ift leicht erklärlich: zu fchnell hätte man ihn auf den
Dichter felbft deuten können. zu deutlich wäre die verfieckte Ausfprache.
Aber der Plaftik gehören jene andern beiden. die auf der Grenze zum
Handwerk fiehen. Heinrichs verfunkene Glocke - „im Tale klingt fie. in
den Bergen nicht" - hat man mit vollem Recht fofort als ein Symbol
aufgefaßt: fie ift ein Gleichnis für das Werk des Dichters. das der Welt
nicht klingen wollte. den mit fo unendlicher Mühe wie keine andere
Dichtung Hauptmanns vorbereiteten ..Florian Geyer". Und ebenfo
wenig hat man verkannt. was freilich in dem Drama felbfi faft zu deut-
lich ausgefprochen wird: daß Pippa dem leichten. entzückendem fchlanken.
aber ach! wie Glü> fo leicht zerbrechlichen Ziergefäß von Venedig ver-
glichen wird. Viel weniger hat man auf die merkwürdigen Äußerungen
der beiden Maler geachtet.
An einem großen Werk hat Michael Kramer feit Jahren gearbeitet:
an einem „Lace b0n10“. Ergreifend fpricht er darüber: wie nur in
Einfiedeleien das Echte. Tiefe und Kräftige geboren werde; wie einfame
Stunden. einfame Tage. einfame Jahre nötig find - ..da kommt dann
der heilige Geift. wenn man fo einfam ringt und wühlt. Da kann einem
manchmal was zuteil werden. Da wölbt fich's. fehen Sie. da fpürt man
was . . . da hat mans. ohne daß mans will. Da fieht man den Heiland!
Da fühlt man ihn!" . .
Ein Lace 1101110. ein Bild des verfpotteten. in feiner Einfamkeit
unter den Menfäfen göttlichen Erlöfers - was bedeutet dies Bild? Jft
es zufällig herausgegriffen aus der Fülle der bildmäßigen Motive?
.Sat etwa Gu i d o R cn i s gefeiertes Gemälde es dem Dichter fo an-

getan. wie die Erzählungen des rafch wieder vergeffenen Ruffen Garfchin dem Verfaffer der ..Einfamen Menfchen"?
Doch wohl nicht. Michael Kramer felbfi. wie wir ihn fehen. im zornigen Ringen mit feinem Sohn. an der Bahre Arnolds - er ift ein irdifches Abbild jenes biblifchen Gemäldes: der Erlöfer. mit Hohn und Spott zurückgewiefen. gekrönt mit Dornen. und doch ein um fo größerer König in Schmach und Schmerz. Aber das Symbol paßt nicht auf das eine Drama bloß. dem es angehört. Hannele in der fchmerzhaftcn Verklärung ihrer Erlöfung. einfam und unverfianden unter den Schächern. und auf der andern Seite Florian Geyer. dem der Feldherrnfiab zum Rohrzepter wird und der Helm des Heerführers zur Dornenkrone. Ian. der ein Spott-könig wirklich ifi. der arme Heinrich. wie cr aus dem grenzenlofen Elend des Verfioßenen zum inneren Königtum fich durchringen muß - Vari-ationen find es alles des großen Motivs von dem König mit der Dornen-krone. von dem Auserwählten. den feine fürftlich traurige Einfamkeit es fo furchtbar fühlen läßt: fehet. was ift ein Menfch!
Aber das ift nur die inhaltliche Bedeutung des Lace 1101110. So weit ifi es nur ein Gleichnis mehr für jene Tragik der Auserlefenen. die von den Künfilertragödien der Romantik her auf Ibfen und Zola. auf ihren Schüler in den „Einfamen Menfchen" übergegangen ift. Mehr noch. und mehr als der Dichter felbfi ahnte. bezeugt das Symbol in anderer Hinficht für feinen Dichter.
„kk-ce? volvo" - das wird von Ehrifius gejagt; aber unwillkürlich legen wir es ihm felbfi in den Mund. Vielmehr: das Bild felbft fpricht cs aus. Wir fehen den Erlöfer. ausgefiellt zur Verhöhnung. einfam unter feinen Ver-fpottern - und diefe Gruppe fcheint uns zuzurufen: was ifi der Menfch? Die bloße Zufammenfiellung. gerade diefe Gefialt mit diefem Ausdruck. gerade er fo zum Hohn ausgefajmückt. unter diefen Ge-fialten. deren wilde Umriffc uns an den .Herenfabbath „Vor Sonnen-aufgang" gemahnen mögen - diefe fiumme Gruppe fpricht. fchreit...
Und Erampton denkt mit Stolz zurück an fein Meifterwerk: den Mä-nadentanz - den plafiifch wohl Hauptmann felbft einft träumte und plante. „Wiffen Sie. was Genelli fagte. als er den Earton fah? .
Es gibt nur zwei Menfchen. die fo eine Contour zeiäjnen: Sie. Erampton. und ich." Die großen Eontouren. die fiolzen Umriffe des armen einfamen B o n av e n t u r a G en e l li - was bedeuten fie? Was bedeutet ein großer Umriß? Er fpricht. er fpricht lauter und deutlicher als mühfame Kleinmalerei: er fängt die Summe der Bewegung auf. verdichtet fie.

läßt fie fprechen. Das ift der große Umriß Schillers: Pofa und
Philipp. die Szene fei dramatifäj noch fo fehlerhaft. hiftorifch noäj fo
unmöglich. pfychologifch noch fo willkürlich - die beiden Geftalten neben-
einander verdichten eine große Bewegung. fprechen den Gedankengang
des ganzen Dramas aus. .
Und Erampton. der naive Künftler. nicht Kramer. der philofo-
phierende Grübler. fpriäft auch das leßte und merkwürdigfte Gleichnis aus.
das Hauptmann. wieder faft unbewußt. für feine eigene Kunft fand -
für die. die ihm vorfchwebte. mehr noch als für die. die er übte. Mit
halber Ironie fpricht er davon. mit jener Keufchheit. die das Höchfte
lieber durch Herabfehung verhüllt als anpreift »- wie Kramer fein
..Sehen fe! hören fe!" nur allzuhäufig in die Darlegung der höchften
Empfindungen einfließen läßt. ..Ich hätte eine recht nette Jdee im
Kopfe. Ich hatte mir gedaaft für den Plafond. wiffen Sie. ein rundes
Bildchen. Etwa den N a t u r l a u t. Da hatt' ich mir gedacht ein Meer.
wiffen Sie. den Ozean und den Sturm. der ihn aufwühlt. Und mitten
im Ozean da hatt' ich mir einen Felfen gedacht und Giganten. die den
Felfen auseinanderreißen. Und aus dem Spalt. wiffen Sie. da follte
das Feuer hervordonnern. ja es müßte förmlich hervordonnern. mein
Lieber.“
Man hat über diefen Plan des verunglücktcn Künftlcrs gelächelt.
ihn als philofophifche Abfiraktion gerügt. Das laffe fich nicht malen.
Freilich. was wir fonft „Naturlaut" zu nennen pflegen. das läßt fich
ni>ft malen. So nennen wir jene einfachften. infiinktiven Laute. die
mit phyfiologifcher Notwendigkeit fich der Bruft des Kindes. des Wilden.
des Kranken entringen nnd die deshalb gleich find bei dem Papua und
dem Eskimo oder dem Kind unferer raffinierten Erziehung -
Alexander Humboldts Sekretär Buf chmann hat gelehrt über
fie gehandelt und dann den Nachlaß feines Meifters mit dem
Naturlaut der Bettelhaftigkeit Kaifer Napoleon [Il. zu Füßen gelegt.
Aber das meint ja Hauptmann felbftverftändlich nicht! Was er meint.
ift der Laut. den die Natur felbft ausfiößt in ihrer Pein. die große.
gemarterte Natur: der als Feuer hervordonnert aus dem Spalt der zer-
riffenen Felfen. Das Feuer donnert hervor - das optifche Bild ver-
mifcht fich mit dem akuftifehen. wie der Umriß des Mänadentanzes fchreien
würde. Die Giganten zerreißen inmitten des vom Sturm gepeitfchten
Ozeans den Felfen - ein Bild nach B ö ck l i n . von dem und von deffen
Entwürfen für das Breslauer Mufeum Erampton ja fpricht. Und Böctlins

Meeresidylle. fpricht fie nicht? Entringt fich ihr nicht ein Ruf? Hat
Mi ll et nicht dem „el-i (19 16. terre“ zum Ausdruck verholfen? D i e
Anordnung der Gefialten allein. die Eontour fetzt
fichfür unfere Sinne in vernehmbare Laute um -die
Natur felbft gibt ihren Laut von fich und der Dichter braucht ihr niaft
erft Worte in den Mund zu zwängen.
Das i| Hauptmanns künftlerifches Ideal. fefigehalten durch alle
Perioden. oft erreicht. oft verfehlt: Geftalten fo zufammen zu ordnen.
daß aus ihrer notwendig gewordenen. unauflösbar gewordenen Verbin-
dung der Schrei der Natur felbft fich entringt - daß nicht fie fprechen.
jeder für fich. fondern die Gruppe. alle zufammen - daß das Bild
fpricht.
Um an dem vollendetfien Beifpiel dies gleich zu verdeutlichen: „Rofe
Bernd‟ ifi um einen Schrei gedichtet. wie fo viele Dramen um eine
Situation. der „Nathan" um der Ringfabelfzene willen und „Tell" wegen
des Apfelfchuffes. Das arme. fröhliche. fchöne. von Herzen reine Bauern-
mädchen inmitten roher Begierlichkeit oder fcheuer Frömmigkeit. von
allem was fie umgibt bedrängt. verfolgt. geängfiigt - die ganze Situation
fpriäjt fich aus in ihrem erfchütternden Schrei: „Ich hab' mich gefchämtl
Ich hab* mich fo gefchämtl" Sünde. Lüge. Verbrechen aus gereiztem
Schamgefühl - das ifi die Silhouette diefes Trauerfpiels. das ift der
Naturlaut. den fein Umriß herausfchreit in die Welt.
Und wie entwickelt fich nun diefe Aufgabe bei unferm Dichter? Die
große. fchwere Aufgabe. aus der Zufammenfeßung der Geftalten allein
die Natur fprechen zu laffen. ihre Sprache zu verdichten zu einem
Schrei. jedes Wort der Gefialten. jede Szene und jede Szenerie diefem
Zweck unterzuordnen und gehorchen zu laffen? Die Gruppe. die dramatifch
bewegte Gruppe fpreäfen zu laffen und nicht die einzelne Figur?
Das für Gerhart Hauptmann „vorhiftorifche" „Promethidenlos" hat
noch nichts davon: es ii't ganz Lyrik. perfönliche Ausfprache erregter Ge-
fühle. obendrein in der Form von B y r o n abhängig wie viele Verfe des
„Bunten Buches" von H ein e. Die Reife nach Italien und Spanien.
die Breslauer Bildhauerakademie. das philofophifche Studium in
Jena lagen hinter ihm. als er in dem Berliner Vorort Erkner - dem
Schauplatz des „Biberpelzes" - unter den jungen Naturaliften von
damals. den Zola-Verehrern Leo Berg. Wilhelm Bölfche.
Bruno Wille. den Zola-llberbietern Arno Holz und Iohan-

nes Schlaf fein Zelt auffchlug. Von da an datiert der Gerhart
Hauptmanny der uns angeht.
Eine lyrifche Natur unter Naturalifien *- das wäre die Formel
für den Gerhart Hauptmann von Erknerf wäre fie nicht ungerecht gegen
die Bölfchej Wille- Schlafj die jeder in fich den Lyriker auch
noch entdecken follten. Aber jene überzeugte Anhänglichkeit an das natu-
raliftifäje Dogmaj die den jungen Mannen vom Verein „Durch" eigen
warj faß fchon damals ihm nicht in Fleifch und Blut; und eben weil er
noch mit fich zu kämpfen hatte- begrüßte er in der Widmung des Dramas
„Vor Sonnenaufgang" die „konfequenten Re-ilifien" H o l z und S ch l af
(damals in das nordifche Pfeudonym „Bjarne P. Holmfen" vermummt)
fo dankbar als Erretter. Eine lyrifche Natur unter Naturalifien -
das wäre die Formel für Helene in jenem Erftlingsdrama- für den
einen Bruder im „Friedensfefi'h für Johannes Voäerad in den „Einfamen
Menfchen') für Hannele, faft auch für Crampton - für faft alle Dramen
feiner beiden erften Periodenj die ich bis zum „Florian Geyer" (alfo
1887-95) rechnej fo viele Entwiäelungsfiufen fie übrigens in fich faßt.
Denn was war ein Naturalift im damaligen Sinne des Wortes? Ein
Mannt der mit völliger Verleugnung feines Selbft - das „Temperament"
hat ja H o lz auch noch aus der berühmten Z o la fehen Formel
vom Wefen des Kunfiwerks getrieben - ein Stück Natur un-
mittelbar wiedergibt. Nichts alfo von jenem Zufammenordnenj das
Gerhart Hauptmann vorfchwebte - denn er war ein Künfiler von
Beginn an und kein Kopifi von Zufälligkeitenz nichts von jenem Schrei
der Naturj den er hören wollte - denn er war Lyrikerj fühlte fich ein
in die Zufiände und bedurfte aus diefer Einfühlung heraus der entlöfenden
Entladung im lyrifchen Auffchrei. Sie aber wollten nur ein Stück
aus der Wirklichkeit herausfäjneiden und in verkleinertem Maßfiab -
die einzige erlaubte Abweichung! - auf dem Modelliertifch nachformen.
Und ihre fichere Technik, aus klarer Tendenz und fefier Energie ent-
fprungenj imponierte dem unficher Suchenden.
So entfieht feine Erzählung „B a h n w ä r t e r T h i e l", und ein
Drama, „Der Säemann'Z von Arn o H o lz leider mit dem fo fchlecht
zitierbaren Titel „V o r S o n n e n a u f g a n g" umgetauft. Noch keine
klaren Gattungscharaktere: die Novelle dramatifch in dem plößlichen Ein-
bruch der furchtbaren Handlung, der Ermordung der Gattin durch den
Gatten; das Drama epifch in den breiten Szenenangabenj die zugleich dem
lyrifchen Bedürfnis des Dichters Raum geben. In beidenj foweit fie

dramatifch find. fchon jenes Schema. das für Hauptmann bis zum ..Fuhrmann Henfchel" maßgebend blieb und das fo viel Nachahmer fand und finden mußte. Jch habe es ..das Drama des reifen Zuf'tandes“ benannt: alle Seelenzuftände find auf das äußerfie gefpannt; die dramatifche Handlung hat weder umzubilden noch zu entwickeln. nur zu entladen. Helene ift. gerade wie der unglückliche Bahnwärter. durch den fortwährenden Zufammenf'roß ihrer zarteren Seele mit der rohen Umgebung fo gereizt. fo gleichfam geladen mit Elektrizität. daß das erfie Ereignis alles in ihr zur Explofion bringen muß: Loths leichtfinnige Liebelei und unverantwortlicher Rückzug tun bei ihr denfelben Dienfi. wie der Tod des Kindes bei Thiel.

Man fieht fofort. wie dies Schema - das befonders deutlich in dem Hauptwerk feiner zweiten Periode. den ..Webern" hervortritt - mit jenem noch ganz unklar vorfchwebenden neuen. aber gänzlich unnaturalifkifchen-Kunfiideal zufammenhängt. Auch hier kommt ja in technifcher Hinficht alles auf die Zurüftung* an - ..in Bereitfchaft fein. ift alles". fagt S h a k e f p e a r e s Brutus _z die Handlung bildet die Charaktere nicht. entwickelt fie nicht einmal. fie entlädt fie nur.

Aber das ..Drama des reifen Zuftandes" erfüllt doch noch nicht ganz die Forderung. die dem Dichter vorfchwebte - erfüllt fie wenigfiens nicht in feinen Erftlingen. Denn hier fieht er noch zu ftark unter fremdem Einfluß: unter dem Zolas in der Novelle. unter dem Jbf ens im Drama - fchon in dem erften Werk. noch mehr freilich in den ..Einfamen Menfchen".

Auch J b f e n s Drama fleckt zur größeren Hälfte unter der Erde. wie die Figuren Rodins im Stein; auch hier dient die Handlung nur der Offenbarung vorhandener Zuftände. nicht. wie bei früheren Dramatikern (Goethe im ..Taffo" ausgenommen) der Herbeiführungneuer Zuftände. Wie oft hat man gefagt. die Dramen des großen Norwegers feien nur fünfte Akte! Aber was er will. ift etwas ganz anderes. als was Hauptmann erfirebt. Jbf en s Drama ift experimentell: er will feine Gefialten kennen lernen. indem er fie auf die Probe ftellt. ..Dichten heißt Gerichtstag halten." Deshalb bilden den Höhepunkt feiner Dichtungen immer die großen Auseinanderfeßungen. die Szenen. in denen Frau Alving und Oswald. oder Rosmer und Rebekka im Drang der Ereigniffe ihr letztes Geheimnis enthüllen. Nicht zum Laut der Natur - zum Lautwerden der Seele will Jbfens Drama führen. Nicht ein Lyriker hat diefe Werke gefchrieben - fo viel fie

an lyrifcher Schönheit enthalten - fondern ein Pfycholog. ein Sozial-
piycbolog-
Und auf dies Vorbild weift die Technik in ..Vor Sonnenaufgang",
Es wird viel zu viel darin gefprochen. doziert. verhandelt. Vor allem
aber: die Anlage ift noch zu gewaltfam. Es mag mögliaf fein. daß in
diefer beftialen Umgebung Helene fich fo behaupten konnte - daß fie
aber unter Larven die einzig fühlende Brufi ift. wirkt zu berechnet. um
naturaliftifch heißen zu dürfen. Und vor allem geht der Schluß - wie
in den ,.Einfamen Menfchen“ ift es I b f e n s beliebtefier Ausgang: ein
Selbftmord - niäjt aus der Gefamtanlage hervor. fondern aus einem
zuleßt plößlich in die Mifchung geworfenen fremden Element. Daß Loth
ein Prinzipienreiter ift. der aus doktrinären Gründen die Tochter der
Trinkerfamilie fchnöde verläßt - das hat mit dem ganzen Umriß nichts
zu tun; das fälfcht das Experiment. wie eine während feines Verlaufs
heimlich zugegoffene Flüffigkeit. Die Rechnung geht nicht auf; der
Dichter war nicht imftande. aus der Gruppierung der Figuren allein ein
klares Ergebnis zu erzielen. Wie viel er dennoch bot. und Neues bot.
das ift hier nicht zu erörtern. wo es uns nur auf feine Gefamtentwickelung
ankommt.
Ein zufammengehöriges Paar bilden wieder ..F r i e d e n s f e ft“
und ..E i n f a m e M e n f 1h e n“ - Familientragödien unter I b f e n s
wachfendem Einfluß. Hier wird durch die natürliäfe Gefchloffenheit der
Familie die Gruppierung der Geftalten gegeben. die im „Sonnenaufgang“
künftlich herbeigeführt werden mußte; nur kommt in dem zweiten Drama
ein fremder Gaft hinzu. Anna Mahr. deren Eintritt und Wirkung denn
auch nicht völlig glückt. Das ..Friedensfeft“ gibt das erfchütternde Bild
einer im engften Raum zufammengepferchten Fünfzahl von Menfchen. die
nicht miteinander leben können -- und miteinander leben müffen. Nichts
ift in ihrer Zeichnung und Gruppierung gewaltfam oder unwahrfiheinlichz
vielmehr ift es wahrhaft genial durchgeführt. wie gerade die Ahnlichkeiten
zwifchen Eltern und Kindern diefen entfeßlichen Zwang und Gegenfaß
fchaffen. Auch die von außen gleichfam an den Käfig herantretenden
Gäfte find in ihren Beziehungen zu der Familie Scholz einfach und ficher
in die große Linie aufgefangen. Aber - zum Ausfprechen des Gefamt-
iuhaltes kommt es nicht; auch hier noch wird zu fehr in I b f e n s Wcif'e
diskutiert. zu abfichtlich mit dem Fragezeichen gefchloffen.
Die ,.Einfamen Menfchen". Schlenthers verzogenen
Liebling. f'telle ich lange nicht fo hoch. Sie find. wie mir fcheint. von

allen Werken Hauptmanns das am wenigften originelle. Der Held ganz
Eilert Lövborg (aus ..Hedda Gabler“). ein angebliches Genie. das auf
der Jagd nach dem ..großen Werke“ über Frauenfchlingen ftolpertz der
Konflikt zweier Generationen in zu breiter Abfichtlichkeit. der Selbft-
.nord ein Verlegenheitsmittel. Ein Fortfchritt liegt nur in der höheren
Bildung der Figuren. Zuerft hält Hauptmann fich faft ängftlich an den
Naturlaut auch der Einzelfigur: Idioten. Betrunkene. Ekftatiker. Para-
lytiker (allen ihr halbes Wort. als fpreche damit die Natur fich deutlicher
aus als in dem klaren Wort einer edlen Natur. Etwas von diefem
primitiven Refpekt vor der Heiligkeit der Toren und Unmündigen bleibt
dem Dichter. der die Weber und Erampton. Hannele und den Biberpelz.
die Verfunkene Glocke und Fuhrmann Henfchel. Schluck und Iau und
Michael Kramer. den Roten Hahn und den Armen Heinrich. Rofe Bernd
und Elga faft mit pedantifcher Regelmäßigkeit Pendantpaare bilden läßt.
um jedesmal zu verfuchen. ob die Glocke wie im Tale fo auch auf den
Bergen klingt. Aber er macht fich doch frei von jener Befangenheit. die
faft nur zu ftammeln wagt. und in der naturaliftifche Doktrin und natur-
fehnfüchtiger Jnftinkt zufammen wirkten.
Nun aber folgt fein erftes großes Werk. nicht in jeder Hinficht von
ihm fpäter überboten: ..Di e We b er". Ein ungeheurer Fortfchrittl
Bis jest mußte der Dichter immerhin die Figuren zufammenfuchen. wobei
etwas Künftliches fchwer zu vermeiden war; nun packte er mit gewaltigem
Griff eine ganze große. aber in fich gefchloffene Welt - ein Griff. wie
er zum zweiten Male nicht glücken konnte. Die hi|orifche Umgebung des
„Florian Geyer" hat keine beftimmten Schranken. es könnten immer noch
mehr dazu kommen. oder fehlen; die fchlefifche Weberbevölkerung der vier-
ziger Jahre bildet eine Einheit mit feftem Umriß. Verwandtfchaft. Sitte.
Tradition. Religion. vor allem aber die Not haben fie zufammengepreßt
zu einem großen Klumpen Ton gleichfam. zu einer wimmelnden Menge
armfeliger unglücklicher lichtlofer Erfcheinungen. Wieder ift es ein Drama
des reifen Zuftandes. denn das Elend hat feinen Gipfel erreicht; der
Armfte felbft kann es fo nicht länger ertragen. Und die Empörung.
der Sturm auf das Haus des Fabrikanten. aber auch der religiös ge-
färbte gläubige Haß des alten Hilfe - all dies find nur Variationen
des einen erfchütternden Schreis: „Der Menfch muß doch ein einziges
Mal einen Augenblick Luft bekommen!" Einen Augenblick lang - dann
ift die Rebellion niedergeworfen. dann verrät uns der Schreck der Andern.
wie im „Sonnenaufgang" Helenens fo hier des alten Hilfe ftummen

Tod - der Schrei ift vorüber. ausgeklungen. verhallt. was mit elemen-
tarer Macht aus diefer Welt. aus dem Gefamtgefüge diefer Welt hervor-
brach - ..donnerndes Feuer".
Im ..Erampton“ finden wir jene Tendenz der ..Einfamen Menfchen“
gefieigert: der menfchlichen Natur in höher organifierten Vertretern zum
klaren Ausdruck zu verhelfen. Das Elend der Kreatur ringt fich zu
größerer Bewußtheit durch - wir dürfen bei dem Dichter des Rauten-
delein und der Pippa wohl mit einem Anklang an natur-
philofophifche Kunfiausdrücke reden - und verkörpert fich nicht
mehr in den dumpfen gedrückten Interjektionen der Sprach-
unfähigen. fondern in den beredten Aphorismen eines Künfilers. Diefer
aber fteht doch nicht recht mit den andern im Zufammenhang.
Mit einem gewiffen Eigenfinn hat Hauptmann die Geflalten. die Erampton
fozufagen mit Klammern an feinen Platz befeftigen. von der Bühne ent-
fernt: die Kollegen. die Gattin. den Herzog. So ift nur eine pfycho-
logifche Einzelftudie entf'tanden. in der alle andern Gefialten lediglich dem
Herausarbeiten der einen dienen. zum Teil auch nur der Bewegung einer
geringen Handlung: fo flache Figuren wie die Strählers findet man in
Hauptmanns Dichtungen nirgends wieder.
Aber auf die Skizze folgt wieder eine groß angelegte Skulptur:
..H a n n e l e s Him m e l f a h r t“. In gewiffem Sinne |ellt diefes
Drama auf höherer Stufe eine Vereinigung von „Sonnenaufgang" und
den ..Webern‟ dar. Eine zart organifierte Natur. feiner noch und lyrifcher
als Helene. gepreßt und am Atmen gehindert von einer unglücklichen Um-
gebung. die aber nicht. wie in dem Erfilingsdrama. als eine unwahr-
fcheinliche Häufung von Befiien erfcheint. fondern wie in den ..Webern‟
als das notwendige Produkt trauriger fozialer Verhältniffe. Hannele ifi
die Verköperung aller befferen Sehnfucht. die in diefen Armen und Elenden
lebt. die Verkörperung jener Sehnfucht. einmal frei aufzuatmen - und
das if: hier wie in den ..Webern" die Tragik. daß der erf'te freie Augen-
blick der letzte des Lebens ift. wie bei Schwerkranken. Hannele aber
kann diefen Atemzug aus reinerer Luft nur im Traum gewinnen. in einem
Traum. den wiederum nur die letzte Not. die Ekfiafe der Sterbenden fo
poetifch und beglückend bilden kann. Dabei bleibt der Dichter Realift
und fchafft mit feinfter Traumpfychologie die goldene Stadt aus Ele-
menten von Hanneles wirklicher Erfahrung. Ein Meifler tritt in feinen
Gefichtskreis. der dem Nachfolger Z o l a s und I b f e n s noäf fern lag:
der Dichter des ..Traum ein Leben": hat doch in ..Elga“ Hauptmann

eine Erzählung Grillparzers nochmals mit dem Schleier des
Traumes überdeckt!
„Hanneke" ift durchaus Zufkandsmalerei: der Lyriker Hauptmann
konnte fich hier in naturaliftifcher Form ausleben. Nur hier hat er diefe
glückliche Vereinigung gefunden: in den fpäteren Versdramen - außer
dem ..Armen Heinrich" - oder Halb-Versdramen ift nur zu oft die Lyrik
unorganifch in realiftifche Handlung eingefenkt. Aber die eigentliche Auf-
gabe des Dramas bleibt doch: Perfonen in Bewegung. d. h. in innerer
Entwickelung vorzuführen - innerer Entwickelung. die durch äußere
Geften vermittelt wird. Diefer Auffaffung des Schaufpiels wendet fich
in lebhaft bewegter Handlung der ..Bib erpelz" wieder zu. Haupt-
manns geiftreichfte Erfindung. Es ift ein fozialpolitifches Drama: der
Umriß der Fabel fymbolifiert die öffentlichen Zuftände da. wo der preu-
ßifche Junker als fchneidiger Hort der Staatsintereffen das große Wort
führt. Vernunft wird Unfinn. Wohltat Plage. die Diebin zum Mufter-
bild bürgerlicher Tüchtigkeit. und der auf feinem Recht beftehende Jdealifk
zum fiaatsgefährlichen Subjekt. Die natürliche Sprache diefes Schau-
fpiels ift die überlegene Jronie. die fich vor allem in der Geftalt eben der
Mutter Wolffen verkörpert -- vielleicht der rundeften lebensvollften aller
Geftalten ihres Schöpfers; und dem entfpricht die gleichfam ironifche
Technik. die die Gefchehniffe erft nach und nach aufklärt. nachdem fie den
Hörer erfk getäufcht hat. Ein dritter großer dramatifcher Lehrmeifter
zeigt fich: der. der den ..Zerbrochenen Krug" fchuf. Man hat fo oft
über die „Abhängigkeit" Hauptmanns gefcholten -- und für die Shake-
fpearismen in der „Glocke" und ..Schluck und Jau" mit vollem Recht.
Sonft aber haben wir uns darüber zu freuen. wie ein einfamer Grübler
fich entwickelt. immer neue Berührungsflächen für Welt und Dichtung
gewinnt. immer beffer lernt zu lernen und mit immer neuen Werkzeugen
feine innere Notwendigkeit ausdrückt!
Ich brauchte vorhin den Ausdruck „Erfindung“. und in der Tat ift ja
hier mehr Erfindung im eigentlichen Sinn: wo fonfi nur ein Mindefkmaß
von Handlung die Zuftände verdeutlichen follte - was gefchieht denn im
„Sonnenaufgang" oder den ..Einfamen Menfchen"? wie wenig auch im
„Friedensfefi" oder ..Erampton"! --. ift hier eine wirkliche „Fabel" vor-
handen. Natürlich find die Diebftähle von Pelz und Holz auch nur Sym-
boleaeines Zuftandes. der vor lauter politifcher Schneidigkeit dem Ver-
brecher gegenüber wehrlos wird. und heroifch hat Hauptmann eben des-
halb dies Gefchehnis verdoppelt. um feine typifche Bedeutung - auf

Kofien der dramatifchen Wirkung! - hervorzuheben. Aber die unmittel-
bare Verwandtfchaft von Zufiand und Handlung bleibt doch eine zweiten
Grades: verwachfen find fie nicht miteinander wie der Aufftand der Weber.
wie Traum und Tod Hanneles.
Diefe organifche Verbindung von Zuftand und Handlung firebt
Hauptmanns großartigfter Verfuch an: „F l o r i a n G e y e r". Auch dies
Werk ifi. wenigfiens der Abficht nach. eine Wiederholung der „Weber‟ auf
höherer Stufe. Die naäj dem freien Atemzug ringende Verzweiflung der
Bedrängten tritt in viel größeren Dimenfionen auf: ftatt des armen
Weberauffiandes der furchtbare Bauernkrieg. Und die poetifche Wirkung
wird durch die hiftorifche Ferne gefieigert; gleichzeitig freilich wird auch
die Schwierigkeit. fo entfernte Zuftände greifbar zu reproduzieren. un-
endlich vergrößert. Damit ändern fich alle Verhältniffe, Die zerdrückten
Weber haben keinen Raum für Individualität: den Bauern aber wächfi
aus ihrem Riefenkörper ein Kopf empor: Florian Geyer. der bauern-
freundliche Ritter. Auch er ift. wie Hannele. eine Verkörperung der beiten
Sehnfucht. die rings um ihn glüht und dämmert; fein Leben. fein Kampf.
fein Tod find der laut gewordene Schrei der Zeit. wie Tells Schuß auf
Geßler oder Wallenfieins Verrat das Wollen ihrer ganzen Umgebung
verdichten und greifbar machen. .
Aber die große Konzeption gelang nicht völlig; die Glocke zeigte
Sprünge und klang nur dumpf. Der Dichter war in der Mühe des hifto-
rifchen Nachfchaffens fiecken geblieben: Florian Geyer hebt fich nicht
frei genug über die Maffe. um ausfprechen zu können. was fie will; und
diefe Maffe felbft ift zu umfangreich. um von dem Hörer bewältigt zu
werden. Merkwürdig: indem Hauptmann fich an das hiftorifche Drama
wagte. das den Doktrinären des Naturalismus ein abgetanes Ding
war. indem er die Pfade des „Tell" und der ..Hermannsfchlacht" befchritt.
nun auch zu S ch i l l e r geleitet. gerade da ward er im technifchen Sinn
Naturalifil Vereinfachend. auswählend waren „Sonnenaufgang‟ und
„Weber"; jest follte fiatt der Typen womöglich die ganze Wirklichkeit
gebracht werden! Das war unmöglich; das Drama verlangt. wie jede
Kunfi. Auswahl und Vereinfachung. Wir könnten nicht leben. follten
wir mehr als e in e ganze Wirklichkeit erleben; fo müßte die Laft uns er-
drü>en, -
Aber dem kühnen und großartigen Verfuch gegenüber war die rohe
Aufnahme unverantwortlich. Hauptmann ifi weder eine bureaukratifch
übelnehmende Natur wie G r i l l p a r z e r . der für die fchändliche Be-

handlung feines hiftorifchen Lufifpiels alle Bühnen der Welt mit
Schweigen beftrafte. noch befitzt er die kriegerifche Energie J b f e n s . der
fich an feinen Feinden durch das Spiegelbild im ..Volksfeind‟ rächte:
er ift ein fenfitiver Lyriker. Der Notfchrei feiner eigenen Seele ward das
Märchendrama von der ..V e r fu n k e n e n G l o > e“.
Darin aber liegen eben die Gefahren und Ungleichheiten diefer
Dichtung. Sonft |and Gerhart Hauptmann mit innig horchendem Ohr
der Natur gegenüber und laufchte ihren Klängen; jetzt fucht er den
eigenen Hilferuf ihr in den Mund zu legen. Deshalb braucht er man-
cherlei Hilfsmittel. Das Symbol wird viel und nicht immer deutlich be-
nußt: neben das fchöne klare Sinnbild der Glocke als Gleichnis für das
Werk des Dichters treten die drei Becher mit ihrer myftifchcn Bedeutung.
Rautendelein. der bezaubernde Reiz der lieblichen Landfchaft. Nickelmann.
etwa der Vertreter der dumpfen Tierwelt - fie mögen noch von der
fchillernden Mehrdeutigkeit allegorifeher Gefialten nur fo viel haben. als
die Dichtung braucht. um nicht trocken lehrhaft zu werden; aber die
Wittichen? Ifl fie etwa der Geift heimifcher Art? Schon kündigt fie an.
was für „Pippa" verhängnisvoll wird: eine Neigung. zwifchen mufika-
lifchem Gleichnis und lehrhafter Allegorie unficher hin und her zu
fchwanken. Bei Rautendelein überwiegt. wie bei Pippa. das mufikalifche
Element und fie wird ein glaubhafter Klang der Natur. wie jene. von
denen Märchen erzählen. wenn fie von den Niren und geheimnisvollen
Harfen erzählen; bei der Wittichen fpürt man fafr nur - das Bedürfnis
des Dichters. fchlefifchen Dialekt zu verwenden. Und fo fiört denn auch
fonft und verftimmt die merkbare Abficht des Dichters: wenn der Barbier
in fhakefpearifierenden Floskeln redet. oder Heinrich in dunkler
Naturphilofophie. Ergreifend wirken lyrifche Töne wie beim Wieder-
erfcheinen der Kinder; aber ein Drama. aber ein in gefchloffener Not-
wendigkeit abrollender Verlauf entfiand nicht. weil die eigene Empfin-
dung alle Augenblicke dem Künfiler das Konzept verfchob.
Die Unficherheit. die dies Werk innerlich nicht fertig werden ließ.
hat andere gleichzeitige Dichtungen Hauptmanns auch äußerliäj unfertig
bleiben laffen. Mit anderen Entwürfen. die nicht einmal bis zum Frag-
ment reiften. gruppieren fich um die ..Verfunkene Glocke‟ zwei Fragmente
- „Helios“ (von 1896) und „Das Hirtenlied" (1898) und eine Skizze
„Elga" (1896). Die beiden Fragmente find. wie die „Glocke‟. als Be-
kenntnifie zu verftehen. In ergreifender Weife führt „Helios‟ die
Sehnfucht einer im dunklen Nebel des Nordens verfchmachtenden Seele

nach Licht und Wärme vor. Symbolifch ift das zu verftehen. doch aber auch wörtlich: wie I b fen will der nordifäze Dichter fich ..in füdlicher Pracht" erwärmen und begeifiern. Das (este Wort aber des Fragmente ift dasjenige. das jetzt fo oft aus Hauptmanns Dichtung klingt: „Traum". Der fäjöne Knabe Helios unter den düftern Mannen und die ganze Situation erinnert an K l e i ft s tragifches Fragment ..Robert Guiscard". mit dem der Entwurf übrigens fonfc nur eben teilt. daß er leider Entwurf blieb.

Mehr bietet das merkwürdige ..Hirte n l i e d". Wie in „Schluck und Ian". ..Elga". ..Pippa" und vor allem ..Hannele" fpielt der Dichter mit Traum und Wirklichkeit. die er kunfivoll ineinander übergehen läßt. Den verzagten Künfiler tröfiet der Engel Gottes. Der Dichter. der heraus möchte aus der Eleudsmalerei. zu der ihn der Naturalismus zwingt. fchreit verzweifelt auf:

Durch abgelegne Gaffen muß ich fchleicben.
In Keller kriecben. die nach Fufel duften.
Muß Speife fchlingen. die mich ekelt. muß
Geftank. oerdorbne Dünfte in mich atmen.

Ihn ekelt vor der Großftadt und ihrer Häßlichkeit:

Hier gleicht die Nacht dem Tag. der Tag der Nacht -
Hier find der Schrei der Luft. der Schrei des Wehs
Zwei Brüder: Zwillingsbrüder! Nicht als das:
Ganz eins find beide. unzertrennlich eins.
Und immer gellt der eine. gleiche Schrei
Gehetzter Kreatur!

Er dürftet nach Frieden. uud nichts hält ihn mehr in der Ode des Lebens. als daß er nach feinem Werke trachtet. Rahel am Brunnen möchte er malen. patriarchalifche Einfachheit. Stille der großen Wüfie. möchte wie G o e t h e im „Diwan" *Patriarchenluft kofien. um fich an der fchlichten Quelle urzeitlicher Zuftände zu erholen. Aber - ..Wie willfi du malen. was du nie gefehen?" - Es ift die Frage. die der Naturalismus dem Dichter des ..Florian Geyer" entgegenwarf. Er aber beantwortet fie tieffinnig. Der Künftler hat Rahel und Lea. Jakob und Laban gefehen; unter ihre Herden führte ihn der Engel des Herrn und er fühlte fich ein in ihre Zuftände und war felbft Jakob der Patriarch. und diente fieben Jahre um Rahel - und Lea ward ihm zuteil; und er diente nochmals fieben Iahre.

An lyrifcher Schönheit und poetifcher Anfchaulichkeit übertrifft keine

Dichtung Hauptmanns dies Fragment. Man möchte auf ihn die fchöne Schilderung des Engels anwenden:

Er wirft fich in den Raum! Die Flügel breiten
Sich aus wie Segel. Ruhig trägt er fich
Fort. über Täler. Flüfi'e. höchfte Wipfel
Und eilig folgt fein Schatten übers Erdenreich.

Ob es aber dem Künftler gelungen wäre. aus diefer malerifchen Zuftandsfäfilderung den Naturlaut des urzeitlichen Friedens fo klar herausklingen zu lafien. wie aus jenen Klagen der Schrei der großen Stadt klingt - wer will es fagen? Der Dichter felbft befaß jedenfalls die Kraft nicht. weiter um Rahel zu dienenz mit dem ..Fuhrmann Henfchel" lenkt er vielmehr feine Schritte zurück in die ..abgelegenen Gaffen" des Elends. YZ.»

Wie hier der Engel. muß ein andermal ein Genie ihn leiten." Jn ..Florian Geyer" fuchte er hif'torifche Wirklichkeit naturalifiifch auf die Bühne zu bringen. Nun nimmt er einen Stoff auf. den fchon ein großer Dichter geformt. und entfernt ihn durch weitere Kunfimittel von der Realität. Mit feinen Geftalten will er fich einleben in eine Novelle G r i l l - p a r z e r s. das ..Klofier von Sendomir". in der ihn eine ähnliche Fabel wie im ..Henfchel" reizte: die Zerftörung einer glänbig vertrauenden Seele durch die Schlechtigkeit der Frau. Packend ift die Handlung hingeworfen. fkizzenhaft die Charaktere. dafür aber die dramatifchen Wirkungen. denen er fonft auswich - im ..Armen Heinrich" ifi die Hauptfzene der alten Fabel hinter die Szene. ja. in die Erzählung verlegt! - ftark ausgearbeitet. Aber über den wilden Schluß breitet der Traum einen Schleier. Alles war nur ein Traum. wie in ..Schluck und Jan". Vielleicht hat der deutfche Ritter fich den ganzen graufigen Vorgang nur aus der Erfcheinung des Mönches herausphantafiert: er ift Deutfcher. die polnifche Leidenfehaftliäjkeit ift ihm an fich etwas Phantaftifches.

So führen alle diefe taftenden Verfuche fcheinbar nicht weiter: aus der Elga-Fabel wird wieder ein naturalifiifches Drama. und ftatt der königlichen Hirten träumen fchlefifche Vagabunden das Märchenfpiel ..Schluck und Ian". Aber nach diefer Krifis finden wir einen neuen Gerhart Hauptmann. Mit dem lyrifchen Märchendrama tritt Hauptmann nämlich in eine neue Epoche ein. die einen technifchen Fortfchritt aufweift. Bis dahin hatte Gerhart Hauptmann mit „feften Charakteren" gearbeitet. Es war ein Dogma des Naturalismus. daß die Charaktere unveränderlich feien; und freilich enthielt dies eine notwendige Reaktion

gegen die Willkür. mit der die Epigonen der Klaffiker (und mehr noch die Virtuofen des Tagesfihaufpiels und Luftfpiels!) die Charaktere um- |ülpten - wie einen Handfäjuh. pflegten S a7 i e n t h e r und B r ah m zu fagen. Aber das neue Dogma riß in das andere Ertrem: gegen alle Pfychologie bannte es gleichfam in jeden Körper eine eiferne Seele. die kein Unglück und kein Glück umfchmieden konnte. Hiervon macht Gerhart Hauptmann fiäj nun frei: er hatte in fich felbft eine Entwickelung gefühlt_ er nimmt in fein Drama die Entwickelung von Cha* r a k t e r e n auf. Damit erfchwert er fich die Aufgabe: ftatt mit feften Faktoren muß er mit beweglichen rechnen; aber er erhöht die Lebens- wahrheit und den dramatifchen Reiz.

Wie bedeutende Dramatiker oft auf ihre eigenen Motive zurück- greifen - J b f e n ifi das berühmtefie Beifpiel -. fo nimmt Hauptmann fein Anfangsfiück. den ..Bahnwärter Thiel" wieder auf; „MichaelKramer" zeigt zum „Kollegen Crampton" Beziehungen. engere noch der „Rote Hahn" zum ..Biberpelz". lofere „Safluck und Iau" zu „Hannele". Es gilt. den bisher einfarbig hingefchriebenen Umriß in we>7felnden Nuancen zu kolorieren.

Wenn alfo der in Dumpfheit befangene Bahnwärter wahnfinnig werden muß. um feine Tat zu vollbringen. fo wird fiatt diefer plötzlichen Auflöfung feiner Art in ..F u h r m a n n H e n f ch e l" eine langfame Umwandlung feiner Natur gezeigt. Hierbei ift zum Umfchmelzen vor allem eine Macht verwandt. die auffallenderweife in den Jugendwerken des Dichters ganz zurücktrat: die Sinnlichkeit. Nur in dem einen Bruder des „Friedensfeftes" zeigte fie fich. Um nun in Schluck. in Arnold Kramer. in Flamm und Streckmann (..Rofe Bernd"). in Elga heiß empor- zufchwelen. als fei in dem fo lange jugendlichen Dichter erft jetzt der begehrende Mann erwacht. Sie im Bunde mit der Reue und dazu von außen her das gefchäftliche Unglück - diefe Dreizahl nagt an der Seele des braven. f'tillen Fuhrmanns. mit defien Gefialt Hauptmann auch wieder in den Kreis jener fiammelnden Infiinktmenfchen zurückkehrt. die „Sonnenaufgang" und die „Weber" erfüllen.

Aber die Zufammenordnung macht dem Dichter neue Mühe. der jeßt feinen Blick vor allem auf die Entwickelung der einen Figur hält. Die Familie des Reftaurateurs vor allem wirkt als überflüfiige. ja fiörende Zutat; die Einwirkungen auf Henfchel gehen. zum Teil wenigftens. mehr aus dem dramaturgifchen Bedürfnis hervor. als aus der Anlage der Charaktere und ihrer Stellung zu der zentralen Figur. In pfychologifcher

Hinficht bedeutend. fieht das Drama als Kunf'twerk doch hinter der ge-
fchloffenen Einheit vieler früheren zurück. ,
Faft nur eine Epifode. wie ..Erampton“. fcheint ..Schluck u n d
Ia u“. und fo hab' ich es auch früher felbft aufgefaßt; es hat aber doch
mehr zu bedeuten. Zunächft ifi es für das Entwickelungsftadium des
Dichters bezeichnend. Die neuentdeckte Kunf't. Eharaktere umzuformen.
begeiftert ihn zu neuem Spiel:
Der indilche Gaulle!: läßt in wenig Stunden
Aus einem Maugolern ein Bäumchen wachfen.
Durch Zauberei. Mir aber ift zu Sinn.
Als wär ich felber fo ein Gautier heut,
Ich fiebre faft. es zu erfahren. Jan.
Ob diefe Pflanze wächft. ob fie erftickt.
Aber noch fehlt dem Experimentator die fichere Hand. Kühn und
glücklich führt er den Verfuch zunächft durch. läßt den aus dem Raufch
erwachenden Vagabunden durch Schrecken. Staunen. Zweifel bis zum
wilden Entfchluß gehen. das Unglaubliche glauben zu wollen. Nun erpr-
rimentiert der Held feinerfeits mit den Hofleuten und geht - was tief
beobachtet iii - tollkühn bis an die Grenze des Möglichen. Dann aber
mußte das Experiment zu einem Ergebnis führen: feine Beobachter haben
mit Recht darauf hingewiefen. daß Hauptmann nur fchwankt. zu welchem.
Soll Ian mit feinen größeren Zwecken wachfen und ein re>fter Herrfcher
werden. wie W ilib aid A l eris* falfcher Waldemar? Soll er mit
roher Brutalität die feige Angf't der ans Dienen Gewöhnten zu jämmer-
licher Sklaverei zwingen? Soll er fich nur die finnlichen Freuden heraus-
holen und den Reit dem Fürfien und den Hofleuten ins Geficht fchleudern?
Auf jede diefer Löfungen wird hingedeutetz jede hätte einen guten Abfchluß
gegeben - aber der Dichter bleibt ungewiß und läßt die Fabel - wie
in feiner I b f e n - Periode - ftumpf auslaufen. Nur mit einigen philo-
fophifchen Betrachtungen verbrämt er den Ausgang; fie erinnern an
G r i l l p a r z e r s Traumphilofophie in dem Drama. dem fchon
„Hannele“ fich näherte.
In diefer Philofophie kommt aber auch das zweite Element zum Vor-
fchein. das den Schöpfer diefer feltfamen Shakefpeariade antrieb. Wir
fahen ihn wiederholt aus der niederen Sphäre feiner erfien Dramen zu
Figuren von feinerem Stoff aufftrebenz die Glocke follte wie in den Tälern
fo auch in den Bergen klingen. Hier nun reizt es ihn. beide Welten
in innere Berührung zu bringen - nicht mit S u d e r m a n n s Vorder-

und Hinterhausapparat. fondern in derfelben Seele. Der arme Schlu>er
träumt fich zum Fürften. der Fürft fpielt feinen Diener; und beides glückt.
weil alle von ein e m Stoff find. und weil alle Wahrheit Traum ift. . .
Dem nicht allzu luftigen Spiel folgt das tiefernf'te Künftlerdrama
..Michael Kram er". Jn technifcher Hinficht ift es wohl Haupt-
manns fchwächfte Leiftung: überlange Einzelreden. mit Sentenzen von
zweifelhaftem Wert beladen; zufällige Anwefenheit hinter der Thür. will-
kürliches Verfchwindenlaffen von Figuren Michaels Gattin -. un-
motiviertes Eintreten der Katafirophe. die gefrern und vorgeftern fo gut
eintreten konnte wie heute. Aber ein fo leidenfchaftlich ringender Geift
wie Gerhart Hauptmann bringt auch von dem Jrrweg etwas heim. Ein
ganz neuer Gedanke tritt in Hauptmanns Gefichtskreis: der der Ver-
föhnung. Es ift eine neue Behandlung der Natur: noch immer
laufcht der Dichter ihren Tönen. aber er fucht fie zur Harmonie zu
meiftern. Weiter als in der ..Verfunkenen Glocke" mit ihrem fymbolifchen
Märchenfpiel hat der Dichter fich hier von naturaliftif chen Pfaden entfernt.
Michael Kramer. der tiefe Künftler. leidet bis zur Verzweiflung an
feinem mißlungenen Werke: feinem Sohn. Nur in Zorn und Erbitterung
begegnet er ihm. der in allem dem eigenen Wefen widerfpricht. der die
Einfamkeit faheut. den Ernft des Künftlers nicht kennt. und fernab fteht
von der hohen Sittlichkeit des echten Künftlers. Nun aber geht Arnold
zugrunde an dem Konflikt zwifchen der eigenen Mißgeftalt und dem Ver-
langen nach Schönheit - ein Motiv. das fchon im ..Friedensfeft" an
Robert Scholz angedeutet ift. Sein Tod verklärt ihn in den Augen des
Vaters: fiill und rein liegt er nun da und endlich kann der Blick des
liebenden Vaters mit Freude auf dem Sohn ruhen. Der böfe Traum
ift aus und Arnold ift in die höhere Wahrheit eingegangen. Was
Herder die dem Mrnfchen angeborene Lüge nannte: die Verfehlung
gegen die innere Anlage. gegen die Verfuchung der Natur. das ift über-
wunden. . .
Eine paradoxe Löfung; denn noch konnte Hauptmann nur müh-
fam zu der erftrebten Verföhnung gelangen. Ein merkwürdiges Gegen-
ftück zu dem graufamen Schluß von Grillparzers ..Jüdin von
Toledo". wo an der Leiche der Geliebten der .König die Wahrheit erkennt:
die Nichtigkeit des fchönen Weibes. Aber die Wandlung in Michael
Kramer ift forglich vorbereitet und glaubhaft durchgeführt. Nur bleibt
auäj er. wie fein Vorläufer Erampton. zu ifoliertz bloß Arnold gehört

organifch zu ihm. und vielleicht wäre das Drama als bloßer Dialog einheitlicher. Die Nebenfiguren follen die beiden Hauptgeftalten herausarbeiten. wirken aber in ihrer Abfichtlichkeit faft leer. und das Wirtshausmilieu. fo meifterhaft es gezeichnet ift. fällt aus dem Stil. wie fein Gegenftück im ..Henfchel". Das Sprachengewirr der Kneipe zog den Dichter an -- fehlt es doch weder den ..Webern“ noch ..Pippa" -z aber es durfte nur wie ein fernes Summen in die Höhe diefer Tragödie der Vaterfchaft hereinklingen - fo etwa wie umgekehrt in G r i l l p a r z e r s ..Bruderzwift“ Kaifer Rudolfs tragifche Vaterfchaft.

Verföhnung fcheint mir auch das Ziel des ..R o t e n H a h n s". Der Dichter kehrt zu der Heldin des ..Biberpelzes" zurück. die nun aber auf höherer fozialer Stufe fieht als Hausbefißerin und Schwiegermutter eines erfolgreichen Strebers. Aber auch die Gewiffenlofigkeit hat fich ausgewachfen: die Diebin ift Brandftifterin. und heizt durch ihre Schuld den eigentlichen tragifchen Helden des Stückes. den armen Rauchhaupt. in Verzweiflung. Auch hier ein unglücklicher Vater. defien Sohn aber f chuldlos ift: hier wieder der ftammelnde Idiot. wie in ..Sonnenaufgang". dazu Szenerie und großenteils auch Staffage aus dem ..Biberpelz". Aber nur die breite - und hier zu breite Ausführung der Umweltfchildernng. die Genrebilder auf der Straße und im Haufe erinnern noch an den Geif't jener fozialpolitifchen Komödie. Ieht handelt es fich um den Menfchen. defien Gleichheit durch alle Stände anders betont wird. und um fein vergebliches Mühen. Mutter Wolffen hat alles erreicht. Rauchhaupt alles verlorenz aber ihre tragifche Troftrede bekehrt den armen faffungs- und haltlofen Mann. Und da fie f'tirbt. ift er und find faft auch wir mit ihr verföhnt. Käme nur diefer Tod nicht fo plöslich. wie das Ende Arnolds! Aber noch hat der Dichter nicht gelernt. eine Handlung zu befkimmtem Ziel zu führen. Früher mußte der Ausgang fich aus der Anlage herausbilden: jetzt fchwebt ein beftimmter Schluß vor und gewaltfam wird die Entfernung zu ihm überbrückt. Der Umriß der Handlung und der Schlußton ftimmen nicht zufammen. Aber eine ethifche Vertiefung ift in das Drama Hauptmanns eingezogen.

Auf den Höhen und in den Tiefen fucht er nun die alte Kunft mit der neuen Tendenz zu vereinen. So entfiehen zwei feiner bedeutendften Werke: ein hiftorifches Schaufpiel und eine bürgerliche Tragödie.

..D e r a r m e H ein ri ch" ift das Schaufpiel vom Sieg dcs Lebenswillens - der Sieg des nach dem ..Florian Geyer“ verzweifelten Dichters über die Verzweiflung. Zwei Lebensflüchtige werden dem Leben wieder-

erobert: Heinrich wird der Verzweiflung Ottegebe der äfihetifchen Sehn-
fu>)t nach dem Martyrium abgewonnen. Es ift durchaus ein pfycholo-
gifches Drama- wie das in diefem Grad auch „Fuhrmann Henfchel",
„Schluck und Iau'Z „Michael Kramer" nicht waren. Das ganze Säiau-
fpiel ift auf jenes eine Ziel gefiellt - und da fchon die alte Fabel we-
nigftens teilweife dahin zielte, ifc hier gelungen- was Hauptmann noch
nie gelang: den wirklichen Schrei der Dinge zum harmonifchen Klang
zu läutern.
Klar und einfach ift der Umriß. Ein vornehmer Herrt glücklich und
unverfchuldet- fieht fich in tiefftes Elend gefcurztz umgeben in erfier Reihe
von treuen, crgebenen Diener-nz im weiteren Umkreis von zweifelhafteren
Freunden und entfchlefienen Feinden. Glatt *und fehlicht ordnet fich das
zufauimen; nur in der Nebenfigur Ottokars ift einige „Abficht" zu merken:
um einen Übergang von dem einen Kreis zu dem andern zu fchaffen-
wollte Hauptmann eine zwiefältige Natur zeichnen - die einzige in all
feinen Werken! - und kam über die äußerliche Paradorie des Untreu-
Treuen nicht hinweg. Sonft aber ift alles zwingend angeordnet. Von
Stufe zu Stufe fehen wir Heinrich finkeni an Gott- den Freunden- an
fich felbfl verzweifeln; bis Ottegebes unbefiegbare Hingabe ihn wieder
hinauffuhrt. Drei Stufen der Gunda klarer als die drei Becher des
Glockengießers- führen ihn zur inneren Befreiung. Eq der ln der Ver-
zweiflung der Menfchheit abgeftorben wart fühlt eine menfchliche Regung
wieder: Mitleid mit dem armen Mädchen. So wird er wieder Menfch.
rafft fich zufammen- erhebt fich zu der Energie des Heilwillens: der
tatkräftigen Stimmungt die alles tun will um der Rettung willen. Und
endliä) verföhnt ihn mit der Welt der letzte höchfie Strahl der Gnade:
die dankbare Liebe]
Und ebenfo wird die todesdurfiige Ottegebe aus dem eigenfüchtig-
aufopferungsvollen Streben nach dem Martyrium zur Ergebung in das
Leben und zur Einwilligung in feinen Geift geleitet. Freilich kommt bei
ihr deutlicher als bei dem Ritter zur Erfcheinung- daß Hauptmann noch
immer Naturalift ifi. Phyfiologifch deutet er ihre Hingabe; obendrein foll
fie nicht des Bauern Tochter fein- fondern ein Kind der Sünder mit dem
Geiftlichen erzeugtz und deshalb mit der Erbreue belaftet. An diefem
ehrlichen Naturalismus fcheitert auch das äußere Hauptmoment der Hand-
lungx die Darftellung der Heilung. Ift es ein Wunder? Aber das
widerfpräche dem fonftigen Realismus. Ift es ein Sieg des Geiftes
über den Körper? Aber wer kann das von diefer fo furchtbar gefchilderten

Krankheit glauben? So klafft noch ein Spalt. da gerade. wo Hauptmann der alten Fabel das Hauptmotiv entnahm. In großartiger Folgerichtigkeit fchreitet die innere Entwickelung vor - ein Bruch bleibt in der äußeren Handlung. Gerade umgekehrt fiand es in dem „Roten Hahn"; aber hier wie dort ifi der Naturalifi. der Zufiände nas) ihrer äußeren Erfcheinung nachzeichnet. mit dem Jdealiften. der fie nach ihrer inneren Entwickelung fiilifiert. im Konflikt.
Ein konfequent realifiifches Drama aber ift wieder ..R o f e B e r n d". Wie „Henfchel" fchildert es die Zerrüttung einer unfchuldigen Seele; aber wie viel einfacher. zwingender ifi hier der Umriß der Handlung! Jenen „Naturlaut". von dem Erampton fpricht. finden wir in dem Ausruf der Verzweifelten am deutlichfien vertreten: in ihrem Bekenntnis. daß fie aus Scham fiel. wie fie aus Scham lügt. wie fie aus Scham tötet. in diefem erfchütternden Schrei liegt ja alles: die Figuren alle. deren Sünde - oder deren Tugend ihr Schamgefühl aufreizt. der fromme Vater. der faft frömmelnde Bräutigam. die reine Güte der Frau Flamm. Flamms frivole und Streckmanns erfiickte Sinnlichkeit. (denn wie an Pippa läßt fich an Rofe das Schönheitsgefühl der Männer bemeffen und beurteilen l). aber auch der ganze Chorus der Schnitter und Bauernmädchen ift als ein wirkender Faktor in jenem Schrei enthalten! Und er ift das Ergebnis der Entwickelung. nicht. wie in den „Webern". des fertigen Zufiandes: wir fehen Rofe finken. allen Halt verlieren. wie Heinrich von der beneideten Höhe in Elend und Lebensekel ftürzen . . . Und hier felbft findet der Dichter nun ein verföhnendes Schlußwort: „Was muß die gelitten haben!"
Hauptmann erträgt nicht mehr tragifche Schlüffe. Er greift eine dramatifch bewegte Erzählung G r i l l p ar z e r s anf - und verzaubert ihre tragifche Wahrheit in Traumregionen. Er umkleidet die Tragik des armen Glockengießers mit Zauberromantik; er läßt felbfi die erfchütternde Trauer von Rofe Bernds Schickfal in ein verföhnendes Schlußwort aus: klingen. Ganz und gar aber ifi fein nächfies Werk von diefer Verföhnungstendenz beherrfcht. Wie G o ethe von fich felbfi ausfprach. daß eine wirkliche Tragödie ihn innerlich vernichten würde. fo wirkt auch auf Hauptmanns lyrifch fenfitive Natur die traurige Wahrheit. in die er fich (wie der Künfiler des „Hirtenliedes") einfühlen muß. zu zerfchmetternd. Von Schönfärberei hält ihn feine Ehrlichkeit entfernt; aber er rückt fich die Bilder ab. In „Pippa" ftellt er ein ganzes Syfiem von Bildern und Schleiern zwifchen die Gemälde und den Befchauer; was fchon bei

R o b e rt B r o w n in g fymbolifch war. wird nun in die dritte und
vierte Dimenfion hinauffymbolifiert.
Ein neuer Anreger alfo für Hauptmann. und diesmal keiner von den
Größten. und mindefiens im landläufigen Sinne des Wortes kein Dra-
matiker. Robert B r o w n i n g fchrieb ein lyrifches Drama ..Pippa geht
vorbei“. Die reine Unfchuld einer Mädchenfeele befreit. was in ihre
Nähe kommtz der Natur-laut ihrer Seele in Feiertagsftimmung. freier
beziehungslofer Gefang. löfi die in Leiden verfirickten Menfajen. „Be-
fcligend war ihre Nähe und alle Herzen wurden weit." Der Zauber
der unberührten Reinheit wird in Pippa verkörpert. Das ift eine ein-
fache Formel. Wie viel fchwieriger ift es. in die romantifche Wirrnis
von „Pippa tanzt" eine Ordnung zu bringen! Und doch verlangt
das Märäjenfpiel Hauptmanns nach einer folchen. Irrte es ganz unter
dem Bann mufikalifcher Zauberwirkungen einher. wie manches ältere
Drama M a e t e r l i n ck s - wir würden die Rationaliften abtrumpfen
können. die auf einem „verftändlichen Inhalt" befrehen. So aber liegt
es eben nicht -- wie in der ..Verfunkenen Glocke“ fo blickt auch hier fo oft
die deutliche. und ven dem Dichter felbfi unterfirichene und gedeutete.
Allegorie hervor. daß wir alles klar wünfäjen möchten. wo doch nicht
alles im füßen Dämmerzufiand des Märchens blüht!
Und fo werden wir denn über ..Pippa“ wohl überhaupt urteilen
miiffen. wie über „Michael Kramer": ein Drama. defien Gefüge durch
den hohen Ehrgeiz des Dichters zeri'tört ift. Denn eine große Konzeption
fchwebt ihm vor - die größte. zu der die Entwickelung feiner dichterifchen
Leitidee ihn führen konnte. Die Natur felbft. die ganze Natur ift es
jetzt. deren Schrei er hörbar verdichten will. wie fonfi den eines ein-
zelnen „eojn (18- 1a natur-6“!
Diefer „Naturlaut" ift in den Körper der fchönen Pippa gebannt.
vielmehr fie felbft ifi diefer Klang der Natur. die fich nach Schönheit. naä)
kunftvollem Ausdruck. nach Poefie fehnt. Wie nun bei Browning
Pippa. die Seelenreinheit. durch ihre bloße Nähe das Edle und Reine in
den Guten. das Beffere in den Böfen löfi. fo ift Hauptmanns
Pippa der Probierfiein. an dem fich die Schönheitsauffaffungen Aller
entzünden: von der animalifchen Gier des alten Huhn über das frivol-
erotifche Schönheitsbedürfnis des Direktors zu der dichterifehen Schwär-
merei Michel Hellriegels und endlich zu Wanns weisheitsvoller „interefie-
lofer" rein äfthetifeher Freude. So alfo geht fie dea) nicht organifeh aus die-
fem Umkreis hervor. fondern fie fieht in ihm wie ein fremder Gaft. fafi wie

Loth oder Anna Mahr in „Sonnenaufgang“ und den ..Einfamen Men-
fchen". Die Technik des Charakterfchaufpiels. das an einer Figur (wie
etwa bei Lef f in g an Nathan dem Weifen) die andern alle fich er-
proben läßt. ift mit der Willkür ihrer Anordnung Herr geworden über
die innere Notwendigkeit der Zufammenordnung; und doch forderte der
Grundgedanke -- wenn wir ihn richtig aufgefaßt haben - gerade hier
den engfien Zufammenfchluß.
Immerhin ergibt auch die Gruppierung von Pippa aus eine gewiffe
Notwendigkeit der Gefialten. nur daß gleichfam fie felbft diefe hervorruft.
fiatt von ihnen - als ihr höchfter Ausdruck - gefchaffen zu werden. Um
fie rundet fich. wie wir es eben fchon zeigten. der Kreis der Schönheits-
verehrer und zunächft fieht ihr Michael Hellriegel. Pippa ifi die aus der
Natur gewonnene Schönheit. ift das Kunftwerk. zierlich. glänzend. tönend.
aber auch zerbrechlich wie ein venezianifches Glas; Michel ift der Künftler
in feiner naiven Verträumtheit. in feiner mufikalifchen Befangenheit. in
feinem lebenskräftigen Humor. Aber diefe Verkörperung des Künftlers
entfpriäjt zu wenig Hauptmanns eigener Art: für einen Di>jter wie
Mö rike wäre fie etwa die richtige gewefen. Hauptmann aber war
immer ein zarter Grübler und befiht zu wenig von dem derben Wefen
des deutfchen Märchenhelden. wie Michel es darftellen foll. Und mehr
noch als früher ift er jest vergrübelt und hat fogar das Bedürfnis
empfunden. in der Einführung der neuen Gefamtausgabe den Zufammen-
hang von Denken und Dichten überftark zu betonen. ..Allem Denken liegt
Anfchauung zugrunde. Auch ift das Denken ein Ringen: alfo dramatifch.
. . . Demnach halte ich das Drama für den Ausdruck urfprünglicher
Denktätigkcit." So fchreibt der Dichter der „Weber" 1906 aus Venedig
_ fteht er nicht dem künfilichen Glasblafen jetzt näher als der naiven Kunft
des Glo>engießers? Ifi es nicht fchon bezeichnend. daß er für das Künft-
werk ftatt des leicht verfiändlichen altbeliebten Symbols der Glocke das
Glas wählt?
Und wieder. wie im ..Armen Heinrich". wird der naiven Heldin eine
tragifche Genealogie angedichtet: aus italienifcher Brutalität und --
vielleiäjt? _ deutfcher Zartheit ift Pippa entfprungen. Und nun kommt
fie wie ein verirrter Klang in die deutfche Nebel- und Schneewelt. in
der wieder die dumpfen Töne der Sprachunfähigen ihrem Rhythmus die
dunkle Folie geben: Huhns Stammeln. des fiummen Dieners Jonathan
halbtierifche Laute. dazu. um das Konzert bunter zu machen. wie bei
M a e t e rlin ck die heulenden Klänge des Winterfiurmes im Gebirge

und (wie gelegentlich fchon früher bei Hauptmann) die feltfamen Töne
fremder Sprachen: Montes cbt-Fsoereos n08 feeerunt somjnon.
Schriftfprache und Dialekt. Profa und Vers rinnen mehr noch als in der
„Glocke“ oder im ..Hannele“ ineinander; lange dunkle philofophifche
Tiraden der ..mythifchen Perfönlichkeit“ Wann follen dem Naturruf
„Jumalai“ das Gegengewicht geben. Wunderfam. faft wie der Meleager
des Mythos. ftirbt Pippa. damit fich das Wort erfülle: ..Was unfterblich
im Gefang will leben. muß im Leben untergehn.“ Zauberfpuk bereitet
die Allegorie vor. daß der erblindete Dichter allein die Schönheit unver-
lierbar befißt -- ein tiefer Gedanke. den E. F. M e y e r s fchöne Ballade
..Das Auge des Blinden“ fo viel ergreifender. weil fchlichter ausfpricht.
Der Okarinafpieler muß kropfig fein. und Wann ein Mittelfiück von
„fagenhafter Perfönlichkeit. die ein Haus in Venedig hat“ und ..einem
alten Major a. D.. der harmlos feine Altersrenten verzehrt" . . . Es i| ein
allzu grelles Stimmengewirr. und der Laut der Natur wird von zu
viel gewollter Abficht des Dichters übertönt. Die Konzeption ift nicht
gereift. und war vielleicht überhaupt zu groß für den Künfiler; aber ihre
Größe felbft fingt doch fein Lob.
Von den ..Jungfern vom Bifchofsberg“ muß man leider
das Gegenteil fagen: fie find wohl die leichtfinnigfie Konzeption Gerhart
Hauptmanns. Eine idyllifche Zufiandsmalerei wird durch eine nur zu
banal-pofienhafte Handlung aufgelöft; und auf die Geftalten ift fo wenig
Sorgfalt verwandt. als feien es alles Nebenfiguren aus dem ..Erampton“.
niäjt bloß das von dort wiederkehrende Brüderpaar: Kaufmann und
Kunftfchüler. Die Fabel des Dramas ..Vor Sonnenaufgang“ kehrt
wieder: die eine Schwefier ift wie Helene der Erlöfung bedürftig. und wie
bei dem ..Armen Heinrich“ foll ihr Lebenswille wieder geweckt werden;
aber zu diefen fchweren Motiven |ehen nicht bloß die Schwankrequifiten
der Wurftkifte und der |ehen gebliebenen Leiter. fondern auch die
Sprache in allzu grellem Gegenfaß. Der Verfuch. die Atmofphäre eines
mitteldeutfchen Herbfiabends wiederzugeben. durfte nicht durch fo kunft-
lofe Etappen hindurchgefchleppt werden: zu was führt die fo laut an-
gekündigte Erfcheinung der Tante? Zu was dient die heut hundertmal
gehörte Deklamation über das Gymnafium? Weshalb wird die würdige
Großmutter überhaupt bemüht? Wie kommt der Liebhaber troß aller
Winke nicht bloß feines Nachfolgers in das ihm naturgemäß verfchlofiene
Haus? Aber wer wollte alle technifchen Leichtfertigkeiten aufzählen. die
der Verfaffer der „Rofe Bernd". der Dichter des „Armen Heinrich“ hier

in die Skizze eines behaglich weinfeligen Philifteriums mit romantifchem Anftrich hinein warf?
Um fo merkwürdiger ift es. wie nicht einmal in diefer mißlungenen Liebhaberarbeit jene Grundrichtung Hauptmannfcher Dichtung verleugnet. Auch hier foll die naturaliftifche Umrißzeichnung in Lyrik austönen: nach dem allzu deutlichen Mufier des ..Sommernachtstraums‟ klingt der Oberlehrerfpuk und Brafilianerzauber in feftlichen Chorgefang des H e i nifchen „Bimini“ aus. Die perfönliche Sehnfucht des Dichters. die Pippa zum Infirument feiner Sehnfucht nach dem Süden fchuf. legt einem felbft noch durchaus jugendlichen Kreis gewaltfam diefen Schrei in den Mund: das Verlangen nach der verlorenen Jugend. Aber davon fpricht das übrige Drama nicht. Die Lyrik. die fich in Pippa. Ottegebe. Hannele. ja in Helene verkörperte. wird hier nur als eingelegte Arie dem abgefpielten Stück aufgefeßt . . .
So fteht fein Lebenswerk jeht vor uns. dem die große Gefamtausgabe einen gewiffen vorläufigen Abfchluß gibt. Hauptmann felbft hat in diefer Sammlung feine unreifen Erftlinge unterdrückt. und auch die fpärlichen fpäteren Lyrica - fo jenes bezeichnende Gedicht zur Eröffnung des Deutfchen Theaters in Berlin. das ich als fein „Selbftporträt" in meine ..Deutfchen Charaktere“ aufgenommen habe. Nur in den beiden Novellen und den Dramen fieht er fein Lebenswerk. Er hat auch die chronologifche Ordnung befcitigt zu gunften einer fachlichen: foziale Dramen - Familiendramen - Märchendramen - hiftorifche Dramen; wobei die Profa und das „Fragmentarifche" eingefiopft werden mußten und ..Florian Geyer‟ einen unberechtigten Plural bildet. Die Abficht war gewiß. zu zeigen. in wie viel Strahlen fich der Geif'c des Dichters bricht. und dies Nebeneinander um fo heller in die Einheit der Perfönlichkeit zufammenklingen zu laffen. Wir fühlen doch auch hier etwas Safematifches. das Zufammengehöriges trennt. Sind die „Weber“ nicht ein hiftorifches Drama? Ift ..Hanneles Himmelfahrt“ ein Märchendrama? So wird einfache natürliche Anordnung zerfiört. Wäre der Dichter von der Kraft feiner Entwickelung felbft fiärker durchdrungen -- hätte er nicht doch die chronologifche Folge gewählt?
Diefer find wir gefolgt und glaubten eine große Linie der Entwickelung zu erkennen - keine gerade Linie. fondern eine verfchlungene Kurve. deren Gang aber doch aufwärts führe zu immer höheren Abfichten. wenn auch leider nicht ftets zu vollkommenerer Kunft. Denn in diefer zu innerft glühenden Natur fieht die Herzenswärme des fozialen

Lyrikers im Kampf mit der Kunftlehre des Naturaliften. der objektiv aus
der Wirklichkeit felbft ihren Laut herausholen möchte. Immer wieder ift
es der Schrei feines eigenen verwundeten Herzens. der ihm durch alle
gewollte Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit hindurch fchneidet. Schon
das ..Promethidenlos“ war erfüllt von dem Mitleid mit den Armen und
Bedrücktenz die „Weber" und ..Rofe Bernd“. die Geftalten Eramptons
und Schlucks find andere Zeugnifie feiner mitleidsvollen Einfühlung. Und
da ift er am größten. wo diefe Empfindung ihn ganz beherrfcht - wo
dagegen fein eigenes Leid klagt. wie in der „Glocke“ und ..Pippa". hat
feine Mufe faft ein fchlechtes Gewiffen und fie ftammelt dann wie die
armen Halbfiummen. in denen er fo oft das Elend der Kreatur. des
nach Sprache ringenden Schmerzes verkörpert. Jenes beredte Mitgefühl
aber gab ihm Meifterwerke wie ..Die Weber“ und ..Hannele". ..Rofe
Bernd“ und den ..Armen Heinrich“. gab ihm herrliche Stellen auch in
minder gelungenen Dichtungen. Und ordnet fich fo fein bisheriges Lebens-
werk zn einem lebensvollen Umriß. fo hören wir aus feinen Werken den
einen erfchiitternden Schrei: ..Was muß der gelitten haben!“

Rudolf Martin:
Englands Weltmacht und die Motor-
luftfchiffahrt.

England fteht gegenwärtig auf dem Höhepunkte feiner politifchen-
militärifchen und wirtfchaftlichen Macht. In den leßten hundert
Jahren und noch in dem letzten Jahrzehnt hat es riefenhafte Fortfchritte
gemacht. Ein „größeres Britannien" ift für die Zukunft geplant. Enger
follen fich nach der Abficht der britifchen Imperialiften die Kolonien mit
dem Mutter-lande zufammenfchließen. Die beiden größten Konkurrenten
Englands auf wirtfchaftlichem wie politifchem Gebiet. die Vereinigten
Staaten von Nordamerika und Deutfihland. find gleichfalls germanifcher
Abfiammung und ftehen innerlich England keineswegs feindlich gegen-
über. Bis ungefähr zum Iahre 1500 war England faft nur ein agra-
rifches Land. Erfi im Zeitalter der Entdeckung und der Seefchiffahrt ift
England auf Grund feiner infularen Lage und feiner zahlreichen vor-
trefflichen Häfen zu einer Seemacht erfien Ranges geworden.

Das Zeitalter der Entdeckungen wurde eingeleitet durch wichtige tech-
nifche Verbefferungen. nämlich durch die Erfindung des Kompaffes und
die Erfeßung der Ruderboote durch große Segelfchiffe.

Die Weiterbildung der Kunft des Lavierens im 15. Jahrhundert. die
Fortfchritte der Mathematik und Afironomie fowie des Kartenwefens.
lieferten die Vorbedingungen für die Erfolge der feefahrenden Portugiefen,
Spanier, Holländer und fpäter der Engländer.

Die Verbefferung der Seefchiffahrt vernichtete den Handel von
Indien nach Wefteuropa und unterwarf Indien der Seeherrfchaft Eng-
lands. Der Landweg wich dem Seeweg.

Noch einmal hatte fpäter Großbritannien einen ungeheuren Auf-
fihwung infolge folcher Vorbedingungen gehabt. die von der Natur ge-
geben find. Seit dem Jahre 1750 brachte der außerordentliche Reichtum
Englands an Kohle und Eifenerzen dem Lande ungeheuren Vorteil. Als
man die Dampffchiffe aus Eifen herzuftellen begann. vermehrte fi>7
die Überlegenheit Großbritanniens noch mehr. Als die Schiffe an Größe

zunahmen. zeigten fich die englifchen Häfen mit ihrer fiarken Fluthöhe
denen des Kontinents überlegen.
Seit der großen Rekordfahrt des Grafen Zeppelin in feinem Alu-
miniumluftfchiff Nr. 3 am 30. Sptember 1907 über eine Strecke von
350 Kilometern in fiebenfiündiger Fahrt hat die ganze Welt das Gefühl.
daß wir die Schwelle des Zeitalters der Motorluftfchiffahrt überfchritterr
haben. Werden die Vorbedingungen für die Weltmaaftftellnng Englands
in dem Zeitalter der Luftfchiffahrt ebenfo günfiig liegen wie in dem Zeit-
alter der Seefchiffahrt? Das Wafier und die Luft find zwei fehr ver-
fchiedene Medien. Wer mit der Seefchiffahrt und Luftfchiffahrt einiger-
maßen vertraut ift. wird wifien. daß die großen Vorzüge Großbritanniens
mit einem Schlage in Frage geficllt find. Seit dem Erfcheinen meines
Buches „Berlin-Bagdad. das Deutfche Weltreich im Zeitalter der Luft-
fchiffahrt 1910/1931“ hat die öffentliche Meinung in Großbritannien
nicht aufgehört. fich mit der Frage zu befchäftigen. ob die maritime Uber-
legenheit Großbritanniens im Zeitalter der Motorluftfchiffahrt befiehen
bleibe. oder ob gar Invafionen durch die Luft möglich feien. Als der
Standard und Daily Erprcß über den Inhalt meines Buches die aeronau-
tifchen Sachverfiändigen in London und Paris vernehmen ließen. waren
diefe durchweg der Anficht. man werde fich in England daran gewöhnen
müßen. daß England aufhöre. eine Infel zu fein. Mitte Oktober hat
die minifierielle Tribune in London in zwei Artikeln darauf hingewiefen.
daß das Aufkommen der Motorluftfchiffahrt die infularen Vorzüge Groß-
britanniens vollkommen in Frage fielle.
Bis heute ifi Großbritannien die Herrin des Ozeans. In dem Maße
als König Eduard durch kluge Verträge mit anderen Staaten die An-
griffsflächen des britifchen Weltreiches fchüßte. wurde die britifche Flotte
aus den verfchiedenften Teilen der Welt in die heimifchen Gewäfier zurück-
gezogen. Gegenwärtig ifi die Hauptmacht der britifchen Flotte im Kanal
und der Nordfee gegen dasjenige Reich konzentriert. mit welchem England
bis jetzt noch keinen Bündnisvertrag abfchloß. Nur ein politifch Blinder
kann verkennen. daß die zahlreichen Bündnisverträge Englands mit Japan.
Frankreich. Spanien. Italien. Rußland und anderen Staaten in erfier
Linie das Ziel verfolgen. das Deutfche Reich einzukreifen.
Kein vernünftiger Menfch in Deutfchland wünfcht den Krieg mit
England. Die dauernde Aufrechterhaltung des Friedens zwifchen den
beiden blutsverwandten. an der Spitze der Kultur marfchierenden Na-
tionen liegt im beiderfeitigen Intereffe. Der deutfch-franzöfifche Krieg

von 1870 war eine politifche Notwendigkeit für die Einigung des Reiches
und für die Erwerbung von Elfaß-Lothringen. 'Deutfchland und Eng-
land wünfchen fich gegenfeitig kein Land abzunehmen.
In der Weltpolitik fpielt aber der Befiß der militärifchen Macht zu
Wafier und zu Lande auch im Frieden eine gewaltige Rolle. In Zukunft
wird vielleicht die Überlegenheit der Luftmaeht vielfach in erfter Linie
ins Gewicht fallen, Fragen wir uns. ob die weltbeherrfehende Stellung
Englands. die auf feiner maritimen Überlegenheit beruht. gegenüber
Deutfchland durch das Aufkommen der Motorluftfchiffahrt eine Ver-
änderung erfahren hat.
Ein Krieg zwifchen England und Deutfchland wird fiets Frankreich
auf der Seite Englands finden. Es ift außerordentlich unwahrfcheinlich.
daß-Frankreich gemeinfam mit Deutfchland in einem folchen Kriege gegen
England gehen würde. In einem Kriege Englands und Frankreichs
gegen Deutfchland würde Deutfchland auch vor dem Aufkommen der
Motorluftfchiffahrt nach dem Befiß der franzöfifchen Häfen am Kanal
von Ealais bis Dünkirchen geftrebt haben. In einem künftigen Krieg
würden die aeronautifchen Gefichtspunkte die Befeßung der Nordküfte von
Frankreich zu dem wichtigften Ziele der deutfchen Strategie machen. da
die Entfernung von Ealais nach Dover nur 35 Kilometer beträgt.
Eine möglichfi fehnelle Einnahme der Feftung Paris würde von
noch höherer Wichtigkeit fein. als im Iahre 1870. Die deutfchen Alumi-
niumluftflotten würden alfo von ihren Bergungshallen in den Rhein-
landen. in Elfaß-Lothringen und am Bodenfee fchon in den erfien Nächten
nach der Kriegserklärung nach Paris fahren. um die Fefiung zu bom-
bardieren. Die .Haager Friedenskonferenz des Iahres 1907 hat die Be-
fchießung von Feftungen oder Truppen aus der Luft keineswegs verboten.
Die Entfernung von Metz nach Paris beträgt nur 280 Kilometer. Bei
feiner großen Fahrt am 30. September 1907 hatte Graf Zeppelin elf
Perfonen an Bord und verfügte zu Beginn der Fahrt über einen Waffer-
ballafi von 1600 Kilogramm. An Stelle des größten Teiles diefes
Wafferballafies und an Stelle von fünf diefer elf Perfonen würde er im
Kriegsfall Erplofivgefchofie bei fich führen. im ganzen alfo mindefiens
20 Torpedos 9. 75 Kilogramm. Ein folches Torpedo im Gewichte einer
Perfon. welches zu 95 "/0 aus Dynamit befiehen könnte. ftatt 25 "/0 bei
der Artilleriegranate. würde eine fiark verheerende Wirkung auszuüben
vermögen. Das jetzt im Bau begriffene Aluminiumluftfchiff Nr. 4 ift

wefentlich größer und würde daher die Mitnahme von mindefiens vierzig
folcher furchtbaren Wurfgefchoffe geftatten,
Die Zahl der deutfchen Aluminiumluftfchiffe ifi ebenfowenig vom
Zufall abhängig. wie die Zahl der deutfchen Artilleriegefchüße oder Tor-
pedoboote. Keine große Kriegsmacht kann auf einen wefentlichen Zweig
ihrer Kriegsrüftung einfach verzichten. Das gegenwärtige Stärkeverhält-
nis der Artillerie oder Kavallerie zur Infanterie fieht ziemlich genau im
Einklang mit dem Nußen. den eine jede diefer Waffen bringt. Da
die fchnelle Einnahme der Feftung Paris und die Niederkämpfung der
maritimen Überlegenheit Großbritanniens in einem künftigen Kriege von
ungeheurem Werte ift. wird in kurzer Zeit eine diefem Zwecke entfprechende
deutfche Luftmacht gefchaffen werden.
Eine Kriegsflotte zur See kann nur fehr langfam herangebildet
werden. Ein großes Linienfchiff erfordert ein bis zwei Jahre zu feinem
Bau. Ein Aluminiumluftfchiff kann im Großbetrieb zur Not in zwei
Monaten hergeftellt werden. Die Zahl der Linienfchiffe. die gleichzeitig
gebaut werden können. i| von den wenigen Werften und ihren Hellingen
abhängig. Auch im Kriegsfall würde das Deutfche Reich vielleicht noch
nicht einmal zwanzig Linienfchiffe gleichzeitig während eines ganzen
Jahres herfiellen können. Wenn gut disponiert wird. würde das Deutfche
Reich aber ficher innerhalb von zwei Monaten 1000 Aluminiumluftfchiffe
und innerhalb eines Jahres nicht das Zwölffache. fondern das Dreißigfache
herftellen können - fofern das erforderliche Rohalnminium vorhanden
ifi. Zum Bau von Aluminiumluftfchiffen find keine Werften und keine
Hellinge erforderlich. Die Motorenfabriken der Automobilinduftrie
können im Jahre ebenfo viel Motore für Luftfchiffe liefern. wie gegen-
wärtig Motore für Automobile. In Deutfchland wurden im Jahre 1906
22 000 Automobile hergeftellt. Wenn der Krieg es erfordert. könnten die
Automobilfabriken eine große Erweiterung ihrer Anlagen fchnell vor-
nehmen. Es unterliegt keinem Zweifel. daß im Deutfchen Reich in einem
Jahre zur Not 50000 Motore für Motorluftfchiffe hergeftellt werden
könnten. Überdies könnte die Jnduftrie Ofterreich-Ungarns und der
Schweiz leicht für den Bau von Motoren. Gondeln. und alle anderen
Teile des Motorluftfrhiffes herangezogen werden.
Vor zwanzig Jahren wäre die Herfiellung großer Aluminiumluft-
flotten auf große Schwierigkeit gefioßen. da die Produktion an Rohalu-
minium zu gering und zu kofifpielig war, Jn den letzten Jahren und Jahr-

zehnten hat die Aluminiumproduktion eine riefenhafte Ausdehnung er-
fahren. Die Weltproduktion an Rohaluminium. die im Jahre 1897 noch
rund 8000 metrifche Tonnen betrug. ift bis zum Jahre 1906 auf 18 000
Tonnen im Jahre gefiiegen und wird durch Vergrößerung der Anlagen
im Jahre 1907 rund 38000 und im Jahre 1908 rund 75 000 Tonnen
betragen. Die Aluminium-Jnduftrie-Aktiengefellfehaft in Rheinfelden in
Baden und in Neuhaufen in der Schweiz. die im Jahre 1906 noch mit
24 000 LZ. arbeitete. wird im Jahre 1908 über 120 000 178. verfügen.
Das Kilogramm Aluminium. welches bei der erftmaligen Herftellung im
Jahre 1855 1000 Mark koftete. kam im Jahre 1888 auf 4.7i/2 Mark.
im Jahre 1892 auf 5 Mark zu ftehen. Gerade gegenwärtig finkt der Preis
eines Kilogramms Rohaluminium infolge Verbilligung der Herftellungs-
koften und Vermehrung der Produktion von 3 Mark auf 2 Mark. Jn
immer größeren Mengen wird der Rohftoff des Aluminiums. das Baurit.
in den verfchiedenften Teilen der Welt. infonderheit in Amerika und
Indien gefunden. An unbenußten Wafferkräften iii gleichfalls kein
Mangel in der Welt. Trotz der Zunahme der Zahl der Aluminiumluft-
fchiffe und ihres Umfanges wird der Preis des Rohaluminiums in den
kommenden Jahren nicht |eigen. fondern finken. Für ein Aluminiumfchiff
von der Größe des Zeppelinfchen find rund 5 Tonnen Aluminium er-
forderlich. Die Aluminium-Indufirie-Aktiengefellfchaft Rheinfelden-Neu-
haufen. die auch das Aluminiumwerk in Lend bei Gaftein befißt. ifi in
Deutfchland. der Schweiz und Ofierreich der einzige Produzent. Jhre
Produktionsfähigkeit betrug im Jahre 1906 5500 Tonnen und wird fich
im Jahre 1908 infolge von Vergrößerung der Anlagen auf 27 500 Tonnen
belaufen. Die Jahresproduktion diefer Gefellfchaft würde alfo im Jahre
1908 hinreichen. um 5500 Aluminiumluftfchiffe in einem Jahre zu er-
bauen. Wenn man erwägt. daß Vorräte von Rohaluminium ftets vor-
handen find und auch vom Auslande fich Aluminium im Kriegsfalle be-
fchaffen läßt. fo wird man vielleicht noäj auf eine etwas höhere Zahl
der in einem Jahre zu erbauenden AlUminiumluftfchiffe zukommen können.
Da aber grade im Kriegsfall große Mengen von Aluminium als Zünder
für die Artilleriegefchofie erforderlich find. kann man die Zahl
der Aluminiumluftfchiffe. die im Falle eines
Krieges im Jahre 1908 in Deutfchland hergeftellt
werden kann. auf nicht höher als 6000 beziffern.
Würden fich unter den zu bauenden Aluminiumluftfchiffen folche von
doppeltem und dreifachem Umfange als das gegenwärtige des Grafen

Zeppelin (Nr. 3) befinden. fo würde die Zahl der in einem Iahre herzu-
ftellenden Luftfchiffe entfprechend geringer fein. D e r V o r r a t
des in Deutfchland zur Verfügung fiehenden Alu-
miniums feßt alfo dem Bau der Luftfchiffe im
Kriegsfall eine weit engere Grenze als die Pro-
duktionsfähigkeit der Motorenfabriken.
Auch in Schottland und in noch höherem Maße in Frankreich werden
gegenwärtig die Anlagen für die Herftellung des Rohaluminiums an dazu
geeigneten Wafferkräften bedeutend vermehrt. Im Jahre 1908 wird
man in Frankreich und England zufammen wohl ebenfoviel Aluminium
herfiellen können. als es die deutfch-fchweizerifch-öfterreichifche Gefellfchaft
vermag. Auch in Nordamerika. welches gegenwärtig bei weitem die
größte Produktion hat. werden die Wafferkräfte in immer weiterem Maße
für die Herfiellung von Aluminium herangezogen. In einem Kriege
zwifchen England und Deutfchland würden beide Teile befirebt fein. nicht
nur das Rohaluminium. fondern. wenn möglich. die fertiggeftellten Teile
für Aluminiumluftfchiffe aus Amerika zu beziehen. Am bequemften wird
der Verkehr mit Amerika ftets für England bleiben. Aber die ameri-
kanifchen Schiffe werden felbfiverfiändlich Gelegenheit finden. Aluminium-
ladungen nach neutralen Häfen. wie vielleicht Dänemark. Italien.
Griechenland oder die Türkei zu bringen. von wo fie nach Deutfchland
gelangen könnten.
Die Erfindung des Grafen Zeppelin ift fo bedeutungsvoll. daß Frank-
reich und England ebenfo wie alle anderen Großmächte fehr bald den
Bau von Aluminiumluftfäfiffen aufnehmen werden. Der Vorzug des
Aluminiumluftfchiffes gegenüber den unftarren und halbftarren Motor-
luftfchiffen befieht in der Größe der Tragfähigkeit. der Eigenbewegung.
des Aktionsradius und der Betriebsficherheit. Die halbftarre „Patric"
oder das unftarre Motorluftfchiff des Majors von Parfeval können nur
vier bis acht Perfonen tragen. Das Zeppelinfche Aluminiumluftfchiff
Nr. 3 hat im Jahre 1906 wie 1907 regelmäßig 11 Perfonen getragen.
und das Aluminiumluftfchiff Nr. 4 ift für 18 Perfonen berechnet. Neben
diefen 11 Perfonen hat das Aluminiumluftfchiff Nr. 3 noch 1600 Kilo-
gramm Wafferballafi an Bord. und neben den 18 Perfonen wird das
Aluminiumluftfchiff Nr. 4 etwa 2500 Kilogramm Wafferballaft an Bord
haben. Nur diefe Aluminiumluftfchiffe bieten alfo die Möglichkeit. an
Stelle von Perfonen und Wafferballaft Erplofivftoffe in großem Maße mit-
zunehmen. Die höchfie Eigenbewegung der „Partie" und des „Parfeval"

beträgt 45 Kilometer in der Stunde. während das Zeppelinfche Alumi-
niumluftfchiff Nr. 3 auf Grund der beiden leiftungsfähigen Motore von
je 85 Pferdef'tärken eine Eigenbewegung von 50 Kilometer aufzuweifen
hatte. Das im Ban begriffene Aluminiumluftfchiff Nr, 4 wird auf Grund
von zwei wefentlich leichteren Motoren von zufammen 280 Pferdeftärken
eine noch höhere Eigenbewegung von vielleicht 75 Kilometer befißen.
Kein unftarres oder halbftarres Motorluftfchiff hat bisher eine größere
Entfernung zurückgelegt als die am 30. November 1907 verloren ge-
gangene ..Patrie“. die am 23. November 1907 die Fahrt von Ehalais-
Meudon bei Paris nach ihrem 240 Kilometer entfernten neuen Stations-
ort Verdun in rund 7 Stunden ausführte. Graf Zeppelin legte am
30. September 1907 aber eine Strecke von 350 Kilometern in fieben
Stunden zurück. Die unfiarren und halbftarren Motorluftfchiffe können
bei ihrem geringen Gasinhalt von nur 3000 bis 3600 Kubikmeter Gas-
inhalt nur e in e n Motor tragen. Das Zeppelinfche Aluminiumluftfchiff
trägt zwei Motore. die dem Luftfchiff eine größere Betriebsficherheit für
den Fall des Verfagens eines Motors verleihen. Der Verlufi der
..Patrie“ lehrt am bef'ten die hohe Bedeutung von zwei Motoren. Da
die ..Patrie‟ nur einen Motor hatte. mußte fie bei einer Störung diefes
Motors während einer Fahrt am Nachmittag des 29. November 1907
in einer Entfernung von fiebzehn Kilometern von Verdun aus landen;
Da man fich nicht entfchließen konnte. den Ballon zu entleeren. kann es
nicht überrafchen. daß am Abend des folgenden Tages ein heftiger Sturm
ihn den Händen von 200 Soldaten entriß. Sowohl zur firategifchen
Aufklärung als zum Angriff übertrifft das Aluminiumluftfchiff jedes
andere an Leiftungsfähigkeit.
Die Größe der englifchen oder franzöfifchen Aluminiumluftflotte in
den kommenden Iahren fieht fchon heute feft. Sie wird ebenfo wie die
deutfche den Umfang haben. welcher den zu fchüßenden Werten und den
zu erzielenden Gewinnen entfpricht. In der Gegenwart fest man das
Kapital und die Technik überall da ein. wo es lohnenden Gewinn bringt.
Wie in der Produktion und dem Güterumtaufch. fo ftehen auch auf dem
militärifchen Gebiet die Ausgaben bei allen großen Nationen mit dem
Nußen in Einklang. Die Engländer werden den Wert ihrer Kriegsflotte.
ihrer Kriegshäfen und der unbehinderten Zufuhr von Nahrungsmitteln.
Rohftoffen und Kriegsmaterialien für ihr Land in Anfchlag bringen. Eine
große deutfche Aluminiumluftflotte würde nicht nur die englifchen Kriegs-
fchiffe und die englifchen Kriegshäfen mit Erfolg bombardieren. fondern

auch über die englifchen Jnfeln eine Blockade zur See verhängen können. Die gefamte Zufuhr auf den Seefchiffen vollzieht fich in einer befchränkten Anzahl guter Häfen. Diefe Häfen von der Luft aus zu blockieren. ift für eine feindliche Aluminiumluftflotte von 300 Luftfchiffen von der nahen franzöfifchen oder belgifchen Küfte aus mit Leichtigkeit zu bewerkfielligen. Die Franzofen werden erwägen. was ihnen die Feftung Paris wert ift. und was es ihnen kofket. wenn fie den Deutfchen in der Heranbildung einer Luftmacht einen Vorzug geftatten. Deutfchland muß alfo gewaltige An- ftrengungen machen. wenn die vereinigte Luftmacht Englands und Frank- reichs der deutfchen Luftmacht nicht überlegen fein folk. Aber auch in diefem Fall könnte ein Krieg zwifchen Deutfchland einerfeits und England und Frankreich andererfeits mit einem glänzenden Siege Deutfchlands enden. Die Luftmacht entfrheidet nicht allein. Noch auf Jahrzehnte hinaus wird die Landmacht in einem Landkrieg gegen Frankreich das Wiihtigfte fein. Zur See wird in der Nähe der Küfien einer Luftmacht. wie im Kanal und in der Nordfee. die Entfcheidung fchon in wenig Jahren bei der Luftmacht liegen.

Das Aluminiumluftfchiff ift dem Linienfchiff durch feine größere Schnelligkeit. durch feine größere Gefchoßwirkung und durch feine größere Billigkeit überlegen. Ein Linienfchiff koftet 40 Millionen Mark. Für diefen Preis kann man 80 Aluminiumluftfchiffe einfchließlich der Ber- gungshallen herfiellen. Kein Marineoffizier wird heute mehr daran zweifeln. daß 80 Aluminiumluftfchiffe mit je 40 Dynamittorpedos i1 75 Kilogramm an Bord ein Linienfchiff in fehr kurzer Zeit im Kanal oder der Nordfee vernichten können. Die Gefäjwindigkeit eines Linienfchiffes be- trägt nur 37 bis höchftens 43 Kilometer in der Stunde. während die Eigenbewegung eines Aluminiumluftfchiffes mindeftens 50 und in Zukunft wahrfcheinlich 75 Kilometer in der Stunde beträgt. Je mehr Kriegs- fchiffe eine Seemacht im Kanal und in der Nordfee hat. um fo mehr Ziele bietet fie der feindlichen Luftflotte. Während der Nacht und während des Nebels kann ein Kriegsfchiff fich gegenüber einem Alumi- niumluftfchiff fo gut wir gar nicht wehren. Am Tage kann eine Flotte von Linienfchiffen gegen eine Flotte von Aluminiumluftfchiffen nicht das geringfte ausrichten. folange die Luftfchiffe fich in einer Höhe von mehr als 2000 Meter befinden. Nur die fchwerfte Artillerie kann auf einige Kilometer Entfernung bis zu einer Höhe von 2000 Meter fchießen. Steht das Luftfchiff direkt über dem Kriegsfchiff. fo ift die Artillerie des Kriegs- fchiffes einfach wehrlos. denn fie kann nicht kerzengrade in die Höhe

fchießen. Dies ift nur dem Infanteriegewehr möglich. aber auch nur bis zu einer Höhe von 1500 Metern.
In einem Kriege würde es weder für England noch für Deutfchland möglich fein. den Ban von Kriegsfchiffen auf den Werften fortzufeßen. Denn die feindlichen Aluminiumluftflotten würden die wenigen wohl bekannten Werften an den Flußmündungen oder an den Küften während des langen Iahres. weläjes der Bau eines Kriegsfchiffes erfordert. troß aller Vorfichtsmaßregeln bei Nacht oder Nebel oft zufammenfchießen können. Selbft die Docks für Seefchiffe würde man fich gegenfeitig mit Erfolg vernichten. Den Bau von Aluminiumluftfchiffen. der nicht an eine beftimmte Stelle gebunden ift. könnte man aber nicht verhindern. Mit befonderer Sorgfalt müßte Deutfchland die Aluminiumwerke in Rheinfelden fchüßen. Aber die Aluminiumwerke im fchweizerifchen Neu-haufen und in Lend bei Gaftein dürfte eine feindliche Luftflotte fchwerlich befchießen. '
Im Zeitalter der Motorluftfchiffahrt hat die Seeherrfchaft Englands in den europäifchen Gewäffern an Bedeutung verloren. England muß fogar mit der Mögliajkeit einer Landung deutfcher Truppen durch die Luft und zur See rechnen. wie ich fie in meinem Buche ..Kaifer Wilhelm ll. und König Eduard till." (Berlin. Verlag))l*. Wedekind u. Eo.) be-fchrieben habe. Während aber die englifche Seemacht an Bedeutung ver-liert und die kleine englifäfe Landmacht in die Gefahr eines Zufammen-fioßes mit der großen deutfchen Landmacht kommt. erwächft den Eng-ländern eine neue Kriegsmacht durch die Begründung einer Luftmacht. Eine fo intelligente. kapitalkräftige und indufkrielle Nation wie die Eng-länder. die überdies dem Sport außerordentlich ergeben find. wird troß der Ungunft der ftarken Winde. die über England wehen. fich eine mächtige Luftflotte zu fchaffen wiffen. In einer künftigen Schlacht bei Sedan könnte die englifche Luftmacht geradezu die Entfcheidung bringen.
Im Zeitalter der Motorluftfchiffahrt verliert England als Seemacht. kann aber in einem Landkriege auf dem Kontinent jederzeit als Luft-macht eingreifen. Die Bündnisfähigkeit Englands nimmt alfo keines-wegs ab.
Die Motorluftfchiffahrt kommt dem Deutfchen Reiche weit mehr zu-gute. als dem britifchen Reiche. Der Schwerpunkt der Weltpolitik ver-legt fich von London nach Berlin. Englands Weltmacht hat fchon jeßt ihren Höhepunkt überfchritten. Wäre England 1000 Kilometer fiatt nur 35 Kilometer vom mitteleuropäifchen Kontinent entfernt. fo würden die

Vorzüge feiner infularen Lage durch die Motorluftfrhiffahrt innerhalb der nä>7ften Iahre nur wenig berührt werden. Amerika, welches rund 5000 Kilometer von Europa und noch wefentlich weiter von Japan ent- fernt ift7 erleidet durch die Motorluftfchiffahrt keinerlei Nachteil. Viel- mehr kommen die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch die Aus- bildung der Motorluftfchiffahrt in die Lage. jeden Angriff zur See von Oft oder Weft mit Erfolg abzufäilagen. Es nimmt alfo auch die Macht der Vereinigten Staaten im Verhältnis zu England in den kommenden Jahrzehnten zu.
Die Technik der Seefchiffahrt war eine Haupturfache der Weltmaäfi- |ellung Englands. Die Technik der Luftfchiffahrt wird eine .ßaupturfache der Erftarkung Deutfchlands und Nordamerikas im Verhältnis zu Eng- land fein und dem Fortfchreiten der englifchen Weltmacht ein Ziel feßen.

Die kulturellen Werte des Theaters.
Wir fragten Menfchen von Kultur. Wifien und Autorität: Welchen
Einfluß hat das Theater auf Ihre ethifche und äfthetifche Bildung
gehabt -. und wollten erfahren. wie weit die Liebe zum Theater und
die Hoffnung auf das Theater geht.
Hier find die Antworten. Wir fchreiben beffer ein Schlußwort denn
ein Vorwort; und darum foll die Arbeit E. von Wolzogens als Einleitung
gelten. Ihm folgen Wilhelm Holzamer. der fo früh verfiorbene und
hoffnungsreiche. der tiefgründig den Einfluß des Theaters auf unfere
Jugend fchildert; Hanns von Gumppenberg. Hugo Salus. Franz Servaes
und Thomas Mann fehen und fühlen anders die Wirkungskraft der Schau-
bühne; und doch hat man den Eindruck. wie immer. wenn Männer über
Frauen fireiten. - im Grunde ihres Wefens find fie doch entzückt und
voller Glauben. A. H.
I:
Ernfi von Wolzogen:
Theatralifche Probleme.
Sobald der Deutfche die Rednertribüne befieigt oder die
Feder in die Hand nimmt. um zur Öffentlichkeit zu reden. fühlt
er fich verpflichtet. fich das Anfehen eines Mannes zu geben.
der gewohnt ij't. feinen Blick über die Trivialität des Alltags und die bla-
mablen Menfchlichkeiten des großen Haufens hinweg auf die Ewigkeit
zu richten. Er darf. fobald er das Gebiet rein praktifcher Tagesfragen
verläßt. beileibe nicht die Meinung aufkommen laffen. als ob in feiner
Schätzung die gegenwärtigen Dinge. die feiner Betrachtung unterliegen.
an fich des ernfthaften Intereffes wert wären; denn von dem flachen
Geifi. der nur an der Gegenwart klebt. unterfcheidet fich der wif'fen-
fchaftlich gefchulte Denker bekanntlich dadurch. daß er feinen Blick auf
Anfang und Ende. auf den gefchichtlichen Werdevorgang und auf die
zukünftigen Ennoiälungsmöglichkeiten wendet. Die Gegenwart hat für

einen folchen immer nur als Duräjgangsftation auf jenem himmelweiten
Wege eine gewifie Bedeutung. Wenn nun gar ein ernfihafter Geifi über
eine Kunfiform zu reden anhebt. die für die überwältigende Mehrheit
der Mitmenfehen nur eine beffere Unterhaltung oder aber ein Gefchäft
bedeutet. fo wird er fich erfi recht verpflichtet fühlen. feinen Gegenfiand
erft einmal hifiorifch zu behandeln. dann aber auch eine firenge Schei-
dung vorzunehmen zwifchen dem Theater als Vergnügungsinftitut und
dem Theater als Pflegefiätte des hohen Dramas. Es ift zehn gegen eins
zu wetten. daß bei jeder folchen wiffenfchaftlich gemeinten Betraäjtung
theatralifcher Dinge die Gegenwart gegenüber der klaffifchen Vergangen-
heit in Athen und Weimar überaus fehle-.ht wegkommen und der Schluß
der Betrachtung auf die .Hoffnung der möglichen Wiedererweckung einer
wahrhaft nationalen Schaubühne im Sinne der ali-hellenifchen hinaus-
laufen wird.
Ift es nicht verwunderlich. daß unfere wifienfchaftliche Welt. die
doch auf faft allen andern Gebieten fich fonft die entwi>lungsgefchicht-
liche Betraäjtungsweife zn eigen gemacht hat. auf dem Gebiete gerade
der künftlerifchen Phänomene des menfchlichen Geifies die tatfächlichen
Erfahrungen der Naturbetrachtung fo felten anwenden mag! Wie kann
man nun bei folcher wiffenfchaftlichen Betrachtung der Naturphänomene
das Prinzip der Aufwärtsentwicklung zur vollkommenen Form durch Ver-
erbung. Auslefe und Anpaffung überall wirkfam erkennen. und anderer-
feits bei Betrachtung der Geifiesphänomene fo hartnäckig bei dem alten
Vorurteil beharren. daß das Vergangene hoch über dem Gegenwärtigen
fiehe und eine Befferung nur von der Rückkehr zu primitiven Zufiänden
zu erhoffen fei? Ich meine. wir müffen uns bei der Beurteilung einer
fo lebendig gegenwärtigen Kulturfrage. wie fie das Theater immer be-
deutet. zunächft einmal von der Ungerechtigkeit eines folchen Vorurteils
freimachen. Wer von dem Theater der Vergangenheit wirklich eine
einigermaßen klare Vorftellung befilzt und gerecht fein will. der kann nicht
anders als anerkennen. daß die Leiftungen des Theaters fich in einer auf-
fieigenden Linie bewegen. die durchaus derjenigen parallel läuft. welche
die Entwicklung jeder anderen menfchlichen Geifiestätigkeit auch zeigt. Die
Hauptfehlerquelle aller ungerechten Urteile über das gegenwärtige Theater
beruht darin. daß die Betrachter nur einige markantefie Höhepunkte aus
der Vergangenheit zum Maßfiabe nehmen und die Durchfchnitts-
leiftungen jener früheren Glanzzeiten entweder nicht kennen oder abfichtliäj
nicht mit in Betrachtung ziehen.

Die kulturellen Werte des Theaters v. Wolzogen
Jm alten Griechenland war für unfere Begriffe das Niveau der allgemeinen Bildung fo niedrig. daß nur einige ganz wenige. überaus hervorragende Geifier imftande waren. die höchfie Dichtungsform der Tragödie überhaupt zu meifiern. Und deren Werke wurden alsdann nur an hohen Fefttagen. an geweihten Stätten und in einer faft unverrückbar fefiftehenden Form der Nation vorgeführt. Es ifi felbftverftändlich. daß diefe feltenen weihevollen Darftellungen der Werke jener wenigen auser-wählten Geifter ein ganz anderes Relief bekamen und eine weit tiefere Wirkung ausüben mußten. als die täglichen Aufführungen Taufender von verfchiedenften Werken aller erdenklichen Stilarten in unferer Zeit und vor einem durch Uberfülle und leichte Erreichbarkeit des Gebotenen blafierten Publikum. Die Wiederkehr eines folchen Verhältniffes zwifchen dem Volke und feinem hohen Drama wäre alfo nur nach völliger Ver-nichtung unferer Kultur denkbar. - Und nicht viel anders fieht es um den Ruhm des weimarifchen Theaters unter Goethes Leitung. Es war eben ein Goethe und ein Schiller vorhanden und deren Werke wurden am weimarifchen Hoftheater verhältnismäßig gut aufgeführt. weil der Bühnenleiter das Glück gehabt hatte. durch die Anziehungskraft feines Namens einzelne hervorragende Kräfte zu gewinnen und viel Mühe darauf verwendete. einen edlen deklamatorifchen Stil auch den minderen Schau-fpielern nach Mögliäjkeit beizubringen. Man würde fich aber doch wohl fehr irren. wenn man meinen wollte. eine Darfiellung irgend eines klaffi-fehen Dramas fei am Theater Goethes trotz der berühmten Namen Corona Schröter. Karoline Jagemann. Pius Alexander Wolf u. a. m. mit der heutigen Darftellung eines folchen Werkes an einer unferer erften Bühnen zu ihrem Vorteil vergleichbar gewefen. Man lefe nur einmal in den Goethefchen Tagebüchern die Bemerkungen nach. die der Altmeifter über die Qualität der Schaufpieler an hervorragenden Bühnen feiner Zeit macht. zum Beifpiel Frankfurt und Stuttgart. Man gewinnt daraus die deutliäje Vorfiellung. daß zu jener Zeit die Mitglieder der erfien Stadt- und Hoftheater kaum wefentlich über dem Niveau heutiger Schmierenkomödianten geftanden fein können. Es ifi ja auch gar nicht anders möglich; denn die Komödianten jener Zeit waren mit wenigen Ausnahmen ungebildete. von der guten Gefellfchaft ausgefchlofiene Menfchen. welche die naive Volksanfchauung ruhig zu den Seiltänzern und Degenfchluckern in einen Topf warf. Schon was von ihnen ver-langt wurde. machte es ihnen unmöglich. Fachkünfiler in unferem Sinne zu fein. Derfelbe Mann. der heute den ..Sarafiro" fang. mußte morgen

in irgend einer Farce den geprügelten Ehemann darftellen und über-
morgen im Ballett groteske Sprünge ausführen können. Mozart hat feine
deutfchen Opern niemals von lauter gefchulten Sängern ausgeführt ge-
hört. Höchftens die Primadonnen und die erfien männlichen Gefangs-
kräfte waren durch eine hohe Schule ihrer Kunft gelaufen. Der weitaus
größte Teil fämtlither Partien wurde von Schaufpielern ausgeführt.
die eben ohne Stimme und ohne Schulung ihr Befies taten. Von einer
Regie in unferem heutigen Sinne war noch gar keine Rede. ganz zu
fchweigen von irgend welchen hohen Anfprüchen an hifiorifche Echtheit
und künftlerifche Schönheit der Koftüme und Dekorationen. Von einem
forgfältig abgetönten Enfemble hatte man im rezitierten Drama wenig.
im mufikalifchen gar keine Ahnung. Wie lääzerlich neu alle diefe für
uns längfi felbfiverftändlichen Forderungen find. das können uns heute
noch einzelne alte Herren erzählen. die über fünfzig Jahre im Theater-
und Mufikgetriebe tätig find. So hat jüngft einmal der Züricher Kapell-
meifter Hegar. einer unferer bedeutendften Orchefierdirigenten. Erinne-
rungen zum beften gegeben. wie es noch in den fünfziger Jahren des
vorigen Jahrhunderts in den Orcheftern größerer Theater- und Konzert-
inftitute zuging. Die wenigften Kapellmeifter verftanden. oder gaben
fich die Mühe. aus der Partitur zu dirigieren. Sie fehlugen mit dem
Fiedelbogen den Takt nach einer Primgeigenftimme. Bei der Einftu-
dierung einer Mozartfchen oder Roffinifchen Oper. ja felbft einer Sym-
phonie von Beethoven war man vollftändig zufrieden. wenn rhythmifch
und harmonifch alles klappte und die vorgefchriebenen Fortes und Pianos
einigermaßen beachtet wurden. Wenn ein Dirigent fich darauf verfteifen
wollte. durch feinere Nuancierung feine perfönliche Auffaffung zum Aus-
druck zu bringen. fo ftreikte das Orchefter einfach. Wenn ihre Stunde
gefchlagen hatte. gingen die Herren Mufici eben nach Haufe. und es fiel
ihnen ni>7t ein. fich wegen der Marotten des Dirigenten überflüffig
plagen zu laffen. Auf der Opernbühne übten die paar kehlfertigen Prima-
donnen und angefchwärmten Tenöre eine Tyrannei aus. der fich kaum
je ein Direktor oder Kapellmeifter entgegenzuftellen wagte. Und
im Schaufpiel war es auch nicht viel befier. Der Hanswurft war zwar
feierlich verbrannt worden. aber die Lazzi des Komikers. die nicht im Buche
ftanden. bildeten nach wie vor die eigentliche Würze des Komödienfpiels.
Und im höheren Drama verlangte der Kulifienreißer gebieterifch freie
Bahn für fich und erfeßte durch Organaufwand die Befcheidenheit feiner
geiftigen Mittel. Eine dialektfreie. edle Spreäzkunft war noch viel feltener

zu finden als heutzutage. Nur für das bürgerliche Schaufpiel und die
Lokalpoffe brachten günftige Umftände hier und dort und hin und wieder
durchweg vorzügliche Darfteller zufammen. wie in Mannheim. Wien und
in Berlin unter Iffland. Es ift das ja auch ganz felbftverf'tändlich. denn
fchaufpielerifche Talente hat es natürlich immer gegeben. und diefe werden
immer in derjenigen Gattung ihr Beftes geleiftet haben. die den Durch-
fchnittsf'tandpunkt ihrer Zeit am treuefien widerfpiegelte.
Eines ift ganz ficher. Wenn Shakefpeare. Mozart. Beethoven.
Goethe. Schiller heute einer naäj unferen Begriffen guten Aufführung
ihrer Werke beiwohnen könnten. fo würden fie fprachlos daftehen über
einen folchen von ihnen nie geahnten Grad von Vollkommenheit. Wir
befißen ein lebendiges Zeugnis von dem darfiellerifchen Ideal einer ver-
gangenen klaffifchen Periode in dem Stil der Molidreaufführungen. wie
fie heute noch nach der f'treng bewahrten Tradition der „Comedie Fran-
eaife" auf allen franzöfifchen Bühnen geübt wird. Den Schauplaß bildet
fafi ausnahmslos die weite Halle. aus zwei Bogen und Hintergrund mit
Türen rechts. links und in der Mitte zufammengeftellt. Von Möbeln nur
fo viel. als tatfächlich benüßt wird. Die Türen fliegen bei jedem Auftritt
und Abgang wie durch Geifterhand bewegt von felber auf. Sämtliche
Schaufpieler ftehen in einer Reihe vor dem Souffleurkaften aufgepflanzt
und fagen ihren Part dem Zufchauer gerade ins Geficht. Und in allen
franzöfifchen Theatern fieht ein Molisrefcher Jntrigant genau fo aus
wie der andere. flötet ein premier umuut haarfcharf wie der andere. und
eine Soubrette ift jeder anderen zum Verwechfeln ähnlich. Wie unendlich
armfälig nimmt fich eine folche Darftellung heutzutage aus. gegenüber den
Wiederbelebungen klaffifcher Werke durch die geiftreichen Regiffeure
einiger unferer erfien Theater! Und man braucht nur zwei Jahr-
zehnte zurückzudenken. um fich auch in Deutfchland ähnlich dürftiger Auf-
führungen unferer klaffifchen Stücke zu erinnern. Die klaffifche Tradition
hat. wenn auch nicht fo ftark wie in Frankreich. doch auch bei uns bei den
beften Leiftungen der erften Bühnen lange nachgewirkt. und wir können
uns. naäf dem. was wir Alteren felbft noch erlebt haben. recht wohl eine
ziemlich deutliche Vorftellung von einer Theatervorfiellung unter Goethe
in Weimar machen. Wir werden fchwerlich ungerecht fein. wenn wir
ruhig behaupten. daß eine folche kaum auf der Höhe der Leiftungs-
fähigkeit der heutigen fiehenden Theater befcheidenen Ranges geftanden
fein kann. Und dann die Durchfchnittsqualität der Werke!
Vermag wirklich irgend jemand im Ernfi zu behaupten. daß das

Goethefche Theater in Weimar höheren literarifchen Anfprüchen genügt
habe als irgend eine folide. angefehne Bühne von heute? Neben den
Werken der Klaffiker gab es damals nur ganz wenige und faft durchweg
fehr unglückliche Shakefpearebearbeitungen. einige Uberfeßungen der fran-
zöfifchen Klaffiker. ganz wenige deutfche Überbleibfel aus früheren Zeiten.
Von Verfuchen der Mitlebenden im höheren ftilifierten Drama hören wir
nichts. Der Gefchmack des großen Publikums war viel mehr auf die
an fich unzweifelhaft tüchtigen bürgerlichen Schaufpiele von Jffland
und feinen Nachahmern. fowie auf harmlofe Philifterkomödien gerichtet.
deren Typus für feine Zeit Koßebue am fchärfften ausgedrückt hat. Das
Publikum fühlte fich durchaus ni>jt beleidigt. wenn es zwifchen der Braut
von Mefiina und dem Taffo den Schneider Fipps zu fehen bekam. Und
der Herzog Karl Auguft. der doch wahrlich auf der höchften Höhe der
Bildung feiner Zeit ftand. wollte feinem tief verehrten und verfiandenen
Freunde Goethe durchaus die Schrulle nicht pafiieren laffen. daß er das
Auftreten eines Pudels auf dem Hoftheater für eine Entweihung hielt.
Goethe gab nicht nach - und ..Der Hund des Aubry“ wurde dennoäj
auf dem Hoftheater aufgeführt! Zwar wußte der Herzog bald darauf
den alten Freund wegen der Kränkung durch die brüske Art feiner Ent-
laffung als Theaterdirektor zu verföhnen. aber er hatte doch feinen Stand-
punkt durchgefeßt und damit unzweideutig feine naive. durchaus volks-
tümliche Auffaffung vom Wefen des Theaters bekannt. Erbauung und
leichte Unterhaltung als gleichberechtigt proklamiert.
Zu unferem klaffifchen Repertoire find Kleift. Grillparzer. Hebbel
hinzugekommen. famt reichen Schäßen aus der Weltliteratur. Und will
jemand befireiten. daß die gegenwärtige dramatifche Produktion mit eäjten
ehrlichen Dichtern wie Wildenbruch. Hauptmann. Halbe. Hartleben.
Hoffmannsthal an der Spiße. der Durchfchnittsleiftung jener Klinge-
mann. Ufteri. Iffland. Raupach oder der Birch-Pfeiffer etwa nicht
himmelhoch überlegen feien?! Können wir den deutlichen Fortfchritt
nicht beinahe von Jahr zu Jahr verfolgen? Haben wir nicht zum Bei-
fpiel auf dem Gebiete des eleganten Feuilletonfiückes Blumenthal. Fulda.
Sudermann. Hermann Bahr über ihre franzöfifchen Vorbilder und deren
erfien deutfchen Namahmer. Lindau. hinauswachfen fehen? Ein Still-
|and oder Rückgang gar ift nur auf dem Gebiete des Lufifpiels zuzugeben;
denn man kann im allgemeinen nicht fagen. daß die harmlofen Familien-
komödien Blumenthals. Säjönthans. Kadelburgs ufw. ufw.. erheblich beff er
feien. als die Werke des biederen Papa Benedir. In den Komödien

Anzengrubers hatten wir fogar einen Auffchwung genommen. auf den
wieder eine gewiffe Lahmheit gefolgt ifi. und was heute auf dem Ge-
biete der Lokalpoffe oder des Volksiiückes geleiftet wird. hält nur fehr
felten den Vergleich mit den befieren Werken von Kalifch oder gar
L*Arronge aus. Auf die Urfachen diefer Erfcheinung will iäj fpäter noch
zu fprechen kommen.
Es ift gewiß fehr fchön. wenn immer wieder liebenswürdige Jdealifien
mit heiligem Eifer daran gehen. uns die Bedeutung des Theaters als
einer moralifchen Anflalt im Sinne Schillers ins Gedääjtnis zu rufen.
oder wenn fie gar für den von allem Dogma befreiten Menfchen das
Theater als Erbauungsftätte an Stelle der unzulänglich gewordenen Kirche
empfehlen. Man darf mit Freude alle folche Beftrebungen verfolgen und
mag fie tatkräftig unterfiüßen. fofern fie darauf hinzielen. die Bühne den
unheilvollen Einwirkungen gefchäftlicher Notwendigkeiten zu entziehen.
oder der Heimatkunft in wohltätiger Losgelöftheit vom Großftadtlärm
freundliche Tempel zu bauen und einem fe|lich gefiimmten Volke hier
und dort klaffifche Meifterfpiele zu bieten. Je mehr Streben. je mehr Be-
wegung. um fo befier. Aber wir follen darüber nicht vergeffen. daß das
Theater als volkstümlichfte aller Kunfianftalten zunächft einmal in den
Stand gefeßt fein muß. auf das Volk zu wirken. auf die große Maße. auf
den Durchfchnitt. nicht nur auf die einzelnen anfpruchsvollften Höchft-
gebildeten. Damit ift ja keineswegs gefagt. daß die Bühne fich dem Ge-
fchmack des niederften Bildungspöbels anpaffen folle. Das Publikum
geht tatfächlich mit derfelben Grundforderung ins Theater. mit der es
in die Kirche geht oder einftmals ging. das heißt: es will fich auf kurze
Zeit von den Eindrücken und Vorfiellungen des Alltags befreien und im
Spiel eine neue. aber in irgend welcher Beziehung ideale Wirk-
lichkeit vor fich geftaltet fehen. die feine Gedanken von der gewöhnlichen
Bahn ablenkt und. es angenehm aufrüttelnd. bei feinen allgemein menfch-
lichen Gefühlen packt. Ebenfo wie eine Kirche ihren Zweck verfehlt. die
nicht fofort durch ihren Raum in ftarkem Gegenfaß zur gewohnten Arbeits-
oder Heimftätte fieht und durch die Form des Kultes nicht den künft-
lerifchen Infiinkt gefunder Sinne befriedigt. fo würde auch als Volks-
inftitut jedes Theater feinen Zweck verfehlen. das dem Publikum nicht
das bieten wollte. wofür es fo gern fein Geld bezahlt. nämlich eben jenen
fchönen Schein einer durch künfiliche Mittel erreichten höheren Wirk-
lichkeit.
Dazu gehört in allererfter Linie die U n t erhaltf am k e i t. Die

ganze Dramaturgie beruht ganz einfach auf der Notwendigkeit. für zwei
bis drei Stunden die Teilnahme einer kompakten Menfchenmenge zu fefieln
und dadurch Aufmerkfamkeit für das Wort des Dichters zu erzwingen.
Sie ift alfo fchlechthin eine Frage der N e r v e n p h y f i o l o g i e. Ein
langweiliges Stück kann unmöglich gut fein; aber das Gegenteil von
Langeweile ift eben Unterhaltung. Warum will man denn durchaus diefen
Begriff gering fchäßen? Wir fprechen doch auch ganz richtig vom
Theaterf p i e l. Es ift ein Spiel. Und ein Spiel will und foll unter-
halten. Wenn gelangweilte Menfchen in Haufen beieinander fißen. fo
ift nicht zu erwarten. daß die Abficht des Dichters fie fröhlich. mitleids-
voll gerührt. zornig aufgeregt oder begeiftert emporgehoben zu ftimmen
gelinge. Die Abteilung in Akte. die Gewährung von Erholungspaufen.
die Verlegung der ftärkften Effekte an den Schluß der Aufzüge. die Auf-
rechterhaltung der Spannung auf den Ausgang der Handlung. die Stei-
gerung der dramatifchen Dynamik innerhalb der einzelnen Szenen. Akte
und des ganzen Stückes. die Abwechflung zwifchen ruhigen Dialogen und
leidenfchaftlichen Szenen. zwifchen Einzel- und Maffenauftritten. das
Stimmungsmachen durch Hineinziehen von Naturvorgängen. Geheimtuerei
und Überrafchungstricks - all das ifi doch nur dazu da. um die Grund-
bedingung alles Theaterfpiels zu erfüllen. nämlich die Nerven der Zu-
fchauer in Spannung und daduräz aufnahmefähig zu erhalten. Die
Arbeit. welche die Nerven in diefer Spannung leiften. wirkt nicht er-
müdend. fondern wohltätig erfrifchend - und diefe Erfrifchung fuchen
wir alle im Theater. Sobald das Seelenleben des Menfäjen fich einiger-
maßen zu verfeinern beginnt. ftellt fich auch das Bedürfnis nach dem
Raufch ein -- in diefem Ausdruck alle Sehnfucht des bedrängten Men-
fchenkindes zufammengefaßt: Vergeffen des Alltags. Erhebung über den
gewöhnlichen Gedanken- und Empfindungskreis. Eröffnung ungewohnter
weiter Ausblicke in das Jenfeits der eigenen engen Umwelt. Aufftachelung
zur Bewunderung fremder Größe. Erwe>ung zur Selbfterkenntnis und
Befeligung durch fchöne Jllufion. Und weil der Menfch. je höher er in
der geiftigen Entwicklung |eigt. des Raufches um fo weniger entraten
kann. fo kauft er ihn fich zu immer höherem Preis. der eine von der Kirche.
der andere vom Theater. und der Allerelendefte im Schnapsansfchank. Das
Bedürfnis nach dem Raufch in diefem hohen Sinne dürfte wohl der
fitherfte Gradmeffer der Kultur fein. Und wenn einmal wirklich die all-
gemeine Gleichmacherei. die öde Philofophie der Nützlichkeit es dahin
bringen follte. daß die Menfchen den hohen Raufch als eine unnüße

Nervenkraftvergeudung verdammten und fich in mufierhafter Abftinenz
wohl fühlten. dann wäre eine fo ekelhafte Menfehheit zum Untergange
reif. Iede geifiige Produktivität würde lahmgelegt. und auch körperlich
an die Stelle der fchönen Wildheit der Natur die gewichtige Blödheit des
Mafiviehs gerückt werden.
Diefe Abfchweifung mag immerhin nicht ganz unnr'tß gewefen fein.
denn fie kann wohl dazu beitragen. um das Wefen des Theaters als
Kulturfaktor klar zu machen. Es ift demnach ebenfo falfch. es nur als
eine moralifche Anftalt. wie es ausfchließlich als ein Unterhaltungsmittel
zu betrachten. Es muß eben beides zufammenkommen: die Moral muß
unterhaltfam gepredigt werden und die Unterhaltung irgend weläie. wenn
auch noch fo befcheidene fittliche Zwecke verfolgen. Auch die bloße Er-
regung lauter .Heiterkeit ift fchon ein folcher fittlicher Zweck (voraus-
gefetzt. daß folches Lachen nicht zynifches Gewieher ift); denn das Lachen
befreit. das Lachen ift imftande. Haß. Neid und Bosheit die Spitze ab-
zubrechen. das Lachen verföhnt - mit einem Wort. es macht den Menfchen
menfchlicher. Darum haben jene "reifen Wurdebonzen unrecht. die gleich
eine Tempelfchändung darin erblicken wollen. wenn dasfelbe Theater.
welches das Drama höchften Stils kultiviert. gleichzeitig dem literarifäi
unbedeutenden bürgerlichen Luftfpiel Gaftfreundfchaft erzeigt. Das täg-
lich fpielende. und vornehmlich das konkurrenzlofe Theater hat die Ver-
pflichtung. der Allgemeinheit zu bieten. was fie fucht und braucht: Er-
hebung und Erheiterung.
_ Diefe Allgemeinheit will auch weder die vollkommene Abftraktion
von aller Wirklichkeit im Theater haben. noch auch die peinlich genaue.» .p
Reproduktion der Wirklichkeit. denn eine folche wurde ihr geradedas» *7-* '
vorenthalten. was ihr gefunder Infiinkt im Theater fucht. D i e B_ ü'h t't e' kann nicht die Natur oder das Leben wiedergeben_
Sie muß beides räumlich und zeitlich befchneiden. um fie in die zwei'
bis drei Stunden eines Theaterabends und in den Rahmen des Bühnen-
ausfchnittes hineinzupafien. Sie gibt Szenen au s dem Leben und um-
rahmte Stücke aus der Natur. Das Guckkaftenmäßige der Bühne.
die fehlende vierte Wand. die uns im Theater zu Säilüfiellochfpähern
und eifrigen Horchern macht. umgrenzt und befiimmt das ganze Wefen
der dramatifchen Kunft. Zwar gibt es heutzutage fchon Leute. die fich die
Köpfe darüber zerbrechen. wie man ohne diefes vom Vorhang verhüllte
Guckkaftenloch auskommen könnte. wie man der Schmach wa>elnder
Palaftmauern. auf Drahtneß geklebter. im ärgfien Sturm unbewegter

Baumwipfel ufw. ufw. abhelfen könnte. aber es will mich bedünken. als ob folches nachdenkliche Bemühen ganz unnütz verfchwendet würde. ja. als ob man geradezu durch derlei Kunftfiücke die Kunfi hrrabwürdige. Wenn es auch wirklich gelingt. Bäume auf die Bühne zu ftellen. die fich im Winde bewegen oder fefte Häufer zu bauen. die nicht wackeln. wenn man an die Tür pocht. fo hat man doch damit nichts anderes erreicht. als etwa der Schaubudenbefißer. der ein fichtbar atmendes wächfernes Weib oder einen fprechenden und tanzenden Automaten ausftellt. Die noch fo fchön gemalte Waldkouliffe bedeutet doch im Grunde auch nichts anderes als die fchwarze Tafel der primitiven Shakefpearebühne: D i e s foll ein Wald fein. Und das genügt ja auch vollftändig. denn dem Publikum liegt gar nichts daran. daß ihm weis gemacht werde. es befinde fich im Walde und nicht im Theater. Selbftverftändlich wäre es töricht. nicht. wo die Mittel dazu vorhanden find. die Errungenfchaften moderner Technik verwenden zu wollen. um das Bühnenbild möglichft fchön zu geftalten. Iedes Raffinement in diefer Beziehung ift recht und gut. foweit es dazu dient. die Stimmung des dramatifchen Vorgangs finnfällig zum Ausdruck zu bringen. So haben zum Beifpiel die Ausfiattungskünfie des genialften Regiffeurs unferer Zeit. des Herzogs Georg von Meiningen. nicht nur die Schauluft befriedigt. fondern tatfächlich das im Einfchlafen begriffene Intereffe für die klafiifchen Meifterwerke zu neuem Leben erweckt. Dadurch. daß dem Auge Szenenbilder geboten wurden. welche der Nachprüfung des Gefchichtskenners |andhielten. dadurch. daß fich die Handelnden in Koftümen und unter Möbeln und Requifiten bewegten. welche bis ins Kleinfie den lokalen und hiftorifchen Hintergrund des Dramas lebendig machten. wurden auch alle Zufälligkeiten an den Perfönlichkeiten der Schaufpieler gewifiermaßen hiftorifch beglaubigt. Wenn alfo beifpielsweife der Darf'teller des Buttler im Wallenftein krumme Beine gehabt oder mit der Zunge angeftoßen hätte. fo wäre man nicht zu der Empfindung gekommen. daß diefer Schaufpieler fehle-ht gewachfen und fprachtechnifch mangelhaft ausgebildet fei. fondern man hätte es ohne weiteres als eine hiftorifche Tatfache angenommen. daß der Buttler wohl krumme Beine gehabt und mit der Zunge angeftoßen haben müffe. Es wurde dadurch eine neue Illufion erzeugt. welche der eigentlichen dramatifchen Wirkung zugute kam. indem man in den Schaufpielern nicht bloß mehr oder minder tüchtige Sprechwerkzeuge für das Dichterwort. fondern einfach Menfchen fah. Wir haben es damals erlebt. daß das Enfemble der Meininger mit feinen zum

größeren Teil recht unbedeutenden Schaufpielern dem berühmten Wiener Burgtheater mit feiner glänzenden Tradition und feinen vorzüglich ge-fchulten bedeutenden Künftlern vollftändig den Rang abzulaufen ver-mochte. Natürlich ift es unmöglich. eine Grenze anzugeben. wie weit die technifrhe Vervollkommnung des Bühnenbildes gehen könne. ohne der Wirkung des Dramas felbft zu fchadenz daß aber in dem raftlofen Uber-bieten der Ausftattungseffekte in bezug auf Koftbarkeit. hiftorifche Echtheit und verblüffende Naturfreue eine große praktifche Gefahr für das ganze Theaterwefen liege. leuchtet auch wohl ohne weiteres ein; denn ein folcher Aufwand fordert Geldmittel. die verloren find. fobald der dauernde Erfolg fich nicht einftellt. Und das Publikum gewöhnt fich fo rafch daran. das Außerfte an Aufwand als das einfach Selbftverftändliche zu be-trachten. daß die Schauluft an fich fehr bald die Maffen nicht mehr an-lockt. Da muß der Leiter wieder auf neue Senfationen finnen. um durch Verblüffung zu wirken. Und das führt zu tollkühnen Rifikogefchäften. die nur zu leicht mit finanziellen Kataftrophen endigen. Andererfeits wäre es auch ebenfo verfehlt. in bezug auf die Ausftattung wieder zum Primitiven gewaltfam zurückkehren zu wollen. Wir haben auch foläfe wunderlichen Heiligen; und das ift keineswegs erfiaunlich in einer Zeit. wo das äfthetifche Gigerltum fo weit verbreitet ift. Ebenfo wie in der Malerei wunderliche Käuze und gefchickte Senfationsmacher das Nicht-befier-können einfältiger Vorfahren zum modernften Kunf'tprinzip erhoben. fo tun fich auch Theaterreformer auf. die unter dem Vorgeben. dem reinen Dichterwort durch Entfernung alles die Sinne zerftreuenden Beiwerks zur größeren Geltung zu verhelfen. alle naturalifkifchen Dekorationen hinauswerfen und nur durch einfachfte Farbenwirkungen die nötige Stimmung vorbereiten möchten. Da foll meinethalben eine mit ftreng geometrifchen Mnftern beftickte Gardine den Hintergrund für eine ge-dankenvolle Ausfprache bilden oder ein grüner Schleier mit roten Tupfen himmlifche Heiterkeit verbreiten. Alle diefe krampfhaften Regungen einer nervös überreizten Zeit mag man lächelnd über fich ergehen lafien. ebenfo wie das Gefchrei über den Verfall des Theaters feitens fehr junger Idealifien oder fehr alter Pedanten. Die eigentlichen Probleme des modernen Theaters vermag ich in der Richtung der Ausftattung nicht zu erblicken.

Ich begreift auch durchaus nicht. was die immer neu auftauchenden Reformer der Schaufpielkunft eigentlich wollen. die mit mehr oder minder geifivollem Phrafenfchwulft deren Verfall beklagen und fich das Heil von

einer radikalen Anderung des dramatifchen Unterrichts verfpreihen. So-
weit diefe guten Leute nicht einfach durch den Drang fich durch Be-
gründung einer neuen Theaterfchule eine Eriftenz zu verfchaffen, be-
geifiert werdenx fcheinen fie mir von dem Wefen der Schaufpielkunft über-
haupt keinen rechten Begriff zu haben. Es ift ein Unfinn- vom Schau-
fpieler aus das Theater oder gar die dramatifche Dichtung reformieren
zu wollen. Der Schaufpieler wird von den Dichtern
gemacht und nicht umgekehrt. Das angeborene fchaufpie-
lerifche Talent7 ohne das die befie Lehrmethode und die geiftvollften Re-
giffeure verfagen- befteht in der Fähigkeit der Nachahmung der Selbi'tent-
äußerung bis zum völligen Aufgehen in einer anderen Perfbnliäfieit.
Solche geborenen Schaufpieler find immer vorhanden. Heute natürlich
unendlich viel mehr als früherF weil die Mögliwkeit- befiere Theater-
vorfiellungen zu fehen7 heute für die allerbreiteften Schichten des Volkes
befteht und dadurch die Selbfientdeckung des darftellerifafen Talentes un-
gemein erleichtert ift. Der Nachahmungstrieb diefer geborenen Schau-
fpieler muß fich felbftverftändlich zunäihft an das halten- was ihnen Leben
und Theater am häufigfien als Vorbild bieten. Und daraus folgt, daß
immer für d i e Dichtungsgattung7 die jeweils am nreiften im Schwange
ift- die meifien und die beiten Schaufpieler zu haben fein werden. Als
durch den Erfolg der Meininger das klafiifche Drama zu neuem Leben
erweckt wurde und nebenher7 als mittlere Tagesproduktion, das fo-
genannte Öberlehrerdrama mit korrekten Fünffüßlern herlief und im un-
mittelbaren Anfchluß daran der feurige Wildenbruch mit dem Trompeten-
gefchmetter feines fchwungvollen Pathos die Bühne eroberte- da gab es
überall Hünengeftalten mit mar-tigen Organen- Intriganten mit erfiaun-
lichen .Hakennafen- Bafiliskenblieke tief unter bufchigen Brauen hervor-
fchleudernd- vollbufige Heroinen mit rollendem R und fchlanke fchmach-
tende Blondinen mit zartem Diskant- foviel wie man haben wollte- und
darunter tüchtige Künftler, foviel man billig verlangen durfte. Dann
kam faft über Nacht die Hochflut des Naturalismus und überfihwemmte
mit gräuliih fchäumenden Wellen die Marmorfliefen der hehren Kauft-
tempel. Und fiehe da! wie aus dem Boden gefiampft trat ein neues
Gefchleiht von Menfchendarftellern in die Erfcheinung- welches mit
Stottern- Stammeln- Lallenr mit Räufpern, .Suiten und Spu>en den
feinften Intimitäten der Wirklichkeit beizukommen fuchte und alle ange-
borenen körperlichen Mängel und Gebreften gefchickt in den Dienft des
neuen Kunftprinzips zu fiellen wußte. Glücklich wer in jener Zeit über

O- oder Xbeine. fäjiefe oder hohe Schultern. eine abfchreckende Vifage
oder gänzliche Organlofigkeit verfügte: der konnte ficher fein. von irgend
einem feinfühligen Kritiker als großer Schaufpieler entdeckt zu werden!
Die deutfäje Bühne hat nie fo viel glänzende Künftler gleiäjzeitig be-
feffen. wie während jener naturalifiifchen Epifode. weil da auf einmal
auch alle jene zum Teil vielleicht auch wirklich fiarken Naturtalente fich
zur Geltung zu bringen vermochten. die fonft wegen Mangel an fchönen
Mitteln nicht zu verwerten gewefen wären. In jener herrlichen Zeit
tauchte das kofibare Schlagwort von der p e r f ö n l i ch e n N o t e auf.
und es wurde damit ein lieblicher Unfug getrieben. der dem Kundigen
viele heitere Augenblicke bereitete. dem Theaterkritiker das Geiftreichfein
wefentlich erleichterte und das große Publikum im Banne der Ehrfurcht
erhielt. Von der unüberwindliehen Abneigung gegen das Auswendig-
lernen des Dichterwortes bis zum chronifchen Stoafchnupfen wurde jede
menfchliche Schwäche durch das fchöne Etikett der perfönlichen Note zu
einer künfilerifchen Stärke erhoben. Und es gab tatfächlich in Berlin
eine Bühne. bei der die gradgewachfenen und mit fchönen Organen
begabten Mimen ihr Bündel zu fafnüren gezwungen waren. weil fie weder
beim Publikum noaj bei der Kritik. noch bei der Direktion irgend welches
Intereffe mehr fanden. Übrigens hat diefe naturalifiifche Epifode der
deutfehen Schaufpielkunft außerordentliche Dienfte geleiftet und eine we-
fentliäje Klärung der Begriffe über das Wefen des mimifchen Talentes
bewirkt. Das naive Publikum ift immer geneigt. den Schaufpieler mit
der Rolle zu verwechfeln. Die fympathifche Geftalt eines Dichters wird
für-den harmlofen Zufchauer zum Beweis für die edlen menfchlichen
Eigenfchaften des darftellenden Komödianten. und der Dame. die die
niederträajtigen Kanaillen. die fogenannten Salonfchlangen. darzuflellen
hat. geht er auch auf der Straße bänglich aus dem Wege. In der Zeit
des Naturalismus haben wir es aber erlebt. daß felbft hochgebildete. geift-
volle Kritiker wie die Fliegen auf diefen Leim krochen. Die Dichter
jener Zeit charakterifierten nämlich fo ausbündig bis ins feinfte Detail
und waren in ihren Spielvorfchriften fo peinlich akkurat. daß dem Schau-
fpieler wirklich fa| nichts mehr zu tun übrig blieb. als ein für die Rolle
geeignetes Außere mitzubringen. Da konnte es gefchehen. daß gefcheite
Kritiker einem harmlofen Mitläufer. der beim Shakefpeare vielleiäjt ge-
rade noaj einen dritten Meuchelmörder leidlich verkörpert hätte. für
eine Zukunftshoffnung der deutfchen Bühne anfahen. Als ich in München
..Die Weber" zum erfien Male zur Aufführung brachte. benutzte ich die

Gelegenheit eines lang andauernden Bäckerftreikes. um mir aus den Her-
bergen etliche befonders gefährlich und verhungert ausfehende Gefellen
zufammenzulefen. und mifchte diefe unter das Volk der Weber. Zum
Schluß des vierten Aktes gab ich diefen Leuten Beile und Knüttel in
die Hand und fagte ihnen. fie dürften damit alles auf der Bühne befind-
liche Mobiliar. infonderheit die den Glasfchrank anfüllenden Gegen-
|ände von Glas und Porzellan kurz und klein fchlagen. Natürlich
führte ein jeder von ihnen feine Aufgabe wahrhaft meifterhaft durch. und
die Wirkung war überwältigend.
Nachdem nun jener erfrifchende Sturm des Naturalismus fo betrüb-
lich rafch vorübergebrauft ift und Meifter Hauptmann felber gern in
fchönen Verfen fchwelgt. glänzende Sprachkünfiler wie Hofmannsthal
fich die Bühne erobert haben und Shakefpeare. diefer unvergleichliche
Rohfioff für eine geniale Regiebearbeitung. wieder einen breiten Platz
im Repertoire einnimmt. fehen fich viele von jenen Meifiern des neuen
Stils kaltgeftellt und die heldifchen Gefialten mit den „großen Röhren"
wieder triumphierend ans Licht gezogen. Sollte aber der Symbolismus
mit feinen lautlofen Gefpenfiertritten und feinem feraphifchen Geflüfier
wirklich berufen fein. den jetzigen wohltemperierten Realismus abzulöfen
oder auch nur in das bunte Stilgemengfel eine neue Nuance hineinzu-
tragen. fo werden unzweifelhaft auch für ihn alsbald die vorbildlichen
Künftler erfcheinen; denn ficherliäj gibt es unter hektifchen Männern und
anämifchen Mädchen ebenfo gut fchaufpielerifche Talente. wie unter den
robuiteren Mitbürgern. Was aber auch die wechfelnde Mode für Ver-
wirrung anrichten mag. der Maßftab für die Wertbeftimmung des Schau-
fpielers wird immer feine Fähigkeit bleiben. verfehiedene Charaktere aus
feiner Individualität heraus zu gefialten. gut abgelaufchte Einzelzüge der
Wirklichkeit zum Typifchen zu erheben und mit feinen äußeren Mitteln
kunfigerecht umzugehen. Ein angeblicher Menfchendarfieller. der in jeder
Rolle derfelbe bleibt. ift eben ein fchlechter Schaufpieler und hat es ledig-
lich als einen Glücksfall zu betrachten. wenn ihm einmal der Dichter eine
Haut liefert. in die er hineinfchlüpfen kann. ohne Falten zu werfen.
Die vorausgegangenen Betrachtungen dürften uns überzeugt haben.
daß das Theater kein felbftändiger Organismus fei. der aus eignem freien
Willen heraus das Publikum oder die Dichtung wefentlich beeinfluffen
könnte. Es find vielmehr umgekehrt die Dichter und das Publikum. welche
das Gefchick in ihren Händen halten. und zwar die Dichter noch mehr. als
das Publikum. Das letztere ift infofern eine Macht. als es die materiellen

Mittel zum Unterhalt des vielköpfigen Organismus. den eine Bühne dar-
fiellt. gewähren muß. Dein wirtfchaftlich fchwachen Direktor gegenüber
kann das Publikum zu einem furchtbaren Tyrannen werden. indem es ihn
einfaäj zwingt. die ehrliche anfiändige Kunft zum Haufe hinauszujagen
und dafür dem blödeften Zeitvertreib. dem niedrigften Sinnenreiz Auf-
nahme zu gewähren. In Amerika. wo auf dem Gebiete des Bühnenwefens
der Kapitalismus in feiner roheften Form herrfcht und der Wille der
Maffen eine Macht darftellt wie nirgends fonfi. fehen wir denn auch die
Bühne vollkommen der plumpften Senfationsgier. dem launifchen Sno-
bismus preisgegeben. Große. echte Knnft vermag dort nur zu eriftieren.
folange es der Reklame gelingt. dem reichen Pöbel die Notwendigkeit
zu fuggerieren. dergleichen zu unterfiüßen. um den Safein gebildeter
Kennerfchaft zu wahren. In Europa rückt der immer wachfende Einfluß
der Weltftädte auf den Gefchmack der Allgemeinheit die Gefahr. gleich-
falls in folche Abhängigkeit vom Pöbelinftinkt zu geraten. bedenklich nahe.
Darum ift die Abwehr des Amerikanismus eines der
ernfthaftefien Probleme für unfer Theaterwefen.
Für uns Deutfche geht die Gefahr felbfiverftändlich von Berlin aus.
wo eine Unmenge von Privattheaterunternehmungen um ihre materielle
Erifienz ringt und im wütenden Konkurrenzkampf fchließlich jedes Mittel
recht erfcheinen muß. Gewiß wird in der Millionenftadt die Summe
verfeinerter Jntelligenzen. die auf jeden neuen Reiz von feiten der Kunft
leicht reagieren. abfolut eine viel größere fein. als in irgend einer kleineren
Stadt; ebenfo aber ift auch die Mafie des geifiigen Pöbels mit gemeinen
Infiinkten abfolut eine größere. als irgendwo fonft. Folglich ift es
felbfiverftändlich. daß. nachdem das theatralifche Bedürfnis der Feinen
und Anfpruchsvollen durch eine Reihe von guten Theatern reichlich ge-
fiillt ift. andere Theater. für die kein fo vornehmes Publikum mehr übrig
ifi. fich darauf verlegen müffen. dem Pöbel zu Willen zu fein. Daher
die Spezialbühnen für Parifer Eochonnerien und für die Maffenevolutionen
von Weiberbeinen. Das Weiberbein en maße. wie es vornehmlich im
Berliner Metropoltheater floriert. hat dort tatfächlich die freundlich harm-
lofe Kunft des kleinen Mannes endgültig zu Boden geftampft. Die Leute.
die ins Metropoltheater gehen. find nämlich nicht bloß die hohlköpfigen
Lüfilinge. die genau wiffen. was fie dort fuchen. fondern auch anfiändige
Bürgersleute. die ihre Frauen mitbringen. biedere Landleute. vom kleinen
Viehhändler bis zum Großgrundbefißer. und alles das. was fich bis hoch
oben hinauf harmlos oder frivol Lebewelt nennt. Dadurch. daß fie alle

diefe Theater täglich überfüllt fehen und in den Zeitungen von den
kolofialen Erfolgen der neuften Schaufiücke lefen. wird in ihnen die Vor_-
fiellung erweckt. dergleichen Darbietungen feien nicht nur ebenfo gut
T h e at e r . fondern ebenfo gut K u n ft . wie das. was die anderen
Mufentempel vorführen. nur daß es jedenfalls viel amüfanter und fehens-
werter fein müßte. weil doch fonft die Leute fich nicht fo danach drängen
würden. Auf diefe Weife werden breite Schichten des Publikums. die
ebenfo leicht. wenn auch nicht für die hohe. fo doch für beffere Kunfi zu
gewinnen wären. dafür verloren; denn wer fich einmal daran gewöhnt
hat. die Trikotparade. die freche Zote und die feichtefte Biermufik für einen
gleichberechtigten Faktor theatralifcher Kunft zu halten. dem wird jedes
mit reinen Mitteln arbeitende Drama. jede edlere Mufik. ja felbft das
leichtere Luftfpiel und die befiere Operette reizlos erfcheinen. Es geht
alfo von den Theatern jener Art eine verderbliche Macht aus. die auf
die geiftige Kultur. auf die fittlichen Anfchauungen des Volkes einen un-
heilvoll herabziehenden Einfluß ausübt. Leider find nun auch noch die
Preßverhältnifie in den Weltfiädten fo befchaffen. daß ein entgegenwir-
kender Einfluß der Kritik nicht ftattfinden kann. Jn Berlin wenigftens
fällt die Aufgabe. über die Neuaufführungen des Metropoltheaters und
feinesgleichen zu berichten. nicht den ernfihaften. feingebildeten Theater-
kritikern. fondern irgend welchen untergeordneten Berichterftattern zu.
und es hat fich die Gewohnheit herausgebildet. über dergleichen Theater
ebenfo wie über Zirkus und Varists nur Lobeshymnen zu fchreiben. Die
Preffe geht dabei von dem an fich richtigen Gefichtspunkt aus. daß felbfi-
verftändlich nicht davon die Rede fein könne. an diefe Dinge irgend welchen
künftlerifchen Maßftab zu legen. fondern daß man es hier einfach mit Ver-
gnügungsgefchäften zu tun habe. in welche ungeheuere Kapitalien hinein-
gefteckt werden müffen. damit fie fich lohnen. und daß es nicht fair wäre.
die kühnen Unternehmer mutwillig zu ruinieren. Von dem Leferkreife
einer Zeitung weiß aber noch nicht einer unter hundert. aus welchen
an fich vielleicht richtigen Theorien und Erwägungen heraus diefer
gänzlich verfchiedene Standpunkt der Beurteilung angenommen wird.
nicht einer vom hundert ift imfiande. gleich aus dem Stil des Theater-
beriihtes zu erkennen. ob ein berufener Kritiker oder ein gedankenlofer
Zeilenfchreiber ihn verfaßt habe; die natürliche Folge davon ift. daß die
unzähligen Taufende ohne Gefchmaäskultur und eigenes Urteil zu der
Meinung gebracht werden. in jenen Lufttempeln würden herrliche witzige
Geiftesprodukte in blendender Pracht vorgeführt. während in den Theatern

mit anftändigen künftlerifchen Tendenzen die gänzlich kopflofen Direktoren Mühe und Mittel an die Einftudierung langweiliger Machwerke von offenbaren Idioten verfchwendeten.
Dasfelbe Berlin. das mit feinem Metropoltheater fo gefchmacksverrohend und kunftentfremdend wirkt. befißt aber gleichzeitig in feinem ausgezeichnet geleiteten Schillertheater ein Jnftitut. welches für eine folide Kunftpflege im volkstümlichen Sinne geradezu mufterhaft genannt werden kann. und der außerordentliche Erfolg. welcher fchon zur Gründung verfchiedener Filialbühnen nötigte. beweift. daß für eine anftändige dramatifche Kunft ein ebenfo großes Publikum vorhanden ifi. wie für eine unanfiändige. Ja vielleicht fogar ein noch größeres; denn rechnet man die Menfchenfäjaren zufammen. die allabendlich die Schillertheater und die ungemein zahlreichen Veranftaltungen der freien und neuen freien Volksbühne. wie fonftigen Vereinsvorftellungen in den guten Theatern bis aufs letzte Plätzchen füllen. fo dürfte wohl eine noch größere Totalfumme fich ergeben. als wie aus der Addition der täglichen Befucher des Metropoltheaters. Und diefe Gewißheit ift ein fchöner Troft. gibt eine freudige Zuverficht jedem Vaterlandsfreunde. der die hohe volkserziehliche Aufgabe des Theaters erkannt hat und mit Schrecken die von der Weltftadt ausgehende Gefchmacksverrohung im Lande wachfen fieht. Ohne folche Abzugskanäle für den geiftigen Pöbel. das heißt für die fogenannte Lebewelt der Weltftädte. wird es allerdings fchwerlich abgehen; aber die werden keinen Schaden mehr ftiften. wenn nur der Hauptftrom in ein feftes Bette gefaßt ift. die Volksaufklärung fo weit gediehen ifi. daß jene Kanäle nur nach ihrem fozial-hygienifchen Wert beurteilt werden.
Diefe Betrachtung führt uns darauf. für die Klaffifikation des Publikums einen zuverläffigen Maßftab zu gewinnen. Es ift keineswegs der Geldbeutel. der den höheren geiftigen Rang verfchafft. fondern lediglich die Bildung und der Hunger nach Bildung. Die Angehörigen der freien Volksbühnen find beifpielsweife folche Bildungshungrige. Zum Teil wirkliche Proletarier. in der Hauptmaffe aber folide Handwerker. technifche Arbeiter höherer Art. kleine Gewerbetreibende und dergleichen. Den feften Stamm der Freunde des Schillertheaters bilden Leute von befierer Bildung und ernfthaftem Streben zur Höherentwicklung. denen aber für den Luxus keine Mittel verfügbar find. Beamte aller Art. Kaufleute und vornehmlich viele Lehrer. ftudierte jüngere Angehörige der akademifehen und induftriellen Welt. fowie viele durch einen höheren Beruf felbftändig gewordene Frauen und Mädchen. Das ift das eigentliche gute

Theaterpublikum. wie es fich der Leiter eines wirklichen Kunftinfiitutes
wünfchen muß. Das ift das Publikum. welches mitten im Leben [kehr
und dadurch von felbft zur Stellungnahme gegenüber allen neuen Strö-
mungen gezwungen wird. Wenu nun auf der Bühne brennende Zeit-
fragen behandelt werden. fo wird diefes Publikum ein fichereres Urteil
darüber befitzen. als jene Welt des großfiädtifchen Snobismus. die gierig
allen Senfationen nachläuft. alle Artikel und Brofchüren lieft. aber im
Grunde doch von den beftimmenden Triebkräften der Zeit und von der
Seele des Volkes niajts weiß. Das fogenannte e l e g an t e Publikum.
die Elite der oberen Zehntaufend. die ert-n19 (19 1a 01-61116, wie fie fich
zu den Premieren der meift befprochenen Dichter drängt. darf man
ruhig als das fchlechtefte Theaterpublikum bezeichnen. Diefen Leuten
dünkt ein wüfier Skandal. der vielleicht die Lebenshoffnung eines großen
Talentes endgültig zerfiört. für ein weit köfilicheres Erlebnis. als eine
künfilerifche Erhebung zu freudiger Andacht. Daß im Jahre 4862 der
Parifer Iockeyklub den Tannhäufer auspfiff. ift kein Akt überwundcner
gefellfchaftlicher Roheit und künftlerifcher Unkultur. Er kann fich alle
Tage wiederholen. Und in unferem berühmten Berlin von heute pfeift
nicht nur der Iockeyklub. fondern auch die Börfe und das Literatur-cafe
auf Hausfchlüfieln. In folcher Premiere fißt überhaupt faft gar kein
Publikum mehr. Die meif'ten Anwefenden gehören ja felbft zum Bau oder
bilden es fich wenigftens ein. Von jener fpezififch modernen Bildung.
die man ohne jede wiffenfchaftliche Veranlagung. ohne Religion und
Weltanfchauung. durch Theaterbefuch und Zeitungslektüre fich aneignen
kann. find ja fchließlich alle Angehörigen der oberen Zehntaufend mehr
oder minder reichlich dnrchtränkt. Sehr viele von ihnen werden durch
den Nachahmungstrieb und den Mangel an nützlicher Befchäftigung zu
eigener künfilerifcher Betätigung verführt. Damit find fie vom Fach. find
fie Partei und halten fich für verpflichtet. ihren Sympathien und Anti-
pathien energifch Ausdruck zu geben. Und wer nicht gerade felber dichtet.
fchaufpielert. komponiert und mufiziert. der will fich doch wenigftens als
Kritiker betätigen. Kritifche Beanlagung beweift man am beften dadurch.
daß man fich durch nichts imponieren läßt. Wer noch herzlich lachen. von
Heldengröße fich leicht begeiftern und vom Elend rühren laffen kann. der
gilt für einen Flachkopf; wer dagegen über alles Alte. anerkannt Meifter-
hafte fpöttifch die Achfeln zuckt. jede Art Ergriffenheit mit einem zynifchen
Witz abzufchütteln verfteht und fich dagegen mit klingenden Phrafen als
Propheten irgend einer dunklen Unzulänglichkeit oder gewollten Verrückt-

heit auffpielt. der kann ficher fein. zum mindeften im Kreife ganz junger
Leute als ein fiarker Geifi angeftaunt zu werden. Von folchen ftellungs-
(ofen Kritikern. Kliquenhäuptlingen und jugendlichen Stammtifch-
propheten wimmelt es aber in jeder Senfationspremiere. Und fie find
es hauptfächlich. die das Schickfal des dramatifchen Autors entfcheiden.
Dazu kommen noch weit verzweigte gefellfchaftliche Einflüffe: Stand und
Rafie des Autors. feine perfönlichen Beziehungen zu den maßgebenden
Kreifen. Der echte PremiE-rentiger fucht auch vorher fchon über den
Inhalt des neuen Werkes. befonders über etwaige gefährliche Szenen
durch befreundete Schaufpieler oder fonft wie hinten herum etwas zu
erfahren und legt fich daraufhin bereits die Witze zurecht. mit denen er
im Zwifchenakt glänzen will. Auf diefe Weife ift oft fchon vor dem erften
Aufgehen des Vorhangs über einem neuen Werk Stimmung gemacht -
dafür oder dawider. Wie ftark aber im Theater. wie überhaupt in jeder
Menfchenanfammlung. auch für den unbefangenen Einzelnen die Maffen-
fuggefiion wirkt. das hat wohl jeder fchon an fich felbft erfahren. Wenn
die fchöne Nachbarin ihr Tüchlein an die Augen führt. fo werde ich un-
willkürlich mitgerührt; wenn ein allgemeines Räufpern. Hüften. Scharren.
Flüftern durch die Reihen geht. fo werde ich unaufmerkfam. wie fehr
ein Werk mich eben noch gefefielt haben mag. Und wenn gar in
einer ernften Szene irgend ein zweideutiges Wort frivole Heiterkeit aus-
löi't. fo if't es häufig felbft dem Befigefinnten unmöglich. feine Ruhe zu
bewahren. Wehe dem unglücklichen Autor. der fein Schi>fal in die
Hände eines folchen Elitepublikums gelegt hat! Dreimal wehe. wenn er.
die befonderen Verhältniffe der Weltfiadt und die befondere Pfychologie
diefes Premierenpublikums nicht kennend. hinter den Kuliffen feinem
Werke folgt und. am Aktfchluffe ein gewaltiges Braufen vernehmend. von
einem Regiffeur gefioßen vor die Gardine taumelt. um mit Zifchen. Pfeifen.
Hohnlachen und ironifchen Zurufen empfangen zu werden! Oder wenn
ihm wirklich ein einmütiger Beifall bis zum Schluß entgegenraufchte. und
er dann am andern Morgen in der Zeitung lefen muß. er fei ein hilflofer
Dilettant. ein elender Stümper und fein Machwerk fei gründlich durch-
gefallen. abgetan für alle Zeit - durchgefallen fei mit ihm auch jener
Teil des Publikums. der durch Klatfchen feine geifiige Inferiorität an den
Tag gelegt habe. Solche ungeheuerlichen Mißgriffe in der Beurteilung.
folche Orgien der Brutalität wird fich das Volk im Schillertheater oder
das aus allen geifiigen Schichten zufammengefeßte Publikum einer guten
Provinzbühne kaum jemals zufchulden kommen laffen. Natürlich wird

auch die wohlwollendfte Zuhörerfchaft einem Werke. das der Moderich-
tung fämurftraks zuwiderläuft oder über den Zeitgefchmack weit hinaus
in eine noch unentdeckte Zukunft greift. verftändnislos gegenüberfitzen.
und es fogar mit deutlichen Zeichen des Mißfallens ablehnen. Das liegt
in der Natur der Dinge und ift darum wohl zu beklagen. aber nicht zu
ändern. Dagegen hat es das ehrliche Talent. welches aus innerem
Drange fchafft. ohne ängftlich um die Gunft einer beftimmten Partei zu
buhlen. durchaus in der Hand. fich vor den Tücken eines Berliner Pre-
mierenabends zu fchützen. indem es fich bemüht. fein Werk zuerft an einer
guten Provinzbühne herauszubringen.
Eine große Anzahl moderner Autoren ift denn auch durch den
Schaden fo klug geworden dies zu tun. und *es würde noch weit mehr
zur allgemeinen Gewohnheit unter den Dramatikern werden. wenn bei
den Leitern der Provinzbühnen mehr Initiative vorhanden wäre. In-
folge diefes Mangels brauäjt ein Werk. das die Feuertaufe in der Provinz
empfing. ganz unverhältnismäßig viel längere Zeit. um von Bühne zu
Bühne zu dringen. als wenn es fich duräf einen Berliner Erfterfolg emp-
fehlen könnte. Das Verhältnis zwifchen Berlin als Theaterzentrale und
den Provinzbühnen. wie es fich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet
hatte. war für die deutfchen Theaterleiter fo außerordentlich bequem. daß
fie begreiflicherweife nur ungern auf ein fo behagliches Dafein verzichten
mögen. Es war nämlich für diefe Herren zur füßen Gewohnheit geworden.
überhaupt keine Stücke mehr zu prüfen. fondern einfach die Theaterberichte
der Reichshauptftadt zu verfolgen und dann die fiegreichen Stücke vom
Agenten zu erwerben. Zu Uraufführungen entfchloffen fie fich nur in
den feltenen Fällen. wo ein ortsanfäffiger Dichter über einen ftarken ge-
fellfchaftlichen Einfluß oder als Angehöriger der Preffe über eine gefähr-
liche perfönliche Macht zu gebieten hatte. Diefe bequemen Herren find
nun natürlich durch die immer allgemeiner werdende Flucht der Drama-
tiker von Berlin recht unliebfam in ihrer Ruhe geftört. Die meiften
von ihnen befißen keineswegs die umfaffende Bildung. die dazu gehört.
fich in dem wilden Stildurcheinander der modernen internationalen Pro-
duktion ein maßgebendes Urteil zuzutrauen. Und urteilsfähige
Dramaturgen ftehen ihnen nur in vereinzelten Fällen zur Verfügung.
Durch diefe Umftände wird den Direktoren der Entfchluß und den Dichtern
das Ankommen beträchtlich erfchwert. Man kennt ja das Scherzwort:
Ein Stück fchreiben kann jeder - aber es zur Annahme bringen. das ift
die Kunft! Der Spaß ift leider blutiger Ernft - für die Opernkom-

poniften noch mehr als für die Dramenfchreiber. Gewiß ift es ein Vorzug
von Deutfchland. daß wir fo außerordentlich viele mehr oder weniger
unabhängige fiehende Theater haben; aber wo follen für alle diefe Bühnen
die wirklich berufenen geifiig felbftändigen Leiter herkommen? Wer heut-
zutage den Beruf eines Dramaturgen und Regifieurs wirklich erfchöpfend
ausüben will. der muß über ein ungewöhnliches Wifien und eine uni-
verfale Gefchmacksbildung verfügen. Und das wird natürlichz trotz der
modernen Überproduktion auch auf geiftigem Gebiete. nicht fo häufig zu
finden fein- um die hundert und etlichen Direktorenpoften mit erfiklafiigen
Männern befeßen zu können. Zumeifc fehen wir ältere Schaufpieler diefes
Amtes walten; aber wie häufig auch tüchtige Bildung unter dem gegen-
wärtigen Schaufpielerfiande anzutreffen ift. fo felten findet fi>7 unter
diefen Bühnenleitcrn die Vorurteilslofigkeit eines wirklich freienj er-
habenen Standpunktes. Der Schaufpieler ift gewohnty auch neue Werke
nach dem Vorhandenfein bereits erprobter Wirkungen abzufchäZen. Der
berühmte fichere Bli> des Praktikers befchränkt fich durchaus auf das
Schondagewefene. Das Unerprobte wird ihm immer bange machen. Wir
haben dann weiter als Anwärter auf diefe befieren Direktionsfeffel jene
große Schar von akademifch gebildeten Theaterenthufiafien. die meift auf
dem Umwege über den Journalismus in die Theaterkarriere hineinzu-
kommen fucht. Diefe Leute find oft theoretifch vorzüglich befchlagen. ver-
fagen aber ebenfo vollftändig in der Praxis. Die Technik des Bühnen-
wefens. die rechnerifchen Grundlagen und die Taktik des perfönlichen Ver-
kehrs mit Künfilern erfordern neben angeborenem Talent auch eine längere
Lehrzeit. Endlich fehen wir auch oft reine Gefchäftsleute fich des Direk-
tionszepters bemächtigen- ehemalige Bierwirte und dergleichen, Und wenn
das Glück günftig ift und der Betreffende fich einem gefchickten Regiffeur
vernünftig unterordnet- geht es manchmal auch fo ganz gut. Von den
„Nur-Kavalieren“ brauche ich nicht zu fprechenz die früher lediglich durch
Fürfiengunft zur Belohnung irgend welcher Verdienfte, die mit der Kunft
wenig oder nichts zu tun hatten. zu Hoftheaterintendanten befördert
wurden. Diefer Typus ift bis auf wenige ganz vereinzelte Exemplare
heute ausgefiorben. Die Perfönlichkeiten. an deren Namen in neUerer
Zeit die Entwicklungsgefchichte des deutfchen Theaters mit ihren wefent-
lichen Phafen anknüpftz find alle Literaten gewefen- welche fich in ftetem
Zufammenhang mit dem Theater die nötige Praxis erworben hatten:
Immermann. Eduard Devrienty Laube„ Dingelfiedt. Brahm. und für die
Opernbühne bedeutende Kapellmeifter von fiark ausgeprägter Perfbnlich-

keit. wie Mottl. Mahler. Schuch. Das ift das Natürliche. und dabei wird
es denn auch wohl bleiben. Geniale Regiffeure unter den Schaufpielern.
wie z. B. Mar Reinhardt. bilden eine nicht häufige Ausnahme.
Die Hoftheater und die paar gut fubventionierten großen Stadt-
theater wären eigentlich berufen. das Ideal defien. was wir Deutfche
von unferem Theater verlangen. zu erfüllen. Leider gibt es da aber auch
wieder verfchiedene Haken. Das Theater ift keine Kleinkinderbewahr-
anftalt. und die Bühne. die fich der Behandlung der die Zeit bewegenden
geiftigen Konflikte verfchließt. hat ihren eigentlichften Beruf verfehlt.
Nun find aber die meifien .t'yoftheater entweder tatfächlich durch den aus-
gefprochenen Willen ihrer hohen Hausherren oder aber durch die ängft-
liche Einbildung ihrer Leiter dazu verurteilt. eine unwürdige Rolle zu
fpielen. Kleine Prinzeßchen und befchränkte Pfaffen find felbfiverf'tändlich
nicht die richtigen Zenforen für eine Bühne. die ein Kulturfaktor fein
will. Es kommt noch hinzu. daß die verhältnismäßige finanzielle Unab-
hängigkeit. namentlich in Städten. wo keine ernftliche Konkurrenz vor-
handen ifi. die Leiter fubventionierter Bühnen leiazt zu einem bequemen
Gehenlaffen verführt. Es foll Hoftheater geben. wo die neufien Novitäten
fünf bis zehn Jahre alt find. Das ift zwar befier. als wenn kritiklos
fofort jedes Werk. das in Berlin oft aus fehr unkünfilerifchen Gründen
Erfolg gehabt hat. aufgeführt wird - aber fchön ift es deswegen doch
nicht.
Man fagt immer. das Genie breche fich Bahn unter allen Umfiänden.
und alle feindfeligen Maßnahmen einer verfiändnislofen Gegenwart
könnten ihm nicht dauernd den Weg verlegen. Ich halte den Satz in diefer
Befiimmtheit nicht für richtig. Ich bin vielmehr überzeugt. daß gar nicht
wenige Genies an Unverfiändnis und böfem Willen zugrunde gehen.
Entfchuldbar ift die Mitwelt freilich. denn es wird gar zu viel von ihr
verlangt. Allzu zahlreiche Hände ftrecken fich jedem Manne in maßgeben-
der Stellung entgegen und flehen. bitten. drohen: nimm hier mein Werk
- prüfe es vor allen andern - ich warte am längften darauf - ich bin
der Würdigfte - bei mir ift die Not am größten _l Wenn nun wirklich
ein Theaterdirektor feine Ohren vor diefem vielfiimmigen Gefchrei nicht
verfchließt. fondern geduldig alle Manufkripte entgegennimmt. fo muß er
zuerft die Arbeit des Lefens bewältigen. gedruckte Bücher von ängftlichem
Umfang. auseinanderfallende, lockere Blätter in blafier. womöglich fehler-
reicher Mafchinenfchrift. oder gar in rückfichtslos individueller Handfchrift.
Das ift fchon eine Geduldsprobe. Aber felbft ein pedantifch gewiffenhafter

Dramaturg wird fich diefen Teil feiner Aufgabe nach einiger Übung
erheblich erleichtern können. Schon im flüchtigen Durchblättern kann
er Thema und Tendenz des Werkes erkennen. und aus verfchiedenen Akten
entnommenen Stichproben des Dialogs wird er. falls er überhaupt ver-
feinertes Sprachgefühl und ficheren Gefchmack befitzt. erkennen können.
ob der Verfafier ein phyfiognomielofer Dilettant. ein gefchickter. aber
fchablonenmäßiger Nachahmer. oder aber ein origineller Kopf fei. Der
größte Manufkripthaufen wird immer der der unberufenen Stümper fein.
und der ift fehr rafch erledigt. Der eifrige Dramaturg wird fich dann
zunächft an die paar ganz wenigen Originale heranmaäfen. Die muß er
allerdings forgfältig und mit Zeitaufwand prüfen und fich die Mühe nicht
verdrießen laffen. den Verfaffern vielleicht recht ausführliche Briefe zu
fchreiben. Dem einen wird er fagen müffen: „Junger Freund. Sie find
ein Tollkopf! Die Frage. die Sie da behandeln. läßt fich unmöglich vor
der Öffentlichkeit erörtern; aber verfäumen Sie nicht. mir Ihre künftigen
Stücke zu fchicken." Dem andern wird er fchreiben: ..Ihr Stü> ift hoch-
intereffant und enthält eine Menge packender dramatifcher Wirkungen;
aber Sie kennen die praktifchen Bedingungen des Theaters zu wenig.
Befuchen Sie mich doch einmal. damit wir eingehend über die Ver-
befferungsmöglichkeiten reden. Wenn Sie's möglich machen können. fo
wohnen Sie in meinem Theater längere Zeit täglich den Proben bei. und
wenn Sie nicht grundfätzlich einer Umarbeitung abgeneigt und von Ihrer
Unfehlbarkeit überzeugt find. fo läßt fich fogar über einen - Vorfchuß
reden." Die mittlere Sorte von Stücken. jene handwerksmäßig paffablen.
haben die wenigfte Eile. Bei wirklichem Mangel an ficheren Novitäten
wird der gute Dramaturg allmählich auch diefen Haufen durchftudieren.
das befte behalten und das übrige mit knappen höflichen Redensarten
zurückfchicken. So weit ift die Arbeit an jeder geordneten Bühne von
einem gewiffenhaften Manne zu leiften. Nun kommen aber die vielen
praktifchen Schwierigkeiten: fo und fo viel Stücke find angenommen und
müffen kontraktlich in befiimmter Frifi aufgeführt werden. Woher die
Zeit nehmen zu einer weiteren Einfiudierung? Dann die Befeßungs-
frage. Kann das Werk troß unleugbarer Vorzüge nicht an der unge-
nügenden Darftellung fcheitern? Und endlich die Frage der Ausfiattung.
Sind die Kofiüme und Dekorationen vorhanden oder was muß neu an-
gefchafft werden? Wieviel kofiet das und darf man das Rifiko auf fich
nehmen? Wird fich das Publikum für diefen Stoff intereffieren? Wird
es fiat nicht durch die der allgemeinen Strömung entgegenarbeitende

Tendenz abgeftoßen fühlen? - Das find Dinge. die kein Menfch vorher wiffen kann. Beim Theaterkommt immer alles anders.
wie das bekannte Sprichwort der Leute vom Bau heißt. Ein Axiom ift das freilich auch nicht. obwohl man zahlreiche Beifpiele aufführeu kann. wo ein von bewährteften Fachleuten verworfenes Stück einen großen Erfolg hatte. oder andererfeits ein für durchaus ficher gehaltenes Werk total durchfiel. Alte Bühnenpraktiker und befonders Sajaufpieler leben. wie fchon bemerkt. in der Überzeugung. daß bereits erprobte Wirkungen fich immer wiederholen müffen. Und aus diefem Vorurteil erklären fich ihre häufigen Irrtümer. Da nun vollends die Wirkung n e u e r Ideen. Situationen und Stilarten auch vom bewährteften Praktiker nicht geahnt werden kann. fo ift deren Scheu vor riskanten Verfuchen durchaus begreiflich. Trotzdem aber darf man wohl fagen. daß mit der ungeheuren Steigerung der dramatifchen Produktion durch die Vermehrung der Theater auch die Nachfrage nach Neuheiten fich in richtigem Verhältnis gefieigert habe. Es werden alfo verhältnismäßig nicht mehr Talente unentdeckt bleiben. wie das. bei der Unvollkommenheit menfchlicher Einrichtungen. zu allen Zeiten der Fall gewefen ift.
Das Hauptproblem des modernen Theaterwefens fcheint mir bei den Schaffenden zu liegen. Erftens einmal find ihrer viel zu viele! Überproduktion ift ja auf allen Gebieten die fchlimme Kehrfeite der glänzvollen modernen Kultur. Je mehr Krieg. Peftilenz und Hungersnot abgefchafft und durch die Maffenproduktion der Mafchinen die fchaffenden Hände überflüffig gemacht werden. defto mehr verringert fich die Zahl der Konfumenten im Verhältnis zu den Produzenten. Diefe bedenkliche wirtfchaftliafe Tatfache findet auf das Gebiet der Kunft eben auch ihre Anwendung. Ie mehr Wiffen. Gefchmackskultur und äfthetifches Bedürfnis Allgemeingut werden. je weniger wollen fich die Leute damit befcheiden. Publikum. naiv Genießende zu fein. Man kann bereits behaupten. daß. zumal in den großen Städten mit ftarken geiftigen Anregungen. im Theater ebenfo wie im Konzertfaal oder in der Kunftausfiellung ein erfchreckend großer Teil der Befueher aus neidifchenDilettanten. fchwer gekränkten Verkannten und hochmütigen Befferwiffern befiehe. Vor einem folchen Publikum hat natürlich auch der Berufenfte unter den Schaffenden einen außerordentlich fchweren Stand. Und wenn er gar die Pfychologie feines Publikums genau kennt und weiß. weffen er fich von folchen Richtern zu verfehen habe. fo wird das feine ruhige Zuverficht. feine naive Schaffensfreudigkeit natürlich von vornherein

lähmen müffen. Daraus erklärt fich das Krampfhafte. das Schwanken
zwifchen Angftliihkeit und Gewaltfamkeit in der gefamten künftlerifchen
Produktion der Gegenwart. Um unter den Allzuvielen bemerkt zu werden.
firengt fich ein jeder aufs äußerfie an. um aufzufallen. Und durch
diefes Beftreben werden die meiften verführt. ihrer Natur Gewalt anzu-
tun. über ihre Grenzen hinauszugehen und die Spekulation an Stelle der
Jnfpiration zu fehen. Daher auch die äußerft unerfreuliche Erfcheinung.
daß jeder Erfolg einer neuen Eigenart fofort eine Unmenge von Nach-
ahmern auf den Plan ruft. welche durch Übertreibung des neuen Cha-
rakteriftikums die Konftellation auszunüßen fuchen. Jch brauche wohl
nur daran zu erinnern. was die eifrigen Ausbeuter der Erfolge unferer
letzten Originalgenies Wagner. Jbfen. Maeterlinck für ein Unheil im
Repertoire der deutfchen Theater angerichtet haben; zumal durch die über-
mächtige Perfönlichkeit Wagners ift die mufikdramatifche Produktion un-
rettbar in eine Sackgaffe getrieben worden. Die in den fiebziger Jahren
geborene junge Generation pflegte fchon in ihrem Opus 1 mit Triftan-
polyphonie und Parfifalorchefter zu arbeiten und fuchte mit krampfhafter
Anfirengung möglichft rafch und weit über diefe einfachen Anfangsgründe
hinauszukommen. Nur dem einzigen Richard Strauß ift dies. wenigftens
in bezug auf Anfchaulichkeit der Tonmalerei und neue verblüffende Jn-
firumentationseffekte. gelungen - alle übrigen haben ihre Eigenart und
Urfprünglichkeit darüber verloren. Sie fagen uns nichts Neues. fondern
bringen das Alte in ungenießbarer Form wieder. Es ift ein unerträg-
liches Mißverhältnis zwifchen Jnhalt und Form dadurch entfianden. und
nur wenige ganz gefunde Naturen unter diefen Wagnerepigonen. wie
beifpielsweife Humperdinck. Thuille und wenige andere. find dem Ver-
derben dadurch entgangen. daß fie ihre poetifchen Vorwürfe den Grenzen
ihrer mufikalifchen Eigenart klug anzupaffen wußten. Wenn trotzdem für
unfere moderne dramatifche Produktion die Wertfchäßung bei der Allge-
meinheit und die Zahl der Aufführungen ungefähr im richtigen Verhältnis
zur wirklichen Tüchtigkeit und Eigenart fieht. fo haben wir das viel mehr
dem gefunden Sinn des Publikums. als dem Bemühen der Kritik zu ver-
danken.

Wir rühren damit an die allerfchwierigfte Frage. Man kann fich
fehr wohl eine Kritik vorftellen. die fachlich. geifiig überlegen. ftreng.
unerbittlich und dennoch wohlwollend ift; aber die ift nur in feltenen
Ausnahmefällen zu finden. Statt deffen befihen wir einerfeits eine leicht-
finnig frivole Kritik. die nur darauf ausgeht. den Witz des Schreibers

in helle Beleuchtung zu rücken. und andererfeits eine hochmütig fchul-
meifterhafte Kritik. die fich allzu leicht in Einfeitigkeit verbohrt. Die
letztere Gattung ift für die Entwicklung des Theaters im allgemeinen wie
für die Förderung der Schaffenden im befonderen wohl noch hemmender.
ja verderblicher als die erftere; denn in ihr konzentriert fich die Pflege
jener deutfchen Erblafter: Uberfchäßung der Vergangenheit auf Koften
der Gegenwart. des Auslandes auf Koften der Heimat und der pro-
fefforalen Würdeproßerei auf Koften urwüchfiger Volkstümlichkeit. Diefe
Art von Kritik hat es vornehmlich auf dem Gewiffen. daß die neuen
Talente fich fo felten getrauen. frifch von der Leber weg zu fingen und zu
fagen. was ihnen das Herz bewegt. Die bleiche Furcht. von der ftrengen
Kritik feicht. banal. oberflächlich. von Vorbildern abhängig. unliterarifch.
theatralifch und wer weiß was noch alles Schreckliches befunden zu
werden. treibt alle unfere Künftler. aber ganz vornehmlich die drama-
tifchen Dichter und Komponiften in Unnatur. Übertreibung. krankhafte
Originalitätsfucht und Uberfchäßung ihrer Kräfte hinein. Manch einer.
der in einer befcheidneren Gattung vielleicht Vortreffliches leiften könnte.
gelangt auf diefe Weife dazu. in einer höheren Gattung Unzulängliches
zu fchaffen. Und die ganze Angftlichkeit. das Schwanken zwifchen ver-
fchiedenen Moderichtungen. der Mangel an Selbftvertrauen. wie der
Größenwahn - alle diefe oft geradezu grotesk in die Erfcheinung treten-
den Leiden der modernen dramatifchen Produktion finden ihre Erklärung
durch jene Angft vor der fo akademifch autoritativ fich gebärdenden
Kritik. Sie hat es um fo leichter. die fchwächeren Geifter unter ihren
Bann zu zwingen. als der deutfche Volkscharakter fo wie fo zur Ver-
ehrung alles Feierlichen. Würdevollen. Schwerverftändlichen und Fremd-
artigen hinneigt und fich des fchönen Raufches der Jugend. des Uber-
mutes der Kraft und allesbloß zierlichen leichten Spieles eher zu fchämen
als zu rühmen pflegt.
Damit haben wir wohl die Erklärung für die oft beklagte Tatfaäje.
daß in Deutfchland weder das Luftfpiel noch die komifche Oper auf
einen grünen Zweig kommen will. Die Kritik felbft ift vollftändig
ratlos. wenn man von ihr eine Definition diefer Begriffe verlangt. Wenn
bei der Erftaufführung eines neuen Luftfpiels fröhliches Gelächter das
Haus durchklingt und draftifch komifche Situationen. zumal an den Akt-
fchlüffen den hellen Jubel eines naiven Publikums erregen. fo kann man
mit abfoluter Sicherheit vorausfagen. daß die Kritik dem Autor mit mehr
oder minder ironifchem Wohlwollen zu verftehen geben wird. daß er

keine Ahnung vom Wefen der feineren Komödie befiße und nur eine grobe
Vorftadtpoffe zuftande gebracht habe. Beweis: der Jubel des genügfamen
Publikums. Geht aber fo ein unglücklicher Komödienfchreiber aus Angft
vor folcher Verurteilung allen ftarken komifchen Effekten. jeder kari-
kierenden Übertreibung und jedem Witz im Dialog aus dem Wege. fo
wird ein gefundes Publikum fein Werk gähnend ablehnen und die Kritik
wird ihn wiederum väterlich wohlwollend dahin belehren. daß zu einem
Luftfpiel Luftigkeit gehöre. Und weil nun einmal leider bei uns Deutfchen
die freie Luftigkeit im Verhältnis zur fieigenden Bildung abzunehmen und
der volkstümliche Begriff von Luftigkeit fo leicht mit derben oder gar
rohen Späßen zufammenfällt. andererfeits es der Kritik auf keinen Fall
recht gemacht werden kann. fo gibt fich eben der Dichter. der auf feine
Würde als literarifch gebildeter Menfch Wert legt. mit der komifchen
Gattung überhaupt nicht ab. fondern überläßt die Verforgung der Bühne
mit den nun einmal unentbehrlichen Lufifpielen den weniger ehrgeizigen
Theaterindufiriellen. Es ift wirklich ein Jammer! Unfere größten Geifter
haben zwar die Komik keineswegs verachtet. felbft aber gar kein Talent
dafür befeffen. Was Goethe unter dem Namen Luftfpiele in feine Werke
aufgenommen hat. ift einfach blamabler Schund. Schiller. als reiner
Pathetiker. mußte natürlich im Luflfpiel auch gänzlich verfagen. und
einzig Lefiing hat in feiner Minna eine Komödie zuftande gebracht. die für
feine Zeit und für das gefchilderte Milieu wohl charakteriftifch und auch
im allgemeinen nicht ohne Anmut und Humor. aber doch des Ruhmes
als deutfches Mufter- und Meifierlufifpiel durchaus unwürdig ift. Die
wirklichen Humoriften unter unferen Dichtern erfien Ranges. wie beifpiels-
weife Fritz Reuter. Gottfried Keller. Theodor Fontane. Wilhelm Raabe
haben zufälligerweife gar kein dramatifches Talent befeffen. - Oder iii
das kein Zufall? Kann aus einem Volke. bei dem fich der Eintritt der
Pubertät durch das Verfaffen von Trauerfpielen und herzzerreißenden
lyrifchen Gedichten anzukündigen pflegt. kein genialer Komödiendichter
geboren werden? - Wir haben einen folchen -- und er hat uns
die deutfche Mufter- und Meifterkomödie hinterlaffen; i>) meine Anzen-
gruber und feine ..Kreuzelfchreiber" (und gleich hinter diefes geniale
Werk ordne iäj desfelben Dichters „G'wiffenswurm" ein); aber in den
deutfchen Schullefebüchern wird davon wohl noch lange nichts zu lefen
fiehn. wohingegen das Schwergewicht profefforaler Autorität fich vermut-
lich noch etliche Generationen lang für die unvermeidliche Minna ins
Zeug legen und dadurch dem deutfchen Bildungsphilifter die Überzeugung

erhalten wird. daß ein literarifch wertvolles Luftfpiel ohne eine gehörige Portion Langeweile nicht auskommen könne. - In einer ebenfo verzwi>ten Lage befindet fich der deutfche Komponift. der zwifchen der Operette und der großen Oper einen feinem Talente zugänglichen Mittelweg fucht. Fallen ihm leicht faßliche Melodien und flotte Rhythmen ein. fo wird man ihn in die Operette verweifenz und wenn er aus lauter Angft vor der Trivialität fchwerfällig und gefucht wird. fo wird man ihm fagen. zur komifchen Oper gehöre vor allen Dingen leichte melodifche Erfindung und flotter Rhythmus. Es fällt mir nicht ein. die Kritik zum alleinigen Sündenbock machen zu wollen; fie leidet ebenfo gut wie die Schaffenden an den oben gekennzeichneten deutfchen Erbübeln. Und auch dem ganzen großen Publikum hängt. wenigftens foweit es durch höhere Schulen gelaufen ift. der alte deutfche Zopf feft angewaihfen im Rü>enz aber hier ift eine lohnende Aufgabe für alle. die an der äfthetifchen Erziehung des Volkes beteiligt find. für alles. was Literatur lehrt. für die Prefie. für die Theaterleiter: hier gilt's ein Umwerten alter Werte - hier heißt es dem Volke einen neuen Maßfiab für feinen Gefchmack in die Hand geben. indem man es lehrt. in allen Kunftdingen das Wie über das Was zu ftellen. nicht große und kleine Gattungen. würdige und unwürdige Gegenftände der Behandlung. fondern bedeutendes und geringes Können. eine würdige und eine unwürdige künftlerifche Behandlung desfelben Gegenftandes gegeneinander abzuwägen. Wenn in der allgemeinen Schätzung feiner Volksgenoffen der Meifter des Komifchen dem des Tragifchen gleichwertig befunden und dem Erfchütterer der gleiche feurige Dank wie dem Erheiterer gefpendet wird. dann werden wir ficher auch in Deutfchland. trotz unferer felteneren und minder-en Begabung für das Heitere. Anmutige. auch auf diefem Gebiete Meifierwerke ernfter und erfier Meifter zu erwarten haben.

Ich bin am Schluffe meiner Betrachtung angekommen. Daß man durch Reden und Artikelfchreiben all die Ubelftände nicht ausrotten und gründliche Reformationen nicht ohne weiteres bewerkfielligen kann.'weiß ich natürlich fehr wohl. Ich meine nur. daß jeder. der Erfahrung und offenen Blick genug befißt. um über gewiffe Verhältniffe ein verftändiges Urteil abzugeben. dies nicht unterlafien folle. wenn er auch zunächft nichts anderes damit erreicht. als eine Anzahl gutwilliger Menfchen zum Nachdenken anzuregen. Ift ein ganzes Volk von der Notwendigkeit der Reformen durchdrungen. dann find fie auch durchzuführen. Und ich habe ja in meinen Ausführungen zu zeigen verfucht. daß wir im Grunde

mit unferem Theaterwefen recht zufrieden fein können. daß es viel weniger
der Reformen. als der Erkenntnis einiger übler nationaler Erbfehler
bedürfe. um uns von jenen Hemmungen einer gedeihlichen Entwicklung
loszumachen und drohende Gefahren abzuwenden. Das gilt vor allen
Dingen von der Gefahr des Amerikanismus. Die können wir allerdings
nicht ernft genug nehmen; denn wenn die allgemeine Tendenz zur Gleich-
macherei. zur Vergötterung des Nützlichkeitsprinzips. wie fie durch die
Leichtigkeit des modernen Verkehrs begünfiigt wird. bei uns auch auf dem
Gebiete der Künfte und Wifienfchaften fiegt. dann hat unfer altes Europa
überhaupt feine Rolle ausgefpielt. Was bei uns Deutfchen insbefondere
bisher für eine unglückliche Schwäche gehalten wurde. nämlich unfere
Eigenbrödelei. unfer querköpfiger Jndividualismus. unfere vielen Vater-
länder auf einem fo kleinen Stückchen Erde. unfere vielen Zentren und
Refidenzen des Geifies und der befonderen Vornehmheit - das ift heute
unfer letzter und bedeutendfter Vorzug gegenüber jener neuen Welt.
wel>7er das Wefen der vereinigten Staaten den Stempel aufgedrückt
hat. Bewahren wir uns mit energifcher Eiferfucht unfere Befonderheit.
fo werden wir auch für eine fernere Zukunft noch bleiben können. was
wir bisher der Welt gewefen find: die geiftigen Anreger. die Neufchöpfer.
die Problem- und Fragefteller. der tiefe Brunnen idealer Erquickung!
Das Theater fpiegelt uns in feinem Spiel das Bild der Welt im Kleinen
wider. wenn es feine Aufgabe richtig erfaßt. Und darum darf auch
der ernfke Menfch. ohne feiner Würde etwas zu vergeben. das Theater
ernft nehmen; darum ift auch jeder. der fich nach feinen Kräften mit-
bemüht. unferem deutfchen Theater feine fchöne Eigenart zu erhalten und
verderbliche Einflüffe der Fremde abzuwehren. ein wahrer Freund des
Vaterlandes. Deutfchland gegen Amerika - das muß auch in Theater-
dingen für jeden Weitblickenden die Lofung für die Zukunft fein!

W
///
ll:

Wilhelm Holzamer:

Es ift der ober-fie Unterrichtsgrundfap der Pädagogik. in allem
von der Anfchauung auszugehen. Das Theater bietet uns nun die

äußerften und höchften Aufmauungsmöglichkeiten der Dichtung. alfo find feine Werte und Kräfte feinem Inhalte nach für die ethifche Bildung. feiner Form nach für die äfihetifche Bildung von fiärkfiem Einfluß. Wer hätte das nicht an fich felbft erfahren? Man darf fich nur an feine erften Schülervorfiellungen erinnern. Was gab der „Tell" alles an rein bildhafter. an landfchaftlicher Anfchauung eine Fülle! Mit welchen Illufionskräften wirkte die Verkörperung der Geftaltenl Sie wirkten nicht mehr von der Bühne herab. fie zogen uns auf die Bühne hinauf. Wir wurden fie felbft. Und anders als das gelefene Wort _ felbft mit verteilten Rollen in der Klafie - wirkte die H a n d l u n g . wirkte die in T at umgefeßte Rhetorik. Es floß die künftlerifche Form mit dem Inhalt in eins zu einer ftarken Wirkung zufammen. für die unfere Begeifterung. die fröhlichfte und echtefte Schülerbegeifterung. mit unbändigem Beifall dankte. Beifpiele traten uns ins Leben. Beifpiele wurden fie. der Tell. der Werner Stauffacher. der Arnold von Melchthal. der Walter Fürft. der alte Attinghaufen. Um nur allein bei dem „Tell" zu bleiben. Verwandtes zog fich an. Gegenfäßliches ftieß fich ab. Gutes und Böfes fchieden die Inj'tinkte. es fiegte die Kraft. die Schönheit; es triumphierte das Rechte und das Recht. es unterlag das Schlechte und die Schlechtigkeit. der Eifer war in uns geweckt und die Nacheiferung gefordert. Begeifterung erfüllte und das Ideelle des Lebens hob uns empor. Es bildeten fich Ideale. Wer es nicht wüßte. daß Begeifterung immer Ideale fchafft. die Iugend im Theater könnt's ihn lehren. Wollte er fie belächeln. wenn* fie daneben greift. wenn fie Realität und Idealität verwechfelt. wenn fie fich nicht ftößt an der nackten Tatfächlichkeit. wenn fie fchwärmt und maßlos ift! Schönes Recht der Iugend. zu fchwärmen und maßlos zu fein und fich nicht ernüchtern zu lafien. Nüchternheit kommt fchon von felbft - daß fie auch Ernüchterung zu fein brauchte. ift nicht wahr. Seinen Schein behält das Leben. und fogar feinen fchönen Schein kann es behalten. auch wenn man die Erkenntnis gewonnen hat. daß diefe bunte Welt da oben auf den hohlen Brettern nur aus Pappe ift. und daß diefe heldifchcn Geftalten. die wir hier agieren fehen. uns auch auf der Straße im Alltagsanzug begegnen. Ia fogar. daß fie uns dann am liebfien find. wenn fie nichts von der bunten Bühne her in Gehaben und Art. in Bewegung. Sprache und Ausfehen in die graue Straße tragen. wenn fie mit dem realen Sein verwachfen und gefchiedene Welten gefchieden lafien. ftatt die Pofe beizubehalten und fich nicht vor dem Schein der Lächerlichkeit zu wahren. Das Erhabene fieht hoch über dem Staube. wer

das Erhabene verkörpert. muß es vor dem Staube hüten. Der Wallen-
fiein auf der Straße ftört ärger unfere Jllufionen. als wenn wir wahr-
nehmen. daß der Mar Piccolomini oder der Graf Dunois. der Don Carlos
oder der Marquis Pofa in Wirklichkeit häßlich find und fich durch
Schminke und Kleidung fchön gemacht haben. Wirklichkeit und Jllufion
müffen fich am falfchen Orte vor einander hüten. die Jllufion bleibt be-
fiehen. wenn fie am rechten fich zufammenfinden. Wenn wir uns auch
der Mittel bewußt werden. womit das Theater die Jllufionen feines
Scheins erzeugt. wir werden doch immer wieder in eine Jllufion völlig uns
zwingen laffen. Die Illufionskraft des Theaters in ihrer Fähigkeit. be-
fonders auf die Jugend. fich die Wirklichkeit umzugeftalten in der äußeren
Erfcheinung und das Leben zu erhöhen in ihrem inneren Gehalt. das ift
das wefentlichfie Mittel des Theaters. auf unfere ethifche und äfihetifche
Bildung Einfluß zu gewinnen und dauernd diefen Einfluß zu üben. Denn
höher als Anfäfaunng fieht die Phantafie als Erziehungs- und Bildungs-
mittel. Freilich fußt die Phantafie auf der Anfchauung. Aber dann
fchafft fie auch frei Land. Die L e k t ü r e regt fie wohl fchon an. aber die
Darftellung ruft alles Schlummernde in ihr wach. führt fie auf
weitere Wege. fpornt fie an zu Fülle und Ferne und erweckt fie zu eigenem.
Sie find alle Dichter. die Kinder. die da unten vor der Bühne fißen. fie
find alle Dichter daheim zwifchen den vier Wänden. wenn die Erinnerung
lebendig wird und Geftalten und Leben fie bedrängt. Sie fchaffen dann
alle. und fihaffen um zu dem Dauernden des Erlebniffes. das ihre Seele
erfüllt. ihr .herz nährt. ihren Willen fiärkt und vor dem Schönen ehr-
fürchtig macht. Sie blicken auf zur Größe. fie bejahen das Starke im
Leben. fie fordern die Kraft. Es ift eine merkwürdige Wechfelwirkung
von ethifchen und äfthetifchen Eindrücken. ein Jneinanderfließen. eine
Stärkung des einen durch das andere. ein Scheiben und Ausfcheiden auf
die gleiche Weife. Es fährt noch keine Bewußtheit g'rob darein. alle
Kritik der Jugend ift inftinktiv und darum gefund und von reinfter Wahr-
haftigkeit. Wo für die Jugend noch keine Auswahl getroffen wird. trifft
fie gewiß felbfi keine. fie liebt fo fehr den Schein. daß fie ihn wahllos
hinnimmt. - wie fie wahllos Jndianergefchichten lieft. - und der Ruhen
kann zum Schaden werden. Soweit aber von Einfluß des Theaters auf
die ethifche und äfthetifche Bildung im guten und nützlichen Sinne ge-
fprochen werden kann. ift er unbedingt zu b e j a h e n. Was der einzelne
hierin von fich fagen kann. gilt gewiß auch für alle. was im befonderen
zu betonen wäre. gilt auch im allgemeinen. Unbedingt ift nichts in der

Welt. hier aber dürften die Ausnahmen ganz und gar die Regel beftätigen. Und es gilt. dem Theater gegenüber das Kindfein zu bewahren. das illufionfchaffende Kindfein. die willige Hingabe. die Offenheit für Eindrücke; aber dann das Kindhafte zu erhöhen durat die geifiige Führung. die nachprüfende Bewußtheit. die Ausfatälung des Ideengehalts und die Unterfateidung der Satönheitswerte. der Klärung des Lebens- und Kunftgehaltes. Das Theater als Bildungsinftitut für Erwachfene angefehen. brauatt darin nicht feiner künfilerifaten Reatte verluftig zu gehen - es hat alle Bildungswerte und Kräfte - es darf nur niatt in erfier Linie und getrennt vom Künfilerifaten darauf angefehen werden. darf nicht auf diefen Zweck fefigelegt werden. Denn bei aller Mündigkeit des Publikums: Kunft muß ihr Selbfireatt bewahren!
Von mir zu reden. rein des B e i f p i e l s halber: das erfie Theaterfiück. das iat fah. war - „Satneewittaten". Auf dem Dorfe von einer wandernden Truppe dargefiellt. Jat war noat fehr jung. Sieben oder acht Jahre. Jat weiß niatt. ob iclt fpäter noch eine fchönere Vorftellung gefehen habe. Denn auat die Theatervorfiellung ift fo. wie wir fie empfinden. Keine war fo bunt und - bildkräftig. Keine weate diefe bewegte Teilnahme und fiatere Parteinahme. Mit einem Schlage war aus den Märchen. die iat las. eine andere Welt geworden. Auf einmal hatten fie auat bei der Lektüre ihre eigene Welt. Die Befiimmtheit des Darftellungsbildes bewirkte. daß iat nun auat bei der Lektüre nicht ruhte. bis iat mir alles in einem beftimmten Bilde. in befiimmten Bildern. vorgeftellt hatte. Das anfatauliat gewonnene Material an Bildern wurde nun mit einem gewiffen Zwang auf feine jeweilige Brauchbarkeit duratgefehen. Die Beobachtung verfchärfte fiat. Die Phantafie wählte aus und kombinierte. Manches blieb leer. es war keine Welt dafür vorhanden. es fehlte die Anfchauung. Trotzdem. das Leben der Märaten. die nur durch die Lektüre genofien wurden. war ein anderes geworden. die Bildumgefialtung war in einem fiarken Grade angeregt. bis fie zu Gewohnheit und Übung wurde. Dies nur ein Beifpiel. und für die Jugend fpeziell. eine Jugenderinnerung felbfi; aber auat weiter im Leben blieben die Bildungsfaktoren des Theaters im ethifaten wie äfthetifaten Sinne wirkfam. nur daß nun eintrat. daß fie fiat voneinander fatieden. daß das Ethifate niatt mehr refilos im Afihetifclten aufging. daß das Afihetifate niatt fiark genug war. das Ethifclte zu tragen oder unterzukriegen. daß fie fiat gar bekämpften. daß das eine niatt nur dominierte. fondern fogar das andere ganz ausblieb. je nackt der Art der Stücke. die damit be- und verurteilt

werden. Denn die äfthetifchen Werte des Theaters - als Dichtung und Darfiellung aufgefaßt - müffen die ethifchen ganz in fich fafien. müffen ganz mit ihnen eins werden. beide müffen fie ineinander aufgehen. beide fich ineinander fieigern - und unter Umftänden müffen die äfihetifchen fo ftark fein. daß fie die ethifäjen völlig bezwingen. (Fauft. Tell. Wallen- fiein.) Der Menfch in feiner Reife kann fich mit allem auseinanderfeßen. mit dem gefährlichfien Inhalte. Leicht wird's. wenn das Künftlerifche dabei verfagt. Dann ift überhaupt keine Gefahr. Gefahr ift erft dann. fowohl in fittlicher wie künftlerifcher Hinficht. wenn eine ftarke künft- lerifche Kraft wirkfam wird. Freilich ift hier nach einer Seite hin eine große Entfehuldigung - menfchlich um fo perfider kann die Tat fein. Denn ein ftarker Kunftgehalt gibt einem Werke immer noch ein Recht. während ein fchwacher Kunfigehalt für ein inhaltlich verwerfliches Werk auch nicht einmal den Schein einer Entfchuldigung aufkommen läßt. Selbftverftändlich foll damit keiner inhaltreichen Engherzigkeit das Wort geredet werden. Die Zimperlichkeit gehört ni>jt in die Kunft -- alfo auch nicht ins Theater. Wird nach den kulturell erzieherifchen Kräften des Theaters gefragt. fo wird allemal in erfter Linie nach feinen künft- lerifchen Kräften gefragt. denen. die das Werk des Dichters enthält. und denen. die die Darfiellung aufzubringen weiß. durch die fie fich charak- terifiert. und die eben die Berufung haben. die dichterifchen Kräfte der Dichtung auszulöfen. frei zu machen und fogar zu erhöhen. Bühnen- darftellung ifi Vergefialtlichung diefer dichterifchen Kräfte. ift ihre Rea- lifierung. ich möchte fagen - im höchfien geiftigen Sinne. Dazu ift Kultur Vorausfeßung. Ohne die intimfie Wechfelbeziehung der Kultur auf den Brettern mit der Kultur auf den Bänken. ift das Theater un- möglich. ein Theater. wie wir es brauchen und wie es eines Kultur- volkes würdig ift. Darin löfen fich auch immer feine ethifchen Kräfte aus. Damit fchafft fich die höchfte und ausgedehntefie Freiheit der Bühne von felbft. Sie gibt das Leben. Sie gibt es in einem bedeu- tungsvollen Sinne. Auch der Realismus gewinnt hier eine Symbolik. Er wird nicht Ziel fein dürfen. er wird Mittel fein müffen. Das wird er durch die Kunft von felbfi. *-Er hebt fich aus dem Abklatfch heraus und wird bedeutungsvoll. Ein edler Schein. der bedeutend wirkt. Hier hört alle Bevormundung auf. Nur die größte Freiheit fchafft hier die Möglichkeit der Entfaltung aller fittlichen Kräfte. deren das Theater fähig ift. Plumpe Entfcheidung auf Gut und Böfe hin ift keine Erziehung. nur die ungehemmte Beweglichkeit kann das Publikum für das Theater frei

machen. Fragt es nach feinem Werte. muß es nach feiner Kunft fragen
lernen. Wirkung der Kunft beruht aber auf Gegenfäßen. Man muß
dem Theater die Möglichkeit fchaffen. alle Gegenfäße des Lebens. der
Erfcheinungen der Wirklichkeit und der Bedingungen des Dafeins aus-
zulöfen. Man muß ihm zugefiehen und freigeben. die Gefchehniffe. die
menfchliihe Einrichtungen mit fich bringen. wie die Ereigniffe und Zu-
ftände der menfchlichen Pfyche. die Reibungen des Einzelwillens an der
Macht der Notwendigkeit. wie die im innerften Wefen bedingten Not-
wendigkeiten an der blinden Konfequenz der Gefchehniffe zur Darftellung
zu bringen. Höhen und Tiefen müffen dem Theater freiftehen. es muß
künftlerifche Ausdehnungsmöglichkeiten haben. es muß durch Dunkel
und Helle fchreiten können. es muß durch Unbilden hindurch zur Aus-
reife gedeihen können. wie wir felber. Es hat den Himmel und die
Hölle _ wie wir felbft Himmel und Hölle in uns tragen. Man frage
nicht ängftlich nach der Ethik des Theaters. Sie kommt von felbft. wenn
feine Kunft erfüllt wird.
Ob nun das moderne Theater feine Aufgabe erfüllt? Man kann
das Theater als Jnftitution betrachten. die die Aufgabe hat. wirtfchaftlich
zu fpekulieren. Als folches erfüllt es feine kulturelle Aufgabe nicht.
Es ift fogar zu verwerfen. Das Theater als Kunftinftitut irrt auch nicht
wenig vom Wege ab. Es hält fich nicht frei genug vom Gefchäftlichen.
es hält fich nicht frei genug von der Senfation. hält fich nicht frei genug
von unreinen Elementen. die allerhand Einflüfien zugänglich find. hält
fich nicht frei genug von allerhand Einflüfien perfönlicher Förderung.
macht vielfach feine Künfiler nicht frei genug und zwingt fie dazu. fick]
ihrer Würde als Menfchen und als Künftler zu begeben. und trägt nur
fehr wenig dazu bei. ein Menfchenmaterial hoher Bildung nicht nur.
fondern auch von ftarker fittlicher Gefeftetheit zu fchaffen: - und trotz-
dem. trop aller Sünden des modernen Theaters. es will ein Optimismus
durchbrechen und ein Glaube. eine Hoffnung und ein Vertrauen. Auch
der für das Theater fchaffenden Dichtung gegenüber - bei allem Tief-
ftand - es bleibt ein Zukunftsglaube. ein Vertrauen auf eine Höhe und
Fruchtbarkeit. Nur arbeiten müffen wir. alle an uns felbfi.
alle zur Erhöhung unferer Forderungen an uns felbft. womit wir
die Forderungen des Theaters erhöhen. wie wir die Forderungen des
Lebens - und damit der Kunfk - erhöhen. und wir werden das Theater
haben. das wir verdienen. Sind wir heute mit dem Theater* unzu-
frieden. fo wird"s wohl fein. weil wir mit uns felbft unzufrieden fein

follten. In unferem Kulturgewiffen. darin ethifche und künftlerifche
Forderungen wach fein und Sünden der ethifchen und künftlerifchen
Kultur im eigentlichften Sinne erf a h r en werden follten. müßten
wir zu fo manchem wachgerüttelt werden. müßten wir uns felbft wach-
rütteln. Aber Moralpredigt hilft dem Theater fo wenig wie dem Leben.
der Kunft fo wenig wie dem Menfchen. Was hilft. das ift Taten und
Entwickeln. ift Erhöhung und Freiheit. Großzügigkeit in uns. in
unferem Leben. und aus uns felbft muß die Kunft wachfen. die frei
macht. frei ift und nicht nur der Spiegel unferes Freifeins ift. fondern
die Wächterin und das Gewiffen unferer Freiheit. Aus der Zerfplit-
terung heraus zur Ganzheit. aus der Geteiltheit heraus zur Durchdrin-
gung. zur Einheit alles Afthetifchen und Ethifchen im weiteften Sinne
muß das Leben geführt werden. Dann wird das Theater von felbft ein
Veftatempel fein. und es wird zu allem ein Recht haben. weil es fich in
allem tempelrein erhalten wird. Es ift nicht das Was. es ift das Wie.
was den Ausfchlag gibt. Es wird das Lupanar nicht zu fürchten
brauchen. weil auch in feiner Darftellung die Göttin der Kunft walter.
es wird keine Scheu zu haben brauchen vor dem Niederen und Gemeinen.
weil es fich darin erhöht. das Menfchliche zu künden. Das Menfchliche
zu künden ift Aufgabe der Kunft. feine göttlichen Werte auszulöfen. ift
ihre Ethik. Diefe ift nicht ihr Zweck. fondern ihre Folge.
Darin ift zugleich enthalten und umgrenzt. was fich aus dem Ver-
hältnis des Theaters zur Dichtung ergibt. Theater und Dichtung gehen
Hand in Hand und treffen fich in dem einen: der Erhöhung des Lebens.
der Bedeutfamkeit des Darzuftellenden und der Darftellung. Gretäzen.
die vielfache Sünderin. wird uns durch die Kunft ein Ideal. und in Fauft
fehen wir uns felber. und fehen die Deutung allen Lebens in ihm durch
die Kunft. die nicht nur ein Sein. fondern eine Bedeutung hat. Auch
ohne den Parricida ift uns Tell kein Mörder - und die Ethik des Nathan
allein würde nicht ausreichen. eine hohe lebendige Geftalt aus ihm zu
machen. Das Seiende führt leicht dazu. in ihm allein das Ethifche zu fehen.
Es ift nie losgelöft vom Künftlerifchen - fonft müßten wir Fauft und
Gretchen fchlankweg als Verbrecher verdammen - dafür darf aber auch
das Recht des Künfilerifchen nicht im Seienden allein gefucht werden.
Grober Sinn und plumpe Hände müffen von der Dichtung fern gehalten
werden. genau wie fie am Theater nur verderben. Es waltet nicht nur
ein tiefer Sinn in allem künftlerifch Gefchaffenen. es müffen auch ftarke
Sinne in ihm walten. Es muß Gefundheit in ihnen fein. ehrliche Wahr-

heit. Dann fehlt nie die Schönheit. Es ifi die Schönheit des Lebens.
die nicht von der der Kunft verfchieden ift. Schönheit ift nur ein Wort.
es liegt an uns. ihm Gehalt zu geben. Unfere beften Werte gießen wir
in fie hinein. daß fie aus uns wachfe. daß wir in ihr wachfen. Wenn
wir nach der Kunft fragen. fragen wir nach uns felbfi. nach dem Hohen
und Schönen. und dem. was zukünftig in uns ift. Wenn wir für die
Kunft fordern. fordern wir für uns felbft. das Reichfte und Befte. was
in uns ift. Und wir unterfcheiden nicht: Ethik und Afihetik; wir ge-
nießen. Denn diefes ift*s. wir müffen Genießer werden und die vor-
nehmfien Fähigkeiten und Rechte haben. es zu fein. Kunfi und Leben
haben nicht die Höhe einer eingebildeten Abfiraktion. fie haben die Höhe
unferer Wirkliäjkeit.

[Il.

Hanns von Gumppenberg:

Welchen Einfluß das Theater auf meine ethifche und äfihetifche
Bildung ausgeübt hat? Schon meiner frühen Jugend erfchien es in
feinen befieren Darbietungen nicht als bloßes künftlerifches Spiel feitab
von der Wirklichkeit. vielmehr als realeres. in feiner vollen Realität
enthülltes Leben. Und diefer Eindruck vom (befferen) Theater ifi mir
bis heute geblieben. Der praktifchen Alltagserfahrung ftellt fich das
Leben verworren und zerfireut dar. voll dunkler Rätfel und beherrfcht vom
„Zufall“. der es doch nach unferer Überzeugung nicht beherrfchen kann;
die echte dramatifche Kunft zeigt es entwirrt und konzentriert. bis in
die innerfien Gründe aufgehellt und als ein Gefchehen von firenger
Notwendigkeit. das fich zudem auch in der notwendigen. dem
Gehalt entfprechenden Form vollzieht: während die finnliche Ver-
gegenwärtigung der Geftalten und Vorgänge mit dem profanen
Lebensbilde wetteifert. Die hiermit erfüllten Forderungen einer
realen Lebensdarftellung fallen nun völlig zufammen mit den ethifcheu
und äfihetifchen Forderungen einer edleren Lebensführung. die fiäj an
das praktifche Menfchentum wenden. Wer fich in feiner Handlungs-
weife ftets des großen. einheitlichen Zufammenhangs. der allgemeinen

Gefeßmäßigkeit und aller unausbleiblich-notwendigen Folgen feines Tuns
klar bewußt bleibt. der handelt eben immer im Gefühle der Verantwort-
lichkeit. und damit ethifch; äfthetifche Kultur aber ift auch im praktifchen
Leben nichts anderes als die Tendenz und Fähigkeit. jedem Gehalt die
vollentfprechende. notwendige Erfcheinungsform zu geben. In diefem
Sinne - nicht etwa durch direkte Moralpredigten oder Gefchmacksdemon-
ftrationen - kann die dramatifche Kunft gewiß viel zur ethifchen und
äfthetifchen Bildung beitragen: und fo hat fie auch auf meine eigene
Bildung eingewirkt. Damit bejahe ich auch fchon Ihre zweite Frage.
ob das Theater nach meiner Meinung kulturell erzieherifche Werte und
Kräfte in fich berge: denn um andere kulturelle Werte als ethifäze oder
ä|hetifche kann es fich für die Wirkfamkeit des Theaters doch nicht handeln.
Natürlich denke ich dabei immer nur an dramatifche Kunft im dichterifch
und darfiellerifch beiten Sinne: eine Kunft. wie fie unfere zeitgenöffifcheu
Bühnen nur fehr ausnahmsweife bieten. Einfach „erwarten" läßt fich
daher keineswegs. ..daß unfer modernes Theater diefe Aufgaben erfüllt":
aber anftreben müffen es alle. die es gut mit der Kunf't und dem Leben
meinen. und wer Optimift ift. mag es etwa auch hoffen. So wie heute
die Dinge liegen. wirkt das Theater viel öfter verzieherifch als erzieherifch.
weit eher antikulturell als kulturfördernd. Ein naturaliftifches Theater.
das fich nicht über den Abklatfch der wirken und „zufälligen" Ober-
flächenwirklichkeit erhebt. ein rein artiftifches Theater. das mit dem
.realen Leben überhaupt nichts zu fchaffen hat. ein fkeptifch-geiftreicheln-
des Theater. das Probleme aufwirft. ohne fie löfen zu können oder löfen
zu wollen. ein Theater des mechanifchen Poffenulks und des gaffen-
hauernden Operettenftumpffinns. ein Theater. das nur Senfationsgier
oder feruelle Lüfternheit befriedigen will. kann natürlich nur gegen. nicht
für die Kultur in Betracht kommen. Von folcher Art aber ift das
Meifte. das man heute als „Theater" kennt.
se"- WWW-:-
Hugo Salus:
Der Einfluß. den das Theater auf meine ethifche und äfthetifche
Bildung ausgeübt hat. fällt wohl zufammen mit dem Einfluß der Poefie

auf meine Entwickelung; denn was ich in den Jahren der ftärkften Eindrücke
in meinem nordböhmifchen Heimatfiädtchen von Theater genoß. war gewiß
von Kun| fo weit entfernt. wie die Olfarbendrucke an den Wänden der
elterlichen Wohnung von den Raffaelfchen Fresken in den Stanzen des
Vatikans.
Immerhin kann ich mir denken. daß die Befirafung des übertrieben
zifchelnden Intriganten in einem Raimundifchen Stücke - daran glaube
ich mich entfinnen zu können - als Befiätigung der väterlichen Lehren dem
laufchenden Kinde einen ftarken moralifchen Eindruck gemacht haben
mag. und daß der flitterbefeßte Schleier einer rofigen Fee -- einer rofigen
Fee in Böhmifch-Leipa! - meine märchenfüchtigen Augen beglückter auf-
leuchten ließ. Die Befprechung der gefchauten Wunder in den Dämmer-
ftunden der nääffien Wochen wird unfere kluge Mutter ficher in die rich-
tigen Bahnen geleitet haben; und die Anregung meiner Phantafie war ge-
wiß eine große. da wir Kinder bald darnach ein Märchen vor unferen
Eltern aufführten. zu dem ich die Verfe gefchrieben habe: gegen ein Ein-
trittsgeld zugunften der öfterreichifchen Soldaten in Bosnien. defien
Ablieferung in der „Leipaer Zeitung“ ausgewiefen fein muß.
Nur if't meine fefie Überzeugung die. daß fowohl mein Drang nach
dichterifcher Geftaltung. als auch meine moralifchen Begriffe fchon in
meinem kindlichen Hirne vorhanden waren als Produkt und Summe be-
ftimmter vererbter Anlagen. an deren Aufbau meine Eltern und alle ihre
Ahnen beteiligt find. Und ich kann mir denken. daß bei einer anderen An-
ordnung diefer vorherbeftehenden Erbfchaft vielleicht aus mir ein Dramen-
dichter oder ein Schaufpieler hätte werden können. ohne daß ich je ein
Theater hätte fehen müffen!
Und Schaufpieler. die doch mit dem Theater und den Dichterwerken
fietig befchäftigt find. müffen darum noch nicht ethifch oder äfthetifch hoch-
fiehende Menfchen fein. wenn fie nur gute Schaufpieler find!
Und dies ift darum der Kern meiner Antwort: weder das antike noch
das moderne Theater haben einen moralifchen Sinn. Theater foll nichts
anderes als Schaubühne fein. und der befie Schaufpieler ift der befte
Komödiant in dem Sinne. daß er völlig von dem verzehrenden Drange
beherrfcht fein muß. feinen künftlerifchen Trieb nach Menfchendarftellung
mit allen feinen Mitteln zn erfüllen; dann wird er auch das Schau-
bedürfnis des Zufchauers und Zuhörers künftlerifch befriedigen. Und
diefem Ziele kommt jedes g ute Theater. mag es nun moderne oder un-

moderne Stücke gefialten. nahe. wie eben auch ein Schaufpiel nur dann
gut ift. wenn ein Dichter es geftaltet hat.
Und immer waren und werden Dichter. die ihres Stoffes Fülle künft-
lerifch erfchöpft* haben. modern fein! .
V*:
Franz Servaes:
Das Theater if't wohl das bezauberndfte. nichtsnußigfie. foppendfte
Raäer und Phantom unferer Erfindung. Wer ihm niemals verfallen
war. der hat überhaupt nicht gelebt. Wer fich ihm nicht zu entwinden
weiß. der verdient nicht. weiterzuleben. Es ift aus unferer Kultur eben-
fo wenig wegzudenken. wie es imftande ift. diefe Kultur zu repräfentieren.
Kurz und gut: es ift ein Frauenzimmer. und zwar ein verteufeltes.
Ethifche Wirkungen von folch einem Wefen zu erwarten. ift eine echt
deutfche Michelei. Afthetifche fchon eher. wofern man den Begriff hübfch
weit fpannt und den aufreizenden Sinnenkißel jedenfalls nicht aus-
fchließt. Auch möge man nicht vergeffen. daß befagtes Weibsbild zwei
kleinere Gefchwifier hat. die „Zirkus“ und „Variete" heißen.
Nun aber das Verblüffende. vielleicht gar das Empörende. Das
Theaterfrauenzimmer ift aufs engfte zufammengekoppelt mit einer unferer
erhabenften Göttinnen. und die heißt: Dramatifche Dichtung. Daß diefe
beiden ungleichen Geftalten. wie es fcheint. auf ewig hinaus zufammen
angefchirrt find. um den vielberedeten ehrwürdigen Thefpiskarren zu ziehen.
bleibt ein drückender Fluch. Diefem Fluch zu entrinnen. wird immer
wieder aufs neu verfucht und ift niemals befriedigend gelungen. Man
nennt das ..Theaterreform“. Wir wiffen. was wir davon zu halten haben.
Iedenfalls bleibt alfo das Theater ein Mifch- und Kompromiß-
produkt. In diefem Sinne müffen wir uns damit abfinden. „Mühen“
- weil die Wirkungen des Theaters ungeheuer find und deren Regu-
lierung niäjt unterlaffen werden kann.
Soweit diefe Regulierung lediglich Polizeifache ift. brauchen wir uns
nicht damit abzugeben. (Wünfchen indes. daß die Polizei ihre Aufgabe
umfichtiger anfaffen lerne.) Erft wo die kulturelle Regulierung beginnt.
beginnt unfer Intereffe.
Wir haben für Dramendichtung und Theaterbetrieb einen

idealen Treffpunkt anzunehmen. Finden fie diefen und begegnen ein-
ander mit jenem Grad von ehrlicher Liebe. wo beide Teile etwas ab-
laffen. fo zeugen fie miteinander ein Kind. und dem leihen wir alsdann
den hochtrabenden Namen: Dramatifche Kunft.
Hiermit allein hätten wir uns zu befchäftigen. Denn hier allein
ankern unfere Hoffnungen. deren Horizont. wie gefagt. ein begrenzter ift.
Für die Pflege der dramatifchen Kunft gibt es heute in deutfchen
Landen eine kleinere Anzahl von Stellen. an denen man fiäj ehrlich be-
müht. Und viele junge Kräfte. die Beftes und Höchftes wollen. kommen
hier jahraus jahrein zufammen. ringen und arbeiten. gehen dußendweife
zugrunde und wiffen am Ende ihres Lebens. daß fie in einer harten
Schule der Entfagung gewefen find. Dichter wie Säfaufpieler.
Trotzdem gehen von diefen wenigen Stätten Lichtfirahlen ins Land.
Und wo empfängliche Gemüter Erfchütterungen erleben. da haben diefe
Lichtftrahlen gezündet. Daß die Schaubühne diefes vermag. immer noch.
ift ihr Ruhm. obwohl nur teilweife ihr Verdienft.
Es bliebe alsdann noch die ..veredelte Unterhaltung". Berührt kaum
die Vorhallen der Kunft; ift aber ..fchäßenswert".
Und das Dauerndfte der Bühnenkunft? Jllufionen! Immerhin nicht
wenig: denn fie erhalten uns am Leben.

W_ W Noahd

Thomas Mann:

Verfuch Über das Theater.

I.

Wovon ift die Rede? Vom Drama oder vom Theater? Wir wollen
die Begriffe fcheiden und jedem das Seine geben.
Das Drama ift fchließlich eine Dichtungsform (die höchf'te. - fagen
die Dramatiker). Aber das Theater ift nicht die Literatur (obwohl ein
großer Teil des Publikums und der Kritiker das glaubt).
Das Theater maäft Zugeftändniffe an die Literatur. es hat den Ehr-
geiz. fich ihrer bisweilen anzunehmen. Aber das Theater hat die Literatur
nicht nötig. es könnte offenbar ohne fie beftehen. Das ift mein Eindruck.
Man muß dem Theater* eine gewiffe abfolute Dafeinsfähigkeit und Da-
feinsberechtigung zuerkennen. Es ift ein Gebiet für fich. eine Welt für

fich. eine fremde Welt: die Dichtung ift dort nicht eigentliaf zu Haufe. auch
die dramatifche nicht. wie wir fie verftehen. - das ift mein Eindruck.
Ich vergeffe nie den Ru>. den mir vor Jahr und Tag eine Zeitungs-
nachricht verfeßte. Es war eine Theaternotiz. eines jener Telegramme.
welche die Theaterreferenten um Mitternacht in alle Winde fenden. In
einer großen Stadt hatte man das dramatifche Gedicht: ..Die Kronprä-
tendenten" einer Theateraufführung zugrunde gelegt. ..Die Auf-
führung war anfprechend.“ hieß es. ..Das Stück vermochte nicht zu in-
tereffieren." - ..Das Stück". ..vermochte nicht". ..zu intereffieren". Und
zwar die ..Kronprätendenten". Eine Nachricht aus der Welt des Theaters.
Eine wildfremde. unheimliche Nachricht.
Die Fremdheit. die Befremdung ift gegenfeitig. Wenn Nietzfche
über das Theater bittere und tief geringfchähige Dinge fagte. wenn Mau-
pafiant erklärte: ..l-e tdsätre m'euuuye." wenn Flaubert fchrieb. er
kehre von der Befchäftigung mit feinem Theaterftück ..zu ernfien Dingen‟.
„er (leo ebooeo osrjeuoeo" zurück. (die erfibeften Beifpiele)- man gibt uns
von drüben die Geringfchäßung. die Langeweile zurück. Ich fprach einmal
mit einem Hoftheater-Regiffeur. einem Mann im Ruf literarifchen Fein-
finns. Es war von dem Dänen Hermann Bang die Rede. Irgendwo
war ein Theaterftück diefes Romanciers aufgeführt worden. Es fei recht
gut. feine erfte brauchbare Leiftung. fagte der Regifieur; was er früher
gemacht habe. fei nichts. Ich war verletzt und betrübt. ..Oh.“ fagte ich.
..er hat wundervolle Sachen gefchrieben. - .Tine' zum Beifpiel. .Am
Wege' . . ..Ia. ja. Romane und Auffäize. das mag fein.“ - fagte der
Regiffeur.
Das Theater. das Theaterfiück ift die Kunit dort drüben. Der
Roman. die Novelle fogar ift Gefchreibfel. Ein Theaterkritiker hat drucken
lafien. in dem erzählenden Saße ..Rofalie erhob fich. |rich ihr Kleid glatt
und fagte ‚Adieu!“' fei Kunft doch ftreng genommen nur das Wort
..Adieu“. Er wiederholte: ..Streng genommen".
Man weiß nichts von uns auf der anderen Seite, Man kennt uns
dort nur infofern wir dem Theater unferen Tribut gezollt haben. Herr M.
hatte feinem Namen durch eine Reihe diftinguierter Romane und Novellen
literarifchen Ruf verfchafft. Diefer Ruf genügte ihm nicht; das Rampen-
licht. die plumpe Öffentlichkeit. der finnfällige Ruhm des Theater ver-
lockte ihn. und er fchrieb ein Stück. in welchem er allen fich darbietenden
dichterifchen Wirkungsmöglichkeiten faft heldenmütig entfagte. fich mit zu-
fammengebiffenen Zähnen den Bedürfnifien der Kulifie bequemte.

Nehmen wir an. daß das Stück ..Kafpar Haufer" hieß. Es ward auf-
geführt. hatte Erfolg und verfchwand wieder. Es vergeht Jahr
und Tag. aber der Romancier hat Blut geleckt. er beißt die Zähne'zu-
fammen und fchreibt ein zweites Stück. Und nun notiert die Tages-
preffe: ..Herr M.. der Verfafier des .Kafpar Haufen. hat foeben eine
Verskomödie beendet. . Herrn M. als ..Verfafier des Kafpar Haufer"
zu bezeichnen. ift eine boshafte Ungerechtigkeit. Aber in der Welt des
Theaters kommt er ausfchließlich als folcher in Betracht.
Um in das feltfam zweideutige Verhältnis zwifchen Literatur und
Bühne Einblick zu gewinnen. genügt es. unfere Theaterkritik am Werke
zu fehen. Der Typus des Oncle Sarcey kommt bei uns ja nicht vor.
Diefer joviale Eyniker. der auf die Bretter fchwor. dem Publikum immer
recht gab. mit dem Kuliffen-Routinier durch dick und dünn ging und
dem zarten Dichter ins Geficht fagte. daß er abfolut gar nichts vom
Theater verfiehe. - hat unter unferen Dramaturgen nicht feinesgleichen.
Dennoch war er zum mindeften eine reinliche Eriftenz. Er gehörte mit
Leib und Seele zur Welt jenfeits der Rampe. zum Schaufpieler. zum
Stückefchreiber. er ftand mit behäbiger Entfchloffenheit auf feiten des
Theaters. g e g e n die Literatur. er lie b t e das Theater. und wenn er
ihm feine ganze Aufmerkfamkeit. die Arbeit feines Lebens widmete. fo war
das eine klare und einleuchtende Handlungsweife. Aber wer erklärt mir
die Folgerichtigkeit in dem Verhältnis unferer Kritiker zum Theater? Das
Theater ift in weit handgreiflicherem Sinne als die übrigen Kunfiarten
eine gefellfchaftliche Angelegenheit. und eine prompte journalifiifche Be-
richterfiattung über die theatralifchen Ereigniffe der Saifon ift in der
Ordnung. Klage ift laut geworden. daß diefe Berichterftattung neuer-
dings meift in einem überaus verdroffenen. höhnifchen und fpielverder-
berifchen Tone ausgeübt werde. - aber hier ift nicht die Rede von der
großen Menge der Zeitungsfchreiber. die mit Achzen und Ekel ihre Frei-
pläße im Theater einnehmen. in Telegrammen und fpaltenlangen Artikeln
die Dramatiker verhöhnen. das Theater verfluäjen und dennoch durch die
Eilfertigkeit und den Umfang eben diefer Berichterfiattung dem Publikum
von der Wichtigkeit des Theaters eine Meinung fuggerieren. die ihnen
felbft offenbar ein Gelächter ift. Es handelt fich um die kleine Anzahl
wirklicher Schriftfieller unter den Theaterkritikern. jener Vier bis Sechs
(oder find es fo viele nicht?). die den Namen von Autoren verdienen und
für ihre Produktion mit Recht den Wert felbfiändiger Kunft.-
gebilde in Anfpruch nehmen. Wie fieht diefer Typ zum Theater? Er

Die kulturellen Werte des Theaters Thomas Mann
hat keinerlei praktifate Beziehungen zur Sataubühne. er empfindet
literarifclt durch und durat. und fiellt an das Drama rein diatterifate
Anfpriiche. Sarceys Urteilsweife widert ihn an. er verabfateut den
Sataufpielerftandpunkt und würde nie den traurigen Mut befißen. ein
Publikum zu reattfertigen und zu loben. das einen Dichter ausgepfiffen
hat. Er ift literarifcher Künfiler genug. um jeden Augenblick
das Theater zu veraatten. Er fpriatt gelegentliat mit nervöfem
Widerwillen von der üblen Atmofphäre „euerer" Sataufpielhäufer. erklärt
beiläufig. ein Drama weit lieber im ftillen Arbeitszimmer zu lefen. als es
vor bemalter Leinwand dargemimt zu fehen. und ifi. vor allem. fofort bereit.
gegenüber dem Sataffen irgend eines Theatermannes für feine eigene
Kunfileiftung - eine kritifate. redende Kunftleiftung -- mit leidenfataft-
liatem Stolz den höheren Rang in Anfpruat zu nehmen. Aber wenn
er das Theater nicht liebt. wenn er niatt daran glaubt. wenn er es ver-
aattet: warum opfert er ihm feine Zeit. feine Kunft? Warum macltt er
niatt lieber die lyrifche. novellifiifche Produktion zum Gegenftand feiner
Analyfe? Weil er das Drama für vorzüglich betraclttenswert. es ftill-
fcltweigend für die höchfie Gattung der Diattkunft hält? Unmöglich!
Kann jemand. der. wahrfateinliat mit Reatt. bei jeder Gelegenheit darauf
befieht. einen Wefensunterfatied zwifaten Kritiker und Diatter niatt an-
zuerkennen. logifaterweife an einen dichterifchen Vorrang des Dramas
glauben? Die Ahnen und Meifier eines folaten Schriftftellers find felbfi-
verftändliat nicht unter den Dramatikern zu finden. Er glüht vielleiatt
für Flaubert. bekennt fiat als Schüler irgend eines großen Profaifien
wie Jean Paul. - und wenn die Tatfaclte. daß er mit diefem Gefatmack.
diefer Herkunft ausfatließliat über das Drama und zwar über das auf-
geführte Drama. alfo über das Theater fatreibt. fiat erklären läßt. -
er felbft hat niemals eine Erklärung dafür gegeben.
Er geht über diefe Frage mit H u m o r hinweg. er redet von feinem
Beruf gelegentliat im drolligfien Ton. und in den beften. geifiigften Fällen
macht der Widerfpruat feines Dafeins ihn zum Selbfiperfifleur. Sein
Stil felbft ift es. der auf die erheiterndfte Weife das im Grunde füffifante
Verhältnis eines überlegenen Kopfes zum Theater beleuchtet. - ein Ver-
hältnis. das jederlei Spaß und Kapriole nötig hat. um nicht in Bitterkeit
und Selbftverachtung überzugehen. Ohne Zweifel gehört viel ironifate
Laune dazu. fiat mit einer Tätigkeit abzufinden. die darin befieht. aufzu-
paffen. daß in der Welt niatt direkte Eharakterifiik getrieben werde.
Fortfeßung in der Februar - Nummer.

Martin Philippfon:

Die erfien Polen unter preußifcher Herr-
fchaft-

Heftiger denn je ift in den Provinzen Wefipreußen und Pofen
der Kampf zwifchen Polentum und Deutfchtum entbrannt. Die
Anfprüche der preußifchen Polen auf ihr angeblich altererbt'es
Recht werden immer nachdrü>licher. ihre Anklagen gegen Preußen immer
ftärker als gegen denjenigen Staat. der die Beraubung und Aufteilung
ihres alten Reiches zuerft in die Wege geleitet habe. Da lohnt es fich
wohl der Aufgabe. die Gründe und den Hergang diefer Ereigniffe an der
Hand der authentifchen Akten zu unterfuchen. die jest von den verfchie-
denften Seiten her dem Forfcher vorliegen; zu erkennen. weshalb und
wie zum erfien Male Polen unter preußifche Herrfchaft gelangt find.
Die erf'te Teilung Polens war zweifellos ein Gewaltakt. die wider-
rechtliche Beraubung eines Schwächeren durch drei Stärkere. Infofern
ift fie vom Standpunkte der öffentlichen Moral aus ficher zu verwerfen.
Indes die Gefchichte ift leider allzu reich an Beifpielen folcher Ungerech-
tigkeit. Abgefehen von älteren Zeiten und von dem Verfahren kolo-
nifierender europäifcher Staaten gegen fogenannte Wilde. erinnern wir
nur an die Mißhandlung der Republik Genua durch Ludwig L17.. an
deffen Reunionen und Raubkriege. an die Vernichtung der Republiken
Venedig. Genua. Hamburg. Lübeck. Bremen. Frankfurt a. M.. fowie
Oldenburgs und vieler anderer Staaten durch Napoleon l.. an die Zer-
ftörung der Buren-Gemeinwefen durch England in unferer Gegenwart.
Macht geht leider im Völkerleben vor Recht. und das öffentliche Ge-
wiffen dringt gegen die Stimme der Gefchüße nicht durch.
Und da müffen wir feftfiellen. daß immerhin die Aufteilung Polens
minder tadelnswert ift. als alle jene Vorkommniffe. zunächft aus dem
Grunde. daß der polnifche Staat feine Dafeinsberechtigung eingebüßt
hatte. Europa hat das damals offen anerkannt; es hat der erften
Teilung Polens gleichgültig zugefchaut. folche als eine verdiente Folge
des inneren Verfalls angefehen. ja durch den Mund feiner berühmtefien

Denker die Urheber diefes Vorganges: eine Katharina Ll.. einen Fried-
rich ll.. wegen diefer ..genialen Tat“ gepriefen. Jn der Tat. das pol-
nifche Gemeinwefen war zum Zerrbild eines Staates geworden. das keiner
Kulturaufgabe eines folchen mehr .gerecht wurde. innere Zerrüttuug
und Machtlofigkeit mit Unterdrückung. ja Vertierung der ungeheuren
Mehrheit feiner Bewohner vereinte. nach außen zu einem wehrlofen
Objekte fremder Willkür hinabgefunken war. Es hatte jeden fittlichen
Dafeinszweck verloren.

Vor allem beruhte es auf der Tatfache der Unterdrückung einer
Mehrzahl fremder Völkerfchaften. Unter den etwa vierzehn Millionen
Einwohnern. die es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zählte.
waren die Hälfte Littauer. Weißruffen und Ruthenen. eine Million
Deutfche. etwa fechs Millionen - alfo die Minorität -- Polen; den-
noch war das Polentum allein herrfchend. Und innerhalb feiner wieder
eine geringe Minderheit. Die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung.
die Bauern. ..Kmeten". befanden fich in kläglichfter Lage. in furchtbarer
Sklaverei. Jhr Gut und Leben gehörten dem adligen Gutsherrn. der
fie wie ebenfoviel Stück Vieh ausnühte. verkaufte. vertaufchte. verpfän-
dete. züchtigte oder auch tötete. Der Gutsherr hatte ja volles Recht des
Lebens und des Todes über feine Kmeten. denen er gleichfalls feinen
Glauben aufnötigen durfte: ..Er war Herr über ihre Habe. ihr Leben.
ihr Gewiffen." Aber auch der Fremde mochte fie nach Willkür behandeln.
Jeder Reifende. jeder Soldat lebte auf Koften diefer armfeligen Land-
leute; die Ermordung eines einem anderen gehörigen Bauern war ge-
feßlich mit der Strafe von vier Talern belegt!

Diefe Menfchen lebten in roh zufammengefügten Holzhütten. zu-
fammen rnit ihrem Vieh. Von der Geiftlichkeit. ebenfo unwiffend und
fanatifch wie fie felber. wurden fie in ftumpfer. tierifcher Wildheit er-
halten; Schulen gab es fo gut wie keine. Die Bifchöfe befchäftigten
fich lediglich mit politifchen Intrigen. betätigten ihre Religiofität höch-
ftens durch Verfolgung Andersgläubiger. Der Pfarrer aber trieb feine
Gemeinde Sonntags auf Befehl des branntweinbrennenden Gutsherrn
in die Schenke. Wirklich. der Bauern einziges Glück beftand darin.
fich mit Weib und Kind bis zur Bewußtlofigkeit zu betrinken; in Straßen
und Gräben lagen da die Unfeligen umher. Dafür konnten fie freilich
nur an den drei höchften Feiertagen Fleifch effen. So fprachen Reifende
im damaligen Polen von Tieren. die zwei Hände und zwei Füße haben.
die man Bauern nenne. deren Leben ein langer Tod fei. und die man

niemals lachen fehe. ..Es gibt bei ihnen keine Seele.“ fchreibt ein Pole
-jener Zeit. ..es gibt keine Empfindung. die eigene Familie fogar läßt
fie gleichgültig.‟ Vaterlandsliebe war felbftverfiändlich dem Kmeteu
ein unfaßbarer Begriff. So ging dem Staate die ficherfte Grundlage
feiner Kraft. ein tüchtiger. patriotifcher Bauernftand. verloren.
Das betriebfame. behäbige. ehrenfefle Bürgertum fehlte nicht
minder, Infolge der Anarchie. der fieten Unficherheit. des adligen Def-
potismus waren .Handel und Gewerbe untergegangen. die Städte ver-
ödet und zu Haufen von elenden Häufern und Ruinen zufammenge-
fchmolzen. Die einzige rührige Klaffe - Handelsleute. Pächter. Saft-
wirte. Handwerker - waren die zahlreichen Inden. Aber der Adel
hatte fie moralifch und materiell heruntergebracht. indem er fie in den
Dienft feiner eigenen launenhaften Unwirtfchaftlichkeit. Niedertracht
und Heuchelei zog. fie lehrte. daß herrifchem Leichtfinn. Ubermut und
gewalttätigem Tyrannenfinn nur mit knechtifcher Schlauheit und de-
mütiger Ausbeutung zu begegnen fei. Gering gefchäßt. fchmählich miß-
handelt. als Werkzeuge des adligen Ausfaugungsfyftems verwendet. hatten
die Inden fich dem Staate und Volke entfremdet und fuchten fich nur auf
alle Weife zu bereichern.
Die notwendige Folge des Daniederliegens der betriebfamen Volks-
fiände war der Rückgang der Kultur im Reiche: nur ein Siebentel feiner
Bodenfläche war angebaut. der Reft Wälder. Sümpfe. Steppen. Einöden.
Freiheit gab es lediglich für den Adel. für den fie fich freilich bis
zur Zügellofigkeit fteigerte.
Der niedere Adel. die „Schlachta“. umfaßte mehr als hundertuud-
fünfzigtaufend Männer. die große Mehrzahl von ihnen bettelarm. roh
und ungebildet. übermütig und gewaltfam gegen Bauern und Inden.
aber kriechend vor dem fie fütternden und gelegentlich bezahlenden
„Herrn“. Die Schlachta fandte ihre Abgeordneten zu den Land- und
Reichstagenz fie allein befaß das Recht auf politifche. militärifche und
Verwaltungsümterz fie genoß vollkommene Steuerfreiheit; fie erkor in
Mafienwahl den König. Dem Namen nach herrfchte unter ihr völlige
Gleichheit; der lumpigfie Schlachtziz. der keinen ‚Morgen Landes und
keinen ganzen Anzug fein nannte. durfte von dem fürftengleichen Großen
die Anrede ..Herr Bruder“ fordern. In Wahrheit aber gab es hier
alle Stufen des Befißes und der fozialen Stellung. Viele von den
Schlachtzizen befaßen nichts; viele andere einen oder zwei Morgen
Landes. ..Acht Schlachtzizen aus Osmian führen eine Ziege zu

Markte.“ ging das Sprichwort. Da konnte man den Edelmann graben
und jäten fehen. barfuß. aber Sporen an die nackten Ferfen gefchnallt.
an der Seite einen alten Säbel ohne Scheide oder eine Scheide ohne
Säbel. Die Armut zwang diefe ..Schollenadligen“ bei den Großen Zu-
flucht zu fuchen.
Umgeben von folcher vielköpfigen und zu jeder Gewalttat bereiten
Klienteufchar. die von ihnen lebte. fchalteten die etwa hundert Magnaten
im Lande nach Belieben. begingen ungeftraft die fchlimmfien Verbrechen.
bekämpften den Staat und einander. Die mächtigften unter ihnen
waren die Potocki. die Ezartoryski. Radzivil. Lubomirski. Branicki.
Sapiehaz fie waren jeder imfiande. drei- bis viertaufend Bewaffnete ins
Feld zu führen. An ihrem Hofe gab es fiets Ein- und Ausftrömen von
Hunderten. lärmende Gelage. wo kofibarfier Ungarwein aus filbernen
Pokalen die Köpfe erhißte. während Saal und Gäfie von Schmutz
ftarrten. Die trunkenen Banden der lärmenden Schlachtzizen waren
immer bereit. ihre Stimme und ihren Säbel dem „Herrn" zu Gebote zu
fiellen.
Das "tete Parteigetriebe in der „Republik“ gab nur den Schein
des Lebens. da es. aller edleren und höheren. auf das allgemeine Befte
gerichteten Abfichten bar und ledig. allein auf Befriedigung der Selbft-
fucht der großen Herren hinauslief. die fich als ebenfoviele Souveräne
betrachteten. Sie befaßen das Recht. nicht allein untereinander. fondern
auch mit den auswärtigen Mächten Bündniffe zu fchließen. die fich oft
genug gegen den eigenen König und Reichstag kehrten. Und wie die
„Pane". fo erblickte auch die Schlachta in der öffentlichen Anarchie die
Bürgfchaft ihrer Freiheit; der Bürgerkrieg trug ihr Geld. Schmäufe.
neue Gewänder und Waffen von den wettftreitenden Herren ein.
Und wie Freiheit. fo gab es Recht nur für den Adel. aber auch diefer
hatte es mit Befiechnng oder mit nackter Gewalt zu erfireiten. Und da
jede örtliche Exekutive fehlte. mußte der Sieger in Prozeffen die Ausführung
des Urteils fich mit dem Säbel in der Fauft fichern. Der Mächtige gebot
über das Gefeß. ..Zügellos. leichtfinnig. habfüchtig und verfchwenderifch.
ftolz und gemein. die Gefeße mit Füßen tretend. allen Leidenfchaften er-
geben. waren die Herren Polens.“ - fo urteilt der Pole Machlewski.
Es gab keine Zentralgewalt. die die Einzelkräfte in geregelter
Weife für den Staat hätte verwenden können. Die Amter. die dem
Meifibietenden zufielen. galten nicht anders denn als Waren. aus denen
man nach Möglichkeit Geld zu ziehen befirebt war. Das nominelle

Oberhaupt. der König. führte noch den Befehl im Kriege und verlieh
die Staatsdomänen den Adligen zum Nießnuß - fonft hatte er jede
Macht zugunften des Adels verloren. Sein gefamtes Staatseinkommen
betrug jährlich vier Millionen Mark! Selbft die Offizierftellen im
Heere wurden durch die Landtage der einzelnen Woiwodfchaften ernannt.
Diefes Heer. etwa zehntaufend Mann ftark. nur feinen erwählten Het-
mans. nicht aber dem Könige verpflichtet. fchlecht befoldet. zuchtlos.
räuberifch. war den Bewohnern des eigenen Landes gefährliäfer als
deffen Feinden. Aber auch die Reichstage. diefe zentralen Verfamm-
lungen der Adelsvertreter. befaßen keine Gewalt. Da feit dem Jahre
1652 das Veto eines einzigen Abgeordneten. das nie youmoluut, jeden
Befchluß verhinderte. war ein folcher feit 1749 überhaupt nicht mehr
zuftande gekommen. Während der mehr als hundert Jahre von 1652
bis 1764 find von den 58 einberufenen Reiäjstagen nur fieben zu
einem Ergebniffe gelangt. War aber eine Adelsfraktion mit einer Ver-
fügung des Königs oder des aus den höchften geiftlichen und weltlichen
Würdenträgern zufammengefehten Senats oder mit dem Ausgange des
Reichstages unzufrieden. fo durfte fie fich dagegen in einer bewaffneten
..Konföderation“ erheben. - es war der gefeßlich gebilligte Bürgerkrieg.
Die Ohnmacht der gefeßgebenden und die völlige Auflöfung der
ausführenden Gewalt haben vorzugsweife den polnifchen Staat zum
Untergange geführt. Während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts
hatten die polnifchen Herren und Edelleute fich nicht zu einer einzigen
tapferen patriotifäfen Tat zufammengefunden. Von kühnen und glän-
zenden Unternehmungen. wie es noch Johann Sobieskis berühmte Kriegs-
züge gegen die Türken gewefen. war nicht mehr die Rede. Sogar der
Antrag. das offenbar vaterlandsmörderifche freie Veto abzufchaffen. fiel
vor der Selbftfucht und dem alles überwuchernden verräterifchen Kaiken-
geifte des Adels. Ein folches Reich hielt nur fo lange zufammen. bis ein
Anftoß von außen kam. der das morfche Gefüge zufammenfiürzen ließ.
Die Selbfiauflöfung des polnifchen Staates wurde zumal von dem
mächtigen Rußland benuht. um durch die Macht feiner Bajonette und
den Glanz feiner Silberrubel fich ihn dienftbar zu machen. Schon Peter
der Große hatte im Nordifchen Kriege um den Preis der Errettung vor
den Schweden das ihm angeblich verbündete Polen in feine Abhängigkeit
gebracht. Seit der Niederlage des fchwedifchen Karl Jill, waltete der
Polenkönig lediglich als ruffifcher Statthalter. Zeigten er oder der
Reichstag einmal Anwandlungen von Selbftändigkeit. fo gab es zwei nie

verfagende Mittel. um fie zu ohnmächtiger Unterwürfigkeit zurückzu-
zwingen. Entweder Rußland befiimmte feine Anhänger. befonders die
überaus reiche und angefehene Familie Ezartoryski. die mit feiner Hilfe
die Krone zu erlangen trachtete. zur Bildung einer Konföderation; die
nötigte dann die völlig zerrütteten Organe des offiziellen Staates
fchleunigft zur Nachgiebigkeit. Oder Rußland ließ ohne weiteres feine
Truppen in Polen einrücken. erhob dort Brandfchaßungen. kerkerte die
Widerftrebenden ein. Auf der einen Seite der Rubel. auf der anderen
die Knute oder Schlimmeres: da blieb die Wahl nicht lange zweifelhaft.
Die Verräterei der ruffifchen Parteigänger unter dem polnifchen Adel.
die ihr Vaterland wiffentlich den Fremden überlieferten. um nur felber
unter deren Schuß zu herrfchen und zu rauhen. tat das übrige. Ganz
Polen fiand auf dem Punkte. eine ruffifche Provinz zu werden. wie fein
Lehnsherzogtum Kurland es fchon geworden war.
Die drohende Unterwerfung Polens unter den Moskowiterzaren
bedeutete aber eine gewaltige Gefahr für alle deffen Nachbarn. ganz
befonders für Preußen. Diefe doch nur mittelftarke Monarchie hatte
den übermäßigen Druck eines um Polen vergrößerten und ihr felbft
dadurch unmittelbar benachbarten Rußland fehr zu fürchten: einen Druck.
der fie auch nach anderen Seiten hin jeder Bewegungsfreiheit berauben.
ja fchließlich ihre Selbftändigkeit vernichten mußte. Wie follte fie fich
diefer erf'tickenden Umklammerung entziehen. wenn die ruffifchen Regi-
menter ihre weite Oftgrenze umfäumten. die auf Hunderte von Meilen
neben dem polnifchen Gebiete hinlief? Noch mehr: die eine Stamm-
provinz der Monarchie - Oftpreußen - war damals durch das pol-
nifche Wefcpreußen von dem Hauptteile des Staates getrennt. Sehte
fich nun Rußland in Wefipreußen feft. fo war Oftpreußen für immer
von der Landverbindung mit dem übrigen Staatsgebiete abgefchnitten
und bei dem erfien kriegerifchen Zufammenfioß unrettbar der Einver-
leibung in das Zarenreich verfallen.
Das war keine müßige Vorausfeßung. Jm fiebenjährigen Kriege
hatte vielmehr die jüngfie Erfahrung gelehrt. daß unter den damaligen
Umftänden fich Oftpreußen gegen einen rufiifchen Angriff nicht halten
ließ. Hatte doch Zarin Elifabeth fchon die Oftpreußen ihrem Doppel-
adler huldigen laffen. Nur die perfönliche Begeifierung ihres Nach-
folgers Peter lll. für Friedrich ll. hatte diefem die Provinz zurück-
erftattet.
Die vereinzelte und dadurch gefährdete Lage Oftpreußens hat. bei

der Schwäche und Zerfahrenheit Polens. fchon feit lange den Hohen-
zollernherrfchern den Gedanken an Aufrichtung einer Verbindung zwifchen
jenem Landesteile und der Kurmark vermittels polnifäfer Diftrikte ein-
geflößt. Der Große Kurfürft hatte fich 1656 im Marienburger Vertrage
von feinem fchwedifchen Verbündeten vier großpolnifche Palatinate zu-
fprechen laffen. - aber mit der fchwedifchen Allianz war diefe Ver-
heißung in die Lüfte verweht. Ein König von Polen felber. nämlich
Auguft der Starke. hatte ein halbes Iahrhundert fpäter Preußen wieder-
holt günftig gelegene Teile feines Reiches gegen hinreichende Unter-
ftüßung wider feine inneren und äußeren Feinde angeboten. König
Friedrich l. wurde jedoch durch Rußland daran verhindert. auf diefe
feinem Staate fo vorteilhaften Zufagen einzugehen. Sein Nachfolger
Friedrich Wilhelm l. fprach den herzlichen Wunfch nach' einem pol-
nifchen Gebietsfireifen aus. der Ofipreußen mit der übrigen Monarchie
verbinde. Als aber die Gelegenheit an ihn herantrat. als Frankreich auf
der einen. Rußland auf der andern Seite feine Bundesgenoffenfchaft
durch ein entfprechendes Stück Polen zu erkaufen fuchten. verfagte ihm
der Mut. da er hierdurch in den großen polnifchen Erbfolgekrieg hinein-
gezogen worden wäre.
Allein das ift durch diefe Verhandlungen klar gefiellt: alle Mächte.
alle Regierungen -- auch Frankreich. das fich jederzeit fo gern als hoch-
herziger Befchüßer Polens aufgefpielt hat - dachten immer wieder an
die bevorfiehende Aufteilung des kraftlofen. in fich zerrütteten Sarma-
tenlandes. und zwar die einheimifchen .ßerrfcher ebenfo gut wie die
fremden. Das gewaltfame Ende des durch tieffte politifche Unfittlichkeit
angefaulten Staatswefens erfchien bereits feit dem fiebzehnten Iahr-
hundert als natürlich. notwendig und nahe. Graf Zachar Ezernitfchew
hat dann der Zarin Katharina ll. bald nach ihrer Thronbefteigung einen
Entwurf zur Annektierung der gefamten öftlichen Provinzen Polens
unterbreitet. Insbefondere beweift aber die Beharrlichkeit und Häufigkeit
der auf eine entfprechende Vergrößerung Preußens abzielenden Pläne.
wie fehr eine folche im Intereffe diefes Staates lag. ja für feine Macht-
ftellung und fogar feine Unabhängigkeit als notwendig galt. Das hatte
auch Friedrich der Große mit feinem genialen Scharfblicke fchon als
Iüngling erkannt, Seit dem Iahre 1731 tritt ihm in feinen politifchen
Zukunftsbildern und Träumereien. namentlich in feinem ..Politifäfen
Teftamente“ von 1,752. die Erwerbung Polnifch-Preußens immer wieder
als wünfchenswertes und möglichft anzuftrebendes Ziel entgegen.

Die Erfahrungen des fiebenjährigen Krieges mußten ihn in folchen Anfchauungen durchaus beftärken und befefiigen. Denn Polen hatte während diefes furchtbaren Ringens auf Tod und Leben nicht den min-deften Verfuch gemacht. den Pflichten eines neutralen Staates zu ge-nügen. Vielmehr hatte es den Ruffen gefiattet. fein Gebiet ungefcheut mit ihren Truppen zu durchziehen. geradezu es zu ihrer Operationsbafis gegen Friedrich zu machen. dort ihre Magazine anzulegen. Ia. polnifche Magnaten hatten die gute Gelegenheit benützt. um mit felbftgebildeten Schlachtzizen-Freikorps plündernd und raubend in die von Verteidigern entblößten preußifchen Nachbarprovinzen einzufallen. Friedrich der Große hegte deshalb begreiflicherweife keinerlei Sympathien für' die Polen; ja. ihnen Weftpreußen zu entreißen. mußte ihm mehr denn je als eine Forderung der Sicherheit und Unabhängigkeit feines eigenen Staates erfcheinen. Romantifch-alldeutfche Anwandlungen einer Wieder-herfiellung des in Weftpreußen einft von den Polen unterjochten. zurück-gedrängten. zum großen Teile ausgerotteten Deutfchtums lagen freilich ihm ganz fern. Solche großdeutfch patriotifche Betrachtungen ihm zur Rechtfertigung feines Vorgehens zuzufchreiben. i| eine mehr oder minder bewußte Unwahrhaftigkeit boruffifch-chauviniftifcher Gefchichtfchreiber. Aber für feinen eigenen Staat. dem er fein ganzes Denken und Sein widmete. fah er die Erwerbung Weftpreußens als eine unabweisbare Notwendigkeit tatfächlich an.

Er konnte fie nur mit der Zuftimmung des faft unumfchränkt über Polen verfügenden Rußland durchzufeßen hoffen. Schon diefe Er-wägung mußte ihm freundfchaftliche Beziehungen zu dem zarifchen Reiche wünfchenswert erfcheinen laffen. Und doch. ni>jt folche Abfichten haben ihn nach dem Ende des furchtbaren fiebenjährigen Krieges zum Ab-fchlufie eines Bündniffes mit diefer Macht veranlaßt. fondern der bru-tale Zwang der unmittelbar vorliegenden Verhältniffe. Nach dem Ab-falle Englands. der ihm in den letzten Jahren des großen Kampfes nahezu den Untergang gebracht hatte. fiand er der unverminderten Feindfchaft Ofterreichs und des mit diefem alliierten Frankreich ohne Helfer und Freund gegenüber. Unter diefen Umftänden hatte er über kurz oder lang einen neuen übermächtigen Angriff feitens diefer beiden Großftaaten zu befürchten. Deshalb vor allem fuchte er das Bündnis Rußlands. Er verhehlte fich keineswegs die fchweren Bedenken. die ein folches ihm erwecken mußte. Es zwang ihn. durch feine eigene Beihilfe die ohnehin auf Preußen fo empfindlich laftende Wucht des rufiifchen Riefen-

reiches noch zu verfiärken und es durat Unterfiühung der moskowitifchen
Herrfchaft in Polen zum gefährliatften Naatbarn des eigenen Staates
zu maaten. Er wußte fehr wohl. daß ..Rußland feinen Nachbarn ver-
hängnisvoll und für ganz Europa bedrohliat" fei. wie er felber wieder-
holt hervorhob. Allein ihm blieb keine Wahl. wenn er für die näatfie
Zukunft Frieden und Siaterheit finden wollte. Am 14. April 1764
fatloß er mit der Zarin Katharina ll. den Bündnisvertrag. der ihn an
das Satlepptau der ruffifaten Vergewaltigungspolitik fefilegte. und zwar
nicht allein Polen. fondern auat Schweden gegenüber. defien Unterjochung
die ,.Semiramis des Nordens" gleichfalls anfirebte.
Friedrich hat folclte Abhängigkeit von vornherein auf das fchwerfte
empfunden. Während er offiziell der Zarin huldigte und Briefe an
fie riattete. wie ein fatwärmerifater Liebhaber an feine Göttin. wütete
er daheim wegen des rohen Ubermuts der Ruffen. die ihn wie einen Va-
fallen behandelten. Er fträubte fiat dagegen. fiat von den „Scythen".
den „Barbaren am Eismeere". den „Eisbären" - mit diefen und ähn-
liaten Kofeworten belegte er feine ruffifaten Verbündeten - „unver-
fehens ein Joch auferlegen“ zu laffen. ..Solange meine Augen offen
find." fatrieb er feinem Gefandten in St. Petersburg. ..werde ich nicht
der Sklave der Ruffen werden. Das können Sie jedem fagen. der es
hören will." Die Großmaattsfiellung. die er feinem fatmäattigen Staate
um den Preis der furchtbarften Opfer erkämpft hatte. wollte er auch
von der gewaltigen Selbfiherrfaterin am Newaftrande nicht antafien lafien.
Trotz alles inneren Gegenfaßes fah er fiat dennoclt genötigt. von
neuem in deren Dienft zu treten. Das kam fo.
Wenn auch das nationale Ehrgefühl in dem damaligen Polen er-
lofaten war. der religiöfe Fanatismus lebte noch in voller Kraft. Ju-
dem Rußland 1768 den Reiatstag zur politifaten Gleiatbereattigung
der ..Diffidenten". das heißt der niattkatholifchen Ehrifien. zwang.
erhoben fiat dagegen Adel und Geifiliatkeit im Namen des angeblich
bedrohten katholifchen Glaubens in der Konföderation von Bar.
Taufende von Satlachtzizen und fogar von Bauern nahmen mit wilder
Begeifierung an dem Kampfe gegen die grieatifaten Ketzer teil. die
man hinfatlaattete. wo man fie fand. Zur Unterftüßung der Konfö-
derierten erklärte die von den Fortfcltritten der ruffifaten Macht längft
erfatreate Türkei am 30. Oktober 1768 der Zarin den Krieg. Vertrags-
mäßig hatte Friedriclt ll. diefer Herrfclterin nunmehr jährliate Hilfs-
gelder in Höhe von vierhunderttaufend Rubeln zu zahlen: ein fchweres

Opfer für den armen. noch unter den Verluften und Wunden des fieben-
jährigen Krieges leidenden Staat! Friedrich mußte dann zu feinem
Schrecken und Kummer erleben. daß feine ungeliebten und gefürchteten
Alliierten die Türken wiederholt befiegten. diefen die Donaufürfien-
tümer Moldau und Walachei. das heutige Rumänien. abnahmen. ihre
Macht noch bedrohlicher geftalteten. Seine offiziellen Glückwunfch-
fchreiben an die Zarin entfprachen fehr wenig feinen wahren Ge-
finnungen. wie er folche feinen Diplomaten und feinem Bruder Heinrich
äußerte. Als vollends Ofterreich Miene machte. den Türken zu Hilfe
zu kommen. um nicht die untere Donau in die Gewalt der Moskowiter
fallen zu lafien. fah fich der König dicht vor der Gefahr. dem Bündnifie
von 1764 gemäß. das ihm noch keinerlei greifbaren Vorteil gebracht hatte.
feinerfeits der Kaiferin Maria Therefia den Krieg erklären zu müffen.
Er follte fich alfo in den ungleichen Kampf mit Öfierreich und Frank-
reich ftürzen. lediglich um Rußlands Herrfchaft in Polen und auf der
Balkanhalbinfel zu befeftigen und damit fichfelbft zu defien Sklaven
zu machen.
Eine folche Eventualität mußte um jeden Preis vermieden werden.
Und doch hatten Friedrichs Mahnungen zur Mäßigung und Fried-
fertigkeit in Petersburg keinen Erfolg. wurde fein Anerbieten der Ver-
mittelung eines Friedens zwifchen Rußland und der Pforte von jenem
Hofe fchroff zurückgewiefen. (Schluß im Februarheft.)

Gufiao Falke: Die Mordeiche
Du trägft nach lachenden Lippen Luft
Und blühendem Leib Begehr?
Jch ftill' dir's!“ - Sein Dolch küßt des Junkers Bruft.
Ein Schrei - und keiner mehr.
Kein Vogel fah's. kein Stern überm Sumpf.
Der Abend war froftig und fahl.
Die alte Eiche nur raufchte dumpf.
Als träfe fie felber der Stahl.
Ein Gurgeln und Quirlen. Der fchwarze Moraft
Schließt fich. ein fchweigender Schoß.
Was zerrt ihm am Rock? Nichts. Nur ein Aft.
Auftaumelnd reißt er fich los.
Der Weg zu Bett und Braut war frei.
Die füßefie Buhle lacht.
Doch immer gellt ihm der Todesfchrei
Hinein in die holdefte Nacht.
Und ein Raufchen fummt ums gefolterte Ohr.
Wie ums faulende Aas das Gefchmeiß.
Das ift die alte Eiche am Moor.
Die alles fah und weiß.
Und ob er an der Liebfien Mund
Sich noch fo feft gehängt.
Es reißt ihn weg zu jeder Stund'.
Wenn ihn der Schrei bedrängt.
'
'
'
'
'
'
'
'
*
'
'
'
'
'
'
:
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
0
'

' ' * ' ' ' ' ' ' ' ' K ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' ' 0 ' I e l ' ' * ' ' * ' '

r30

Und ob ihr Bufen noch fo warm.
Wenn die Eiche raufcht und ruft.
Ihn hielte nicht der Frau Venus Arm.
Ihn hielten nicht Grab und Gruft.
Den fchlimmen Weg zum fchlimmen Ort
Zwingt's ihn mit Höllenfauft.
Wohin? Was foll's? Was fuchft du dort?
Er geht. wie fehr's ihm graufi.
„Es gellt der Schrei. es raufcht der Baum.
Nicht länger ertrag' ich es mehr.
Es macht mir meinen Tag und Traum
Und jeden Kuß mir fchwer.“ --
Hell blinkt der Mond. die Art blinkt hell.
Laut fchallt es durch Moor und Hag.
„Das war ein Hieb! Sput dich. Gefelll
Ich wart' auf den letzten Schlag.“
Es blinkt die Art. es bebt das Moor.
Die Eiche ächzt und knarrt.
Da gellt's ihm ins Ohr. da gurgelt's im Moor.
Das fiebernde Blut erftarrt.
Da fteigt's aus dem Schlamm. fteigt - fteigt --
Wächft weiß ins weiße Licht. -
Er fieht nicht. wie der Baum fich neigt.
Stiert nur bleich in ein bleiches Geficht.
..Zur Seite. Herr! Gebt acht! Sie fällt!“
Ein Raufchen dumpf und fchwer.
Zwei brechende Knie. zerfchmettert. zerfchellt.
Ein Schrei -- und keiner mehr.

Hermann Heffe:
Aventiure. . . . . Nach alten Quellen erzählt.

Es lebte ehemals in einer Provinz des römifchen Reiches ein
ebenfo begüterter wie vornehmer Edelmann namens Ottokar.
welcher von vielen für die Zierde der gefamten Ritterfchaft
desfelben Landes angefehen wurde. Diefer war reich genug an Land-
befiß. Schlöffern. Wald und Dörfern. famt Vieh und Wild; jedoch
hatte er feine Gemahlin fchon in jüngeren Jahren verloren und konnte fich
nie entfchließen. eine zweite Heirat zu tun. Vielmehr übertrug er feine
ganze Liebe auf das einzige Kind. das er von jener Gattin hatte. ein
Fräulein mit Namen Alinda. Diefe war von ungewöhnlicher Anmut und
höchfi adeliger Art. was auch ohne die Größe des ihr zuftehenden Erbes
genügt hätte. manchen Edelmann in heftiger Liebe zu ihr entflammen zu
laffen. Weil jedoch befagtes Fräulein noch niäfts von der Liebe wußte
oder wiffen wollte. auch ihr Vater ein überaus ftolzer und ftrenger Mann
war. gelang es von allen Liebhabern keinem. fich dem Ziel feiner Wünfche
zu nähern.

Unter denjenigen. die ihr Herz an die fchönen Augen der Alina
verloren hatten. befand fich ein Jüngling aus einem fehr vornehmen
Haufe. das aber durch Parteizwifte und Verbannung aufgelöft und
um allen Befiß gekommen war. Diefer hieß Hildebrant. Er war. nau)-
dem fein einziger. älterer Bruder Ebert in die Welt gegangen. um
fein Glück in Herrendienften zu verfuchen. ganz allein in jene Gegend
gekommen. Diefer Jüngling hatte fich. da er ganz unbegütert und an
der Rückkehr in feine Vaterftadt durch das Exil gehindert war. der Gefolg-
fchaft des Herrn Ottokar angefchloffen und wurde von diefem feiner
vortrefflichen ritterlichen Eigenfchaften wegen fehr bevorzugt und gelobt.
fo oft er ihn auf der Reife oder zur Jagd begleitete. fowie aua) zu
Haufe. So hatte Hildebrant häufige Gelegenheit. die Tochter des
Herrn zu fehen und mit ihr zu reden und dem Gegenftand feiner fehn-
füchtigen Wünfche nahe zu fein. Dennoch enthielt er fich. iihr feine
glühende Liebe jemals. fei es auch nur durch Blicke oder Gebärden.
zu offenbaren. Denn der Gedanke. feiner Liebe auf irgend eine nicht

ehrbare Weife froh zu werden. lag diefem edelmütigen Jüngling fo fern
wie dem Morgen der Abend. und da er bei feiner traurigen Armut es
für unmöglich hielt. Alinda jemals zum Weihe zu bekommen. wollte
er lieber feine große Liebe für fich behalten. ja vielleicht an ihr zugrunde
gehen. als die Ruhe und den Ruf der Dame auch nur der geringften
Gefahr auszufehen.
So |anden die Dinge. ohne fich irgend zu verändern. eine lange
Zeit. Inzwifchen hatte Herr Ottokar um unbekannter Urfachen oder
Vorteile willen fich mit gewiffen Feinden des Kaifers. deffen Lehns-
mann er war. in enge und gefährliche Verbindung gefeht. Mit Gottes
Willen gefchah es nun. daß der Kaifer Friedrich von diefer Sache
Kunde erhielt. worüber er fich. wie man ja wohl glauben mag. höchlich
erzürnte. fo daß er den unfeligen Herrn Ottokar aufs fchwerfte zu
beftrafen fchwur. Es wurde alfo diefer Herr fogleich gefangen ge-
nommen. in die Stadt geführt und dafelbft in einem feften Kerker be-
wahrt. bis der Kaifer mit feinem Hof und Gericht dort eintraf. Alsdann
hielt die kaiferliche Majeftät mit allen ihren Herren und Räten ein
ftrenges Gericht über das Vergehen und lautete des Kaifers Urteils-
fpruch. daß der unglückliche Ottokar durch den Strang vom Leben zum
Tode follte gerichtet werden. fowie aller feiner Güter und Habe ver-
lufiig gehen,
Indeffen war feine Tochter. das Fräulein Alinda. in großer Angft
und Betrübnis in ihrem Haufe geblieben. wo fie jener Hildebrant famt
einigem andern Gefolge befchühte und vergeblich zu tröften verfuchte.
Als nun die Kunde von dem Todesurteil überall erfcholl und“ auch in ihr
Haus drang. da fiel das beklagenswerte Fräulein in ein rührendes Weh-
klagen und Weinen. daß niemand es mit anfehen konnte. ohne felbft in
Tränen auszubrechen. Am meiften aber betrübte ihr tiefer Iammer den
guten Hildebrant. welchem Alinda. obwohl er fie jetzt in Trauer und Armut
geftürzt fah. beinahe noch beffer als früher gefiel. fo daß er zu ihrem
Trofte alles Erdenkbare zu tun verfuchte. Als das arme Mädchen das
bemerkte. duldete fie die Gegenwart des jungen Edelmannes. während fie
alle anderen Tröfter aus dem Zimmer fchickte. Und nachdem fie eine Zeit-
lang fich der Tränen erfättigt hatte. bedachte fie als ein kluges und ver-
f'tändiges Fräulein ihre fchwierige Lage und fagte darauf zu Hildebrant:
..Ihr habet mir. lieber Herr. fo mancherlei Troft und Güte erwiefen. daß 1
ich es wage. eine Bitte an Euch zu richten.“
..Redet. verehrte Herrin.“ erwiderte Hildebrant. ..und wiffet. daß

Ihr nichts zu erbitten braucht. fondern über meine Perfon und geringen
Kräfte ganz nach Euerm Gutdünken zu gebieten habet!"
..So höret denn!" fuhr Alinda fort. ..Wie Ihr wohl wifiet. ift
meinem unglücklichen Vater nicht nur das Leben abgefprochen. fondern
auch alle feine Güter follen ihm abgenommen werden. fo daß ich von
Stund an eine arme. befitzlofe Waife bin. Wer weiß aber. ob mir nicht
noch Schlimmeres widerfahren wird. wenn die Häfcher oder Abgefandten
des Kaifers kommen. um ihre Hand an dies Haus zu legen. Leicht könnten
fie auch mich. die ich dos) ganz fchuldlos bin. in einen Kerker legen. und
auch wenn mir die Freiheit erhalten bleibt. würde ich als ein fchuhlofes
Mädchen vielen Gefahren an Leben und Ehre ausgefeßt fein. Darum ift
meine Bitte. Ihr möget mir aus diefem Haufe helfen. fo daß ich in einem
der benachbarten Klöfter um Gaf'trecht bitten und das weitere abwarten
mag. was Gott über mich verfügen will."
Der junge Herr Hildebrant bewunderte die kluge Befonnenheit des
Mädchens höchlich und erbot fich fogleich. ihr in allem zu Dienften zu fein.
Alfo führte er fie. die fich in einen großen Männermantel gehüllt hatte.
gegen Abend aus dem Haufe und durch den Garten ins Freie; dann be-
gleitete er fie bis zu einem nicht weit entfernt liegenden Klofter und ver-
abfchiedete fich dort fehr höfifäj. indem er verfprach. am folgenden Tag
fie zu befuchen und ihr neue Nachrichten zu bringen.
Alinda wurde in jenem Klofter. das ihrem Vater manche Wohl-
taten verdankte. mit aller Freundlichkeit aufgenommen. Hildebrant aber
ging in die Stadt hinein und erkundigte fich überall über den gefangenen
Herrn Ottokar. Doch konnte er nichts weiter in Erfahrung bringen.
als daß morgen um die und die Stunde fein Herr werde fterben müffen.
Die Nacht fchlief er unter freiem Himmel und begab fich am Morgen
zeitig auf den Weg zur Richtftätte. auf dem fchon eine große Schar von
Neugierigen unterwegs war. Zur beftimmten Stunde gefchah alsdann.
was Kaifer und Gefetz verlangten: Herr Ottokar wurde fchimpflich an
den Galgen gehängt und ftarb elend unter den Blicken des herbeigeftrömten
Volkes. Viele. und fo auch der Jüngling Hildebrant. vergoffen bei diefem
kläglichen Anblick herzliäje Tränen.
Nun hatte der Kaifer unter feiner fehr zahlreichen und glänzenden
Gefolgfchaft einen bevorzugten jungen Ritter. dem er häufig vielerlei Be-
weife feiner Zuneigung gab. was ebenfofehr diefen Ritter beglü>te. als
die übrigen Höflinge mit Neid erfüllte. Diefer Ritter hieß mit Namen
Ebert und zeigte fich eines fo ehrenvollen Vertrauens in hohem Maße

würdig. Da nun befchlofien war. daß der gehenkte Verfchwörer acht
Tage und Nächte follte hängen bleiben. und da der Kaifer durchaus
nicht wollte. daß der Körper etwa von den Angehörigen des Ottokar ent-
wendet und ehrenvoll beftattet werde. rief er jenen Ebert zu fich und gab
ihm den Auftrag. felber bei dem Leichnam die Wache zu halten. und ver-
pflichtete ihn dazu aufs treulichfte. unter Zufage eines reichen Gefchenkes
und unter Androhung fchwerer Strafe. falls er dies Amt verfäume. Dar-
auf begab fich diefer edle junge Ritter fogleich auf die Richtftätte. und
obwohl fchon ein beftellter Wächter dafelbft ftand. blieb er doch dabei.
wandelte in der Nähe umher und dachte fein Amt aufs allerbefte aus-
zuführen. Und als gegen Abend der wachhaltende Söldner fchläferte und
mehrmals einfchlummerte. hieß er ihn gehen und befchloß diefe Nacht allein
zu wachen.
Unterdeffen war Hildebrant zum Klofter zurückgekehrt. um das Fräu-
lein Alinda zu befuchen und ihr aufs neue feine Dienfie anzubieten. Weil
das Klofter in nächfter Nähe des Richtplatzes lag. wußte die unglückliche
Tochter fchon alles. was gefchehen war. und der Jüngling fand fie in tief-
|em Schmerz über den fchmachvollen Tod ihres Herrn Vaters. Doch faßte
fie fich nach einiger Zeit. und nachdem fie allerlei anderes mit ihm ge-
fprochen hatte. fagte fie zu Hildebrant: ..Ich weiß nicht. guter Herr. wie
ich Euch für fo viele Dienfte und BefchütZung danken foll. Möge Gottes
Gerechtigkeit Euch alle diefe Treue vielfach vergelten. darum will ich täglich
beten. Wenn Ihr aber noch immer Mitleiden mit mir habet und Eurer
Dienfifertigkeit noch nicht völlig müde feid. fo bitte ich Euäf und flehe
Euch an. Ihr möget mir einen Rat geben. was ich weiter tun foll. Denn.
wie Ihr wiffet. bin ich eine Waife und habe nicht Haus noch Güter
mehr."
Bei diefen Worten des Mädchens fchlug das Herz des Iünglings
fo gewaltig. daß er kaum zu fprechen vermochte und eine Weile brauäjte.
um fich zu fammeln. Er ließ fich aber auf ein Knie nieder und fagte
zu ihr: ..Da Ihr. verehrte Herrin. folche Worte an mich richtet. fcheint
es mir nicht länger gut zu fein. daß ich mein Geheimnis vor Euch verberge.
Wiffet. daß ich fchon feit langer Zeit eine tiefe und herzliche Liebe zu Euch
trage. die ich Euch jedoch forgfältig verfchwiegz denn da Ihr reich und
mächtig waret. ich aber nur ein armer Edelmann. wie hätte da noch einige
Hoffnung in mir leben follen? Nun aber. da Ihr fo arm wie ich geworden
feid. ja noch ärmer. und eines Befchüßers bedürfet. offenbare ich Euch
diefe meine Liebe und frage Euch. ob Ihr mich würdig findet. Euch in ehr-

barer Weife als mein Ehegemahl heimzuführen. Aber auch wenn Ihr das
verfchmähet. bin ich doch bereit. Euch in jeder Weife zu dienen."
Das Fräulein erfuhr mit Bewunderung von diefer Liebe. die Herr
Hildebrant fo lange in Treue und mit großen Schmerzen verborgen hatte.
..Edler Herr.“ fagte fie. ..diefe Eure treue Liebe fcheint mir eine feltene
Sache und wohl der Belohnung wert zu fein; auch kann ich ja bei meinen
traurigen Umfiänden nichts Befferes wünfchen. als einen fo tapfern und
guten Gemahl zu finden. Darum will ich Euern Wunfch gern erfüllen
und Euch ftets eine treue Freundin und Dienerin fein. Jedoch ziemt es
mir heute keineswegs. an folche Dinge zu denken. indeffen mein beklagens-
wetter Vater. der ja auch Euer Herr war. an einem fchimpflichen Orte
ohne chriftliche Befiattung verweilt. Alfo fei das die Probe Eurer Liebe.
daß Ihr feinen teuern Leib von jenem Orte abholet und ehrlich begrabet.
und wenn dies gefchehen ift. follet Ihr von Stunde an über mich als
Eure Magd gebieten." Sie gab dem Jüngling ihre rechte Hand. die er mit
Ehrfurcht küßte. und er verfpraaj. alles nach ihrem Befehl zu tun. Darauf
entfernte er fich hochbeglückt. und da es gerade Abend wurde. begab er
fich in die Nähe der Richtfiätte. wo er fich in einem Gebüfch verbarg.
Während er aus diefem Hinterhalt den Galgen und den dabei ftehen-
den Wächter im Auge behielt. um einen günftigen Augenblick für fein
Unternehmen abzuwarten. ereignete fich eine andere Neuigkeit in dem-
felben Klofter. in dem Alinda verborgen war. Es war nämlich dort vor
wenigen Tagen ein vornehmer Pilger mit feiner Ehefrau eingetroffen;
diefer war fchwer erkrankt. Nun war er foeben gegen Abend feiner
Schwäche erlegen. und fein noch junges und hübfches Weib erfüllte das
Klofier mit ihrem Wehklagen.
Mittlerweile hielt unter dem Galgen der Ritter Ebert Wache. indem
er auf und nieder fchritt und häufig über das dunkle Feld hinweg fpähte.
Da jedoch eine lange Zeit fich niemand dem Plaße näherte und mit der
zunehmenden Nacht eine Totenftille rings umher entftand. feßte er fich
endlich nieder. hüllte fich in feinen Mantel und gedachte ein wenig aus-
znruhen; darüber fchlief er aber ein.
Dies hatte der im Gebüfch verfieckte Hildebrant kaum gefehen. fo
ftand er leife auf und näherte fich dem Plaße. Da er den Wächter ein-
gefchlummert fand. nahm er ihm fein Schwert hinweg. holte dann. fo
fchnell er konnte. den Körper des Gehenkten vom Galgen und fieckte ihn
in einen mitgebrachten Sack. Da ihm aber der fchlafende Ritter durch
die Größe und Schönheit feiner Geftalt auffiel. gelüftete es ihn. ihm ins

Gefiatt zu fatauen. und er tat es. Aber fowie er das getan und die Züge
des Satläfers genau betraattet hatte. erkannte er in ihm an fiateren Merk-
malen feinen Bruder Ebert. der vor mehreren Jahren auf Herrendienfte
in die Welt gegangen war.
Bei diefem Erkennen kam er in große Herzensbedrängnis; denn er
konnte fiat leiatt denken. welcher fatweren Strafe fein Bruder verfallen
müfie. wenn das Abhandenkommen des Leiatnams an den Tag käme. Und
falk eine Stunde blieb er in tiefer Bekümmernis und inneren Zweifeln
vor dem Schlafenden fiehen. während neben ihm der Sack mit der Leiate
.am Boden lag. Endliat jedoat befiegte die Liebe zu Alinda diejenige zu
feinem Bruder; auch fchien es ihm eine höhere Pfliatt. dem unglückliaten
Fräulein beizufiehen. da Ebert als ein Mann und Ritter faton felber einen
Ausweg aus der Gefahr finden würde. Alfo nahm er die Leiate mit. ließ
jedoch dem Satlafenden fein Satwert. das er neben ihm in die Erde fieate.
Dann eilte er mit feiner Lafi in ein Dorf. wo er den Pfarrer weckte und
ihn nötigte. den Toten einzufegnen. den er dann in Eile begrub. Darauf
fputete er fiat und erreiatte noch vor Beginn der Morgendämmerung den *
Galgen wieder. wo er aber Herrn Ebert vergebens fuatte.
Diefer war nämliat naat einiger Zeit erwaatt und hatte fogleich be-
merkt. daß der Gehenkte gefiehlen war. Darob erfchrak er gewaltig. ging
umher und fuatte die Nachbarfataft ab. fand aber niemand; dann kehrte
er zum Galgen zurück. feßte fiat auf die Erde und gab fiat _feinem
Satmerze hin. Denn er wußte wohl. daß er nun. felbfi wenn er fein
Verfäumnis nicht mit dem Leben büßen müßte. doch die Freundfataft und
Gnade des Kaifers verfaterzt habe. Bald befatloß er zu fliehen. bald fiat
in fein Schwert zu ftürzen; am Ende gedaatte er aber. als ein kluger
Mann. ob es ihm niatt mögliat wäre. fiat durat eine Lift zu erretten.
Alfo befatloß er. an Stelle des Entwendeten eine andere Leiate zu hängen.
urn fiat felber Leid und Unglück. dem Kaifer aber Arger und Zorn zu
erfparen. Da nun kein anderer bewohnter Ort in der Nähe war. begab
er fiat eilig in das benaatbarte Klofter. wo jener verftorbene vornehme
Pilger auf der Bahre lag.
Diefes Gefiorbenen Weib erfüllte noch immer ihr Gemaat mit auf-
fallendem Klagen und Weinen. Als Ebert fragte. was dies bedeute. und
alles erfuhr. trat er zu der Witwe ins Gemaat. wo der Tote lag. und
begann fie zu tröfien. Zu Anfang hörte fie wenig auf ihn. da er aber
immer eindringliater redete. fie auat fah. wie groß und fatön und "tatt-
liaten Leibes er war. hörte fie auf zu klagen und horatte feinen Worten.

Der junge Ritter bat fie. fie möge fich nicht weiter um den Toten grämen. dem damit nicht geholfen werde; das Leben fei befier denn der Tod. und da fie. wie er fehe. fich der Jugend und Schönheit noch in hohem Maße erfreue. werde fie ohne Zweifel fehr bald in einer neuen und glücklichen Heirat die gegenwärtige Trauer vergeffen. Und da das Weib ihm mit Wohlgefallen zuhörte und. wie er wohl merkte. am liebften fich gleich mit ihm felber getröftet hätte. erzählte er ihr in Eile feinen ganzen Zuftand und bat fie um die Erlaubnis. ihren toten Gemahl an Stelle jenes anderen an den Galgen hängen zu dürfen. Die buhlerifche Frau. deren Trauer fchon völlig vergeffen war. fagte Ia und half fogar dem Ritter. die Leiche in aller Stille auf die Richtftatt zu fchleppen.
Als fie fo weit waren und-Ebert gerade den Toten in die Schlinge hängen wollte. rief er plößlich: „O weh! Nun bin ich doch verloren! Ienem Gehenkten fehlte vorn im Munde ein Zahn. woran man ihn leicht erkannte; diefer aber hat noch alle Zähne. Und fo war alles umfonft; denn man wird erkennen. daß es ein anderer ift.“
..Tröfiet Euch.‟ rief da das freche Weib. ..das Ubel ift nicht groß.‟ Damit nahm fie einen Feldftein und brach dem Toten einen Zahn heraus. Dann hängte der Ritter die Leiche an den Galgen. und da er es getan hatte und feine Wacht wieder aufnahm. weil der Morgen graute. da bat ihn das Weib und fagte: ..Ihr werdet wohl wiffen. was Ihr mir verfproäzen habet und daß ich dies alles nicht umfonft möchte getan haben. Darum nehmet mich nun an jenes Stelle zum Weihe; denn ich bin dazu bereit.“
Da lachte Herr Ebert und fagte: ..Liebe Dame. glaubet Jhr demo ich möge ein Weib nehmen. das. wenn ich geftorben bin. mir mit einem Stein die Zähne ansbricht und mich an den Galgen hängt? Vielmehr gehet fort und fliehet mit aller Eile. denn feid gewiß: wenn jemand erfährt. was Ihr heute nacht getan habt. werdet Ihr gefieinigt werden. Euern Gemahl aber könnet Ihr mir ohne Sorge anvertrauen; ich werde gute Wacht bei ihm halten.“ Da heulte das fchändliche Weib laut auf. lief davon und verließ jene Gegend. fo fchnell fie konnte.
Da es nun heller Tag wurde. fand fich Hildebrant aufs neue bei dem Galgen ein. fand dafelbft den Ritter Wache halten und war höchlich et-itaunt. die Stelle des Gehenkten wieder befeßt zu finden. Er trat auf den Wächter zu. begrüßte ihn und begann ein Gefpräch mit ihm.
..Edler Herr.“ fragte er nämlich. ..faget doch. weffen ift die Leicht. die Ihr hier mit fo vieler Sorgfalt bewachet?“

..Wiffet Ihr's nicht?“ antwortete Ebert. ..Es iit ein gewiffer Herr
Ottokar. ein Edelmann. und ift um Hochverrat an den Galgen gekommen."
..Ei.“ rief da der Jüngling Hildebrant. ..Ihr wollet Euch wohl über
mich luftig machen? Denn verzeihet. diefer Gehenkte iit keineswegs Herr
Ottokar. den ich fehr gut gekannt habe."
Darüber erfchrak Herr Ebert heftig. fagte aber: ..Ihr täufchet Euch.
junger Herr. oder wollet mich verhöhnen. Ich fage Euch. dies ift Ottokar.
der Hochverräter. und ich bin von der Majeftät des Kaifers zum Hüter bei
ihm beitellt.“
Da lächelte Hildebrant und fagte vertraulich: ..Ereifert Euch nicht
darüber. werter Herr. da ich diefe Sache am beiten wiffen muß. Der
gefiern Abend hier gehangen hat. war gewißlich der Edelmann Ottokar;
aber der jeßt hier hängt. iit ein anderer. Das ift fo gewiß wahr. als ich
felbft diefe Nacht Herrn Ottokar von diefem Galgen erlöit und mit meinen
Händen begraben habe.“
Als dies Herr Ebert vernahm. fprang er auf und rief zornig: „Alio
Ihr feid der Dieb und gefieht es felbft? Wohlan. fo ziehet Euer Schwert
und feid bereit zum Sterben.“
„Wartet ein wenig!“ rief Hildebrant. noch immer lächelnd. ..Lieber
Herr Ritter. als ich in diefer Nacht vor Euch itand. indes Ihr fchliefet.
da war Euer Leben in meiner Hand und in) hätte Euch mit geringerer
Mühe umgebracht. als man braucht um einen Hafen zu erwürgen. Ich
hatte jedoch Urfache. Euch Euer Schwert und Euer Leben zu laffen. und
diefe Urfache follet Ihr nun erfahren. Aber faget mir zuvor: Heißer
Ihr nicht mit Namen Ebert und feid der älteite Sohn eines verbannten
Edelmanns?“
..Ia. der bin ich.“ fagte der Ritter mit Verwunderung. ..Wie möget
Ihr mich kennen. da ich Euch doch nie gefehen habe?"
„Wohl habet Ihr mich gefehen.“ erwiderte Hildebrant. „aber da
war ich um fünf Jahre jünger und fah noch wie ein Knabe aus. Auch
habet Ihr oft mit mir gefprochen und fogar in einem Bett mit mir ge-
fchlafen; denn ich bin Euer Bruder Hildebrant.“
Da erkannte ihn jener. obwohl er fich fehr verändert hatte und ein
Mann aus einem Knaben geworden war. Er umarmte und küßte ihn zärt-
lich. und nachdem fie eine Weile gefprochen und einander betrachtet hatten.
erzählte ihm Hildebrant alles. wie es gefchehen war. und fagte zum
Schlnffe: ..Wenn du wegen diefer Sache in Gefahr kommft. fo weiß ich ein

Mittel. dich völlig zu retten. Darum fei unbeforgt. und wenn es dir fchlimm zu ergehen fcheint. fo wende dich fogleich an mich!"
Darauf ging er in das Klofter zurückz denn die fchickliche Stunde war gekommen. um Fräulein Alinda einen Befuch zu maäfen. Mit großem Eifer berichtete er ihr die Entführung und Beftattung des Herrn Otto-kar. wobei das liebevolle Mädchen wieder Tränen vergoß. dann aber ihm treulich Dank fagte und ihn zur felben Stunde als ihren rechtmäßigen Bräutigam begrüßte. Der glückliche Jüngling küßte fie öfter. als man zählen kann. dankte ihr und erzählte ihr nun auch alles. was fich in der Naäft ereignet und wie er feinen Bruder wiedergefunden habe.
Zwei Tage fpäter gefchah es. daß einige Herren aus des Kaifers Gefolge an der Richtftätte vorüber gingen. und da fie nach dem Galgen fchauten. wollte es einem von ihnen fcheinen. als fei es nicht mehr der-felbe Körper. der dort oben hing. fondern ein etwas kleinerer. Ohne darum Herrn Ebert etwas davon zu fagen. da fie mißgünftige Leute waren. teilten fie am Abend zu einer gelegenen Stunde dies dem Kaifer Friedrich mit. der fich darob heftig betrübte und erzürnte. Und am folgen-den Tage begab fich der Kaifer felbft auf den Richtplah. wo Herr Ebert noch immer feines Amtes wartete.
..Undankbareri“ rief der Kaifer ihm zornig zu. ..wie haft du deiner Treue und Pflicht vergeffen! Denn ich weiß wohl. daß diefer Leichnam nicht der meines Feindes Ottokar ift. fondern ein anderer.“
„Gnädigfter Herr.“ antwortete der Wächter. „wer hat Euch doch folche arge Verleumdungen erzählt? Es ift jest der dritte Tag und war heute die dritte Nacht. daß ich nicht von diefem unfeligen Ort gewichen bin. und ich hatte gehofft. Euch durch einen folchen Eifer meine Liebe und Treue zu beweifen. fehe nun aber wohl. daß böfe Gefellen mir folches an-getan und Euch fchlimme Lügen über mich berichtet haben. Aber wohlan. Herr Kaifer. wenn Ihr mir nicht zu glauben vermöget. fo fendet nach jenem Klofter. wo ein gewiffer junger Ritter Hildebrant verweilt. Diefer hat den Gehenkten gut genug gekannt und mag entfcheiden. ob er es fei oder nicht fei.“
Sogleich wurde Hildebrant herbeigebracht und vom Kaifer felber befragt. ob diefer Tote am Galgen der gehenkte Ottokar fei oder nicht.
..Gnädigfter Herr Kaifer.“ antwortete diefer. ..da der Leichnam fchon nahezu vier Tage und Nächte hier im Freien hängt. hat er fich fehr ent-ftellt. und obwohl ich für gewiß glaube. daß es jener fei. mag ich es doch nicht mit völliger Sicherheit entfcheiden. Aber wenn Ihr meinen höflichen

Rat annehmen wollet. Herr Kaifer. fo wiffet. daß in diefem Klofter die
eigene Tochter des Herrn Ottokar wohnt. Diefe kennt ihn gewiß beffer
als irgend ein anderer Menfch und wird es fchnell an den Tag bringen."
Der Kaifer hörte das mit Erfiaunen und befahl. das Fräulein fo-
gleich zu ihm her zu bringen. Sie wurde auch ohne jeden Verzug (denn
es war alles zuvor wohl verabredet) von Hildebrant höflich herbeigeführt.
Da der Kaifer ihre feltene Anmut fah. begrüßte er fie ritterlich und bat
fie zu entfcheiden. Sie aber betrachtete den Toten einen Augenblick. wobei
fie einige Tränen vergoß. und fagte leife: ..Er ift es." Da begleitete fie
der Kaifer felbft in das Klofter zurück; dann aber lobte er feinen Ritter
Ebert aufs höchfte. bat ihn um Verzeihung und forderte ihn auf. fich
irgend ein Gefchenk. fei es auch eine ganze Provinz. zu erbitten.
Nun berichtete dem Kaifer Herr Ebert die Gefchichte und Umftände
feines Bruders und der Alinda und fchloß mit den Worten: ..Für mia)
erbitte ich keinerlei Gnade. als daß es mir ferner vergönnt werde. Eurer
erlauchten Perfon mit meinen geringen Kräften wie bisherzu dienen.
Wollet Jhr aber würdigen und dankbaren Leuten eine Wohltat erweifen.
fo gedenkt meines Bruders und der Alinda. die beide an der Verfäjuldung
des Herrn Ottokar keinen Teil gehabt haben und Euch treue Diener fein
werden." Der Kaifer war voll Verwunderung über diefe Gefchichte. um-
armte feinen Ritter mit Zärtlichkeit und dankte ihm; feinen Bruder Hilde-
brant aber belehnte er mit allen Gütern des Herrn Ottokar. Deffen ver-
meintlichen Leib ließ er abnehmen und begraben. fo daß der unfchuldige
Pilger doch endlich noch zu feiner verdienten Ruhe kam.
Uber diefe Begebenheiten wurde eine Zeitlang überall gefprochen.
Aber fpäter. nachdem Kaifer Friedrich das Zeitliche gefegnet hatte. wurde
auch der wahre Verhalt der Sache mehr und mehr bekannt. und während
die übrigen Begebenheiten allmählich in Vergefienheit gerieten. erzählte
man noch lange Zeit keine Gefchichte fo häufig. wie die von der fo fchnell
getröfteten Witwe. die ihrem toten Mann den Zahn ausfchkug und an den
Galgen half. und fo fteht fie auch in allen alten Hifiorien- und Novellen-
büchern zu lefen.

Heinrich Mann:
Flaubert und die Kritik.
Flaubert ift aus feinem Werk allein nicht zu erkennen. Er
hat fich. fobald er an die Nachwelt dachte - und er dachte an
die Ewigkeit - verfteckt; er hat iiber fich getäufcht. Man muß
ihn auffuchen. wo er fiäj gehen ließ. nicht unter Verantwortung fchrieb.
Dort wird man erfahren. daß der fühllofe Beobachter einen Zärtlichen
birgt. der Verächter einen Leidenden; daß dem ftummen. firengen Bildner
das Herz voll formlofer Sehnfucht ift; (..Im Grunde bin ich Deutfcher.
Erft durch Schulung habe ich mich von meinen nordifchen Nebeln ge-
fäubert.“) daß es ihm voll Forderungen und unterdrückter Schreie ift;
daß der waäj umherblickende Arbeiter lieber in fich hinabfchauen und
feine Tiefen durchfpüren würdez - ja. daß hier ein Plaftiker auf der
Stelle den Meißel fchwingt. wo er einen Analytiker lebendig begraben
hat. Das mußte gefchehen. Ein Lyriker und Zerteiler der eigenen Seele
war für die Zeit nicht mehr zu gebrauchen. Auf Mufiets Behauptung.
das Herz allein fei Dichter. mußte endlich geantwortet werden: ..Nicht
die Dichter find die Bleibenden. fondern die. die fchreiben können." Ge-
fühle hat jeder; und BGranger und Onkel Tom hatten fie kompromittiert.
Es hieß nun männlich werden: keufch und der Wirklichkeit ergeben. der
Außenwelt. ..Leidenfchaft zeugt keine Verfe. und je perfönlicher man ift.
umfo fchwächer ift man." Wem nur daran gelegen ift. mit feinem Ich
anfieckend zu wirken. lachen oder weinen zu machen. der weiß noch nicht.
was Kunft ift. Die Gefühlsfucht haßt das Vollkommene: aber man muß
es lieben. Man muß nur eins lieben: die Schönheit. die abfolute Schön-
heit. die vom Perfönlichen unabhängig. vom Stoff. ja. vielleicht vom
Sinn der Worte unabhängig. in Sätzen. die wie kabbalifiifche Formeln
find. ein ihrem Priefter felbft unbegreifliches Dafein hat. Ihr Priefter
fein! Den Stolz derer. die fich felbft vergöttlichen. weit von fich weifen;
nur der Priefier einer viel höheren. der höchften Gottheit fein und zu ihren
Füßen ein Leben des Darbens und der Kafteiungen. ein ftrenges und de-
mütiges. aber auch ein vornehmes und allem Menfchlichen entronnenes
Leben führen.

Manchmal briäjt das Gefühl des Heiligen. das einem anvertraut
ift. beraufchend aus einem hervor. wie ein fremder. wilder Weiheduft. der
einer Wunde im eigenen Fleifch zu entfchlüpfen fcheint. Aber das find
Sonntagsfiundenz an unabfehbar vielen Alltagen fühlt man dafür den
Leib vom Stachelring zerkraßt. finkt abgemattet und immer unbefriedigt
- denn das Ziel ift das Vollkommene! - zurück in einen Sumpf innerer
Ode. Dann zieht man wohl alte Manufkripte hervor und betrachtet den
lockigen. felbftficheren jungen Menfäjen. der damals. unbeforgt. ob in
guten oder in fchlechten Süßen. ob nebelig oder klar. fein Herz preisgab
und feine Meinungen verfochtz der Gefchmacklofigkeiten beging und Be-
geifterungen austobte. Und man fehnt fich. Man erleidet Verfuchungen.
Die Erinnerungen jenes Jünglings wären zu fchreiben: das wäre Er-
holung. Ach nein. es wäre Rückfall; und man hat es fo nötig. fiäj zu
behüten. Der Freundin. die einem rät. fich felbft zu malen. das eigene
Leiden zu erleichtern. indem man es befäjreibe. antwortet man fait er-
bittert; denn fie rät einem. was das nie ganz erzogene Herz fich heimlich
wünfcht. ..Es widerftrebt mir unfäglich. etwas von meinem Herzen zu
Papier zu bringen. Ich finde fogar. daß ein Romancier nicht das Recht
hat. über was immer feine Meinung zu äußern. Die große Kunft ift.
glaube ich. unperfönlich. wie die Wiffenfchaft.“
Meinungen äußernl Zufammenhänge zu Schlüfien führen! Seine
Perfönlichkeit ans Licht laffen. um fich fchlagen. Kritik üben! Flaubert.
als Lyriker geboren und darum Kritiker. fah diefe Genüffe in der Ferne
fchweben. wie den Lohn alles Entbehrten. alles Geleifieten. Er hat die
Kritik. den Kult des Perfönlichen und des Gefühlsmäßigen. als feine
Gefahr empfunden. als fein Lafterz hat fie fich verfagt. folange als er
fich auf der Höhe fühlen würde. und fie fich erft für fein Alter verfprochen.
wenn fein Tintenfaß trocken wäre. Er hat in fchlecht bewachten Stunden
mit der Kritik geliebäugelt. wie ein arbeitfamer. ftrenger Bürger mit den
Dämchen. die er fich vielleicht gönnen wird. wenn er Rentner ift. In
feinen Briefen nimmt er fich einen Vorgefchmack der künftigen Infiinkt-
befreiung; fagt feinWort zu Zeit undWelt und feiert mit einem trübfinnigen
alten Mädchen. das er nie fieht. kleine. leife Gefühlsorgien: ..Ich habe.
wie Sie. die durchdringende Schwermut gekannt. die das Avemaria an
Sommerabenden uns gibt , . Seinen ganzen Lebenslauf entlang
tauchen da und dort kritifche Vorfäße auf: ein Band Vorreden. eine 1
Gefchichte des poetifchen Empfindens in Frankreich. fein berühmtesWörter-
buch der überkommenen Ideen. defien Wirkung fein follte. daß niemand

mehr zu fpreaten wagte. aus Furatt. feine Worte könnten darin. ernfihaft
und mit Knirfaten. als Mufier aufgeftellt fein. Denn alle gangbaren
Dummheiten. die ganze ewige Mittelmäßigkeit follte dort heimtückifclt
verteidigt. alles Große und Freie im Sinne der Zahmen und Kleinen ver-
höhnt werden. Und das war dann endliat die Rache eines. den feine
hinabgewürgten Meinungen erfiickten: feine Raate an Bürgern und
Kritik. Denn die Kritik. wie fie geübt ward. war fpießbürgerliat und
dem Großen mißgefinnt. Sie verkleinerte. was groß war. und förderte
das Belanglofe. Sie war die Zufluatt der Niattskönner; fie fiand der
Form und dem geifiigen Wert naat unter den gereimten Gefellfchafts-
fcherzen. Seine alte Geliebte machte ihn in einem Roman fatleatt?
Welate traurigen Werke kamen dabei heraus. wenn man die Literatur in
den Dienfi der eigenen Perfönliatkeit fielltel . . . Dann werde die Kritik
alfo verfatwinden? O nein: fie fieht erft am Anfang. und ihre großen
Männer kommen erft. Große Phantafie und große Güte find nötig. was
fo viel heißt als eine fiets bereite Begeifierungsfähigkeit. - und Gefatmack
obendrein.
Das bedeutet: Flaubert hat jest Werke zu behaupten; Werke. deren
er niatt immer fiater war. die er manchmal verleugnet hat. „Jat hafie die
bürgerliche Poefie. die Familienkunft. obwohl iat felbft welche fatreibe."
Um fo weniger durften andere daran rühren. Das Werk konnte feinem
Meifier Zweifel und Qual maaten. fo blieb es doat das Werk feines Satick-
fals. Moatte er es unvollkommen aus dem Marmor geiatlagen haben. fo
hatte es doclt. faton vor ihm. darin gefieckt. Die göttliate Folgeriattigkeit
des Sataffens maatte in diefem. wie in jedem* wahren Künfilerbewußtfein.
die Kritik zu einem Popanz. Da das Werk nun gefatehen ifi und dafieht:
was foll Reden? Redet man gegen das Weltall und feinen Schöpfer?
Satreibt man Artikel gegen eine Pflanze? Worte über den Sternen-
himmel hin und ein wenig gefproatener Luft auf einen Halm oder einen
Wald gehauatt: das ift Kritik. Vielleiatt konnte fie einmal von innen
kommen und das fiumme Werk redend maaten; konnte ein Kritiker alles
faton gewefen fein. was der Diatter felbft einft war: Nilfatiffer. grie-
atifater Rhetor. Pirat und Mönat. Seiltänzer und byzantinifater Kaifer.
und konnte auch das hier Entftandene faton erlebt haben. Aber es war
unwahrfateinliat. daß diefe ideale Kritik einem andern zu Gebote [land.
als dem Autor. Und es blieb fatwer begreifliat. wie jemand fiat einbilden
konnte. er habe Maatt über das Werk eines andern. War's ein Eigener.
der Kritik trieb. wie Sainte-Beuve. dann fiaunte Flaubert. daß er nicht

lieber Bücher fchrieb. Wo es ging. fah er in Kritiken Haß; und wo-
es nicht möglich war. fiaunte er. Unergründlich muß er die verachtet
haben. die Herz von ihm forderten. Sie fehlten ihm nicht und fehlen
keinem. Sie graffieren in den großen Revüen. überall dort. wo die Li-
teratur zum Gebrauch der Familien hergerichtet wird und das Schreiben
nichts. aber alles das Gemüt gilt. Die Keufchheit und das göttliche
Gemifch aus Verachtung und Verftehen in einem Meifier. der verhüllten
Hauptes hinter feiner Welt bleibt. dulden diefe Herzlichen nicht. Sie
fordern. daß er hervortrete. jedes Ding mit dem erklärenden Stöckchen
betupfe und auf jedes eine gerührte Träne fallen laffe. Er foll ihnen fein
Herz auf offener Hand entgegentragen. Verfchmäht eris. geraten die
Herzlichen vor Bosheit außer fich. Seine große Kunft erbittert fie nur
noch mehr. Ein malender. tönender Stil. weife Kadenzen. Vergleiche aus
unbürgerlichen Gebieten machen ihn kalter Virtuofität höchfi verdächtig.
Sie faffen es nicht. daß man. um gelitten zu haben. nicht ihre häßlichen
Säße fchreiben muß. Sie find nicht ftreng genug. fich in ein künfiliches
Getriebe zu verfenken. das graufam ifi wie das der Natur. Sie find
nicht tiefgenug. zu wiffen. -daß Schönheit niemals kalt war; daß hinter
jeder Schönheit der Schmerz fteht. den Meißel noch in der Hand. Sie
find die Herzlichen - und waren noch immer auf dem Poften. wenn es
hieß. eine Bovary kreuzigen. -

Was ift mit Leuten anzufangen. die ihm. vom Herzen zu fchweigen.
nicht einmal die nötigfte Erregbarkeit der Nerven zugeftehen wollen. Ihm.
der tagelang den Gefchmack des Giftes nicht los ward. das Emma Bovary
genommen hatte. Der mit Herzklopfen ans Fenfter treten mußte. weil
der Raufch der Liebenden und ihres Kuffes. der Raufch ihres Waldes. ihrer
Sonne. ihres Windes ihn. der es für fie erlebte. überwältigt hatte. Was
fchuldet man diefen Leuten? Den anderen? Mögen fie. im Haufen. ein-
ander lieb haben: wir find allein. und wir lehnen ab. was fie bewegt.
Flaubert war niemals verföhnlich. wo Kunfi auf dem Spiel ftand. Er
wird nun abweifend gegen alle. die nicht ihm folgen. fich feinen Gefeßen
*nicht unterwerfen. Früher hatte er von Stendhal nichts wiffen wollen;
jeßt fchränkt er Zola ein. Der Abfolutift. der in jedem Künftler keimt.
ift reif und bricht aus. Wer an uns rührt. ifi unfer Feind; unfer Feind.
wer anders ifi. Schlagt ihn tot! Ganz verfiehen konnte nur Flaubert
fich; und jest verfteht er nur noch fich. Seine Sympathie haben einzig
die Fanatiker. die Genoffen im Tyrannenpurpur; und die Asketen. die
heilig und in Wüften find. Die Einfamkeit erftreckt fich allmählich bis

an die äußerften Grenzen feines Lebens. Jedes Übergreifen auf andere
fcheint nun unmöglich. Mit niemandem läßt fich noch reden. Überall
fpringen feindliche Meinungen auf. nicht zu duldende; überall müßte
man zufchlagen. Man geht nicht in Gefellfchaft. ohne angegriffen
zu werden: denn der mißtrauifche Tyrann fühlt in jeder Majeftät fich
felbft beleidigt. Immer gab der Glaube an die Großen ihm Glauben an
fich. Welch Schauer. wenn er fich vorftellte. er werde Shakefpeare fchauen
und daran fierben! Diefe aber würden den Größten. träte er leibhaftig
ein. antafien mit ihren feinen Zungen. Und er kann nicht erwidern.
kann die Aufrührer mit Worten nicht zerftören. Die Kunfi des Sichein-
fchleichens und Untergrabens durch Analyfe ifi ihm die fremdefie ge-
worden. das Wefen des Kritikcrs das feindlichfte auf Erden. Er ward
alt und fteif und ift nur noäj ein fiummer. dummer Bildner. ..Die
Meifierwerke find dumm." erkannte er einft; und fein Ich ift nun eins
mit einem Meifierwerk. Das fieht für ihn. Jene aber tun. als fähen
fie es nicht. Sein Werk fchlägt durch bloßes Dafein alles. was fie vor-
bringen. Aber fie tun. als fähen fie es nicht. Was ifi da zu machen?
Er hebt. krank vor ohnmächtigem Zorn. die Arme. er ftößt Befchimpfungeu
aus. Zu Haufe fchwingt er. ächzend unter ungerächten Demütigungen.
feinen Hammer. Dies Werk wird ihn rächen; es wird glänzen. wenn
jene modern . . . Ach nein. es geht über Menfchenkraft. es wird fiürzen.
alles wird fiürzen. Einfame Triumphe. einfame Niederlagen. *- und
dann finkt ihm der Arm; zu den Füßen des unfertigen Werkes bricht er
nieder. . . . Ein Meifier ift tot. ein Kämpfer und ein Herr: jeßt mögen
fie läftern.

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menfchen und Schi>fale
aus dem Zeitalter des Riforgimento.
Einleitung.
Uns Lebende zieht Sehnfucht zu den Toten; hinweg von den Zahl-
lofen. die uns umdrängen. die uns die warme Hand entgegen-
ftrecken. in deren Augen wir lefen können. gehen wir einfamere
Wege und befchwören die Gewefenen. die uns nicht Rede ftehen. Wie
Helden auf einer nächtlichen. vom Sturm umraufchten Bühne fehen wir fie
mit flatternden Gewändern. mit ftarken Gebärden die Gefchichte ihres
Lebens fpielen und werden nicht müde den tragifchen und füßen Worten zu
laufchen. die aus tiefer Vergangenheit abgeriffen zu uns auftönen. Auch
wenn wir Entfeßen und Abfcheu empfinden. verläßt uns ein ehrfürchtiger
Schauer vor den geiftigen Wefen nicht ganz. die fich jenfeits unferer
Sinnlichkeit vollendet haben. Wie Halbgötter und Dämonen umgeben
fie uns. von uns angerufen als Lehrer. als Befchützer. als Bürgen.
unfere Kämpfe mit uns kämpfend. ihr goldenes Blut. das nie verfiegende.
immer von neuem vergießend.
Lebendiges Fleifch und Blut erregt unfere Sinne zu fehr in Leiden-
fchaft. Ekel. Widerfpruch; auch ift es uns zu nahe. fo daß wir es im
Ganzen nicht überblicken können. während wir das Einzelne zu groß. zu
deutlich fehen. Die Namen der Toten. um die her noch jene Kraft
glänzt. die fie lebend ausfirahlten. find wie flammende Siegel auf Ge-
heimniffen und reizen uns übermächtig. fie zu durchdringen. Sie find
die Sternbilder. die den Himmel bedecken. Hieroglyphen. durch deren
einzelne Leuchtpunkte wir filberne Linien ziehen. um fie zu fchönen
Geftalten zu verbinden. Es ift eine Glorie für ein Land. wenn fich viele
diefer unfterblichen Zeichen darüber wölben.
Das italienifche Riforgimento ift eine Fundgrube an tatenreichen
Menfchen und auffallenden Begebenheiten. wie für die meiften Völker
ihre Wanderungen und Eroberungskriege in entlegener Vorzeit. wie etwa
für Nordamerika die Gefchichte der erften Anfiedelungen und der Ver-

drängung der Indianer. Der lange Kampf in der bunt zufammen-
geiehten Halbinfel des Apennin hatte Entwickelungsabfchnitte. die unter-
einander vom verfchiedenften Charakter waren. Als die Idee des freien
und unabhängigen Italien ein gewiifes Alter und eine gewiffe Kraft
erlangt hatte. ergriff fie die Menge durch 'allgemeine Triebe: Auf-
lehnung gegen die durch die eriten Empörungen veranlaßten Vergewal-
tigungen. Rache. Begeiiterung. Unternehmungsluit. oder durch die Ein-
ficht. daß dies die Wege der Zukunft feien. ja es iit etwas Selbfiverfiänd-
liches. daß fchließlich auch Durchfchnittsmenfchen von einer Jdee mit-
geriifen wurden. die. im Kampfe eritarkend. das Übergewicht erlangt
hatte.
Etwas anderes ift es. wenn eine Idee noch neu ii't. erft unbeftimmte
Umriffe hat. Gefahr damit verbunden ift. ihr anzuhängen. aber unficherer
Ruhm. ja wenn fogar der zu erreichende Zweck nur undeutlich vor-
fchwebt. Es fcheint. daß der kräftige und gefunde. der harmonifche
Menfch im allgemeinen konfervativ iit; er verwendet feine Kraft darauf.
mit den nächitliegenden Aufgaben fertig zu werden. unter fchwereren
Umitänden fich doppelt anitrengend. zu erfchütternden Veränderungen
erft bereit. wenn ein Druck unerträglich wird und den Kern des Lebens
angreift. und auch dann mehr auf Wiederheritellung des Gewefenen
erpicht als auf Neuerungen. Überhaupt beherrfcht das Gefeß der Träg-
heit die Menfchen fo fehr. daß das Leben zum größten Teile mafchinen-
mäßig abläuft; neue Anfiäjten fchon find felten. vollends werden Hand-
lungen. die das herkömmliche Geleife verlaffen und Ausgangspunkte
für Folgeketten werden. nur durch außergewöhnliche Umitände und
Kräfte hervorgebraäft. Die eigentlichen Neuerer find meii'tens nicht ge-
rade fympathifche Menfchen: fie lieben es fich hervorzutun. aufzufallen.
das Naheliegende. Erforderliche gelingt ihnen nicht. wenigitens nicht fo.
daß fie fich darin auszeichnen könnten. oder fie haben gar nichts zu tun.
wiffen fich nicht zu befchäftigen und taiten planlos nach diefem und
jenem. Der inneri'te Grund ift wohl. daß fie ungleichmäßig begabt find:
unproduktive Menfchen finden fie in fich felbft nie Befriedigung und
halten fich an das Außere. dem fie mit überlegener Kritik. ungeduldig.
aber ohne Tüchtigkeit gegenüberftehen. Dabei find fie oft reich begabt
und ihre Perfönlichkeit iit reizend und blendend. vielleicht umfomehr. als
ihre Kräfte fich nach außen wenden. anitatt innen zu bilden.
Befchäftigt man fich mit den Männern. die in der Lombardei zuerft
als Bekämpfer der öfterreichifchen Herrfchaft und Vorkämpfer der Größe

Italiens hervortraten. fo entdeckt man in vielen von ihnen etwas vom Normalen Abweichendes. Krankhaftes. da. wo man lauter Heroismus zu finden glaubte. Schwächen und Mängel. Indeffen wären die erfien Opfer des Riforgimento ungenügend charakterifiert. wenn man fie fchlechtweg als Neuerer auffaßtez denn es handelte fich hier um große Dinge. in deren Natur es lag. die Mitfpielenden mehr. als fie es vielleicht von vornherein beabfichtigten und ahnten. zu Kämpfern und Duldern zuletzt des Lorbeers wert zu machen. weil andere Kränze in ihrem Namen nicht verliehen werden können. Was für Gefäfichten von Wagnis. Verrat und Gefahr. Flucht durch bewaffnete Häfcher. über drohende Gebirge und empörtc Flüffez von Kerker. Todesangft und erhabenem Sterben; von Verbannung und Not. Liebesabenteuern. Glü>swechfel. Untergang in Verzweiflung oder Auffäfwung zu neuen Kämpfen! Es ifi niäft möglich. fie ohne wechfelndes Herzklopfen und Aufatmen zu lefen. Wenn die folgenden Gefäflechter die Väter. die das Gedächtnis folcher Taten und Leiden zurückließen. fchlechtweg als Helden feierten. fo kann das nicht wundernehmen. Aber der Haß der gegnerifchen. zuleßt befiegten Partei fäumte nicht die Fehler derer. die der Feind auf den Schild hob. ans Licht zu ziehen. und wo jene Vaterlandsliebe. Opfer-mut. Prophetenblick fahen. fprachen diefe von Unglauben. Zerftörungs-wut und hohler Großmannsfucht.

Das Künftliche diefer übertriebenen Figuren erkennend. fehnen wir uns naäf der Wirklichkeit. Es genügt uns nicht. die gefpenftifchen Schaufpieler in nächtliche Nebel eingehüllt vor uns ihr Glück und Un-glück abhandeln zu fehen. wir möchten fie greifen. anfehen. irgendwie in ihrem Jnnerften lefen; aber wie wir es wagen uns zu nähern. zer-rinnt der edle Umriß nach Geifterart. und ein kühler Hauch weht uns an. der uns fröfteln macht. Wir fehen uns geängfiigt um und zweifeln. ob etwas hier war außer uns. oder ob wir die ganze Zeit allein waren in geftaltlofer Einfamkeit. die wir felbft mit erträumten Gefichten be-lebten.

Wir haben viele Bilder von Napoleon oder von Goethez aber gleicht eins dem andern? An welches follen wir uns halten? Entfpricht nicht jedes der treuen Auffaffung eines Künfilers. auf den der große Mann eben fo wirkte? Und wenn es überhaupt nicht zwei Menfchen gibt. die einen andern ganz gleich auffaffen. follte fich dann je feftftellen laffen. wie einer war? Ia. läßt fich eine Perfönlichkeit überhaupt feft umfchreiben? Wir haben unfere Väter und Mütter und andere Vor-

fahren täglich gefehen. ihr Wefen und Walten um uns erlebt. und wir
haben ihren Schatten. nachdem fie geftorben waren. ebenfo klar oder
noch klarer erfcheinen fehen als ihr Fleifch und Blut; aber wir finden
vielleicht alte Briefe von ihrer Hand oder Zeugniffe ihrer Zeitgenofien.
durch die wir mit Zügen und Taten bekannt werden. die fie uns ent-
fremden. fo daß wir das Bild. an das wir bisher glaubten. betrügerifch
fchelten und durch ein anderes erfeßen müffen. So wären die Geifter.
zu denen wir aufblickten wie zu unantaftbaren Sternen. nur Gefchöpfe
unferer Einbildnngskraft. von uns verehrt. weil wir fie nach unferem
Bedürfen ausftatteten? Vielleicht kommen wir dazu. weil wir von Mi-
nute zu Minute lebend uns felbft ausgeben. uns felbft zu verleugnen.
währrend. daß keine Form unfer fei. als eine folche. die fich jeden Augen-
blick entfielle und vergehe. daß es alfo mit den Wellen der Zeit ver-
fließende Seelen gebe. kein Ich. das alle die zerrinnenden Teile eines
Lebens zufammenfafie und aus der Vergangenheit immer fich felbft gleich
in die Zukunft blicke.
Jndeffen diefe troftlofen Zweifel widerlegt ein Gefühl. das wir
von uns felbft haben. wie auch von denen. die uns' naheftehen. und vor
allem von denen. die wir lieben. Wie die Gefichtszüge des Alten durch
ein kaum zu bezeichnendes Etwas. das Siegel der Perfönlichkeit. die des
Kindes beftätigen. fo ift auch die Eigenart des geiftigen Wefens weder
durch die Jahre. noch durch Erlebniffe irgend welcher Art ganz zu ver-
tilgen. Dem Grundgefühl. das wir von einem Freunde haben. ordnen
wir ohne zu fchwanken alles unter. was andere. ja was wir felbft gegen
ihn vorbringen könnten. überzeugt. daß alle Bruchftücke feines Lebens in
den einen Grundriß eines Wefens fich müffen einfügen laffen. den wir im
Herzen haben. Schließen wir nun auch. daß ein jeder eine beftimmte.
kenntliche Wefensform haben müfie. fo ift freilich damit nicht gefagt.
daß diefe fich immer enthüllen laffe. wenn es fiäj um Längftverftorbene
handelt. Zwar auch fie hatten Freunde. die fie liebten und in denen fie
fich fpiegelten. und felbft Anklage und Verleumdung derer. die fie haßten.
muß uns die verblichene Gef'talt erleuäften helfen. Vorausgefeßt aber
auch den günfkigfien Fall. daß Aufzeichnungen anderer und hauptfächlich
der fraglichen Perfonen felbft von ihnen zeugen. fo bleibt das Wefent-
liche. das mehr noch in Stimme und Tonfall und Mienenfpiel. als in
den gefprochenen Worten liegt. dennoch im Dunkel. Wir wiffen. daß
Columbus Amerika entdeckte. und welches Maß von Genie und Willens-
kraft dadurch vorausgefeßt wird; doch haben wir nicht fo viel Gefühl

von feinem Wefen wie irgend ein Schiffsjunge aus der Mannfchaft. die
ihn über Meer begleitete. Man ift darauf angewiefen das letzte. was den
einen einzig macht. zu ahnen mehr noch aus dem Duft. der über feinem
Tun und den von ihm gebliebenen Worten fchwebt. als aus feinem
Tun felbft zu berechnen.

Man möchte vielleicht fagen. es komme niäjt darauf an zu wiffen.
was für Menfchen Nero und Columbus und andere gewefen feien. da
nur wichtig fei. daß der Klang eines Namens einen Genius zu Schöp-
fungen verlocke. die. an fich wahr und groß. Bilder der Verehrung
werden könnten. Ein Gefchöpf des Geiftes. an das Bedeutendes fich
anknüpfen laffe. das Schönheit und Größe befißt. fei ebenfo wirklich und
wertvoll wie ein Lebendiges. ja. fei vollendeter und dauernder. Der
Menfch erfchöpfe fich im Grunde in feinen Taten. überhaupt in feinem
Leben. nach diefem bleibe nichts von ihm übrig. als fein Name und
daran geknüpfte Berichte; wenn man ihn wiederholen wolle. müffe man
ihn neu fchaffen. -

Wenn dem fo wäre. trotzdem kann nur der ernftliche Wunfch. ein
der Wirklichkeit entfprechendes Bild zu entwerfen. ein gutes Bild her-
vorbringen. Glauben müffen wir. irgendwo unter den Sternen irrten
die Schatten der Verftorbenen. und wenn eine Geftalt erfcheine. in der
fie fich erkennten. vereinigten fie fich mit ihr in wunderbarer Weife. fo
daß fie nun wahrhaft befeelt und belebt fei. So ift die Darfiellung von
Gewefenen eine Geifterbefchwörung. Zuweilen merken die Zufchauer.
daß nur eine gefchickte Spiegelung. irgend ein gefälliges. vielleicht er-
ftaunliches Kunftftück ihnen vorgefpielt wird. zuweilen fteigt der Geruch
leibhaftigen Lebens zu ihren Sinnen auf. Dann ift die Formel des
Suchenden in den Hades gedrungen und hat eine der flatternden Er-
fcheinungen berührt und verdichtet: das Auge verdunkelt fich und blickt
uns an. die Luft neigt fich der gelöften Stimme entgegen. Gefchieht das
nicht. fo möge wenigftens in der Formel etwas Lehrreiches fein. das andern
dienen kann. eine wirkfamere zu finden. (Wird fortgefetzt.)

Karl von Lilienthal:

Die Vorfirafen.*)

Die Behandlung früherer Beftrafungen der bei einem fpäteren
Strafverfahren als Angeklagte oder Zeugen beteiligten Per-
fonen wird ftets eine fchwierige und reftlos kaum zu löfende
Aufgabe fein. Denn es ftehen dabei die Intereffen der Einzelnen und
der Gefamtheit in fchwer vereinbarem Gegenfaß. Der Einzelne leidet
unter Umftänden fchwerer darunter. daß Tatfachen feines Vorlebens.
die er tief begraben glaubte. wieder ans Licht gezogen werden. als unter
_ der Verurteilung felbft. Der Staat aber kann die Feftftellung aller Um-
ftände. die zur Würdigung der Gefamtperfönlichkeit dienen. grundfäßlich
nicht entbehren. wenn er nicht die Richtigkeit und Gültigkeit der Straf-
urteile in Frage ftellen will. Das gilt fowohl für Angeklagte wie für
Zeugen. wenn auch die praktifche Behandlung bei beiden eine verfchiedene
fein kann und tatfächlich eine verfchiedene ift.

I

Abfolut notwendig ift die Feftfiellung von Vorbefirafungen bei An-
geklagten nur. wenn fie im gegenwärtigen Falle die gefeßlich vorge-
fchriebene härtere Beftrafung wegen Rückfalls begründen. Das ift bei
verhältnismäßig wenigen Delikten der Fall. bei Diebftahl. Raub. Hehlerei.
Betrug. alfo in der Regel wenigftens gegenüber von Perfonen. die einen
guten Ruf überhaupt nicht mehr zu verlieren haben. Daß auch darin
gelegentlich eine Härte liegen kann. mag richtig fein. wird aber doch zu
den Seltenheiten gehören. Aber die Rückfallftrafen ftellen doch nur die
gefeßliche Anerkennung des an fich zweifellos berechtigten Gedankens
dar. daß eine verbrecherifche Vergangenheit des Täters für die Beur-
teilung einer neuen von ihm begangenen Straftat von erheblicher Be-
deutung ift. Ie lebendiger das Bewußtfein davon wird. daß man den
Täter und nicht die Tat mit der Strafe trifft. um fo dringender wird
die Notwendigkeit alle Umftände kennen zu lernen. die für die Wür-
digung der Perfönlichkeit des Angeklagten von Bedeutung find. Daß

*) Berg!, ..Nord und Süd“ Heft 864 S. 25. Heft 367 S. 128. Heft 868
S. 273. Heft 369 S. 893.

man fich deshalb von vornherein wenigfiens darüber zu vergewifiern fucht.
welche Vorftrafen er erlitten hat. daß man einen Auszug aus dem
Strafregifier einholt. ift leicht verfiändlich. Solange diefe Straflifte
nun bei den Akten bleibt. ift der Schaden. der daraus den Angeklagten
über das berechtigte Maß hinaus treffen kann. nicht groß. Die Gefahr
beginnt mit der Verlefung der Straflifte in öffentlicher Sißung. Daß
das ftets gefchehen müf f e. ift im Gefeß nirgends vorgefchrieben. und
tatfächlich gefchieht es auch keineswegs bei allen Verhandlungen. Unter-
bleibt die Verlefung. fo darf freilich auch der Inhalt der Straflifte in
keiner Beziehung bei der Beurteilung des Angeklagten verwertet werden.
Es ift ein Fundamentalfaß unferes Strafverfahrens. daß dem Urteile
nur das zugrunde gelegt werden darf. was Gegenfiand der mündlichen
Verhandlung gewefen ifi. Es wäre auch tatfächlich eine große Härte,
wenn dem Angeklagten keine Gelegenheit gegeben würde. fich über die
Richtigkeit der Straflifte zu äußern. in der ja möglicherweife Beftra-
fungen aufgeführt fein können. die er gar nicht erlitten hat - Namens-
verwechflungen und ähnliche Fehlerquellen find niemals ganz auszu-
fchließen.
Nun kann man die Unentbehrlichkeit der Straflifien anerkennen
und doch daran zweifeln. ob es wirklich notwendig oder auch nur wün-
fchenswert ift. daß felbft dem ältefien Angeklagten jedes kleine Delikt.
-deffen er fich feit feiner Strafmündigkeit fchuldig gemacht hat. in öffent-
licher Verhandlung vorgehalten werde. Jch trage kein Bedenken. diefe
mit dem großen gerade neuerdings vielfach behandelten Probleme der
Rehabilitation überhaupt enge zufammenhängende Frage grundfählich
unbedingt zu verneinen. Es kommt nicht darauf an. jeden Vorgang aus
dem Leben des Angeklagten kennen zu lernen. fondern nur darauf. das
zu erfahren. was im Augenblicke für die Beurteilung feiner Perfon noch
Bedeutung hat. Natürlich laffen fich darüber allgemeine. für jeden Ein-
zelfall zutreffende Regeln nicht aufftellen. Es ift zweifellos wefentlich
zu wiffen. daß das Leben des Angeklagten von früher Jugend an aus
einer ununterbrochenen Reihe von Straftaten befianden hat. Ebenfo
zweifellos ifi es gleichgültig. ob der heute wegen Beamtenbeleidigung
Angeklagte vor zwanzig Jahren auch einmal wegen Körperverleßung
befiraft worden ift. Vereinzelte weit zurückliegende Delikte werden denn
auch von verfiändigen Richtern bei der Urteilsfällung in keiner Beziehung
in Betracht gezogen. Anders fchon wenn gewiffe Handlungen früher
häufig vorgekommen find. Dann liegt der Schluß nahe. daß der An-

geklagte zu folchen Taten geneigt fei. und das fällt wohl niäjt felten
weniger für das Maß der Strafe als für die Verurteilung felbfi gerade
bei nicht ganz zweifellofen Fällen ins Gewicht. Und doch kann damit
dem Angeklagten ein großes Unrecht gefchehen. Mancher junge Bauern-
burfche hat feine Fefttage mit der üblichen Rauferei gefeiert und eine
fiattliche Anzahl von Verurteilungen wegen Körperverletzung fich zuge-
zogen. Inzwifchen ift er älter geworden. hat geheiratet. was namentlich
auf dem Lande eine wefentliäje Zäfur im fozialen Verhalten bedeutet.
Es ift damit aus dem Burfchen ein Mann geworden. der Wirtshaus-
prügeleien mit ganz anderen Augen anfieht als früher und der fich mit
vollem Rechte darüber befchweren würde. wenn man ihn bei einer etwaigen
neuen Anklage als Raufbold behandeln wollte. weil er es früher vielleicht
wirklich gewefen ift. Das wäre auch fachlich fo wenig zutreffend. als
wenn man etwa den Richter nach Maßgabe feiner Studentenftreiche
beurteilen wollte.
Ahnlich fteht es mit allen Delikten. Wenn man eine Befierung
des Menfchen nicht grundfäßlich für ausgefchloffen halten will. fo darf
man ihm auch weit zurückliegende Straftaten nicht mehr anrechnen. Hat
er fich längere Zeit hindurch ftraffrei gehalten. fo kann er einer neuen
Verfuchung unterlegen fein. ohne daß man das mit feinem früheren Tun
in Zufammenhang bringen dürfte.
Auch das Gefeß erkennt das an. Die Rückfallftrafe fällt fort.
wenn zwifchen der letzten und der gegenwärtigen Tat zehn Jahre ver-
ftrichen find. Daß diefe Frift der fogenannten Rückfallsverjährung eine
zu lange ift. wird heute ziemlich allgemein zugegeben. Eine Herab-
feßung auf fünf Jahre würde man rechtfertigen können. unter anderem
auch mit dem Hinweife darauf. daß in der Zivilprozeßordnung wie in der
Konkursordnung vorgefchrieben ift. daß nach fünf Jahren die Namen
der Manifeftanten und der Gemeinfäjuldner. deren Vermögen die Koften
des Verfahrens nicht deckte. aus dcm jedermann zugänglichen Verzeichnis
geftrichen werden. in das fie eingetragen worden find (Z 915 Z. P. O..
Ö 107 A. 2. K. O.).
Für die Strafregifter brauchte eine folche Vorfchrift nicht erlafien
zu werden. es genügt vollftändig das Verbot Strafliften zu benußen.
wenn zwifchen der Abbüßung oder dem Erlaß der leßten Strafe und der
neuen Straftat fünf Jahre verfloffen find.
Eine weitere wefentliche Verbefferung würde es ferner darftellen.
wenn die V e r l e f u n g der Straflifte wegfiele. Das könnte gefchehen.

wenn fowohl den Richtern wie den Angeklagten eine Abfchrift der Lifte
eingehändigt und der Angeklagte dann befragt würde. ob er gegen deren
Richtigkeit Einwendungen zu machen habe. Bei der Menge der zur
Verfügung itehenden Vervielfältigungsmethoden fiele die Vermehrung
des Schreibwerks kaum ins Gewicht gegenüber der Schonung des Ehr-
gefühls des Angeklagten. der ja _- was freilich in der Praxis oft genug
vergeffen wird - einitweilen eines neuen Verbrechens nur befchuldigt
aber noch nicht überwiefen ift.

ll,

Wie die Perfönlichkeit des Angeklagten für die Beurteilung feiner
Schuld. fo iit die Perfönlichkeit der Zeugen für die Beurteilung ihrer
Glaubwürdigkeit keineswegs gleichgültig. Es läßt fich deshalb nicht als
allgemeine Regel auffiellen. daß Fragen nam dem Vorleben des Zeugen
ausgefchloffen werden. Es kann fehr leicht vorkommen. daß Ausfage des
Zeugen und des Angeklagten fich direkt widerfprechen. und wenn es fich
nun um einen Vorgang handelt. von dem nur fie beide wiffen können.
fo ii't es gewiß nicht gleichgültig. ob der Angeklagte ein unbefcholtener
Mann. der Zeuge aber fchon mehrfach wegen Erpreffung beitraft worden
ift. Das feitzuftellen liegt im öffentlichen Jntereffe. es wäre unver-
ftändig. den Verteidiger hindern zu wollen. diefe Tatfache zur Kenntnis
des Gerichts zu bringen. Andererfeits werden oft Entlaitungszeugen
vorgeführt. deren Vorleben das äußerite Mißtrauen zu ihrer Wahrheits-
liebe rechtfertigt -- foll man den Staatsanwalt hindern. diefen Um-
ftand zur Kenntnis des Gerichts zu bringen? Etwaige Vorbeitrafungen
bilden dabei nur einen Teil der Umitände. die zur Sprache kommen
können. gelegentlich müffen. Straflofe Vorgänge feines Privatlebens
ftellen den Zeugen möglicherweife viel mehr bloß. als die Tatfache einer
Beitrafung.

Im Intereife der Wahrheitserforfchung müffen unter Umitänden
folche Dinge erörtert werden. aber daß mit derartigen Fragen Miß-
brauch getrieben werden kann. iit zweifellos. Leider bietet das Gefeß
wenig Handhaben böswillige Beläitigungen der Zeugen zu verhindern.
Der Standpunkt des Gefehes ift der. daß niemand fich weigern darf.
feine eigene Schande vor Gericht zu bekennen. Nur auf Fragen. deren
Beantwortung ihm eine itrafrechtliche Verfolgung zuziehen könnte. darf
er die Ankunft verweigern (Ö 54 St.-P.-O.). Andererfeits iit eine Feft-
itellung etwaiger früherer Strafen des Zeugen nirgends vorgefchrieben.

Nicht einmal nach Verurteilungen. die ihn eidesunfähig machen würden
(wegen Meineides Ö 161 St.-G.-B.). muß von Amts wgen gefragt,
werden. Tatfächlich gefchieht das auch regelmäßig nicht. Überhaupt
find Fragen nas) Vorfirafen verhältnismäßig felten. Werden fie aber
geftellt. fo muß der Zeuge antworten. Allerdings kann er fich gegen
chikanöfes Ausfragen wehren. ja der Vorfißende foll ihn dagegen fchüßen.
indem er ungeeignete oder nicht zur Sache gehörige Fragen. die von
andern Perfonen als den beifißenden Richtern gefiellt werden. zurück-
weifi (Ö 240 St.-P.-O;). In jedem _Falle kann fchließlich der Zeuge eine
Gerichtsentfcheidung darüber herbeiführen. ob eine geftellte Frage zuläffig
fei (Ö 241 St.-P.-O.). Daß Fragen. die den Zeugen verlesen oder fich
unnötigerweife mit feiner Perfon befchäftigen. unzuläfiig find. darüber
befieht in der Rechtfprechung kein Zweifel. Dennoch ift damit dem Zeugen
nicht viel geholfen. Fragte etwa der Verteidiger den Zeugen. der heute
ein angefehener Handwerker ift: Sind Sie nicht fäjon wegen Land-
ftreicherei im Arbeitshaufe gewefen? fo würde der Vorfißende immerhin
diefe Frage für unzuläffig erklären können. wenn der Zeuge fie nicht
unter feinem Eide verneint. wird jeder Zuhörer die Tatfache für feft-
geftellt halten. Das würde natürlich erft recht gelten. wenn auf Ver-
langen des Zeugen das Gericht die Frage für unzuläffig erklärt hat.
In jedem Falle aber wäre der böswillige Verteidiger und ebenfo natürlich
der Staatsanwalt in der Lage. fo viel zur Reäjtfertigung der Frage-
ftellung vorzubringen) daß dabei der unglückliche Zeuge erfi recht moralifch
auf die Folter gefpannt wird. Schließlich aber kann niemand verhindern.
daß Staatsanwalt oder Verteidiger in ihren Reden die Tatfache. über
die der Zeuge nicht auszufagen brauchte. als fefiftehend behandeln -
eine Verfolgung wegen Beleidigung ift dabei praktifch ausgefchloffen.
Der Übelfiand ift nicht zu leugnen. und es ifi nur ein fchwacher Troft,
daß es in anderen Ländern. z. B. in dem als Vorbild für ftrafpro-
zefiuale Reformen viel gepriefenen England nicht beffer fieht. Dort
wird im Kreuzverhör. das bei uns nur auf dem Papier fleht. den Zeugen
ganz anders mitgefpielt als bei uns. Denn in unfern Verhältniffen ift
abfichtliche Ehikanierung unbequemer Zeugen ein zweifchneidiges
Schwert. mit dem man fich leicht mehr fchaden kann als dem Gegner.
Denn als Zeichen des Vertrauens in die Gerechtigkeit der eigenen Sache
erfcheint das dem Gericht gewiß niäjt. und namentlich vor Schwurgerichten
hat es oft eine der beabfichtigten gerade entgegengefeßte Wirkung.
Troßdem wäre es erwünfcht. dem Übelftande durch gefeßliche Anordnungen

abhelfen zu können. Der Anficht war auch die Kommiffion für die
Reform des Strafprozefies. Sie hat deshalb einftimmig den Befchluß
gefaßt: ..Fragen an Zeugen oder Sachverfiändige. deren Beantwortung
ihnen felbfi oder einem der in Z 51 u. 1-3 St.-P.-O. bezeichneten An-
gehörigen oder einem andern Zeugen oder Sachverftändigen zur Unehre
gereichen würden. foll der Vorfihende zurückweifen können. wenn der zu
bekennende Umftand als für die Entfcheidung unerheblich anzufehen ift.“
Ein weiter gehender Antrag. folche Fragen nur zuzulaffen. ..wenn der zu
beknndende Umfiand für die Entfcheidung von erheblicher Bedeutung
iii". wurde mit 9 gegen '7 Stimmen abgelehnt. Wohl mit Recht. denn
eine Entfcheidung darüber. was von erheblicher Bedeutung ift oder nicht.
kann erft nach Beendigung der Beweisaufnahme überhaupt getroffen
werden. Etwas als abfolut unerheblich anzufehen. ift fchon eher mög-
lich. Jn der befchloffenen Faffung aber brächte der Zufaß nichts Neues.
Die ihm darin auferlegte Pflicht hat der Vorfihende fchon heute.
Zweifellos aber würde der Verteidiger eine Gerichtsentfcheidung ver-
langen und dabei den Zeugen nach Kräften genau fo diskreditieren.
wie er das heute kann. Nebenbei mag bemerkt werden. daß die Be-
gründung des Antrags. in der nur von dem Schuhe der Belaftungszeugen
die Rede ift. heftige Anfechtungen erlitten hat. Daß das. was diefen
recht ift. auch für die Entlaftungszeugen gelten muß. ift natürliäj felbfi-
verfiändlich; ein Unterfchied zwifchen Verteidigung und Anklage darf
nicht gemacht werden. Das ifi auch ficher nicht die Meinung der Kom-
miffion gewefen. Ebenfo ficher freilich ift es. daß der Vorfihende fehr
vorfichtig fein müßte. um nicht in den Verdaäjt zu geraten. daß er dem
Staatsanwalt mehr Freiheit ließe wie dem Verteidiger. Es hieße des-
halb die ohnehin fchwierige Stellung des Vorfißenden nur noch erfchweren.
wenn man das ihm heute fchon zufiehende Recht. die Befragung zu be-
fchränken. in dem Gefeße fchärfer betonte. als in der St.-P.-O, ge-
fchehen ift.
Der ganze Fehler liegt überhaupt nicht fo fehr darin. daß den Zeugen
läfiige Fragen gefiellt werden können. als darin. daß das in öffentlicher
Sitzung gefchieht. Denn nur das allgemeine Bekanntwerden der dem
Zeugen unangenehmen Tatfachen ifi für ihn befonders peinlich. Eine
wirkliche Abhilfe ließe fich deshalb durch den Ausfchluß der Öffentlich-
keit bei folchen Beftrafungen fehr wohl fchaffen. Es würde fich emp-
fehlen. die Stellung von Fragen. die fich auf die Perfon des Zeugen und
feiner Verwandten beziehen. fchlechthin zu verbieten und zwar bei Strafe.

dagegen allen Beteiligten die Erklärung zu gefiatten. daß fie beabfich-
tigten. dem Zeugen weitere Fragen vorzulegen. die für die Beurteilung
feiner Glaubwürdigkeit - und auf dies kommt es ja allein an -- von
i Bedeutung feien. Auf diefe Erklärung hin hätte dann das Gericht die
Öffentlichkeit der Verhandlung für diefen Teil der Befragung auszu-
fchließen. Um den häufigen Wechfel zwifchen Öffentlichkeit und Nicht-
öffentlichkeit zu vermeiden. wäre es fehr wohl möglich. alle Zeugen. denen
folche Fragen vorgelegt werden follen. erft am Schluffe der Beweisauf-
nahme unter Ausfchluß der Öffentlichkeit in diefer Beziehung vernehmen
zu lafien. Das würde zugleich den Vorteil haben. daß die erforderlichen
Ausführungen über diefen Teil der Beweisaufnahme fich unmittelbar
an diefe felbfi anfchließen könnten. Ein Eingehen auf Einzelheiten be-
züglich des Ergebniffes in den in öffentlicher Sitzung zu haltenden Ge-
richtsreden könnte alsdann ebenfalls für unftatthaft erklärt werden.
Eine folche Vorfchrift hinderte die im Jntereffe der Wahrheitser-
forfchung gebotenen Befragungen nicht. fchränkte aber überflüffige Be-
läfiigungen der Zeugen fehr wefentliä) ein. weil in einem folchen befonderen
Verfahren die chikanöfe Abficht viel deutlicher zutage träte und damit
fowohl dem perfönlichen Anfehen des Frageftellers wie der von ihm ver-
tretenen Sache es erheblich Abbruch tun würde. daß fchon die Rückficht
darauf einen Mißbrauch wenig wahrfcheinlich macht.
Jn vorftehenden Ausführungen glaube ich die von der Redaktion
geftellten Fragen beantwortet zu haben. mit Ausnahme der zweiten. Was
diefe anlangt. halte ich es für äußerft unwahrfcheinlich. daß die Furcht
vor der Frage nach Vorftrafen freiwillige Zeugen zurü>halten würde.
fchon deshalb. weil es doch immer ein Zufall ift. wenn diefe Tatfaäjen
einer der beteiligten Perfonen bekannt find. Dagegen ift es allerdings
möglich. daß eine Diskreditierung der Perfon des Zeugen die Bewertung
feines Zeugniffes in ungerechtfertigtem Maße beeinflußt. Beide Übel-
ftände aber würden durch eine befondere nicht öffentliche Verhandlung
über die Glaubwürdigkeit fehr wefentlich befchränkt werden. und damit
alles erreicht fein. was praktifch zu erreichen möglich ift.

Zofef Jfraels: Rembrandt van Ryn.
Eingeleitet von T. L. H are.
I.: Einleitung.

Während die ganze Welt dem Künftler Rembrandt den Tribut der Ehrfurcht zollt. haben wir bis vor verhältnismäßig wenigen Jahren auf verläßliche Nachrichten über den Menfchen Rembrandt warten müffen. Das 16. und 17. Jahrhundert fcheint fich mit der Perfönlichkeit des Einzelnen wenig befaßt zu haben. Wenn das Wirken eines Mannes groß genug war. um auch weite Kreife zu intereffieren. fo beurteilte man ihn eben nach diefen Taten. Zeitungen. die von des Menfchen Tun und Laffen berichten konnten. gab es noch nicht. und wenn einer gar Künfiler war. fo gab es niemand. der fich mit der Aufzeichnung von Einzelheiten aus feinem Leben befchäftigt hätte. Manäjmal trat vielleicht ein kleiner Schreiber auf. der mit einigen Zeilen den Klatfch des Tages fefthielt. ohne zu bedenken. daß kommende Gefchlechter diefe Mitteilungen als einzige Quelle benußen mußten. Aber Künfiler. die in ruhiger Zurückgezogenheit lebten und nicht wie Rubens von Höfen und Fürften geehrt wurden. traten vom Schauplatz ihres Lebens ab. ohne daß die vielen Details ihres Lebens verzeichnet wurden. In erfter Linie gehört Rembrandt van Ryn zu jenen Großen. mit deren Lebensgefchichte fich die Zeitgenoffen wenig liebevoll befchäftigt haben. Das mag wohl daran gelegen haben. daß Rembrandt leichtfinnig und halsftarrig gewefen ift. manchmal wohl auch verfchwenderifch. und dann - vom Gefchäftsmann war fo ganz und gar nichts an ihm, Ja. felbft jene Ureigenfchaft der Niederländer. zu wenig zu geben und zu viel zu nehmen. fehlte ihm ganz. Als er daher arm und gebrochen |arb. auch fchon in den Jahren. als feine Kunfifammlungen zu einem Bruchteil ihres Wertes verfchleudert wurden und feine Werke gepfändet waren. als Frau. Geliebte. Kinder und manche Freunde fchon verfchieden waren. damals wurde wenig oder nur Böfes von ihm gefprochen. Erft als die überragende Kraft feiner Kunft außerhalb des kleinen Kreifes feiner Freunde und Verehrer erkannt wurde. da begann man alle biographifchen Einzelheiten feines Lebens. deren man habhaft werden konnte. zu fammeln.

Rembrandt van Rhn Jofcf Jfraels
Shakefpeare läßt feinen Marc Anton fagen:
..Was Menfchen Ubles tun. das überlebt fie.‟
Bei Rembrandt van Ryn war das ficher der Fall. Seine
erften Biographen fcheinen von nichts berichten zu können. als von feiner
Leichtfertigkeit. feinem Leichtfinn und feinen Schulden. Sie bemerken
noch. daß feine Bilder gute Preife erzielten. daß fein Atelier jahrelang
von mehr Schülern aufgefucht wurde. als es faffen konnte. daß er Auf-
träge von ..hohen und höchften Herrfchaften“ erhielt. kurz. daß ihm alle
Möglichkeiten geboten waren. als guter Gefchäftsmann ein forgenlofes
Alter zu erreiäfen. Diefe Tatfachen fcheinen ihre Wut entfacht zu haben.
Sie haben feinen Namen mit einer leidenfchaftlichen Parteilichkeit an-
gegriffen. die nahe an Verleumdung grenzte. In dem größten aller
niederländifäfen Künftler haben fie nichts als den Tunichtgut gefehen.
der die fich bietenden Gelegenheiten nicht ausnutzen wollte. der aber dabei
das Leben eines reichen Bankiers führte. kurz. den fein aufbraufendes
Temperament und feine Neigungen immer wieder zu einem ungebundenen
Leben drängten.
Hätten doch diefe armfeligen Schreiber fich lieber die Mühe ge-
nommen. in den Bildern des Taugenichts zu lefen. ftatt dem Klatfche zu
vertrauen. Sie hätten ja fehen müffen. daß diefes Leben nicht gar fo wüft
gewefen fein konnte. Uns fteht heute glücklicherweife außer den Werken
des Meifters noch manch urkundliches Zeugnis zur Verfügung. Aber
auch jene müßten jedem denkenden Menfchen genügen. Eingehende
Unterfuchungen haben jene Flecken auf Rembrandts Namen längft getilgt.
Wie ein verblaßtes Bild aus den Händen des Ref'taurators erhalten
wir das Andenken des Großen aus den Händen Vosmaers und Mimels'.
und heute wird unfere Bewunderung des Meifters durch keinen Schatten
mehr getrübt. Seine menfchlichen Schwächen verfchwinden gegenüber
der Größe feines Könnens.
Rembrandt ift in der fehr fchön gelegenen Stadt Leyden geboren;
das Iahr feiner Geburt feftzuftellen ift fehr fchwer. doch dürfte es zwifchen
1604 und 7 zu fehen fein. Auch die Berichte. die wir über feine Kindheit
haben. find äußerft fpärlich. Zweifellos wurde feine jugendliche Phan-
tafie fchon bald durch den Anblick der Stadt angeregt. Die mächtigen
Kähne. die durch die breiten Kanäle zogen. und vor allem jene undefinier-
bare Beleuchtung. die um das wafferreiche Land einen dichten Dunft-
fchleier wob. mußte ja das empfängliche Auge des Knaben feffeln. Wohin
er auch blickte. bot fich ihm Bild an Bild. das dem Künftler in ihm An-

regung geben mußte. Aber unter feiner Liebe zur fchönen Heimat mußten
feine Schulftudien fehr leiden. Lefen und Schreiben galten ihm der Mühe
nicht wert. die er darauf verwenden follte. Und wenn auch fein Vater ein
reicher Mann war. verfäumte er es doch. den Sohn feine Studien zu Ende
führen zu laffen. Das einzige. was fich über jene Jugendtage fagen läßt.
ift. daß es die Erzieher unferes Meifters mit ihrer Pflicht nicht eben fehr
genau nahmen.
Es ift doch überhaupt unmöglich. das Genie nach der Schablone zu
formen. Da fist ein Junge als Lester auf der Schulbank. von den Mit-
fchülern verfpottet. vom Lehrer als abfchreckendes Beifpiel vorgeführt.
Vielleicht ift gerade er der Schöpfer eines Werkes. an das alle jene nicht
heranreichen können. die die Schulbank mit ihm und vor ihm gedrückt
haben. Mag Rembrandt auch feinen Schulmeifiern nicht genügt
haben. das eine fieht doch feft. wo immer die Kunfk eine Heimfkätte ge-
funden hat. ift man voll Dank zu dem Großen erfüllt. der die Kunft zu
folcher Vollendung gebracht hat.
Die Müllerfamilie merkte fehr bald. daß in dem Sohn das Zeug
zum Künftler fteckte. und fchon 1620. er war damals fchwerlich älter
als 16. vielleicht auch noch jünger. verließ er die Univerfität
zu Leyden und trat als Schüler bei einem weniger bekannten Maler.
namens Ian van Swanenburg ein. Ein authentifcher Bericht über die
Fortfchritte.' die er hier machte. ift leider nicht auf uns gekommen. aber
wir dürfen wohl annehmen. daß es mit Riefenfchritten vorwärts ging.
Er hat fchon damals Bilder gemalt. die die Aufmerkfamkeit der Kunft-
welt im hohen Maße auf fich lenkten. und fand auch bald Freunde.
Nach 3 Jahren trat er bei Laftmann in Antwerpen ein. kam dann
wieder nach Leyden zurück. wo ihn Gerard Dou als Schüler aufnahm.
Einige Jahre fpäter. die Daten find urkundlich fehr fchwer feftzuf'tellen.
überfiedelte er nach Amfterdam. das trotz des Krieges manchen Kunftfreund
und manchen Mäzen in feinen Mauern barg.
Das Bild ..Paulus im Gefängnis" muß wohl fchon gegen 1627 aus-
geführt worden fein. aber erft mit der Vollendung feiner berühmten ..Ana-
tomie" - 1631 oder 1632 - trat Rembrandt als der Meifter hervor.
mit dem die Welt zn rechnen hatte. Er hatte fchon viele Porträts gemalt.
als das Bild der Anatomen vor dem Leichnam ein ungewöhnliches Auf-
fehen erregte. Wenn wir nun bedenken. daß er damals höchftens 27. viel-
leicht nur 25 Jahre alt war. werden wir leicht begreifen. daß felbft das

fchwerfällige Amfierdam aus feiner Befchaulichkeit aufgeftört wurde und
zu dem auffteigenden Stern mit Bewunderung emporblickte. In wenigen
Wochen waren die Türen feines Ateliers an der Bloemgracht von Leuten
belagert. die fich durchaus von ihm malen laffen wollten. und von jungen
Männern. die ihre hundert Gulden brachten - für jene Zeit wahrlich
keine Kleinigkeit - um auf ein Jahr als Schüler von ihm aufgenommen
zu werden. Ich möchte gleich hier bemerken. daß es dem Künftler felbft
in fpäteren Tagen. als er in der Gunft des großen Publikums gefunken
war. nie an begeifterten Schülern aus aller Herren Ländern gefehlt hat.
Für manchen. der über böfe Tage mutig hinwegkommt. ift der Erfolg
eine große Verfuchung. Gerade in den Zeiten des Ringens kann das
Genie fein Beftes geben. die Gefahr kommt erft mit dem Erfolg. Auch
Rembrandt blieb nicht unberührt von der Promptheit. mit der Amfterdam
feinem Können den fchuldigen Tribut zollte. Zwar bleibt feine Kunft
wahr und fich felbft getreu. auch konnte er fich nicht entfchließen. dem
fogenannten Gefchmack feiner Auftraggeber die kleinften Konzeffionen zu
machen. Aber er wußte nicht. was er mit dem Geld und den Aufträgen.
die fich bei ihm häuften. anfangen follte. Das befte. was aus den ver-
änderten Verhältniffen für ihn erblühte. war feine Verlobung mit Saskia
van Uylenborch. der Eoufine feines Bufenfreundes. des Kunfthändlers
Hendrik van Uylenborch.
Saskia. die die Kunfi ihres Gatten unfterblich gemacht hat. dürfte
gegen 1612 geboren fein. war alfo bei ihrer Verlobung 20 Jahre alt.
Diefen Schritt tat Rembrandt gleich. nachdem er von feinem Gönner. dem
Statthalter Frederik Henrik eine Beftellung auf drei Gemälde erhalten
hatte. Es lag alfo eigentlich kein Grund vor. mit der Hochzeit noch länger
zu warten. und es dürfte an einem Familienzwifk gelegen haben. daß man
die Vermählung bis 1634 hinausfchob. Der Meifter hat Saskia in vielen
Bildern verewigt. erft als junges Mädchen. dann auch als Frau. In
dem berühmten Dresdner Bilde fißt die junge Frau auf dem Knie des
Gatten. der in frohefier Laune ein Spißglas erhebt. Nach ihrem ver-
legenen Gefichtsausdruck zu fchließen. war ihr die Situation niäjt fehr
angenehm. und jenes Bild gab feinen Zeitgenoffen einen Beweis für feine
Neigung zum ..ausfchweifenden Leben". Das Stoffliche in einem Bilde
fchien diefen Leuten eben das Wefentliche. - Naäj den vielen andern
Porträts zu fchließen. die wir von Saskia haben. ift fie in den wenigen
Ehejahren. die ihr befchieden waren. fchnell gealtert. Als fie mit nur
30 Jahren ftarb. fah fie bedeutend älter aus.

In den erften Jahren feines Ehelebens erhielt Rembrandt mehr Aufträge. als er ausführen konntez wenig Sorgen fuchten ihn heim. und nur einmal trat der Kummer an ihn heran. beim Tode feines Erftgeborenen. Zweifellos gab er in jenen Jahren viel zu viel Geld aus. er war bei allen großen Kunftauktionen und zahlte ungeheure Summen für alles. was ihn gerade reizte. Wenn er einmal mit fich felbft zurate ging. beruhigte er fich mit der Erklärung. daß er fo ungeheure Summen ausgab. um Kunft und Künftler zu ehren. Er erwarb damals einen Rubens. Zeichnungen von Lucas van Leyden. und jenen wunderbaren Perlenfchmuck. den wir fo oft an fpäteren Saskiabildern wiederfinden. Sehr bald wurde feine übereilige Art einzukaufen in Händlerkreifen bekannt. die nun anfingen die Preife in die Höhe zu treiben. da fie genau wußten. in Rembrandt immer noch einen Käufer zu finden. wenn bedächtigere Sammler längft zurückgetreten waren. Der Aufbau feiner Kunfifammlung. der Ankauf wertvoller Juwelen für feine Frau fingen bald an. in des Meifters Vermögen große Lücken zu reißen. Diefe Art des Künftlers verleßte das Empfinden der nüchternen Holländer. die für fein Unabhängigkeitsgefühl und fein feftes Beftehen auf dem eigenen Urteil kein Verftändnis hatten. Nach 1636 werden daher die Beftellungen auf Porträts immer feltener. Zwei Jahre fpäter beginnt Rembrandt einen Beleidigungsprozeß gegen einen gewiffen A. van Loo. der fich erlaubt hatte. Saskia verfchwenderifch zu nennen. Es war natürlich noch verfchwenderifcher von Rembrandt. fein Geld den Advokaten in den Rachen zu werfen in einer Sache. an deren guten Ausgang er unmöglich glauben konnte; aber das fcheint ihn wenig bekümmert zu haben. Er dachte auch nicht daran. daß folches Vorgehen dem Klatfch nur neue Nahrung geben mußte. Damals war er noch voller Lebensübermnt und voller Freude am Schönen. und feine Neigung zu Saskia erfüllte ihn noch unvermindert. Sie felbft litt fchmerzlich darunter. daß ihr nach dem Tode des kleinen Rombert auch zwei Mädchen gleiaj nach der Geburt entriffen wurden. 1640 |arb des Meifters Mutter. Ihr Bild fieht künftlerifch in einer Höhe mit dem ihres Mannes. das der große Sohn fchon 10 Jahre früher gemalt hatte. Selbft die Zeitgenoffen des Malers können nur zugeben. daß er feinen Eltern ein guter Sohn war. Ein Jahr fpäter fchenkte ihm die noch immer geliebte Frau einen Sohn. der Titus genannt wurde. Dann begann Saskia zu kränkeln und fchloß die Augen nach achtjähriger. ficher glücklicher Ehe für immer im Jahre 1642.

Rembrandt vollendete im felben Jahr feine unvergängliche ..Nacht-

waate". Das Bild fiellt eine Kompagnie des Franz Banning Eocq vor
und die Szene fpielt fiat trotz des fo populär gewordenen Namens bei
Tagesliatt ab. Das Werk erregte bei den Dargeftellten einen Sturm von
Entrüftung. denn jeder einzelne wollte im Vordergrund fiehen. Sie hatten
doat alle einen Teil der Koften beftritten. wie konnte da der Maler es
wagen. das Bild nach feinem eigenen künftlerifaten Empfinden zu kom-
ponieren! (Deutfat von L. Blumenreiat.)

Die Fortfeßung. eine Abhandlung des holländifaten Meifiers Iofef
Israels. die im näatften Hefte folgt. bringt eine Würdigung von Werken
Rembrandts.

Die Redaktion.

Kunfiwart und März. zwei deutfche Zeit-
fchriften.
Unter unferer Redaktion hat der Verlag von ..Nord und Süd"
in diefem Jahre zum erfien Male einen „Literarifchen Jahresbericht"
publiziert. als deffen Herausgeber Detlev von Liliencron zeichnete. und
der in 75 000 Exemplaren durch die deutfchen Sortimentsbuchhandlungen
gratis verbreitet wurde.
Der ..Kunftwart‟ und „März‟ haben es für gut befunden. ehe fie
noch das erfie Eremplar diefes Iahresberichtes fahen. die Leitung diefes
Unternehmens anzugreifen in einer Art. welche geeignet war. im Publikum
die Meinung zu erwecken. als ob Urteil und Kritik im Lilienrronfchen
Jahresbericht beeinflußt würde vom Jnferatenteil. der. wie bei faft allen
derartigen Unternehmungen. beigegeben wurde. um einen Teil der enormen
Kofien zu decken.
Die von unferem Verlage und unferen Herren Referenten geforderten
Richtigftellungen und Erwiderungen haben bisher in den betreffenden
Zeitfchriften unferes Wiffens gar nicht oder nur ungenügend. zerftückelt und
demgemäß nicht finnentfprechend Aufnahme gefunden.
Wir kennzeichnen deshalb das Vorgehen der beiden Blätter nur.
indem wir nachftehend Befiätigungen unferer fämtlichen Referenten
abdrucken. Aus diefen Briefen geht hervor. daß wir auch vor dem
Angriff vollfiändige Objektivität bewahrt haben. alfo nicht. wie der
..Kunfiwart‟ es uns unterfiellen möchte. erft gewarnt durch feinen
Angriff. g
Bedauerlich ift nur die Tatfache. daß Detlev von Liliencron auf
Grund diefer Angriffe. die ihm - wie er uns felbft fchreibt - glaub-
würdig erfchienen waren. fein Amt als Herausgeber niedergelegt hat. ehe
wir ihm -- völlig überrafcht von den wenig wohlwollenden Angriffen -
den folgenden. hiermit zur allgemeinen “Kenntnis gebrachten Beweis
unferer einwandfreien Redaktion liefern konnten:
P a u l S ch u b r i n g . Profeffor für Gefchichte des Kunfigewerbes
an der Königl. Techn. Hochfchule Berlin. fchreibt:

Knuftwart und März. zwei deutfche Zeitfchriften
Als ich die Angriffe auf den Jahresbericht im ..Kunftwart" las.
habe ich an deffen Redaktion fofort eine Berichtigung gefchickt. die
Avenarius trotz zweimaliger Aufforderung nicht
a b g e d r u ck t h a t. Ich halte dies Vorgehen für um fo weniger berech-
tigt. als er einen zweiten fcharfen Angriff im zweiten* Novemberheft
formuliert hat . . . Was meinen Beitrag angeht. fo wiederhole ich.
was ich dem Kunftwart fchrieb:
1. ich habe die Lifte aufgeftellt. welche Bücher ich erbat.
2. ich habe an dem Eingefandten nach eigenem Urteil Abftriche
gemaäjt.
3. ich habe über nicht eingefandte. mir wichtig erfcheinende Bücher
berichtet.
Ferner beftätige ich Ihnen. daß mein Beitrag abgedruckt vorlag.
ehe Avenarius' erfter Angriff erfolgte.
Lu dw i g G eig er. Profeffor für neuere Literatur an der Uni-
verfität Berlin:
Ich halte es zwar nach einer faft vierzigjährigen ehrenhaften lite-
rarifchen und kritifchen Tätigkeit für gänzlich überflüffig. meine Inte-
grität befonders zu bezeugen. da ich mich in meinen Urteilen |ets nur
von der Sache leiten. nie aber durch Perfonen beftimmen ließ. bezeuge
aber hiermit ausdrücklich. daß auch die Verlagshandlung des literarifchen
Iahresberichtes in keiner Weife verfucht hat. weder durch die Art ihrer
Zufendung. no>j durch irgend einen beftimmten Wunfch oder Hinweis
irgend welchen Einfluß auf mich zu üben. Mein Manufkript befand
fich Ende September in den Händen der Redaktion und wurde unver-
ändert abgedruckt. am 12. oder 13. Oktober erteilte ich das Jmprimatur.
A l b e rt E h r h a r d t. Profeffor der Kirchengefchiäjte an der
katholifchen Fakultät der Univerfität Straßburg:
Auf das bereitwilligfte beftätige ich Ihnen. daß mein Referat über
die katholifche Theologie 1907 in Ihrem Literarifchen Jahresbericht weder
vom Verlag noch von der Redaktion. weder vor noch nach dem 15. Oktober
irgendwie beeinflußt worden ift. fondern ohne jede Anderung oder Strei-
chung fo gedruckt wurde. wie ich ihn nach beftem Wiffen und Gewiffen
abgefaßt habe. Übrigens ftraft mein Beitrag den An-_
griff. gegen den Sie Stellung nehmen müffen.
fchon durch feine gedruckte Geftalt Lüge. da ich alle her-

Kunftwart und März. zwei deutfche Zeitfchriften
vorragenderen Publikationen erwähnt. refp. befprochen habe. ohne jede
Rückficht auf den Verlag. ja unter Benutzung meiner eigenen Bibliothek.
für eine Reihe von Büchern. die mir von den Verlegern niäjt zugefandt
wurden. und deren Verleger ich nicht unter Ihren Inferenten figurieren
fehe.
Fr i e d r i ch N i e b e r g a l l. Privatdozent der praktifchen
Theologie an der Univerfität Heidelberg:
Dem Verlag beftätige ich gern. daß mein Beitrag ohne jede Anderung
oder Streichung abgedruckt worden ift. und daß weder Verlag noch Re-
daktion an mich je das Anfinnen gefiellt hat. an den Referaten etwas
zu ändern oder zu ftreichen. Und zwar ift das nicht etwa bloß
a u s R ü ck f i ch t a u f A n g r i f f e unterblieben. fondern gar nicht ver-
fucht worden; da mein Beitrag bereits Anfang Oktober korrigiert an
den Verlag zurückging. konnten jene Mitte Oktober unternommenen An-
griffe auf den Jahresbericht keinen Einfluß mehr auf den Verkehr der
Redaktion mit mir haben.
Mar De ff oir. Profeffor der Philofophie und Afihetik an der
Univerfität Berlin:
Es fcheint mir einigermaßen befchämend. daß ich Ihnen befiätigen
foll. ich hätte mich in meinem Beitrag zu Ihrem Literarifchen Iahres-
bericht ir g e n d wi e redaktionell beeinfluffen laffen. Das ift natürlich
nicht der Fall gewefen. Sondern mein Bericht ift anfangs Oktober von
mir in Korrektur druckfertig gefiellt und wörtlich fo veröffentlicht worden.
ohne daß etwas geändert. geftrichen oder hinzugefeßt worden ift.
Guitav Falke:
Gern beftätige ich Ihnen. daß die Redaktion fich jeder Beeinfluffung
meines Berichtes enthalten hat.
Richard Gädke. Oberft a. D.:
Auf Ihren Wunfch befiätige ich Ihnen gern. daß Sie mit keinerlei
Anfinnen auf Befprechung beftimmter Bücher oder auf Auslafiung anderer
an mich herangetreten find. und daß ich in meiner Befprechung völlig
frei und ungehindert gewefen bin.
F e l i r I a c o b y . Profeffor der klaffifchen Philologie an der
Univerfität Kiel:

Ich befiätige Ihnen. daß von keiner Seite verfucht worden ift. miäf
bei der Auswahl der Bücher zu beeinfluffen. die ich in der Abteilung
„Philologie“ Ihres literarifchen Iahresberichtes befprochen habe. Das
Manufkript meines Referates ift am 13. Auguft 1907 an Sie abgegangen.
die Korrektur habe ich am 6. Oktober gelefen. Sowohl die Korrektur.
wie der Druck in dem mir geftern zugegangenen Exemplare des Jahres-
berichtes ftimmen wörtlich mit meinem im September abgefandten Ma-
nufkript überein . . . Die Namen der von Ihnen für die Befprechung
der wiifenfchaftlichen Erfcheinungen des Jahres 1907 gewonnenen Be-
richterfiatter. fowie deren äußere Stellung beweifen für jeden Unbefan-
genen. daß ein Verfuch. die Berichteritattung durch äußere Rückfichten
zu beeinfluffen. zu fofortiger Niederlegung des Referates durch den allein
von wiffenfchaftlichen Rückfichten geleiteten Referenten geführt hätte.
H ein rich K o n e n . Profeffor der Phyfik an der Univerfität
Müniter:
Ich entfpreche felbitveritändlich fehr gern Ihrem Wunfche und gebe
hiermit die ausdrückliäfe Erklärung ab. daß weder feitens der Redaktion.
noch feitens der Verlagsbuchhandlung der geringite Schritt unternommen
worden ift. um die Form. den Inhalt oder die Auswahl meines Referates
irgendwie zu beeinfluffen. und daß mein Bericht ungeändert und unge-
kürzt fo abgedruckt worden iit. wie ich ihn eingeliefert hatte. Weiter
befiätige ich. daß der Druck bereits vor Mitte Oktober abgefeht war und
daß nichts mehr daran geändert worden iit.
Berthold Lißmann. Profeffor für neuere deutfche Sprache
und Literatur an der Univerfität Bonn:
Im Befiß Ihres Schreibens vom 22. d. Mts. befiätige ich Ihnen
zunächft gern Ihrem Wunfch gemäß. daß mein Beitrag für den Jahres-
bericht ohne jede Anderung und Streichung abgedruckt worden ift. und
daß an mich weder von feiten des Verlages. noch von feiten der Re-
daktion je das Anfinnen geftellt worden iit. irgend etwas an meinem
Referat zu ändern oder zu ftreichen. Ich befiätige ferner. daß ich die
Korrektur meines Beitrages bereits in der eriten Hälfte des Oktober
gelefen habe.
E e f a r e L o m b r o f o . Profeifor der Anthropologie an der Uni-
verfität Turin:

Kuuftwart und März. zwei deutfche Zeitfmriften
Der Unterzeichnete erklärt. daß weder von der Direktion von ..Nord und Süd“ noch vom Verleger für die zwei Artikel des Iahresberichtes irgend eine Beeinfluffung. Empfehlung. Anweifung oder Rat gegeben wurde. außer der Vorfchrift ..nicht mehr als 3000 Worte Umfang“ und ..Ablieferung bis fpäteftens 15. Oktober“; erklärt ferner. daß keine Anderung in feinem Manufkript von feiten der Redaktion. noch felbft irgend eine Korrektur (gefandt zum 15. Oktober) vorgenommen wurde. (Überfehung.)

Ri ch. M. M e y e r . Profeffor der deutfchen Sprache und Literatur an der Univerfität Berlin:
Auf Ihren Wunfch bef'tätige ich gern. daß mein Bericht ohne Anderung oder Streichung abgedruckt worden ift. und Sie mir auch keine Anderung oder Streichung zugemutet haben. Mitte Oktober war mein Bericht fchon fertig.

))r. Franz Oppenheimer:
Auf Ihren Brief vom 21. cr. beftätige ich Ihnen auf Ihren Wunfch:
1. daß Sie niemals den geringfien Verfuch gemacht haben. mich in bezug auf die Auswahl und die kritifche Behandlung der in mein kritifches Gebiet fallenden Werke irgendwie zu beeinfluffen. ein Verfuch übrigens. der natürlich nur dazu geführt hätte. daß ich fofort meinen Rücktritt erklärt hätte.
2. daß mein Referat bereits bis auf ganz geringe Ausnahmen am 18. September Ihnen vorlag und mir unmittelbar darauf. noch lange vor dem 15. Oktober in Korrektur vorlag.

M a r tin P h i l i p p f o n . früher außerordentlicher Profeffor an der Univerfität Bonn. ordentlicher Profeffor an der Univerfität Brüffel:
Sehr gern befiätige ich Ihnen. daß meine Beiträge zu Ihrem literarifchen Jahresbericht 1907 ohne jede Anderung und Streichung abgedru>t find. und daß an mich weder von feiten des Verlegers noch der Redaktion jemals das Anfinnen gefiellt worden ift. an den Referaten irgend etwas zu ändern oder zu ftreichen. Mein Beitrag war Mitte Oktober bereits abgefeht und korrigiert.

Prof. 1)!: A rt u r S e i d l. Dozent für Mufikgefchichte am königl. Konfervatorium der Mufik zu Leipzig:

Knnftwart und März, zwei deutfche Zeitfchriften
Ich beflätige Ihnen hiermit gern- daß Sie mia) in Ausübung meiner
kritifchen Pflicht weder beeinflußt noch beeinträchtigt haben.
Ludwig Stein, Profeffor der Philofophie an der Univerfität
Bern:
Gern beftätige ich Ihnen- daß von Ihrer Seitef wie felbftverfiänd-
licht keinerlei Einfluß auf Art und Auswahl der zu befprechenden Werke
genommen wurde. Mein Manufkript ift bereits Anfang September an
Sie abgegangent und es ift ganz unverändert zum Abdruck gelangt. Ich
fage: felbftverfiändlichf da keiner der Mitarbeiter irgend einem Anfinnen
des Verlegers Folge gegeben hättet felbft wenn ein folcher Verfuch gemacht
worden weitet was ich eben für ausgefchlofien halte,
Frida Schanz;
Reim Sie haben miä) durchaus nicht beeinflußt . . . Sie haben
mir wiederholt gefagt- daß ich ganz frei und ohne
Rückficht verfahren foll.
Heinrich Wölfflinx Profeffor für Kunft und Kunfige-
fchichte an der Univerfität Berlin:
Ich beflätige Ihnen auf Ihren Wunfch gern, daß in meinem Beitrag
zum Jahresbericht keinerlei Veränderungen von Seite der Redaktion vor-
genommen oder gewünfcht worden findi und daß das Manufkript vor
Mitte Oktober gefeßt war.
ZRVLLU'U ZOLL' l
Die Redaktion von „Nord und Süd“
Zu Vorfiehendem haben auch wir noch das Wort zu ergreifen,
Man hat u. a. die Angriffe gegen uns und unfer Unternehmen begründet
mit der Verpflichtung gegen einen „literarifchen Unfug“ Front machen
zu müfient und man hat unter gleichzeitiger Veröffentlichung einzelnerf
aus dem Zufammenhange gerifiener Säße aus Infertionsaufforderungen
unferes Verlages uns den Vorwurf gemachtx wir hätten verfprochen- die
Verlagsartikel der inferierenden Firmen zu bevorzugen.
Es fei deshalb geftattet, an diefer Stelle auch unfererfeits aus

Kunftwart und März. zwei deutfche Zeitfchriften
unferer erften Jufertions-Aufforderung. die. wie wir ausdrücklich hier
feftftellen wollen. a l l en deutfchen Verlegern. alfo a u ch den Verlegern
des ,.Kunfiwart“ und „März“ zugegangen ift. einiges zu zitieren:
..Befprechungen werden felbftverfiändlich gratis gebracht!
V e r p f l i ch t u n g e n . beftimmte Werke zu befprechen. oder g a r
Verpflichtungen zur Aufnahme l o b e n d e r Befprechungen können
Redaktion und Verlag nicht übernehmen.“
Wir haben alfo von vornherein Zumutungen zu r ü ck g e w i e f e n.
wie fie von feiten inferierender Verleger vielfach als ..B e d in gu n g“
bei Erteilung von Jnferat-Aufträgen gefiellt werdenz allerdings getan.
was wohl faft ausnahmslos alle Zeitfchriften- und Zeitungsverleger
zu tun pflegen. unferen Inferenten befondere B e a ch t u n g ihrer Ein -
f e n d u n g e n zugefagt. und zwar mit folgender Begründung:
..weil der Verkauf der Exemplare des Jahresberichtes nur einen fehr
kleinen Teil der Selbftkoften deckt und die Eriftenz unferes Unter-
nehmens von der Unterftüßung durch Anzeigenaufträge feitens der Ver-
leger abhängt.“
Diefes alfo ift der Sin n der verfprochenen ..Begünftigung'“! Es
mag fein. daß in unferem großen Betriebe. wo zahlreiche Angeftellte fich
mit der Akquifition von Inferataufträgen befchäftigen. weitere Infer-
tionsaufforderungen an Verleger verfandt worden find. die den Sinn
obiger e r ft e n . a l l e n Verlegern bekannt gegebenen Ausführungen
ungenügend oder weniger präzife zum Ausdruck brachten. vielleicht fogar
entfiellten und dadurch falfchen Auffaffungen Raum gegeben haben
mögen. Nachdem aber durch vorftehende Zufchriften unferer Referenten
der B e w e i s erbracht worden ift. daß auch v o r Erfcheinen der erften
Angriffe keinerlei Verfuch gemacht worden ift. unfere Referenten
in irg end einer Weife zu beeinfluffen. überlaffen wir es gern dem
Urteil des Publikums. ob es fich hierbei um einen ..literarifchen Unfug“
gehandelt hat oder nicht. und betrachten *die Angelegenheit für uns
durch die Veröffentlichung vorftehender Zeilen ein für allemal als er-
ledigt. zumal wir glauben. daß jeßt - nach Erfcheinenl - der
„Iahresberiäjt“ für fich felbft und für uns gefprochen hat.
Verlag ..Nord und Süd“ Berlin

Kurt Aram:
Literarifcher Monats-Bericht.

Auf kein Gebiet der Literatur hat die moderne Bewegung. was man für gewöhnlich „Realismus“ nennt. fo heilfam und befruajtend gewirkt wie auf den Roman. Und im Roman hat fie ja auch. was wir vor lauter Theater leicht ver-geffen. ihren Anfang genommen. Bis auf einen waren alle die großen Neuerer in erfter Linie Romanfchriftfieller: Flaubert. Zola. Tolftoi. Doftojewski. um nur einige Namen zu nennen.

Die moderne Bewegung hat den Roman ftofflich erweitert. Es gibt überhaupt kein „Milieu“. keinen Menfchenkreis. keine wie immer geartete foziale Gruppie-rung. von welcher der moderne Roman nicht Befiß ergriffen hätte. Sein Stoffgebiet hat fich ins Un-gemeffene vergrößert. Das be-deutet einen anßerordentlichen Ge-winn.

Neben diefer mehr äußerlichen Ellenbogenfreiheit eroberte fich der Roman aber auch eine innere Freiheit. wie er fie bis dahin in Deutfchland jedenfalls nicht hatte. Es gibt nicht nur kein Stoffgebiet. es gibt auch kein wie immer gear-tetes Problem. dem fich der Ro-man nicht nahte. das er nicht in Bearbeitung nahm. Daher die Sorge ängftlicher Gemüter und der Haß aller Zeloten. die gegen die moderne Literatur wettern und vor allem den modernen Roman meinen. Jegliche Freiheit ift ihnen verhaßt. Daß Freiheit mißbraucht werden kann. ift felbftverfiändlich. Aber dagegen helfen keine Verord-nungen. dagegen hilft wieder nur die Freiheit. die da lehrt. den rechten Gebrauch vom Stoff und von all den Problemen. die fich auftun. zu machen. Oder anders ausgedrückt: den Stoff. das Problem in künft-lerifche Form zu bannen. Außerer Zwang hat noch nie gut getan. Er führt im Leben wie in der Kunft nur dazu. erfi recht über die Stränge zu fchlagen. Sei's insgeheim. fei's unter irgend einem konventionellen Deckmantel. Wir haben heutemviel weniger lüfterne Romane als in weniger freien Zeiten. Lüftern-heit aber ift verderblicher als alles

andere. Gerade die Moraliften follten das bedenken und um deswillen den modernen Roman nicht über Gebühr fchelten. wie fie es gerne tun.

Unfere Romane find aber nicht nur offener und ehrlicher. fie find auch tiefer geworden. Das flache Zeug. wie es als Lefefutter bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gang und gäbe war. ift weit mehr in den Hintergrund getreten. Einen modernen Roman kann auch ein erwachfener Menfch lefen. ohne eine Gehirnerweichung befürchten zu müffen.

Kurt Aram:
Literarifcher Monatsbericht
Am fiattbarfien wird die große
Wandlung. die fiat auf diefem Ge-
biet zum Guten vollzogen hat.
beim fogenannten ..Unterhaltungs-
roman". Auclt er ift freier und
tiefer geworden. Deshalb follte
auat der Bezeiatnung ..Unterhal-
tungsroman". die etwas Degradie-
rendes hatte. ihr Omen genommen
werden. Jedenfalls möatte iat den
Ausdruck an diefer Stelle niatt
mehr in diefem Sinne gebrauaten.
Iat bezeiatne mit Unterhaltungs-
roman niatt fat l e at t e Romane.
fondern folate. die im Unterfatied
zu dem Kunfiwerk in der erzählen-
den Literatur. weniger gut ge-
ftalten als erzählen. Der Ro-
man als Kunftwerk von Bedeutung
erzählt und gefialtet mit gleiater
Kraft. Iat brauate wieder nur an
Dofiojewski. oder um auat einen
Deutfaten. wenn auch in einigem
Abfiand zu nennen: an_ Fontane zu
erinnern. Weniger reiate Geifier
pflegen. wenn fie dabei ausge-
fproaten künftlerifate Naturen find.
wohl zu gefialten. aber fie ver-
ftehen zumeift niatt fonderliat gut
zu erzählen. Andere wieder haben
zwar das ausgefproatene Talent und
die eingeborene Luft. zu fabulieren.
aber mit dem Gefialten hapert es.
Ihre Phantafie geht mehr auf das
Handeln als auf das Darfiellen.
Vorgänge. auch verwickelte. fiehen
ihnen willig und leiatt vor dem
geiftigen Auge. niatt aber Men-
faten. Und diefe Naturen find eben
die geborenen Unterhaltungsiatrift-
fieller. die Dumas per-e wirklich
wie einen Vater verehren follten.
denn er ift ihrer aller Meifter.
Um wie viel höher ift nun ge-
rade infolge der modernen Litera-
'a'
tut-bewegung das Niveau unferes
Unterhaltungsromans geworden.
Als ein Werk. das man als typifat
hierfür anfehen kann. erfateint mir
etwa der Roman von Fedor von
Zobeltiß : „DasGafthaus
zur Ehe". (E. Fleifatel u. Eo..
Berlin); und ein zweites Werk der
Art finde iat in dem neueften Roman
von Gabriele R e u t e r : _..D e r
Amerikaner" (S. Fifater.
Berlin). Als Menfatengeftalter

find hier beide Autoren nicht groß.
Die Helden. alfo vor allem
das bekannte liebende Paar.
haben in beiden Romanen etwas
Konventionelles und find uns
im wefentliaten wohlbekannt und
altvertraut: im Innerfien gut
und edel. nach außen hin nicht
immer fo. Aber das ift nur ein
Satein. nicht ihr Wefen. Was fiat.
je näher es dem Satluß zugeht. um
fo fieghafter ausweifi. Dafür find
aber viele der Nebenfiguren. na-
mentliat trifft dies bei dem Roman
von Zobeltitz zu. wirkliate lebendige
Menfaten und keine Satablonen.
wie fie es im Unterhaltungsroman
alten Stils meift waren. Ein
guter Fortfatritt. Er kommt gewiß
niatt nur daher. daß beiden Autoren
eben dies Talent gegeben ift. fon-
dern er kommt auat daher. weil
unter den Lefern der Unterhal-
tungsromane der Prozentfan derer
fiat augenfcheinliat fehr vergrößert
hat. die niatt nur gut unterhalten
fein. fondern bei ihrer Unterhaltung
auat Menfaten. lebendigen. wirk-
liaten Menfchen und niatt nur
Schablonen begegnen wollen. Das
Angebot riclttet fiat auf diefem Ge-
biet fiaterliat fiark nackt der Naat-
frage. Daß die Naatfrage fiat ge-
12
l77

rade nach diefer Richtung verändert
hat. ift unzweifelhaft ein Verdienft
der modernen Literaturbewegung.
Und wie viel reicher und freier
find diefe Romane. Daß der Hans
feine Liefe kriegt. ift durchaus nicht
mehr ihr Ein und Alles. Wichtig
ifi es ja immer noch. Aber da-
neben findet fich doch Raum für
andere Probleme und Fragen.
Neben Lieben und Heiraten gibt
es jest auch in diefer Welt noch
anderes.
Hierher rechne ich auch den
neuefien Roman von Rudolf H e r-
zog: „Der Abenteurer“
(J. G. Cotta Nachf.. Stuttgart
und Berlin). Mir erfcheint er wie
ein Verwandter des ..Gafihaus zur
Ehe‟. Auch diefer Roman befißt
eine reich bewegte Handlung. eine
große Anzahl von Figuren. unter
denen wiederum einige Neben-
figuren die menfchlich reiffcen find.
Er ift nicht ganz fo gut komponiert
wie das ..Gafthaus zur Ehe".
Zobeltiß ift eben als Romanfäfrift-
fieller erfahrener. routinierter als
Herzog. Aber ..Der Abenteurer“
hat einen großen Vorzug vor
feinem Verwandten. er ift frifcher.
wärmer. Herzog ift eben jünger als
Zobeltiß. Damit hängt es wohl
zufammen. daß auch feine Grund-
anfchauung noch freier. nochweniger
familienblattmäßig ift. l)1-, Otten.
der große Sänger und Abenteurer.
hat daheim eine fchöne. treue Frau
und eine fchöne. heranwachfende
Tochter. Aber das unruhige Blut
treibt den erfolgreichen Sänger
immer wieder in die Weite zu neuen
Erfolgen. zu neuen Frauen und
Abenteuern. Die Gattin fißt
treulich zu Haufe. hütet ihm Kind
und Anwefen. ift reif und fiark ge-
worden. um alles Leid drohender
Eiferfucht fiegreich zu überwinden.
und freut fich. wenn der Abenteurer
von feinen Fahrten einmal wieder
in fein Hans nas] Köln findet.
wo fie ihn betreut wie ein wildes.
aber liebes Kind und ihm alles
fchenkt. was ihre reiche Seele zu
geben hat. Endlich fchlägt aber auch
für diefen unruhigen Geifi die
Stunde. da er erkennt. welch Un-
recht er feiner Frau getan. und

wenn fie darüber auch fiirbt. fo
finden wir den Abenteurer am
Schluß als einen gefefiigten Men-
fchen. Es wird nicht moralifiert
in dem Buch. Darüber find wir
Gott fei Dank auch in diefen Ro-
manen hinaus. Es wird interefiant.
oft hinreißend erzählt.
Brillant zu plaudern verfieht
Gerhard Ouckama Knoop_ in
feinem Roman: „Na d e s h d a
Ba ch i n i“ (E. Fleifchel und Co..
Berlin). Ich fage abfichtlich:
plaudern. nicht erzählen. Erzählen
kann mancher deutfche Roman-
fchriftfteller. zu plaudern vermögen
außer dem alten Fontane nur we-
nige. Die Franzofen waren von
jeher Meifter diefer Kunft. In
Knoop haben wir Deutfchen einen
folchen Meifter zu erwarten. Es
wäre fo recht ein Buch für das ge-
bildete deutfche Haus. wenn dies
Haus nicht noch ein wenig prüde
wäre und dem Pathetiker immer
noch lieber laufchte als dem Iro-
niker und Weltmann. Von dem
Inhalt diefer koftbaren Erzählung
verrate ich abfichtlich nichts. Aber
wo ein Sinn nicht nur für Schwere
und Wucht herrfcht. fondern auch
für Grazie und alle Reize feiner-

Kurt Aram:
Literarifcher Monatsbericht
geifireicher Unterhaltung. da wird
man diefen Roman lieb gewinnen.
Unter den Romanen. die gut
gefialten und gut erzählen. möchte
ich diesmal einen befonders heraus-
heben: „Das Haus zur
Flamm“ von Helene Böhlau
(E. Fleifchel und Co.. Berlin).
Hier haben wir es mit einem Kunft-
werk zu tun. wenn es auch nicht
allerhöchfien Ranges ift. Hier redet
ein Dichter. ein Gefialter. Ein
wie kräftiger Geftalter diefe Dich-
terin ift. wird fofort klar. wenn
man erwägt. daß ihre Helden Zu-
kunftsmenfchen find. Menfchen. die
noch nicht unter uns wandeln.
fondern erfi werden follen. Alle Ro-
manfchriftfteller von Belang und
erfi recht alle Dichter fchaffen nach
„Modell“. Nur die Talentlofigkeit
gibt fich an Dinge und Menfchen.
die fie nie gefehen. nie erlebt (emp-
funden) hat. Der künfilerifche
Unterfchied zwifchen den Romanen
richtet fich im wefentlichen nur da-
nach. was fein Autor gefehen (ob
viel oder wenig). wie er es gefehen
(ob in allen Tiefen oder nur an
der Oberfläche). und wie er das
Erlebte in Leben. in Gefialt um-
ietzt. Wir kennen die „Modelle"
zu allen Romanen Goethes. Aber
wir wifien auch. was er als Dich-
ter aus ihnen gemacht hat. und dar-
auf kommt es an. Bei jedem
Dichter, Es liegt in der Natur
der Sache. daß wir bei zeitgenöffi-
fehen Romanen die Modelle meift
nicht kennen. So entfiand der
Wahn. als gäbe es in der Literatur
irgend eine wefentliche Figur. zu
der dem Autor nicht irgend ein
vorhandener Menfch. nicht irgend
ein Erlebnis Modell geftanden
hätte. Ia. es gibt noch heute Kri-
tiker. die überhaupt erfi dann ein
Werk zur Dichtkunfi rechnen. wenn
fie der Überzeugung wurden. daß
in ihm nichts an Normalmenfch-
liches. an irgend ein „Modell"
erinnert. Als ob es das außer in
der Einbildung der Laien über-
haupt gäbe! Erkennt fo ein Kri-
tikus aber durch irgend einen Zu-
fall die Modelle in diefem oder
jenem modernen Roman. fo hat er
für ihn fofort keine „Poefie" mehr.

und am liebfien fchlägt er ihn mit
dem Schlagwort ..Schlüffelroman"
tot. Als ob ein Roman fchon
deshalb ein Schlüffelroman wäre.
weil der Herr Kritikus feine Mo-
delle kennt oder zu erkennen glaubt.
Als ob das Urteil nicht vielmehr
davon abhinge. ob der Autor feine
Modelle irgendwie über ihren All-
tag erhebt und feinen befonderen
Kunfizwecken einordnet. Nur wenn
nichts dergleichen vorliegt. darf
man von einem Schlüffelroman
reden. Wo dergleichen aber vor-
liegt. wird man verpflichtet fein.
den künftlerifchen Wert des Werkes
nur danach zu bemeffen. wie fehr
oder wie wenig der Autor feine
Modelle „erhoben" und feinem
Kunfiwerk entfprechend eingeord-
net hat. Selbftverfiändlich hatte
Helene Böhlau auch Modelle für
ihren neuen Roman. Aber ihre
heiße. edle Seele hat fie weit über
den Alltag hinausgehoben und fie
dem befonderen Kunfizwe> ihres
Romans wunderbar eingeordnet.
Helene Böhlau ifi nicht von Ironie
oder moralifchem Pathos beherrfcht.
Wohl aber von einer Gemütsin-
brunft wie keine andere unter den
lebenden Diäjterinnen. Diefe Jn-

brunft treibt fie. zu gefialten. Und
was fie gefialten will. muß etwas
Hohes und Edles fein. Im „Haus
zur Flamm‟ ift es das fiolze und
freie Zufammcnleben hoher und
edler Naturen- die alle Schlacken
der Alltäglichkeit weit von fich war-
fen und hinter fich ließen- in einem
reinen- großen Feuer beieinander
find und auch andere daduräi läu-
tern und klären. Unter den Hän-
den eines Normalfchriftfiellers wäre
dabei aller Wahrfcheinlichkeit nach
ein ganz verftiegenes7 unfreiwillig
komifches Produkt herausgekotn-
men. Es gehört eine außerordent-
liche dichterifche Wärme und Ge-
ftaltungskraft dazu. Wefenj wie fie
hier uns vor Augen treten. fo ins
Licht zu fchen. daß fie le b e n. Ein
höheres Leben als das des Durch-
fchnittslefersj aber eben dom Leben-
das uns wärmtj erfreut. erhebt.
Das ift hier der Fallj und deshalb
ftelle ich diefen Roman in feinen
Hauptpartien fo hoch, Leider ift er
nämlich nicht in allen feinen Tei-
len gleiih wertvoll. Das- was
fie zu Anfang und am Schluß „Aus
Mottens Tagebuch“ nennt„ gelang
niäjt. Die Jubi-unit ifi auch hier
vorhanden, aber die gefialtende
Kraft fehlt,
Als ein Ichroman von ganz
befonderem Reiz fiellt fich die Ge-
fchichte einer-Jugend „K a r l A f e n-
kofer" von Karl Borromäus
Heinrich dar (Albert Langen,
München). Es handelt fich offen-
bar um eine Autobiographie» deren
künftlerifchcr Wert und Reiz vor
allem in den beiden erften Büchern
liegtj welche die Kinderzeit behan-
deln. Der Autor ift noch fehr jung
und hat fchon deshalb nur zn diefer
Zeit die nötige Entfernung gewon-
nen7 um fie dichterifäj fehen und
darfiellen zu können. Diefe beiden
erften Bücher find von ungewöhn-
lichem Intereffe. Es hängt das
fchon mit ihrem Stoff zufammen.
Was wiffen wir denn von dem
Leben und Treiben, den Nöten und
Empfindungen jener Bevölkerungs-
fchichy die ein armfeliges Klein-
handwerk betreibt- mit der arm-
feligen Ware felbfi haufiert und
viel fchlimmer daran ift als der

gewöhnliche Arbeiten der fich ein
Recht darauf gewann, |olz zu fein,
wenn man ihn Proletarier nennt?
Was wiffen wir von den Bitter-
keiten. die hier ein Familienvater
durchkofieß von dem Heldentum
diefer müden und doch fo tapferen
Murten von den befonderen
Schrecken nnd Nöten diefer Kin-
der? Wir hatten bis jeßt keinen aus
diefer Schicht. dem fich die Zunge
löfte. daß er von alledem zu fagen
wußte. Der Vagabnndf der Pro-
letarierj der Kleinbürgerj alles hat
feine Dichter gefunden. Diefe
Schicht der deklaffierten Kleinhand-
wer-ker war ftumm in ihrem Elend
und fchämte fich mit jener Scham
verfchämter Armer, die wiffen. daß
fie mehr taugen als manche andere-
die aber auch wiffen. daß niemand-
gar niemand etwas davon weiß und
fieht. Nun hat auch diefe Schicht
ihren Dichter gefunden. Wir er-
leben mit ihm alle Not und alle
Enge des Vaterhaufes. alles Mär-
tyrertum diefer Mutter (feit langem
erfchien kein Buch mehr fo voll vom
Preis der MutterP alle Leiden
diefer begabten Kinder, die es bis
auf die Neige zu fpüren bekommen-
wie wenig Begabung und wie viel

Geld bedeutet. Und wir erleben
est wie es troß allem unendlicheri
nimmer ra|ender Mutterliebe ge-
lingt. die begabten Söhne durchs
Gymnafium auf die Univerfität zu
bringen. Das alles quillt fo heiß
aus dem Herzen diefes jungen
Diehterst daß es jedem zu Herzen
gehen muß. Deshalb folgen wir
ihm auch gerne durch die beiden
leßten Bücher, auch wenn es ihnen
als Teile eines Romans fehadet-
daß hier ohne Nuckfieht auf feine
Kunftform Wefentliches und Be-
langlofes ziemlich kunterbunt dnrch-
einander geworfen wird.
Zum Schluß fei diesmal noch
auf zwei Bücher ausgefprochen ar-
tiftifcher Art verwiefen. Mit dem
Wort „artiftiich“ will ich wiederum
nicht degradieren, fondern nur
charakterifieren. Ich finde das
Wefentliehe folcher Bücher darin.
daß hier die dichterifäge Indivi-
dualität nicht naiv und un-
m ittelb ar redet, fondern durch
mancherlei Verkleidungen hindurch.
Diefe Verkleidung (man könnte auch
fagen: die befondere Form des
Werkes) wird gewähltt weil der
Autor fich in allen Literaturen
auskennt (Künftler kommt von
Könnenx bei Artift denkt man
mehr ans Kennenl was das Können
natürlich nicht ausfchließt) und
nun jedem feiner Mufenkinder
kraft diefer Kenntnis das Kleid
gibt, das ihm für diefes Kind am
fchönfien und pafiendften erfcheint.
Es handelt fich bei der Beurteilung
folcher Arbeiten alfo fehr um Fra-
gen des Gefchmacks und der Lite-
raturkenntnis. Ganz felbfiverftänd-
lich aber ift est daßt wenn der Artift
wirklich etwas kannt er dem Kleidt
das er wähltet nach Schnitt und
Farbe auch von feiner eigenen dich-
terifrhen Art gibt. Heinrich M a n n
hatte einen Stoff. Als geeignetfte
Form, ihn zu bekleidenx erfchieu
ihm die Artt wie Longus das Idyll
von Daphnis und Chloe erzählte.
So wurde die Gefehichte „Mnais“.
Und Heinrich Mann hatte einen
andern Stoff. Da er fich aus-
kennt- wählte er ihm ein anderes
Kleid. Diesmal bezog er es von
den Novellifien der italienifehen

Renaifiance. So wurde die Ge-
fehichte „Ginevra degli Amieri".
Beide vereinigte er zu dem Bänd-
chen: „Mnais und Gine-
vra“ (R. Piper und Co„ Mün-
chen). Zwei prächtige kleine Er-
zählungen für „Kenner“. Jeder
paßt ihr Kleid wie angegoffen.
Zwei fchöne- feine Mufenkinder.
Der Kenner bewundert fie. Aber
lieben kann man fie nicht. Am
Ende liegt es darant daß Heinriäf
Mann zuerft gar nicht den Stoff
hattet fondern das Kleid? Oder
daß er fich bald weniger für den
Stoff als für das Kleid in-
tereffierte? Damit wären wir bei
den heiklen Fragen angelangt- die
das Kunftwerk vom Kunfiftüä
fcheiden.
Bei den Gefchichtem die Hanns
Heinz Ewers unter dem Titel:
„Das Grauen“ fammelte (Ge-
org Mülleri München und Leipzig)t
brauchen wir eine fo heikle Frage
nicht zu fiellen- denn diefer Künft-
ler ift im allgemeinen zu robufix
um an reinen Kunfiftücken Freude
zu haben, Und wer keine reine
Freude daran hatt der macht fie auch
nichtt oder wenn er es verfucht-
gelingt es ihm nicht. wie es etwa
L8)

Dramatifcher Monatsbericht
Philipp Stein
Heinrich Mann gelingt. Hanns
Heinz Ewers ift bei beftimmten
Dichtern befonders gern zu Haufe.
Als folaje nenne ich: Hoffmann.
Poe. d'Aurevilly. Baudelaire. Aber
er weilt bei ihnen nicht deshalb
befonders gerne. weil das zur Zeit
für gewifie Kreife von t011 ift. fon-
dern weil er fich bei ihnen wohl
fühlt. weil er fich ihnen verwandt
Philipp Stein:
glaubt. So entfprang die Form
der elf Gefchichten diefes Bandes
nicht nur einer literarifchen Kenner-
fchaft. fondern zugleich auch einem
inneren Bedürfnis. Es find ganz
wilde. groteske und graufige Sachen
darunter. bei denen man das Fürch-
ten lernen kann.Dabei offenbaren fie
faft alle ein artiftifches Talent. das
aufrichtige Bewunderung verdient,
Dramatifcher Monatsbericht.
Im November und im Dezem-
beranfang find im Berliner Theater-
leben ein paar neue Namen auf-
getaucht. Sind mit dem Erfcheinen
diefer neuen Dramatiker aua) noch
nicht duräjfchlagende. große Erfolge
verknüpft gewefen. - die eine. die
geifivollfte Arbeit. hat dem großen
Publikum gegenüber fogar verfagt
-- fo ift es doch bei dem erfchreck-
lichen. ja bedrohlichen Tieffiand
unferer dramatifchen Literatur wohl
fchon erfreulich. daß überhaupt ein
Verfuch mit neuen Männern ge-
macht worden ift. mit neuen Män-
nern. auf die man Hoffnungen fehen
kann. Man darf noch weniger als
fonft gerade jetzt. wo die bloßen
Amüfierer und die allenfalls liebens-
würdigen Routiniers die Übermacht
haben. gleich mit Keulen auf die
Neulinge einfchlagen und mit wenig
Wiß und viel Behagen die offen-
fichtlichen Mängel der Anfänger-
arbeiten befpötteln. Es wird uns
immer und immer wieder im Theater
fo überreich abgegriffene Scheide-
münze gereicht -- man follte dank-
bar fein. wennman einmal auch
Werte von etwas eigenartigerer
Prägung erhält.
Die drei neuen Männer find
OttoHinnerk.OttoErler
und P a u l E g e r. Dramatiker
von grundverfchiedener Art. Hinncrk
zeigt fich in feiner Komödie ..N ä r-

rifche Welt“ als kecker Natu-
ralift. als überlegener Humor-ift.
mit erfiaunlich pfyäjologifchem Tief-
blick. Erler wagt fich in feinem
..Z a r P e t e r“ an die lange fchon
verpönte hiftorifche Tragödie. ver-
zichtet in feiner fehr einfach geglie-
derten Handlung auf faft alles In-
trigenbeiwerk. läßt felbft das wirk-
famfte und dabei bequemfte Tra-
gödienmotiv. den Liebeskonflikt. fafi
völlig beifeite und fucht aus Pfy-
chologifchem. aus dem Verhängnis
der Charaktere mehr als aus dem
Zufammenprall der Gefchehniffe. der
hart im Raum fich floßenden Dinge
:82

die Tragik feines Vater und Sohn-
Dramas herzuleiten. Der dritte
der Wiener Pau(Eger. in
feiner Komödie „ Mandra-
gola" an dem Stoff der Re-
naiffancekomödie Macchiavells fett-
haltend. ift ganz ein Vertreter der
Wiener Schule. die ihren glänzen-
den Höhepunkt in dem Wiener.
außerhalb Wiens mehr bewunderten
und geliebten feinen Poeten Artur
Schnitzler befißt. Eger ift ein fehr
begabter Anfänger. gewandt in der
Form. ficher in der Beherrfchung
der Szene. witzig. ke> - wenn-
gleich zum Schluß nicht keck genug.
denn er läßt die bei feinem Vorbild
unverhüllte Klarheit der Handlung
zum Schluß in eine Mondfchein-
lyrik um- und einbiegen. und nun
verläuft die kerngefunde. fkrupel-
lofe Renaiffancebegehrlichkeit der
Komödie in Wiener Sentimenta-
lität - wenigftens bis auf wei-
teres,
Eger hat Macchiavellis Komö-
die völlig umgefchaffen - geblieben
ift nur das Motiv des Mandra-
golas. des Zaubertrankes. der dem
alten Ehemann und feinem jungen
Frauchen Abhilfe bringen foll von
ihrer Kinderlofigkeit. wenn eben
dem Wunderdoktor genügend Zeit
gelafien wird. den Zaubertrank
allein der jungen Frau einzu-
geben. Macchiavellis keckes Stück
mutet wie eine Dramatifierung
einer luftigen Novelle aus dem un-
vergänglich köftlichen Dekamerone
an; es ift zugleich eine Satire auf
die gelehrte Selbftgefälligkeit der
Doktoren Jtaliens und auf die
Käuflichkeit der damaligen Geil't-
lichen. Das. was für die Zeit der
Entfiehung der Komödie charakte-
riftifch war. hat Eger fallen laffen.
er gibt uns eine italienifch ftili-
fierte Komödie: ..Er. fie und der
andere". Ein alter Ehemann. bor-
niert und wifienfäjaftsftolz. eine
Frau. jung. unbefriedigt. ein
junger Mann. hübfch. galant. ver-
liebt. Der Hausarzt. der auch als
Kuppler eine einträglichePraris hat.
erfindet die Mandragolalifi. Um
das Ganze farbiger zu machen. hat
Eger noch eine allerliebfte. fchelmi-
fche junge Witwe erfunden. die er-

fahren ift in dem. was man heute
als Flirt bezeichnet und fleißig übt.
die allerlei fchelmifche Lehren weiß.
fo zum Beifpiel daß keine Frau
beides. die Moral und den Ge-
liebten behalten kann. und die von
Frauen- und Liebespfychologie gra-
ziös und anziehend zu plaudern
weiß. Im ..Kleinen Theater" hat
Agnes Sorma diefes fpitzbübifche
Pcrfönchen fehr liebenswürdig.
fchalkhaft und pikant gefpielt.
Außerdem hat Eger noch eine wirk-
fame komifche Schwiegermutter ein-
gefügt. -- alle beftürmen fie nun
die junge Frau zu der Mandragola-
kur. und endlich erklärt die fo Be-
drängte fich bereit. den Wunder-
doktor. unter deffen Kutte der
heimlich Geliebte [leckt. zu empfan-
gen. Da kommt es dann gegen den
Schluß des Stückes zu einer Mond-
fchein-Liebeslyrik. die nach den flott
und witzig luftigen Szenen der erfien
Akte etwas enttäufchte und den
großen Heiterkeitserfolg der talent-
voll gearbeiteten Komödie fchließlich
fchädigte.
Wie ich höre. ift Hinnerks
..Närrifche Welt" bereits vor etwa
acht Jahren verfaßt - alfo zu einer
Zeit. da der Naturalismus in feiner

Dramatifcher Monatsbericht
Philipp Stein
Sünden Maienblüte fiand. wie
heute ein Teil der kritifchen Herren
fagt. die vergeffen haben. daß fie
ohne diefen tapfer gefatmähten Na-
turalismus noch völlig in der Kon-
vention und dem Epigonentunt
fiecken würden. von dem feit Ende
der achtziger Jahre die Literatur
und das Theater durat die natura-
liftifate Richtung und durat die
Tätigkeit der ..Freien Bühne" ge-
reinigt und befreit worden ift.
Satade. fehr fatade. daß Hinnerk
niatt vor jenen acltt Jahren fein
Stück auf der Bühne hat fehen
können. Dann wäre er heute niatt
mehr der Anfänger. der er tatfäat-
liat noch ift. Seiner Komödie. die
mit Elfe Lehmanns bezwingend-ele-
mentarerDarfiellnngdenliebebedürf-
tigen Lina im Leffingthea-
ter eine amüfant wirkfame Vor-
führung fand. fehlte noch die eigent-
liche Entwickelung. In diefer Ge-
fatiatte von Lina. der verführe-
rifaten Baumeifiersgattin. in deren
Herz der jedesmalige „Chambre-
garnifi". meift ein lufiiger Student.
einzieht. während fiat auat der
frühere Mieter noch immer ein
Plätzchen in der Erinnerung und
der Liebe Linas zu bewahren ver-
mag - in diefer Gefatiatte ift alles
eigentlich nur Zufiandsfatilderung.
Durat die ftudentifaten Liebhaber
der fatönen Lina. vielleiatt auat
durat den Eindruck des Milieus. aus
dem heraus der Verfaffer diefe
„närrifate Welt" gefehen. ift man-
aterlei findentifate Ulkfiimmung in
die Komödie hineingekommen. Und
darum finden fiat auch manaterlei
übermütig - pofienhafte Anklänge.
Das verftimmte einige Zuhörer. die
da meinten. folater Übermut gehöre
niatt in unfer erfies literarifches
Theater - und da mußte iat an
das launige Wort des präattigen
alten Fontane denken. der bei
Hauptmanns Erftlingswerk ..Vor
Sonnenaufgang" die Frage aufge-
worfen hatte. „was werden die
Madams im erfien Rang dazu
fagen?" . . . Die Aufführung des
Stückes fand lebhaften Beifall.
hatte aber auat mit ftarker Oppo-
fition zu kämpfen - die Komödie
mußte nach kurzer Zeit vom Reper-

toire verfatwinden. Und doat hat
das Stück vorzügliate Qualitäten.
Freilich arbeitet die Komödie nicht
mit der beliebten Reatenmafatinen-
Eraktheit und der nur die Form wah-
renden Frivolität der franzöfifaten
Schwänke - es fleckt vielmehr die
naive Luftigkeit der Boecaccioart
darin. Die' Gefialt des Bau-
meifters. der anfangs entrüfiet ifi
über die Untreue feiner Frau und
dann glückliat und froh ift. von ihr
wieder aufgenommen zu werden. ift
fehr glüalich erfunden und überzeu-
gend duratgeführt. Ein Meifier-
ftüa' an vollendeter Eharakterifiik
aber ifi Frau Lina. in ihrer typi-
faten wie individuellen Vorführung
eine der beften und gelungenfien
Frauengeftalten der modernen Li-
teratur. Sie. die mit jedem ihrer
Zimmerherren niatt nur angebau-
delt hat. fondern liebevoll intim
geworden ift. entrüftet fiat ganz
ehrliat und aufriattig fatmerzvoll
über eine ganz minimale Untreue
ihres Gatten. Während fie noch
wegen ihrer eigenen Untreue die An-
gegriffene ifi. wandelt fie fiat fo-
fort. ein eatt weibliater Zug. in die
Angreiferin um. Das Bewußtfein
ihrer Satuld fehlt ihr völlig. die

Untreue ift ihr Bedürfnis wie Efien
und Trinken. Sie ift durchaus nicht
unmoralifch. fie ift eine völlig amo-
ralifche Individualität. Sie denkt
liebevoll an den einen und küßt in
demfelben Moment den andern.
Dabei ift die ganze Perfönlichkeit
von quellender Natur und Lebens-
frifche. voll erqui>ender Luftigkeit
und einer bei all ihrer Liftigkeit
und Schlauheit entzückenden Un-
mittelbarkeit des Wefens. Man be-
greift. wie fie den Zimmerherren
gefährlich ward - um fo mehr. da
fie nicht nur ein anziehender
Magnet ift. fondern felbft leicht an-
gezogen wird. Wer eine folche Ge-
ftalt fo lebensvoll auf die Füße ge-
ftellt hat. wird auch bald. nachdem
er nun feine Arbeit in Fleifch und
Blut auf der Bühne gefehen hat.
fein Können weiter entfalten.
Starken Erfolg hatte im
Neuen Schaufpielhaufe
unter Alfred Halms fleißiger und
ftrebfamer Leitung Erlers vier-
aktiges Drama vom „ Zar
Peter". Freilich widerfirebt
der Stoff einer gleichmäßig er-
greifenden Wirkung. Behandelt
ifi der Konflikt des großen Zaren
und Reformators mit feinem
fchwächlichen Sohn Alerei. Par-
allelen mit König Philipp und
Earlos. mit dem Großen Kurfürft
und dem Prinzen von Homburg
tauchen immer wieder auf. Aber
Earlos ift ein Idealifi. Friedrich
von Homburg ift ein Held - Alerei
ift keines von beiden. er ift eine
traurige Gefialt. keine tragifche.
Wenn Homburg. da er fein Grab
gefehen. nun nichts mehr als leben
will und nicht mehr fragt. ob es
auch rühmlich. fo fieht man einen
heldifchen Jüngling vorübergehend
unterliegen in dem fchmerzlichxn
Konflikt zwifchen dem Gebot der
Ehre und den Lockungen des Lebens.
Das ift ein tragifcher Konflikt und
darum ergreift uns diefes Schickfal.
Alerei aber ift ein Ritter von der
traurigen Gefialt. ein Feigling. ein
Schwächling. ein Weichling - er
bleibt uns gleichgültig. Im ent-
fcheidenden Moment entflieht er vor
der Gefahr. vor der Tat. die er
nicht einmal g e w o l l t . nicht ein-

mal aufgefucht hat: es fehlt alfo
auch jener tragifche Konflikt. den
Ibfen fo oft gefchildert. daß das
große Wollen zerfchellt an dem ge-
ringen Können. In dem Wider-
fireit. daß die Geburt diefem Zaren-
fohn eine große Aufgabe gefiellt
und ihn ohne alle großen Mittel ge-
laffen. liegt wohl etwas Tragi-
komifches. aber in dem Drama
Erlers überwiegt das Komifche in
der Alereigeftalt: wenn Alerei im
Feldlager fich fröftelnd immer
wieder in ein warmes Gewand
hüllt. fo empfand der gefunde Jn-
ftinkt des Publikums das Komifche
diefes tragifäj gedachten Moments
und quittierte mit Lachen. Darum
mußte befonders der Schluß des gut
dramatifch aufgebauten zweiten
Aktes verfagen. Erler hat alfo fein
erfiäjtlich gutes Können an einen
widerfirebenden. weil untragifchen
Stoff gefeßt. Im übrigen aber
gibt er viel Gutes. befonders im
dritten Akt. wo aus der Refignation
und der im bärbeißigen Humor
fich beherrfchenden Selbftherrlichkeit
Peters nun einmal ganz unmittel-
bar die Brutalität unter dem Firnis
feiner Halbkultur hervorbricht und
das jähe. leidenfchaftliche Tempe-
:85

rament. die wilde Zügellofigkeit des großen Mannes fich offenbart und all feine an weftlichen Vorbildern fo mühfam fich erworbene Mäßigung über den Haufen wirft. Peter hat den ins Ausland geflüchteten Alcrei an den Hof locken lafien; dem Thronerben find falfche Botfchaften zugegangen: Zar Peter fei gefiorben. Nun ift Alerei zurückgekehrt. hat feine von Peter verftoßene Mutter Eudoria aus dem Klofter wieder ins Kaiferfchloß holen laffen. hat Peters zweite Gemahlin Katharina davonjagen wollen - da erfcheint vor dem im Zarenfchmuck fich gefallenden Alerei plötzlich Peter und ftürzt auf Alerei. der fich zum Schuß vor die Mutter ftellt. in wildem. haßerfülltem Auffchrei mit gefäjwungener Peitfche los ein wuchtiger Auftritt. durchaus nicht theatralifch. fondern von wirklich elementarifch dramatifcher Kraft. In diefem Auftritt findet fich dann noch ein feiner pfychologifcher Zug. Eudoria freut fich kaum des wiedererlangteu Thrones. auch nicht des Wiederfehens mit dem Sohne. In ihrer Klofiereinfamkeit hat fie einen erfolgreichen Tröfier gehabt. einen Oberfi. der ihr nun auch an den Hof gefolgt ift. Auch nach diefer Wandlung der Dinge ifi fie vor allem doch von dem Gedanken an ihren Buhlen beherrfcht. der ihr im Klofier alle Weltlufi bedeutet hat, Und da fie nun in feiner Gegenwart den Sohn wiederfieht. fagt fie plötzlich: ..Daß ich folch großen Sohn habe!" Wie bei fiark empfindenden Frauen. die nicht gewohnt find. auf ihre Umgebung Rückficht zu nehmen. fpricht fie den Gedanken. der vor allem fie beherrfcht. auch aus -- vielleicht unbewußt. als Schlußftein der fie bedrückenden Gedankenreihe. wie der Geliebte cs ertragen wird. daß die Frau. dic er liebt. nun doch nicht mehr fo jung ift. wie fie feiner Liebe in der Illufion der Weltabgefchiedenheit des Klofters erfchieneu war. Ich finde den Ausfpruch für die Charakterifiik der liebenden Frau. deren Mutterempfindung durch die Leidenfchaft für den Geliebten ausge-

löfcht ifi. ungemein bezeichnend -
es ifi ein Zeichen guter indirekterer
Charakterifiik. Schade. daß dem
Verfaffer die Charakterzeichnung
Menfchikoffs weniger geglüctt ift;
er hat da nur ein blafies. ver-
fchwommenes Gemälde zuftande gc-
bracht. Recht gut und für die
Kenntnis der Zeit und der Zu-
ftände aufhellend wirkt die Verwen-
dung der Volksmaffen im erften
Akt. aber wenn nun in jedem Akte
die Volksgruppen immer wieder
hervorgeholt und fortgefchickt
werden. immer wieder zu Boden
fallen und immer wieder begeiftert
auffpringen. fo wirkt das auf die
Dauer ermüdend. Im ganzen im-
merhin eine wirkfame. faubere. fef-
felnde und für die fernere Ent-
wickelung des Autors intereffiercnde
Arbeit. Den Zaren fpielte Herr
Siebert _ der fich neulich bereits
in der refpektablen Judithauf-
führung diefer Bühne hervorgetan
hatte. wenn der Holofernes-Charak-
ter feinem Temperament auch etwas
widerfirebte - mit überrafchendem
Gelingen und in fefielnder. das
Herkömmliche meidender Eigenart.
:._k

Vhilipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht

Neben diefen drei neuen Männern ift mit einem Einakterzyklus ..Die Getreuen“. der jetzt in Dachau zurückgezogen fchaffende Georg Hirfchfeld hervorgetreten. na>zdem er in letzter Zeit faft ausfchließlich in der Novelle und im Roman uns die glückliche Entwiäelung feines Talentes gezeigt hat. das in den Anfängen feines Schaffens fo völlig auf Berlinifchem Boden und in Berlinifcher Art wurzelte. Die drei neuen Einakter. die das ..Kleine Theater“ herausbrachte -- ein vierter. ..Der Unverbefferliche". der das gleiche Thema in Komödienart variiert. ift leider noch unaufgeführt - handeln von denen. die aus Treue untergehen oder doch auf ihr Glück verzichten. Das Drama ..D a s t o t e Leben“ zeigt faft völlig nur den Novelliften Hirfchfeld - es ift eine pfychologifche Studie. die aus dem novelliftifchen Gewande zu ihrem Schaden in das grelle Licht der Bühne herausgefprungen ift. Nun erfcheint. was in der behutfamen Schilderung der Novelle dem Lefer unwiderftehlich fuggeriert werden könnte. in der nach äußerem Leben verlangendeu. plaftifchen Bühnenfaffung fchließlich wenn auch nicht unglaubwürdig. fo doch nicht zwingend. mehr peinigend als ergreifend, Ein Maler hat Weib und Kind verloren und leidet geiftig und körperlich fchwer darunter. Er führt nur noch ein totes Leben - ..das Auge draußen ift gefchloffen. Blindheit kennt keinen Wunfch mehr. Das Labyrinth des Geiftes ruht. Das wilde Leben draußen erftarrt. Ein eifiges Trümmerfeld.‟ Sein Freund will ihm neuen Lebensinhalt geben. er will ihn der Kunft wiedergewinnen der Maler foll fein Glück. feine Frau. fein Kind im Bilde wieder eritehen laffen * dann würde er fie nicht verloren haben. Doch der Maler. nach kurzem Anfflackern der Hoffnung. muß diefer lockend erfcheinenden Aufgabe entfagen: „Ich babe nur nachgebildet. was da war! Was mein Glück war. meine Hoffnung! Soll ia. es jest noch bilden.

wo es ein Häufchen Afche ift?“ Die
Erregung überwältigt den Kranken
-- ein Herzfchlag' |re>t ihn nieder.
Und fein Arzt meint. daß der
Freund. der durch diefes Gefpräch
fein Ende befehleunigt hat. fein
befter Arzt gewefen ift . . . Volles
Bühnenleben zeigen im Gegenfaß zn
diefer pfychologifchen Skizze das
Drama ..Die Aufrechte“ und
das lichtere Schaufpiel ..Ge w i ß-
heit“. Die Aufrechte ift Anna
Maffow. die mit der Schreib-
mafchine den Unterhalt für fich und
die kranke Schwefter verdient. Der
Vater ift im Zuchthaufe - jetzt
kehrt er heim und bringt einen
Kellner mit. an den er einft Anna
verkuppelt hat. Anna hatte fich aus
dem Schlamme jener Zeit empor-
gearbeitet - jetzt ift fie mit einem
fehr korrekten. auf feine kleinbür-
gerliche Art erträglichen Pofi-
fekretär verlobt. Der Vater macht
feine Rechte geltend. er will bei
den Töchtern bleiben. das alte Leben
foll wieder beginnen. Anna fieht
das Unheil kommen: der Verlobte
wird fie als Tochter diefes Vaters
verlaffen. fie felbft wird unter dem
Einfluß des Vaters und feines Ge-
noffen wieder herabfinken - fie will

aufrecht bleiben. und darum geht
fie mit der kranken Schwefter. _die
nicht allein bleiben kann. in den
Tod. Diefer groß angelegte Einakter
hat gegen den Schluß hin peini-
gende Momente. aber die Milieu-
fchilderung und die Eharakteriftik
aller handelnden Menfchen ift
vorzüglich geglückt und bewunderns-
wert. Einen weniger ergreifenden
Stoff behandelt das Schaufpiel
„Gewißheit“. Es fpielt auf
einer Schäreninfel an der Oftküfte
Schwedens. Dort fißt Frau Karin
Hadengren mit ihren beiden Kin-
dern und ihrer alten Schwieger-
mutter -- fie alle harten der Heim-
kehr Hadengrens. der feit Jahren
fchon auf einer Nordpolforfchungs-
reife begriffen. verfchollen ift. Das
Mutterherz weiß es ganz gewiß.
daß er heimkehren wird. und die
Kinder glauben's. Die Gattin
Karin gibt die Hoffnung nicht auf.
doch lange fchon haben fie bange
Zweifel erfüllt. und immer mehr
wärmt fie eine Neigung zu ihres
Mannes Freund Stensdorf. der. da
er jetzt den Ort verlaffen foll. um fie
wirbt. Da kommt die Kunde. daß
ihr Gatte vor *zwei Jahren ge-
ftorben. feine Erpedition gefcheitert
ift. Diefe Gewißheit gibt Karin
Kraft zur Entfagung. zur Treue.
Sie klammert fich an das Wort des
die Todesbotfchaft überbringenden
Admirals: ..Jakob Hadengren hat
den unbegreiflichen Mut gehabt
aus dem Bewußtfein. daß Sie ihm
gehörten. Wenn unfere Jugend in
Hadengren den echten Mann ver-
ehrt. fo wird fie in Ihnen das echte
Weib verehren.“ Karin wird dem
Gatten undfich felbft getreu: in ihren
Kindern Jakob Hadengren fort-
leben laffen. Die feine fubtile Art
Hirfchfeldfcher Eharakteriftik zeigt
fich in diefem Einakter befonders
glücklich. Ein fchmerzliches Lächeln
liegt über dem Stück. ein leifes Iro-
nifieren über große Worte. ein leicht
ftreichelnder Humor. der befonders
in der Schilderung der alten Frau
fo liebenswürdig wirkt.

Eine Komödie. die über Berlin
hinaus fchwerlich Boden gewinnen
dürfte. ..Die gelbe Nachti-
gall“ von Hermann B ahr. hat

trod ihres fchlechten 2. Aktes im Leffingtheaterfehramüfiert.
Als Theaterftü> hat diefes lnftige Spiel freilich wenig Bedeutung - Bahr zeigt fich wiederum nur als glänzender. glißernd witziger Feuilletonifi. wie in feinen meiften Stücken -- nur feine Komödie „Der Meifter“ hatte eine fehr rühmliche Ausnahme gema t. Er behandelt in der ..Gelben achtigall“ ein ihm und dem Publikum immer in- tereffantes Thema: das Theater. wie er es bereits in einem Roman und in der Komödie „Der Star“ getan hat. Die eigentliche Hand- lung des Stückes ift unbedeutend und verfagt an fich völlig: eine kleine Sängerin wird einem Direk- tor als berühmte japanifche Diva aufgefchwaizt und feiert nun als ..gelbe Nachtigall“ Triumphe. Aber was um diefen kleinen Spaß - die gelungene Täufchung von Direktor und Publikum - herumgefchrieben ift. das bildet den Hauptfpaß. Vor allem die Satire auf die amerika- nifche Art. die in unferem Theater- betriebe um fich greift. Hermann Bahr ift jedes Jahr ein paar Mo- nate hindurch einer der vielen Re- giffeurdramaturgen an den beiden

Philipp Stein:
DramatifYer Monatsbericht
Neinhardtbühnen - gar manchesj
was er in feiner Burleske mit
dem vergröbernden Stifte des
wißigen Karikaturifien und als
flharfer Satiriker vorführt. wird
in feinen Keimen auf Wahr-
nehmungen beruhen, die fich ihm
an jenen Bühnen aufgedrängt
haben. Der Direktor freilichf den er
zeichnet. ift aus allerlei anderen An-
regungen entftanden - es haben
mehrere dazu Modell geftanden,
während die beherrfchende Gefialt
des Stückes- der geniale Säfau-
fpieler Lormj eine Variation über
Leben und Meinungen von Iofef
Kainz fein dürfte. Die Komödie
foll das Publikum heilen von der
Uberfchäßung desTheatralifchen und
dabei amüfiert fiel denn fie zeigt
auf dem Theater das Theater und
läßt im 3. Akte fogar hinter die
Kuliffen fehen. Der Verfaffer
geißelt in feiner Burleske das
Theatermilieu. und doch fühlt er fiäf
gerade in diefem Milieu fo wohl.
Eine feffelnde Gefialt ifi der große
Schaufpieler Lormf der das Publi-
kum verachtet und doch nach feiner
Zuftimmung lechzt. der über feine
Kunfi und die Künfiler nachgedacht
hat und allerlei Intereffantes, noch
öfter Parador-es zu fagen weiß.
Und mancherlei Blendendesj das
gut und richtig klingt: aber nur
klingt. So wenn der große Mime
zum Schluß fagt: „Wir betrugen
wenigftens nur von fieben bis um
zehn. Dann - fchminken wir uns
ab. Dann find wir frei - das
haben wir vor der übrigen Menfch-
heit voraus.“ - Iat geben fich denn
die Schaufpieler in ihrer dienfifreien
Zeit wirklich ungefchminkter und
offenherziger als die übrigen Kul-
tnrmenfchen?

Bildende
Das Bild foll reden, nicht der Künftler.
Kunfi.
Und drum auch: Vom
Bild foll mehr gefprochen werden- denn von feinem Schöpfer. So follen
unfere Kunftbeilagen aufgefaßt werden: Keine trockene Biographie dazu-
fondern ein lebendiges Eingehen auf das Kunftwerk - eine Impreffion.
Weniger Fachfchriftftelleh fondern Dichter. Künfiler und Gefehmacks-
menfchen follen hier fagen: was ihnen ein Bild erzählt!
Vor einem Whifller . .
. . . . Diefe Frau blickt in die
Ewigkeiti wie die fibyllenhaften
Alten auf den Negentenbildern des
Franz Hals in den verwunfchenen
Räumen des Harlemer Rathaufes.
Der filbrige Schleierklangf die perl-
graue Farbenmufik voll unendlicher
Melodie- in der diefes Bildnis tö-
nend fchwingt. weckt Ahnung und
Gegenwart und ein Traumgefühl
voll hellfichtiger Dämmerung.
Vor einer weichfäfimmernden
Wand im Ton von Luft undWolken-
einem Horizont der Weite. ragt in
tieferRuhe. großer Stille. die Geftalt
. . , Die breitet düfterfehwarze Fläche
gleitender Gewandfalten gemahnt
an dunkelfäfweren ['0rope fnnebre,
doeh aus der Finfiernis blühen wie
Blumen einer pin anjma in price
die edlen bleichen Hände _Mutters
Hände - in fchneeigen Spißen-
manfchetten auft und es blüht auf.
unter weißer Haube mit fallendem
Spißenbehangt ein Antliß zart und
weiß. Über dem dunklen Requiem
fich aufwärts fchwingend. fingt
milde troftvoll eine 70x 11111118113
die Stimme des Lebens. Dies Ant-
lin hat das Leben und der Schmerz
gebildet7 daß es aus der fleifchlichen
Form des Irdifehen ganz Ienfeits-
Seele ward7 und doch dem Dies-
feits noch gehörig; wunderbarer
Kräfte voll: ein Gleichnis von
Weisheit und Schickfal.
Vorüberhufchender Rofahaueh.
faft nnmerklich. in Luft und Licht
des Raumes, über den Vorhang
und auch über die Wangen der Grei-
fin fireifendt ift in diefer Harmonie
wie ein Duft von Erinnerung und
Jugendf der als ein gaukelndes
Elfenfpiel- als Zauberfäden von
Ariels Licht geflogen kommt- -
glückhaft Grüßen.
So wogt in diefem lautlofen
Bild unter der unbewegten Fläche
des Dafeins Uberfluß: Tod und
LebenF Ingend und Alter. und aller

Gefchi>e großer Gang . . .
X- P *|-
Dies Bild erzählt nicht direkt.
Es ift ein Bild des Schweigens.
Seine Magie wirkt durch ein Flui-
dum. das den Empfänglichen innere
190

Sinne erweckt und eine innere Mufik des Fühlens zum Schwingen bringt. Dies Bild kann eine Vorftellung davon geben. wie künftlerifche Ausdrucksmittel in einem geheimnisvollen Metamorphofenprozeß zu Rcgiftern .feelifcher Stimmungen werden.
Löfen wir uns. um uns einmal darüber klar zu werden. aus diefem Rapport. aus allen diefen Begleitvorfiellungen. und betrachten diefe Leinewand und die Koloriftik mit materiell-facifiichen Augen.
Wir fehen dann. neben der frappanten Eharakteriftik eines durchgeiftigten alten Damengefichts. ein delikates farbiges Gewebe. Ein aufs höchfie verfeinerter fenfitiver Gefchmack hat. mit der Difiinktion japanifcher Blumenvafenregie. die Flächen zueinander abgeftimmt. daß die Helle fchwebt über der Finfternis. das Dunkel überfpielt wird vom Leuchtenden. daß das Grau famtig weich fich auf dem Schwarzen beitet: Ein ewig bewegtes Geben und Empfangen fpielt zwifchen den einzelnen Partien des Bildes und ein Strömen und Ruhen im eigenen Licht.
Ein Stilleben von Farbenz abfolute. malerifche Mufik. keine Programmmufik. fo fühlte Whiftler. der Künftler. fein Werk. Und er vermied die Bezeichnung als Bild aus dem Familienleben. er nannte es ..Arrangement in gray and black“ und fagte: ..Nehmt zum Beifpiel das Bildnis meiner Mutter. das in der Royal Academy unter dem Titel Arrangement in Schwarz und Grau ausgeftellt wurde. Gerade das ift es auch und weiter nichts. Für mich felbft hat es einen befonderen Wert als das Bildnis meiner Mutter. aber wie kann und foll fich das Publikum für die Perfönlichkeit der Dargeftellten intereffieren.“
_ Diefe Worte waren als eine hochmütige refervierte Diftanzabwehr gegen die Kritiker gemeint. die plump vertraulich dem Maler nach diefem Bild ein Moralzeugnis als guten Sohn erteilten.
Das ift freilich eine ftofflich-fpießige Betrachtung eines Künftwerks. Und man kann fich diefen Bonhommes gegenüber die fou-

veräne und fuffifante Miene und
Gefie Whiftlers vorftellen. der mit
feinem Sarafate-Kopf vollvibrieren-
den Nervenlebens. dem Monokle im
Auge. der raffinierten Eleganz des
Anzugs ein Dandy war wie Oskar
Wilde. voll fublimer Verachtung des
Gewöhnlichen und einem fchranken-
lofen äf'thetifchen Egoismus. Wie
Wilde. Shaw und George Moore
ein Ire.-immer zwif chen Paris.wo
er fein Whitehoufe. ein 110m6 als
objet cl'urt, hatte. und London. hin
und her. -- vollKaprizen und Para-
doren und Erzentriks. getreu jenem
Wort eines diefer Landsleute: ..Die
wirklich begabten Engländer find in
Irland geboren.“ Provokant und
abenteuerlich. fiets auf dem Kriegs-
pfad. fchrieb er feinen Traktat von
der „gentle um: of making ene-
miea“, und ähnlich wie Oskar
Wilde. defien grüne Nelke auch in
Whiftlers Frack gepaßt hätte. prägte
er feine ..Intentions“ von ?akt
pour l'art . . .
Darin fagt er: ..Ein Bild ift
vollendet. fobald jede Spur der
Mittel. die zur Herftellung nötig
waren. verwifcht ift.“
Und weiter fagt er: ..Man foll
:9:

Glaube. Liebe. Hoffnung. Patriotis-
mus ufw. nicht mit der Kunft ver-
mengen. Diefe alle haben nicht das
geringfte mit der Kunft zu tun.
Das Meifterftück foll vielmehr ohne
erklärbaren Dafeinsgrund. ohne
Zweck eine Freude für den Künft-
ler fein.“
In der Leidenfchaft folch exklu-
fiven Künftlertums. das in feinem
Werk fchöpferifch grandfeigneur-
trotzig ein eigenes Reiaj fchafft.
vollendeter als die von Wilde als
zufällig. planlos. einförmig und un-
fertig abgelehnte Natur. vermied
Whiftler die ftofflichen Titel. die
Inhaltsangaben als Auffchriften.
Und er ftellt feine Porträts als
„Symphony in White". als „Har-
mony in Green and Gold" vor.
feine Landfchaften als ..Nokturne in
Black and Gold". als ..Note in
Blue and Opal". als „Green and
Violett". als ..Orange Note“.
Das ift ganz ähnlich dem Kom-
poniften. der in der Strenge des ab-
foluten Mufikers einen Titel voll
fiofflicher Bedeutung verfchmäht
und feinen Tonfatz fachlich thema-
tifch als E-moll-Symphonie be-
zeichnet.
*'-
.e a-
Farbe aber und Töne find voll
geheimnisvollen Wefens und mehr
als Farbe nur und Ton. Sie wer-
den für den Senfibelen. ebenfo wie
die Landfchaft. zu stats (L'ülne,
Und gerade dadurch. daß der Künft-
ler fich fo ganz in die Ausdru>s-
fprache feiner befonderen Kunftwelt
verfenkt. daß er nicht in Neben-
bedeutungen und erzählerifchen
Nebenintereffen fich verliert. gerade
dadurch wird feine Ausdrucksfprache
abfiäjtslos und unbewußt von
feinem tieffien Wefen befeelt und
gefühlserfüllt. Und weil. wie in
der Landfchaft. kein Zaunpfahl und
Wegweifer mit der Orientierungs-
tafel. was man fich dabei zu denken
habe. hier aufgerichtet ift. darum
fchwingt fuggeftiv berührt die Phan-
tafie vor folcher Erfcheinung nur
um fo klingender.
Die äußeren Sinne. optifch.
akuftifch in magnetifchen Kontakt
verfetzt. wecken innere Vorftellungs-
welten. Vifionen und Gefichter. an

die der Künftler gar nicht gedacht. die er nicht beabfichtigt hat. und die doch von höherer Wirklichkeit find und materialifierte Abbilder aus dem geheimnisvollen inneren Reich.

So kann man Baudelaires Wort um den vierten Sinn er- gänzen: lea 80118, [es couleura, leo parknrns, lea sentinientn 8e- räponäent. Und fo kann man vor Whiftlers Bild im Luxembourg nicht nur eine Farbenfymphonie mit Gefchmacksaugen genießen. fondern auch mit fühlendem Aug' am far- bigen Abglanz feelifches Erlebnis empfangen. Felir Poppenberg.

Walter Leifkikow: „Der Hafen".

Es ift nicht leicht. zu diefem Bilde die rechten Beziehungen zu finden. Die Elemente zweier fich trennenden Kunftanfäjauungen be- rühren und vermengen fich in diefer Arbeit in eigentümlicher Weife. Der Naturalift Leiftikow. der in freund- fchaftlichem Gefolge zu Liebermann fteht und mit Hübner und den an- deren jüngeren Jmpreffioniften der Landfchaft kollegiale Ziele verfolgt-

Bildende Kauft
und der Stilift Leiftikow. dem die impreffionifiifate Malerei der Franzofen nie wie den anderen äußerliates Vorbild wurde. dem dafür aber die Spraate der Linie und ihr dekorativer Sinn wie keinem zweiten aufgegangen ift. reiaten in diefem Werk einander die Hand. So weiß man niatt. foll man fiat diefes als Staffelbild in glißerndem goldenen Rahmen oder als reines Dekorationsfiüa des Raumes in die dunklen Täfelungen der Wand eingelaffen wünfaten. Aber folat zweifelndes Erwägen zwingt nur noch mehr in den Bann des Werkes. Und eindringendes Betraatten läßt die meifterliate Gefatialiatkeit der Stilkunfi und Kompofition bald erkennen. Wird niatt das Auge gezwungen. der leuattenden Straße des von dunklen großen Bäumen eingefäumten Kanals zur Mitte des Bildes hin zu folgen. wo die weißen Segel der den Schiffen mit den vielen und großen Matten vorgelagerten fatlanken Boote unter den letzten Strahlen der fiat neigenden Sonne erglänzen? Von welaten fernen Küften mögen die großen Segelfchiffe nach langer Fahrt heimgekehrt fein. die jeßt auf der Reede Satutz gegen Wind und Wellen gefunden haben. und wohin. in welate fremden Länder mögen fie von neuem ihren Kurs riatten? Die Idee des Raums und der Unendliatkeit wird in uns lebendig angefiatts einer Kunft. deren Stil alle Zufälle und Kleinliatkeiten. die den Weg der Phantafie aufhalten. fo weit hinter fiat läßt. Man denkt an Friedriat Nießfates kluge Worte: ..Die fchwerfie und letzte Aufgabe des Künftlers ift die Darfiellung des Gleiatbleibenden. in fiat Ruhenden. Stelzen. Einfaaten. vom Einzelreiz weit Abfehenden." Diefem Gebot des „ehrliaten Malertums" hat Leifiikow in feinem Werk fiaterliat vollftes Genüge geleiftet.

Paul Kraemer.

Israels : „Begräbnis",

Die Satritte. diefe harten. fatweren. auf grobbefchlagenen Sohlen. die über die klingenden Steinfliefen hinfiampfen und mit fatmerzend rohem Laut die Stille. den Totenfrieden des ftummen

Raumes zerreißen werden. diefe
rohen Satritte. wie fie fatürfen.
fatleifen. ftoßen. unter der großen
unförmliaten. fatwankendeu Lafi. die
hat fie gefürattet. heimliat. fatreck-
haft. ohne es zu wiffen. diefe drei
Tage lang. Es war doat ein an-
deres noclt. als er da [till im offenen
Sarg in der Stube lag. der jugend-
liate Mann. die mäattigen Muskeln
und Glieder erfiarrt unter der läh-
menden Hand des Todes. Sie
konnte ihn ganz fiill anfehen und
ganz ruhig bleiben und ihr Tage-
werk verrichten und ihre Kinder
warten. alles um den ftummen.
tiefen Satläfer da herum. der niatts
mehr beaattete und kein Wort zu
allem fagte. Ia. fie trug fogar et-
was wie einen halben. undeutliaten
Groll gegen ihn. etwas. das noch
naat Ausdruck und Vorwurf rang.
fo wenig empfand fie die Unabän-
derlichkeit des Todes. während er
noch da bei ihr in der Stube lag.
Immer. als könnte das niatt fo
bleiben. So unfaßbar das Ganze.
daß ihr Gefühl allem gegenüber in
einer faliaten Ruhe blieb. So. als
müßte eine Zeit wiederkommen. wo
L3
L93

fie mit ihm ruhig alle diefe Dinge
befpräche. f
Und dabei war ein heimlich ver-
borgenes Fürchten in ihr. ein un-
klares. unfinniges. vor dem. was
fchon gefchehen war. Eine dumpfe.
' wunde Stelle. die zuweilen fchmerz-
haft aufzuckte und an die zu rühren
fie ihren Gedanken verbot. war in
ihrem Innern. feit fie ihn ihr vor
vier Tagen bewußtlos und blutüber-
ftrömt ins Haus getragen hatten
und er in der Nacht. ohne die Augen
noch einmal aufgefchlagen zu haben.
mit einem kurzen Stöhnen zu at-
men aufgehört. Wie. fo war es
wirklich in ihr Haus gekommen.
was fie bisher von ferne nur bei
andern wie ein unheimlich feltfames
Unglück angefehen. das nicht jedem
widerfahren mußte - der Tod?
Verunglückt. hatten ihr die Män-
ner gefagt. am Strand unten von
einem fiürzenden Maik getroffen.
und dann erfuhr fie. daß fein eigner
toller Wagemut dran fchuld ge-
wefen. Keiner von allen hatte es
gewagt. in diefem wilden Toben
der Herbfiftürme nach dem Hafen
hinüber zu fahren. aber er. ja. er
mußte! Gewarnt von allen. von
den Erfahrenften zurückzuhalten ver-
fucht. tat er doch das Unfinnige.
Das war nicht mehr Pflichtbewußt-
fein. das war nicht mehr Sorge um
den Verdienfi. das war einfach fein
ewiger. unfeliger Hang. das zu tun.
was keiner tat. das zu verfuchen.
was unmöglich fchien. dort fich zu
bewähren. wo alle verfagten. So
war er ja immer gewefen!
Sie denkt heute nicht mehr
daran. die Frau mit den bleichen. ein
wenig ftrengen Zügen. daß er ge-
rade um diefer Eigenfchaften willen
einft der Herrlichfte und Befte von
allen für fie war. Daß. was fie
heute als Leichtfinn und Torheit an
ihm verdammt. einfi das Helden-
hafte. das Unbezähmbare. das die
andern Überragende war. um deffen
willen fie ihn liebte. Nein. daran
denkt fie heute nicht mehr. Wie
follte fie auch? Diefe Zeit liegt
zurück in der Vergangenheit. voll
jener Unmöglichkeit. daß fie je be-
|and. wie der Gedanke des Früh-
lings in diefer Zeit der Herbftfiürme
erfcheint. Das ifi verweht und ver-

loren alles in diefen zehn Jahren
des Beifammenfeins. Das ifi ver-
gefien. darüber lächelte man fpäter
nicht einmal mehr. Das ift im
Grunde nie gewefen. Das Leben
hatte ja ein ganz. ganz anderes Ge-
ficht. als fie beide damals gemeint.
Das Glück? Darüber fchreitet es
einfach ohne Beachten hinweg. Da
war fo viel gewefen in diefen zehn
Jahren. Alltägliches und Schlimmes
und Häßliches. ja. Häßliches auch.
Kummer und Streit und die Sorge.
für die Kinder das Brot zu fchaffen.
und die Not. die manchmal fchon
von fern ums Haus fchlich. Von
fern nur bis jetzt - aber nun. nun?
Darum ging fie fo fiill um ihn her
mit dem leifen Groll. der ihr im
Herzen fchlug.
Aber geängfiigt hatte fie fich.
geängftigt all die Tage her vor dem
Augenblick. den fie ahnte. der ihr
Gefühl aus dem leeren Schlaf des
Scheintodes weckte. der ihr die
Stumpfheit von den Sinnen nehmen
und wie mit mörderifchen Fängen
in den wunden Schmerz ihres
Innern ichlagen würde.
Da ftampfen fie nun. die rauhen
Schritte. die die täufchende Ruhe

wie in blutige Fetzen zerreißen. und die fchwanke Laft zittert durch die Stubentür und über die Fliefen des Flurs. Und mit krampfhaft bebenden Gliedern finkt die unglückliche Frau auf die Bank nieder.

Mit wackeligem Gang führt ihre alte Bafe den kleinen Knaben hinter dem Sarge her. Und der Knabe blickt halb erfchrocken. halb neugierig gefpannt. was da weiter fein wird. während das jüngere Mädchen fich zur Mutter geflüchtet hat. Es fühlt fie wohl. die dunkle Wolke. die feit Tagen über feinen Kinderfpielen fchwebt und begreift fie doch nicht. und daneben in der Korbwiege liegt fchlummernd das Kleinfte. das gar nichts von allem empfindet. Sie wiffen es alle nicht. die Kinder. daß jetzt ein Schatten über ihr Leben fällt. der es für immer verwandelt und den nichts mehr von ihnen nehmen kann: die frühzeitig Vaterlofen! Mit leifem Winfeln find die beiden Hunde. die fteten Begleiter des Verfiorbenen. aus ihrer Ecke gekrochen und fragen mit dem feltfam bangen Blick treuer Tiere. was man da tue mit ihrem Herrn?

Achzend reibt jetzt der Sarg am Rahmenfiock der engen Haustür. und mit dem fahlen Herbfitaglicht dringt der fcharfe Luftzug herein. Und die blaffe Frau denkt. daß ihr Leben von nun an auch wie auf kalten Straßen draußen wandern wird. ohne Hoffnung. ohne Heim. und fie denkt plötzlich an alles Liebe. das ihr der tote Mann da erwiefen hat. ihr Freund. ihr Helfer. der fiarke Träger ihres Lebens. Und der fchneidende Schmerz der Verlaffenheit erfaßt fie. und die heißen Tränen um den Verlorenen träufeln über ihre blaffen Wangen. Es ift ihr. als ob er jetzt unter der Tür in feinem ftummen Sarge nach ihr zurückblicken müßte mit geöffneten Augen und einem traurigen Lächeln.

Und unerbittlich über die Schwelle hin poltern und fchleifen fie. die alles fo graufam zur Wahrheit machen. die fchwer fich ftemmenden Schritte . . .

Gifela Freiin von Berger.

Tränen --

(Zu I s r a e l s Bildnis.)
Seht. fie. feine Mutter.
Da. an der Schwelle fieht fie.
der Schwelle. die fein Fuß nie mehr
überfchreiten wird.
An der Schwelle neigt fie ihr
Haupt. gefurcht. weiß. ohne Tränen
- fie. aus deren Schoß er- hervor-
ging.
Sie weint nicht. Sie ift zu
alt geworden und hat es vergefien.
Die alt wurden unter dem Ioche.
weinen nicht mehr. Die Natur hat
zuweilen Anfälle von Mitleid. Sie
fchenkte uns die Tränen zur Lin-
derung. Aber das Leben ift grau-
famer und raubt uns auch die
Tränen. Unfer Herz brennt. bis
es unfere Augen verfengt. Und mit
trockenen Pupillen fehen wir auf
all das Lebende. das verwirrt haftet.
und fiarren wir den Tod an. deffen
fieinernes Geficht ftumm ift.
Betet fie dort an des Haufes
Schwelle?
Betet fie aus ihrer ganzen ge-
plünderten Seele?
Wer weiß es?
Wer weiß. ob fie noch fo glück-
lich geblieben ift. daß fie beten kann.
FZ*

Bildende Kunft.
Wer weiß. ob das Leben. das ihr
die Tränen raubte. ihr nicht auch
ihren Gott geraubt hat.
Der leere Himmel ift nur voll
Angft und Ode.
Wenn wenigftens ein Gott dort
oben wohnt. dann fchleppt der
Menfch die müden Knie zu des
Himmels Pforten und weit. weit
weg funkeln die Lichter des Hoch-
altars - der Schimmer der fernen
und ewigen Barmherzigkeit.
Laffet uns hoffen. daß fie betet.
Und wenn er barmherzig ift.
er. ihr Gott. der von Ewigkeit an
in feinen ewigen Himmeln thront.
dann wird er ihre Augen mit der
äußerfien Fingerfpiße nur be-
rühren. nnd feine göttliche Hand
wird ihre Tränen löfen. fo daß fie
ein leßtesmal fließen und fie weinen
kann.
Weinen über das Kind ihres
Herzens. Herman Bang.
Redaktionelle
Notizen:
In unferen ..Literarifchen Monatsbericht" haben fich zwei Jnkorrekt-
heiten eingefchlichen:
Herr Profeffor H e in r i ch K o n e n ift nicht Profeffor der Natur-
wiffenfchaften. fondern Profeffor der Phyfik in Münfter;
Herr Profeffor])r. Martin Philippfon war früher außer-
ordentlicher Profeffor an der Univerfität Bonn. fpäter ordentlicher Pro-
feffor an der Univerfität Brüffel und lebt jetzt in Berlin feiner privaten
wiffenfchaftlichen Tätigkeit.

Lotgagung. l Nil] not tell.
Gerücht 'oo Moni-rr curry-manu. 'the Lhgljzb 'ei-sion v7 jana Zruuuonn.
baut-*Mm* 1L. [Kinderturnen.
Benko.
Eee-ng.
ly'or'e-e.
ich wei - ne. ob ich
77m' F rm* - ww. FFW' F
klo. . so. 0d 'or Nel- claZ r: mir
Fee-tx- m'rä. FFM' mzc Freu-rk Mauläüfeaü./afe , well!
lebst clu 66i . ne 'l'a . . . ne 'ki-au - er atmet
kid. MF &Fe ker F07.- .m'm aux . reisst nur?! ne. oe'. ne.
Fell.
i W
>-
it .entleer- -Lsrluudnls cles Verlages ?ZKLLL'LL0DLL' 'se -'1-lt'ikk'l'l-)L...l beiprjg. Irueeel. Hansen. tler' York.
ingetraßen 111 .133 ?erelnnßredirg- l). b. 7. 991 993, 853-857.- 60p7riglil 1898. d7 Lkeitlcopt 85 klärtel, struktur-ungerecht 'ordevultem

schwören uncl (iii- Za- gen, 'rer mein Lin uncl al - ist;
Ö0 - Zoe-1 “lee-_y Wu - ceal- Nix-»Z 2107e- Z Zone ern-Z woysltt'y Flle-e,-
2/
8-183_ 8011 ich (Lie - "3- gen, (ja-8 (In mir 80 fbcu ..
“c'e- FFee _Fe-10*)- Fo .Wee W - oral - ing' col-0 art_ all We way-les to
t
Wei - ne Zee - beisst of . fen f
F710* MF lieu-F eso-cler &im me tell the
(loch ich blei -
'marc m)- Styx
:98

CA "ETF,
'y l 1
k k . 1x l 1 :1
-7- e- r *-5 e 1 f r: d l „ Ü ' i" ' l '.7' .' 7 .. .
Lerne-1512er. -teß X-lok ..x fen 1611 111cl1t 8e1.ver 0* - .ten N11!,
not Ampel Fre-_NW com _ _Fur-k „0e ..77- 3W' fax/17:! 27:9 Natur.
c:
1 1 r k m l l
l [R1. ll! [k [kfl [f. . l
(lack 80 wei- e icb uncl lila - ge, die (1715 mij - rie klick mit
(er 771e 807- ron-,let rue Fer-757- neo/e, 3mm ru)- Fiearr 7m?!
eeyrezr.
r* 1|/ r
:at-t
I am] fen-kernel r r c
'F 'P' l . '. . .
bricht! a - bc glücklich (61-:0 'l'a . ge, 17161-1": 'kr-311-01* ab - nc
weil! It's-e MF &Fe 0F' jezz-mine ang-_7.131317 f rm?! nen-ey, me - oe'
ai7ii?
f.
'b
.N..
|
„rer
|
.„..
|
ek-
air'tu in.
[CJLJ

lloeb80mrn8r:
"" (kk-ul "ex-e.)
. . , 7,
[Mic-U um* La". keit! Weingarwor,0p.31.k- c.
Zinsetirnmo.
17511. rennt-,|4 'rie Selm-ö .
yinuoforte.
kein 70 . ge] einst im k'elä..
in clio Noll.
k
W
eur-'(1' u... 1. 'UM-'"m*
kei-n „.- ..m 'n "yon-'Mami c. 1....": P. in'. .7.. ..unsre-...nude .ma-“-
Klik excitjaer Lrlnudnlä (les Verlages bKLl'l'lüfi-k' & träumst. beiprig - kirilIZc-l _ [Norton -d'W 79"
Linge-.tragen in (188 Vereinsmevir,
200

.rk l 7 r ij
'7 .l2 (F l ' j Ã„!
f i *i r r i
(Xen Malik - una fÃ¤hrt ein Whg - [ein, but
e . den klauen
Rutscher, uns clio Leitseite
U. [.47. 87..
20(

Drei. [lin .l . iss ror.ot.ub_ton bm'. . -Notice
dio roch'. icli-c] 'mm0' y.
marc-aka 1'!
Ã¼kber aon Zita ge - spannt, aueleen "ei
sm" :uriio'cballen
heut _ elien. go - oebÃ¼tu'. " :raubt-na.
7-17.
nur'
i8 lÃ¤cheln sich an rer.
[Kiten: ruhig-er..
ziel' sanft
yea- mil' klarmonie'eekael.
l). [4-7. er..

uns ("Zen clemZc-hlalnielilo nach.
- - tern uns trieb-:rn
Laiiotaasn- "ier am >nfnn3.(ohno'nukÃ¼elcrÃ¼kinltenk
"ziehmlich-uli _. _
man.. kritik. nis rene-h?
el'u: det-'nt uli-ert',
(Arne-*Lech
P W
o. k-ll er'.

..bindet (in 11111,-80116111191r... “
(nr. Leckere.)
:ZZ-S??*- ltr-:gave .für kann Zeit-1ms".
(iußlnn Unklar.
innig.
(UNTERE.-
hiebgt „cin um ,Zehön-boik. - 0 niabimiab
i
sie. trägt ein gelitten-3 lin-kl_
ly)
1.151331.; ,nein-o .lu-gene!, 0 nicht. mich - 1:. .bei .1.13 - 110 rien rer-1. . u...
.
cler ,jung ist _je -clen .lulu-k...
mea-1* nur.

klo uur Zenit . ro. o nicht mich lie * be! bis - ha .lie Meer-freu.
&sry-2km!,
ni. hat 'lol ker-len klar-l_ hielte'. ciu , um
CZ)) ert-c-
im - met. niedlich' ici. im
.Â»
mar, im - inet - cler]
â€œ2* 'KI-"Wup-

Bildende Kunft.

Wer weiß. ob das Leben. das ihr
die Tränen raubte. ihr nicht auch
ihren Gott geraubt hat.
Der leere Himmel ift nur voll
Angft und Ode.
Wenn wenigitens ein Gott dort
oben wohnt. dann fchleppt der
Menfch die müden Knie zu des
Himmels Pforten und weit. weit
weg funkeln die Lichter des Hoch-
altars - der Schimmer der fernen
und ewigen Barmherzigkeit.
Laffet uns hoffen. daß fie betet.
Und wenn er barmherzig ift.
er. ihr Gott. der von Ewigkeit an
in feinen ewigen Himmeln thront.
dann wird er ihre Augen mit der
äußerften Fingerfpiße nur be-
rühren. und feine göttliche Hand
wird ihre Tränen löfen. fo daß fie
ein leßtesmal fließen und fie weinen
kann.
Weinen über das Kind ihres
Herzens. Herman Bang.

Redaktionelle Notizen:

In unferen ..Literarifchen Monatsbericht" haben fich zwei Inkorrekt-
heiten eingefchlichen:

Herr Profeffor H e in rich K o n e n ift niäft Profeffor der Natur-
wiffenfchaften. fondern Profeffor der Phyfik in Miinfier;

Herr Profeffor])r. M artin P h i lipp f o n war früher außer-
ordentlicher Profeffor an der Univerfität Bonn. fpäter ordentlicher Pro-
feffor an der Univerfität Briiffel und lebt jeßt in Berlin feiner privaten
wiffenfchaftlichen Tätigkeit.

YMMD-11113. L mil] not te11.
CecÃ¼ckt 'oo Won-r: Diekmann. 'the Ldgljeb 'ei-sion vz- wein Zentrum-r.
[NuWam' l*: Andrei-:komme:
Haufe),
(Bezug.
keine,
Wei - oe, od ich
Z0.- - ww, Mm' F
Liane-forte
(13.8 mir
WoulÃ¤bfealr,/aye . well!
-lich lebst cin (lei . ne 'ka . , . ne 'kr-au . er abi-let
FM. MF FFF- in _Fog-,- ..eine aus. m3). will ue. oe', ne.
f
W

schwören* uncl (lit 5a _ gem Wer mein Lin
bo - 597:*: (Frey care - cent- (nx 4270W F Zune
une] nl - ist;
um! mofsätt'y Ute-ez_
NÖ. 801] ich ctje - wa- gen, (1x188 (In mir
7-1710 art_ all
80 then .- er
F/te too-Ze? Fo
e
Meier Wee Gyr-FF! F0 Me- " - deal - 1'725-
blej - ne Zee - beisst mich of - [er.
M10' m;- Ztmrt rom-Zr? ät'ä „re tels the
clock icli dlej -
mm*: 'FFF FFW

„ya-zr.
klerrenßletZ, -tes l-lot' .._ fen niclit 5613361-
. .ten milk.
not" WCM-k &0MB cou- - _Fat-F nat' my- 8W* i'mFli'ek Mio Nat-r.
(link 80 wei- icli uncl lila. ge. bis elaZ mij - cke
Let me 80.-- 'ou-.let ene &äußerte/t. 80cm m)- Fre-ZM mit!
exp-tere.
k; tfm/ f
W teuere- una
- glücküieb “-ne a - ge. mej-ne 'krumer ab - ne
it's-e FF!) &Fe 0F' fox-„Nie ang-.nine F Wilk- next-ey, ne . oo'
L99

U00b80rnrn8r.
'* (paul blaue.)
. ' W ' r .* . .
belebt "ml Ia"- keliu einget- nor,0p .ll div..
Zingstintme,
kÃ¶b . kenn-ale]
kicnokorte.
lie-in Kia . ge] singt ini Vela., aus grÃ¼ - non:
o
eau-1.11 mx .7 ...i-w..- .ua-l
..i-.n ...- vun ..1 ...i-....'NW .- tan-ie P. [a7. "J, Ku'kÃ¶bkuW' 'ard-mt...
.njt einiger Erlaubnis (188?6113888 unntruopn & WLAN. Hellwig -_ Umland] - konnen - tn'eru York.
klingelt-aÃŸen in (18.5 Vereinsaretiie.

fiihrt ein Whg - lain,
e . ben Kaum fÃ¼r Lui-ei.
Rutscher, uncl clio Leitnedo
M
Q. h-l'. 87|.
20(

Drei. Lin. .l . ton i*6r.olnub-ton Ha'. , .11er ist
via roch'. klinik 'mm-7 y.
yet-*o mar-onto 17
Uber-rien Zita 3e - spannt. (la . run - tor cinekenrerej.
ein-ao ruriieiclrnlten
heut - ellen. ga - aedÃ¼trt ' nendrancl.
fkk. -
:art
. sich an.
[Km-a3 ruhiger..
niet. auf'
yet!, auf â€œdemonieï¬,eok-el.
l). [4-7. "'-

uncl fragen Ã¤em8e11[nkniol1ta nach.
- - tern uncl kielic-rn
Leiterin-188*- r'ioÂ» am Â»Anfang-.(obno'rnrÃ¼elcrÃ¼kinltenl
runs. kritik. sie 'ene-l1?
1
.was beton' --krne'ril-
0bne*keck.
M
0. lab'. ar'.
203

..Lied-Zi (in urn ,Zohönlio'itm “
(kr. Rückert.)
W .sunxnho rni- lrone stimme“,
" (justmt Antiker.
innig..
(iLZMVlEc
biebät ..iu um _Zedön-lreit,' - o niclit-nich
VWA() ',
4-9 ?it-W
: - s--->*i , 7 1
*lin *74116!* lüc- -.-do . clio f' 8cm . ne. nis trägt ein glück-[168 kkanrl_
mainz-ruf um .lu-Zenä. 0 „um nut-.11 - [o . be! .mo - o0
'
.ier ,jung ist _fs -üen
mac-y' nur.
clean-:ou CD. Lad-1c Fountain-er. [..rip-ltr. un. (low-klein. 1907 dz (I. b'. 'kann' Nachfolger, heir-:ix -
hlil güliger lsrluno nis etc-.3 Verlages 0. li'. kühlllfi'k_lqlä61kb'0l.6k?lt. lllsll'Zlljx,
20+

-lu um 80bit'. . re. 0 nicht mich lie . del bis - be (lie Meer-frau.
Ã¶'kMtFekneF.
eis bei 'ici ker-len [cler-i_-
C222*-:::: ::--* ::. :K- *-c::::::::: (ZZKZ:L::
im - mer. Ã¤ieli'lieb' icli im
N
mer. im - inei- - cler]
K82.

Zu den Mufikbeigaben.
..Befchriebene Mufik ift wie ein erzähltes Mittageffen. man wird nicht fatt davon.“ hat der witzige Roffini gefagt. Und fo foll auch in „Nord und Süd‟ von der Mufik nicht bloß geredet werden. fie foll felbft reden mit originalen Werken ihrer Meifter. Und wie verfäfieden das Urteil über das mufikalifche Schaffen der Gegenwart auch lautet. fo gibt es doch ein Gebiet. auf dem felbft die entgegengefeßten Anfchauungen fich nahe kommen: das Gebiet der Kunftlyrik. Die Blüte des deutfchen Liedes. die mit Schubert begann. hat auch Hugo Wolfs Ableben überdauert. und noch immer ift die Liederkunft nicht an wenig ftolze Namen gebannt. Wenn man von manchen modernen Gefangen nicht mit Unrecht fagen konnte: fie feien eigentlich Klavier-ftücke mit zufälliger Begleitung einer Singftimme. fo trifft das nur eine befiimmte. aber doch nicht tonan-gehende Richtung. In Wahrheit komponieren die bedeutendften der zeitgenöffifchen Liederkomponiften das Gros ihrer Lieder fo. daß die wi>ftigfte Linie des Ausdrucks in der Singftimme liegt. Das Be-fireben. der Dichtung gerecht zu werden. das rege Bewußtfein der Abhängigkeit vom Dichterwort hat unfere Tonlyrik im ganzen und großen von den Auswuchfen eines übertriebenen Modernismus be-wahrt und ihr den Charakter des volkstümlichfien Zweiges der gegen-wärtigen Tonkunft gefichert,
Die drei modernen Meifter. von denen die Mufikbeilage diefes Heftes je ein Lied bringt. find eigentlich nur fozufagen im Neben-amt Lyriker. Engelbert .1:7 u m p e r d i n ck hat feine größten Erfolge bisher anf dem Felde der Oper davongetragen. Sein Mär-chenfpiel ..Hänfel und Gretel" hat fich längft in das Herz des deutfchen Volkes eingefungen. An-dere find vielleicht ..Genies"; er aber ift ganz gewiß ein M eift e r. in dem wir die kennzeichnenden Eigenfchaften des deutfchen Mu-fikers.gefunde Kraft des Empfin-dens und Zartheit des Gemütes ausgeprägt finden. .Humperdinck hat im Laufe der Jahre feine groß-

artige Kontrapunktik und poly-
phone Kunft zu folcher Feinheit
und Durchfichtigkeit abgeklärt. daß
man wirklich von ihm fagen kann.
er verf'tehe das Geheimnis „feine
Kunft zu verbergen" und die vollen
Wirkungen mit dem kleinften
Kraftmaß zu erreichen. Auch in
unferem Liede tritt das Vermögen.
den Gefühlsausdruct in die melo-
difche Linie zu bannen. deutliä) zu-
tage. der Klavierpart dient nur
zur harmonifchen Ausdeutung und
Vermittlung. Das Inftrument flieht
die faf't frei deklamierende Gefang-
ftimme zunächfi akkordifch und gibt
ihr. der Steigerung des Gefühls

Zu den Mufikbeigaben.

entfprechend. in der letzten Strophe
durch Zerlegung der Harmonie und
eingeführte gangartige. bewegte
Mittelfiimmen auch in klanglicher
Hinficht Fülle und Sattheit des
Empfindens. Im Nachfpiel ringt
fich die wehmütige Mollftimmung
beim Gedanken an die glücklichen
Tage entfchieden zum himmelblauen
Dur hindurch.

Die beiden folgenden Lieder
haben zwei Öfterreicher. Guftav
M a h l e r und Felir Weingartner
zu Urhebern. Wie die beiden Mu-
fiker in diefen Tagen fich als Leiter
der kaiferlichen Hofoper in Wien
ablöfien. fo folgen fie auch hier auf-
einander. Mahlers Komponiften-
ruhm gründet fin) auf feine riefigen
Sinfonien. um welche unter den
Kunfiri>7tern die heftigfien Fehden
entbrannt find. Während er dort
in der Fülle der Materie, in
der Häufung orcheftraler Mittel
fchwelgtf zeigt er fich in feinen Lie-
dern faft durchaus von großer
Schlichtheit. Nur in dem oft-
maligen Taktwechfel und in einigen
harmonifchen Beizen verrät fich der
Moderne. Die Begleitung ift bei-
nahe ausfchließlich Unterftreichung.
kaum je Ergänzung des Ausdrucks.
Die profodifche Flüchtigkeit des
Dichters „Oz nicht mich liebe" hat
der Komponift nicht retouchiert. Es
ift alfo Aufgabe des Vortragenden,
durch einen freien Akzent auf dem
„mich‟ die finngemäße Betonung
herzuftellen. Gewährt uns Mahlers
Lied das klingende Abbild einer
komplizierten Natur. die fich auf eine
einfache Formel zurückführen
möchte- fo fehen wir bei Wein-
g a rt n e r die Simplizität als Er-
gebnis einer natürlichen Anlage.
Auch hier wird der Ausdru> nir-
ends von den Ausdrucksmitteln
uberwuchert. Ruhige Achtelbewe-
gung markiert die Harmonie. Im
Verein mit verfchlafenen Bäffen
gibt fie in leifem An- und Ab-
fchwellen die fchwüle Stimmung
des Hochfommertages wieder.
Dann. wie mit einem Male7 ertönt
im Baß das Signal des Pofihorns.
das fich, fobald das im Wagen ko-
fende Liebespaar in unfern Gefichts-
kreis tritt. fröhlich in den Diskant
auffchwingt. mit einer feinen rhyth-

mifchen Variante (fanfter Bindung
der beiden eri'ten Noten). und nun
als helle Liebesfanfare gleichfam
über ihren Häuptern jubiliert. Und
das ganze fehr einfache Tongewebe
ift durchwirkt bezw. eingerahmt
von dem roten Faden einer in fang-
baren Intervallen epifch fchlicht de-
klamierenden Singftimme. Der
geiftreiche Zug der Umdeutung der
Pofifanfare bildet gewiffermaßen
die mufikalifche Pointe und ift doch
einzig aus dem Gedichte felbft ent-
wickelt. Man fieht. wie die Poefie
auch hier im kleinen als die An-
regerin der mufikalifchen Formen
fich bewährt. Technifch ohne nen-
nenswerte Schwierigkeiten. er-
heifchen alle drei Lieder einen den
ernften und heiteren Inhalt aus-
fchöpfenden Vortrag und gehören
fomit recht eigentlich dem Genre
der neuefiens als Panacee gegen
die Gebrei'te des modernen Mufik-
lebens empfohlenen Hausmufik an.
Richard Batka.

Bücher-Befprechungen.

Experimente von Mar Brod. Vier Erzählungen. Stuttgart. Alexander Iuncker.

Vier Gefchichten fehr verfchiedener Art. Gemeinfam ift den meiften. daß die Helden' eine Reform der Gefellfchaftsfitten und Anfchauungen verfuchen und bei ihren Bemühungen kläglich fcheitern. Die einzige. in der der Reformator äußerlich triumphiert: ..Der Hochftapler" fcheint mir herzlich verfehlt. Denn fo unwiffend. zurückgeblieben und betörungsfähig eine aus den verfchiedenften Elementen zufammengefchweißteBadegefellfchaftauch fein kann. wenn fie fich auch eine Zeitlang von feiner Gefchwälzigkeit und Prahlerei des Mannes. den greifbaren Schönheiten feiner Pfeudogattin. einer ehemaligen Diva verrufener Lokale nafeführen läßt. - fo gibt es doch fchwerlich eine folche Maffe von Kretins. die fich von einem zwar begabten. aber doch hohlen Schwätzer faft ohne Widerfpruch einreden läßt. daß ..die Briefe. die ihn nicht erreichten". daß ferner Böcklinfche Bilder. endlich allbekannte Mufikftücke von keinem anderen als von ihm find. Die Art aber. wie in ..Bürgerliche Liebe" ein biederer Egerländer in den Sumpf der Hauptfiadt gerät und mit den anderen darin behaglich herumwatet. wie in der ..Infel Earina" ein Blafierter von feiner jähen Liebe ebenfo fchnell geheilt wird. ift ebenfo unterhaltend. wie ..Die Stadt der Mittellofen" rührend ift. Es ift die Gefchichte eines Ladenmädchens. das während des Sommers zum erften Male eine volle und glückliche Liebe gefpürt. das Aufhören des Sommerideals' nicht überftehen mag und will. Es find keine meifterhaften Erzählungen. als welche fie von manchen auspofaunt werden. Aber man freut fich. einem frifchen Talent zu begegnen. und begrüßt gern die fcharfe felbftändige Auffafiung. die originelle Ausdrucksweife. die doch fern ift von allzu Seltfamem und Bizarrem. Ludwig Geiger.

Redaktion: [>11 Sy loiusBruck.WHalbert.KurtFliegel.AlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H al b e r t: H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Jnferatenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedman.

Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren:
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3:."
oder ..Breslau lll. Siebenhufenerfiraße rl/l5".
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 32*(S. Schottlaenders
Schlefifän Verlags-Anfialt G. in. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Typogravkifche Anordnung: Etn ft Liebif ch. Berlin 0. 34. Löwe-Straße 29.
Druck: Schlefiicbe Buchdruckerei v. S. S cb o t t la e n d e r. Breslau lll.

Ludwig ran Beethoven
Handzeichnung von Adrlph von Menzel.
Na ch einem im Berliner Verlag. G. m. b. H.. Berlin lil. 3b erfctrienenenKunï¬blam.

Etmömtfihesylonacsfäznfi
V NoröuttüSüüYetlin
SScho laenoer's Schüßler 'kW
za. Jahrgang Band 124 Februar 1908 Heft 371

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman
Siebentes Kapitel:
In diefer Zeit lernte Agnes Feuftel einen Mann kennen. den der
*Flickfchufter aus der Wirtsftube eines Tages in die Werkftatt gebracht
hatte,
Der Mann hieß Heinrich Ackermann und war feines Zeichens Wein-
küfer - ein großer. breitfchultriger Menfch mit rotblondem Haar. einem
rötlichen Vollbart und kleinen. wafferblauen Augen. mit denen er be-
ftändig zwinkerte.
Er kam ihr mit großem Refpekt entgegen. Und der Flickfchufter
betonte bei jeder Gelegenheit. daß der Mann reichlich an die 50 Mark jede
Woche verdiente.
Meifter Feuftel war in jüngfter Zeit bei befferer Laune. Das hatte
feinen guten Grund.
Der Küfer ließ es fich nicht nehmen. fo oft er in die Werkfiatt kam.
mit großem Applomb eine Flafche Wein auf den Haustifch zu ftellen.
..Sehen Sie. lieber Meifter.“ fagte er. ..ein paar Liter bleiben
auch für unfereinen übrig. wenn man fo ein Faß abzieht. Leben und
leben laffen -- das ift mein Wahlfpruch.“
Der alte Feuftel nickte beifällig und begann plötzlich. fich auf den
Kenner aufzufpielen und mit fchnalzender Zunge die Proben. die der
Küfer ins Haus brachte. zu koften.
Dann geriet er in rofige Stimmung. fo daß es Agnes Feufiel
heiß und kalt überlief - wenn er auf einmal ganz wider die Gewohnheit
gegen fie weich und zärtlich wurde.
Dennoch hatte fie nichts gegen diefe Befuche. die in das armfelige
Haus etwas Wärme und Sonnenfchein brachten.
Der Küfer ließ es bei dem Weine nicht bewenden. Aus der weiten
Tafche des Rockes holte er für Alexander allerhand Krimskrams hervor

- als da waren: füße Tüten. Indianergefchichten. Knallerbfen. Blei-
foldaten. Baufieine - und anderes mehr.
Der Junge wollte zuerfi von all den Herrlichkeiten nicht viel wiffen.
Aber die Mutter gab ihm gute Worte. Und die Bücher mit den bunten
Bildern .reizten feine Phantafie,
Agnes Feufiel war' ja fo froh. daß ihrem Kinde etwas Liebes
gefchab-
Sie fühlte in tiefer Sorge. wie ihre Kräfte allmählich abnahmen.
Und manchesmal glaubte fie in der Brufi einen [techenden Schmerz zu
fpüren. fo daß ihr angfi und bange wurde. 7
Sie klagte nicht. Und nie wäre fie auf den Gedanken gekommen.
ihre mühfam erarbeiteten Grofchen zu Doktor und Apotheker zu tragen.
Sie fuchte fich einzureden. daß es beffer werden würde. Aber
fie empfand deutlich. daß ihr die Arbeit fauer wurde. und daß --
was ihr früher nie paffiert -*- fie plötzlich aufhören mußte. nm fich zu
verfchnaufen.
..Lieber Gott. hab' ein Einfehen.‟ feufzte fie fchwer. ..und laß mir
Zeit. bis der Iunge groß geworden ift."
Das war ihr Stoßgebet. wenn fie die letzten Stücke auswand und
die Wafchküche hinter fich zufchloß.
Herr Ackermann kam eines Tages im fchwarzen Ausgehrock in die
Schufierwerkfiatt und hatte ein langes Gefpräch mit dem Meifier Feufiel.
Der kraßte fich verlegen hinter den Ohren.
„Sehen Sie." fagte er bedenklich - und dabei nahm er aus der
hölzernen Schnupftabakdofe eine kräftige Prife - ..fehen Sie.“ wieder-
holte er. ..mir wären Sie gewiß recht. Aber mit der Agnes ift das fo
eine Sache. Der Teufel mag aus dem Frauenzimmer klug werden -
ich nicht. Die ift von Natur ftörrifch und läßt nicht leicht mit fie, reden.
Und feit fie den Jungen hat. ift nun fchon gar nichts mit ihr anzufangen.
Rein verhert ift das Mädel.“
Nach diefer weitläufigen Auseinanderfetzung entfiand eine Paufe.
während der Herr Ackermann mit wuthtigen Schritten die Werkfiatt
durchmaß nnd nur übel feine Mißftimmung verbarg.
Der Schufier meinte gedrückt: ..Sie dürfen mich nicht falfch ver-
fiehen. Was ich in der Sache tun kann. foll und wird gefchehen. Aber
mit diefem Querkopf von Tochter müffen Sie zuletzt felber fertig
werden. Sie ift ein Racket. Ich füge es noch einmal. obwohl ich der
Vater bin."

lind ingrimmig fügte er hinzu: ..Bis auf den heutigen Tag weiß
ich nicht. wer den Jungen in die Welt gefeßt hat.“
Herr Ackermann hatte fich zu einem Entfchluß durchgerungen.
..Ich möchte.“ fagte er. ..daß Sie Ihre Tochter heraufrufen. damit
ich felber mit ihr reden kann.“
Der Schufter verfchwand und blieb unverhältnismäßig lange fort.
Dann kehrte er allein zurück. feßte eine gewichtige Miene auf und
ließ den Gail erft eine Weile zappeln.
..Nun.“ fragte Herr Ackermann - und feine Stimme hatte etwas
Drohendes.
..Sie follen gegen Abend wiederkommen.“ rapportierte der Schulter.
..Und wie ftellt fie fich überhaupt dazu?‟
Der Schufter zuckte die Achfeln.
..Gott mag es wiffen - ich nicht.“
Mit diefem Befcheide verließ Herr Ackermann das Haus.
Agnes Feufiel faß zufammengekauert auf der Wafchbank. 'die vom
heißen Waffer gedunfenen Hände im Schoße.
Sie fann und grübelte - und das Herz tat ihr weh. Das
alles hatte fie mit Grauen kommen fehen.
Eine wilde Angft legte fich um ihre Glieder. Arme und Beine
waren ihr fchwer. als wenn Bleigewichte daran hingen.
Bis auf den heutigen Tag hatte fie in ftillen Träumen auf
Alexander Oblomoff gewartet - all die Iahre hindurch. Und wenn
die Hoffnung zu finken drohte. fo hatte fie fich im Innern wegen ihrer
Kleinmütigkeit gefcholten.
Aber je elender fie fich fühlte. um fo flärker wuchfen die lähmenden
Zweifel. Und die Furcht. fie könnte plößlich zufammenbrechen und der
Junge bliebe mutterfeelenallein zurück. zehrte an ihrer Lebenskraft.
Der große. derbe Mann flößte ihr Unbehagen ein. Mit keiner
Regung ihrer Seele fühlte fie fich zu ihm hingezogen. Ihr Herz fchlug
nur einem - und der war weit weg und hatte vielleicht längft jenen
Tag vergeffen. an dem ihr Schickfal fich erfüllte.
Sie öffnete die Tür der Wafäjküche.
..Iüngele.‟ rief fie. ..Iüngele. wo fteckft du?‟
Nun faß er ihr gegenüber auf dem Schemel. und fie blickte forgen-
voll in das Geficht. das dem des Vaters von Tag zu Tag ähnlicher
wurde.
„Iüngele.‟ begann fie ftockend. ..was meinfi du dazu. -- --?‟

Sie hielt inne. als getraute fie fich nicht. den Salz zu Ende zu fprechen.
Eine mädchenhafte Scheu durchdrang fie.
„Jüngele.‟ feßte fie von neuem an. ..ich will dich fragen. ob ich es tun foll: Da ift einer. der will mich zur Frau. und für dich und mich will er forgen."
Aleranders Geficht blieb fiarr. Beide fahen .m7 fiumm und mit gefpannten Blicken an.
„Der Ackermann.“ fagte er leife.
Sie nickte nur.
Er fühlte. wie plößlich eine große Verantwortung auf ihn gebürdet wurde. Und er empfand ganz deutlich. daß er nicht Ja und nicht Nein fagen durfte. ohne es gründlich zu überlegen.
„Jft es ein guter Mann?“ fragte er - kaum hörbar.
Die Mutter hob die Achfeln ein wenig empor. als ob fie fröre.
..Ich kann es nicht fagen.‟ antwortete fie fehen. „Wer will in das Herz eines Menfchen fehen. Ich-kenne nur dich. Jüngele. Die anderen find mir fremd.‟
..Und wenn er fchlecht gegen dia) ift. Mutter?"
Uber feiner Nafenwurzel bildete fich eine tiefe Falte.
„Und wenn er nun fchlecht gegen dich ift!“ fagte er noch einmal. Und um feine fchmalen Lippen zuckte es bitter.
..Er will für uns forgen.“ wiederholte die Mutter. Der Junge verfchränkte die Arme,
..Du mußt es felber wiffen.“ meinte er.
Seine Augen umflorten fich. Dann ging ein Schütteln durch feinen Körper.
Und er fragte auf einmal. während fein fonft fo fchenes Wefen plötzlich fich auftat:
„Mutterle. verlier' ich dich auch nicht?“
„Niemals. mein Kind." erwiderte fie und küßte ihn auf die reine Stirn.
Lichtes Kapitel:
Sie hatte fich eine weiße Blufe angezogen und eine fchwarzfeidene Schürze vorgebunden. die fie nur bei ganz feltenen Gelegenheiten trug - wie am heiligen Abend. wenn fie ihrem Jungen befcherte.

Sie faß allein mit Herrn Ackermann in der Werkfiatt.
Vater und Mutter hatten fich voll Erwartung zurückgezogen.
„Es i| for Herr Ackermannt‟ fagte fie ruhig. „Ich habe keine
Liebe . . . Oder doch/' fügte fie hinzn- „ich habe eine Liebe; aber die
gehört meinem Jungen und feinem Vater. Was foll Ihnen folch eine
Frau! Ich habe keine Fröhlichkeih und ich pafie nicht in die Welt . . .
Und dann fühle ich auch wie ich müder werde von Tag zu Tag.“
„Sehen Sig" feßte Herr Ackermann bei ihren letzten Worten ein-
„das kommt von dem vermaledeiten Leben- das Sie führen. Paffen Sie
nur auf- wie Sie wieder jung werden - und fröhlich dazu- wenn
Sie - -.“
Er brach mitten in der Rede ab und blickte in ihr ungläubig, felt-
fam lächelndes Gefichh das ihn befremdete.
„Nay nat“ meinte er, und gab feiner Stimme einen treuherzigen
Klang- „Sie dürfen fich nicht über mich luftig machen. Ich bleibe
dabei: Wenn das Blut |o>tr ifi der Menfch elend."
Er begann von feinem reichlichen Auskommcn zu redent und wie
gut fie es haben würde.
„Bei jeder andren hätten Sie rechtr‟ entgegnete fie müde. „Aber
mein Leben liegt eben hinter mir." *
Er fagte: „Alte Gefchichten find alte Gefäzichten, Und nun fängt
etwas Neues an.“
Da erhob fie fich fehr blaßt und ihr Geficht bekam einen finfleren
Ausdruck.
„Sie irren -- diefe Gefchichte hört niemals bei mir auf. Ich habe
fie im Blut und gebe fie nicht her - für gar nichts in diefer Weit, Herr
Ackermann."
„Na, nm" antwortete er begütigend- „fo war es nieht gemeint.
Im Grunde macht es Ihnen ja Ehre- wenn iä) es auch nicht begreife-
wie man fich an einen hängen kannt der ein Frauenzimmer ins Unglück
gebraäpt und dann fich davon gemacht hat.
Wie er das gefagt hatte, erfchrak er vor feinen eigenen Worten.
„Niemand hat ein Recht- darüber zu fpre>7en/* fagte fie fcharf.
Und mit einem fchneidenden, leifen Lachen feßte fie hinzu: „Was
wifien Sie von diefem Menfchen!‟
Herr Ackermann nahm eine feierliche Haltung an.
„Ich weiß nichts weiter-r als daß ieh Ihnen gut bin. Und wenn
Sie Ia fagen- follen Sie es nicht bereuen."

Noch einmal wehrte fie fich gegen die Verfuchung. Eine Stimme
in ihr rief: Nein! und dreimal Nein! Aber ihre Vernunft fchalt fie.
Ich bin es meinem Jungen fchuldig - dachte fie und feufzte auf.
Und nun trat fie ganz dicht auf ihn zu.
„Überlegen Sie es fich ernfthaft!" warnte fie eindringlich.
„Da gibt's nichts mehr zu überlegen." antwortete Herr Ackermann.
„Gut . . . Dann frage ich Sie eins: Können Sie mir die Hand
darauf geben. daß Sie mit dem Jungen umgehen werden. als wenn es
Ihr Fleifch und Blut wäre?“
Als er mit der Antwort flugs bereit war. wehrte fie heftig ab.
Und kummervoll fagte fie: „Antworten Sie mir nicht fo gefchwind.
damit Sie es hinterher nicht bereuen. Denn nur um des Jungen willen
könnte ich Ja fagen - und nur. wenn Sie wiffen. daß diefes allein mich
dazu bringt."
Herr Ackermann lächelte breit.
„Wenn der eine Teil die Liebe und der andere den Verfiand hat. fo
gibt es eine gute Ehe."
Er wollte fie um die Hüfte fafien.
Aber Agnes Feuftel litt es nicht.
Er mußte ihr die Hand geben. die fie einen Augenblick fefihielt.
Dabei fah fie ihn durchdringend an. fo daß ihm unbehaglich zumute
wurde.
Auf diefe Art war das Verlöbnis zuftande gekommen. gerade als
der Flickfchufier und feine Frau bei dem entfcheidenden Wort in die Tür
traten.
Der Meifter holte aus dem Winkel die letzte Flafche Wein. die der
Küfer bei feinem jüngften Befuche mitgebracht hatte. fchenkte die Gläfer
voll und wifchte fich mit der groben Hand über den weißen Schnauzbart.
Alle waren in fröhlicher Stimmung - bis auf Agnes Feuftel.
die in tiefem Ernft das Glas zum Munde führte. Sie mochte den
Wein nicht.
. . . Jhr war. als tränke fie ihr Herzblut . . .

Neuntes Kapitel:

Die Wafchküche wurde zugeriegelt.
Der Küfer wollte nicht. daß ..feine Frau für fremde Menfchen fich

die Hände wund rieb", wie er fich in feinem jungen Ehemannsglüik
mit behäbigem Lächeln ausdrückte.
Und auf den Tifch kam roter und weißer Wein - wie es das
Gefchäft gerade mit fich brachte. Und jedes Malj wenn er eine Flafche
entkorktej fagte der Küfer: „Hier ifk es nicht wie bei armen Leuten."
Und über diefen vermeintlichen Wiß konnte er fich vor Lachen
fchütteln.
Wenn Herr Ackermann lachtej fiimmte der Flickfihufier mit ein- um
fich dem Käfer angenehm zu machenj nach deffen guten Tropfen er lechzte.
Und die Meifterin verzog ebenfalls den breiten Mund zu einem Grinfen.
Aber der Wein ließ doch keine fröhliche Stimmung im Haufe auf-
bli'ihen. Frau Agnes faß mit großen, ernfken Augen da und blickte ver-
funken in die Weite.
Und Alexander mied den Stiefvater und drü>te fich beifeitej fobald
er nur feine fchweren Säjritte vernahm,
Er glich einem edlen Hund- der einen böfen Herrn wittert und
knurrend es zu erkennen gibtj dann aber mit eingekniffenem Schwanze
fich ducktj weil man ihm im Haufe dai-ob gram ift.
Niemals redete er Herrn Ackermann an. Und niemals kam das
Wort Vater über feine Lippen. Und niemals brachte es die 'Mutter
aus dem Munde.
„Jfi der Mann fäjon zu Haufe?" fragte fie feheuj wenn fie fürchtetej
von ihm überrafeht zu werden.
Und der Junge gab in dem gleichen Tone Antwort.
Herr Ackermann tat ihm kein Leids an.
Er fühlte fich an fein Wort wie an einen Pfahl gebunden. Das
Wort fchnitt ihn wie ein Strick.
Er tat ihm kein Leids an - aber aua) weder mit Wort noch Blick
ein Gutes.
Und Alexander fpürte deutlicl» wie der Küfer die großem roten
Hände in den Tafihen ballte.
Er fühlte auch„ wie der Mann der Mutter wehe tatj deren Augen
immer größer-j und deren Mund immer verfchloffener wurde.
Der Junge dachte: Er möchte dich am liebfien pri'igelm daß dir
das Blut über den Rücken läuft.
Und wenn ein Blick des Stiefvaters ihn trafj erfchauerte er in
feiner kindlichen Phantafie,

Der Küfer bekam für ihn eine grauenhafte Fraße . . . So und
nicht anders ftellte er fich den Böfen vor. der auf der einfamen Heide den
Wanderer hinterrücks überfiel.
Und dennoch richtete fich die Stärke feines Haffes nicht gegen den
Stiefvater; fondern immer wieder fagte er leife zu fich felbft: An alledem
ift der fremde Mann fchuld. der dich und die Mutter fchuß- und wehrlos
zurückgelaffen hat.
Wurde der Küfer rüde. fo hatten auch die Flickfchuftersleute unter
feiner gewalttätigen Art zu leiden. Dröhnend fchlug er auf den Tifch
und fiieß unverhüllte. rohe Worte aus.
Dann nahm Frau Agnes den Jungen bei der Hand und verließ
ftill das Zimmer.
Sie klagte nicht und machte niemals Vorwürfe. Aber fie entzog
fich ihm auf ihre leife Art. gegen die der derbe Mann nicht aufzu-
kommen vermochte.
Und nun begann er die Frau zu quälen.
Er trank fin). wenn er die Fäffer abzog. Mut an und kehrte nicht
felten vom Weine fchwer heim.
Nahte er fich ihr dann mit feinem Begehren. fo ftöhnte fie in fich
hinein. damit der Junge es niäjt hörte. und wehrte fich mit den Kräften
ihres Leibes.
Der Mann geriet außer fich.
Seine roten Backen und feine kleinen Augen glühten vom Wein.
..Willft du dich als die heilige Agnes auffpielen. du Betfchwefier
du!“ ftieß er mit heiferem Lachen hervor.
Und Frau Agnes lag da - während der Schweiß aus ihren Poren
brach - und maß ihn mit verängftigten Blicken.
Sie dachte mit Grauen: Täte fich die dunkle Erde auf - für mich
und mein armes Kind!
In ihrer zarten Seele wuchs der Gedanke. mit dem Jungen
auf den Gottesacker zu gehen und ein Ende zu machen. Denn wie follte
fich Alexander mit der Welt abfinden. wenn fie einmal die Augen fchloß!
* Diefes quälte fie bis zur Bewußtlofigkeit und fog ihr das Mark
aus den Knochen.
Und Alexander fah. wie fie verfiel und dahinfchwand. Er fchluchzte
in feine Kiffen. bis die Augen trocken und tränenlos wurden - und wußte
fich keinen Ausweg.
„Mutter. was ift dir?" fragte er. Und der wilde Junge wurde fo

weich und fügfam. daß feine Güte in der Seele diefer armen Frau
brannte.
Sie lächelte wund und fagte: ..So lange ich dich habe. mein Kind.
kann ich mit Gott nicht hadern."
Diefes begriff er nicht.
Gott hatte für ihn aufgehört. Und in den fchlaflofen Stunden
der Nacht rang er mit einem. der draußen in der weiten Welt war.
Aber wo war er? - - Und wie fand er ihn - - um die große
Abrechnung zu halten.
Eines Nachts hörte Alexander. wie die Mutter auffchrie.
Er horchte mit verhaltenem Atem. Aber kein Laut drang mehr
zu ihm.
Eine lange Weile verftrich.
Er fühlte. wie es in feinen Schläfen und Fingerfpißen pochte.
Was war gefchehen? fragte er fich dumpf.
Er fchlich an das Schlafzimmer der Mutter und laufchte.
Da drinnen war es totenftill.
Lange verharrte er vor der Tür. und feine Angfi wuchs.
Dann ging er auf den Fußfpißen in die Werkfiatt . . .
Da hing an der Wand ein altes Gewehr. deffen er fich mühfam be-
mäajtigte.
Und wieder fchlich er fich behutfam und vorfichtig zu dem Schlaf-
raum.
Mit zitternder Hand öffnete er die Tür.
Es war ganz dunkel.
Was follte er tun?
War das Gewehr geladen? . . .
Sollte er losdrücken? Oder den Kolben auf das Haupt des Mannes
faufen lafien?
Und während er noch überlegte. fchlug die Mutter die Augen auf.
Und fofort wußte fie. daß ihr Junge im Zimmer war.
„Alm-ander. was tufi du? Was willfi du?"
Und er antwortete leife - aber jede Silbe betonend: ..Den böfen
Menfchen da will ich totfchlagen."
Sie war mit einem San aus dem Bett und drängte den Jungen
in feine Kammer.
Sie ruhte nicht eher. bis er wieder im Bette lag. Dann kniete fie
vor feinem Lager nieder und rief voller Verzweiflung: ..Alerander. wie

kannft du mir das antun?! Weißt du denn. was du im Sinne hatteft?
- Einen Menfchen totfchlagen! -* -"
Sie weinte jammervoll.
Er rührte fich nicht.
Sie zündete eine Kerze an und fah in feine ftarren Züge.
Da fagte er - und ein Grauen packte fie - ..Mutter. eines Tages
werde ich einen Menfchen totfchlagen.“
Sie fand kein Wort der Entgegnung.
Sie duckte fich neben ihn in das fchmale Bett und weinte unauf-
hörlich.
Den Jungen fchüttelte es.
Dennoch blieb er ftumm und ließ die Mutter in ihrer Qual.
'k ?K K
Wer vermag in die Seelen der Menfchen zu blicken -- ihr Geheimnis
zu enträtfeln - und hinter ihr zerklüftetes Wollen zu kommen!
Der Zwiefpalt. in dem fich Herr Ackermann befand. machte ihn un-
ficher und täppifch.
Er fühlte fich in feinen Hoffnungen betrogen und hielt fich für
geprellt.
Wozu hatte er geheiratet? . . .
Ich tue doch alles. was in meinen Kräften fieht. arbeite mich ab -
die Frau führt ein Leben. wie fie es vorher nicht gekannt hat. Und
zum Dank dafür - Profit die Mahlzeit!
Er hatte fich gut gebettet . . .
Zuweilen überfiel ihn die Wut. Er dachte. er müßte es fich er-
zwingen. Dann redete er mit lauter Stimme. daß es im Haufe zurück-
hallte. und wartete gleichfam gierig auf ein Wort des Widerfpruches.
um fich auf fie zu [kürzen und ihr den Herrn zu zeigen.
Aber diefes Wort vernahm er niemals.
Und wieder gab es Stunden. in denen er fich aufrichtig fchalt und am
liebften vor fie hingetreten wäre. um ihr die Hände zu küffen und fie um
Verzeihung zu bitten. Jhr Anblick rührte ihn. und er kam fich wie ein
ungefchlachter Gefelle vor. der es nicht verdiente. neben ihr zu atmen.
Indeffen fand er nicht das rechte Wort. konnte es nicht aus der
Kehle bringen und fpürte. wie linkifch und ungehobelt er war. weil er
es nicht verfiand. mit einer fo feinen Frauensperfon umzugehen.

Sieht aus wie ein Mutter-Gottesbild - und fchwindet dahin wie
ein Lichtchen am Chriftbaum . . . dachte er.
Im geheimen gab er die ganze Schuld dem Jungen. Wenn der
Junge nicht wäre. würde die Frau fich ihm zuwenden - vielleicht ihm
felber Kinder fchenken - und alles würde zum Guten ausfchlagen.
Der Junge itand ihm im Wege - mit feinem ftörrifchen Wefen.
mit feinen tückifchen. funkelnden Augen und mit feinem fchwarzen Zigeu-
nerhaar. von dem eine unheimliche Leuchtkraft ausging. Wenn er ihn
aus dem Haufe kriegte. fo hätte er gewonnenes Spiel.
Diefer Gedanke feste fich in ihm feft wie ein Glaubensfas. den er
in der Schule gelernt hatte.
Der Mann konnte fein Wefen nicht enthüllen. Nur das Rauhe.
Ungebändigte und Schamlofe brach fichtlich aus ihm hervor.
Frau Agnes mochte gleichwohl den dunkelen Drang feiner Seele
ahnen. Er tat ihr dann leid; denn fie fühlte fich ihm gegenüber in der
Schuld. weil fie feiner Werbung - troßdem eine innere Stimme fie
gewarnt hatte - gefolgt war.
Das tiefere Unrecht indeffen hatte fie gegen fich felbft begangen -
gegen die eigene Natur hatte fie fich verfündigt.
Und davon trug fie eine Wunde. die fich niemals fchließen konnte.
Vielleicht wäre fie über den Frevel an Leib und Seele hinwegge-
kommen. wenn der Mann den Weg zum Herzen des Jungen gefunden
hätte. Denn um des Jungen willen war es ja gefchehen.
So aber durchdrang fie eine Schmerzhaftigkeit und eine innere
Unruhe. die von Tag zu Tag wuchfen. - Wie mit einem Makel behaftet.
dünkte fie fich. Sie aß das Gnadenbrot eines fremden Mannes. vor dem
ihr fchauderte - mit dem fie nichts gemein hatte.
Wenn er fich ihr nur näherte. ftieg ein Grauen in ihr auf. Und
vor den Forderungen feiner Liebe entfeßte fie fich.
Sie faß ftundenlang am Fenfter - die mageren Hände im Schoß
- und fann vor fich hin.
Sie hatte kein Bedürfnis nach dem Umgang mit Menfchen. Und
niemals griff fie zu einem Buche. Das eigene Leben war ihr ein großes
Rätfel. an dem fie fich Herz und Hirn wund rieb. - Sie war zu einem
Sohn gekommen - fo ahnungslos. daß fie es nie begriff. - Und der
Mann. den Gott für fie gefchaffen hatte. war ihr nach wenigen Stunden
weit entrückt.
Ihr Leib hatte eine einzige Frucht getragen. um dann zu verblühen

und zu verdorren. Diefes alles faßte ihre arme Seele nicht. - Diefes
alles war fo dunkel und des Geheimniffes voll. daß es fie ganz beherrfihte
und fie keine Menfchen und keine Bücher brauchte.
Was konnten ihr die Menfchen und die Bücher fagen?! . . . .
Aber in ihrem Grübeln kam fie zu einer Erkenntnis. die - wie
fie ahnte - den Sinn des ganzen Lebens auffchloß: Ein Menfch kann
nur wachfen und mit Luft atmen. wenn er Liebe findet. Sonft geht er
wie ein armes Pflänzchen ein und ift um fein irdifches Leben betrogen.
Ein feines Lächeln verfchönte ihre durchfichtigen Züge.
Die Stunden des Iunitages blühten in ihrer Erinnerung auf. und
fie meinte. die Schönheit des Dafeins hätte fich troß alledem ihr aufgetan
wie keinem Menfchen diefer Stadt - wenn auch nur fiir eine karge Frift.
Sie bangte für ihren Jungen. der Liebe brauchte und fo einfam
heranwuchs.
Und das Grübeln tat ihr weh. weil es fich immer um denfelben Punkt
drehte.
Sie fchloß die Wafchküche wieder auf und holte fich von den Leuten
Arbeit. Die Hände träge in den Schoß zu legen - dafiir war fie nicht
gefchaffen. Und in der Wafchküche war fie unbelaufcht. und der Iunge
konnte fich am beften dort zu ihr flüchten.
Der Kirfer riß den Mund auf und wollte es nicht dulden.
..Solange ich gefunde Knochen habe." fagte er. ..follf't du dich nicht
fchinden.“
Dabei zeigte er die großen Zähne und lachte gutmütig,
Sie nahm ihn vorfichtig bei der Hand. führte ihn hinauf ins Zimmer
und beftimmte ihn leife. fich zu fchen.
Er ahnte nichts Gutes.
..Laß uns wie zwei ehrliche Menfchen auseinandergehen.“ fagte fie
demi'ttig. ..Es war ein bitteres Unrecht. daß ich damals nicht bei meinem
Nein blieb. Sieh. ich trage das Bild eines anderen Mannes im Herzen.
Und neben diefem Bilde ift kein Raum."
Sie blickte ihn dabei mit großen. flehenden Augen an.
„Ich weiß es." fügte fie no>f leifer hinzu. ..daß von mir keine
Wärme ausgeht, Ich weiß es - und kann es nicht ändern. Aber nun
es einmal fo ift - gib mich frei!“
Herrn Ackermanns rotes Gefieht wurde noch dunkler als fonfi. und
auf den großen Händen tauchten Flecken auf_ fo begann es* in ihm
zu kochen. Einem Krebs im heißen Waffer glich er.

n
X
\
X \
ID
1"
.X
KN
'.
.l
1..
c
'l'
l
...l
c
'4
4U
a
"l
1â€˜.

_läk__.__"-K
e'
1
k
"x
- x
ö" z". Wee'
. ,. -- . *
l.. 'Ü,rid..!
:71-
Kiq). ix 49“-- *
f' Ö(©/
_.* .-

..Daraus wird nichts." ftieß er zornig hervor. „Ich laffe dich nicht.
Das find Weiberfaxen. mit denen du mir das Leben fauer machen willft."
Und da fie beharrlich fchwieg. legte er fich aufs Bitten.
Sie antwortete traurig: ..Gib mich frei um deinet- und um meinet-
willen. -- Es geht nicht anders."
..Es muß gehen." fchrie er wild auf und packte fie beim Handgelenk.
Alle Selbftbeherrfchung verließ ihn.
Da machte fie fich gewaltfam los und lief in die Wafchküche. die fie
hinter fich zuriegelte.
In der fpäten Nachmittagsfiunde kam Herr Ackermann unerwartet
nach Haufe. Mitten in der Arbeit hatte ihn die Furcht überfallen. die
Frau könnte mit dem Jungen das Haus verlaffen haben. und er würde
das Neff leer finden.
Er atmete erleichtert auf.
Der Junge war im Zimmer. Und die Mutter war fort. um die
Wäfche zu den Kunden zu tragen. Er ließ fich fchwer auf den Stuhl fallen.
..Zieh mir die Schuhe aus." befahl er.
Dem Knaben fcieg das Blut zn Kopfe. und er zögerte einen Augen-
blick.
..Haft du Watte in den Ohren?" fchrie er.
Alexander bezwang fich.
Er bückte fich. während der Groll fein Herz lauter und heftiger
fchlagen machte.
Herr Aäermann knirfchte unverftändliche Worte zwifchen den Zähnen.
Der Junge mühte fich vergebens; feine Hände firäubten fich.
..Rafcher." kommandierte Herr Ackermann und verfeßte ihm einen
leichten Stoß.
Alexander fchnellte in die Höhe und rührte fich niäjt mehr.
..Auf der Stelle nierderknien." befahl Herr Ackermann.
Alexander regte fich nicht.
Er ftand wie angewurzelt da und fein Atem ging unruhig.
Der Küfer hob plötzlich den Arm.
..Ich zähle bis drei." fagte er in maßlofer Wut - und die kleinen
Augen fchienen ihm aus den Höhlen zu fpringen.
Zähl' du bis drei - dachte Alexander - und das Herz ftand
ihm fiill.
..Eins - zwei - und - drei."
Der Arm faufie auf Alexanders dünne Schulter.

Die reines Herzens find Felix Hollaender,
Die Zähne zufammengebiffen - und keinen Laut von fich geben.
Lieber fierben als Folge leifien. - Das war es. was dem Jungen
durch den Kopf fchoß.
..Niederknien." brüllte Herr Ackermann - und die Backenknochen
traten ihm hervor.
Einer Statue gleich - kühn -- und fchön - fiand Alerander da.
Nun kam das Ende - und mit einer feinen Wollufi fah er dem
Tode ins Angeficht.
Hatte der Mann die Befinnung verloren? Wie ein Rafender ging er
auf den Knaben los. der in fiäj hineinächzte und die Schmerzen niederrang.
Da wurde plötzlich die Tür aufgerifien. und zwifchen den Jungen
und den Mann trat Frau Agnes -- fchreckensbleich - hob die weißen
Arme empor und fiieß den Mann zurück. als hätte ihr Gott übermenfch-
liche Kräfte verliehen.
Und in leidenfchaftlichem Schmerze - mit funkelnden Augen -
wie umgewandelt -* rief fie: ..Hinaus. du niederträchtiger. fchlechter
Menfäj! Oder ich und mein Kind gehen!"
So hatte Herr Ackermann die fiille Frau noch nicht gefehen.
Ihre Stimme fchlug nicht über. Aber fie hatte einen Klang. der
ihm ins Mark fchnitt.
Und ihre drohende Haltung fchüchterte ihn unwillkürlich ein.
..Gut - ich gehe." fagte er plötzlich.
Aber dann packte ihn die Wut. Mit heiferer Stimme feßte er hinzu:
..Magfi mit deiner Brut verrecken."
Sie hörte ihn nicht mehr. Sie atmete nur befreit auf. als hinter
ihm krachend die Tür zufiel.
Sie beugte fich über Alexander. und ihre Hände glitten lind und
fanft über fein Geficht - wie Mairegen über junge Knofpen.
..Jüngele. tut's weh?" fragte fie bebend.
Alexander lächelte nur und fah fie mit großen Augen unbe-
fchreiblich an.

Zehntes Kapitel:

Wieder hüllte fie der Dunft der Wafchküche ein. Und wieder hielt
fie fich an die Arbeit. die ihr faurer fiel denn je. ohne daß fie es fich
merken ließ.

Der Flickfäjufter hatte gewettert und geflucht. Er wollte um jeden
Preis den Friedensfiiftrr machen und die Tochter mit dem Küfer ver-
föhnen.
..Hör' davon auf.‟ fa-gte fie kurz. „fonft packe ich meine fieben Sachen
und fuche für mich und meinen Jungen anderswo ein Unterkommen.“
Vor diefem Starrfinn mußte er weichen.
Aber jeden Tag. den Gott wachfen ließ. wurde er knurriger und
mißvergnügter. Die Tafel wurde wieder kahler und - was ihn am
meifien wurmte - der Wein des Küfers fehlte.
..Dies mag dir Gott verzeihen.“ fagte er in feiner tränenfeligen
Art. ..Lange mach' ich's nicht mehr - und du bift es. die den Nagel
zu meinem Sarge gefchlagen hat.“
Sie ließ ihn toben und widerfprach nicht. Der alte Mann redete
von feinem Sterben. während fie über dem eigenen Haupte die Flügel
des Todes raufchen hörte.
Wie eine traurige Melodie klang während der Arbeit ihr Hüfteln.
Wenn der Junge in der Wafchküche war. nahm fie fich gewaltfam zu-
fammen. Aber die Bruft tat ihr dann um fo weher.
Ihre Augen erhielten jenen überirdifchen Glanz todkranker
Menfchen . , .
Und eines Tages mußte man fie aus der Wafchküche in ihr Bett-
tragen,
Sie war ftill zufammengebrochen.
Und wie fie von ihrem fchmerzensreichen Dafein nie ein Aufhebens
gemacht - fo fuchte fie noch lautlos mit Freund Hein fich auseinander-
zufeßen.
Alexander rührte fich nicht von ihrem Lager.
Und fie hielt wie einen leßten Troft beftändig feine Hand um-
klammert.
Er ftellte keine Fragen.
Er laufchte in tiefer Seelenangft auf ihr ftoßweißes Atmen. durch
das zuweilen ein unheimliches Surren klang.
Und er vernahm. wie der Tod leife und beharrlich mit dürren
Fingern klopfte.
„Alm-ander. verfchlucke deine Tränen. Die Mutter darf fie nicht
fehen. Die Mutter braucht ihre Ruhe und ihren Frieden.“ - So
iprach der Junge zu fich.

Und wie ein kleiner Held zwang er den Schmerz nieder- der in ihm
tobte und das .Herz ihm zerriß.
Der Arzt kam und fah mit Erbarmen in dies abgezehrte Gefieht,
dem die Krankheit feine Schönheit ni>)t hatte nehmen könnent und defien
Adel im Leiden wuchs. .
Und nun fiellte es fich heraus- daß die Menjihen diefer Stadt doä.
von ihrer Reinheit wußten und von der Größe ihrer Lebensführung.
Der Arzt behandelte fie mit einer Ehrerbietung, die wie ein flüchtiger
Sonnenflrahl auf den Kummer des armen Jungen fiel.
Und die Leutet für die fie all die Jahre gewafchen hatte, fehickten
ihr Blumen- jo daß ihre armfelige Kammer fich in einen Garten
wandelte.
Ami) der Vater und die Mutter traten auf den Zehen in das Zimmer
und wagten es nicht, durch laute Worte ihre bange Ruhe und ihren
mühfeligen Frieden zu fibren.
Sie fehlug die Augen auf und fagte: „Jüngelet rück' mir näher."
Und nun begann fie ihm mit letzter Kraft zu erzählen:
„Du follft nicht denken7 daß mein Leben elend gewefen ift. Immer
jollfi du dir in deinem Schmerze jagen7 daß die Mutter einen Tag hattex
von dem fie ihr ganzes Dafein gezehrt hat. Siehft dut Jüngele- manchen
gibt Gott das Glück in kleinen Bifien. Zu mir kam es auf einmal --
und in Fülle. Ich flog deinem Vater zu und hätte in felbiger Stunde
den Tod auf mia) genommen- wenn er es gewollt hätte. -- Nur einen
Tag kannten wir uns- Jüngele. Aber an diefem Tag war der Himmel
klar- und mir fehlen est als ob die Welt in Gold getaucht wäre. Um
mich und in mir blühte alles.
Und weißt dm" fuhr fie fortt „du wirft ganz wie er. Immer- wenn
ich meintet das Leben fei zu fchwer - ich könnte es mit meinen fchwachen
Knochen nicht tragen - dann brauchte ich nur dich anzuiehen- und mein
Herz lachte . . .
„Ach, Jüngele/ fagte fieF „die Menfchen find viel beflerx als man
denkt. Und die Welt i| fchönen als man ahnt.“
Sie jeufzte tief anf.
„Und nun mußt du es wiffen- mein geliebtes Kindx daß die Mutter
bald fortgeht. Iüngele- nicht weinen. Stark follfi du fein und mir dic
.Hand darauf gebeny daß du ein guter Menfch wirft."
Alexander verbarg den Kopf in ihrer Bettdeclwx und fie legte beide
Hände anf fein junges Haupt- als wollte fie es fegnen.

Und ihre Lippen beteten leife. das erfie Mal nach vielen. vielen
Jahren.
..Iüngele.‟ begann fie nach einer Weile von neuem - und die
Worte rangen fich immer fchwerer und mühfeliger los - ..nun mußt
du mir noch eines verfprechen: Jeden fchlechten Gedanken an den Vater
follfi du begraben. Und wenn er eines Tages doch in deinen Weg tritt.
fo fage ihm: Mit meinem letzten Wort - mit meinem leßten Atem
habe ich an dich und ihn gedaajt."
Sie wollte feinen Kopf hoch nehmen und ihm in die Augen fehen.
Aber Alexander klammerte fich mit den Zähnen an die Decke und
ftöhnte in fich hinein.
Die Mutter durfte fein Geficht nicht fehen. aus dem der Haß und
die Bitterkeit all der Jahre gegen den fremden Mann hei-ausgebrochen
waren. ,
Die Mutter nahm fein Schweigen für ein gutes Zeichen und lächelte
felig.
Sie fchloß die Augen in Todesfehnfucht und Erfchöpfung.
Aber noch einmal richtete fie fich mühfelig in den Kiffen auf,
..Iüngele.‟ - fie fah ängfilich nach der Tür. ob etwa irgend jemand
laufchen könnte.
..Iüngele." flüfierte fie ihm ins Ohr. ..in der Wafchküche habe ich
unter der Steinplatte etwas für dich hingelegt. Das helft du dir. wenn
ich nicht mehr bin.“
Nun fank fie zurück. röchelte ein wenig und fchlief ein.
Die ganze Nacht wachte Alexander bei ihr. Und mitten in der
Nacht _ im tieff'ten Dunkel trat der Todesengel an das Lager.
Ganz behutfam und facht nahm er von ihr die Bürde des Lebens.
Und bevor ihr Dafein erlofch. kam noch das Wort über ihre
Lippen: ..Alexander Oblomoff."
Diefes war das Sterben der Agnes Feuftel.
Fortfetzung im Märzheft.

Richard Schaukal:
Rainer Maria Rilke.
Jeder wahrhaftige Künfiler wandert immer wieder neue Wege zu
fich felbft, Und wenn er fich erreicht hat, ift er auch immer wieder über
fich hinaus gelangt.
Der Dichten auf deifen Werk diefe Zeilen weifen follen- hat dae'.
Geheimnis jener völligen Annäherung, die alfogleich Schonwiederfortfein
werden mußt im Bilde der Fontaine oft und oft mit allem Reiz des
Myfieriums verkündet. Es werden viele daran nur die fchöne Mufik der
plätfchernden und wie von einem Wind geblähten Wafierfchleier
bewundern. Was andere nicht hindern kannt das Mehr an
Seelifehem zu empfinden, zu erleben- das diefe Worte fo leicht macht und
fo fchwer-metallen klingend doch ins Rund der Formung fallen läßt.
Kaum hat je einer feit Hölderlin und Novalis da3 Myftifche des dia;-
terifchen Fleifehwerdens des Wortes - der biblifche Anklang ift nieht
zufällig -- der laufchenden Empfänglichkeit näher gebracht als Rilke.
Diefer *- neben Gerhart Hauptmanm den man bei uns in feinem auf-
reibenden Ringen nicht vecfiehen will und wohl auch nicht zu ver-
fiehen vermag -- tieffle unter den dentfehen Dichtern unfrer Zeit- gleich
weit entfernt von der bloß „literarifehen“ Efoterik der gehaltlofen
Zeichenfprache, wie von der bloß faktifchen Aktualität der konven-
tionellen Begriffe- gefialtet in feinem wunderfamen Auffiieg zu ganz
freifchwebender Bewußtlofigkeit das einzige diehtcrifehe ErlebnisF dae
Ewigkeitswert in fich trägt: das der Welterkenntnis, die die Erkenntnis
Gottes ift. Es haben andre mehr oder weniger groß und nachhaltig die
Ereigniffe des Oberflächendafeins - wozu auch alle fogenannte Pfyeho-
logie gehört - mit ihren neuen oder alten Worten bezwungen. Er
hat viel mehr erreicht, hat die magifihe Kugel der von innen heraus ec-
haltenen und erhellten Einheit in feinen Worten zu fchwebendem Ver-
weilen nicht gezwungen, fondern vermoeht.
Drei Bücher kommen in Betracht: „Das Bua) der Bilder" - dad

in feiner neuen Ausgabe!) ein mehr als bloß bereichertes: ein erfülltes, ein vollendetes Werk vorftellt _z „Das StundenbuchWY die große lyrifche Epopöe der Trias: Gottheit, Welte Menfchheitz „Gefchichten vom lieben Gott““)t ein wunderfanies Buch der Einkehr bei den Kleinen, derer das Himmelreich ifit ein Buch der Tolfioifchen Metanoia, des Stehenbleibens, des Aufhorchens, Sich-befinnens7 zwifchen „Buch der Bilder" und „Stun-denbuch“ mitten innehaltendt wie ein Steg aus der Zeit in die Ewigkeit.
Manche Gedichtebände find vorangegangen. Seit „Larenopfer‟ (1896) den Werdenden ankündigtef „Traumgekrönt“ (1897) den Bleiben-den beftätigtef haben allzu fpielerifche fuji-e la majn-Verfe (,rMir zur Feier") und dramatifche Verfuche („Unfer täglich Brot gib uns heut") den Namen eines nicht gewöhnlichen Diihters weiter getragen; ein ade-liges- fiih zu flammenden Verfen fteigerndes Profagedicht „Die Weife von Leben und Tod des Eornett Ehrifloph Rilkc') (1899 gefchrieben- zu-erft 1906 in der Prager „Deutfchen Arbeit‟ veröffentlicht) fchenkt fich wenigen Liebhabern. Jene drei Bücher aber find est die den Namen Rilke hochhebenL alfot daß er in der Nähe unfrer größten Lyriker fteht (denn auch die Profa der „Gefchichten" ift wefentlich „Lyrik"),
Es werden jest vieleF vielzuviele Gedichte gefchrieben. War die Tätigkeit der Heine-Geibel-Epigonen eine mehr oder minder harmlofe Privatangelegenheitt fo wird heute von flinken Laufchern nach rechts und links ein peinliches Spiel der halbwahren- der waäi in forgfältiger Ver-zü>iheit taumelnden Verfelei getrieben- das immer wieder andre Akteurs zu fchwankender Erfiheinung emporträgt (Walter Caleb war der Typus diefer Leferliteraten).
Riihard D e h ni el und Arno H o lz find die Spißen, die aus einer kaum mehr zu überblickenden lyrifchen Mittelgebirgs- und Hügellandfihaft ragen. Liliencron ifi ein imponierender Ausläufer einer ältern Generatiom ert wie immer bei uns- zu fpät gepriefen als ein Anfang, da er doch ein Erbe mit lebendigen treuen Händen verwaltet, Stefan Georget ein herb und ftreng umriffener Eharakterkopf- repräfentiert die Kultur eines ganz auf die Verfelbfiändigung einer durch lange Zeit

1) Bei Are(Innerer, Berlin- 1907.
2) In 500 numerierten Exemplaren im Infelverlag zu Leipzig- 1905. (2. Auflage 1907.)
3) 2. Auflage (im Infelverlag zu Leipzig) 1906,
*) In 300 numerierten (fumptuös ausgeftatteten) Exemplaren bei Axel Juncker- Berlin- 1907.

arg verwüfteten Form gerichteten. durch Eisdecken vom firömenden Leben
gefchiedenen intellektuellen Eklektizismus. H o f m a n n s t h a l . um-
ringt von charakterlofen plappernd gefchwätzigen Nachahmern. hat eine
leifere. weichere. dennoch ihrem Charakter nach eher romanifche als
deutfche. fich in Arpeggien wiegende Tonart angefrhlagenz Börries von
M ü n ch h a u f e n. der unfireitbar erfte Balladenfänger feit Strachwio.
fieht abfeits. Manche nicht allzu weit reiäjende Eigentöne fpiegeln fich
fchon gebrochen im Echo der pilzartig rafch um fie auffchießenden Ge-
folgfchaft. Viele. die noch an die ungemeinen Abenteuer der ziellofen
Wanderfchaft glauben. zerren ungeduldig an der Nabelfchnur. die fie
mit der Tradition verknüpft. Eine llbermenge von Anthologien ver-
wirrt mehr. als fie ihn leitet. den Blick williger Genießer. Ein breites
grünes Teppichrafenniveau dehnt fich fchwellend. Gefchickte Gärtner
pflegen zärtlich originell geordnete Beete von Zucht- und Zierblumen.
Sehr viel vereinzeltes Schöne kommt zu Markt. Ein wirklich künftlerifch
gefieckter Strauß der Bierbaum. Falke. Scholz. Dauthendey. Vefper. Stol-
zenberg. Henkell. Heffe u. a. müßte wunderbar frifch und farbig geraten.
Aber nicht wie in der Profa (Emil Strauß. die Brüder Mann. Rudolf
Huch. Weigand. Eduard Keyferling. Dora Hohlfeld. Schaffner. Knoop
u. a.) find die ftarken gefchloffenen Einheiten deutlich. Und die wenigen
fcheinen von der eigenen Manier erfchöpft (freilich kommen merkwürdige
Jüngfie herauf: Urbas. Geiger. Schirmer. Lieber. Brod).

Rilke ift einer der feltnen. die ihre Manier - denn das war
fie. wie fein Bemühen darum noch in ..Mir zur Feier". ja im erften
..Buch der Bilder" zeigt - zum vollgültigen Ausdruck feiner feelifchen
Wefenheit gefchaffen haben.

Solang ein Dichter noch nicht zu fich felbfi gelangt ift. wirkt fein
Streben zu fich immer als Manier. Rilkes Entwicklung liegt zutage.
Man kann alle feine Verfuihe bis zum erfien Buch der Bilder ver-
werfen als Vorläufigkeiten (der Liebhaber wird fie gerne rückdeutend
betrachten). Kaum aber ift eine Entwicklung über ihre erfien Windungen
je fo rafch zur Spirale emporgefchoffen. Hugo von Hofmannsthal. den
man oft mit Rilke nennt. zeigt den umgekehrten Fall: einen fierbendeu
Frühling. Der Fluch des Unorganifchen bewahrheitet fich. Rilke
hat fich in fich felbft langfam zurecht gefunden. Hofmannsthal hat alle
Blüten in einer Nacht prangend entfaltet: ein Blühen. das üppigften
Reichtum hatte ahnen laffen dürfen. Aber es war ein Treibhausgewächs.
defien feine Wurzeln im magern Topferdreich verkümmern. Rilkes

Werk verftreut aufwachfend Flugfamen in alle Winde, Aber die Wurzel
hat fich ins Tieffte der eigenen Natur gefenkt.
Es foll nicht geleugnet werden, daß Rilkes Manier auch heute noch
das Spielerifche pflegt. Verfe wie:
Reitet der Ritter in fchwarzem Stahl
hinaus in die raufchende Welt.
Und draußen ift alles: der Tag und das Tal
_und der Freund und der Feind und das Mahl im Saal
nnd der Mai und der Wein und der Wald und
J d e r G r a l
find hart an der Grenze des Möglichen, und wer ihnen einmal in ungnä-
diger Stunde fcheel geworden iftj dem wird fich der Dichter nicht allzu
leicht wieder befehlen dürfen.
Mir find fehr ernfie Genießer lyrifcher Kunfi bekanntj die un-
umwunden erklären- diefe Verfe „drehten“ ihnen „den Magen um“.
Ich kann es ganz gut verftehenf denn ich felbfi hatte immer wieder mit
lebhaften Widerftänden gegen das allzu leicht Hingleitende und von
Stufe zu Stufe mit Geläut Abfpringende vieler diefer Gedichte zu
kämpfen. Aber ich habe Rilke trotzdem lieb gewonnen (das muß man
wohl iiberhauptj wenn man einem Dichter nahe kommen will)j ich habe
ihn immer wieder fchäßen gelernt und bekenne feinen höchf't achtbaren
Widerfaäjern ebenfo unumwundenj daß ich feine dichterifche Kraft und
Größe heute verehre. Und ich möchte möglichfi viele zu den Zauber-
gärten diefer einfamen und viel zu wenig beachteten Kunft geleiten.
Wir biegen die gefchmeidigen Ranken fchonend weg und treten ins
Innere des umragten Rnnds. Man bleibe nur einmal bei jenen den
Mißvergnügten fcheinbar wehrlos ausgelieferten Verfen. Haben fie nicht
Mufikj niäjt nur die vielleicht allzu leichtfinnige der Wortej niaft nur
die vielleicht allzu glatt gleitende des Rhythmusj fondern die innere
einer aus dem Überfluß ins Freie drängenden Seele? Und wenn die vor-
zitierte Versreihe fo fchließt:
„und Gott ift felber viel taufendmal
an alle Straßen gefiellt",
ifi das nicht dichterifch? Was für ein lebendiges und bei aller Origina-
lität der Fügung ungef u cht fich aus den waghalfigen Worten ins
Klare der Anfihauung ftellendes Bild! Die Metaphorik eines Dichters
zeugt von feiner Urfpriinglichkeit (oder gegen ihn; fiehe das Heer der
vertrackten Verfemacher auf geduldigem Büttenpapier). Und der Bilder-

faal Rilkes ift eine Schaßkammer prachtvollfier Metaphern. Wenn er
von Gott fagt:
..Du gehft wie lauter lichte Rehe.
und ich bin dunkel und bin Wald.“
fo ift das. fiir mein künfilerifches Empfinden wenigftens. unübertrefflich
groß und immer wieder ans Heiligfie der Seele greifend. fie in Andacht-
fchauern bewegend.
Und von folchen wunderbaren einmaligen Fügungen find die beiden
Bücher übervoll. Ich will die Juwelen nicht aus der Fafiung brechen.
_ Auch fie ift reines Gold.
Denn diefe beiden Bücher find nicht bloß Sammlungen mehr oder
minder fäjöner und bedeutfamer Gedichte. fie find jedes ein Ganzes. Ins-
befondere gilt dies. da das „Buch der Bilder" vielen eher als ein ge-
fchmackvoll gefügtes Gefchmeide erfcheinen mag. von dem ..Stundenbuch".
das in die drei Teile: Vom mönchifchen Leben; Von der Pilgerfchaft;
Von der Armut und vom Tode fich gliedert. Es ift als Ganzes größer
noch als feine Teile. und wenn ich Rilke einen großen Künftler nenne.
weife ich immer diefes Buch vor. Das ..Buch der Bilder" zeugt ficherlich
von einem überragenden Dichter. aber das. was einzig Ewigkeitswert
gibt. erhellt aus ihm allein nicht: die bedeutende menfchliche Perfönlichkeit.
Man mißverfiehe dies nicht. Nicht etwa foll hier der einigermaßen
philiftröfen Auffaffung gehuldigt werden. nur der ..große Charakter“
könne einen großen Künfiler gewährleiften. Er mag ihn nicht aus-
fchließen. keineswegs wird er ihn verbürgen. Nur ein Name fiehe fiir
viele. diefen Irrtum zu verfcheuchen: Verlaine. Aber eines ift ficher: das
Artiftifche genügt nicht zur Größe. In Rilkes „Buch der Bilder". zumal
in der durch fo unnennbar fchöne Eyklen wie die „Neun Blätter“ „Die
Stimmen" vermehrten zweiten Ausgabe. weifen Partien auf das Größere.
Aber der vorherrfchende Eindruck bleibt das Artifiifche. d. h. das rein
bildnerifche. ,.nur" künftlerifch Vollendete. das im Grunde belanglos ift.
Das ..Stundenbuch" aber zeigt den dichterifch erfüllten. dichterifch be-
gnadeten M e n f ch e n . das Gefchöpf.
Und dies ift mehr. Alle Dichtung. die n otw en dig ift.
löft ein Menfchliches rein in die Form auf. Niajt die Ma-
terialfpuren mögen hier betont fein. Im Gegenteil - a u f -
l ö f e n foll das Gedicht fein Stoffliches. Aber d a muß es
gewefen fein. Nicht aus der Kunft in die Kunft - das
mißverftandene „i'm-t pour kurt“ - dichtet der wahrhaftige Schöpfer.

Das „l'art pour l'urt“, das ich durchaus anerkenne. befagt: Kunft
für künftlerifch Empfindende. Denn Kunft ifi nicht wie eine Zeitung dem
Lefenden frei. Kunft will kiinfilerifch erlebt fein. Aber Kunft ift
Seelenfprache. nicht Zeremoniell. Mag diefe Sprache fich fiilifieren. fich
verfchnörkeln. fich verzärteln. fiäj gar verweigern: es ift doch ein Menfch.
der fie aus fich herausholt. Und was diefer d i ch t e r i f ch e Menfih fei,
darauf allein kommt es an. Das mehr oder minder an ..Dar-
ftellung" bedingt die Wirkungsmöglichkeit feiner künfilerifchen Erfchei-
nung. Aber fich felbfi. immer fich felbft hat der dichterifche Menfch dar-
zufiellen. Ob dies der Fall fei. foll der andere. der Genießer empfinden.
Und nun muß ich wohl Skeptikern gebührende Bewegungsfreiheit lafien.
Sie wollen hier von „Gefchmack" fprechen. Es fei ihnen verbilligt. Nur
wird man mir erlauben. daß ich einen guten anerkenne und wie im
Metaphyfifchen. alfo auch im äfihetifchen ..Abfolutifi". dem „Prinzip‟
zur Geltung verhelfe.
Rilke zeigt in feinem Gott fuchenden. Gott erflehenden. Gott
zwingenden ..Stundenbuch" einen dichterifchen Menfchen von größten
Umriffen. von erfüllter. von wahrhaftiger Seele. Das ganze Werk
Dehmels ifi ein gewaltiges Ringen zum dichterifchen Ausdruck eines
ungeftümen. fich ge gen die Formung wehrenden Ichs. Rilkes Werk
hatte bisher nichts gezeigt als einen fich immer reiner konturierenden
Dichter. Die Literaturgefchichte läßt alle bloßen „Dichter“. Erdichter
erbarmungslos fallen.
Was uns an unfern Großen: den Goethe. Hölderlin.Novalis.Eichen-
dorff. Mörike. Keller immer wieder unwiderftehlich packt. ift das - von
allem „Poetifchen" abgefehen - wundervoll variierte Sichfelbft-fagen. dies
nicht in einem banal biographifchen. fondern in einem äfihetifch-ethifchen
Sinne gemeint. Erft dann wird uns der Diihter mehr als ein an-
genehmes Spiel für müßige Augenblicke. wenn er ein einzigartiges
Menfchliches im triumphierenden Kampf um die dichterifche Formung
zeigt. Je vollkommener der Sieg. um fo ..typifcher". allgemeiner er-
fcheint uns das vollendete Werk.
Die Dichter. die ein „Intereffantes" über die Form Herr werden
laffen. fo fehr fie uns je nach der „parallelen" Stimmung reizen mögen.
bleiben hinter jenen zurück. Es ift - man kann es geruhig ausfprechen
-- immer wieder ein enttäufchendes Genießen. Das Faktifche ift bis
zur höchfien Mitteilfamkeit gefieigert. künfilerifäj gefieigert. aber nicht
überwunden. Die g r o ß e n Gedichte - fo fubjektiv fie geboren wurden

- find unperfönlich. Selbftverfiändlich adelt eine iiberhaupt große. eine weithin fchattende Perfönlichkeit jedes an fich noch fo belanglofe Fragment ihres Werkes. Aber Lyrik hat fich nicht nur als perfönliche „Äußerung" zu rechtfertigen. fondern als Ausdruck der Welt.
Lyrik vor allem. weil fie die unmittelbare Reaktion des dichterifchen Jngeniums aiif den „Reiz" der Welt darftellt. hat die Welt zu fagen in ihrer. der jeweils einmaligen Sprache. (Hieraus ergibt fich die abfolute Verwerflichkeit jedes noch fo feinfinnigen und kulturerfüllten Eklektizismus der Form.)
* Rilkes ..Stundenbuch" ift ein bedeutender Ausdruck der Welt.
Und uns hat dabei nichts Perfönliches von Rilke zu kümmern (wenn es uns auch hinterdrein intereffieren darf; Gedichte. die erft biographifcher Kommentare benötigen. find fchlechte Gedichte; aber ebenfo fchlecht find alle Gedichte. die bloß von dem Echo fogenannter ..allgemein menfchlicher" Empfindungen leben. alle wohlerzogene Epigonenlyrik. mag fie noch fo „wahr empfunden" fein). Rilkes Stundenbuch - wie fchon. wenn auch freilich allzu fehr überzuckert. faft traganthaft verzärtelt feine ..Gefchichten vom lieben Gott" (die man nach dem ..Stundenbuch" gern lefen magz man wird manche fehr feine. fozufagen nnhörbare Melodien darin vernehmen) - ift ohne Jakob Böhmes und der deutfchen und der italienifchen Myftiker glühende Jnbrunfi nicht denkbar; ficherlich: es ift ein Kulturprodukt. nichts weniger als ein primitiver Dithyrambus. Aber feine menfchliche Stimme ift gewaltig. fie nmfpannt alle Oktaven der Empfindung. und ihr Klang ift rein und ficher.
Viele werden die geradezu unheimliche Vibration diefer Strophen. ihr atemraubendes Tempo. den genial erfühlten Ausgleich der Stimmungen und ihrer Vertonungen vorzüglich bewundern. den Mufikanten preifen. den Jongleur anitaunen. die faft verrucht anmutende Keckheit diefes in deutfcher Sprache trotz Rückert und Freiligrath einzig daftehenden Wortvirtuofen preifen: ich gebe alle diefe Elemente als Faktoren der Wirkung zu. aber ich glaube. in diefem Buche. das viele Stücke des ..Buches der Bilder" mir teils ankündigen. teils beftätigen. ein Größeres bewundern zu dürfen als alle im Grunde ja doch „nußlofe" Schönheit des Künftlerifchen. des Künfilichen: das in prachtvoll auffchwebenden und melodifch fallenden Rhythmen fich immer wieder erbauende „Gefelz" der Welt. wie es eine gläubige. eine leb c n dige Seele aus ihren reichen magifchen Tiefen verfchwendend fchöpft und Gläubigen

fchenkt. Denn alle Kunft verfagt fich dem Rationalismus und ergibt fich
willig den „Armen im Geifie".1)

1) Seit diefer Verfuch einer Würdigung niedergefchrieben wurde. ift
von Rilke ein neuer Band Verfe erfchienen. der „N e u e G e d i ch t e"
heißt (Jnfel-Verlag. 1908) und den Dichter in einem abermals fchön in
fich felbft ausfchwingenden Kreife zeigt. gleichfam wieder um eine Oktave
höher: es ifi ein unerhörter Reichtum an bewältigten „Motiven" gelaffen
ausgebreitet. über diefes merkwürdige Buch wird noch eingehender zu
fprechen fein. Es zeigt Rilke vielfach auf ganz unbefchrittenen Wegen
zur Einkehr in das Geheimnis des vollkommenen. das heißt fich felbft ganz
in der Exiftenz erfchöpfenden „Dinges" (die Welt der „Dinge" erhellen
auch die eigentümlich traumhaften und doch ungemein klaren Worte des
erweiterten Buchs über Ro din).

Eichend orffs Briefwechfel mit Schön.

Mitgeteilt von Karl Theodor von Schön.

Am 26. November 1907 waren fünfzig Jahre verftrichen. feit
Eich en d orff aus dem Leben fchied. Den Verehrern des herrlichen
und wie kein anderer liebenswerten Dichters fei aus diefem Anlaß
fein Briefwechfel mit einem Manne mitgeteilt. der ihn feinen herzlich
lieben Freund nannte. und den er als väterlichen Freund innig verehrte.
Als Regierungsbeamter. und zwar zunächft kommiffarifch mit der
Verwaltung der katholifchen Schul- und Konfifiorialangelegenheiten
Weftpreußens beauftragt. kam Eichendorff zu Anfang des Jahres 1821
mit feiner Gattin Luife. geborener von Larifch. und feinen im Alter von
fechs. vier und zwei Jahren fiehenden Kindern Hermann. Therefe und
Rudolf nach Danzig. Hier fand er als Oberpräfidenten. mit dem er durch
feine dienftliche Tätigkeit in die engfie Berührung kam. T h e o d o r v o n
Sch ön. Die beiden Männer waren nach ihrem Werden und Wefen
fehr verfchieden. Schön als geborener Oftpreuße in Königsberg durch
Kant und Kraus gebildet. nach einem Ausfpruch Rankes nicht wiffen-
fchaftlich. aber praktifch vielleicht der bedeutendfte Schüler Kants. aus-
gezeichnet durch Klarheit des Verftandes und Schärfe des Urteils. feit
feinen Jünglingsjahren eifrig befirebt. durch Wifien und pofitives Wirken
dem Staate zu dienen; - Eichendorff. um fünfzehn Jahre jünger. in
Schlefien geboren und erzogen. in der Zeit der Erniedrigung des Vater-
landes für den ö fi e r r e i ch i f ch e n Staatsdienft ausgebildet. Dichter
von Beruf. in jungen Jahren in den Kreifen der Görres und Löben. der
Arnim und Brentano heimifch. als Verfaffer des phantafiifchen Romans
..Ahnung und Gegenwart" berühmt geworden. Katholik von inniger
Frömmigkeit und ein treuer Sohn feiner Kirche. Und doch befiand eine
geifiige Verwandtfchaft zwifchen ihnen: beide waren echte deutfche Idea-
liften mit einem ftarken Zuge. fich und andere aus dem gemeinen Alltag
zu Höherem emporzuheben. Unter diefer Vorausfeßung werden der Mann
des Verfiandes und der Mann des Gefühls ftets einander anziehen. ver-
fiehen und ergänzen. Schön. der Kantianer. lebte der Jdee'des Staats.
Ideenlofigkeit der Regierenden war ihm der ärgfie Greuel. und Eichendorff.
der für politifche Dinge einen fcharfen Blick hatte. ergriff mit der Be-
geifierung des Dichters alles. was ..nach Jdee fchmeckte". Das geiftige
Niveau des Volkes zu heben. es für Wifienfäjaft und Kunfi empfänglich
zu machen. war beiden Lebensbedürfnis. Beide waren fiets bereit. gegen
brutalen Standesegoismus. gegen Unlauterkeit und Heuchelei „Sturm
zu laufen". Der Unterfäjied der Religion konnte zwei folche Männer

nicht trennen. Wie wenig engherzig Eichendorff war. geht daraus hervor. daß er feine geliebte Tochter einem Proteftanten zur Frau gab. und daß er in Danzig mit einem protefiantifchen Geiftlichen. dem 1)!: Theodor Kniewel. in ein freundfäfaftliches Verhältnis trat. das die Jahre des Zufammenfeins überdauerte. Schön fagte von Eichendorff. er lebe in einem idealifierten Katholizismus. und er felbft pflegte gute und felbf't freundfchaftliche Beziehungen zu den Bifchöfen und Klerikern feines Wirkungsbereichs. wenn fie nur die Autorität des Staates refpektierten.
Was die beiden Männer zuerf't einander innerlich nahe braäfte und einander als geifiesverwandt erkennen ließ. war das große Werk der Rettung und Wiederherftellung des alten Ordensfchloffes in Marienburg. Diefe Aufgabe. deren Erfüllung Schön einen großen Teil feiner Lebensarbeit gewidmet hat. erfaßte Eichendorff mit ganzer Seele. fie wurde ihm Gegenfkand mannigfaltiger Tätigkeit, Er nahm fich fogleich der Verwaltungsgefchäfte an. und als im Jahre 1822 (nicht 1823. wie es in der von feinem Sohne Hermann verfaßten fäjönen Biographie heißt) der Kronprinz in dem wiedererf'tandenen großen Remter ein Feft gab. fchuf Eichendorff das Gedicht ..Der Liedfprecher". das als Feftgruß vorgetragen wurde.
In kaum dreijährigem Zufammenwirken war dem Oberpräfidenten der jüngere Mitarbeiter bereits fo unentbehrlich geworden. daß Schön. als er im Jahre 1824 an die Spitze der vereinigten Provinzen Oft- und Wefipreußen gefiellt wurde. darauf befiand. daß Eichendorff ihn nach Königsberg begleitete. Auf Schöns Scheiden von Danzig dichtete Eichendorff damals das Lied ..Zum Abfchied" (das dritte der Tafellieder). In der Stellung eines Oberpräfidialrats wurde Eichendorff nun der vertrautefie Gehilfe Schöns. fein f'tändiger Begleiter auf Dienfireifen.
Immer mehr befeftigte fich die Freundfchaft beider. Auch zwifchen den Familien - Schön war in zweiter Ehe mit Amalie von Langenau vermählt -- entftand ein immer innigeres Verhältnis; Eichendorffs Tochter Therefe wurde mit zwei von Schöns Töchtern zufammen unterrichtet. mit denen fie bis ins hohe Alter in treuer Freundfchaft verbunden geblieben ift.
Eichendorff. der fich in Danzig wohlgefühlt hatte. fchuf fich auch in Königsberg im Umgange mit bedeutenden Gelehrten und als Mitglied literarifcher und wiffenfchaftlicher Vereinigungen eine angenehme Stellung. Für fein dichterifches Schaffen waren die im Offen des Reichs verlebten Jahre nicht unergiebig: in Danzig entftand das dramatifche Märchen ..Krieg den Philifiern" und die berühmte Novelle ..Aus dem Leben eines Taugenichts". in Königsberg zuleßt noch das Trauerfpiel ..Der (este Held von Marienburg". wiederum eine Frucht feiner Befchäftigung mit dem alten Ordensfchloß und feiner Gefchichte. Aber mit der Zeit mußte dem Dichter doch eine Veränderung feiner Stellung wünfchenswert erfcheinen. und Schön. fo ungern er fich von dem Freunde und Gehilfen trennte. unterfiiißte diefes Streben. In den Briefen an Stägemann aus den

Jahren 1829 und 1830. die in der fehr wertvollen Publikation von Franz
Rühl: ..Briefe und Aktenftücke etc. vorzugsweife aus dem Nachlaß F. A.
v. Stägemanns" abgedruckt find. fpricht fich Schöns Gefinnung gegen den
Freund in fchönen Worten aus.
Im Jahre 1831 wurde Eichendorff von dem ihm wohlgefinnten
Minifier von Altenftein als vortragender Rat in die katholifche Abteilung
des Kultusminifteriums berufen und fiedelte nach Berlin über. In dem
nun folgenden Jahrzehnt fahen fich die Freunde. wenn Schön nach Berlin
kam. regelmäßig wieder und waren dann faft täglich zufammen. In
einem Briefe an feine Frau aus dem Mai 1842 (Aus den Papieren
Schöns. dritter Band. Seite 535) berichtet Schön von feinem Eintreffen
in Berlin: ..Eichendorff empfing mich in meiner Wohnung. Er war
ganz der Alte.“ Kurz darauf fihied Schön aus dem unmittelbaren Staats-
dienft und behielt nur die Tätigkeit für die Marienburg bei; fein bei
Königsberg gelegenes Gut Preußifch-Arnau wurde fpäter fein ausfchließ-
licher Wohnfiß. Eichendorff widmete ihm in jener Zeit ein fchwungvolles
Gedicht. das bei dem im Jahre 1843 in Königsberg gefeierten Jubiläum
Schöns zum erften Male gedruckt und fpäter in etwas veränderter Form
unter dem Titel ..Der brave Schiffer“ in die Reihe der Zeitlieder auf-
genommen wurde. In diefem Jahre kam Eichendorff. der nach Alten-
fteins Tode feiner Stellung in Berlin überdriiffig geworden war. wieder
nach Preußen. um dort Studien für eine ihm fehr willkommene Arbeit.
die Gefchichte der Wiederherfiellung der Marienburg. zu machen. Schön
hatte ihn. wie auch aus einem der im folgenden wiedergegebenen Briefe
Eichendorffs hervorgeht. dazu veranlaßt. und nach erhaltener Zufage
beim Könige die Bewilligung der Reifekoften erwirkt. Erfchienen ift das'
Buch 1844, In jener Zeit war Eichendorff wiederholt und lange mit
dem Freunde zufammen. Seinen Wohnfiß nahm er. der in feine Dienft-
ftellung nicht mehr zurückkehrte. für eine Reihe von Jahren in Danzig.
wo feine Tochter als Gattin des Hauptmanns Ludwig Befferer von
Dahlfingen lebte. Später haben fich die Freunde nicht mehr gefehen. da
Schön alle Pläne. Eichendorff in Berlin zu befuchen. unausgeführt
laffen mußte.
In Verbindung blieben die beiden Männer aber bis zu Schöns Tode
durch Briefe und mündliche Botfchaften. Eichendorff fandte jede feiner
Schriften dem Freunde zu. und Schön rechnete den Dichter zu feinen fehr
wenigen Ganzvertrauten. denen allein er im Jahre 1840 feine politifche
Schrift ..Woher und wohin?" mitteilte. und bei denen er feine Anfichten
über den Gang der politifchen Entwickelung fortlaufend gewiffermaßen
deponierte. Und als Schön fich mit der Sorge für ein nach feinem
Tode zu entwerfendes Bild feines Lebens befchäftigte. da ftand bei ihm
feft. daß Eichendorff. der ihn wie kein anderer kenne. feinen Geift dariiber
walten laffen miiffe. Zur Erklärung der Briefe. die diefe Angelegenheit
behandeln. fei noch folgendes bemerkt: Schön nahm zuerft Johann Guftav
Droyfen. mit dem er wegen Materialien zu defien Yorckbiographie in

Briefwechfel ftand. als Biographen in Ausfiäft und fandte. damit Eichendorff Droyfen kennen lerne. die von leßterem erbetenen Schriftftücke über die Volksbewaffnung im Jahre 1813 an Eichendorff. Als fpäter Droyfen ihm nicht mehr als der geeignete Mann erfchien. trat er mit Varnhagen von Enfe deshalb in Unterhandlung. Als er aber erfuhr. daß die Biographieenfchreiber jener Zeit alle außer dem Honorar vom Verleger auch ein folches von der Familie ihres Helden annahmen. gab er. der dies als mit der hohen Stellung des unabhängigen Gelehrten unvereinbar anfah. die Sache ganz auf und überließ die dereinftige Beftimmung darüber feinem Schwiegerfohne Brünnecf und feinem Sehne Herrmann. Briefe von Schön an Droyfen und andere. die auf Schöns Verhältnis zu Eichendorff ein intereffantes Licht werfen. hat Franz Rühl in dem ..Briefwechfel des Minifters etc. Schön mit Pers und Droyfen“ mitgeteilt.

Am 23. Juli 1856 ftarb Schön im Alter von 83 Jahren. wenig über ein Jahr darauf folgte Eichendorff. der nach dem Tode feiner Frau körperlich rafch gealtert war. ihm nach.

Es ift wohl anzunehmen. daß Eichendorff und Schön feit ihrer 1831 erfolgten Trennung in Briefwechfel gefianden haben. Erhalten find von den Briefen Schöns leider nur zwei aus den Jahren 1835 und 1836 und einige wenige Briefkonzepte aus den Jahren 1850 bis 1855. Der Grund dafiir ift der. daß Eichendorff kurz vor feinem Tode feine ganze Korrefpondenz verbrannt hat. Schön. der feinerfeits die Gewohnheit hatte. von Zeit zu Zeit in gleicher Weife die bei ihm angefammelten Briefe privaten Charakters zu vernichten. hat offenbar mit Eichendorffs Briefen eine Ausnahme gemacht. wofür die Nachwelt ihm nicht genug danken kann. Doch fcheinen die Briefe wenigitens aus dem erften Jahrzehnt ebenfalls nicht vollftändig erhalten zu fein. Die Briefe beider aus diefer Zeit find im 5, Bande der Publikation ..Aus den Papieren Schöns‟ abgedruckt und müffen deshalb hier ebenfo außer Betracht bleiben. wie zwei Briefe von Eichendorff und einer von Schön aus dem Januar 1854. die als Dokumente zu der Frage der Lebensbefchreibung Schöns der Vorrede des erften Bandes der „Papiere‟ angefügt find.

Die Briefe beider folgen hier nach der Zeit der Abfendung geordnet. Die Schreibweife ift unverändert gelaffen. nur ift durchweg die deutfche Schrift angewendet. Zum Schluß wird als ein Nachhall der Korrefpondenz der Brief einen Plah finden dürfen. den Eichendorff auf die Nachricht von dem Tode des Freundes an deffen drittälteften Sohn Herrmann. den fpäteren Herausgeber der Papiere des Vaters. richtete.

re er -ie

1. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz gnädiges Schreiben v: 14t Octbr: hat mich wieder einmal in tieffter Seele erfreut. da es mir die fröhliche Botfchaft bringt. daß Ew: Excellenz mit unverändertem Wohlwollen meiner gedenken und

auch in der Zurü>gezogenheit über ..Kohl und Rüben" hinweg noch immer
mit der alten Geifies Frifche und Tiefe das wunderliche Welt Spektakel
draußen betrachten.
Das ift auch wahrlich ein heillofes Spektakel. und man könnte manch-
mal wirklich verdrießlich werden über den unbequemen Lärm. wenn es
nicht eben fo fevn müßte. wie eine nothwendige Naturbegebenheit.
wie ein Ungewitter. das die Luft reinigt. wenn es auch zuweilen tüchtig
dazwifchen hagelt. Tröftlich ift es allerdings. daß der König darüber
. fteht. wie die Sonne. die von den vorüberziehenden Wolken nicht berührt
wird und zuleßt doch den dicken Nebel zerreißt. Aber gut Ding will
Weile haben. u. das ift leider langweilig.
Von den armen Dichtern hoffen Ew: Excellenz doch wohl zu viel.
Sie follen freilich über ihrer Zeit ftehen. wie die Könige. aber fie find
auch wieder recht eigentlich die Kinder ihrer Zeit und leben von den
Eindrücken des Tages. Daher durch die ganße Gefchichte die fatale Er-
fcheinung. daß eine große Zeit immer große Dichter. eine fchlechte Zeit
immer fchlechte oder gar keine Dichter hat. gleichwie die Vögel im Winter
nicht fingen. wo es gerade am meifien Noth thäte. Der Aerger wirkt
blos kritifäl. was immer der Tod der Poefie ift.
Für die ausführliche Aeußerung über die Lucasfihe Tragikomödiei)
fage ich meinen herßlichften und ganz gehorfamften Dank. Es freut mich.
daß ich mir die Sache faft ebenfo gedacht habe. Das ift keine Zeit zum
Lawiren. da muß man in die hohe See halten. gerade die kleinen ver-
deckten Klippen am Strande find der gewiffe Untergang. Er und die
arme Familie thun mir recht leid.
Wie weit ab liegt mein Ealderon') von allem diefem Getreibe! Aber
ich habe viel zu tun und kann mit der Uberfeßung. die mir große Freude
macht. nur langfam fortfchreiten. Sonft ift von mir und den Meinigen“)

1) Der Gymnafialdirektor Lucas hatte fich bei der damals Auffehen
erregenden Disziplinarunterfuchung gegen den Oberlehrer Witt wegen
publiziftifchen Eintretens für Johann Jacoby zweideutig benommen.
2) Eichendorffs Uberfevung von Ealderons Geiftliihen Schaufpielen
(Anton anernme-ntules) erfchien in zwei Bänden bei Eotta 1846 und
1853.
') Von den Kindern ift H e r m an n als Geheimer Regierungsrat
a. D. fait 85 jährig 1900 in Bonn geftorbenz - T h e r e f e vermählte
fich 1887 mit Ludwig Befferer von Dahlfingen (gefiorben 1858 als Major
und Direktor der Divifionsfchule in Neiße) und ftarb 1894 in Dresden;

nichts bemerkenswerthes zu melden. Mein jüngf'ter Sohn. Rudolf. ifi
nun Offizier in Danzig. mein ältefter. Hermann. ift als wohlbeftallter
Referendarius bei der Regierung in Frankfurt eingetreten. wo wir ihn.
wegen der jeßt eröffneten Eifenbahn dahin. wenigfiens in unferer Nähe
haben. Meine Frau empfiehlt fich Ew: Ereellenz und Ihrer hochver-
ehrten Frau Gemahlin nebfi mir ganß gehorfamfi.
Innigft erfreut es mich. daß Ew: Ercellenz in der ungewohnten
Muße fo gefund und frifch find. ich kann mir diefe Ruhe fehr fchön
denken. wenn man ein fo reiches Leben hinter fich hat und fich einen
fo ungetrübten Bli> bewahrt. Das Traurige dabei ift nur für mich. daß
ich nun keine Ausficht habe. Ew: Excellenz fo bald wieder einmal hier
zu fehen. Doch ich hoffe und bitte infiändigfit daß Ew: Errellenz auch
bei diefer Trennung fernerhin in gnädigem Andenken erhalten wollen
Ihren mit wahrhafter Verehrung
bis in den Tod treu ergebenen
E i ch e n d o r f f.
Berlin. den 24k October 1842,
Thiergartenftr. 5.

2. Von Eichendorff.

Eurer Errellenz
danke ich ganß gehorfamft und herßlichft für das mir in dem gnädigen
Schreiben vom 26. d. Mts. erwiefene Wohlwollen und Vertrauen. das
mich über alle Befehreibung glücklich macht Es bleibt dabei. von Preußen
- das heißt mit anderen Worten: von Ew. Excellenz - kommt mir doch
alles wahrhaft Aufregende und Erfreuliche meines Lebens. Die Wieder-
herfiellung Marienburgs fchme>t fo fehr nach Idee und ift fo dura) und
durch poetifch. daß ich mit rechter Herdensfreude an die Arbeit gehen will.
und es foll wenigftens niaft an meinem guten Willen liegen. wenn es
da nicht Funken und im Vorübergehen vielleicht manchmal auch eine
gelegentliche Ohrfeige giebt. Und nun die mir fo gnädig eröffnete Aus-
ficht auf Arnau im Hintergrundel Ew. Excellenz werden es mir hoffent-
lich ohne viele Worte glauben. daß diefe Ausficht bei meiner Freude über
die ganße Sache eigentlich die Hauptfreude ifi und mich gleich von Anfang
über alle etwaige Bedenken hinweggehoben hatz das -foll mich wieder ein-

- Ru d o lf ftarb in Fulnek in Mähren 1891. Alle drei haben Nach-
kommen hinterlafien,

mal auf lange Zeit recht innerlich erfrifchen. - Nur eins ift fatal dabei; wie Bleiklumpen an Flügeln. ich meine die Zahlen - hätte ich nur Geld. ich käme um fo freudiger und wahrlich mit leichterem Herßen ohne nach dem Plunder zu fragen. Doch da ich leider nun einmal keines habe und ohne Geld freilich aus der Sache nichts werden kann. fo bitte ich Ew. Excellenz. hierüber ganß nach Gutdünken zu befiimmen. es wird mir alles recht fein.

Ein Verleger für die Schrift wird allerdings fchwer zu finden fein. Selbfiverlag für eigene Rechnung aber könnte mich fchlechten Rechenmeifter in große Pein verfeßen; Ew. Excellenz würden mich daher durch Uebernahme des Druckes p. für Marienburger Rechnung vieler Sorge entheben.

Daß Ew. Excellenz den Winter über wieder in Königsberg find. freut mich fehr. Ew. Excellenz müffen immer auf hoher See und über der Woge der Zeit bleiben.

Die Oberbürgermeifier Gefchichte von Breslaui) hatte ich bereits gehört und gelefen zu meiner nicht geringen Freude. Sie hat hier Auffehen gemacht und auch wohl Aerger. Das ift nun einmal nicht anders. das Große ärgert immer und überall die Kleinen.

Meine Frau empfiehlt fich Ew. Excellenz und nebfi mir. Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin gehorfamfi. Und nun nehmen Ew. Excellenz nochmals meinen innigfien Dank mit der herzlichften Bitte. fernerhin in gnädigem wohlwollendem Andenken zu erhalten

Ew. Excellenz
treuergebenen D.
Ei ch e n d o r f f.

Berlin. den *tt Dezember 1842
Thiergartenfir. 5

3. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz danke ich ganh gehorfamfi und herßlichft für die. mir unterm 22t d. M: gnädigfi mitgetheilten Nachrichten. die mich um fo mehr intereffiren. da ich hier fo ziemlich wie auf einer wüfien Infel lebe. wo ich den Wellenfchlag der Zeit nur als ferne Brandung vernehme. Eigentlich kein unangenehmer Zuftand. da diefe Zeitbewegungen in un-

!) Die Breslauer hatten den Regierungsrat Pinder. dem nach Zeitungsaußerungen Schöns Fürfprache in Königsberg gefchadet hatte. zum Oberbürgermeifier gewählt.

mittelbarer Nähe oft konvulfivifch-widerwärtig find und erft in ihren
großen und maffenhafteren Erfolgen wieder poetifch werden. Es ift nur
fchlimm. daß diejenigen. die folche Zeichen überwachen und veredeln
follten. fie nicht zu deuten verfiehen oder lieber gar nicht deuten wollen.
wie der Vogel Strauß. der fich auch vor dem Jäger fiäzer glaubt. wenn
er den Kopf verfieckt. Am meifien aber freut mich dabei die welthiftorifche
Ruhe. mit welcher Ew: Excellenz fortdauernd das Ganße als ein merk-
würdiges Schaufpiel in freilich wahrfcheinlich fehr vielen Arten. betrachten.
Gott erhalte Sie noch recht lange auf diefer großartigen Warte der
Zeit!

Uebrigens fcheinen jene tragikomifchen Ereignifie mit Böttcher[1]) die
Erneuerung eines alten Gerüchts veranlaßt zu haben. Hier wenigftens
geht fchon wieder das Gerede. daß Böttcher nach Berlin. und Bode an
feine Stelle kommen foll.

Daß mein Marienburg nun bald vom Stapel laufen foll. ift mir fehr
erfreulich. befonders freue ich mich auf den Plan. der endlich einmal ein
klares Bild der bedeutenden Vergangenheit geben wird. Da das Buch
auf Königliche Koften gedruckt wird. fo fcheint es auch mir angemeffener.
wenn das Pracht-Exemplar von Ew: Ereellenz Selbft dem Könige über-
reicht wird. Aus demfelben Grunde nehme ich eigentlich auch Anitand.
für mich F r e i exemplare zu beanfpruchen. und fielle daher lediglich ganß
gehorfamft anheim. inwiefern Euer Excellenz die Gnade haben wollen.
mich und die Meinigen vielleicht mit einigen Exemplaren (deren ich etwa
6 zu vertheilen hätte) zu bedenken.

Neues von irgend einem Intereffe weiß ich von hier aus nicht zu
berichten. und fo fchließe ich denn. unter gehorfamfter Empfehlung an
Ihre hochverehrte Frau Gemahlin und Familie. mit der alten Verficherung.
daß ich lebenslang mit der innigfien Verehrung und Ergebenheit bin
und bleibe

Ew: Excellenz

ganß gehorfamfter

E i ä) e n d o r f f.

Danzig. den 28t Januar 1814.

Brodbänkeng: Nro. 710.

1) Bötticher. 1842-48 Schöns Nachfolger als Oberpräfident. war
mit mehr Eifer als Gefchick bemüht. den in der Provinz herrfchenden unab-
hängigen liberalen Sinn zu dämpfen.

4. Von Eichendorff.
Ew: Excellenz haben vor einiger Zeit in einem Schreiben an Pro-
feffor Schulßi) uns Hoffnung gemacht recht bald wieder nach Marien-
burg zu kommen. Da aber feitdem keine näheren Nachrichten darüber
eingegangen find. fo glaube ich annehmen zu müffen. daß der Plan
wenigitens für jeßt aufgegeben worden. was mir um fo fchmcrßlicher ift.
als ich fo eben wieder eine größere Reife vorhabe. und daher auf die
Ehre und Freude verzichten muß. mich noch p e rf ö n l i ch zu empfehlen.
Ew: Ereellenz wird nemlich vielleicht noch erinnerlich fein. wie ich
fchon längfi damit umging. der bisherigen. möglichft widerfinnigen Wirth-
fchaft pur äietaoee auf meinem Gute Sedlnih") durch eine Verpachtung
ein Ende zu machen. Hierzu fcheint fich jeßt eine paffende Gelegenheit
darzubieten. Da aber die dafigen Lehensverhältniffe eine Menge. mir
zur Zeit völlig fremder Förmlichkeiten und Eautelen erheifchen. fo habe
ich mich entfchloffen. fchon jeßt in Oef'terreiä) felbft mit Oekonomen und
Juriften das Erforderliche zu befprechen und einzuleiten um zum nächfien
Frühjahr die Verpachtung ins Leben treten zu laffen. Es wäre möglich.
obgleich nicht wahrfcheinlich. daß mein Schwiegerfohn felbft. wenn es
f ehr vortheilhaft erfcheinen follte. die Pacht übernähme. Jch werde
daher. um nicht zu tief in den Herbft hineinzugeraten. fchon den 21. d. M.
mit meiner Frau. Therefe. Befferer und deren Kinde von hier nach Wien
abreifen. und den Winter in Wien bleiben. Da jedoch meiner Frau.
wegen ihrer wiederholten rheumatifchen Uebel. Schwefelbäder dringend
angeraten worden find. fo wollen wir diefe Gelegenheit zugleich benuhen
und in Baden bei Wien im künftigen Sommer die Badefaifon mitmachen.
was um fo ausführbarer ifi. da meine Schwefterg) jetzt in Baden ein
eigenes Haus befißt.
Mit Schrecken und innigfter Theilnahme haben wir von dem Brande
in Arnau gehört. zu unferer Beruhigung aber auch vernommen. daß die
Wirthfchaftsgebäude - u. hoffentlich nach Wunfche wohlgefüllt. fchon
wieder dafiehen.
Leßthin hatten wir das Vergnügen. Ihre Frau Tochter in Zoppot
frifch und wohl wiederzufehn u. ich habe mich recht gefreut. in Herrn

4 1) Johann Carl Schule. Direktor der Kunfifchule in Danzig. Kupfer-
fiecher. um die Wiederherfiellung der Marienburg verdient.
2) In Mähren.
xi) Luife. geftorben Anfang der achtziger Jahre.

von Brünne>1) einen ebenfo geiftreichen als unterrichteten jungen Mann
näher kennen zu lernen. Schade daß wir fo weit von einander wohnen.
Alle die Meinigen empfehlen fich Ew: Errellenz und Ihrer hoäf-
verehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand kiiffe. auf das an-
gelegentlichfte. Es ift mir recht betrübt. daß ich nun fo lange Euer
Excellenz nicht wieder fehen foll. Um fo herßlicher bitte ich. mir auch in
der Ferne Jhr gnädiges Andenken und Wohlwollen erhalten zu wollen.
Mit innigfier Verehrung und Ergebenheit Ew: Ereellenz
ganß gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.
Danzig d. 17. September 1846.

5, Von Eiäfendorff.

Ew: Ereellenz
gnädige Zufprache habe ich bereits fo lange entbehrt und fchmerßlich
vermißt. daß ich die erften freien Augenblicke. welche mir feit meiner
Rückkehr die erfte Wiedereinriäftung. die Verheirathung meines Sohnes
Rudolf und taufend andere Kleinigkeiten übrig laffen. fogleich dazu benuße.
mich fchriftlich wieder Ew: Excellenz Wohlwollen zu empfehlen.
Es war. wie Ew: Ereellenz vielleicht noch erinnerlich feyn wird.
eigentlich meine Abficht. bis zum Herbfi in Baden zu bleiben. Da aber
meine Tochter fchon zu Ende diefes Monaths neuerdings ihre Entbindung
erwartet. diefe aber in der Fremde immer bedenklich und koftfpielig. auch
eine fo weite Reife mit einem neugeborenen Paffagier höchftbefchwerlich
ifi. fo änderte jener unerwartete Umftand unferen urfprüngliäfen Plan.
und wir find eiligft (von Wien bis Stettin auf der Eifenbahn) fchon
jest zurückgekehrt.
Wien hat uns den Winter über durch Kunfi und gewaltiges Leben
und Treiben. wozu auch Jenny Lind ihr befcheiden Teil beigetragen.
manchen feltenen Genuß gewährt. ich habe manche alte Bekanntfchaft
erneuert. Z: B: mit Zedlitz. und viele neue und intereffante Bekannt-
fchaften gewonnen. unter diefen die höchftgeiftreichen Brüder Baron
v. Hügel. von denen der eine der berühmte Reifende. Außerdem bin ich.
als Poet. in den dafigen literarifchen Kreifen zu meiner größten Ueber-
rafchung mit einer fait ftürmifchen Liebe und Ehre wahrhaft überfchüttet

') Siegfried von Brünneck auf Bellfchwitz. vermählt mit Schöne
Tochter Johanna.

worden. was mir in meinen jungen Tagen gar wohl gefallen hätte, jeßt
aber manchmal fehr unbequem wurde. Die politifche Gefinnung habe ich
fehr verändert gefunden. und überhaupt die Erfahrung gemacht, daß die
öffentliche Meinung fich jetzt überall gleich fieht. Der Preußifche Land-
tag wurde von Seiten des Publikums mit Inbel begrüßt und mit unaus-
gefeßter Aufmerkfamkeit verfolgt,
Mein Sohn Rudolf hat nunmehr feine junge Frau bereits heim-
geführt. u. unferen Familienkreiß auf eine fehr erfreuliche Weife erweitert.
Auch Hermann wird nach überftandenem Examen vielleicht hierherkommen;
und fo nationalifire ich mich denn immer mehr in dem guten alten
Preußen.
Mit großer Freude habe ich bereits vernommen. daß Ew: Excellenz
Sich wohl befinden. Alle die Meinigen empfehlen fich Ew: Excellenz u.
Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand küffe.
auf das angelegentlichfke. ich aber bin und bleibe lebenslang mit innigfter
Verehrung u. Ergebenheit
Ew: Errellenz
ganß gehorfamfier
Danzig. d: 9tIuly 1847. Eichendorff.

6. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz
gnädiges Schreiben v: 15t d. M: habe ich zu großer Freude erhalten,
und die Freiheit und der win-dige Ernftf womit Ew: Errellenz das jeßige
Treiben von den Höhen des Lebens betrachtenz hat mir wahrhaft wohl
gethanz um fo wohler, als man in den Staubwirbeln diefer Zeit faft
nur dummgloßenden Augen oder leidenfchaftlich verzerrten Partei-
gefichtern begegnet. Befonders merkwürdig war mirz was Ew: Errellenz
über den Mangel hervorragender Charaktere u. über den tragifchen Typus
des Windifch-Graeß ebenfo fchön als treffend fagen. Bei dem letzteren
hat in der That die Vorfehung eine Tragödie verfucht. aber die groß-
artige Anlage ift. wie es fcheintz an der im Grunde doch nur ordinairen
Natur des Mannes gefcheitert. Bei N: Bluhmi) war wenigftens der
Schluß ächttragifch. Es ift iiberhaupt auffallend. wie in jetziger Zeit alle
Individuen verfchwinden. alles ift allein auf die Maffen gefiellt. Und
doch ift die Muffe nur eine Idee, diet wie das Königthumf die Freiheit

1) Robert Blum.

u:f:w:. wenn fie wirklich in's Leben treten foll, individuell. perfönlich werden muß. Wird eine folche welthiftorifche Perfönlichkeit endlich in Deutfchland erfcheinen?

Die Dichter find eigentlich am fchlimmften daran. Wir alle ftehen den Dingen noch allzunah. um fie poetifch aufzufaffen und ruhig geftalten zu können. ich fühle das an mir felbft. Das Pöbelregiment ift dumm, das Säbelregiment noch dümmer. und fo ärgere ich mich- ich mag mich fiellen wie ich will. täglich taufendmalz u. der Aerger ift eine fchlechte Mufe.

Doch genug von diefen Dingen, die man Gott anheimgeben muß. wenn man. wie ich, nichts dagegen und nichts dafür thun kann.

Fiir die liebevolle Theilnahme an dem uns. durch den Tod meiner- uns allen fehr liebgewordenen Schwiegertochter. betroffenen Trauerfall. fage ich meinen herßinnigften Dank. Unfer armer Rudolf war troftlos, und es ift in der That ein Glück für ihn. daß das unruhige Treiben, in dem er gegenwärtig lebt. ihm keine Zeit zum Grübeln läßt. Er fieht jest in Liegniß. foll aber, wie es heißt. mit feinem Regiment nach Schleswig kommen. Mein ältefier Sohn ift Regierungsaffeffor in Potsdam, und erwartet die Dinge, die da kommen follen. Therefe ifi feet bei ihrem Manne in Berlin. ich aber bin mit meiner Frau u. den Kleinen noch immer hier in Dresden. Berlin war. wie Ew: Excellenz wiffen. niemals mein Eldorado. am wenigften jeßt in der hochfeligen Wirthfchaft des Belagerungszuftandes. wo aller alter Sauerteig fich wieder aufbläht. Und fo habe ich mich denn kurz entfchlofien, auch den Winter hindurch hier zu bleiben. da überdem Dresden in der That ein reißender Ort ift. der alle. befonders literarifche. Vortheile einer großen Stadt. ohne deren Uebelftände. darbietet.

Sehr betrübt hat uns Alle die Nachricht von der öfteren Kränklichkeit Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand küffe. u, meine Frau fich angelegentlichft empfiehlt. Hoffentlich find es keine bedeutenden Unfälle u. nur die gewöhnlichen Wintertücken.

Mit dem herßliihften Wunfche für Ihr allerfeitiges Wohlergehen in innigfter Verehrung und Ergebenheit

Ew. Ereellenz

ganß gehorfamfter

E i ch e n d o r f f.

Dresden. den 25i Januar 1849.

Iohannisftraße Nro: 12,

7. Von Eichendorff.
Ew: Excellenz
beeile ich mich. für die gnädige Teilnahme. womit Sie nach unferem Ge-
fchick in den Dresdner Wirren fragen. meinen innigften u. gehorfamfien
Dank abzuftatten.
Glücklicherweife wohnten wir. der frifchen Luft wegen. fchon in der
Neufiadt. als der Aufruhr. der eigentlich nur die Altftadt erfaßte. aus-
brach. Die erften zwei Tage hielten wir tapfer aus. Da aber der
Kampf von Stunde zu Stunde immer ernfter und bedenklicher wurde.
und ein. gar nicht unmöglicher unglücklicher Ausgang deffelben auch für
die Neuftadt das Aeußerfte befürchten ließ. fo zogen wir. auf dringendes
Anrathen und in Gefellfchaft unferer hiefigen Hausgenoffen. uns auf
einen Weinberg bei Meißen zurück. von deffen hochgelegener Villa wir
den Kanonendonner fehr gut hören konnten. und bei Tag und Nacht die
Feuer in Dresden auffteigen fahen. Ein herrlicher Aufenthalt. der uns
fehr erfreut haben würde. wenn uns nicht die Sorge um fo manchen uns
liebgewordenen Bekannten in Dresden in peinlicher Spannung erhalten
hätte. Jndeß wurde auch diefer |ille Platz durch die beftändigen Zuzüge
bewaffneter Freifchaaren gar bald unfiäfer. wir verließen daher nach
einigen Tagen den fchönen Weinberg wieder. und begaben uns nach Eöthen.
um dort bei Verwandten das Fallen der tofenden Waffer in möglichfier
Nähe abzuwarten. Von Eöthen kehrten wir endlich vorgefiern wieder
nach Dresden zurück. wo jetzt durch das beliebte Haus-Mittel des Be-
lagerungszuftandes die alte Ruhe. wenigitens äußerlich. wieder herge-
ftellt ift.
Ew: Excellenz fehen alfo. daß wir. Gottlob. fo ziemliäf unangefochten
durch diefe heillofe Klopffechterei hindurchgekommen find.
Höchfi intereffant waren mir die genialen Grundzüge. welche Ew:
Ercellenz zur endlichen nachhaltigen Ordnung der Dinge und Vernichtung
des höllifchen Reichs entwerfen. und die ein merkwürdiges Zeugnis von
der unverwüftlichen Frifche Ihres Geifies geben. Aber werden die
Fiirften jemals auf folche Gedanken verfallen? ich muß gefiehen. ich be-
fürchte das Dümmfie. und alfo aua) das Gräßlichfte. wenn nicht der liebe
Gott. der von Zeit zu Zeit auf Seine Weife die Weltgefchichte dichtet.
nicht durch fogenannte Zufälle und Ereigniffe unerwartet Alles anders
lenkt. als der Menfch denkt.
Sehr erfreulich war uns die Nachricht von dem allerfeitigen Wohl-
ergehen in Arnau. Meine Frau (meine Tochter ift jest auf einige

Wochen in Berlin) empfiehlt fich Ew: Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand küfie. auf das angelegentlichfte. ich aber bin und bleibe mit innigfter Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganß gehorfamfter

E i ch e n d o r f f,

Dresden d: Lt Juny 49,

Königsbrücker Straße 13.

8. Von Eichendorff.

Ew: Errellenz

danke ich ganz gehorfamft und herßlichfi für die gnädige Mittheilung der DruckfachenZ) die ich mit dem größten Jntereffe gelefen habe. und als ein Denkmal Ihrer in allen Stürmen unverwüfilichen Geifieskraft aufbewahre. Befonders fchlagend und großartig durchgeführt erfcheint mir darin der Grundgedanke von dem wefentlichen Unterfchiede zwifchen dem wahren Staat und der falfchen Nationalität. an der die Frankfurter Nationalverfammlung fo jämmerlich zu Grunde gegangen ift. Leider befürchte ich nur. daß dasfelbe Thema jetzt. wenngleich mit anderen Variationen und im verkleinerten Maßftabe. abermals durchgefpielt werden wird: eine reinpreußifche Nationalität mit einem Staat aus der obligaten guten alten Zeit vor 1807. Es ift doch kein Zopf fo ungeheuer. für den nicht irgend ein Deutfcher Kopf paßte. Die Schrift fagt: es muß Aergerniß feyn. aber wehe dem. der es giebt. Und fo muß es ficherlich auch Hefen geben. um die neue Zeit auszugähren. aber wehe der Zeit. die fich als bloße Hefe verbrauchen läßt! Wahrlich. wenn ich jünger und reicher wäre. als ich leider bin. ich wanderte noch heut nach America aus; nicht aus Feigheit - denn die Zeit kann mir perfönlich eben fo wenig etwas anhaben als ich ihr - fondern aus unüberwindlichem Ekel an der moralifchen Fäulniß. die -- mit Shakefpeare zu reden - zum Himmel ftinkt. Von meinem fonfiigen Lebenslaufe ift eigentlich gar nichts zu berichten. Keudel“) wird wohl auf feiner Heimreife feine Aufwartung ge-

L) Schön hatte 1848 die Schrift ..Staat oder Nationalität?". 1849 ein paar politifche Auffähe. deren einer ..Das fchmählige Ende der deutfchen Nationalverfammlung" behandelt. drucken laffen.

2) Rudolf von Keudell auf Launinken. Verfaffer von Romanen und Yonellen. teilweife mit politifcher Färbung. ein Freund des Schönfchen aufes.

macht und vielleicht erzählt haben. daß wir uns hier körperlich ganz wohl befinden. fo gut es in diefem Aprilfommer möglich ift. Wie die Engländer auf den Eontinent. fo gedenke auch ich etwa Mitte September wieder nach Berlin zu gehen um zu fparen. da im dort freie Wohnung habe. Wollte Gott. daß mir dort endlich einmal wieder die Freude und Ehre zu Theil würde. Ew: Excellenz wiederzufehen! Diefe Entbehrung der fchönen Marienburger Tage ift das Einßige. das ich. aber auch tieffchmerßlich. bei meiner Verpflanßung nach Welten bedauere.

Alle die meinigen empfehlen fich Ew: Ercellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamfi die Hand küffe. auf das angelegentlichfie; ich aber bin immerdar mit innigfter Verehrung und Ergebenheit

Ew: Ereellenz

gehorfamfter

E i ch e n d o r f f.

Dresden. den lt Auguft 1849,

Königsbrijcker Straße 13.

9. Von Eichendorff.

Ew: Ereellenz

danke ich ganß gehorfamfi und herßlichfi für die gnädige Mittheilung des ..Preußifihen Rheinlands“. ich habe den geifkreichen Auffaß mit großem Intereffe gelefen und mit Freuden darin den gründlichen Haß gegen alles Gemeine wiedererkannt. der von jeher Ew: Ereellenz Leben und Wirken groß und Segensreich gemacht hat. Wenn Ew: Ereellenz nicht anders darüber befehlen follten. werde ich den Auffaß als ein hochverehrtes und theueres Andenken bewahren.

Wohl bedarf man folcher Herßftärkungen in diefer Zeit. um nicht übergerannt zu werden. wo Gedanken und Unfinn. Gemeines und Ideales auf Tod und Leben miteinander ringen. Die Sache hat etwas durchaus Dramatifches. und gäbe oft das köftlichfte Thema zu einem neuen Philifterkriege. wenn einerfeits der Kampf nicht zu tragifch wäre zum Spaß. und wenn man andererfeits menfaflicherweife in den ungeheueren Staubwirbeln die poetifche Ruhe behaupten könnte. um eben Alles nur als ein bloßes Schaufpiel zu betrachten. Das Gute wenigftens hat diefe Zeit. daß fie alles zum Spruche bringt. Aber wann werden die Arten Spruchreif werden? Die Englifafe Revolution hat faft zweihundert Jahr gedauert. und die franzöfifche ifi bis heut noch nicht zu Ende.

Ueber das verhängnisvolle „Schwören oder Nichtfchwören'") bin ich gänßlich Ew: Excellenz Meinung. Noch find die Loofe nicht gefallen. Unter fo verzweifelten Umfiänden habe ich mich nach Spanien zurück-gezogen. und überfeße wieder Ealderons Autos. Meine projectirte Ge-fchichte der Romantik hat fich in mein. Ew: Excellenz bekanntes Büchlein über die Romantik) aufgelöft. Dort habe ich die Seele derfelben. wie fie niir erfchienen ift. zu bezeichnen gefucht; ihren Leib. Büchertitel. Bio-graphien der Dichter und f :w: haben fchon Andere hinreichend und beffer befchrieben. als ich es könnte. Dagegen treibe ich jeßt Vorftudien zu einer ähnlichen Gefchichte des deutfafen Romans. Ob und wann ich damit zu Stande komme. weiß Gott. Das Publicum und die Verleger find jeßt allzu politifch für folche Dinge.

In meiner Familie hat fich nichts verändert. als daß mein Sohn Hermann als Affeffor in Potsdam endlich Diaeten erhält. Rudolf fteht noäf immer wie eingewurzelt in Liegniß. Alle empfehlen fich auf das angelegentlichfte Ew: Excellenz und Ihrer hoäfverehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand küffe.

Recht innig hat uns die Erwähnung des Familien Eongreffes von Groß und Klein zu Weihnachten in Arnau erfreut.

Möge Gott Ew: Excellenz noch recht viele fo fröhliche Weihnachten befcheeren. und mir immerdar Ihr mich hochbeglü>endes gnädiges. ja ich darf wohl zu fagen wagen: freundfäfaftliches Andenken erhalten.

Mit innigfier Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gand gehorfamfter

E i ch e n d o r f f.

Berlin. d: 24t Ianuar 1850

im Eadettenhaufe.

10. VonEichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich durch das ehrende Vertrauen. womit Sie mich zum Spiritus reetor Ihres literarifchen Nachlaffes berufen. auf das tieffte erfreut und

1) Schön fand es bedenklich. daß der unter dem Einfluß von Ultra-arifiokraten fiehende König eine dem Volke ein größeres Selbfibeftim-mungsrecht verheißende Verfaffung befihwören folle.

2) „Uber die ethifche und religiöfe Bedeutung der neueren roman-tifchen Poefie in Deutfchland.“ Leipzig 1847.

zugleich wehmüthig erfchüttert. Ja. aus voller Seele fchlage ich in die
mir fo freundlich dargebotene Rechte ein. und brauche wohl nicht erft
mit vielen Worten zu verfichern. daß ich mit aller Treue und Pietät wahr-
haftiger Verehrung. Freundfchaft und Dankbarkeit alles was in meinen
Kräften fieht. aufbieten werde. von Ew: Excellenz großartigem Wirken.
Sinnen und Trachten der Nachwelt ein würdiges Bild zu überliefern -
wenn ich Ew: Excellenz überleben follte. und Droyfen feinerfeits eben
fo bereit ift. die vorgefchlagene Ehe mit mir einzugehen. ich kenne
Droyfen perfönlich gar nicht. und von feinen Schriften leider nur eine
fehr gute Ueberfeßung des Sophokles. darf mir daher über ihn kein be-
ftimmtes Urtheil erlauben. Aber er ift. foviel ich weiß. geiftreich. ehrlich
und wacker. und das würde hier vollkommen zureichen. Jedenfalls aber
wünfche und hoffe ich zu v e r f i ch t l i ih . daß Ew: Excellenz noch recht
viel Materialien fammeln. und deren Sichtung noch lange. lange hinaus-
gefchoben bleibt!
Jm Oeffentlichen geht es jest recht wie auf dem Polnifchen Reichs-
tage. fchlau und lau. und Alles halb. halbe Conftitutionen. ein halbes
Deutfchland u.f:w: Nun Gott beffere es!
Alle die Meinigen empfehlen fich Ew: Excellenz und Ihrer hochver-
ehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand küffe. auf das an-
gelegentlichfte; ich aber bin Lebenslang mit innigfter Verehrung und
Ergebenheit
Ew: Excellenz
gand gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.
Berlin. den 13t Februar 1850
Jm Eadettenhaufe.

11. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz
muß ich zunächft wegen diefer Verfpätung meiner Antwort um gnädige
Nachficht bitten. ich wollte nemlich damit die Ankunft des Profeffor
Droyfen abwarten. um dann Ew: Excellenz fogleich über das Refultat
unferer mündlichen Befprechungen Bericht abftatten zu können. Allein
ich wartete von Tag zu Tag vergeblich. Herr Droyfen ift bis heut noch
nicht gekommen. und da jeßt. fo viel ich weiß. auf allen deutfchen Uni-
verfitäten die Ofterferien zu Ende gegangen find. fo wird er wohl nun
auch nicht mehr kommen. und feinen Ausflug nach Berlin wahrfcheinlich

.- e -
.
'-Q f 1
1* j -
. v' *4 c'
* KF 4 ,
,z .
W '*- ,-
nc -
*- -e ,
. o 1 . '
1 - .
e
.
* . .
eK '
.
,x
l
d..-B
.1 .z ,.
"..W- *
.
* *>c q
*o
.-
"7.-
k'.
.K
- -
f
. z.
'k . * 1
I
. ,UE y'
*
'5.
.
'.
-
r - -
1â€œ- Ãœ -
.1 '**k ti.. -
".'
- K
Gainsborough: Mrs. Robinfon
Zum Eï¬ay von Fritz Stahl.

1 *j _rz tes. r] J.
â€œ ' 0â€œ riet
Ukiil/5'7Zi77
(7.*
-- Es.; i700.
*R4-*â€ž,..

bis zu den längeren und allerdings bequemeren Sommer Ferien aus-
gefeßt haben. ich werde daher. wenn Ew: Excellenz nicht anders be-
fehlen. Alles was ich ihm mittheilen follte. einftweilen noch bei mir
bewahren.
Inzwifchen habe ich diefe Papiere mit großer Freude durchgelefen.
Welcher Abftand zwifchen jener Zeit. wo man klar wußte was man wollte.
und der heutigen. wo das Keiner recht zu wiffen fcheint. und wo man
die Deutfche Einheit frifchweg mit der deutfchen Entzweiheit anfängt!
Ladenbergs Regimentirung der Künfte und Wiffenfchaften. fowie Marien-
burgs Stellung unter polizeiliche Auffícht find allerdings überaus fchäß-
bare Symptome jenes allgemeinen Konfufionsfiebers. Es wird wohl.
nachdem fich Deutfchland mit großer Anftrengung vor ganz Europa
wieder einmal hinreichend lächerliäj gemacht. Alles getroft beim Alten
bleiben. wenn nicht etwa der liebe Gott mit irgend einer unverhofften
Weltbegebenheit regimentirend dazwifchenfährt. Bis dahin aber kann es
noch viel moralifchen Ekel und Langeweile geben.
Um mich dagegen möglichft zu ftählen. habe ich das Freie gefuajt.
und feit einigen Tagen mit Frau und Kindeskindern in Earlsbad. d. h. auf
dem Berliner Earlsbade vor dem Potsdamer Thore. eine Sommerwohnung
mit Garten bezogen. wohin uns denn auch fo eben der Frühling mit
Nachtigallen und anderem Zubehör endlich nachgefolgt zu fein fcheint.
Alle die Meinigen empfehlen fich Ew: Excellenz u. Ihrer hochver-
ehrten Frau Gemahlin. der ich gehorfamft die Hand küffe. auf das
angelegentlichfie.
Mit innigfier Verehrung und Ergebenheit
Ew: Errellenz
ganiz gehorfamfier
E i ch e n d o r f f.
Berlin. den 19t April 1850
Auf dem Earlsbade. Neo: 4.

12. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz
werden ohne Zweifel mein lehtes ganß ergebenfies Schreiben erhalten
und daraus erfehen haben. daß ich den Profeffor Droyfen zu Oftern ver-
geblich hier erwartete. Gefiern endlich hat fich derfelbe ganiz unerwartet
bei mir eingefunden. indem.*-wie er fagt. die Erfurter Gefchichte feine
Herkunft zu Oftern unmöglich machte. Er ift ein langbärtiger. noch

ziemlich junger. lebhafter und höäff'tunterrichteter Mann. für deffen in-
tereffante Bekanntfchaft ich Ew: Ereellenz fehr dankbar bin. ich habe ihm
fogleich alle für ihn beftimmten Papiere eingehändigt. und unfer Gefpräch
betraf natürlicherweife fait ausfchließlich feine vorhabende Arbeit. für
die er rechten Sinn und Liebe gefaßt zu haben fcheint. Da er aber
fchon in diefen Tagen wieder nach Kiel zurückkehren und erft von dort
aus an Ew: Excellenz fchreiben will. fo wollte ich nicht unterlaffen. meiner-
feits noch vorher über unfere Zufammenkunft ganz gehorfamfc Nachricht
zu geben. Das eigentliche und einzige Refultat derfelben war nemlich
der dringende Wunfch Droyfen's. daß Ew: Excellenz die Gnade haben
möchten. ihm gegen die Zuficherung gewiffenhafter Discretion und Secre-
tirung. fchon jeht Alles mitzutheilen. was Ew: Ereellenz über Ihre Ge-
fchichte und Wirkfamkeit dort gefammelt. felbft fchriftlich aufgefeßt. oder
fonft an betreffender Eorrefpondenz etwa vorräthig haben. damit er
fchon vorläufig das Ganße überblicken. den Plan entwerfen. und bei
etwaigen Bedenken und Zweifeln bei Ew: Excellenz fich nähere Aufklärung
erbitten könne.

Die Erfüllung diefes Wunfches fcheint allerdings auch mir fiir
die Sache fehr förderfam. ich weiß aber nicht. inwiefern fie Ew: Excellenz
Abfichten und Neigung entfpricht. und |elle daher ganß gehorfamfi an-
heim. den Droyfen darüber unmittelbar nach Kiel näher befcheiden zu
wollen,

Hier wimmeln jeht die Fürftenz von ihren Thaten und Rathen
aber vernimmt man bis jest noch weiter nichts. als beftändiges Geraffel
glänßender Equipagen und vielerlei Soldatenfpiel.

Durch Fräulein Butte hören wir zu unferer großen Freude. daß
fich in Arnau Alles wohlbefindet. Gott erhalte es ferner fo!

Mit innigfier Verehrung und Ergebenheit
Ew: Excellenz
ganß gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.

Berlin. den 12i Mai 1850. -
Auf dem Earlsbade. Nro: 4,

Fortfeßung in der März-Nummer.

Thomas Mann:
Verfuch Über das Theater.
ll,
Ich habe mich hier. ungelehrt. anfpruchslos und für meine Perfon.
mit der Anfchauung auseinanderzufeßen. als ob dem Drama im Reiche
der Dichtkunft der Vorrang gebühre. Ich überlege im voraus. daß heute.
zur Zeit der Zwifchengattungen. der Mifafungen und Verwifchungen. des
autonomen Künftlertums. - daß es heute. wo kaum Grenzen fefizuhalten
find. eine Narrheit ift. auch noch von Rangordnung zu reden. Aber felbft
davon abgefehen. ift der Vorrang des Dramas eine A n m a ß u n g . um
es herauszufagen. und die äfthetifchen Gründe. mit denen er verteidigt
' wird. find akademifches Gerümpel.
..Das Drama." fagte der Oberlehrer. ..ifi das Höchfte. denn es ifi
die Dichtungsart. welche die übrigen in fich vereinigt.“ - Sehr gewiß.
Und zwar dergeftalt. daß es zuweilen gerade das Epos ift. was eigentlich
aus dem Drama w i r k t. Ich denke an Wagner (wer dachte nicht unaus-
gefeßt an ihn. wenn vom Theater die Rede ifi?). Ich habe oft Mühe.
ihn als Dramatiker zu empfinden. Ift er nicht eher ein theatralifcher
Epiker? Keins feiner Gebilde verleugnet im Untertone das Epos. und von
den fchildernden mufikalifehen Vorfpielen zu fchweigen. fo habe ich ftets feine
großen Erzählungen am meiften geliebt. eingerechnet die Nornenfzene der
..Götterdämmerung" und das unvergleichlich epifche Frage- und Antwort-
fpiel zwifchen Mime und dem Wanderer. Was ift der dramatifche Wotan.
den wir im „Rheingold" auf der Bühne fahen. verglichen mit dem
epifchen in Sieglindens Erzählung vom Alten im Hut? - Grillparzer
verwarf das mehrteilige Drama als Form. Das Drama fei eine Gegen-
wart. es müfie alles. was zur Handlung gehöre. in fich enthalten. Die
Beziehung eines Teiles auf den anderen gebe dem Ganzen etwas
Epifches. wodurch es freiliaz an Großartigkeit ge-

w ö n n e . . . Aber das ift die Wirkung des „Ringes"t Und ich begreife
nicht. wie man im „Leitmotiv" ein wefentlich dramatifches Mittel er-
blicken kann. Es ift im Innerften epifch. es ift homerifchen Urfprungs.. . .
Dies nebenbei. Aber angenommen. daß eine größere Zufammen-
gefeßtheit der Wirkungsarten einer Kunftgattung ihren vornehmeren
Rang bewiefe: find im Roman niäjt Lyrik und Drama befchloffen. fo gut
wie im Drama Epos und Lyrik? Ift der Roman nur Defkription und
äußere Gegenftändlichkeit oder nicht etwa auch Seele. Leidenfchaft. Schick-
fal? Bietet er nicht die lyrifche Kontemplation des Monologs und die
fiiirmifche Bewegung der Wechfelrede? Gibt er nicht Mienenfpiel. Gelten-
fpiel. pittoreske Sichtbarkeit? Wo ift der Dramenauftritt. der eine mo-
derne Romanfzene an Präzifion des Gefichtes. an intenfiver Gegenwart.
an Wirklichkeit überträfe? Sie ift tiefer. behaupte ich. diefe
Wirklichkeit. im Roman. als im Drama. Nießfche bemerkt. die Kunft
gehe von der natürlichen Unwiffenheit des Menfcheu i'iber fein Inneres
in Leib und Charakter aus. „Inder Tat." fagt er in dem fkeptifchen
Aphorismus vom ..Gefchaffenen Menfchen". „in der Tat verftehen wir
von einem wirklichen. lebendigen Menfchen nicht viel und generalifieren
fehr oberflächlich. wenn wir ihm diefen und jenen Charakter zufchreiben:
Diefer unferer fehr unvollkommenen Stellung zum Menfchen entfpricht
nun der Dichter. indem er ebenfo oberflächliche Entwürfe zu Menfchen
macht (in diefem Sinne ,fchafft*). als unfere Erkenntnis der Menfchen ober-
flächlich ift. Es ift viel Blendwerk bei diefen gefchaffenen Charakteren
der Kirnf'tler . . . Der erdichtete Menfch. das Phantasma. will etwas
Notwendiges bedeuten. doch nur bei folchen. welche auch einen wirklichen
Menfchen nur in einer rohen. unnatt'irlichen Simplifikation verftehen . . .
Sie find alfo leicht bereit. das Phantasma als wirklichen. notwendigen
Menfchen zu behandeln. weil fie gewöhnt find. beim wirklichen Menfchen
ein Phantasma. einen Schattenriß. eine willkürliche Abbreviatur fiir das
Ganze zu nehmen." Dies trifft. wie mir fcheint. für das Drama in weit
höherem Maße zu. als fiir den Roman. wie denn der große Erkenner und
Entlarver des Künfilers den Dramatiker auch befonders nennt. Der Vor-
wurf der rohen Simplifikation und willkürlichen Abbreviatur. der Ober-
flächlichkeit. des Schattenhaften und der mangelhaften Erkenntnis ifi beim
Roman weit weniger am Plane. als beim Drama; es ift kein Zufall. daß
fich im Schaufpiel und nicht im Roman jene fiereotypen und in bezug auf
individuelle Vollftändigkeit iiberhaupt völlig anfpruchslofen Figuren und
Vogelfcheuchen des „Vaters“. des „Liebhabers“. des „Intriganten“. der

..Naiven". der ..komifchen Alten" entwickelt haben. und es ift ein Gleich-
nis. daß auf der älteren Bühne die Darfieller dem Publikum nur im
Profil und von vorn. aber niemals von hinten fich zeigen durften. Der
Roman ift genauer. vollftändiger. wifiender. gewiffenhafter. tiefer. als das
Drama. in allein. was die Erkenntnis des Menfchen als Leib und Charakter
betrifft. und im Gegenfaß zu der Anfchauung. als fei das Drama das
eigentlich plaftifche Dichtwerk. bekenne ich. daß ich es vielmehr als eine
Kunft der Silhouette und den e r z ä h l t e n M e n f ch e n allein als rund.
ganz. wirklich und plaftifch empfinde. Man ift Zufchauer bei einem
Schaufpiel; man ifi mehr. als das. in einer erzählten Welt. Ich weiß
nicht. ob je einem Dramatiker die Genugtuung geworden ift. aus feinem
Publikum den Gruß zu vernehmen: „Wir leben mit deinen Menfchen. wir
kennen fie ganz. fie find uns vertrauter noch. als die Nächften. Liebften"?
„Ich habe deinem Helden einen Abend lang zugefehen. und im vierten
Akt hat er mich ungemein erfchüttert." - das ift alles. was man dem
Dramatiker fagen kann. Viel mehr. als der Roman. kommt das Samu-
fpiel der natürlichen Unwiffenheit des Menfchen über den Menfchen ent-
gegen. Es ift eine Kunft für folche. die auch im wirklichen Leben gewohnt
find. eine Handlung für einen Charakter. fremdes Schickfal für ein Objekt
des Gaffens und eine rohe Vereinfachung. das Produkt ihrer egoifiifchen
Erkenntnisträgheit. für den ganzen Menfchen zu nehmen. Es ift eine
Kunft für die Menge . . . K

Aber der Oberlehrer meinte es anders? Er hatte feinen Friedrich
Theodor Vifcher gelefen und bewegte bei fich das berühmte Zitat: ..Wenn
nun. was in der Lyrik gewonnen ift. diefe fubjektive Durchdringung der
Welt. fich vereinigt mit dem. was das Epos durch feine Objektivität
voraus hat. wenn die von dem Weltinhalte erfüllte Bruft diefen wieder
entläßt. daß er fich als gegenftändliches. aber aus dem Innern geborenes
Bild ausbreite. fo kehrt der Kreis der Poefie ganz gefüllt in fich zurück -
das Drama ift die Poefie der Poefie" -? Allen fchuldigen Refpekr.
Jedoch den Roman hat Goethe eine „fubjektive Epopöe" genannt. in
welcher der Dichter fich die Erlaubnis ausbitte. die Welt auf feine Weife
zu behandeln. und Vifäfers Definition des Dramas paßt Wort für Wort
auf den Wilhelm Meifter. während fie auf jedes zweite Drama - nicht
paßt. „Der Dichter." fagt er. ..fpricht im Drama durch Perfonen. in die
er fich verwandelt. und die er gegenwärtig vor uns auftreten läßt. fein
Inneres aus." Das trifft auf fo manchen großen und kleinen Fall nicht
zu. Nähme man es aber als ideale Regel hin. fo wäre der Unterfchied

zwifchen Epos und Drama dieferx daß der erzählende Dichter nicht nur
durch die Perfonen- fondern auch durch die Dinge fein Inneres
ausfprichtz - woraus fich zum mindeften ergibt- daß der Erzähler mehr
zu tun hatt als der Dramatiker) nämlich all das nochf was diefem der
Schaufpielerz der Regiffeurl der Maler- der Mafchinift und felbft der
Mufiker abnehmen. Beim Theater dagegen herrfcht A r b e i t s t ei l u n g
(meinetwegen unter der Oberleitung eines kleinem großköpfigen Generals
und Meifiers aus Sachfen) -_- und das „GefamtkunfiwerkK meine .Herren
Bayreuther- kann nicht theatralifch fein.
Was aber die G e g e n w ä r t i g k e it des Dramas betrifft (gefeßt,
daß man fie ernftlich als einen Vorzug anführen will)f fo lehrt der zweite-
wenn nicht der erfte BlickF daß es damit eine heikle Bewandtnis hat. Stellt
wirklich das Drama eine Gegenwart vor? Wäre eine Kur-ft- die Ge-
genwärtigkeit vorgäbel überhaupt noch Kunft und nicht vielmehr Gaukelei?
Hebt nicht alle Kunft über das Gegenwärtige hinaus und fpricht nicht
alle Kunft- wie das Märchen: „Es war einmal"? Jeder kennt „Hoffmanns
Erzählungen‟ von OffenbachF diefes mufikalifche Drama, deffen drei Akte-
zwifchen Vorfpiel und Nachfpielf die Erzählungen feines Helden leib-
haftig vorführen. Rum hier ift ein Schaufiücß das offenkundig jedem
Anfpruch an Gegenwärtigkeit entfagt und nichts fein will7 als fzenifche
Erzählung. Ein luftigesf niedriges Beifpiel meinethalbenz aber fteht
es nicht vielleicht immer fo? Ift Wagner gegenwärtig? Dies Werk, das
dort oben in kindlich hohen Gefichten erfcheint- während die Mufik ihre
fingende- fagende Flut zu den Füßen der Ereigniffe dahinwälzt- - trachtet
es wirklich nach Gegenwart? Aber was frage ich! Schiller hat geant-
wortetx als er erklärtex daß „die Tragödie in ihrem höchften Begriffe
immer zu dem epifchen Charakter hin aufz das epifche Gedicht ebenfo
zu dem Drama he r u n t e r |rebe." Hinauf- fagt erl und: herunter.
Was bedeutet das? Das bedeutet- daß der mächtigfte deutfche Theatraliker
bis Wagner den epifchen Kunfigeifl als den höchften empfunden hat. Und
nun gehe man mir mit dem alten Vifcher und feiner „Poefie der Poefie"l
Sind es alfo technifche Vornehmheiten- höhere Verpflichtungen der
Kompofition- welche das Drama auszeichnen? Aber jene zweckvolle Aus-
wahl und Sonderungl jene Straffheit- Konzentration und ideelle Ge-
drängtheitl die das Drama verlangt- man findet fie im hohen Roman
fowohl wie in der Novelle wieder. „Keine Details außerhalb des Gegen-
ftandesz“ gebot Flaubertz „die gerade Linie." Wenn man mir aber ein-
wendet- der Roman befiße die Möglichkeih fich felbft zu interpretieren- und

hierin beruhe feine Unterlegenheit als Form, fo antworte ich daß das
Drama diefe Möglichkeit ebenfo wohl befißtf wie der Romanf und
naiver- oder ironifcherweife fehr oft davon Gebrauch gemacht hat; daß
aber beide defto weniger davon Gebrauch machen werden- je weiter fie
in der technifch-formalen Entwickelung vorgefchritten find. Es ift die
berühmte „indirekte Charakteriftik') die hier in Rede fieht und von der
man nicht gar zu viel Aufhebens machen follte. Indirektheit iftf follte ich
denken- Bedingung und Merkmal aller gefialtenden Kunfif und es ift die
pfychologifche B e f ch r ä n k t h e i t jeder bindend direkten Beurteilung
und Kennzeichnung feiner Gefchöpfe- die dem Künftler wider die innerfien
Initinkte geht. Sind Doftojewskis „Dämonen“ direkt? Ift Meyers
„Heiliger“ direkt? Das mögen ausgefuchte Beifpiele fein. Aber der be-
fcheidenfie Gefchichtenerzähler wird heute nicht mehr feine Heldin dem
Publikum als „liebenswürdiges Frauenzimmer" prclfentierenf fo wenig
wiez ohne romantifchen Spaß, der Dramatiker eine Figur mit den Worten
einführen wird: „Ich bin der gute Bonifacius". D e r e p i f ch e V o r -
trag ift kein Geredef fondern ein Darfiellungs-
mittelf und wer erfahren hatf welcher ironifchen Unverbindlichkeitf
welcher feinften Indirektheit er fähig ift- der weißf daß der Roman an
Raffinement der Technik dem Drama zum mindefien nicht nachftehtz daß
die Kunft fich nicht unbedingt im Dialog zu offenbaren braucht; und daß
der Saß von Nofalie und ihrem Adieu der keclfte Unfinn iftz der je
fchwarz auf weiß gefeßt wurde.

Neinz neinf das alles ift das Begriffsgerät einer Afihetikz die fich
heute noch fperrt, dem Roman überhaupt das Heimatrecht im poetifchen
Reiche zuzuerkennen. Das ift ein wenig ftreng. „Werther" und „Die Wahl-
verwandtfchaften" find alfo nicht geradezu Poefie. „Niels LyhneT „Ma-
dame BovaryG „Väter und Söhne“ haben mit Dichtkunft nicht allzu viel
zu frhaffen. In der Tat7 wenn manz wie ichf von der Lektüre gewiffer
Briefe kommtf fo neigt man in diefen Dingen zur Ungeduld. Ich hätte
mögen den Vater Flaubert mit diefen Grenzwächtern fich auseinander-
feßen hören. „Ich habet‟ fchreibt ert „gefiern fechzehn Stunden ge-
arbeitetf heute den ganzen Tagf und heute abend habe ich endlich die erfte
Seite beendet.“ Sonderbarer Schwär-mer! Nur das Drama wäre deiner
Qualen würdig gewefen!

Denn es iftz fagte der Oberlehrerf die fpätefte Offenbarung der
Poefiez es tritt erft auff wenn Epos und Lyrik bereits zu voller Ent-
wi>elung gelangt findf es ift das Höchfte, weil es das Leiste ifi. - Erfiens

könnte man das befireiten. Eine Art hymnifäfer Produktion. die den
Keim der Tragödie enthielt. ging. wenn ich recht unterrichtet bin. bei den
Griechen dem Epos voraus. Die Gefänge Homers. wie wir fie kennen.
find etwas viel Späteres. als die Tragödie. Und menfchlich-individuell
betrachtet. ftellt fich die Reihenfolge der Dichtungsarten jedenfalls als
zartes Empfinden. irrendes Handeln und epifches Überfchauen dar. Was
ich aber meine. ift. daß nicht notwendig das Letzte auch immer das Befie
und Höchf'te zu fein braucht. Richard Wagner. in einer feiner fcharf-
finnigen aber haarfiräubend theatromanifchen Parteifchriften. fchildert mit
großer Eindringlichkeit die Entftehung des Dramas aus dem mittelalter-
lichen Roman. Er fpricht dabei von Shakefpeare. betont aber felbft. daß
wir ihn uns „hier immer im Verein mit feinen Vorgängern. und nur als
deren Haupt denken müffen." und gibt alfo zu bedenken. daß Shakefpeare
nur auf unvergleichlich geniale Weife tat. was vor ihm viele auf eine
fehr fimple und mechanifche Weife getan hatten. daß er einen feinem
Wefen nach roh populären Iahrmarkts-Kunftbetrieb. den er vorfand.
mit feiner Dichterfeele erfüllte. Das Drama entfiand. indem man den von
Handlung wuchernden Abenteurerroman für die leibliche Vorftellung auf
der Schaubühne überfehte. ..Die vorher von der redend erzählenden Poefie
nur gefchilderten menfchlichen Handlungen" ließ man ..von wirklich
redenden Menfchen. die für die Dauer der Vorfiellung in Ausfehen und
Gebärde mit den vorzufiellenden Perfonen der Romane fich identifizierten.
Auge und Ohr zugleich vorführen." Das bedeutete nichts. als eine Ver-
weltlichung der alten Myfterienbühne. eine Stoffzufuhr für eben diefe
Bühne aus profanem Bereich. Da nun nicht mehr allgemein vertraute
und durch die bloße Sichtbarkeit fofort verfiändliche Legenden. Lebens-
bilder und fromme Hifiorien aufgeführt wurden. fondern neu arrangierte
und unbekannte Abenteuer. denen zu folgen nicht ohne die Verfiändlichkeit
des Wortes möglich war. fo ergab fich die Befchränkung der Gaffen- und
Angerfzene auf das gefchloffene Theater und damit der Zwang. die forglos
ausgefponnenen. tagelang dauernden Schaufpiele der Myfierienbühne
für ein feft verfammeltes. nicht mehr unter freiem Himmel ab- und zu-
wallendes Publikum auch zeitlich zu begrenzen. die bunte Handlung auf
das Wefentliche und Wichtige zufammenzubringen. Eine Überlegenheit des
Dramas in Linienfirenge und Kompofition auf freien. inneren. rein
idealen Formtrieb und nicht vielmehr auf die bare. praktifche Notwendig-
keit zurü>zuführen. fehe ich danach keinen Grund. Wenn man fich aber
in die Kindlichkeit des Wunfches und Dranges zurückdenkt. der jene erfie

Volks- und Myfierienbühne ins Leben rief. fo gewinnt man. wie mir
fcheint. den richtigen Gefichtspunkt für die Entftehung des Dramas.
Der kleine Junge. weläfer. von Indianergefchichten voll. fich felbfi den
Kopf mit Federn fchmückt. fich felbft das Geficht bemalt. felber den Speer
ergreift und. indem er ..fich in Ausfehen und Gebärde mit den darzu-
ftellenden Perfonen identifiziert“. die Abenteuer. von denen feine Einbil-
dung fich lange genährt hat. fchließlich perfönliäf nachfpielt. - handelt
nicht anders. als das Volk. das die Geftalten feiner mythifchen. religiöfen.
belletriftifchen Welt fich endlich im Mummenfchanz auf der Bretterbühne
vor Augen führt. Unfer Drama. nach feinem Urfprunge nichts. als die
leiblich redende Darftellung des Romans. bedeutet gegen das Epos
fchlechterdings keinen Schritt v o r w ä r t s . keine Erfüllung und Vollen-
dung. fondern ein Seitenftück und Widerfpiel. die kindliche Huldigung
eines populären Enthufiasmus vor den Geftalten der Poefie. Es war
nichts als eine ehrgeizige Fälfchung des alten Zauberers von Bayreuth.
das erzählende Kunftwerk den ..dürftigen Todesfchatten‟ des finnlich
dargeftellten dramatifchen zu nennen. - und zuletzt eine häßliche Undank-
barkeit gegen das Epos. von dem er faft alles empfing. Es fcheint. daß
zu feiner Konzeption von Größe die Undankbarkeit gehörte . . . ..Das
wirkliche Kunftwerk.‟ fagt er. ..erzeugt fich eben nur durch den Fortfchritt
aus der Einbildung in die Wirklichkeit. das ift Sinnlichkeit.“ Aber auch
die finnliche Darftellung tut nicht den letzten Schritt in die Wirklichkeit.
und wenn fie zu Recht in Anfpruch nähme. fich an ..den vollkommenen
finnlichen Organismus des Menfchen‟ zu wenden. fo müßte man fie nicht
nur fehen und hören. fondern auch riechen - und was der For-
derungen noch mehr fein dürften. Die Wahrheit ift. daß euer ..wirkliches
Kunfiwerk‟ die geiftig-finnliche Suggeftion rein künftlerifcher Wirkung zu
einem panoptifchen Illufionismus vergröbert. der nicht
jedermanns Sache ift. Das Schaufpiel. das Theater. das wie eine
fchlechte Jlluftration die Phantafie tyrannifiert. fie auf eine unzulängliche
Sinnfälligkeit feftlegt. - das Säjaufpiel. das Theater mit feiner auf-
dringlichen Täufchungsfucht. feinem technifchen Zauberapparat. feinen
Guckgenüffen gegen Entree. - das Theater als Kunftfurrogat für die
ftumpfe Menge. als prädeftinierte Volksbeluftigung. als eine höhere -
und nicht immer höhere - Kinderei: diefe Auffafiung wäre mir fehr
verftändlich.

Weit entfernt. irgend etwas Höchftes und Letztes zu geben. ift das
Theater vielmehr die naivfte. kindlichfte. populärfte Art von Kunft. die fich

denken läßt. und - hier. wenn irgendwo. liegt vielleicht die Erklärung
dafür. daß gerade unfere felbftgenügfamften und artifiifch anfpruchsvollften
Kritiker. welche fich einer Produktion nicht dienend unterzuordnen. fondern
ihr die eigene. womöglich überlegene Produktion entgegenzufiellen
wünfchen. mit Vorliebe das Theater zum Tummelplah ihres Geiftes
machen. Das Theater. behaftet mit allen Lächerlichkeiten der Materie.
mit feiner Gefellfchaftlichkeit. feiner finnlichen Öffentlichkeit. feinem popu-
lären Niveau. bietet dem kritifchen Artiften eine viel größere Möglichkeit
geiftig-ftilifiifcher Überlegenheit. als die Literaturz es fchreibt fich über
das Theater aus einer luftigeren Höhe; der kritifche Artift f p i elt mit
der Naivetät des Theaters. wie ein ironifcher Dichter mit dem unbewußten
und ftummen Leben.

ll),

Es handelt fich um perfönliche Fragen. Bin ich dem Theater zu
Dank verpflichtet? Hat es irgend an meiner Bildung teilgehabt?
Das Theater . . . Es fei fern von mir. eine Stätte zu fmmähen.
an die fich die Erinnerung fo vieler feltfam erregender Eindrücke knüpft!
- Man war ein Junge. man durfte das Tivoli befuchen. Ein fchlecht
rafierter. fremdartig artikulierender Mann. in einer ungelüfteten Höhle.
die auch am Tage von einer offenen Gasflamme erleuchtet war. ver-
kaufte die Billetts. diefe fettigen Pappkarten. die ein abenteuerliches
Vergnügen verbürgten. Im Saal war Halbdunkel und Gasgeruch. Der
„eiferne Vorhang“. der langfam ftieg. die gemalten Draperien des zweiten
Vorhangs. das Guckloch darin. der mufchelförmige Souffleurkafien. das
dreimalige Klingelzeichen. das alles machte Herzklopfen. Und man faß.
man fah . . . Verworrene Bilder kehren zurück. Szene. Symmetriez
eine Mitteltür. Ein Armfiuhl rechts. einer links. Ein Bedienter rechts.
einer links. Jemand reißt von außen die Mitteltür auf. fteckt zuerft
den Kopf hindurch. kommt herein nnd klappt mit beiden Händen die
Flügel hinter fich zu. wie man nie im Leben eine Tür hinter fich zuklappt.
. . . Erregter Auftritt. Luftfpielkataftrophe. Ein eleganter. kurz-
lockiger Jüngling. der im Zorn einen Stuhl gegen feinen Wider-
facher erhebt . . . Bediente fallen ihm in den Arm . . .
Afchenputtel nnd die Tauben an Drähten! König Kakadu. ein
Komiker mit rotem Geficht und goldener Krone. Eine ver-
kleidete Dame. namens Syfar. Diener der Fee. in grauen Trikots.
klatfcht in die Hände und bewirkt fo den unglaublichfien Zauber .

Ballett. Feenglanz . . . Rofa Beine. ideale Beine. makellos. himmlifch. trippeln. fchwirren. federn nach vorn . . . Die Galofchen des Glücks . . . Die Verfenkungl Jemand fagt im Arger: ..Ich wollt'. ich wär'. wo der Pfeffer wächfil". verfinkt und fteigt wieder auf in tropifcher Landfehaft. umtanzt von Wilden. wird fait gefreffen . . . Draußen vorm Saal war ein Ladentifch mit Kuchen. Schaumhügeln mit roter Süßigkeit auf dem Grunde. Man vergrub die Lippen im Schaum. Bunte Lampen glühten. Und der Garten war voller Leut' . . .

Welcher Raufch! Welche Entgleiftheit der Seele! War fie äfthe- tifchen Wefens? Ein erftes Schönheitserlebnis? Ich weiß es nicht. Das Afihetifche beginnt ja recht früh. reäft tief. Was darf man fo nennen. was noch nicht? - Schule und Haus lagen grau dahinten. Man wan- delte in der Neuheit. im Abenteuer. in der zügellofen Welt. Man hatte fie aus exotifchem Trieb erfehnt und erbeten. diefe feltfame Betörung. man liebte fie. ficher. man trank. man betrank und vergaß fich darin; man war bereits Moralift genug. fich ihr h i n z u g e b e n. Aber war fie das eigentlich Rechte. Gute und Angemeffene? Brach man nicht hernach. zu Haufe. zuweilen in Tränen aus? Was war das? Unfähigkeit zum Alltäglichen. nachdem man die Schönheit erkannt. oder Kaßenjammer und Reue nach einer zehrenden Zerftreuung. an welcher die Beine. die idealen Beine vielleicht bereits ihren Anteil gehabt? . . . Hat je das Spektakel die reine. heitere. vertrauenswürdige. kraftweckende. kraft b i l d e n d e Wirkung geübt. die Grimms und Anderfens Märchen. Reuter und Voffens Homerüberfeßung übten? Niemals!

Aber fpäter war Gerhäufer am Stadttheater. Er fang. mit feiner impetuofen Inbrunft. den Tannhäufer. Er fang jeden zweiten Abend den Lohengrin. Er kam im Sturm der Infirumente ein wenig ruckweife heran- gefchwommen und fang mit weichen Bewegungen: ..Nun fei bedankt." Er kam mit leife klirrenden Schritten nach vorn. er fang: ..Heil. König Heinrichl". und feine Stimme klang wie eine filberne Trompete. Es war damals. daß mir zuerft die Kunfi Richard Wagners entgegentrat. diefe moderne Kunft. die man erlebt. erkannt haben muß. wenn man von unferer Zeit irgend etwas verfiehen will. Und diefes ungeheure und fragwürdige Werk. das zu erleben und zu erkennen ich nicht fatt werde. diefer kluge und finnige. fehnfüchtige und abgefeimte Zauber. diefe fixierte theatra- lifche Jmprovifation. die außerhalb des Theaters n i ch t v o r h a n d e n ift. - fie ift es in der Tat. und fie allein. die mich auf Lebenszeit dem Theater verbindet. Daß man die dramatifchen Dichter. Schiller. Goethe.

Kleiit. Grillparzer. daß man Henrik Ibfen und unfere Hauptmann. Wede-
kind. Hofmannsthal nicht ebenfo gut lefen als aufgeführt fehen könne.
daß man in der Regel nicht bef f er tue. fie zu lefen. wird niemand
mich überzeugen. Aber Wagner ift nur im Theater zu finden. ift ohne
Theater nicht denkbar. Das zu beklagen. ift eitel. Zu wünfchen. Jnftinkt
und Ehrgeiz möchten ihn nicht zur großen Oper getrieben haben. ift müßig.
feine Wirkung vom Theater zu löfen unmöglich. Er hat. mit größerer
praktifcher Kraft. als Schiller. das Pathos des Theaters erhöht. hat ihm.
zur höheren Glorie feines eigenen Werkes. Würde und Weihe ertrotzt.
Aber jeder Radikalismus lag diefem Reformator fern. Er hat das Theater
nicht eigentlich erneut und verjüngt. Er hat keinen Verfuch unter-
nommen. aus der Bühne irgend etwas Künfilerifches zu machen. keinen.
das Dekorationswefen ins Ernfthafte umzugeftalten. Er hatte Luft. fich
von Makart Kuliffen malen zu laffen. -- ein bedenklicher Zug. der viel-
leicht auf eine Verwandtfchaft in wichtigen Inftinkten deutet. Er hat
den ganzen kindifchen Apparat gelaffen. wie er war. und fein Theater ift
Theater wie jedes andere auch. Er ift der Triumph unferer felbfi. die
Epoche als Kunft. die Sehnfucht als Meifterfchaft. und er i| Theater.
Wir haben uns damit abzufinden.
Und fo macht man fich denn auf zur Tempelbude. diefem mufifchen
Staatsinfiitut. Man wirft im. in Schwarz. man hat Gefellfchaftsfieber.
Es trifft fich möglicherweife fchlecht. man ift vielleicht müde. verfiimmt.
ruhebedürftig; aber man hat fechs Tage vorher unter bedeutenden Opfern
an Zeit und Bequemlichkeit fein Billett von einem Beamten erfianden
und ift gebunden. Man wallfahrtet per Drofchke zur Gnadenfielle. Man
kämpft den Kampf der Garderobe. legitimiert mehrmals. das Billett in
der Hand. fein Recht auf Kunft und bekommt feinen Sammetfiß in der
Menge angewiefen. Parfums. Gefchwätxt. Atlastaillen. die in den Nähten
krachen. fchlechte Menfchengefichter. - Gefichter von Menfchen. denen
man es anfieht. daß fie weder eines guten Saßes noch einer guten Hand-
lung fähig wären. Und dann dort oben das Ideal. zu dem man. rafch
trunken von Mufik. emporftarrt. die Scham und Frage im Herzen: Jft
das gut. ift es hoch. da es all denen a u ch gefällt? - Das Ideal hat
feine komifche Seite. Hunding ifi bauchig und X-beinig wie eine Kuh.
Sieglindens gepuderter Bufen wogt in der Dekolletage ihres Fellgewan-
des. einer Art prähiftorifcher Balltoilette. Siegmund. knapp und ge-
fpannt auf der Kante des Seffels. läßt die Beforgnis erkennen. feinen
Trikots möchte etwas Fürchterliches begegnen. Daß diefer rofige und

dralle Mann geradeswegs aus Wildnisl Wetter und tiefftem Elend
kommt- ifi übrigens nicht zu glauben. Das Herdfeuer ftäubt Funken
gegen die Kuliffe: einen Augenblick verftort dich die Erinnerung an
Schreckensberiihte von Theaterbränden. Später laufen Fri>as Widdem
eine Glanznummer der Regie„ ein großes Spielzeug mit Uhrwerh wirklich
über die Bühne„ und ihre Beine klappern in den Scharnier-en. Warum
blöken fie nicht? Man kann heute verlangen- daß fie blökenl . . .
Und zwifchen all dem Schauer und kurze Seligkeitem Wonnen der
Nerven und des Intellekts, Einblicke in wundervolle Beziehungem in
rührende und große Bedeutfamkeitenf wie nur diefe nicht zu überbietende
Kunft fie gewährt . , .
Vielleicht genießt man die Augenblicke des reinen Glückes fo innig-
weil man fie aus eigener äfthetifcher Kraft dem Theater a b g e win n t „
weil es fo fch w e r ift- fie ihm abzugewinnen? Ein eigenartiger Kunfi-
genuß7 der auf diefer Art von Genugtuung beruhte! Auf einer ab-
|raktiven Leifiung! Auf momentanen Triumphen der Phantafie über die
„Illufion"l Wo i| die Stimmung der Ernft- die berühmte „intereffelofe
Anfchauung" fo befiändig bedroht und in Frage gefiellt- wie im Theater,
„wo fich die bleichen Dichterfchatten roten wie des Odyffeus Schar von
fremdem Blut"? Aber Dichterfchatten find nicht notwendig bleich„ und
das fremde Blut ift zuweilen fehr ftörend. Was ift das für ein äfthetifcher
Zuftand- der dadurch aufgehoben werden kann- daß die Hände des Herrn
Y. mir widerlich find, oder daß ich mich auf einem fleifchlichen Intereffe
für die Schultern des Fräulein Z. ertappe? -- Keine Andeutung? Kein
Appell an die Phantafiß fondern „wirkliche Darftellung an die Sinne"?
Die Refultate find da: Meiningem Pofiarts Wallenftein-Infzenierung
die „Natur" auf der Bühner Waldbäume- Mooshügel- Glühwürmer-
echte Laub-Soffiten. Aber der Ehrgeiz des Theatersl durch die Illufion
- fich felbft vergefien zu machen„ ift der ausfichtslofefie aller Ehrgeize. Die
Gefahr der Desillufionierung w ä ch ft mit dem Apparat. W e n n l im
Bilde gefprochem durch den echten Moosteppich einmal der Bretterboden
guckt- fo ift die Ernüchterung de|o größer. Je befcheidener, andeutender
das Theater fich verhäläß je weniger es die Sinnlichkeit agaziery je mehr
es die Einbildung frei läßtl defto möglich e r ift eine reine und künft-
lerifche Wirkung. Wer mochte bezweifelm daß das Volk um Shakefpeares
Teppichgerüfi vor dem Schaupöbel unferer Theater an äfthetifcher Fähig-
keiß an äfthetifchem Glück Unendliches voraus hatte?
Ich verftehe mehr und mehr) daß alles„ was ich gegen das Theater

einzuwenden habet fich auf feine wefentliche Sinnlichkeit zurückführen
laßt: es ift nicht zulevt das' Sinnlich-lHefellfchaftliche der theatraliflheu
O f f e nt l i ch f e i t, was mich abgenelgt macht, was ich verachte. Wie-
was wir Öffentlichkeit nennenf ware wirklich nur Wechfelwirkung des
Sinnlichen, und ein „Mann der Öffentlichkeit" wäre notwendig ein
Mann des Marktesz des Saalesz des Menfchendunftes? Geht mir! Es
fieht ganz feftz daß alle bürgerliche Öffentlichkeit- in welcher Optic) Akufiik-
phyfifche Menfchlichkeit herrfchem daß Gerichtsfaal- Volksverfammlungz
Theater mit ihrer dicken und törichten Atmofpharez daß finnliche Öffent-
lichkeit f ch l e ch t e , dumme, unzulängliche Öffentlichkeit ift. Die Öffent-
lichkeit, die ich meinez ift anders, ift zarterf reinlichem weiter. Das
unfichtbarez lautlofe und leidenfchaftliche Getriebe in den hohen Gegen-
den des Geiftesj an dem ich teilnehme- wenn ich lefef denke und fchreibez
der Zufammenklang aller Willensmeinungen und Sehnfüchte der ringen-
den Zeitz die fiille Fernwirkung des befeelten Wortesf Freundfchaften
und Feindfchaften über Länder und Epochen hinweg- der Name als 'Be-
griff- die Perfönlichkeit als Ruhm; das iftz flüchtig bezeichnen die Öffent-
lichkeitj nach der mir der Sinn fieht. Zuletzt ift fie ein wenig anfpruchs-
voller. Man zuckt die Achfelm in diefer Öffentlichkeit, über Dingez die
im Theater zu fanatifieren vermögen . . .

. . . Was verdanke ich dem Theater? Das Erlebnis der Kunft
Richard Wagners; ein Erlebnisz das ich dem Theater abgewinnen mußte
und ohne das ich mein Wollen und mein geringes Vollbringen nicht denken
kann. - Hat mir je das Theater einen reinen Genußz eine hohe und
zweifellofe Schönheitserfahrung vermittelt? Nein.

l7.

Nochmalsf wir wollen die Begriffe fcheiden und jedem das Seine
geben, Daß das Theater die Literatur nicht nötig habet daß man ihm
eine gewifie abfolute Dafeinsfähigkeit zuerkennen müffef fcheint auf den
erfien Blick ein fpielerifch widerfinniger Saßz und doch ift es eine ganz
refpektable Wahrheitz die man im Auge behalten mußt wenn manz wie
ich- den Wunfch hatz dem Theater gerecht zu werden.

Ein junger dramatifcher Dichterz defien fich ein Theater angenommen
hattet erzählte mir7 die Proben feien fchre>lich gewefen: Seine Dichtung
fei in den Händen des Regiffeurs gleichfam zum Textbuch für etwas
Fremdesz Anderes gewordenf für ein Etwasf das noch gar nicht vorhanden
gewefen fei . . . Diefer junge Autor hatte den Vorgang richtig emp-

K_ "'_ _-
funden; daß er ihm Pein machte. zeugt für die Kluft. das Mißverfiändnis.
die Zwietracht. die zwifchen Dichtertum und Theater befieht. Aber zur
Entfcheidung aufgerufen. auf welcher Seite fich in diefer Zwietracht das
R e cht befinde. würde ich unbedenklich für das Theater eintreten. Ich
glaube in der Tat. daß die Dichter fich im Irrtum und überheblichen
Unrecht befinden. wenn fie das Theater als ein Infirument. ein Mittel.
eine reproduktive Einrichtung betrachten. welche ihretwegen vorhanden
wäre. - und nicht vielmehr als etwas Selbf'tändiges. Selbfigenügfames
und auf eigene Art Produktives. als ein Reich. worin fie mit ihrer Dich-
tung zu Gafte find und worin diefe Dichtung zum Anhalt und Textbuch
für eine in ihrer Art reizvolle Veranfialtung wird. Das „Buch" verhält
fich zur „Aufführung" fchlechterdings nicht. wie die Partitur zur Sym-
phonie. fondern vielmehr wie das Libretto zur Oper. Die „Aufführung"
ift das Kunfiwerk. der Text ift nur eine Unterlage. Es ift das Kenn-
zeichen jedes rechten Theaterftücks. d aß m a n e s n i ch t l e f e n ka n n.
- fo wenig wie ein Opernlibretto. Auch Shakefpeares Stücke find niaft
gelefen worden. fäjon deshalb. weil fie lange Zeit nur als Soufflier-
büchlein vorhanden waren. Als Dichter hat er fich mutmaßlich nur auf
Grund feiner Sonette und epifch-lyrifchen Arbeiten gefühlt; im übrigen
war er ein Schaufpieler und Theaterunternehmer. der fich und feiner l
Truppe aus Novellen. Hifiorien und alten Dramen ziemlich lebhafte
Theaterfiücke herrichtete.

Wer war früher: der Schaufpieler oder der Dichter. welcher ihm
Stücke fchrieb? Die Antwort liegt in der Frage. Urfprung und Wefen
alles Theaters ift die mimifche Stegreif-Produktion. und das Stück ift
zunächf't einmal gar nichts. als ein Aktionsplan. den die Mimen fich felbfi
vorzeichnen. eine fixierte Verabredung. deren literarifche. das heißt: geif'tig-
fprachliche Eigenfchaften überhaupt nicht in Betracht kommen. Der im-
provifatorifche Grundcharakter alles Theaters wird klar. wo irgend das
Theater fich noäf naiv und unumwunden als Selbfizweck und 081188 sui
gibt. Er wird klar bei dem gefelligen Theaterfpiel. wo nach flüchtiger
Verfkändigung über den Hergang. jeder Mitwirkende fpricht. was er mag
und kann; er wird klar bei dem Ballett-Divertiffement. deffen „Drama"
eben nur im Kopf der arrangierenden Ballettmeifterin vorhanden ift;
er wird am klarften bei dem urfprünglichfien Volksfchaufpiel. dem Kafperl-
theater. wo Goethes Auseinanderfeßung zwifchen Direktor. Theater-
dichter und lufiiger Perfon hinfällig ift. weil alle drei in ein e r Perfon
das Spiel betreiben. -- und man erinnere fich des ..atemlofen" Ent-

zückens. das Richard Wagner eines Tages angefichts folcher Volksunter-
haltung empfand. wie er in feinem Auffaß ..Uber Schaufpieler und
Sänger“ erzählt! Kein Wunder. diefes Entzücken. bei dem Theaterdirektor
von Bayreuth. bei dem. der den ..Ring des Nibelungen“ in Szene feste.
dies ideale Kafperletheater mit feinem unbedenklichen Helden! Hat denn
noch niemandem die hohe Ahnlichkeit diefes Siegfried mit dem kleinen
Pritfchenfchwinger vom Jahrmarkte eingeleuchtet?
Wer war eher. der Schaufpieler oder der Dichter. wcläjer ihm Stücke
fchrieb? Keiner von beiden; denn der erfte Theaterdichter war der Säjau-
fpieler. und von dem Ehorführer Afchylos bis Shakefpeare. bis Molisre.
bis zu einer Zeit. die noch gar nicht weit zurückliegt. haben überall Schau-
fpieler fich fchlecht oder recht ihre Stücke felber gefchrieben. Die thea-
tralifche Kunft unterfcheidet fich wefentlich von der des eigentlichen. des
abfoluten Dichters; fie ift nicht fowohl ein Dichten f ür die Bühne. als
ein Dichten auf der Bühne. fie ift eine Umwendung der dichterifchen
Natur ins Mimifche. und fie ift ganz eigentlich Sache des Schaufpielers
oder folcher. die. gleich Lope de Vega. mit ihm in unmittelbarer Fühlung
ftehen. in feiner Sphäre leben und weben. Die Kluft. die Zwietracht
zwifchen Dichtung und Theater entftand fofort. als dies zum erften Male
in Vergeffenheit geraten war. Was gefchah? Die abfolute Dichtkunft
ufurpierte das Theater. fie ufurpierte das Schaufpiel; fie dachte nicht
anders. als daß es ihr zugehöre. ein Stück. ein Glied. eine Erfcheinungs-
form ihrer felbft fei. deren fie fich ernftlich anzunehmen habe; fie verfuchte
fich darin und fand. daß fie es fehr gut mache. Das „Buch“ eman-
zipierte fich. Der Theaterdichter. nichts als der Bundesgenofie der Schau-
fpieler bisher. emanzipierte fich und begann. das Theater. das ein Zweck.
fich felbft der einzige Zweck gewefen war. als ein Mittel. ein Klavier. ein
reproduktives Infirument zu betrachten und zu behandeln. Das mußte
fich rächen. Das Theater ift zu ftark. zu eigenwillig. um nur die Magd
einer Dichtung zu fein. die f ich will und ihren Ruhm. nicht den des
Theaters. Eine Intereffenfpaltung zwifchen Dichtertnm und Bühne voll-
zog fich. jene ..Trennung zwifchen Drama und Theater“. welehe Hebbel
als unnatürlich beklagte. aber deren Beftehen er anerkannte (er fchrieb
fie bereits von der Auflöfung der griechifchen Tragödie her). Das Schau-
fpiel ward Literaturgattung. das ..Buchdrama“ entftand. Aber fehr fol-
gerichtigerweife emanzipierte fich auch der Schaufpieler. der einzelne.
enorm befähigte. vom theatralifchen Bunde. und wie um der Welt die
Unabhängigkeit des Theaters vom Dichtertnm handgreiflich zu machen.

wurde er felbfiändig. Egoifi. Virtuos . . . Ia, denke an den wildeften und
grandiofeften Fall von Virtuofentum. den ich erlebt habe. an Ermete
Novelli. O. er fpielt Shakefpeare. Der ..Kaufmann von Venedig“ heißt
bei ihm ..Shylock". - er hieße noch beffer „Novelli“. Alle Stücke. iu
denen er fpielt. heißen Novelli. find von Novelli. handeln von Novelli.
Ich habe ihn in italienifchen und franzöfifchen Schreckensdramen gefehen.
deren Titel ich den dritten Tag vergeffen und nach deren Verfaffern ich
mich überhaupt nicht erkundigt hatte. Geht man zu Novelli eines Stückes
wegen? Braucht diefer Mann überhaupt Stücke? Sollte er nicht im-
fiande fein. auch ohne eine fixierte dichterifche Unterlage uns einen Abend
lang mit feinen Schlagflüffen. Konvulfionen undTotenfchluckfern die Haare
zu Berge ftehen zu machen? Hier ift das Schaufpiel. das auf fich felber
fieht. von fich felber lebt; hier ift Theater aus erfter Hand. Theater
an fich. hier ift der Schaufpieler. welcher den Dichter nicht nötig hat. . .
Daß man zu einem Novelli nicht der Stücke wegen. nicht aus irgend
einem literarifchen Jntereffe geht. brauchte niäjt feftgeftellt zu werden.
Aber die Frage ift. wie viele Leute üb e r h aupt eines Stückes wegen
und um einen Diäfter zu hören in das Theater gehen. Die Frage ift.
ob nicht. felbft heute und trotz allem Bildungs-Snobismus. in der er-
freulichfien Weife die Zahl derer überwiegt. welche einfach kommen. um
Theater fpielen zu fehen. in aller Unverdorbenheit fich des Schaufpiels
als eines Schaufpiels freuen und fich um das befondere Verdienft. das
irgend ein nnfi>jtbarer ..Verfaffer‟ etwa an der Gefamweranftaltung
haben möchte. gar wenig kümmern. Man lieft zuweilen in den Theater-
berichten der Zeitungen. der Beifall des Publikums habe ..der Vorftellung“.
nicht dem Stücke gegolten (das Umgekehrte lieft man bemerkenswerter-
weife nie) - und man fragt fich. woher der Reporter das eigentlich weiß.
Der Mehrheit des Publikums ift das Schaufpiel gottlob noch immer ein
Ganzes; das einzig Wirkliche. die eigentliche Kunftleiftung fieht diefe
gefunde Mehrheit in der Vorftellung. der Aufführung. und fie ift weit
entfernt. ..das Stück‟ davon abzuziehen und. während fie es nirgend
fonft tut. ausgemacht im Theater Literatur zu treiben. Freilich. die
Literatur ift eine Machtz fie hat fich des Theaters nicht allein durch die
Produktion. fondern auch auf kritifchem Wege bemeiftert. Die literarifche
Theaterkritik hat das Publikum „erzogen‟. fie hat es mit allen Mitteln
des Geiftes eingefchüchtert und ihm ein tiefes Mißtrauen gegen alle thea-
tralifche Wirkung ins Blut geimpft. Das moderne Bühnenftü> darf
ja nicht eigentlich bühnenfähig fein; eine füblime Untauglichkeit muß es

als Dichterwerk kennzeichnen. Niäfts fteht mehr in Mißkredit. nichts.
kompromittiert heute mehr. als die Fähigkeit. ein tüchtiges Theaterfiück.
zu fchreiben. und ich glaube. daß es Schriftfieller gibt. die .diefe
Fähigkeit forgfältig verhehlen. Wir haben das literarifche Theater.
wir haben ein literarifches Publikum. - das Premierenpublikum
unferer Großfiädte. weläfes dem Reit der Theaterbefucher das
Urteil diktiert . . . Armes Zeitalter! Jede Unbefangenheit. jeder Wille
zum Glück. jeder gute Mut. fich gefallen zu laffen. was einem wirklich
gefällt. ift abhanden gekommen, Mehr als einmal hat mich das Erbarmen
mit diefer verfäfüchterten Menge ergriffen. die demütig allerlei Dichter-
fchmerzen. Milieuftudien und pfpchologifche Fineffen applaudiert und nicht
einmal mehr w e i ß. daß fie fich im ftillen nach Schlagflüffen und Toten-
fchluckfern fehnt. Mein Trofi ift. daß diefer Zuftand nicht lange währen.
diefer Terrorismus der Literatur über das Theater nicht von Dauer fein ,
kann. Er hat viel äußere Verwirrung geftiftet. - er hat im Grunde
nicht fehr zu fchaden vermocht. Die größten Bühnen. mit ehrwürdiger
theatralifcher Tradition. find auch heute noch unliterarifch und werden es
immer bleiben. Jn Wien klagen die Zeitungsfchreiber. ..daß das Burg-,
theater die wertvollen modernen Dichter faft nie zu Worte kommen laffe“.
..Dahin." klagen fie. ..mußte es mit diefer vornehmften deutfchen Bühne
kommen. daß ihr Repertoire aus platten Luftfpielen und rohen Kolpor-
tageftücken befieht!" Man antwortet ihnen in trockenem Tone. daß das.
Burgtheater (welafes. wie ich anmerken möchte. fich fünfzig Jahre lang
befonnen hat. ehe es Hebbels ..Gyges" zur Aufführung brachte.) ..zwar
Jahrzehnte hindurch die erite deutfche Bühne war. - aberöniemals in
bezug auf die Stücke. fondern immer nur in bezug auf die Schaufpieler.“ -
und daß es ..zu allen Zeiten mehr fchlechte als gute Stü>e gefpielt hat.“
So ift es in der Ordnung. Der Rang eines Theaters befiimmt fich
danach. wie gut oder fchlecht dort Komödie gefpielt wird. - nicht danach. .
in welchem Maße es die Literatur begünftigtz und für unfere Bühnen-
fchriftfteller follte es fich darum handeln. gute Theaterftücke mit möglichft -
hohem dichterifchen Wert. nicht darum. Dichtungen unter möglichfier Be-
rückfichtigung des Theaters herzufiellen. Das Schaufpiel ift nicht eigent- -
lich ein Literaturzweig. und derjenige. welcher von der Bühne herab zu -
wirken wünfcht. follte fich nicht fo fehr als Dichter. denn als Theatermann
und Angehöriger eines theatralifchen Bundes fühlen. Viel mehr. als es .
jest der Fall ift. follten die Schaufpiel-Verfaffer wieder in und mit dem
Theater leben. ja. eine Verföhnung. ein ineinander Aufgehen der In-

tereffen ifi vielleicht erfi möglich. wenn der Bühnendichter wieder unmittel-
bar zur Schaufpielerfchaft gehört. als Dichter aus ihr hervorgeht.
Wünfche ich. dem Theater gerecht zu werden »- ja oder nein?
Ich möchte über all dem Wohlwollen das Drama nicht allzu
kurz kommen laffen. Ich mißbillige aufrichtig jede Sihreäensherrfafaft
der Literatur über das Theater. man hat es gefehen. Aber ich würde
ungern den Anfchein erwecken. als wollte ich einer Diktatur des Theaters
- un f eres Theaters - auf dichterifchem Gebiete das Wort reden.
Es wurde anerkannt. ja betont. daß das Schaufpiel eigentlich kein Lite-
raturzweig fei. und ficherlich wäre es das Natürliche. das Gefunde. das
Ideal. wenn man eine Unterfcheidung zwifchen Drama und Theater über-
haupt nicht zu machen brauchte. Aber die Trennung befteht. fie ifi an-
erkannt von den Größten. und fo muß es erlaubt fein. dem Drama als
Dichtungsart auch in diefem Zufammenhange zwei Worte zu widmen.
Ich glaube. daß heute über den Begriff des Dramas. nicht nur
unter Laien. fondern gerade bei den Hütern und Grenzwääftern der
Formen. bei den Theoretikern und Kritikern. viel Mißverftändnis herrfcht.
Man lieft da etwa. das oder jenes Drama fei keines. fei völlig undra-
matifch. denn es fei zu lyrifch. biete nicht genug „Handlung“. fei. vor
allem. viel zu redfelig. um für die Aufführung in Betracht zu kommen . . .
Zu fragen. ob diefe Einwände denn eigentlich ftichhaltige Einwände gegen
ein Drama a l s Drama feien. kommt niemandem in den Sinn. Es fcheint.
daß vollkommene Einhelligkeit herrfcht in betreff defien. was eigentlich
„dramatifch" fei. Dennoch ifi mindeftens ficher. daß eine Wandlung mit
der Bedeutung diefes Wortes vor fich gegangen ifi. daß man heute
etwas damit meint. was urfprünglich nicht damit gemeint worden ift. und
daß man als undramatifch bezeichnet. was einem früheren Gefchmaä
fchlechterdings nicht dafür galt.
Alle Welt überfeßt „Drama" mit „Handlung‟. Trotzdem ift fie viel-
leicht im Irrtum. Ein Philologieprofeffor hat mich darüber belehrt. daß
das Wort „Drama" dorifcher Herkunft ift und nach dorifchem 'Sprach-
gebrauch ..Ereignis“. ..Gefchichte" bedeutet und zwar im Sinne der
..heiligen Gefchichte". der Ortslegende. auf der die Gründung des
Kultus ruhte. „Drama“ bedeutet alfo kein „Tun“. fondern ein Ge-
fehehen. eine Begebenheit. und diefen Sinn nimmt das Wort auch in dem
antikifierenden deutfchen Drama wieder an. Unter Schillers Werken ift
*ja nicht allein ..Die Braut von Meffina" fophokleifch empfunden. ..Nicht
einmal im Wilhelm Tell.“ fagt Georg Brandes in den ,.Hauptftrö-

mungen". „ift der Gefiäjtspunkt modern. im Gegenteil. in jeder Beziehung hellenifch. Der Stoff." fagt er. „ift nicht dramatifch. fondern epifch aufgefaßt." Und er nennt die Handlung ..vielmehr eine Begebenheit". Mau fieht. wie hier eine Behandlungsweife. die dem antiken Dichter als dramatifch gegolten hätte und dem antikifierenden Dichter als dramatifch gilt. von einem modernen Standpunkte aus geradezu als „epifch" be-zeiäjnet wird: ein Wink zur Vorficht. jedenfalls. im Gebräuche des Vor-wurfes ..undramatifch". Wollte man „Drama" im Sinne eines Tuns. einer uetjo, überfeßen. fo müßte man zuvor den Begriff der „Handlung" in den der „h e i l i g e n Handlung". des Weiheaktes umbiegen. und wie die erfte dramatifche Handlung eine rituelle Handlung war. fo fcheint es in der Tat. daß immer das Drama auf dem Gipfel feines Ehrgeizes diefen Sinn wieder anzunehmen ftrebt. Die Rütlifzene ift eine ..Hand-lung" ja nur im Sinne von Zeremonie; und im „Parfifal" ift der K u l t u s in Form von Taufe. Fußwafchung. Abendmahl und Monftranz-enthüllung auf die Bühne zurückgekehrt. Das aber. was man heute unter „Handlung" verfieht. fchloß das antike Drama bekanntlich geradeaus. verlegte es vor den Anfang des Dramas oder hinter die Bühne. und was es eigentlich vorführte. war die pathetifäje Szene. der lyrifche Erguß. ein Handeln v o n etwas. mit einem Worte die R e d e. Es war bei dem klaffifchen Drama der Franzofeu nicht anders. Bei Racine. bei Cor-neille ift die unmittelbare Darfiellung der Handlung faft ganz von der Szene verbannt; fie ift nach außen verlegt. und auf der Bühne herrfcht die Motivierung. die Analyfe. die hoch ftilifierte Rede. herrfcht mit einem -Worte der V o rtr a g. Henrik Ibfens Wirkung ift gewiß nicht orato-rifcher Art. aber was war es. technifch genommen. was fchon feinen erften Verehrern. bei den „Gefpenftern" etwa. bei „Rosmersholm". dieErinnerung an die antike Tragödie weckte? Seine analytifche Technik. offenbar. und daß er gewiffermaßen begann. wo die Handlung zu Ende war. daß er fehr die „Vorgefchichten" liebte. - im Gegenfaß hierin zu Richard Wagner. diefem fanatifchen Szeniker. dem Vorgefchichten erfichtlich etwas fchwer Erträgliches waren. Wagner. mit der Geftaltung feines drama-tifchen Entwurfes „Siegfrieds Tod" befchäftigt. e r tr u g e s nicht (er erzählt es felbft). daß eine große Vorgefchichte vorm Anfang lag. Er fchrieb den Jungen Siegfried. die Walküre. das Rheingold. er ruhte nicht. bis er a l l e s zur direkten „finnlichen‟ Darfiellung gebracht hatte. in vier Abenden alles. von der Urzelle. dem Erzbeginn. dem erfien tiefen LI des Rheingoldvorfpiels an. Er glaubte. nur fo fei es dramatifch. Den-

noch fieht jeder Künftler. daß nur feine motivifche Technik. eine e p i f ch e
Technik. wie gefagt. ihm diefe Ausführlichkeit wünfchenswert machte.
Was er fchuf. war ein f zenif ches Epos. - etwas Wundervolles. aber
kein Drama. im modernen nicht und gewiß nicht im Sinn der Tragödie.
Der heutige Begriff des Dramatifchen kann aus dem klaffifchen
Drama nicht abgeleitet werden. fondern ift lediglich unter dem Gefichts-
punkt des Theaters zu verftehen. - unferes modernen Schaufpiels. wie
es fich feit dem Ausgang des Mittelalters aus der leiblichen Darftellung
des Abenteuerromanes entwickelt hat. Was heute als dramatifch gilt.
i| das Abenteuer. ift die ..packende Handlung". ift. mit einem Worte. der
r o m a n e s k e Einfchlag im Drama. und die beliebteften Schaufpiele.
wie etwa Sudermanns „Iohannisfeuer". find in Wahrheit nur fzenifch
komprimierte Romane. Aber man foll nicht glauben. daß Lyrismus. daß
ein Mangel an zur Schau gefiellter Handlung. daß vor allen Dingen
die Herrfchaft des W o r t e s auf der Bühne gegen ein Drama als folches
bereits etwas beweife. und daß das Wefen des Dramas in einer wort-
kargen und atemlofen Aktivität befkehe. Die Griechen. die Franzofen
Racines gingen nicht ins Theater. um fich ein Abenteuer vorftellen zu
laffen. fondern um fich an fchön gemeißelten Reden zu ergößen. und
gefeßt nur. daß die Rede wirklich für den Vortrag gedacht. auf edle Art
mundgerecht und lebendig ift. fo ift fie dramatifch.
* Vor fechsunddreißig* Jahren fagte Theodor Fontane in der Voffifchen
Zeitung: „Die Seele fehnt fie. nach Klarem. Schönem. Reinem. Und
wenn es auch nur Dialoge wären! Ihr modernen Dramatiker aber.
gehet hin und feid diefes wieder erwachenden Zuges Zeugen! Es ift
niäjt nötig. daß Gift und Dolch. mit einer Art von Ausfchließlichkeit. für
.Handlung' forgen; das Wort ift eine Macht nach wie vor.
und die Säfönheit übt ihren Zauber heute wie zu allen Zeiten. .Die
Piccolomini' find ein fogenanntes langweiliges Stück - ach. wie viel
intereffante gäbi ich dafür hin!"

7

Uns Deutfchen ift eine Ehrfurcht vor dem Theater eingeboren. wie
keine andere Nation fie kennt. Was dem übrigen Europa eine gefellige
Zerftreuung ift. ift uns zum mindeften ein Bildungsfaktor. Noch neulich
hat der dentfche Kaifer gegen eine franzöfifche Schaufpielerin geäußert:
Wie die Univerfität die Fortfeßung des Gymnafiums fei. fo fei uns die
Fortfehung der Univerfität das Theater. Das ift. wie gefagt. das Mindeft-

maß von Refpekt. Nur bei uns konnte eine Schrift wie „Die Schau-
bühne als eine moralifche Anfialt betrachtet‟ ans Licht treten. Nur bei
uns konnte „Bayreuth" konzipiert und verwirklicht werden. Daß das
T h e a t e r a l s T e m p el möglich fei- ifi ein nicht zu entkräftender
deutfcher Glaubel und diefes tiefernfte theatralifche Ideal ift vielleicht
fchuld daran. daß die deutfche Bühne fo arm an h e i t e r e n Meifierwerken
geblieben ift. Selbfi für den aberf der die künfilerifche Hegemonie des
Theaters aus guten Gründen bekämpft- wird jene Möglichkeit immer ein
Problem von großem Reiz bedeuten.
Als der tragifche Ehor im Tanz um den Altar der Thymele fchritt,
da war das Theater ein Tempel. Und in Bayreuth hat es nach
Jahrtaufenden zum zweiten Male - wenigfiens die Miene eines
Nationalaktes und künfilerifchen Gottesdienftes angenommen: wobei der
Verdacht. daß diefes Bayreuth doch fchließlich nur der Ausdruä höchften
Künfilerehrgeizes und n i cht ein Nationalausdruck fei. freilich nicht ganz
zu unterdrü>en ift. Auf jeden Fall ifi es dem hieratifchen Genie Richard
Wagners gelungem ein Theater, ein befiimmtes, fe in Theater zu einer
Weihefiättef einem über alles gemeine Theaterwefen erhöhten Haus der
Myfterien zu machen. - ein Beginnen. an dem noch Goethe fo gründlich
fcheiterte. Goethe nahm feine Entlaffung von der Oberdirektion der
Weimarer Bühna weil der Herzog darauf beftand- daß eine „Spezialität"f
wie wir heute fagen würden- ein dreffierter Pudel nämlich auf diefer
Bühne dem Publikum als Held eines Melodramas- vorgeführt werde: er
fah eine „Herabwürdigung“ des Theaters darin. Vielleicht war hier der
Weife einmal nicht weife. Vielleicht ift es unweife. fo fireng auf die
Würde einer einzelnen Bühne zu halten, da doch vernünftig überlegt.
die Bühne an fich nichts ift. fondern in jedem Falle nur etwas vorfiellt.
Was ift das Theater? Ein Brettergerüfi. Du kannfi darauf auf den
Händen gehen oder ein unfterbliches Gedicht rezitieren. Wo gefimr
Ballettbeine fchwirrtem fchreitet heute Medea. Das Theater verlangt
fo viel Vergeffen, daß man auch noch vergeffen mag- was „gefiern" war.
Das Theater ift eine Gegenwart und hat kein Gefiern. Es i| recht
häufig nur ein „Lokal“z aber fein Ehrgeizf ein Tempel zu fein. wird
immer wieder erwachen. und er ifi gut in feinem Wefen gegründet.
Das Wefen des Theaters ifi die Sinnlichkeit. Aber von der Sinn-
liäfkeiß der Sinnfälligkeit bis zur Sinnbildlithkeit ift nur ein Schritt.
Das Theater als fy m b o l i f ch e Anfialt hat mich oft befchäftigt. Die
Anzeichen dafür- daß das Sinnbild der eigentliche Sinn des Theaters

fei. find fchon in den tieffien Gegenden der theatralifchen Kunft zu
finden. Man betrachte in diefem Lichte einmal eine beliebte Bühnen-
perfönlichkeit niederen Rangesz irgend eine populäre Figur hinter der
Rampe eines Vorftadt- oder Operettentheaters. Die Münchener zum
Beifpiel beklatfäjen „ihre" ***j diefe gedrungene und kreifchende Sou-
brettej die nichts wärej als das. wenn fie nicht den Reiz der E ch t h e it
hätte. Sie ift ein Typusj ein populäres Idealz fie hat etwas Fürfiliches.
denn fie ift repräfentativ. Das Volk beklafcht fich fe l b ft, indem es
fie beklafcht. Solange fiel der Menge gegenüber. herausgehoben und
erhöht- auf den Brettern fieht. ift fie in der Tat ein Sinnbild.
Aber der Symbolismus des Theaters reicht ja viel weiter und höher.
Jede rechte Bühnen- und Schaugefialt großen Stils ift ein Sinnbild.
Man denke fich den folgenden dichterifchen Charakter. Ein Manny edel
und leidenfchaftlichj aber auf irgend eine Weife gezeichnet und in feinem
Gemüt eine dunkle Ausnahme unter den Negelreäfiem unter „des Volkes
reichenj lockigen Lieblingen“z vornehm als Ausnahmej aber unvornehm
als Leidenderj einfamj ausgefchloffen vom Glücke. von der Bummelei des
Glücks und ganz und gar auf die L e i ft u n g geftellt. Gute Bedingungen.
das allesz um die „Lieblinge“ zu überflügelnj welche die Leifiung nicht
nötig haben; gute Bedingungen zur Größe. Und in einem harten. ftrengen
und fchweren Leben wird er großj verrichtet öffentlich ruhmvolle Dinge.
wird mit Ehren gefchmütkt für feine Verdienfiej -- bleibt aber in feinem
Gemüt eine dunkle Ausnahme. fehr ftolz als ein Mann der Leifiungj aber
voller Mißtrauen in fein menfchliches Teil und ohne Glauben daran, daß
man ihn lieben könne. Da tritt ein junges Weib in fein Leben. ein lichtes.
füßesF vornehmes Gefchöpf. Sie liebt ihn um deswillenF was er tat
und litt. fie verfchmäht alle lockigen Lieblinge und erwählt ihn. Sein
ungläubiges Entzücken lernt den Glauben. Sie wird feine Frauz und
er ift in der Ehe fern von Eiferfucht. „Sie hatte Augen ja und wählte
mich." Sie ift feine Verföhnung mit der Welt. feine Rechtfertigung.
feine Vollendung fie ift fein menfchlicher Adel in Perfon. Und nun wird
durch eine teuflifche Ohrenbläferei diefer Mann langfam mit dem Ver-
daäft vergiftet, daß fein Weib ihn mit irgend einem glatten und gewöhn-
lichen Burfchen hintergehe. Langfamj unter Qualen zerfrißt der Zweifel
feinen Stolz. feinen jungen Glauben an das Glück. Er ifi dem Zweifel
nicht gewachfenj er ift nicht ficherj die bittere Erkenntnis fkellt fich ein. daß
feinesgleichen nie ficher fein kann, daß er fein Leben niemals auf Glü>
und Liebe hätte gründen dürfen und daß mit dem Glauben an diefes

Liebesglück nun auch fein Leben vernichtet ift. „Warum vermählt' ich
mich?!" Er bricht zufammen; und der Reft if't das Chaos. ift Mord
und Selbfimord. - Man denke fich diefen Mann und Gatten als Helden
einer erzählenden Dichtung. Der Romandichter wird fich nitht unbedingt*
genötigt fühlen. der Figur die Abzeichen ihrer Wefensart mit pittoresken
Strichen ins Geficht zu malen. Im Gegenteil wird er vielleicht einen
befonderen Reiz darin finden. das Außere des Mannes in einen betonten
ironifchen Gegenfaß zu feiner feelifchen Verfaffung zu bringen. - fo
wird es ihn vielleicht lebenswahrfcheinlicher dünken. Auf der Bühne aber.
als Schaugeftalt. ift diefer pfychologifche Typus ein - M o h r : er ift
fchwarz. feine befondere Art if't auf der höchften Galerie als Schwärze
fichtbar. er ifi kein Typus mehr. er ifi ein Sinnbild. ein Symbol. -
der erhöhte Statthalter all derer. welche in irgend einem Sinne ..fchwarz"
find und darum nicht klug tun. fich zu vermählen . . .
Die populäre Schaufpielerperfönliäjkeit ifi fymbolifcb. die große
Schaufpielgeftalt ifi fymbolifch. - mehr noch: auch das theatralifche
„Handeln“. alles eäft theatralifche T u n ift fymbolifch. Stets hat mich
die Flagge. jene berühmte Flagge im dritten Akt von Ibfens ..Klein
Eyolf" interefiiert. die Borgheim im erfien Auftritt auf Halbmafi hißt
und die am Ende dann Allmers zur vollen Höhe hinaufzieht . . . das ift
alles. was in diefem Akte getan wird. - es if't der eigentliche „Akt“.
Inmitten einer vollkommenen und äußerften Vergeifiigung des Schaufpiels
bleibt als einziges naives. finnliches und augenfcheinliches Tun diefe
kleine bedeutfame Zeremonie übrig. und fie ifi mir a l s Zeremonie ftets
als theatralifche „Handlung" par excellence erfchienen.
Repräfentativität hat noch immer zur Zeremonie und zum Forma-
lismus geführt. und die Symbolik des Theaters. in feiner Sinnlichkeit.
feiner Augenfäjeinlichkeit gegründet. ift es in der Tat. worauf alle fzenifche
Feierlichkeit beruht und wodurch fie innerlich gerechtfertigt wird. Von
Feierlichkeit und gemeffener Umfiändlichkeit ifi der Szene immer etwas
geblieben: und gerade der niedrigften. Wie viel Grotesk-Zeremonielles
findet fich noch im Operettenf'til. - welcher fich darin mit dem höchften
und ehrgeizigfien Schaufpiel berührt. mit der Rütlifzene. der Braut von
Meffina: nicht zu reden von dem konfervativen Theater Europas. dem
franzöfifchen. auf welchem noch heute ein abgezirkelter und reigenartiger
Formalismus herrfcht wie vor zweihundert Jahren. Wir kennen das
nicht mehr. wir lachen wohl gar darüber. - wir haben das naturalifiifche
Theater. Und dennoch: daß Stil. Form. Gemeffenheit und Reigen zum

W e f e n der Szene gehören. daß ..naturaliftifches Theater“ eine gröbliche contrnäietio in ucljeeto ifi. - ich glaube. diefe Erkenntnis beginnt auch bei uns nachgerade wieder zu dämmern. 7 -
Symbolik und Zeremoniell. - einen Schritt weiter noch. oder kan noch einen Schritt. und wir haben die fzenifche Handlung an dem Punkte. wo fie rituell und Weiheakt wird. wir haben das Theater auf 'feinem Gipfel - nämlich auf dem Hügel von Bayreuth. wir haben das Schaufpiel dort. wo es ..Parfifal‟ heißt . . . Kein Zweifel. daß der ..Parfifal‟ Richard Wagners theatralifchftes Werk ift. und fehr zweifelhaft eben darum. ob es fein künftlerifchftes ift. Auf jeden Fall mußte er mit diefem Werke enden. und nicht leicht war eine Künftler-laufbahn logifcher. als feine. Eine Kunft der Sinnlichkeit und des fymbolifchen Formelwefens (denn das „Leitmotiv“ ift eine Formel. »- mehr noch: es ift eine M o n ftran z. es nimmt eine faft fchon religiöfe Autorität in Anfpruch) führt mitNotwendigkeit ins Zelebrierend-Kirchliche zu rück. - ja. ich glaube. daß die heimliche Sehnfuäft. der leßte Ehr-geiz alles Theaters der Ritus ift. aus welchem es bei Heiden und Ehriften hervorgegangen. Kirche und Theater. fo weit auch ihre Wege auseinander gegangen find. fo find fie doch ftets durch ein geheimes Band verbunden geblieben; und ein Künftler. der. wie Richard Wagner. ge-wohnt war. mit Symbolen zu hantieren und Monftranzen emporzuheben. mußte fich fchließlich als Bruder des Priefters. ja. felbft als Priefter fühlen. Die „Wirklichkeit" des Theaters. feine direkte Wirkung auf eine konkrete Verfammlung. zufammen mit feiner unter allen Künften außer-ordentlichen Wirkungen f u ch t. war der Grund. warum es fin) von jeher nur zu gern. nur zu fkrupellos a u ß e r künftlerifcher Wirkungen bedient. die Sache auf fremde Gebiete hinübergefpielt und an alle erreichbaren Glocken gefchlagen hat. Es hat fich nationaliftifche. moraliftifche. philofo-phifche Wirkungen zunuße gemacht. - es hat fich die ehrwürdigfte Wir-kung. die religiöfe. nicht entgehen laffen und wird fie fich in Zukunft vielleicht noch weniger entgehen laffen. Schiller hat in feiner Abhandlung über die Schaubühne die Verwandtfchaft der Wirkungen von Religion und Theater in Meifterfäßen ans Licht gefiellt. Denkt man feine Ge-ldanken zu Ende. fo fcheint es einem nicht mehr unmöglich. daß in irgend einer Zukunft. wenn es einmal keine Kirche mehr geben follte. das Theater allein das fymbolifche Bedürfnis der Menfchheit zu befriedigen haben -. daß es die Erbfchaft der Kirche antreten und dann allen Ernftes ein Tempel fein könnte.

Dazu müßte es fich freilich vor allen Dingen feines natürlichen und
urfprünglichen Berufes als V o l k s kunft. als Anftalt zur Unterhaltung
und Erhebung des Volkes wieder bewußt werden. - und ob es nun wirk-
lich die Möglichkeiten zu einer fo ehrwürdigen Zukunft. wie ich fie an-
deutete. in fich trägt oder nicht: faft gewiß ift. daß dem V o l k s t h e a t e r
die Zukunft gehört. Ein Wort noch über diefes und ein Wort zugleich
über die neuefien theatralifchen Reformbeftrebungen,
Die Demokratifierung des Zufchauerraumes. feine Nivellierung
(wenn das Bild erlaubt ift) zum Amphitheater. wie fie nun mehrfach
mit Glück vollzogen worden. war etwas dringlich Zeitgemäßes. ift eine
bewiefene Notwendigkeit. und feit Bayreuth und das Prinz Regenten-
theater befiehen. feit das Schiller-theater in Charlottenburg E r f o l g hat.
find die Tage des ariftokratifch gefellfchaftlichen Rang- und Logenhaufes
gezählt. Nicht einmal im hbfifchen Jntereffe wird fein Fortbeftehen ge-
boten fein. denn das Amphitheater ifi zwar antiarifiokratifch. aber keines-
wegs antimonarchifäy - wofür Beweis genug ift. daß Richard Wagner.
diefer Romantiker und Königsfreund. der Erfie war. der es wiedererftehen
ließ. In der Tat ift Bayreuth feinem Ideale. feiner I d e e nach ja ein
Volkstheater: daß ein Plaß zwanzig Mark kofiet. gehört. wie das Publikum
und wie manches andere. nur zur ..Erfcheinung". Wovon Wagner fich
e n t h alt e n hat - ach. es handelte fich dabei um das Gegenteil von
..Enthaltfamkeit"! - war eine künftlerifche und im fchönen Sinne volks-
tümliche Reform der B ü h n e . - und übrigens follte man es ihm nicht
fo ganz und gar vergeffen. daß er. theoretifch wenigftens und in Hinficht
auf die Schaufpielbühne (im Gegenfahe zu feiner Bühne. zur
Bühne der Großen Oper). fich auch diefem Problem mit Leidenfchaft hin-
gegeben und fafi alles darüber gefagt hat. was unfere jüngften Neuerer
bisher darüber zu fagen gewußt haben. Daß man es ihm vergißt. daß
man feine Forderungen und Fingerzeige in den Theaterdiskuffionen von
heute fait niemals erwähnt findet. zeigt auf eine nachdenkliche Art. wie
wenig bekannt eigentlich die Schriften des Bayreuthers der heutigen Ge-
neration find. einer Generation. deren rein-künftlerifches Sehnen und
Wollen doch fchließlich in feinen gewaltigen Namen mündet. Woher
diefer Mangel an Jntereffe für den Schriftfieller Wagner? Daher. daß
feine Schriften Parteifchriften und nicht Bekenntniffe find? Daß fie
fein W e rk. worin er wahrhaftig in feiner leidenden und fragwürdigen
Größe lebt. fehr mangelhaft. fehr mißverfiündlich kommentieren? Man

müßte diefe Entfchuldigung hinnehmen. Es ift wahr. man kann aus
Wagners Schriften nicht viel über Wagner lernen . . .
Das Wort. das in den Beratungen über die Reform der Szene be-
ftändig wiederkehrt. lautet ..Andeutung". Auch Wagner hat es gebraucht:
Es fei zu erwarten. fagt er. daß es fich auf einer zukünftigen. gefundeten
deutfchen Schaufpielbühne nicht um „Ausführungen“. fondern nur um
..finnreiche Andeutungen‟ handeln werde. Schinkel erinnerte daran. daß
das Theater der Alten abfichtlich jede gemeine Täufäfung vermieden und
aus der ..fymbolifchen Andeutung" des Ortes jene ..wahre und ideale
Illufion‟ habe erwachfen laffen. die ..ein ganzes modernes Theater mit
allen Kuliffen und Soffiten" nicht zu vermitteln vermöge. Und die
ganze modernfte Reformbewegung ift auf Andeutung. auf Vereinfachung.
auf jene N a i v i f i e r u n g des Theaters gerichtet. die im künfilerifchen
Sinne fowohl wie in dem einer edlen Volkstümlichkeit das Allerwün-
fäfenswertefte ift.
Man darf an die Zukunft diefer Bewegung glauben: der Wider-
wille gegen die Pappdeckelmagie. den zugleich raffinierten und kindifchen
Naturalismus der Bühne von heute ift zu fühlbar. zu allgemein. Die
Befien flüchten fich zu den ganz primitiven Formen des Theaters zurück.
Das Andenken des Marionetten-Pocci ift zu feinem hundertften Geburts-
tag mit einer Herzlichkeit gefeiert worden. die etwas zu bedeuten hat; und
Verfuche wie die ..Schattenfpiele". welche die beiden jungen Lyriker
Alexander von Bernus und Will Vesper in München vorbereiten (und
auf die ich ausdrücklich hinweifen möchte). können als Rückfchlag. als
Ausdruck einer weit verbreiteten Sehnfucht nach Einfalt u n d Geiftigkeit
im Theater. der freudigften Teilnahme ficher fein.
Der fzenifche Naturalismus ift logifcherweife nicht zu verteidigen.
Man befieht darauf. daß das Theater auf der direkten Darftellung an die
Sinne beruhe. daß das fzenifche Kunftwerk fich nur durch den Fortfchritt
aus der Einbildung in die Wirklichkeit erzeuge. Aber das Theater als
„Wirklichkeit" ifi. wie ich fchon einmal fagte. nicht konfequent: fonft
dürften nicht nur Gehör und Geficht. fondern müßte auäf der - fo feine.
fo wichtige. fo fuggeftible - Geruchsfinn auf feine Kofien kommen. -
wie ich es denn horribler Weife „wirklich" erlebt habe. daß der Manzanillo-
baum in der ..Afrikanerin" p a r f ü m i e r t war. oder wie der jugendliche
Schiller für feinen Hofmarfchall von Kalb vorfchreibt. daß er ..einen
Bifamgeruch über das ganze Parterre" verbreite. Gorkis ..Nachtafyl“
müßte ftinken. Der Einwand. daß der Rahmen des Bühnenbildes eine

Grenze fei. über die nichts hinausdringen dürfe. wäre nur für die Pantomime ftichhaltig. denn im übrigen hör t man die Perfonen ja fprechen. Aber das Theater befchränkt feine Sinnlichkeit. es bleibt Kunft. infofern es den Schritt in die Wirklichkeit nicht ganz tut? - Nun gut. fo find wir auf dem richtigen Wege! Der Geruchsfinn wird zur Teilnahme nicht zugelaffen. das Gehör wird f e fi l i ch bewirtet. nämlich mit Gefang. Verfen. einer gehobenen. gereinigten Rede: warum alfo einzig und allein den Gefichtsfinn mit plump naturaliftifchen Mitteln bearbeiten?

..Was hilft es!“ habe ich fagen hören. ..Man muß im Theater d o .h immer hinzutun - oder abziehen!" Das ifi es eben: a b z i e h e n. Hinzutun ift eine äfthetifihe Tätigkeit: fie heißt mit einem anderen Worte ..idealifieren‟. Aber abziehen? Eine finnliche Darfiellung. die auf ungefchickte Weife fo weit geht. daß man da und dort davon abziehen muß. um einer äfihetifchen Wirkung teilhaft zu werden? Warum zieht das Theater nicht felbfi ab? Von vornherein. bewußt. künfilerifch? »- Aber „künfilerifch abziehen‟ i| fchon beinahe die Definition von ..Stilifieren‟.

Man foll vor diefem Wort ..Stilifieren‟ nicht fcheuen. wie als ob fich etwas Müdes und Gekünfieltes. ein äfthetifierender Hautgout darin ausdrücke. Es handelt fich um eine ernfie und gefunde Sache. Es handelt fich darum. das Theaterpublikum wieder zur äfthetifchen Aktivität zu erziehen. es den Unterfrhied zwifchen Theater und Illufionskabinett fpüren zu lafien.

Man foll auch nicht glauben. die Primitivifierung und Vergeifiigung der Szene fei gleiafbedeutend mit Dürftigkeit. Die Schaulufi wird auch durch eine neue. gereinigte Szene befriedigt werden und zwar auf redlichere Art als bisher. Ich fah um die leßten Weihnachten im Münchener Alten Rathaus ein ..Krippenfpiel‟ dargefiellt. das der Dichter Otto Falckenberg nach alten Mufiern verfaßt und infzeniert und wozu Herr Bernhardt Stavenhagen eine diskrete und wohllautende Mnfik gefchrieben hatte. Nie hat irgend welches Theater eine reinere. feinere und lieblichere Wirkung auf mich ausgeübt. Die fzenifche Einfalt konnte nicht weiter getrieben fein. Ein dreiteiliger Schauplaß - Profzenium. Mittel- und Hinterbühne. durch Vorhänge voneinander getrennt -- bot Raum und Rahmen für die ganze fromme Hifiorie mit ihrer Fülle himmlifcher. irdifcher und höllifcher Gefichte. Die Wirtsleute zu Bethlehem. die das heilige Paar in den Stall verwiefen. trugen fchwäbifehe Bauerntracht. Herodes' Häfcher und Reifige fchritten in mittelalterlicher Eifen-

rüfiung. und die Hirten auf dem Felde knieten. vom Glanz der Engel
betroffen. in Wadenfirümpfen bei ihrem Feuer. Die Phantafie fchwebte
frei über Raum und Zeit. Manche der handelnden Perfonen. himmlifche
Heerfcharen und rote Teufel. kamen durch die Saaltüren herein und be-
fchritten die Bühne von vorn. Maria und Iofeph wandelten im Pro-
fzenium auf und nieder und legten fo vor unferen Augen die Wegftrecke
von Nazareth nach Bethlehem zurück. Aber die Könige aus dem Morgen-
lande kamen in prächtigen Gewändern mit einem glänzenden Sklaven-
Gefolge. die goldenen Gefäße. die fie dem Kinde darbrachten. waren alt.
echt und wertvoll. und ein Hauptreiz der ganzen Darbietung beruhte viel-
leicht in diefem Zufammenwirken von Einfalt und Echtheit. Freiheit und
Gediegenheit. Ich wünfchte. daß auch die neue Bühne in diefer edlen
Mifchung ihre äußere Wirkung fuchte.
Wie wird fie ausfehen. diefe neue Bühne? Wagner hat für das
Zukunftsfchaufpiel unfer modernes Halbtheater mit feiner nur im Bilde.
en face uns vorgeführten Szene überhaupt von der Hand gewiefen und
alfo auf den alten. nach allen Seiten offenen Schauplaß zurückgedeutet.
Profeffor Litmann. der Erbauer des Prinz-Regenten- und des Schiller-
theaters. hat in einem gefcheiten und anregenden Vortrage die unkünftlerifche
Raum-Naturalifiik der modernen „Guckkaften-Bühne" zu überwinden
gefucht. indem er das reliefartige Bühnenbild empfahl. das bei
den Iapanern erhalten ift und deffen in Deutfchland fchon Goethe fich
gelegentlich bedient hat. In jedem Fall wird auf der neuen Szene das
Symbol. die künftlerifche Andeutung herrfchen. - dergeftalt. daß etwa
der ..Prolog im Himmel" erwachfenen Menfchen mit leidliiher Würde
-- und o h n e den Aufwand an Gazewolken und Perfpektivenfchwindel.
den wir uns jeßt gefallen laffen müffen. - wird vorgeführt werden
können. Ein Stück guter Malerei. die nichts fein will. als Malerei. zu-
fammen mit der finnigen Ausnutzung einer ein für allemal gegebenen
Architektonik. - das wird genügen. der mittätigen Phantafie einen fchönen
Anhalt zu bieten, Mögen die. welche es angeht. das nähere miteinander
ausmachen.
Ich möchte für mein Teil die Diskuffion einen Augenblick auf einen
Punkt lenken. der bislang. foviel ich weiß. noch niemals berührt worden
ift. Es handelt fich um die „Maske". die Gefichtscharakterifierung der
Schaufpieler. Muß man glauben. daß die Fettfchminke immerdar an der
Herrfchaft bleiben wird? - In dem hübfchen Büchlein über
..franzöfifches Theater der Vergangenheit". das kürzlich erfchienen

ift. fand ich ein Bruchfiück des „Leoni sur kurt akumatique‟
von Sebaftien Mercier. einem Schriftfteller des achtzehnten Jahr-'
hunderts. Der Verfaffer bricht hier eine Lanze für die a n t i k e L a r v e.
- und ich bekenne. daß ich ihm mit aufrichtigem Vergnügen dabei zu-'
gefehen habe. ..Man muß fich.‟ fagt er. ..die Larve. deren fich die grie-
chifchen Schaufpieler mit fo viel Vorteil bedienten. nicht wie die groben
Larven unferer Tänzer vorfiellen . . . Die Maske der Alten war eine
fehr delikate. künftlich zubereitete Haut. fait fo fein als die Epidermis.
und ließ Augen. Mund und Ohren ganz frei. Auf diefer Haut zeichnete?
man mit gefchickter Hand die Züge nach. welche eine Rolle charakte-
rifieren follen . . . Die Bewegungen der Seele wurden unter diefer
dünnen. faft durchfichtigen Hülle nicht erftickt. . . Zudem malen fich die
Lebhaftigkeit und das Gewirre der Leidenfchaften meiftens am Mund und
in den Augen; fie wurden von der Stimme und der Gebärde unterftüßt.
und vielleicht vermehrte fogar ein kleines Hinder-
nis die Bemühung des Schaufpielers. Weil er auf der
einen Seite verlor. fo war er darauf aus. auf der anderen fo viel beredter
zu fein. Einige feine Schattierungen konnten fchon aufgeopfert werden:'
dafür muß man aber auch das genaue Verhältnis. das zwifchen der Ge-
fichtsbildung und dem Charakter war. ein koftbares Verhältnis. das die
Täufchung hervorbrachte und unterhielt. nicht für etwas Geringes halten.“
- Selbfi in Frage geftellt. ob das alles heute noch wiffenfchaftlich zu-
trifft. - ift es nicht fehr bemerkenswert? Zweifellos hat diefer ge-
puderte alte .Herr vollkommen recht. wenn er fagt. daß die Griechen. ..zu'
eiferfüchtig auf ihr Vergnügen. zu verliebt in eine Kunft waren. die mit
ihrer Politik und Religion zufammenhing. als daß fie nur fo obenhin den
Gebrauch der Masken eingeführt hätten. wenn die Erfahrung fie niaft
gelehrt hätte. daß die Kunft dabei gewinnt.“ Und er hat ebenfalls recht.
wenn er hinzufügt. daß man ..eine Gewohnheit. deren (wie die Gefchichte'
fagt) erfiaunliche Wirkung man nicht gefehen hat. nicht als abgefchmackt
und lächerlich verdammen" dürfe. Wie denkt alfo Herr Hugo von Hof-
mannsthal darüber. feine „Elektra“. feinen ..Oedipus“ mit Larven fpielen-
zu laffen? Ich halte es keineswegs für ausgefchloffen. daß die Schau-
bühne der Zukunft gelegentlich auf die antike Maske zurückgreifen wird.
ja. ich wundere mich. daß bei den neueften Beratungen noch niemand
darauf verfallen ift. fich ihrer anzunehmen; Sie gehört durchaus ins
Bereich deffen. was man heute w i l l. Sie würde die bürgerliche Perfön-
lichkeit des Schaufpielers zurückdrängen. fie würde zur Veredelung. Ent-i

gl
nb.-
Wa
.t
WS
Mr
.nm/r
eF
n
mM
ov
Ry
â€žHW
g
...E
o
eM
GP..
Heft 371
Jahrgang
9 0 8
l

Fin-..1.1" 4|
. ,i iÃ¼lktiiiMiik'bki
"j
i'| 'jk-'iii
Ã–

rückung. Vergeiftigung. Stilifierung. Reinigung der Szene - mit einem
Worte dazu beitragen. das äfchetifche Niveau des Theaters zu erhöhen.
Ein Drama. ein Theater. das nach dem Dekorativen. Typifchen. Symbo-
lifchen trachtet (und diefes Trachten ift vorhanden) muß irgendwie und
-wann einmal auf die Maske zurücfkommen . . .
..Gut. aber ich fehe nicht ab. wie man auf diefer euerer neuen Bühne
etwa Klingsors Zaubergarten..." Selbftverfiandlich. Klingsor kommt
nicht in Betracht. Daß diefer wollüfiige alte Herenmeifter fich niemals
von feinem Makartgarten wird trennen können. ift ohne weiteres klar.
Defio fchlimmer für ihn. Sein Reich wird heute im Metro-
politan Opera Houfe faft beffer fchon den betörten Sinnen vorgeführt.
als in Bayreuth: ein Grund mehr für gute Europäer. fich davon abzu-
wenden. Jm Ernft. mit Wagners Werk ift bei den Bemühungen um eine
neue Szene nichts anzufangen. „Schächte" Wagneraufführungen. wie
fie hie und da verfucht werden. find gegen den Sinn des Meifters.
daran ift nicht zu rütteln. Wagner. nicht weniger prachtliebend als fein
junger König. hatte fzenifch durchaus den Gefchmack der Großen Oper;
fein Werk verlangt Maffenwirkung und Prachtentfaltung. und wer fie
ihm entzieht. :.x-xftellt es. Daß es fo ift. darin liegt *- vielleicht -- eine
Gefahr für feiii Werk. Seine Sinnlichkeit. feine Uppigkeit. fein Stecken-
bleiben in der Großen Oper wird fich möglicherweife rächen. der Barock-
menfch. der Dekorateur. der Bernini in ihm vielleiäjt nicht lange mehr
vor dem europäifchen Gefchmack beftehen. Er hat. als Apoftel feiner
felbft. ftets die größten Worte ertönen laffen - und etwas viel weniger
Großes damit gemeint. Er fagte ..Dramal“ und er m ein t e Theater.
Er fagte ..Kunftl" und er w o l l t e - Zauberei. Das wird fich rächen.
Sein ungeheures Werk wird vielleicht früher antiquieren. früher hiftorifch
werden. als man fich heute träumen läßt. In dem Augenblick. wo das
Theater fich anfchickt. der Zauberei zu entfagen und irgend etwas Reineres
und Strengeres. irgend etwas Kunftähnliches zu werden. - in diefem
Augenblick ift Wagners Werk bereits in Gefahr . . .
Nicht er nur und die Oper werden ja von der neuen Szene aus-
gefchloffen fein und daneben fortleben müffen. fo gut und fo lange fie
können: auch unfer modernes realiftifches Drama. auch Hauptmann.
felbft Jbfen und feine .bürgerliche Symbolik. kommen nicht dafür in Be-
tracht. - und der .Humor diefer Tatfache ift. daß fich wiederum die Selb-
|ändigkeit des Theaters. feine Unabhängigkeit von der Literatur darin
offenbart. Nicht von der Literatur geht die Reformbewegung aus (der

freilich das nachnaturaliftifche Drama mit gewiffen Neigungen entgegen-
kommt). fondern von Künfilern. Architekten. Mafchiniften und Regiffeuren.
- und die Shakefpearebühne des Münchener Hoftheaters zum Beifpiel.
von Theatertechnikern erfonnen und eingerichtet. wird. meine ich. von
fpäteren Gefchlechtern einmal als eine Etappe. als erfier. überaus ge-
lungener Verfuch einer ebenfo äfthetifchen als praktifchen Vereinfachung
gewürdigt werden. Abgefehen von der Oper und dem bürgerlichen Drama
wird die neue Szene ihr Repertoire überall in der Welt der dramatifchen
Dichtkunfi haben. ja fie wird Aufgaben fpielend zu löfen wiffen. vor
denen die heutige Bühne völlig verfagt. wird. zum guten Beifpiel. im-
fiande fein. uns Gobineaus ..Renaiffance" vorzuführen. -- und ,das
neuefte Drama kommt. wie gefagt. den Reformbeftrebungen in wichtigen
Neigungen entgegen.
Auch mit der Neigung zum V o lks tü m l i ch e n. großenteils. --
und damit find wir bei der Hauptfache. Das Theater. um es noch einmal
zu fagen. muß fich feines wefentlichen und urfprünglichen Berufes als
Volkskunft wieder bewußt werden. und trügen nicht alle Zeichen. fo ift
es im Begriffe. fich darauf zu befinnen. Alle Beftrebungen. die auf eine
Naivifierung und Simplifizierung. eine poetifche V e r k i n d l i ch u n g
des Theaters gerichtet find. gehen bewußt oder unbewußt von der Er-
kenntnis aus. daß dem Volkstheater die Zukunft gehört. und alle die liebe-
vollen Bemühungen von heute um das Puppen-. das Krippen-. das
Schattenfpiel zeigen das Trachten. auf das Wefentliche des Theaters. fein
populäres Element zurückzugehen. Diejenigen. welche dem Theater dies
Element zu verleiden und ihm „Würde“ zu verleihen fuchten. haben ihm
fchlecht gedient. und der alte Gottfched. der mit fo viel Feierlichkeit den
Hanswurften von unferer Bühne vertrieb. hat eine glückliche. wirklich
künftlerifche Entwicklung des deutfchen Theaters vielleicht mehr verzögert.
als irgend jemand. Unfere jüngften Theatraliker ftehen mit dem Hans-
wurften auf weit befferem Fuße. als er: fie dramatifieren den Doktor
Eifenbart. den Eulenfpiegel. den Simpliziffimus. und von irgend einem
von ihnen erwarte ich mit Zuverficht die neue Hanswurf'tiade. Zum
wenigften find fie alle der Meinung Hebbels. daß unfer modernes Theater
zwar von jeher nur Unterhaltungsmittel. nur Zeitvertreib gewefen. daß
aber. folange es Zeitvertreib des V olkes. ..des wirklichen. wahren"
Volkes bleibe. es nicht verloren fei.

7-4.... X4"- ,

Ä/ll;
Eduard Engel:
1. Dem T h e ate r verdankt weder meine Sitten- noch meine Ge-
fchmaeksbildung das Geringfte. es fei denn meinen fich immer noch ftei-
gernden Widerwillen gegen den Sieg der Kulifienreißerei über das bißchen
echte Kunfi. Dem Drama verdanke ich. wie jeder Gebildete. unbe-
rechenbare Güter der Seele.
2. Ia. für die Menfchen. die fo gut wie nie ein Drama lef eu
und deren faft einzige Beziehung zur Literatur die zum Theater ift.
3. Das Theater der Gegenwart unterfcheidet fich in feinen Wir-
kungen auf die Zuhörer fo gut wie gar nicht von dem der Vergangenheit.
- Im übrigen antworte ich wie zu der zweiten Frage.
Y
711l:
Stefan Zweig:
In Ihrer Rundfrage fehe ich eine erwünfchte Gelegenheit. deut-
lich auszufprechen. wie fehr wir unter einer überfchätzung des Theaters
im Kreife unferer geiftigen Intereffen leiden. Ich perfönlich empfinde
wenigftens den fur-or ärumntjcuo unferer Tage als unheilvoll: er ab-
forbiert feit Jahren unfere beiten Schöpfer. treibt fie durch die finan-
ziellen Möglichkeiten zu einer fieberhaften Produktion. lenkt das Intereffe
der Kritik von den überdauernden Erfcheinungen ab und unterjocht die
Künftler immer mehr dem Urteil des Publikums. Darüber wäre viel
zu fagen. aber ich will die drei traditionellen Fragen. die Sie. wie die
guten Geii'ter im Märchen. ftellten. in ihrer Zahl nicht überfehreiten.
ac] 1. ..welchen Einfluß das Theater auf meine ethifche und äfihetifche
Bildung ausgeübt hat" fei kurz erwidert: ke in e n. Oder vorfichtiger:
keinen bewußten und in feinen Spuren merkbaren. Die intenfivften Ein-
drücke. die ich von der Bühne empfangen habe. find gewiffermaßen meiner
inneren Entwicklung prähiftorifche. Damals - in den erfien Gymnafial-

jahren -* waren es nur bildhafte Eindrücke. Wirklichkeiten der Romantik. die ich aus Büchern und Gefchichte ungeformt in mir trug; der innere Gehalt quoll nie unter der rafchen Reiheder farbigen Epifoden empor. Und ich möchte da eigentlich drei Stadien der Theaterwirkung unter-fcheiden. die wohl nicht individuell. fondern auch typifch find. Die erf'te war die. als ich nur blind dem Spiele folgte. dem Entrollen der Gefcheh-niffe und die blanke Tatfache mich feffelte. als blinde Begeifterung. Abfcheu. Jubel der Handlung entwuchs und ich nie dachte. einen inner-n Sinn. eine Weltanfchauung der eilenden Folge zu entraten. Es ift dies das Stadium. in dem die primitiven Theaterbefucher ewig verharren. die ernfies Gefpräch. den Dialog. die Motivierungen nur dumpf als läfiige Retardierungen werten. denen Form und Gehalt. innere Wahr-heit und Notwendigkeit gleichgültig bleibt. wenn das Gefchehen nur „packt". Diefe erfie Epoche - bei mir etwa zwifchen dem 12. und 15. Lebensjahr - wurde abgelöft durch eine zweite. in der das Spiel hinter dem Spieler zurücktrat. wo ich nicht König Lear bewunderte. fon-dern Sonnenthal. nicht Romeo. fondern Kainz. nicht Sappho. fondern die Wolter. Das Bild des Schaufpielers durchdrang das Koftüm. nicht die Maske und ihr Charakter wurde mir wichtig. fondern der be-ftimmte Schaufpieler; wir fpielten in der Schule Liebling gegen Liebling aus. fammelten Handfchriften und Bilder der Erkorenen. fpielten die läppifche Komödie der Schaufpielerverehrung mit wirklichem Tempera-ment. In diefem zweiten Stadium verharrt fafi das ganze Wiener Theaterpublikum; ein zur läppifchen Fräse verzerrter Kultus der Dar-fieller macht hier die meiften unfähig. fich mit dem Werke zu befaffen. und fälfcht die Wertung in perfönliche Neigung um. Allerdings muß ich gefiehen. daß. feit ich mich diefer Phafe entzogen habe - die ich als traurige empfinde. weil hier unklar-fentimentale und trüb-erotifche Ele-mente fich unter das fchöne Wort Kunftbegeifterung ducken -- mir das Theater nicht mehr die ftarken Emotionen bietet. Mir gibt die Lektüre von Dramen eine viel vollkommenere Wirklichkeit als die Darfiellung. und ich werde -- außer in den ganz großen Augenblicten ganz großer Schaufpieler - kritifch desillufioniert. während ich bei der Lektüre blind hingeriffen fein kann. Womit ich aber durchaus nicht gefagt haben will. daß ich die Darfiellung von Dramen als etwas Unnötiges erachte oder die Sehatifpielkunfi mißachte; im Gegenteil. ich denke noch weitere Stücke zu fchreiben (freilich nicht präzife jedes Iahr eines zur Saifon) und werde fiets fehr froh fein. wenn fie zur Darftellung gelangen. Nur

halluziniert mich perfönlich das gefchriebene Wort mehr als das ge-
fprochene. und ich ziehe den tätig-fchöpferifchen Genuß des Bild-Erden-
kens dem pafiiven der Kuliffen vor und könnte - act peraonnrn _
das Theater leichthin ganz entbehren.'
ac] 2. Die erzieherifchen Werte und Kräfte des Theaters möchte
ich leugnen. weil die Imprefiionen mehr auf die Phantafie wirken. wie
auf den Intellekt. Was ein Stüä bildhaft gibt. das bleibt; das Wort
zerflattert. denn die äußeren Sinne. Auge. Ohr find zu fehr befchäftigt.
um den inneren Eindruck. der nur langfam keimt. fich anders als unklar
entfalten zu laffen. Was den Kulturwert betrifft. fo glaube ich. daß
felbfk ein mehrjähriges Verfchwinden aller Theater kaum eine Wellen-
fchwingung. gefchweige eine Senkung. im Niveau deutfchen Kulturlebens
hervorbringen würde. '
nei 3 muß ich aufrichtig fagen. daß mir das Wort „modernes"
Theater ein toter und unplafiifcher Begriff ift. Ich fehe erfilich keine
Einheit zwifchen den „modernen" Werken. andererfeits keine deutliche
Grenzlinie gegen Drama und Darftellung feit Shakefpeares Tagen (ob-
wohl ich die „Schaubühne" abonniert habe und die außerordentlich in-
tereffanten Studien von Jacobfohn. Bab und Handl mit peinliäjfter
Regelmäßigkeit lefe). Wie überhaupt der Begriff „modern" einer von
jenen ift. die man endlich aus der Kunft wieder zurück an den anpreifenden
Kommis der Krawatten- und Modegefchäfte verweifen follte. In Dingen
der Kunft ift er leichthin zu entbehren - fein einziger. negativer Wert
wäre. daß man an feiner häufigen Anwendung die literarifchen Flach-
köpfe am ficherften erkennt. N ,
er in -
lx:

Sigmund La'utenburg:

Man nennt das Theater die Welt des Scheins. Aber fie ift es nur
dem Scheine nach. Denn tiefer. lebendiger und mannigfaltiger. als in
irgend einem andern Berufe. fpiegeln fich im Theaterleben alle Vorgänge
des großen Lebens wider. alle Leidenfchaften. alle Hoffnungen. alle Ent-
täufchungen. Bunter und bewegter. mit allem Großen. das unfer Idea-
lismus erhofft und erfehnt. mit allem Kleinen und Kleinlichen. mit dem

der Kampf ums Dafein den Höhenflug der Ideale hemmt und nieder-
hält. Wer das Theater nicht mit dem oberflächlichen Auge des Habituss.
fondern mit tiefer finnendem Bli> betrachtet. auf defien Bildung wird
es den größten Einfluß ausüben: belehrend und fittlichend in der Er-
kenntnis der menfchlichen Leidenfchaften und äfthetifch in der Veredlung
des Gefchmackes. der klaren Anfchauliehkeit der lebendigen Bildwirkung.
Seit mehr als 25 Jahren als Schaufpieler und Theaterdirektor tätig.
hätte ich. nachdem ich mich bereits zurückgezogen. mich nicht von neuem ,
entfchloffen. dem an mich ergangenen Rufe. ein Kunftinfiitut in Wien
zu leiten. Folge zu leiften. Wäre ich nicht von dem Gedanken durch-
drungen. daß das Theater unferem Leben Tieferes zu fäfenken. eine
höhere Befriedigung zu gewähren vermag. als irgend ein beliebiger Be-
rufszweig. ich wäre nicht abermals mit Freude an neue Arbeit gegangen.
Es wird wenige Berufsfphären geben. in denen fo freudig gearbeitet
wird. wie beim Theater. Der Beamte wird nur felten über zu geringe
Befchäftigung klagen. Der Sehaufpieler ift immer ängftlich hinter der
Rolle. das heißt hinter der Arbeit her und die Klage wegen zu geringer
Betätigung beim Darfieller ift eine traditionelle. Es kann wohl keinem
Zweifel unterliegen. daß das Theater. die der hohen dramatifchen Dieh-
tung geweihte Stätte kulturell erziehliche Werte in fich birgt. Ifi es
doch der Vermittler zwifchen der fchöpferifchen Welt des Dichters und
der künftlerifchen Empfänglichkeit des Publikums. Haucht es doch jener
reichen Gedankenwelt. die die dramatifche Literatur umfchließt. Leben
ein und gibt den Geftalten der dramatifchen Schöpferkraft Fleifch und
Blut. Und ift nicht das Theater zu Zeiten großer politifcher und na-
tionaler Bewegungen wiederholt das Tribunal des Volkswillens ge-
wefen? Jil es nicht heute noch das weithin fichtbarfie Podium. von dem
der echte Dichter. der zu allen Zeiten ein Lehrer und Erzieher der Menfch-
heit gewefen. zu uns fpricht? Ob und in wie ferne nun
unfere modernen Theater diefer hohen Sendung
gerecht werden. oder werden können. ift nun eine andere
Frage. Hier muß man vor allem forgfältig unterfcheiden. Es gibt
Theater. die dem bloßen Unterhaltungsbedürfnifie dienenx und auch in
diefem Sinne. foferne fie nicht mit Abficht das fittliche Niveau des Pu-
blikums herabdriicken. kann ihnen ein fittlicher Wert nicht abgefprochen
werden. Denn auch in der Erheiterung des Gemütes. der Befreiung vom
fchweren Druck des Lebens liegt - im griechifchen Sinne - Verfchönerung
und Veredlung. gleichfam Verklärung der brutalen Kräfte des Lebens.

In zweiter Linie gibt es Theater, die mit der Senfation rechnen.
Sie find Gefchäftsinftitutg bei denen Angebot und Nachfrage den Markt
regulieren. Für fie ift einzig und allein der Gefchmack des Publikums
ausfchlaggebendj und fie nehmen keinen Anftandj mit den primitivften
Inftinkten der großen Maffe zu fpekulieren. Daß folche Bühnenz deren
Repertoire nicht vom künfilerifchen Gefchmach fondern von fpekulativem
Geifie gebildet wirbt nicht als kulturförderndj fondern eher als das Ge-
genteil betrachtet werden müffen, ifi felbfiverfiändlich. Die volle und
nach meiner Meinung uneingefchränkte Pflicht, in kulturellem Sinne,
auf durchaus künfilerifcher Bafis zu wirkenj haben zweifellos die meift
reichlich - allerdings noch lange nicht allzu reichlich - fubventio-
nierten Hoftheater. In der ihnen gewährten Subvention liegt ja gleich-
fam die Verpflichtung künfilerifchen Wirkensz denn ein gefchickt geleitetes
Gefchäftstheater braucht keine Subvention, fondern wird einen beträcht-
lichen Gewinn abwerfen. Es ift nun Sache der künfilerifchen Leitung
eines Hoftheatersj ohne in literarifches Äfihetentum zu verfallen oder in
einer einfeitigen Richtung völlig aufzugehem dennoch in vornehmem
Sinne auf die verfchiedenen Intelligenzkreife des Publikums bildend-
erfreuend und erzieherifch einzuwirken und fo im wahren Sinne das
Infiitut zu einer Kunftftätte zu geftalten. Am fchwierigfien ift wohl die
Aufgabe jener Bühnenleiteri die künfilerifchen Befirebungen nachgehen
wollenx ohne jene materielle Unterftützung, die den Theaterkaffier auf
die zweite Stelle verweift. Hier wird das erftrebte Zielj eine künft-
lerifche Bühne zu erhaltenj nur durch unentwegten Fleißj forgfältigfte
Prüfung und Auswahl der Stüctej unbeirrten Wagemutj dem als wert-
voll Erkannten gegenüberj geifiig eindringende Jnfzenierung, reinliche
und faubere Darfiellung und Schaffung eines künftlerifch abgeftimmten
Enfembles erreichbar fein. Ich glaube und habe es in langjähriger
Praxis erfahrenj daß wirklich gute Stücket forgfältig infzeniert und gut
dargefielltj immer und überall ihr Publikum finden.
Freilich es gehört dazu auch das Vertrauen und die Gunfk des
Publikums und nicht zuleßt die der Prefie. der die bedeutfame Aufgabe
obliegt, zwifchen dem künfilerifchen Wert- den gedanklichen Tiefen eines
Dichterwerkes. und dem Gefchmacke des Publikumsj defien Fafiungsver-
mögen und Verftändnisj verbindend und aufklärend einzugreifen. In
dem Zufammenwirken aller diefer Kräfte liegt für das Theater in feiner
Gefamtheitj wie für jeden einzelnen, der feine befte Kraft einfeßtj die
Erfüllung einer wirklichen Kulturaufgabe- die jeden Theaterleiterj dem

es möglich ift. in diefem Sinne zu wirken. mit wahrhafter innerer Be-
friedigung erfüllen muß.
)(:
Otto Erler:
Das Theater ifi ein Sammelbegriff. oder um mit Hebbel zu reden
dem Stall in Bethlehem vergleichbar. wo das Chriftkind mit Schaf und
Efel zufammenlebte. Aber wenn ich auch nur an die Darftellung der be-
deutendften dramatifchen Werke denke. fo glaube ich. daß deren Einfluß
auf die individuelle Entwicklung dem Individuum felber in der Haupt-
fache nicht zu klarem Bewußtfein kommt. Es ift wie wenn man jemanden
fragen wollte. welchen Mahlzeiten er hauptfächlich fein Wachstum zu-
fchreibt. Er wird es nicht wiffen. und wenn er noch fo gut über den
Nährwert der einzelnen Stoffe unterrichtet ift. Was aber für den
einzelnen gilt. gilt mindeftens fo fehr für die Allgemeinheit heute wie
jederzeit.
Fortfeßung in der März-Nummer.

Friedrich Niebergall:- * Der individ'ualifiifche Zweig der Zu-
kunftspädagogik.
Die Zahl der alljährlich erfcheinenden pädagogifchen Schriften ift
Legion. Das gilt vor allem vom Gebiet des Unterrichtes.- Wer fich in
einer fchwachen Stunde einem Blatt zur Rezenfion der Literatur für
den Religionsunterricht verpflichtet- hat. wird die Geifier nicht mehr los.
die er gerufen. Auf dem Gebiet der Erziehung ift es. niäjt fehr viel
beffer. Seit etwa fünfzehn Jahren fucht es die Schwefter Erziehung
dem Bruder Unterricht gleichzutun. Sie ift vielleicht noch ein gutes
Stück radikaler als er. wie das meift die Art des Femininnms ift. So
haben wir eine höchft interefiante Literatur. die fich mit neuen nmwäl-
zenden Gedanken über die Art. wie der Nachwuchs in feinem Willens-
und Verfiandesleben gebildet werden foll. an die Fachkreife nnd an die
breitere Öffentlichkeit wendet. -
Das ift ein Beweis von großen und ftarken Strömungen im
geiftigen und befonders dem gefellfchaftlichen Leben überhaupt. So ift
es immer gewefen. Starke Strömungen in den oberen Luftregionen
des geiftigen Lebens einer Nation oder einer Gefellfchaftsfchicht haben
immer ein Wehen und Säufeln in den unteren. nämlich in dem Bereich
der Beeinfluffung und Bildung der Jugend. zur Folge. Wenn fich in
einer Perfönlichkeit oder einer Richtung ein großes Wollen einigermaßen
geklärt und gefeftigt hat. dann greift es gleich nach der Schule und der
Kinderftube. um fich von dem trägen und verhärteten Gefchleiht der
Gegenwart. mit dem doch nichts zu machen fei. an das biegfamere und
hoffnungsvollere der Zukunft zu wenden. So hat es immer Zukunfts-
pädagogik gegeben: jede umfaffende Reformation auf dem religiöfen und
ethifchen. dem politifchen und fozialen Gebiet erinnert fich gleich des
Satzes. daß die Zukunft hat. wer die Schule hat. und will darum die
Schule zum Mädchen für alles. zur Helferin auf allen Gebieten machen.
Daher der hißige Kampf um die Schule. in dem es nie an jenem Schlag-
wort fehlt. Vielleiäjt wird die Bedeutung der Schule für die Geftaltung

des Nachwuchfes überfäzäßt. Ich wenigftens glaube. daß fie fich. foviel
man überhaupt auf dem undnrchfichtigen Gebiete geifiiger Einwirkungen
fagen kann. an Einfluß nicht im entferntefien mit dem Haus. befonders
mit der Kinderfiube. meffen kann. Darum find die Reformpädagogen
am folgerichtigfien. die mit ihren Plänen nicht bei der Schule ftehen
bleiben. fondern die Kinderfiube und die häusliche Erziehung ganz be-
fonders reformieren - oder je nachdem ganz befeitigen wollen.
Jede ftarke geiftige Strömung greift naäj der Erziehung über -
unter diefem Gefichtspunkte kann man es fchon ziemlich ficher erraten
oder konfiruieren. welche Mächte auf fie heute Einfluß zu gewinnen
fuchen. Dabei findet man den merkwürdigen Doppelzug wieder. der
einem im Antlitz unferer Zeit begegnet. Das ifi nämlich zuerfi der
foziale Zug. mit dem fich eine demokratifche Neigung verbindet. Hier
heißt die Lofung: Weg mit den durch die Natur und die Gefchichte ge-
gebenen Unterfchieden! Möglichft alles gleichgeftaltetl Und daneben
heißt es noch: Was fchert uns der Einzelne! Die Nation. die Gemein-
fchaft. die Gefellfchaft ifi's. womit wir es allein zu tun. für die wir die
Jugend zu bilden haben! - Die geiftige Entwicklung vollzieht fich aber
gern in einer Zi>zacklinie. in Reaktionen; darum können wir fchon leicht
erraten. daß fich zweitens wider diefe foziale Tendenz eine individualifiifche
erheben wird. Das gefchieht ficher. fobald fiäj jene verfefiigt und am
Ende fchon etwas ausgelebt hat. Und das gefchieht ihr recht. Denn
wie fie ein| eine individualifiifrhe abgelöft hatte. als fie reif zum Ab-
gehen war. fo ftehen auch jetzt die Füße ihrer Totengräber vor der Tür.
Diefe individualiftifche fagt: Nein. nicht die Gleichmacherei! Sondern
laßt doch dem Gewordenen und Gegebenen fein Recht! Nein. nicht die
Erziehung für das Ganze in erfter Linie. fondern das Einzelwefen. die
Perfönlichkeit ift die Hauptfachel Diefe Bemühung um das Einzelwefen
kann im Dienfie verfchiedener Gedanken fiehen: entweder in dem des kon-
fervativen Ideals und im Gegenfalz gegen die foziale Gleichmacherei. oder
im Dienft einer nüchternen und praktifchen Beeinfluffung überhaupt. die
es nicht verantworten kann. das wirklich Gegebene in feiner Bedeutung
und Wucht durch Forderungen und Theorien wegzudekretieren.
Bleiben wir noä) eine Weile bei dem erfien Ideal fiehen. Welche
Unterfchiede z. B. follen ihm zuliebe befeitigt oder verringert werden?
Zunächfi die. welche durch die gefchichtliche Entwicklung geworden find;
alfo vor allem der konfeffionelle. und zwar in der Simultanfchule; dann
der Unterfchied. der in den fozialen Verhältniffen begründet ift. und zwar

in der von fo vielen begehrten Einheitsfchule. Ebenfo fireben die
Reformfchulen eine Verbindung der gefchichtlich gegebenen Bildungs-
ideale. alfo des humanifiifchen und des modern-realifiifchen an. Die
durch die Natur gegebenen Unterfchiede verhalten fich natürlich fchon
fpröder. Hierbei kommt vor allem der des Gefchlechtes in Betraäft. Er
foll durch eine Annäherung der Bildungsziele oder durch eine gemein-
fame Erziehung überbrückt werden. - So lei>7t man fich für diefe
Ideale begeifiern kann. fo bedenklich ift auf der andern Seite die Sache
auch. Denn fowohl die gefellfchaftlichen Verhältniffe als ganz befonders
die Natur fchreiben ihre Züge dem kindlichen Geifi ein. und diefe laffen
fich nicht leicht verwifchen. Es ift mir nicht zweifelhaft. daß es nun ein-
mal kein allgemeines Ideal für alle Menfchen gibt. fondern daß das
Ziel für einen jeden in dem Kreis liegt. der ihm durch Natur und Ge-
fchichte vorgefchrieben wird. Einen jeden innerhalb diefes Kreifes zu
feinem Ideal nach dem fchönen Spruch ..Iedem das feine!" emporzu-
führen. das dürfte richtiger fein. als die aus der Begeifierung für große
Ziele und klingende Theorien geborenen Verfuche. das Gegebene mit
feiner ftarren .Härte zu überfehen.
Damit haben wir fchon einen Schritt auf den Boden des indivi-
dualifkifchen Ideals getan. Wir müffen aber zuerft noch die foziale
Seite diefes erften Erziehungszieles behandeln. Für fie lautet die Lofung:
Macht die Nation wehrhaft nach außen! Oder: Sorgt dafür. daß
die fozialen Klüfte überbrückt und damit Friede und Einheit hergeftellt
werden! - Es ift leicht erfichtlich. wie diefe beiden Forderungen unter-
einander und mit einigen der oben genannten zufammenhängen. So
erhebt fich die Forderung der f o z i a l e n Erziehung und der Gefellfchafts-
pädagogik. die. foviel ich beobachten kann. noch ganz im Dienft der Nation
fieht und fich internationalen Beftrebungen nicht zugänglich zeigt. -*- Sie
erhebt eine Reihe von eindrucksvollen Forderungen: dazu gehört vor
allem die ftarke Berückfichtigung des leiblichen Lebens im Gegenfaß gegen
das Stubenhockertum der rein verfiandesmäßigen Bildung. Sie will
ferner die Jugend aus dem Reich bedruckten Papieres und dem Staub
der Vergangenheit in das frifche Leben der Gegenwart und in die freie
Luft der Natur mit allen ihren Wundern und Segnungen einführen.
Statt der alten Kultur der Griechen und Römer foll fie das fo wichtige
und feffelnde moderne Leben mit feinem nicht geringeren Reichtum an
Anregungen und Bildungsmitteln kennen lernen: moderne Induftrie.
moderne Sprachen. moderne Gefchichte. Aber nur keine einfeitige Ver-

fiandesausbildung! Denn fie fchwächt und macht arm; darum 'Ge-
mütsbildung. Willensbildung. um brauchbare und glückliche Menfchen
zu bekommen! Und auch der ganze Betrieb der Bildungsarbeit foll ein
anderer werden. Ift es nicht töricht. durch den Wettbewerb und die
Pflege des Ehrgeizes in der Jugend die Menfchen widereinander zu
fioßen. die fpäter als Glieder einer Nation mit- und füreinander leben
follen!
Solchen Zielen fireben eine Reihe von pädagogifchen Schriften zu.
über die man Näheres in dem fehr anfprechenden Buch ..Z uku nfts *-
p ä d a g o g i k“ von W. M ü n ch (Berlin. Reimer 1904). nachlefen kann.
dem ich die Anregung zu diefem Auffape verdanke. So hat die Sozial-
pädagogik von P. N ato rp die Vergemeinfchaftung und Verfittlichung
eines ganzen Volkslebens im Auge. der die Erziehung durch und für die
Gefellfchaft. die Erziehung durch und für die Arbeit dienen foll. Vor
*allem müffen alle diefelbe Möglichkeit zur Entfaltung aller geiftigen
Anlagen haben; nur fo wird dem Wohl der Gefellfchaft gedient und die
Nation erringt das höchfte Anfehen unter den Nationen. Ein deutfcher
Pädagoge. H e r m a n n L i e tz . fchildert in einer Schrift Emlohfiobba
eine diefen Idealen entfprechende Erziehungsanfialt nach dem englifchen
Vorbild einer Anfialt. deren Namen ie umgekehrte Reihenfolge der
Buchfiaben aufweift. - Alle diefe Pädagogen wollen die Aufgabe der
Erziehung in Anfialten. alfo in Jnternaten. erledigt wiffen. Entweder
trauen fie der Familie nicht. oder fie wünfchen die f'taatliche Erziehung
im Intereffe der fozialen Krafterfparnis - ein fchrecklicher Gedanke: die
wichtigf'te und perfönlichfte Sache. die es gibt. im Intereffe der fozialen
Krafterfparnis zu verfiaatlichen! Freilich. unfern Jungens mag es dort
befier gefallen. als in dem modernften Gymnafium oder in einem düfiern
und eckigen Klofier. das man notdürftig in eine Schule umgewandelt
hat. Eine Schule draußen im grünen Feld oder Wald! Ausflüge in
Fabriken und landwirtfchaftliche Arbeitsfiätten. Werkfkätten zum
Schreinern. Laboratorien für chemifche Arbeiten. Turnen. Fechten. Laufen.
Singen und Springen! Ein richtiger und wichtiger Gedanke ift ohne
Zweifel die Wertfchähung der Umgebung. in die man die Kinder fiellt:
der Begriff des Milieu wird feiner trofilofen Faffung beraubt. wonach
er unerbittlich den Menfchen gefialtet. und in den Dienfi einer mittel-
baren und umfaffenden Beeinfluffung gefiellt. von der man fich gegen-
wärtig allgemein viel mehr verfpricht als von der unmittelbaren durch
das gefprochene Wort. -

Was foll man von diefem fo verlockenden pädagogifchen Zukunfts-
bild fagen? Wunderfchön. nur leider hat es den fo häufigen Fehler.
daß es zum guten Teil vorausfeßt. was. es erreichen will. Diefe prak-
tifche petitio principii entfpricht der theoretifchen Unart. daß man
vorausfeßt und in den Beweis einfchmuggelt. was man erft beweifen
foll. Hier ift es die ideale Gefellfchaft. wo der Haken liegt. Man will
fie auf diefe Weife herbeiführen; aber ehe fich die Gefellfchaft einmal
zu folchen pädagogifchen Taten aufrafft. muß fie fchon fehr ideal ge-
worden fein. Aber felbftverftändlich muß an irgend einer Ecke einmal
von einem tüchtigen Menfchen diefer verhängnisvolle Zirkel mutig
durchbrochen werden. So konnte man neulich lefen. daß eine ähnliche
Auftakt bei Berlin ins Leben gerufen werden foll. Privatleute müffen
es einmal kühn anfaffen in der Hoffnung. daß es fich durchfeßt und
gelingt. Man kann ja über den phantaftifchen Eharakter diefer Ge-
danken lächeln; aber es hat nie einen Fortfchritt gegeben. ohne daß die
von einem warmen Herzen beflügelte Phantafie über alle Grenzen des
Möglichen hinausgeflattert wäre. Und wenn diefe Pläne auch zu dez
duktiv entworfen find. alfo von großen umfaffenden ethifäfen und fozialen
Grundfäßen aus pädagogifche Leitgedanken entwerfen - was fchadet
es viel! Die empirifche Wirklichkeit wird fich doch zu ihrem Recht
verhelfen und den kühnen Träumern zu verftehen geben. daß fie auch
noch da ift. Das ift auch auf andern Gebieten ein Fehler von Theorien.
die eine praktifche Arbeit leiten follen: es wird immer von großen
Grundfätzen aus abgeleitet. wie es gemacht werden foll. Aber die wirk-
liche Befchaffenheit der Verhältniffe und der Menfchen kommt zu wenig
in Betracht. Eine gute Theorie praktifcher Arbeit jedoch wird ftets einem '
Brückenbogen gleichen. der auf zwei Pfeilern fteht. auf dem des Ideals
und dem der wirklichen Befchaffenheit der Menfchen. die dem Ideal
zugeführt werden follen. Es' empfiehlt fich in einem doppelten In-
teref'fe. gleich auf die Wirklichkeit Rückficht zu nehmen: einmal in dem
genannten der individuellen Ansgeftaltung des Ideals. dann aber auch
in dem der Anknüpfung. Denn keine Praxis kann etwas machen. wenn
fie nicht den Boden genau kennt. auf dem fie das Gebäude des Jdeals
errichten foll.
Von diefer Richtung der Pädagogik hebt fich nun eine ganz anders
geartete ab. Sie bedeutet die Gegenwirkung der entgegengefeßten An-
fchauung. die alles auf das E i nze l w e f e n abftellt. Hier heißen die
Schlagwörter: Das Einzelwefen oder die Perfönlichkeit. was etwas vor.,

nehmer klingt. Man geht nicht fehl. wenn man in diefer Richtung die modernfte Beftrebung fieht. Es ift auch gar nicht lange naäf der Strömung in den oberen Regionen zu fuchen. deren Nachwirkung auf dem Gebiet der Pädagogik fie ift: Nießf che tönt allenthalben hindurch. Darum lehnt man fich auch auf dem Gebiet der Erziehung gegen jede Behandlung der Kinder auf. die von dem Gefichtspunkt der Maffe aus gewonnen ift. Alles Uniforme ift verhaßt wie die befiändige Rü>ficht auf die Gefellfchaft und den Staat. der brauchbare Bürger zu ziehen fuiht. Darum heißt es: Weg mit allem Drill. weg mit allem Unterrichten. das in der Abrichtung oder in einer geiftigen Fütterung befieht. wobei fich die Opfer bloß paffiv verhalten wie die Gänfe beim Stopfen! Natürlich richtet diefe Art der Zukunftspädagogik fich nicht mit ihrer ganzen Front gegen die eben gefchilderte; vielmehr hat fie mit ihr manche Punkte gemeinfam. Aber in ganz ausgefprochenem Gegenfaß fteht fie zu der heutigen Art der Erziehung. Ihr Hauptgefichtspunkt ift die Anerkennung des Zöglings als eines Einzelwefens mit feinem Recht auf Achtung und Selbftentfaltung. Zu ihr fieht weniger als die foziale Erziehungsmethode die gegenwärtige Art im Gegenfaß. eine beftimmte Menge von fittlichen Verhaltungsmaßregeln. geiftigen Erkenntniffen und Wiffensftoffen dem Zögling einzupauken. Ihr gegenüber fchreibt fie das Wort: Selbftentfaltungl mit leuchtenden Buchftaben auf ihre Fahne, Diefe Forderung ift nichts Neues. aber das Neuefte. Sie wird von zwei vielgenannten -- im Schulftil fagt man „Lehrperfonen“. wenn man die beiden Gefchle>fter unter einen Hut bringen will - von zwei Schriftfiellern vertreten. von E l l e n K e y und F. W. F ö r ft e r. Erftere hat darüber das Buch „Das Jahrhundert des K i n d e s“. letzterer die ..I u g e n d l e h r e. Ein Buch für Eltern. Lehrer und Geiftliche." gefchrieben (6. und 7. Taufend. Berlin. Reimer 1905).

Mit ihnen allen wollen wir uns näher befchäftigen. Wenn fie auch. foviel ich fehe. gar nicht Bezug aufeinander nehmen. fo kann man fie doch unter dem Gefichtspunkt der Selbftentfaltung zufammenftellen. Und dann übernimmt die Frau die Rolle der Theorie. der Mann die der Praxis. Sie eignen fich fehr gut zur Befprechung vor einem größeren Kreife. weil fie beide keine großen utopifchen Verfaffungsentwürfe für die Schule bringen. fondern fchliäjt und recht fagen wollen. wie man es jest fihon in der Schule und im häuslichen Verkehr mit den Kindern machen foll. , , .

Wir wollen zuerft E l l e n K e y s pädagogifche I d e a l e nennen, woraus fich ihre Kritik und ihre Einzelvorfchläge fchon von felbft ergeben. So glüht kein Sozialif't für fein geliebtes Zukunfts-land. wie fie für das Recht und die Majeftät des Einzelwefens. Sein Empfinden und Bedürfen. fein Können und feine Pflicht. fein Recht und fein Glück - dafiir tritt fie ein und dafür hat fie ein feines Gefühl. Wenn die andern mit der Züchtung fozialen Verhaltens im Intereffe der Gefellfchaft zufrieden find. fo erklärt fie mit Recht alle foziale Tugend für wertlos. wenn fie nicht ihre Grundlage im perfön-lichen Gefühl des Einzelnen hat. Ihr höchf'tes Leitbild ift alfo fiatt der Gefellfchaft. die alle Einzelnen umfchließt und in fich auffaugt. das Einzelwefen. das alle Rückfichten gegen die andern und die Gefellfchaft in fich befaßt. Dagegen ift gar nichts zu fagen. Denn es gibt fchließ-lich gar keine Gefellfchaft. fondern nur Einzelwefen. Eben darum legt fie auch auf das perfönliche Gewiffen allen Nachdruck und will von dem Kollektivgewiffen nichts wiffen. unter deffen Macht heute alles geftellt werden foll. Denn das Kollektivgewiffen ift. könnte fie fagen. doch nur das Gewiffen Einzelner. Im Gegenfao dazu kommt es ihr darauf an. den Einzelnen vor fein Gewiffen zu ftellen. Ihr ift mit Recht die über-einftimmung eines erwachfenen Menfchen mit feinem perfönlichen Ge-wiffen. auch wenn er im Gegenfaß zu feiner Umgebung fieht. viel wich-tiger als feine Ubereinfiimmung mit der Uniform auf 'Koften feines Gewiffens. Zu ihrem Ziel. das Einzelwefen zu ftärken. gehört dann aber auch die rechte Behandlung der rein geiftigen Seite im Unterricht. Darum fordert fie. daß der Unterricht erft dann Stoffe und Erkenntniffe an das Kind heranbringt. wenn ihm fein Bedürfnis. fein individuelles Bedürfnis entgegenkommt. während gegenwärtig. wie es Otto Baumgarten ausdrückt. meift ganz unbegehrte Stoffe dem Kinde aufgezwungen werden.

Nun kann man fich ja fafon denken. wie Ellen Keys Kritik der gegen-wärtigen Erziehung von diefen Wünfchen aus fich geftalten mag. Lieb-haber von kräftigen Ausdrücken kommen bei ihr auf ihre Rechnung. Die gegenwärtige Erziehung will die Kinder zu gelungenen Kopien der Erwachfenen. der Eltern und Lehrer machen. Der Gefichtspunkt der Maffe herrfcht vor. Es wird für die Gemeinfchaft erzogen; darum die Abrichtung fchon von der Kleinkinderfäfule an. Die Amtskrippe ift das höchfte Ideal. So herrfcht auch in der Beurteilung der Kinder ein Maß-|ab. der in enger Verbindung mit der Maffe und ihrer. Ausbildung;-

fieht: das befie Kind ifi das fchulbrave Kind. das gar nichts Eigenes
an fich hat und fich möglichfi unperfönlich als Glied der Maffe verhält.
Darum wird auch immer von Eltern und Lehrern dreingefahren. wenn
fich einmal ein Kind anders verhält als die meifien und der nach der
Maffe zugefchnitteuen Schablone widerfpricht. Die Kinder werden fiets
gefiört und haben niemals Ruhe vor ihren „Erziehern". Befonders
jene armen nicht. die in fich etwas Befonderes haben. Sie werden
gleich als troßig und unbequem angefehen. Iede individuelle Selbfi-
betätigung wird als Auflehnung gebrandmarkt. aber die Gefügigkeit
als Tugend gepriefen. - Wer hört hier nicht Nießfches Umwertung
der Werte und Sklavenaufftand in der Moral heraus? Dem entfpricht
dann auch die Stimmung der fo mißhandelten Kinder: es ift die Furcht.
Und damit berührt fie einen fehr wunden Punkt. der vielen heute noch
weh tut. die von dem vorigen Gefchlecht erzogen worden find. Wer
die Dinge kennt. weiß. wie es zumal in dem patriarchalifchen bäuerlichen
Stand darauf ankam und wohl noch ankommt. die Kinder im „Refpekt"
zu erhalten. Überhaupt befieht die häusliche Erziehung - bloß in den
unterfien Klaffen? -- in einer mehr oder weniger motivierten Ab-
wechfelung von ..Liebe und Hiebe". Mancher Lefer kennt vielleicht irgend
jemand. dem durch die entfehlich harte Jugendzeit eine Blödigkeit und
Unficherheir eingepflanzt wurde. an der er noch lange zu leiden hatte.
Man weiß ja. wie auf Luthers ganze Entwickelung diefe Rauheit feiner
Erziehung noch lange. lange nachgewirkt hat. Ich kenne einen Menfchen.
dem durch folche bäuerliäj-militärifche Mißhandlung das moralifche
Rückgrat geknickt worden ift. daß er fich nichts mehr zutraut und gar
nicht recht auftreten kann. Wenn folche Eltern und Lehrer wüßten. daß
fie noch lange nach ihrem Tode eine wenig beneidenswerte Auferftehung
feiern. indem fie ihren Zöglingen als Albe im Traum erfcheinen! Das
ift das Schlimme - in dem kindlichen Geift graben fich folche pädago-
gifche Zornausbrüche und zumal lange Grollperioden viel tiefer ein. als
alle freundlichen Erinnerungen. Und was an Nervenkraft bei zarteren
Kindern draufgeht. das kann durch keine Sommerfrifche und Eifenpillen
wieder gut gemacht werden.

Vor allem wendet fiäj Ellen Key in feitenlangen Ausführungen
gegen die körperlichen Strafen. die zu den beliebtefien Mitteln der -
pädagogifch gefprochen -- Gegenwirkung gegen die Unarten des Kindes
gehören. Wichtigerals diefe entrüfieten und durchaus richtigen Aus-
führungen. die man felbf't nachlefen möge. ift die Beobachtung. die uns

fehr fördern wird. wenn es fich für uns um die hiftorifche und philo-
fophifche Einordnung unferer Schriftitellerin in einen größeren Zufam-
menhang handelt. Sie fagt nämliäf: die Strafen kommen daher. daß
man an das Böfe im Kinde glaubt. Und das gilt. trotzdem die einzelne
Mutter von der Unübertrefflichkeit ihres Kindes überzeugt zu fein pflegt.
Daran iit übrigens nicht nur die Eitelkeit. fondern auch die allgemein
menfchliche Eigentümlichkeit fchuld. daß man die Art. wie man felbft
ift. naiv oder bewußt mit dem Ideal verwechfelt. Diefer überzeugung
alio zum Troh ift das herkömmliche Syitem der Behandlung der Kinder
auf diefer peffimiftiichen Vorausfeßung aufgebaut.
Natürlich bekommt auch der Unterricht fein Teil ab. wenn jene
Forderung felbitändiger Aneignung gelten foll. Die Folgerung aus dem
leitenden Gefichtspunkte „Maße" heißt hier: Büffeln. Die vorgefchrie-
bene Stoffmenge muß angeeignet werden. So bleibt nie die Freiheit
zu eigener Betätigung und Auswahl der Dinge. die einen felbft in-
tereffieren. Überhaupt haßt Ellen Key die Schule mit glühender Jn-
brunit. Mit ihrem Korpsgeii't bedeutet fie ihr eine herdenmäßige Er-
ziehung. eine Erziehungsfabrik. die die Fehler aller früheren Zeiten re-
produziert. Ihre Art ift die abplattende Gefellfchaftserziehung. die keine
Individualität aufkommen läßt. Am meii'ten empört fie. daß fich diefes
Treiben unter beftändigem Lobpreis der individuellen Erziehung vollzieht.
was fie an die Gefänge erinnert. mit denen die Kannibalen die Ab-
fchlachtung ihre Opfer begleiten. Die Schule ift daran fchuld. daß es
fo viele kluge Kinder und fo viele dumme Menfchen gibt.
Es ift fehr fchade. daß fich die Schulkritiker fo gern im Ton ver-
greifen. So hat es Arthur B onus in feinen Ausführungen über
den Kulturwert der deutfchen Schule gemacht. fo macht es auch Ellen
Key. Wir werden es ja pfychologifch verfiehen: das Weib geht immer
ins Extrem. weil es fo fäfwer für fie ift. - wie heißt doch das Fremd-
wort? _ objektiv zu bleiben. Sie kann nur lieben oder haffen. und
wenn fie haßt. dann haßt fie gründlich. Sie faßt alles gleich perfönlich
auf mit ihrem vollen Herzen und überfieht alles. was ihrem Drang
widerfpricht. Es ift ja wunderfchön. daß fich unfere Schriftftellerin fo
warm der Gegenftände aller erzieherifchen Einwirkung annimmt. Denn
es iit ein Unrecht. daß Erziehung und Erziehungslehre nur nach dem
Ziele der Einwirkung. höchitens noch nach der pfyehologifchen Grund-
lage im Kinde. aber nicht nach dem Inhalte feines Fühlens und Wollens
fragen. Aber durch ihre Maßlofigkeit fällt Ellen Key leicht in die Rolle

einer Rofa Luxemburg der Pädagogik. Bei übereifrigem Schelten und
Kritifieren ifi immer nur ein Schritt vom Ärger zur Heiterkeit. und dann
kann man fich leicht alle berechtigte Kritik mit Späßen über den komifchen
Zorn des Kritikers vom Halfe witzeln. Und das ift fchade. Denn es
ift ganz ficher viel an ihren Ausftellungen zu beherzigen. Und zumal
die Schule täte gut daran. Zornausbrüche wie die von Bonus und Ellen
Key als fehr verbreitete Kennzeichen der Mißfiimmung ihrer ehemaligen
Pfleglinge zu beherzigen. die weit über die oppofitionslufiige und über-
treibende Studentenzeit hinaus anhält. Denn darin hat Bonus fiäjer
recht: die Sachverftändigen find auf dem Boden der Pädagogik nicht
die Behörden als folche. fondern die Erzogenen. wenn fie alt und ein-
fichtig genug geworden find. Ebenfo find auf andern Gebieten auch
die Konfumenten fachverfkändig. nicht die älteren oder vorgefeßten Pro-
duzenten. wobei ich z. B. an die Predigt denke.

Schlußin der März-Nummer.

Q.)
S
W

Otto Julius Bierbaum: Ein Traum
Das war wundervoll. Ich träumte:
Es |and ein Haus dicht an der grünen See.
Jhre Wellen. fmaragden. raften gegen feine Mauern:
Taufende. taufende vorgereckte Hälfe.
Gebogene Nacken. gepeitfchte Safweife.
Eine wütende Meute. heiferen Gebelles.'
Jch faß hinterm Fenfier. das wie in einer .Kirche hoch war.
In einem Porphyrthrone. belegt mit gelben Kiffen
Aus rauhem chinefifchem Brokat. vom Kaifer Kanghi.
Jm Jahre fechzehnhundertundfünfundneunzig mir verliehen
Für einen Hymnus auf den Sohn des Himmels im Stile
Der purpurblauen Päonie. Ich fah hinaus.
Gekleidet wie ein Amfterdamer Ratsherr zur Zeit Rembrandts.
Drüben. hinter dem bellenden grünen Meere.
Aus lauter Lapislazuli. aber Silber in den Klüften.
Hob fich Gebirg. Der Himmel war aus Gold.
Gehämmertem. ein Hintergrund für Heilige.
Und eine Jnfel lag im grünen Meer
Mit einem Tempel. -- nein. mit einem Schloffe. - nein:
Mit einem Haus der Venus. Silbergrau.
Von Feuchte überronnen. war das Haus.
Die Ecke. die es mir entgegenkehrte.
War fchön behauen. Eine nackte Frau
Bog fich. aus gelbem. rofaädrigem Gefiein.
'.''''.''''''''0....''''''''''''''''''.........'.'..'.....o0....'.''''........o................
e
'''00''.''''.''''''.'''0....'.'''.'''.'.'.''''.0.'.....0....00...016'..E.......''''''''..'..e..a

Wie Marmor. aber rauher. poriger.
.Hervor und wog in ihren fchmalen Händen
Die vollen Brüfie. Und fie lächelte.
..OhTheodora.Hure.Kaiferini“riefdameinRatsherrnmund.
..Ich komme gleich!“
Es'war ein Traum. Drum ging ich übers Meer
Wie über eine weiche grüne Wiefe.
Es war ein Traum. Drum fah ich ihren Schoß
Als einen Lotoskelch. Es war ein Traum;
Drum fchlug man mich ans Kreuz.
Die fchöne Dame mit dem Lotoskelch.
Es war ein Traum. fah mit Vergnügen zu.
Wie man die Nägel mir durch Hand und Fuß
Mit hölzernen Hämmern trieb. ..Tut's gut. mi fill?“
Rief Ihre Majefiät und nahm
Ein Pralins aus ihrer Bonbonnisre.
Es war ein Traum. Drum war mein Schmerz Genuß.
Es war ein Traum. Drum fchoß der Kreuzesaft.
Von einem unfichtbaren Riefen wie ein Bogen
Erdwärts gezerrt. mich einem Pfeile gleich
Hinauf zum goldenen Himmel. wo ich nun.
Es war ein Traum. als byzantinifcher
Hochheiliger Erzbifchof in Mofaik
Prachtvoll und majefiätifch leuchtete.
000000000000000S0000S00000000000O00Q0000 00()

Guftao Falke.
Dörten . . . . Erzählung
„Na. Dörten. wann ift Hochtid?"
Dörten fiellt den Schiebkarren hin. und ihre zornigen Blicke fuchen
den Sprecher. Sie hat Grünfutter für ihre Ziege gefchnitten. Der
Karren ift hochbeladen.
..Schamen fchallft di wat!" ruft fie erregt. während fie mit dem
Handrücken die perlende Stirne trocknet.
Zwei luftige Augen lachen über die hohe Hecke herüber. verfchwinden
nach Dörtens ftrafender Antwort und kommen nicht wieder zum Vorfchein.
Hier und da kann fich ein neugieriger Blick durch die dichten Dornen
zwängen. aber man kann nicht erkennen. was der Mann in feinem Garten
macht. Doch jetzt verrät es ein metallener Klang. wie wenn ein Spaten
auf einen Stein f'tößt.
Es ift der Garten der Schufterkate. Und der Mann ift Hinnerk Saß.
oder Hinnerk Schofier. wie er gewöhnlich genannt wird.
Dörten fchießt noch einen böfen Blick nach dem uufichtbar bleibenden
Spötter ab.*dann feht fie ihren Weg fort. Zornig fiößt fie den Karren
vor fich her.
Der hinter der Hecke richtet fich wieder auf. Lachend fieht er
ihr nach. Plötzlich aber verzieht fich fein Geficht zu einer komifchen Gri-
maffe. Ein mehrmaliges kurzes Nicken fagt deutlich: Dacht* ich's doch.
Das war zu erwarten. *
Diefes zu erwartende ift ein Bürfchchen im ftädtifchen Anzug.
femmelblond. mit einem erfien fpärlichen Anflug von Bart unter der
Nafe und einem Buch unter dem Arm. Eine zur Schau getragene Würde
fieht in einem drolligen Verhältnis zu der Schmächtigkeit feines Leibes.
Die dünnen Glieder find im Vergleich zu Dörtens kräftigem Arm- und
Beinwerk von bedauernswerter Dürftigkeit. '
Seit einiger Zeit konnte man auf Dörtens Wegen auch diefe fchwarze
Geftalt mit einiger Sicherheit antreffen. Alles lachte über diefen win-
digen Ableger ihres breiten. foliden Schattens.
..He fchall man irankam." hatte Dörten zu Lene Staack gefagt. ..De
Bengel makt mi ja ton Gefpött in'n ganzen Dörp."

Es hätte ja nun Zufall fein können. daß er immer ihre Wege ging.
Doch dem widerfprach. daß er auch dort auftauchte. wo von Wegen nicht
die Rede fein konnte. wie zum Beifpiel auf der Kleefaatkoppel. wo fie
Jörn Kleefaats drei Kühe melkte. Iörns Frau war krank. und Dörten
half aus. wenn es Not war.
Es waren drei kleine wohlgenährte Kühe. die fich gerne von Dörten
melken ließen. denn ihre fef'te Hand hatte den rechten Griff darauf.
Sie hatte fchon als lütt Deern von dreizehn Jahren ihre eigene
Kuh gemolken. ..Leeve Liefe‟ hatte die geheißen. Eigentlich war fie
nur auf Liefe getauft. Aber lütt Dörten hatte gleich leeve Liefe zu ihr
gefagt. und dabei war es denn geblieben. Jeßt war ..leeve Liefe‟ längfi
tot. und Dörtens Vater war tot. und Dörten und ihre Mutter konnten
fich keine neue Kuh halten. Es reichte nur für eine Ziege. Es war
eine einfache. etwas unanfehnliche Ziege ohne Hörner. aber fie gab gut
Milch und erhielt Dörten in der übung des Melkens. was dann wieder
Jörn Kleefaat und feinen drei Kühen zugute kam.
Wenn nun Dörten auf Jörns Koppel auf ihrem Hüker faß. und
die weiße Milch in den Eimer fchäumte. da gefchah es denn wohl in
letzter Zeit. daß „Bleß“. oder ..Bunte Liefe“. oder ..Swatte Dübel“. wer
von den dreien gerade dran war. fich verwundert umfah. weil Dörten
plößlich ihre Tätigkeit unterbrach und den Kopf nach dem Knick oder
nach dem Heck wandte. wo wie aus der Erde heraus eine fchmächtige
Geftalt aufgetaucht war und unter einem billigen Strohhütchen hervor
zwei weit aufgeriffene waiferblane Augen verlangend auf fie richtete.
Dann konnte Dörten ein Geficht machen. wie ..Swatte Dübel‟. „Bleß‟
und ..Bunte Liefe“ fahen gut und fanft aus. wie es Kühe follen. ..Swatte
Dübel“ aber. obgleich von Gemüt keineswegs bösartiger. konnte einen
wirklich erfchrecken. wenn fie. temperamentvoller als die anderen. ihr
fchwarzes Geficht mit einem heftigen Ruck herumwarf. ganz wie Dörten
auch: ..Dumme Bengel. büit all wedder dor?“
Dann verfchwand die Gefralt mit dem femmelblonden Kopf wie ein
erfchrecktes Wiefel hinterm Knick. tauchte aber bei einer anderen Ge-
legenheit und an anderen Orten ebenfo plößlich wieder auf.
Friß Frahm. fo hieß Dörtens Wegefchreck. hatte eines Tages das
ihm erft feit kurzem anvertraute Lehramt freiwillig wieder niedergelegt.
weil er fich berufen fühlte. der Menfchheit auf eine höhere. edlere Art
zu dienen; er hatte fein Kreuz auf fich genommen und den Leidensweg
des Dichters eingefchlagen. Einige übung. die Stirne in intereffante

Falten zu legen. befaß er bereits. Schwieriger fchon war es. feinen hellen.
unfchuldigen blauen Augen das erforderliche düftere Feuer zu verleihen.
Das glückte dann auch nicht immer. Es gab Zeiten. und fie wogen über.
wo fein Geficht den Ausdruck harmlofer Unbedeutenheit arglos zur Schau
trug. Aber der gute Wille. bedeutend zu fein und fich bedeutend zu geben.
blieb doch immer rege.
Ohne Amt und Brot fchlug Fritz Frahm fich kümmerlich durch.
Alle großen Dichter hatten gehungert. warum follte er nicht auch hungern?
Seine Zeit wird kommen. Aber diefes Warten auf den Erfolg zehrte
doch. wenn auch nicht an feiner Seele - die wuchs im Leide - fo doch
an feinem ohnehin niäjt fehr ergiebigen Körper. Wo aber das fchwache
Fleifch ftärken? Irgend ein billiger Landaufenthalt mußte fich finden
laffen. Große Anfprüche fiellte Fritz Frahm nicht. Ein Bett. ländliche
Kofi und einen Platz in der freien Natur. wo er tagsüber auf dem Rücken
liegen konnte. mit einem Band Goethe oder Nießfche. oder Maeterlinck
- ach. wie würde das wohltun! Urwüchfige. unverdorbene Menfchen
um fich. ungebrochene Kraft und Gefundheit. Ie geiftiger einer ift. je
mehr foll er bedacht fein. von Zeit zu Zeit wie Anthäus die mütterliche
Erde wieder zu berühren.
So war Fritz Frahm nach Schönböken gekommen. Schönböken ift
der Name für ein paar Katen. die ungefähr in der Mitte zwifchen Möhlen-
beck. dem nächften Dorf. und zwei benachbarten Gütern am Wege liegen.
Urfprünglich ftand hier. wo fich der Weg nach Boek und Rohrhagen
gabelt. nur die Schmiede. für beide Güter gleich bequem erreichbar. Da
hatte fchon Dörtens Großvater als Schmied und Stellmacher gehauft.
Dann hatte Jochen Schröders Vater. Willem Schröder. ..de Muermann".
fich dort dicht neben Krifchan Plückhahn angebaut. Ein paar Inftenkaten
nach Boek zu ftanden fchon oder waren nach der Zeit hinzugekommen.
Jetzt ift es eine kleine Anfiedlung von fechs bis acht Familien. die nach
Möhlenbeck eingepfarrt find und ihren Unterhalt und Rückhalt auf den
umliegenden Gütern finden. In Krifchan Plückhahns Schmiede fiht
jetzt Jörn Kleefaat. Die Plückhahns hatten Unglück gehabt. Krifchans
Sohn. Detlev Plü>hahn *A ..n' Kerl als twee Offen" -- hatte fich in
übermütigem Pochen auf feine Körperkraft bei Friech Haß auf der Kegel-
bahn - Friech Haß hatte den ..Blauen Engel" in Möhlenbeck -- beim
Spielen mit einem vollen Achte(Bairifch den Fuß zerfchmettert und war
infolge nachläffiger Wundbehandlung lange krank gewefen. Dabei hatte
er fich das Faulenzen und den Durft angewöhnt und war dann bald

nachher geftorben. Dörten und ihre Mutter hatten fich einfchränken
müffen. So war Jörn Kleefaat in die gute Schmiede und die beiden
Frauen in die befcheidene Kate neben Muermann Schröder gekommen.
Hier. bei Jochen Schröder in Schönböken hatte fich nun Fritz Frahm
eingemietet.
..Da hört he ok hen.“ hatte Hinnerk Saß gemeint. ..De beiden
paßt tofam."
Ob diefe Meinung Hinnerks für Jochen oder für Fritz fchmeichel-
hafter war. ift fchwer zu entfcheiden.
..Jn'n Kopp" hatte auch Jochen es. Er war nach feiner eigenen
Anficht von der Sache wirklich das. wofür die andern ihn mit einer
gewiffen nicht mißzuverftehenden Betonung ausgaben: ..n' bannig kloken
Kerl". Er wußte alles. konnte alles. machte alles.
..En Minfäl- de fik nich to helpen weet. is garnich wert. dat he in
Verlegenheit kümmt. Sieh mal. erft mach ich das fo. und dann mach ich
das fo. und denn ift das fertig.“
..Und wenn es denn fertig ift. geht es nach 'n Tagener aäjt wieder
auseinander.“ behauptete Jörn Kleefaat. der freilich als ortseingefeffener
Stellmacher der natürliche Feind des Gelegenheitsbaftlers Jochen war.
Aber hierin gaben doch alle Jörn recht. und nur Jochen war überzeugt
von fich und feinen Werken. Und vielleicht war es das. was Hinnerk
Saß meinte. wenn er fagte ..De beiden paßt tofam“. Denn Friß Frahm
hielt auch etwas auf fich und würde fich von keinem feine Bedeutung
fireitig machen laffen. Sie kamen denn auch gut miteinander aus. der
lange. hakennafige Jochen und der kleine. fpißnafige Fritz.
Es war nur ein befiheidenes Hinterftübchen. das die Schröderfchen
ihrem Gafi hatten einräumen können. Dem aber war es groß genug.
und befonders die Ausficht hatte ihm gleiäf am erften Tage außerordentlich
zugefagt. Das niedrige Fenfter führte auf ein fchmales Streifchen Ge-
müfeland hinaus. das nur durch einen Zaun von halber Mannshöhe von
der Plückhahnfchen Bleiche getrennt war. Diefe Bleiche war zwar nur
ein Wiefenviereck von fehr geringem Umfang. und die vier Pfähle mit der
fkändig dazwifchen aufgefpannten Wäfcheleine mochten nicht jedem als
eine Zierde der Landfchaft gelten. aber fiir Fritz Frahm war diefes
kleine Fleckchen Erde lange Zeit ein Paradies. deffen Pforten ihm ver-
fchloffen waren und worin er eine einfame Eva mit Bedauern von
feiner Gefellfchaft ausgefchloffen fah.
Gleich am Tage feines Einzuges hatte er fich hier eine Perfon be-

wegen fehen. die er geneigt war. die perfonifizierte Urkraft zu nennen. fie auch wirklich in einem Brief an einen gleichftrebenden Genoffen nachher einmal fo nannte. Diefe perfonifizierte Urkraft war Dörten gewefen. Sie hatte Wäfche von der Leine genommen. alles Zeug in einem einzigen großen Korb aufeinander gehäuft. und diefe in Frißens Augen ungeheure Laft mit der Kraft ihrer vollen nackten Arme wie fpielend gehoben. Für feine naäj unverfälfchter Natur fo hungrigen Augen hatte er diefes Schaufpiel nur einen viel zu kurzen Augenblick genießen dürfen. Vergeblich hatte er in den nächften Tagen nach der Urkraft ausgefehen. Dann aber war fie durch die kleine. fonft immer verfchlofiene Pforte im Zaun gerade auf Iochen Schröders Haus zugekommen. einen leeren Schiebkarren vor fich herfchiebend.

Fritz faß gerade mit Iochen auf der Bank hinterm Haus. vor dem kleinen runden. mit weißen Steinen eingefaßten Geranienbeet - es waren etwas ftakige. knallrote Geranien - und ließ fich von ihm Soldatengefchichten erzählen. Das tat Iochen gar zu gern. Er hatte ,.Siebzig‟ mitgemacht. Nicht als ..Mufikant". wie die Leute immer behaupteten. um ihn zu ärgern - Iochen konnte auch Trompete blafen und tat es. wo es auf den Tanzböden nur etwas zu blafen gab; das warf einen netten Schilling ab. mehr als die gelegentliche Baftelei - nein. Jochen war nicht als ..Mufikant‟. fondern mit der Waffe in der Hand dem Feind entgegengetreten. und Friß lernte ihn aus feinen Erzählungen als einen tapferen Krieger kennen.

..Schröden fä uns Hauptmann to mi. noch fo'n Sieg. fä he. und wi fünd in Paris. und he wuß woll. dat ick min Sehülligkeit dorbi dohn harr. Dat hev ik ok. All wat recht ift. mennigmal hängt fon Slacht man von Uemfiännen af. Wenn denn nich de richtige Mann an richtigen Plaß is -“

Fritz erfuhr nicht mehr. ob Ioihen oder fein Hauptmann die Schlacht gewonnen hatte. Denn gerade in diefem Augenblick kam ..die Urkraft" mit dem Schiebkarren durch die Pforte. Sie fiußte. als fie den fremden jungen Mann bei Iochen auf der Bank fah. und kam zögernd näher.

..Dag. Jochen." fagte fie. Fritz mit fragendem Blick mufternd.

..Dat oll Ding is mi 'tweigan. Kannft mi dat nich bet moi-rn wedder heil maken?“

Iochen befah den kranken Karren. und Fritz die gefunde Urkraft. Der Schaden fchien bedenklich. denn Jochen zog die bufäzigen Brauen. die über feiner großen Hakennafe zufammenliefen. wichtig in

die Höhe. legte den Kopf auf die Seite und plinkte mit feinen kleinen
grauen. immer etwas getöteten Augen. wie ein Huhn.
Aber feine Worte waren doch tröftend und gaben Hoffnung: ..Jeu
min Deern. will mal fehn. ik mak dat denn fo und fo. und denn kann
dat wohl angahn.“ -
Der Schaden war nur gering. Eine Radfpeiäfe war zerfplittert und
das rechte Stüßbein des Karrens abgebrochen.
..Wo heft det denn anfungen?"
..Gegen 'n Kantfteen bin ik föhrt.“
..Süh. füh. dat harrf't nich nötig hatt."
„Dat feggfi wohl."
Die erfte Folge diefer Begegnung. die nach Feierabend ftattgefunden
hatte. war eine fchlaflofe Nacht für Fritz Frahm gewefen. Raffepro-
bleme. Nießfche. Gobineau. Goethe und Ehrifiiane. die römifchen Elegien,
- Fritz fingerte Verfe auf die Bettdecke -* Gedanken an ein zu dichtendes
Idyll. deffen .Heldin diefes unverdorbene Naturkind fein follte. alles
das füllte wie ein gefialtlofer Nebel fein armes Dichterhaupt. Er fchlief
fpät ein und wachte fpät auf. Sein erfier Gedanke war Dörten. Ohne
alle philofophifche Vermittlung. Nur Dörten. ohne weitere Probleme.
Sein Blick fiel durch das Fenfter. Warum war fie nicht da?
Von nun an kreifte der blaffe Jüngling um dic rofige Jungfrau
wie der Mond um die Erde. zur größten Belufiigung Schönbökens. und
zum wachfenden Ärger Dörtens. der um fo einen Trabanten nicht zu
tun war.
„Wat will de Bengel?"
Der Weg. an defien Rand Dörten ihr Ziegenfutter gefchnitten hatte.
führt an einem kleinen Buchen- und Föhrenfkand vorüber. Hauptfächlich
find es Buchen. und es mochten ihrer friiher noch mehr und fchönere
gewefen fein und dem Dorf - als folches fprachen es feine Bewohner.
wenn auch mit Unrecht. an - einfimals feinen wohlklingenden Namen
gegeben haben. Jetzt ift es nur ein geringes Wäldchen. eine Viertelftunde
von der letzten Kate. der Schufierkate. entfernt. Fritz fuchte es an heißen
Tagen gerne auf. Die Bäume fiehen dicht und fchattenfpendend. und
ein reichliches Unterholz bietet laufchige Schlupfwinkel. Gegen den
Weg hin bildet Brombeerengefirüpp einen natürlichen Schußwall. Die
Früchte waren um diefe Zeit noch braun und herbe. nur hier und da.

wo die reifende Sonne leichter Zutritt hatte. tat fich fchon eine glänzende braunfchwarze Beere hervor.
Hier. hart am Waldrand. hatte Friß Frahm ein heimliches Plätzchen gefunden und es fein Lefezimmer getauft. Eine breite. filberftämmige Buche. deren Wurzeln. teilweife bemooft. ein natürliches Ruhebett bildeten. neigte ihr dunkles Sommerdach darüber. und eine kleine Tanne zur Linken. und ein Erlenbufch zur Rechten. fchlofien diefes grüne Kabinett nach den Seiten hin ab. Vorn aber gewährte eine lichtere Stelle in der Brombeerwand einen heimlichen Auslug auf den Weg hinaus. Hier lag es fich wirklich gut. zum Träumen und zum Lefen. Das Vogelvolk im Bufch und das rege Gefchlecht der Infekten mit dem unaufhörlichen glißernden Spiel feiner blanken Flügel machten die Abgefäfiedenheit des Plätzchens noch fühlbarer. indem fie es mit ihrer feinen. nie fchweigenden Waldmufik belebten.
In diefem traulichen Laubfälchen lag Friß Frahm und las in Jens Peter Jakobfens Novellen. als Dörten fich ihm ahnungslos näherte. mit ihrem Schiebkarren am Rand des Grabens herkommend. Das Rad des Karrens war kein Verkündiger von Jochens Ruhm oder Dörtens Fürforge; es lief geräufchvoll und verriet fich ihm. Neugierig. wie er in diefer Einfamkeit doppelt war. richtete er fich auf und lugte auf den Weg hinaus. Er konnte nicht gleich gewahren. was da draußen vorging. aber er lag geduldig und auch ein wenig ahnungsvoll am Ausguck. während fein Herz lebhafter fchlug. ohnehin trunken von Jens Peters holdem Gedicht „Hier follten Rofen fiehen". Und dann wurden feine Augen größer und fein Mund öffnete fich. wie der Mund eines kleinen Kindes. das endlich die erfehnte Milchflafche bringen fieht.
Dörte hatte ihren Karren grade vor fein grünes Fenf'ter gefchoben. ließ fich auf die Knie nieder und fing an. das üppige Gras und die würzigen Kräuter zu fchneiden. die hier am Wegrand eine kleine Vorwildnis bildeten. Die Schatten leicht bewegten Laubes tanzten über ihren glatten. nach ländlicher Sitte reichliäf geölten blonden Scheitel. über ihren breiten Rücken und den braunen Arm. der fich in einem ruhigen Bogen. immer ein wenig mehr ausgreifend. mit der blanken Sichel über das dunkle Grün hin bewegte.
„Nein. es gibt nichts auf der Welt. wie die Weiber! Ich begreife es nicht . . . es muß ein Zauber in den Linien liegen. in denen fie gefchaffen find. wenn ich fie nur vorübergehen fehe: Ifaura. Rofamunde und Donna Lifa und die anderen. Wenn ich nur fehe. wie das Gewand

fich an ihre Formen fchmiegt- wie es fich faltet bei ihrem Gang- fo
i| mir- als ob mein Herz mir das Blut aus allen Adern tränke, und
meinen Kopf leer und ohne Gedanken- und meine Glieder bebend und
ohne Kraft ließe - mein ganzes Wefen in einem einzigen langen-
zitternden und angfivollen Sehnfuchtshauch fammelnd. Was ifi das?
Was mag es fein? Es ift- als ob das Glück unfichtbar an meiner Tür
vorüber gingef und ich müßte es greifen und fefthalten und es müßte
mein feinf fo wunderfam- - und ich kann es doch nicht fafien, weil
ich es nicht fehen kann."
So fprach der gelbe Page in Jens Peter Iakobfens beraufäzendem
Proverb. Ach- Fritz Frahm fah das Glück. Sichtbar kniete es da vor ihm
im Grafe- und es lag nur an ihm- es zu fafien.
Wie ein filbernes Sehlänglein blißte die Sichel durch das Gras.
.Hunderte von Infekten fchwirrten aufgefcheucht umher: weiße, gelbe und
blaue Falten kleine rotröckige Herrgottskäfer- und mit hellem Gefumme
die von ihren füßen Bechern verjagten Bienenx und mit tieferem Gebrumm
die dicken Hummeln. Dörten fchlug manchmal um fiel» wenn ein er-
bofies Infekt zu aufdringlich wurde. Es war heißt und fie hatte es fich
bequem gemacht. Ihr Mieder» am Halfe geöffnet, gab das grobe Annen
ihres Hemdes und ein Stück des brauneniNaclens und des lichteren
Bufens frei. Sie legte einen Augenblick beide Hände in den Schoß und
fah mit ihren braunen Augen nachdenklich ins Lee-rei wobei fich die Augen-
brauen langfam zufammenzogenx als befchäftige fie fehr ernfclich ein Ge-
danke.
Acl» hätte der blonde Page hinter der Brombeerwand jeßt nur
einigen Mut gehabt. Er fuchte ihn zwar redlicl» und redete fich ein-
ihn gefunden zu haben. Er wollte fi>7 nur einen Augenblick noch am
ungeftörten Anblick der Urkraft beraufchen. Aber als Dörten nun fertig
warf mit beiden Armen das gefchnittene Grünzeug zufammenrafftef auf
den Karren lud und die Sichel oben drauf legte- zum Zeichen- daß fie
nun genug Futter für ihre Ziege hattet da klopfte wohl fein Herz fchneller,
ging fein Atem hörbarf aber er rührte fich nicht. Lähmend fenkte fich
die Furcht auf ihn, daß auch diefe Begegnung nicht anders verlaufen
würdef als alle früheren,
In einem kurzen Bogen den Weg querend- trat Dörten den Rückweg
an. Das Rad kreifäyte- und der Karren fchwankte unter feiner Lafi,
als fie ihn nicht ohne Anfirengung über die Furchen des tief aufgefahrenen
Weges fchob. Und mochte diefes Hindernis oder ihre eigene Unaänfamkeit

fchuld fein. - die Kurve mißlang ihr. fie geriet dem jenfeitigen Graben
zu nahe. und mit einem leifen Auffchrei bemühte fie fich vergeblich. den
umftürzenden Karren noch zu halten. Er lag halb im Graben. und
Dörtens erfter Verfueh. ihn mit einem kräftigen Ruck wieder aufzu-
richten. glückte nicht.
Nun aber brach Friß aus feinem Verfieck hervor. Wie ein hungriges
Raubtier fchnellte er durch die Büfäfe und nötigte Dörten einen lauten
Schreckensruf ab. Lang fiel er hin. fprang aber fofort wieder auf und
bot. fich die Knie abftäubend. feine Hilfe an.
..Wat hev ik mi verfiert!“ war Dörtens erftes Wort. dem ein
unwilliger. abwefender Blick folgte. als fie den fo plötzlich und geräufch-
voll Aufgetauchten erkannte. Aber mit ein paar unverftändlichen. ge-
fiotterten Worten griff er fofort den Karren an und zerrte mit frucht-
lofen Verfuchen an ihm herum.
..Donnerwetter. ift der fchwer!"
Dörten fchob den Keuchenden beifeite. Und mochte Ärger oder
Ehrgeiz ihre Kraft verdoppelt haben. mit einem gewaltigen Ruck warf
fie den Karren herum und zog ihn auf den Weg. Sie taumelte bei.
diefer Anfirengung und fiel auf die Knie. Sofort fprang Friß ihr bei.
erntete aber nur einen zornigen Blick für diefe unliebfame Berührung.
Mit haftigen. heftigen Griffen raffte fie das verfireute Futter auf und
ließ es. ohne ihm ein Wort zu gönnen. gefchehen. daß er ihr dabei an die
Hand ging. Im ftillen verwünfchte fie ihn und dachte unwillig daran. daß
fie ihm noch obendrein Dank würde fagen müffen. Selbft hier war
fie vor ihm nicht ficher! Mußte er denn überall fein? Doch überwand
fie fich nachher zu einem kurzen. faft groben ..Ik dank ok.‟
Er ftand mitten auf dem Weg und fah der davon Fahrenden nach.
Ihre kurze. abweifende Art hatte ihn doch gekränkt. Schließlich aber
überwog das Gefühl der Genugtuung. ein Abenteuer erlebt zu haben.
das voller Möglichkeiten zu einer weiteren hoffnungsvollen Entwi>elung
war. Zuletzt konnte er dem Drange nicht widerftehen. ihr zu folgen. Er
holte fein Buch aus dem Lefewinkel. Seine Glieder zitterten. und er
fühlte fich halb gelähmt. als ob er und nicht Dörten den fchweren Karren
aus dem Graben geholt hätte. Nach einer Wegebiegung hatte er fie ein-
geholt. blieb aber in refpektvoller Entfernung hinter ihr. Sie fchob fioß-
weife den Karren vor fich her. Ihr kurzer Rock fchwenkte heftig. und
die vollen Arme zitterten bei jedem Stoß. Und jeder Stoß führte eine
deutliche Sprache. Diefer zum Beifpiel fagte: ..Wat hett de Bengel

hier herumtolungern?" Und diefer: ..Wenn ik man wüß. woans ik
em los warr.“ Und nun gar diefer energifche. unter dem die Sichel von
ihrem grünen Polfter in die Höhe fchre>te. und der blaue Rock wie zornig
um die braunen Waden fchlug. fagte er nicht ganz deutlich: ..So 'n
ekelhaften Minfchen! Nun will ik em dat aber wiefen. Dat fchall
uphör'n!“ x
Aber Friß Frahm verftand diefe beredte Sprache nicht. Er erfchrak
nicht vor den zornigen Bewegungen des blauen Rockes und empfand
keine Furcht vor der zitternden Heftigkeit der braunen Arme. Wie ein
getreuer Schatten folgte er ihr. Und Hinnerk Schulter fragte über den
Zaun herüber: ..Na. Dörten. wann is Hochtied?" Und Hinnerk Schufier
lachte hinter Friß Frahm her und fchlug fich auf die Knie: ..Akrat as
de Koh op de Koppel. De hett ok meift fo'n fwatte Krei achter fik an."
Schlußin der März-Nummer.

:Ya t... â€ž â€ž3.... 37...".
K..
......EZNLP::; ..q :_:V

.DRAW
Gufiav Feier
h-er bern-ntelimgern?" lind [iii-1*. .TL-:nn il- man wjiß- woa.w -Z
ern (oe warr.“ Und nnn gar diefe.- i-n-.rcii be inter dem die Sinzel v» -
ihre-n grünen Peiner "1' die .Sök-i* ier-reife u-:o de! blaue Reck wie zornig
nn: die braun-:n Waden fehl-.179 fagte er nia':: ganz deutlich: „Se 'n
.*k-[haft-Fn Miniäymi! Nun will ik em det (il-.r wiefcn. 'Qui jan-iu
nyhörfir 2‟
Abe! FriZ _-Zrahm veii'tand diefe beredte Ext-*arte nicht. Er erf>.qk
nicht vor dcn zornigen Bewegungen des binnen Roikes und empfand
keine Fmcht vor der zitiernden Heftigkeit der drm-nen Arme. Wie ein
gen-euer SHatten jolate er ihr. lind .Zinni-rk Srl-:ifm- fragtc über den
Zaun her-"ib": tNa, Dörr-n, wann is abonniere?" Und Hinnerk Sein-'2.1
lachte hinter Fri? Frahm her nnd fchlug fich anf die Knie: „Altar as
de Koh op de Keppel. De det.‟ ek meiif fo'n jwaxte .i'c'rei achter fik an. '
(LZ-chlußin derMärz-Nummer
o 1
„(-

„KLR “ :NZZ-Q
:SIL-I;- r5 ?ZG
x
. m ... T
„,7
. .. , ,4 .. : . x.. ,
. . .. , _ . . ., . , V , . , * 1 .
~ L , . .. : y. ; . . V Z. 2 4.1., x ., .x3 _
. _ .V:. .y . ... .,. 7. .... H . . Q . I
„ . w x.. . „x l _ _ 4 . .
_ . .. _ . FM. \ „4., .x .. x. ,
x . . v .. * ... . 4 \ . , m . s. . V .t f v. 94.7 „L-,D „7. ..
.. I. . y. ._ . ,zu .. * „ ., .7 . . . k * 4 . . .. .
, „.7 x ., , 7*...) w _ . , w . w: .. v
.. ._. k 7.. . . . ,... .y *...* *(3) J. . , , by. . V x.,
, ...I .,..K ..(1. *p ..r w . , 4 114% ...ZF .c .e
.. EUR: .. .FNP-q, , .

Martin Philippfon:
Die erfien Polen unter preußifcher Herr-
fchaft.
Schluß-

Indem der Ausbruch eines allgemeinen europäifchen Krieges drohte. kam man auf verfchiedenen Seiten auf die Idee. folchen zu vermeiden. indem man den f'treitenden Mächten anderweite Vorteile verfchaffe. und zwar auf Kofien eines ebenfo Wehrlofen wie Unfympathifchen. nämlich Polens. Ganz unwillkürlich ftieg diefer früher fchon oft gehegte Gedanke wieder auf. Der franzöfifche Premierminifter Ehoifeul fuchte fäfon 1768 Preußen durch den Köder eines beträchtlichen Teiles von Polen zu fich hinüber zu lo>en. In der gleichen Abfiiht entwarf der öfterreichifche Staatskanzler Kauniß ein Iahr darauf den Plan zu einem Bündniffe zwifchen Preußen. Öfterreich und der Türkei; erfieres follte Schlefien an den Kaiferfiaat zurückgeben und dafür in Polen reichlich entfchädigt werden. Mau fieht. wie die felbfiverfchuldete Schwäche und Hilflofigkeit diefes letzteren Reiches den Gedanken feiner Beraubung und Teilung überall nahe legte: er wurde faf't zur felben Zeit von dem Verfailler Kabinett. dem leitenden Staatsmanne Ofierreichs und endlich Friedrich ll. gefaßt. Denn diefer Fürft machte damals einen Verfuch. zur Erftattung feiner Hilfsgelder an Rußland die längfi erfehnte territoriale Verbindung zwifchen Ofipreußen und dem Hauptkörper der Monarchie zu erlangen. Er fandte alfo nach Petersburg einen förmlichen Teilungsvertrag in betreff Polens. den er vorfichtshalber einem ehemaligen fächfifchen Diplomaten. dem Grafen Lynar. zufäfrieb (Februar 1769): er felber folle Weftpreußen und Ermeland. Offer-reich den Lemberger Diftrikt. Rußland einen belie-bigen anderweiten Teil Polens erhalten. Katharina ll. aber wollte keines-wegs anderen Mächten beträchtliche Gebiete Polens gönnen. das fie vielmehr in feiner ganzen Ausdehnung als ihre fichere Beute betrachtete. und wies den Plan des fächfifchen Strohmanns höflichft zurück. Seit-dem kannte Friedrichs Abneigung gegen Rußland keine Grenzen mehr. Er fchalt auf deffen ,.HoGmut" und ..Anmaßung“. Seinen alterprobten Minifter des Auswärtigen. Finckenfiein. hätte er nahezu wegen deffen

Polen unter preußifcher Herrfchaft M. Philipp." on
allzu großer Naehgiebigkeit den Rufien gegenüber abgefeßt. Er ergriff
deshalb mit Freuden die von Öfterreich zur Veriöhnung ausgefireckte
Hand. In den Sommern 1769 und 1770 hatte er. zuerfi in Neiße. dann
in Mährifch -Neufiadt. freundliche Zufammenkünfte mit dem jungen
Kaijer Jofeph ll. Dabei gewann Friedrich die Überzeugung. daß
Öfierreich eine wefentliche Vergrößerung Rußlands an der unteren
Donau nicht gefiatten werde. Brach darüber. was fehr zu fürchten war.
ein Krieg aus. fo mußte Preußen. den befiehenden Verträgen zufolge.
den Nufien mit einem Heere zu Hilfe kommen. Von derartigen Abenteuern.
von folchen neuen Opfern feines armen Landes wollte Friedrich aber
nichts wiffen. und am wenigften zugnnfien einer Macht. deren Fortfchritte
ihm felbfi überaus gefährlich erfchienen. Um den Krieg zu vermeiden. ver-
zichtete er lieber auf jede eigene Gebietserwerbung. Indem er feinen
Bruder Heinrich naäj Petersburg fandte. um dort in diefem Sinne tätig
zu fein. forderte er nur immer wieder ..den Frieden. den Frieden. fo fchnell
wie möglich." *
Allein diefer fchien noch in weitem Felde. Die Nullen fiellten den
gefchlagenen Türken Bedingungen. die nicht nur für diefe. fondern auch fiir
Olten-eich durchaus unannehmbar waren. ..Diefe Leute.“ fchrieb Friedrich
unwillig an den Prinzen Heinrich. „find trunken von ihren Erfolgen."
Da zeigte das Vorgehen Öfierreiths einen Ausweg aus dem drohen-
den kriegerifehen Dilemma. Unter nichtigen Vorwänden befeßte es die
zu Polen gehörigen Landfchaften Zips und Sander. mit ihnen die wich-
tigen Salzbergwerke von Bochnia und Wielicka. Um Preußen vollends
zu gewinnen. fchlug der öfterreichifche Gefandte in Berlin. General
Nugent. dort 1770 vor. auch diefe Macht folie fich eines Stücks von
Polen bemäihtigen.
Solches Beifpiel eiferte zur Nachahmung an. Katharina. die nach
den Zufammenkünften von Neiße und Neufiadt und bei der unfreund-
lichen Haltung. die ihr felbfi gegenüber Friedrich in der letzten Zeit ein-
genommen hatte. deffen Abfall zu Öfterreich und damit die Vereitelung
ihrer ehrgeizigen Abfichten fürchtete. fagte lockend dem Prinzen Heinrich:
..Aber warum follte da nicht jedermann nehmen?‘‘ Sie hatte fich not-
gedrungen mit dem Gedanken vertraut gemacht. auf einen Teil der
polnifchen Beute verzichten zu müffen. und bot Preußen ganz offen eine
gemeinfchaftliche Beraubung Polens an (Januar 1771); allerdings wollte
fie daneben auch die türkifchen Eroberungen behalten. Preußen zum
Kriege gegen Öfierreich veranlaffen.

So ging der wirkliche Anfioß zur erften polnifchen Teilung von Öfierreicln die eigentliche Aufforderung von diefem und Rußland aus. Es i| deshalb durchaus ungerecht, für das ganze Verfahren in erfter Linie Preußen, Friedrich ll.- verantwortlich zu machen. Vielmehr ver-hielt der König fich zunächfh wie den öfierreichifchen- fo den ruffifchen Vorfchlägen gegenüber ablehnend, da er eben von einer Teilnahme am Kriege nichts wiffen wollte. Erft nach Heinrichs Rückkehr nach Berlin gelang es diefem Prinzent den Bruder umzufiimmen und ihn davon zu überzeugenf daß die Eroberungspläne Rußlands in der Türkei und damit der allgemeine Krieg fich nur durch Befriedigung der ftreitenden Mächte auf Koften Polens befeitigen ließen- und daß alfo durch Er-werbung Wefipreußens die augenblicklichen wie die bleibenden Intereffen des eigenen Staates ihr Genüge finden würden. Der Prinz und der König felber nahmen alfo die Beraubung Polens hauptfächlich zum Zwecke und in der Abficht ant dadurch den Ausbruch des großen euro-päifchen Kampfes zu verhüten, Diefer mildernde Umfiand zugunfien Preußens - und nur Preußens- da Rußland und Öfterreich jenen Ge-waltakt vielmehr lediglich in Hinficht auf den Krieg ins Auge faßten - darf nicht überfehen werden.

Seit dem März 1771 ging Friedrich- in der Hoffnung fo den Frieden aufrecht zu erhalten und daneben die längfi gewünfchte preußifch-kur-märkifche Verbindung zu gewinnenf mit vollem Eifer auf die Aner-bietungen Katharinas ein. Es kam ihm dabei zufiatten- daß Öfierreich im Juli 1771 ein förmliches Verteidigungsbündnis mit der Türkei ein-gingt von diefer hierfür fogleich drei Millionen Gulden als Handgeld empfing. „Ich nehme nicht gern Geld von diefen Leuten/' fagte Maria Therefiat hütete fich aber wohl- den Ungläubigen die Summe zurü>-zufenden. Fur Rußland war damit die Lage recht bedenklich geworden. Rückten die Öfierreicher in die Moldau einf fo mußte fein Heer fich zurückziehen. Zugleich machte in Polen die Konföderation von Bar befiändige Fortfcliritte. Bei folchen Umftänden war die Zarin auf die Freundfchaft Preußens unbedingt angewiefen. Sie befchloß deshalbf auf deffen Wunfche einzugehen- das Sichere für das Ungewifie zu nehmen; im Februar 1772 kam der ruffifch-preußifche Vertrag zufiande- in dem die beiden Mächte fich gegenfeitig beftimmte Teile Polens zufichertent Rußland dafür auf die Moldau und Walachei verzichtete. Maria Therefia firäubte fich zuerft zuzuitimmenx aus Gewiffensbedenken. Aber im Grunde hatten weder fie noch Kauniß Luft zum Kriege gegen Rußland und

Preußen. Indem fie fich deren Vorfchlägen fügtez verlangte dann ihre
größere Tugend einen um fo höheren Kaufpreis: ein Stück Polens. das
wertvoller warf als das der beiden anderen Mächte zufammengenommen,
und zu deffen Sicherung fie alsbald dreißigtaufend Mann einrilcken
ließ. Am 5. Augufi 1772 unterzeichneten die drei Staaten den endgül-
tigen Teilungsvertrag. Preußen gewann durch ihn - mit Weftpreußen.
dem Neßedifirikt und Ermeland - 600 0007 Rußland 1 800 000f Öfter-
reich gar drei Millionen neuer Untertanenz alfo weit mehr als die beiden
anderen zufammen. fünfmal mehr als Preußen. Wie die Kaiferin zuerfi
gefiohlen hatte - die Landfchaften Zips und Sander - fo ftahl fie .auch
am meiften: alles unter Tränen und Beteuerungen ihres Widerftrebens7
die in der Tat Mit- und Nachwelt über den Grad ihrer Verfchuldung
getäufcht haben.
Die große Raubtat war vollbracht. Wie vcrhielten fich nun die
Polen zu der fchändlichen Zerfrückelung ihres Vaterlandes? Beachte
deffen Not fie alle zur Verteidigung feiner Ehre und Unantaftbarkeit
in Waffen? Nichts von dem gefchah. Vielmehr unterwarfen fich die
Konföderierten von Barf die in wilden Gelagen die franzöfifchen Hilfs-
gelder ver-jubelt hartem nunmehr den Truppen der drei Mächte ohne
weiteren Widerfiand. König Stanislaus Auguft (Poniatowski) pro-
teftierte öffentlich in feierlichem Redefchwall. unterhandelte aber im
geheimen mit den drei Höfen über vorteilhafte Bedingungen für feine
Privatkaffe und zog fo aus dem Unglück des Reiches. deffen höchfier Ver-
treter und Kriegsherr er war. in fehmählicher Weife perfönlichen Nutzen.
Der Reichstag wartete bis zum Frühjahr 177T ehe er zur Beratung
des Vertragest der doch feine Ausführung fchon längfi erhalten hatte,
eine Delegation wählte. die zunächfi ihren Patriotismus in endlofen pomp-
haften Reden verpuffte„ um dann mit folchem - wie ihr König -
einen ehrlofen Säfacher zu treiben und für oft lächerlich geringfügige
Befiechungen die Integrität ihres unglü>lichen Vaterlandcs zu verkaufen.
Ein polnifcher Für-ft hat feine Stimme für dreißig Dukaten zugefchlagen-
manche Adelsvertreter begnügten fich mit einigen Tonnen Salz. Diefe
Märtyrer der polnifchen Größe festen alsbald auf den Pharaotifch die-
felben Friedrichsdore und Imperialent die fie foeben von dem preußifchen
oder ruffifchen Gefandten empfangen hatten. Im ganzen koftete die drei
.Höfe die Erkaufung der Edelfien der polnifäfen Nation für die Zuftim-
mung zu deren Zergliederung zufammen nur fünfundvierzigtaufend Du-
katen. Ein Beweis von dem Leichtfinn- der fchmußigen Gefinnung und

dem Mangel wahrer Vaterlandsliebe unter diefen bevorrechteten Beherr-
fchern Polens! Der Reichstag genehmigte im Het-bft 1773 den Zeffions-
vertrag an die drei Teilungsmächte.
Die erf'te Teilung Polens oder vielmehr defien weitgehende Be-
ranbung durch die drei Nachbarländer war fomit auch vblkerrechtlich ab-
gefchloffen. Stellen wir zunäihfi feftf daß es für die Gewalttat eine
gewiffe Entfchuldigung gab: fie hatte die Welt vor einem fonft unver-
weidlichen, den ganzen Erdteil umfafienden Kriege bewahrt. der ohne
fie um die türkifchen Donauprovinzen fich entzündet hätte. Wir dürfen
ferner behaupten, daß an fich die Polen ihr Schickfal reichlich verdient
und felber heraufbefäfworen hatten. Die Selbftfucht des Adels und der
Knechtesfinn des Volkes hatten feit zwei Jahrhunderten aus der „Ne-
publik" einen Unfiaat gemacht. ein lofes Konglomerat von hunderttaufend
kleinen und größeren Tyrannen. die nur an Befriedigung des rohefien
Eigennußes. nie an das Wohl des Ganzen dachten. Für den Augenblick
oft voll auflodernder Begeifierungf bereit. das Leben in die Schanze zu
fchlagen. weniger für das Vaterland als für die Standes- und Partei-
intereffenx erkalteten fie ebenfo fchnell auch hierfür wiederf nur um die
eigene Perfon bekümmert oder höchfiens für befchränktefie konfeffionelle
Unduldfamkeit. Indes weder die Förderung des europaifchen Friedens
noch die verbrecherifche Torheit der Polen darf uns veranlaffen. eine Tat
zu billigen. die auf rechtswidrige Plünderung des Schwächeren zugunften
der Starkeren hinauslieff auf ein Räuberftuct in großartigem Maßftabe.
Der einzige der drei beteiligten Staaten. der einigermaßen den Zwang
der Selbfterhaltung dabei für [ich geltend maäfen konnte. war Preußen.
Es hatte nicht nur das allein mbgliäfe Entfchädigungsobjekt fiir die drei
Millionen Taler erhaltenf die es fchon für den ruffifch-türkifchen Krieg
gezahlt; nicht nur den großen Kampf vermieden. dem es, noch von dem
fiebenjahrigen Kriege her aus taufend Wunden blutendf fich nicht ge-
wachfen fühlte: es hatte auch den Klauen Rußlands wenigfiens den-
jenigen Teil Polens entriffen. der es in den Stand feßte. fein altüber-
kommenes oftpreußifches Gebiet dem großen bftlichen Nachbarn gegen-
über zu verteidigen und zu halten. Die Frage war ja nicht die. ob ein
unabhängiges Polen beftehen bleiben folle oder niäftf fondern ob diefes
Land ganz oder nur teilweife ruffifch fein werde. Nicht der nationalen
Freiheit. fondern der drückendfien Fremdherrfchaft hat die erfte Teilung
einige Provinzen Polens entzogen.
Die befte Rechtfertigung aber für die Befißnahme feitens Preußens

war die fruchtbare Kulturarbeit. die Friedrich ll. fofort an feiner neuen Erwerbung vornahm und durch die er das wüfie Barbarenland in eine aufblühende. wohlgeordnete Provinz eines zivilifierten Staates verwandelte. Unermüdlich arbeitete er an der Kultivierung feiner „Irokefen"; Iahr für Iahr - regelmäßig im Iuni - reifte er zum Befuche feiner ..Halbwilden". feines „Kanada“. feines ..Sibiriens". Er war. wie man damals fagte. der eigentliche Oberpräfident der neuen Provinz. Aber unvergeffen follen auch die beiden hervorragenden deutfajen Männer bleiben. die ihm dabei mit ebenfo vieler Sachkenntnis und Einficht. wie unerfchöpflicher Arbeitskraft und Energie zur Seite ftanden: der preußifche Oberpräfident Domhardt und der Geheime Oberfinanzrat von Brenckenhoff - jener ein self-marke man, der fiäj vom kleinen Amtmann zum hohen Beamten lediglich durch kluge und umfichtige Tätigkeit emporgearbeitet hatte; diefer ein gewandter. fieberhaft arbeitfamer. kühn fpekulierender Landwirt. recht geeignet. auf vernachläffigtem Boden Neues. Fruchtbringendes zu fchaffen. Die beften und eiufiehtigften Beamten. die man finden konnte. wurden auch fonft zur Einrichtung und Verwaltung des Landes herbeigezogen. Golden find die Vorfchriften in der Kabinettsordre vom 7. Iuni 1772: „Bei Adminiftration derer Amter muß die Kammer (damaliger Name für Bezirksregierung) fehr aufmerkfam fein. und dahin ernfiliaf fehen. daß die Adminiftratores mit denen Untertanen nicht auf dem harten polnifchen Fuße umgehen. weil Se. Königliche Majeftät alle Sklaverei und Leibeigenfchaft abgefchaffet und die Untertanen als freie Leute angefehen und behandelt wiffen wollen. Unter denen katholifchen und evangelifchen Untertanen muß nicht der allermindefte Unterfchied gemacht werden; fondern felbige müfien bei der Kammer ohne Rückficht auf die Religion auf gleichem nnparteiifchen Fuß fchlechterdings gehöret und auf alle Weife behandelt werden.“ Emanzipation der Bauern und völlige Gewiffensfreiheit. das waren die erf'ten Ergebniffe der preußifäfen Herrfihaft über die Polen. Ohne Uberftürzung und möglichft ohne Gewaltfamkeit. allmählich. Schritt für Schritt. nach fefiem Plane wurde verfahren: ein Mufier für die Angliederung fremder Gebiete an den Staat.

Die grundftürzeuden und wieder grundlegenden Reformen folgten Schlag auf Schlag. Die Leibeigenfchaft der Bauern wurde fogleich naar der Befißergreifung aufgehoben. ihre Leifiungen für die Gutsherrfchaft wurden auf die Arbeit von feehzig Tagen im Iahre befchränkt. Friedrich zog dann. gegen Entfchädigung. die Domanialgüter - die ..Starofieien‟

- fowie die geifilichen Befihungen alsbald ein. um die gutsherrliche
Gewalt des Klerus und der vornehmen .Herren zu brechen. ..Unfere
Bifchöfe erhalten vierundzwanzigtaufend und die Abte fiebentaufend
Taler." fchrieb er fcherzend an Voltaire. ..fo viel haben die Apoftel nicht
gehabt.“ Die Provinz ward zu befferer Fürforge in kleine Kreife geteilt.
jeder mit einem Landrate an der Spiße. der für ihr Wohl zu arbeiten
hatte. und mit Pofi. Gericht und Sanitätspolizei verfehen.
Wenn irgendwo. fo war hier die Anfiedlung auswärtiger. das heißt
deutfiher Kolonifien angezeigt. zum Wohle der Polen felbft. ..Das befte
Mittel." heißt es in einer Kabinettsorder vom 1. April 1772. ..um diefen
fklavifchen Leuten beffere Begriffe und Sitten beizubringen. wird immer
fein. folche mit der Zeit mit Teutfchen zu melieren.“ Deutfche bäuer-
liche Kolonifien. freie Erbzinsleute. etwa dreizehnhundert Familien. zogen
in das Land und begründeten dort fünfzig neue. deutfche Dörfer. Ebenfo
wanderten 927 Familien. meif'tens Handwerker. in die Städte ein. wo
der Fiskus ihnen fertige Häufer und Werkftätten zur Verfügung ftellte.
„Schneider und Schulter." fchreibt Friedrich. ..find Virtuofen. die in
diefem Lande eifrig gefucht werden.“ Da er den Städten überdies an-
fehnliche ..Retabliffementsgelder“ gewährte. erhoben fie fiäf allmählich aus
Trümmern und Schmutz und nahmen ein reinliches und blühendes Aus-
fehen an. Tuchfabriken und Webereien entftanden in dem bisher der
Großinduftrie gänzlich entbehrenden Gebiete. Auch Handelswege wurden
hergeftellt. Binnen fechzehn Monaten. um den Preis von 640 000 Talern.
ward ein Kanal zur Verbindung von Weichfel und Neße fertig gebaut;
dann regulierte man die Neue. machte ihre und der Weichfel Nebenflüffe
fchiffbar. Taufende von Schiffen und Flößen fuhren nunmehr jahraus
jahrein. mit Vermeidung des noch unabhängigen Danzig. die Nogat hin-
unter auf preußifchen! Gebiete zum Meer. Elbing. mit der Nogat durch
einen Kanal verbunden. wurde Danzigs Nebenbuhler.
Um 29() 000 Seelen foll fich während der Iahre 1772 bis 1786 die
Bevölkerung Preußifch-Polens vermehrt haben; die Staatseinnahmen
aus der Provinz. die übrigens zum großen Teile für diefe felber verwendet
wurden. wuchfen jährlich um Millionen.
An die Stelle der alten Willkür. wo der Starke ungefiraft den
Schwachen unterdrücken durfte. trat eine gerechte. für alle gleiche. weder
nach Rang oder Vermögen noch Bekenntnis fragende. wohl geordnete
Iuftizverwaltung. Der Staat erfüllte wieder feine erfte Pflicht. jeder-
mann in Leben. Befiß. Gefundheit und Ehre zu fchüßen.

Nicht nur auf materiellen. gerade auch auf moralifchen Fortfchritt
legte Friedrich ll. das größte Gewicht. Das Schlemmen am Sonn-
tage. wo. zum Briten der herrfchaftlichen Brennereien und Kneipen. fich
die gefamte Bauernfchaft bis zur Bewußtlofigkeit zu betrinken pflegte.
wurde durch firenge Verordnungen cingefchränkt. fiberhaupt follte die
alte Zuchtlofigkeit und Liederlichkeit. die nur den herrfchenden Klaffen
zugute kam. aufhören. ..Man muß mit den Polen keine Komplimente
maäjen. denn dadurch werden fie nur noch mehr verdorben. fondern
fcharf darauf halten. daß fie denen Ordres gehörig nachleben. ihre
Präfiande zur gefeßlichen Zeit richtig und prompt abführen. und ihnen
nicht die geringfte Rachficht geftatten." Der Geiftlichkeit ward aufge-
tragen. weniger auf den Zeremonienkram und mehr auf die fittliche
Hebung der Bevölkerung hinzuarbeiten. Vor allem follte für den
Unterricht der gefamten Bevölkerung geforgt werden. ..Ihr müßt darauf
fehen." verfügte der König an die weftpreußifchen Behörden. ..daß die
Söhne von denen Bauern ein bischen beffer inftruiert werden; denn
wo das nicht auf eine vernünftige Art gefchieht. fo bleiben folche zu roh
und werden halbwilde Menfchen daraus, Diefes nur ift es. worauf
die Regierung ihre Aufmerkfamkeit zu wenden und darauf fehen muß.
daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule fchicken.
fondern daß fie darin auch gehörig und ordentlich unterrichtet werden.‟
Diefe Kmeten wurden durch Unterweifung überhaupt erft zu Menfchen
gemacht. das Säfulwefen auf dem flachen Lande begründet. ..Es ifi
gerecht." fchrieb Friedrich an Voltaire. ..daß ein Land. das einen Koper-
nikus hervorgebracht hat. nicht länger in der Barbarei jeglicher Art
verfumpfe. in die der Gewalthaber Tyrannei es verfenkt hat." Ein
Schulfonds wurde geftiftet. deutfche und polnifche. katholifche wie evan-
gelifche Lehrer wurden angeftellt. Bald gab es in dem eigentlichen Weft-
preußen fiebenhundertundfünfzig Landfchulen. im Bromberger Bezirke
135. Land und Menfchen gewannen ein anderes Ausfehen. Da der
bisher zu tierifihem Dafein hinabgedrückten Bevölkerung jegliches
Rationalgefühl mangelte - haben doch zwei Jahrzehnte fpäter polnifche
Bauern mit Begeifierung auf Seiten der Ruffen gegen Kosciuszko und
defien adlige Patrioten gefochten --* fo empfand fie. eben mit Ausnahme
der Schlachtzizen. mit Glück und Dankbarkeit die neue. ebenfo fehonungs-
volle wie fegenbringende Herrfchaft.
Die wahre Größe und Bedeutung von Friedrichs Wirken in Weft-
preußen begreift man erfi. wenn man damit das Verfahren der ..auf-

geklärten" und als genial gerühmten Zarin Katharina ll. in deren
von Polen neu erworbenen Provinzen vergleicht. Hier gefchah für die
geknechteten Bauern lediglich nichts; nur töten durfte fie ihr Befiver
nicht mehr ftraflos. Die Starofteien - einundft'iufzig reiche Guter mit
110 357 Bauern - wurden an Günfilinge der Zarin verfchenkt- fo daß
der Staat auch noch die früher daraus gezogenen Abgaben verlor. Zur
Hebung des wirtfchaftlichen Lebens in diefem fogenannten Weißrußland
wurde nach einigen papiernen Neformanfäßen nichts getan. Die ganze
Gunft Katharinas ward dem ohnehin fo bevorzugten Adel zuteilz dem
dic Beherrfchung der „Untertanen" auch fernerhin bliebr und der zum
Glanze der Kaiferin und ihres Hofes durch prächtigen Aufwand und per-
fönliche Huldigung beitragen follte, Welchi Gegenfaß zu dem nüäzternen
und doch weitblickend fyfiematifchenz auf die Entwickelung des ganzen
Volkes und Landes abzielendenz völlig von der Perfon des Herrfchers
abfehenden und nur auf das Befie der Regierten gerichteten Verfahren
des großen Friedrich!

Die befruchtenden und kultivierenden Wirkungen des Deutfchtums
und der preußifchen Verwaltung auf die ehemals polnifchen Teile des
Staates haben fortgedauert bis auf die Gegenwart. Aber gerade Wohl-
ftandz Bildung und bürgerliche Freiheitz die die polnifchen Preußen
dem neuen Vaterlande verdankenz haben bei ihnen nationalesz anti-
deutfches Denken und Empfinden erwachfen laffen. Und fo befinden fie
fich mit dem Staatez in dem fie lebenz nicht mehr in demfelben freundlichen
Verhältnifiez wie einfi jene dem Staate Friedrich des Großen ange-
gliederten Wefipreußen, die erften Polen unter preußifcher Herrfchaft.

ll, M
Mit dem Tode Saskias. nach der Ausftellung feines Meifterwerkes
gingen Rembrandts gute Zeiten zu Ende. Er muß damals 36 bis
38 Iahre alt gewefen fein. Einen Namen hatte er fich gefchaffen und
eines großen Rufes erfreute fich der Künftler auch. aber von nun an
wird feine Laufbahn trübe. Enttäufchung. Sorge und Pein ftürmen
auf den Meifter ein. Vielleicht wäre es nicht das größte übel für ihn
gewefen. hätte er mit Saskia Hand in Hand in das Reich des Todes
eingehen können. Viel. unendlich viel hätte die Welt verloren. aber dem
Menfchen Rembrandt wären viel böfe Tage erfpart geblieben. vor deren
Wucht ihn auch die angeftrengtefte Arbeit nicht fchüßen konnte.
Er hatte das nicht unbeträchtliche Vermögen Saskias als Ver-
mögensverwalter feines unmündigen Sohnes Titus in die Hände be-
kommen. aber in feiner freien und leiäjten Art kümmerte er fich nicht
um die legale Seite der Frage. Nicht einmal ein Inventar des Ver-
mögens fiellte er auf. und gerade diefe Unterlaffung follte ihm in fpäteren
Tagen unendliche Mühe machen. Ia. fie war die Veranlaffung. daß
das Vermögen endlich einigen Herrfchaften in die Hände fiel. die mit
dem Buchftaben des Gefeßes beffer zu fpielen wußten. als der leichtlebige
Künfiler.
Mögen ihn damals aber auch die verfchiedenften Angelegenheiten
befchäftigt haben. das Eine konnte er fich nicht länger verhehlen. er
war im Begriff. die Gunft der Maffe zu verlieren. Vielleicht geizten
die Bürger in den fchweren Kriegszeiten mit ihrem Geld; wahrfcheinlia.
aber lag es daran. daß fich fein Ruf immer mehr verfchlechterte. Die
nüchternen. langweiligen Philifter. die den Kern der Amfterdamer Ge-
fellfchaft bildeten. konnten fich mit einem Mann von leidenfchaft-
lichem Temperament und dem offenen Auge für künftlerifche Wir-
kungen. wie es Rembrandt zu eigen war. nie befreunden. Noäf blieb
der Statthalter fein Gönner. ja er befiellte bei ihm die ..Befchneidung"
und die ..Anbetung der Hirten". Auch kamen Schüler aus Holland und

dem Auslande zu ihm. aber das große Publikum hielt fich fern. Er hatte
ja auch Freunde. die ihm nach Möglichkeit halfen und ihm mit Rat und
Tat halfen. aber ihm konnte nicht mehr geholfen werden. denn in künft-
lerifche Fragen ließ er fich durchaus nicht dreinreden und wies alle
in leidenfchaftlichem Zorn von fich; das Geld floß unter feinen Händen
fort. nicht zuleht durch feine große Gutmütigkeit: Rembrandt van Ryn
hat nie einem Bittenden fein Ohr verfchloffen.
Es ift nicht leicht. dem Lebensgang des Künfilers nach Saskias
Tod genau zu folgen. Sicher ift nur. daß fich die äußeren Säfwierig-
keiten immer mehr häuften. während die Kunft des großen Meifters
höchfter Vollendung entgegenreifte.
Gegen 1649 hat er dann die Bekanntfchaft mit Hendrickje Stoffels
gemaazt, Kleinliche und philiftröfe Biographen haben das Bild diefer
Frau. die mit dem Künftler bis zu ihrem Tode. alfo faft 13 Jahre. zu-
fammcnlebte. verzerrt und befchmußt. ..Sie war doch nur die Geliebte!“
Ja. einige haben fich veranlaßt gefehen. zu beweifen. daß Rembrandt
feine Hendrickje geheiratet habe. Aber die weitgehende Konzeffion. die
man hiermit dem Moralgefühl des Duraffchnitts gemacht hat. diirfte
einer Unterfuchung kaum ftandhalten. Für uns fteht fefi. daß Hendrickje
Stoffels zu ihm in den Tagen des größten Leidens kam. und daß fie ihm
eine liebevolle. treue Gefährtin war bis zu ihrem frühen Tode. Zwei
Kinder fchenkte fie ihm. die aber wohl fchon jung geftorben find. Eine
merkwürdige Tatfache ift es. daß fie fich befonders gut mit Titus Rem-
brandt zu fiellen wußte. der dann fpäter mit ihr gemeinfam ein kleines
Kainfigefchäft eröffnete.
Als Hendrickje zu Rembrandt kam. war es ihm unmöglich geworden.
die Ratenzahlungen fiir fein Haus in der Joden Bree Straat regel-
mäßig innezuhalten. und fchon ein Jahr darauf mußte er beginnen. fein
Eigentum zu veräußern. Er redete fich felbft wohl nur ein. auf diefe
Weife über die böfen Jahre hinwegkommen zu können.
Und dann - nach drei weiteren Jahren - fing er an Geld zu
bergen.
Fiir Titus wurde 1656 ein neuer Vormund eingefeßt. dem der
Vater den Reft des kleinen Vermögens übergab. Rembrandt wurde
bankrott erklärt. Das wenige. was ihm noch außer feinen Kunftfchähen
geblieben war. brachte man fchnell an den Mann. Und felbf't als
feine geliebten Sammlungen unter den Hammer kamen. waren
5000 Gulden das ganze Ergebnis. Bald wurden auch feine eigenen

Bilder ausgeboten; aber alles half nichts. Bis Hendrickje und Titus
1660 den fchwachen Verfuch machten ein kleines Ladengefchäft zu führen.
um fo wenigftens etwas Geld für den gemeinfchaftlichen Haushalt
zu verdienen.
Für eine Weile fajien die Krifis überftanden. befonders
als ein Freund dem Meifter den Auftrag verfchaffte. die ..Syndici
der Tuchmachergilde“ zu malen. Das wunderbare Werk fchließt wohl
die Reihe der großen Meifierwerke ab. denn nun begann die Kraft von
Rembrandts Augen nachzulaffen. Um zu verfiehen. was diefe entfes-
liche Katafkrophe herbeigeführt hat. müffen wir einen Augenblick an die
wundervollen Radierungen denken. die der Meifier von 1628 bis 1661
gefchaffen hat. Seine Zeichnungen. von denen fich Taufende vor-
gefunden haben. waren vielleiäjt nicht von fo unheilvollem Einfluß auf
feine Sehkraft. Aber die 200 Radierungen. die wir ihm zufchreiben
können. müffen feinen Augen furchtbar mitgefpielt haben. Wir dürfen
uns daher nicht wundern. daß den Meifter an der Schwelle des Greifen-
alters. zermürbt und zerfchlagen von Kummer und Not. diefes neue.
furchtbarf'te Unglück befiel.
Aber noch immer hatte das unerbittliche Schickfal dem Großen
nicht genug angetan. Noch eines konnte ihm ja genommen werden. Ein
Iahr. nachdem die nimmer müden Augen angefangen hatten. den Dienfi
zu verfagen. fiarb Hendrickje. In der Berliner Galerie fehen wir
ihre freundlichen. gütigen Züge von des geliebten Meifters Hand ver-
ewigt. Und uns befchleicht ein warmes. freundfchaftliihes Gefühl für
die Gute. das uns die Frage. ob die Kirche den Bund der beiden ge-
fegnet hat. recht kleinlich erfcheinen läßt.
Noch fieben Iahre follte der Unglückliche warten. bis auch er den
Frieden finden follte. Einige begeifterte Bewunderer unter der Ingend.
ein paar alte Freunde. die ihm auch im Elend treu geblieben waren.
verfuchten alles. um den Lebensabend des verehrten Meifiers möglichfk
freundlich zu gefialten. Aber der Riefe war fiech und müde geworden.
untätig wartete er in feinem traurigen Heim an der Lauriergracht auf
den erlöfenden Tod.
Beuteluftige Advokaten nahmen ihm das Letzte. Die einen iin
Auftrage der Gläubiger. die andern noch immer in der Streitfrage um
Saskias Erbe. Erft 1665 erhielt Titus durch eine gerichtliche Ent-
fcheidung den kleinen Ref't feines Vermögens. den das Gefeß in feiner
Weisheit fo lange mit Befchlag belegt hatte.

Ein kümmerlicher Sonnenftrahl im Leben des Greifes war noch die
Heirat des 27jährigen Sohnes mit Magdellena. feiner Coufine, Aber
auch die Freude follte nur von ganz kurzer Dauer fein. Schon im Sep-
tember 1668 ftarb der junge Ehemann. ohne die Geburt feines Töchter-
chens. die einige Monate fpäter erfolgte. zu erleben.
Aber nun hatten die Unfterbliäjen über den Meifter alles verhängt.
was Menfchen tragen können - reftlos hatten fie dem Unglücklichen
ihre furchtbare Macht gezeigt; er war gebrochen an Leib und Seele. war
in Elend und Verzweiflung. Vielleicht erhob fich auch in jenen höchiten
Höhen. wo Menfchenfchiäfale gefchmiedet werden. die Stimme des Mit-
leids für den großen Künftler. Die müden Augen fihloffen fich für
immer. Rembrandt van Nyn war erlöft. von einem furchtbaren. ja uner-
träglich gewordenen Leben. Am 8. Oktober 1669 trugen fie ihn zu Grabe
und. wie uns zeitgenöffifche Urkunden überliefern: Mehr als 13 Gulden
hat man nicht verwenden können für die letzte Ruheftätte eines der
größten Maler. die die Welt je gefehen hat.
Gewiß. viel von feinem Elend hat Rembrandt felbft verfchuldet.
aber die Buße. die ihm auferlegt wurde. war größer. als alle feine
Sünden es fein konnten.
Fünf- oder fechshundert Gemälde. deren Echtheit unzweifelhaft
ift. find der Menfchheit erhalten; dazu noch der große Schaß feiner
Nadierungen und Zeichnungen. Seine Züge find uns wohlbekannt durch
die große Anzahl feiner Selbfiporträts. die fich in vielen Galerien der
alten und neuen Welt finden.
Auch Saskias Bild eriftiert in mehreren Ausführungen. Die treue
Hendrictje wird unoergefien bleiben. Des Meifters Werk ift verteilt
auf der ganzen Erde. Faft in allen öffentlichen und auch in mehreren
privaten Sammlungen können wir Bilder von feiner Hand bewundern.
Seine Kunft ift eingezogen in alle Länder. Wir wiffen ja nun den
Grund dafür. daß er eine Zeitlang unverftanden. unbeliebt blieb: er war
feiner Zeit gar zu fehr voraus geeilt. einer Periode. in der die liebens-
würdige Detailmalerei feiner Zeitgenoffen ihn bei der Maffe zurück-
drängen mußte. einer Epoche. der feine gewaltige Geftaltungskraft zu
urwüchfig war,
Aber heute. wo ihn die Stimme der Menfchheit nicht mehr er-
reichen kann. heute fieht er für uns hoch. aua) über den Größten feiner
Zeit - Titian und Velasquez zur Seite.
er .c -te

Iofef Jfraels: Rembra'ndts Bilder.
Mir ift's. als fäße ich mit lieben Freunden beim fe|lichen Mahl.,
Und es kommt nun die Reihe an mich. über den Großen zu fprechen. Viele
der Gäfke haben fchon ihren Empfindungen Ausdruck verliehen und
nun drängt*s auch mich. mein Säferflein zum Ruhm des Meiflers bei-
zutragen. Und ich klopfe an mein Glas und fpreche: - was mein Herz
mir eben eingibt. Es ift kein wichtiger. vielleicht nicht einmal ein in-
tereffanter Beitrag. den ich da liefere; aber warum foll ich nicht auch
meine Stimme zu Ehren unferes großen Meifters erheben. Mag doch
der große Schatz der Nembrandtliteratur um eine kleine Skizze ver-
mehrt werden!
l.
Es i| fchon recht lange her. daß ich als junger Kunftbeflifiener nach
Amfierdam kam. um unter der Leitung des berühmten Porträtifien Krnfe-
man meine erfien künftlerifchen Studien zu machen. Voll ehrlichfter
Bewunderung blickte ich zu den Bildniffen hervorragender Perf'önlich-
keiten auf. an denen Krufeman damals arbeitete. Die feinen Fleifch-
töne. die überaus zarte Ausführung aller kofiümlichen Details. die male-
rifche Wirkung. die mein Lehrer durch einen dunklen Hintergrund aus
rotem Samt zu erzielen wußte. all das machte ziemlichen Eindruck auf
mich. Aber als ich eines Tages um die Erlaubnis bat. einige Bilder
kopieren zu dürfen. fchlug mir's der Maler rundweg ab.
Nein. meinte er. wenn Sie kopieren wollen. dann gehen Sie ins
Trippenhuis-Mufeun1.*)
Ich wagte damals nicht. den Geftrengen meine bittere Enttäufchung
merken zu laffeu. Ich war ja gerade erft vom Lande gekommen und
die Kunft der alten Meifler war mir noch ein Buch mit fieben Siegeln.
An den einfachen. altmodifchen Landfchaften und Szenen. an denen die
Leute fich fo begeifterten. konnte ich durchaus nichts Schönes finden,
Für mein ungefchultes Auge waren die Ausftellungen der ..Gefellfchaft
moderner holländifcher Maler“ unendlich viel fchöner.
Dabei hatte i>f ficher kein geringeres kiinfilerifches Empfinden als
meine Studiengenoffenz aber noch fehlte mir Erfahrung und Übung
in der Betrachtung wirklicher Kunf'twerke - Dinge. die gerade zum

*') Im Trippenhuis hingen die Werke alter Meifier. die fich jeßt
im Rijksmufeum finden.

Verfiändnis der eigenartigen. durchaus künftlerifchen Eigenfchaften der
*alten Niederländer von allergrößter Wichtigkeit find. Ich behaupte. daß
es auch für einen fehr intelligenten Menfchen ganz unmöglich ift. die
altniederländifche Kunft zu würdigen oder auch nur Genuß davon zu
haben. folange man fich nicht ganz vertraut damit gemacht hat. d. h.
folange man nicht vollftändig darin aufgegangen ifi. Die Fähigkeit. den
wirklichen Charakter künfilerifcher Offenbarungen mitzufühlen. muß
durchaus erzogen werden.
Es hat mir recht lange an Mut gefehlt. jenes Allerheiligfie. mit
Farben und Pinfel bewaffnet. zu betreten. Ein ziemlich langes Studium
im Freien und im Atelier. angefkrengtes Akt- und Stilllebenzeichnen war
dem vorangegangen. Dann erft fing es an bei mir zu dämmern.
Das Verftändnis für die Tatfache. daß das Wefentliche in der
Kunft nicht in glatter Zeichnung und genauefter Farbengebuug befieht.
flieg jest in mir auf. Ich merkte. daß ich mia) vielmehr mit der richtigen
Wertung von Licht und Farbe. mit der Geftaltung und Bewegung von
Wefen und Dingen zu befchäftigen habe.
Und als ich das erkannt hatte. betrat ich freudig das alte
„Trippenhuis". Und die Schönheit. die Wahrheit der alten Meifier
wurden mir täglich vertrauter. Ich fah. wie durch die Art der Behand-
lung ihre einfachen Sujets reicher wurden und voll Gedankentiefe.
Diefe Meifier waren durchaus geniale Naturen. mag auch die Mit-
welt diefe Wahrheit verkannt oder zu fpät eingefehen haben.
Bei meinem befchränkten Kunftverfländnis wählte ich als erfies
Objekt zum Kopieren einen kleinen Gerard Don. einen Einfiedler. Ich
begriff nicht. daß das kleine Bild Eigenfchaften aufwies. die ich vor-
läufig noch nicht wiedergeben konnte. Immer von neuem feste ich mich
an die Arbeit. doch die zähe Farbe wollte mir durchaus nicht gehoräjen.
- Dann ging ich mit etwas mehr Erfolg an einen Kopf von Van
der Helft.
Aber endlich hielt ich vor einem der Männerköpfe aus Rembrandts
..Syndici der Tuchmachergilde“. Der Manu in der linken Ecke. mit dem
grauen feidenen Haar unter dem fteifen Hut. hatte es mir angetan. Es
lag etwas in der Schönheit des Bildes. das ich glaubte begreifen. ja
vielleicht wiedergeben zu können. Dabei fah ich ganz deutlich. daß die
Technik des Gemäldes durchaus abweichend war von allem. woran ich
mich bis dahin verfucht hatte. Aber der brennende Wunfch. gerade
diefe breite Art wiederzugeben. ließ mich nicht mehr los. und ich feste mich

fleißig an die Arbeit. Heute weiß ich nicht mehr. wie die Kopie aus-
fah; ich erinnere mich nur. daß fie jahrelang in meinem Atelier hing.
Auf diefe Weife verfuchte ich der Farbengebung und der Teäfnik
der einzelnen Künftler näher zu kommen. bis die Schönheiten der ..Nacht-
wache" und der ..Syndici“ miä) fo erfüllten. daß für alles. was nicht
von der Hand des Gewaltigf'ten. von der Rembrandts. ftammte. mein
Intereffe erlofchen war. Nur bei ihm fand ich jenen großen. freien
Zug. der allen anderen fehlte und der befonders im Atelier meines Meifiers
aufs firengf'ce verpönt war. Und wenn auch Frans Hals' kühne Pinfel-
führung einen tieferen Eindruck auf mich machte. als die Art anderer
Meifter. fo verblaßte auch das gegen Rembrandts unvergleichliche
Farbenwirkungen.
Und dann. wenn ich mich fatt gefehen hatte an feinen Bildern. dann
ging ich hinunter ins Kupferfiichkabinett. zu feinen wundervollen Ra-
dierungen. Da faß ich dann fiundenlang in dem kleinen freundlichen
Raum vor dem großen grünen Tifch. Die Mappe mit jenen zweihundert-
undvierzig Meifterblättern lag vor mir. und wenn ich den Kopf hob.
blickten die Augen in einen friedlichen Garten. In meinem Eifer brachte
ich die koftbaren Blätter manchmal arg durcheinander. und dann um-
kreif'te mich der Hüter diefer Säfäße ängftlich und bat mich flehentlich.
doch ja recht vorfichtig zu fein.
In Rembrandt nicht nur den gewaltigen Schöpfer der „Nachtwache“.
fondern auch einen Meifier der Radierung kennen zu lernen. das erfüllte
mich mit einem fteigenden Gefühl von Bewunderung. Daß die Hand.
die die mächtigen Geftalten feiner Gemälde fchuf. auch in allen Künften
der Nadel Meifterhaftes hervorbringen konnte. das konnte ich lange
Zeit ni>ft faffen.
Dabei war es nicht feine wunderbare Technik. die mich fo feffelte.
Das war vielmehr feine ungeheure Geftaltungskraft. das eigentümliche
Spiel von Licht und Schatten - die geradezu naive Art der Figuren-
behandlung. Des Künftlers Seele offenbarte fich nicht nur in der Wahl
des Sujets. fondern fie drückte fich in jedem Detail aus. verriet fiäf
in jeder zarteften Linie.
Die Amfterdamer Sammlung enthält viele biblifche Darfiellungen.
Und trotz ihres Anachronismus zeugen diefe Blätter von einer eminent
künftlerifehen Phantafie. Die Auffaffung ift fo durchaus originell. zeugt
gleichzeitig von einer derartigen Gedankentiefe. daß andere Stiche. fo
fihön fie auch fein mögen. daneben akademifch und pofiert fcheinen.

Unter den Blättern fallen einige ausgezeichnete. lebendige Köpfe auf. Bildniffe von Rembrandts Freunden. fowie auch mehrere Selbft-porträts; wenn man aber das kleine Porträt feiner Mutter in die Hand nimmt. dann fchiebt man die Mappe wohl einen Augenbli> zurück und legt die .Hand über die Augen. um fich der Tränen zu erwehren. Ein zarteres Blatt als diefe kleine Radierung diirfte kaum zu finden fein. Aus jeder Linie. jedem zarteften Strich fpricht das verftändnisvolle. liebe Bild der alten Mutter. Da ift kein Schatten zu viel und eine fort-gelaffene Linie würde die Harmonie des kleinen Meifterwerkes ftören. Der berühmte japanifche Maler Hokufai wünfchte fich den Tag zu erleben. an dem er mit jeder Bleiftiftlinie Lebendes lebendig wiedergeben konnte. Und das hat der 24 jährige Rembrandt in dem Porträt feiner Mutter. einer feiner friiheften Radierungen. voll und ganz erreicht.
Ich blättere weiter in der Mappe und mein Blick fällt auf die wundervollen Gefialtender jüdifchen Bettler. Solche Typen gab es zu .Hunderten im Amfterdam jener Tage und für Rembrandts Künftlerauge mußten fie eine große Anziehungskraft bilden. Man möchte fie nicht für Bettler halten. denn des Meifters Hand hat all den Glanz und die Wärme iiber fie ausgebreitet. mit denen feine Künftlernatur alles be-firahlte. worauf fein Auge fiel.
Wenn ich dann müde war vom Schauen. fchlenderte ich durch die Stadt. und da fah ich dann diefelben Leute wieder. die ich aus den Ra-dierungen fo gut kannte. Überall. in Hoogfiraat. in der Iodenbreeftraat. wo ich einige Schritte von der Stätte wohnte. an der Rembrandt fo lange gewirkt hat. überall traf ich diefelbe malerifäje Menge. fah ich die fcharf-gefchnittenen graubärtigen Köpfe der Juden. die rothaarigen Weiber. Fäfier voll Fifche. Obfi und allem möglichen Zeug. im Hintergrund die alten Häufer. und drüber wölbte fiä) Rembrandts Himmel und alles ift wieder. wie es damals war - ein echter Rembrandt. Seit jenen Studientagen hat fich ja viel geändert. aber auch heute noch ftoße ich auf Schritt und Tritt auf Rembrandts Farben. auf feine Geftalten.
Damals fand ich aber noch eine dritte Ausdrucksform Rembrandtf cher Kunft in feinen Zeichnungen. Mir. der ich damals als Anfänger felbft noch auf der Suche nach einer künfilerifchen Ausdrucksform im Dunkeln tappte. mir waren diefe Zeichnungen damals noch ein Rätfel; fie boten mir aber doch fchon eine Menge Anregungen.
Es war weniger Leben drin als in den radierten Blättern und es dauerte daher eine ganze Weile. bis ia) zum völligen Verftändnis ge-

langtez aber dann begriff ich. wovon im auch heute nos) feft überzeugt
bin. daß nämlich der Meifter nie zeichnete. um die Blätter nachher aus-
zufiellen. noch aus Vergnügen an der fchönen Linie. und dann lernte ich
auch die Bedeutung der Skizzen verfiehen. Das. was da vor mir lag.
waren Verkörperungen der tieffien Empfindungen des Künfilersz Offen-
barungen feines überfchießenden Talentes. Mit leichter Hand warf er
fie aufs Papier; diefelbe Hand. die jene unfierblichen Meifterwerke
des Mufeums gefchaffen hatte. reagierte hier auf das leifefte Vibrieren
der Seele. Solange ich flüchtig in den Skizzen blätterte. fah ich nichts
als ein Durcheinander von Strichen. Flecken. Kleren. ein Konglomerat
von willkürlich hingeworfenen Linien. Aber wenn ich mich dann ver-
tiefte in ein oder das andere Blatt. dann hatte jeder Strich feine Be-
rechtigung. und alles war hingefetzt in genialer Berechnung des Lichter-
fpieles. Ebenfo erfüllt von tiefftem künftlerifchen Verftändnis wie die ein-
fachften Skizzenblätter find auch größere. figuren- und ftaffagereiche Blätter.
Einer meiner Freunde hielt uns einmal einen kleinen Vortrag über
Kunft und legte uns bei der Gelegenheit eine Anzahl von Handzeich-
nungen alter und damals bekanntgewordener moderner Meifter vor.
Unter den Blättern war auch eine Skizze von Rembrandt. und es war
fehr intereffant zu beobachten. wie das Blatt in der Sammlung wirkte.
Die Szene. die da auf dem kleinen fleckigen Stück Papier wiedergegeben
war. war fo einfach. fo edel aufgebaut und ausgeführt. mit ein paar
Strichen fefigehalten. daß alle anderen Zeichnungen fäfülerhaft daneben aus-
fahen. Hier war eben der Meifter. der turmhoch über allen anderen ftand.
So konnte Rembrandt mit Pinfel. Bleiftift und Nadel mir er-
zählen. konnte er alte. ewig junge Motive vor mir aufbauen. Aus
Himmel und Erde. aus den großen Helden der Legende und aus den
fchmußigen Bettlern irgend eines Amflerdamer Winkels. aus allem
entfprangen feine Zeichnungen. Mit welcher Einfachheit hat er Löwen
und Elefanten gezeichnet! Und wenn keiner feiner Zeitgenofien es wagen
durfte einen weiblichen Akt wirklich nach der Natur zu zeichnen. fo fiel
es Rembrandt mit feinen warmen. lebendigen Fleifchtönen nie ein. einen
Akt anders wiederzugeben. als er ihn vor fich fah. Er wollte ja keine
Venus. keine Diana und keine Juno. Er holte fich die nächfte Wafch-
frau in fein Atelier. feßte fie auf den Modellfiuhl. und was er dann
malte. war warmes pulfierendes Leben.
Dabei ift feine Art zu zeichnen fo wunderbar. daß man fich nicht
fattfehen kann, Es fteckt ja fo viel Lebensfreude. eine fo impulfive

alles niederreißende Kraft in feiner Kunft. daß der Gedanke an plan-
mäßiges. akademifches Studium gar nicht aufkommen kann.

II.

Und wie fiehe ich nun heute zu Rembrandt? Heute. nach fo
vielen Jahren? -

Kommen Sie. wir wollen uns zufammen jenes Bild betrachten. in
dem feine Kunft am gewaltigften zu uns fpricht - kommen Sie zur
„Nachtwache“. Hier im Rembrandtzimmer des Rijksmufeums hängt
das Bild. Und nun fehen wir uns mit dem Rüäen gegen das Licht. um
das ganze Gemälde beffer überfehen zu können.

Was uns zuerft ftußig macht. find die großen Maffen von Licht und
Schatten. die das Bild in eine Flut von Farbenharmonie tauchen. Dann
treten zwei Männer aus der großen Gruppe heraus. Der eine ift dunkel
gekleidet. der andere in feftliches Weiß. Das ifi ganz Rembrandt. der
nicht davor zurückfchreckt. das Licht in fo kühnem Kontraft gegen das
Dunkle zu ftellen. Um einen Ubergang zwifchen beiden zu finden. läßt
der Meifter den Dunklen die Hand in die Höhe heben. als ob er irgend
wohin deute. Und durch diefe Bewegung fällt auf den Genoffen in
Weiß ein mildernder Safatten. Des Malers große Kunft hat fo noch
einen Ausweg gefunden. wo gewöhnliche Sterbliche fchon längfi am
Ende ihrer Weisheit angelangt wären.

Da ftehen die beiden Leute. augenfcheinlich die Führer der ganzen
Schar. in angeregtefiem Gefpräch verfunken.

Als aber der Meifter alles auf der Leinwand hatte. was hinauf-
kommen follte. da mag er fich wohl kopffchüttelnd vor fein Werk hin-
geftellt haben. -

Die beiden Hauptleute da traten doch noch nicht deutlich genug
aus der übrigen Menge hervor. Und er griff noch einmal zur Palette
und mit ein paar mäajtigen Pinfelftrichen änderte er die Figuren. Hier
ein wenig mehr Tiefe. dort ein fchärferes Licht. Mit allen Mitteln gab er der
Gruppe mehr Tiefe und Ausdruck. Und dann trat er befriedigt zurück.

Auf die Porträtähnlichkeit feiner Auftraggeber hat er wohl kein
großes Gewicht gelegt; man wird ihm den Mangel an minutiöfer Aus-
führung ja wohl auch vorgeworfen haben. Aber was kümmerte ihn das!
Er wollte. daß die Menfchen auf der Leinwand leben. daß fie atmen
und fich bewegen. Und wie ift es ihm gelungen! Von den Feder-
büfchen auf den Schlapphüten bis zu den Fußfohlen. das ift alles Leben.

I

zitterndes Leben. Was find das für ausdructsvolle. energifche Köpfe!
Ihre Koftüme. der Dolch. die Stiefel des weißen Hauptmanns. alles.
alles zeugt von der wunderbaren Geftaltungskraft des Meifters. Und
fehen Sie den Schwarzen da. mit dem roten Band mit Handfchuhen und
Stock? Er fällt einem überhaupt nicht auf. fo einfach. lebenswahr fteht er
da. Jch habe nie ein Bild gefehen. das die malerifche Eigenart jener
Tage fo lebendig wiedergibt. wie fie fich hier in den beiden ausdrückt. die
da auf dem riefigen Gemälde fo ruhig auf und ab gehen.
Jeßt fehen Sie doch rechts den Trommler. wie ihm vor Anfirengung
der Schweiß übers Geficht läuft. Der pockennarbige Kerl mit dem
fchäbigen Hut ift doch ein echter Falfiaff. Die gefchwollene Nafe. die
dicken Lippen. jedes Detail ift mit jener künftlerifchen Freiheit ausgeführt.
die Rembrandts Werk fo fehr charakterifiert. Sieht der Kerl nicht aus.
als ob er anstrommeln wollte: Seht mich an! Ich bin ein Meifter-
werk des Großen. den die Welt Rembrandt nennt!
übrigens - gerade wenn man diefe Figur betrachtet. verfteht man
vielleicht die berüchtigte Bemerkung. die Gerard de Laireffe in feinem
Malerbuch macht; ..Auf Rembrandts Gemälden läuft die Farbe wie
Schmuß herunter." So kann nur philiftröfe Engherzigkeit fprechen. Und
damit ifi das Genie noch immer in Konflikt geraten.
Aber jetzt fchauen Sie einmal in die E>e. links. Sehen Sie den
fiattlichen Kriegersmann. ganz in Rot? Bei feiner infiinktiven Emp-
findung für Lichtwirkungen brauchte fich Rembrandt nicht fürchten. eine
Geftalt ganz in Rot zu bringen. Er wußte. daß das Spiel von Licht und
Schatten auf einer Farbe ihn wirkfam unterftüßen würde. Hier in
diefem Fall geht ein Teil des leuchtenden Rot in eine wundervolle weiche
Schattierung über. die die Figur mit dem Graugrün der anderen herrlich
harmonieren läßt. Übrigens ift auch der Rote auf jene meifterhafte
Art ausgeführt. von der ich oben fprach. Schauen Sie ihn nur auf-
merkfam an! Sieht er nicht aus. als ob er gleich heraustreten wird
aus dem Rahmen? Dabei möchte man glauben. daß der ganze Kerl
mit einem mächtigen Pinfelftrich auf die Leinwand gebracht ift. Sehen
Sie nur. wie die Hand das Gewehr hält - wie realiftifch die Schatten
auf Hut und Wams. Er fieht da wie ein ganzer Kerl. lebendig. voller
Bewegung und übergofien von reicher Farbenpracht.
Aber wohin wir bei diefem Bild auch blicken. wir fioßen immer
wieder auf etwas befonders Bemerkenswertes. Was fteckt doch in dem
Hellebardier für Leben. der da über feine Säfulter fchaut; und in dem

Mann, hinter dem weißen Offizierf der fein Gewehr unterfucht. Haben
Sie fich einmal den wunderbaren lachenden Jungen mit dem grauen
Hut angefehenz wie der gegen den dunklen Hintergrund geftellt ifi?
llnd die Säulel die dem Mann mit dem Helm als Hintergrund dienen
follz fügt fich dem Ganzen durch und durch harmonifch an.
Da ifi doch übrigens noch etwas ganz Merkwürdiges. Was macht
denn das kleine Mädel unter all den Männern?
über die Bedeutung diefer Figur haben fich fchon unzählige Kri-
tiker den Kopf zerbrochen. Aber wenn fie Rembrandt felbfi fragen
könnten- ich glaube- der würde ihnen lachend antworten:
Ia feht ihr denn nichy daß ich das Mädel als Brennpunkt
brauchte für das Li>)t- als Kontrafi zu all den dunklem firengen Linien!?
Die Wirkung des Ganzen zu erhöhen- das ift der Zweck aller Details-
von dem Fahnenträger da hinten am bis zu dem laufenden Hund. Da
i| in dem ganzen Gemälde auch nicht ein Zoll- der nicht von einem
ganz großen Talent zeugen würde. „Schneider mir ein Stück aus einem
Bild heraus und ich werde euch fagenl ob es von einem Künfiler im"
das kann man hier mit Erfolg verfuchen.
Wollen Sie mich jetzt noäz ein Stück weiter begleiten? Nur hierherx
zu den „SyndiciE diefem großzügigen einfachen Bilde, das fo ganz
anders ifi als die „Nachtwache". Hier i| alles Ruhe und Würde. Das
Gemälde i| ein fprechender Beweis für Rembrandts große Kunfif die
Seele des einzelnen im Ausdruck feines Gefichtes widerzufpiegeln. Da
fißen die braven holländifchen Handelsherren in feierlicher Verfammlung;
beraten fich über den Handelf und ihre Bücher liegen vor ihnen. Der
Meifter hat ja alle diefe Köpfe fo wundervoll lebenswahr fefigehalten- daß
fie uns im Laufe der Jahre zu guten alten Freunden geworden find; fat zu
wirklichen Freundeny wenn fie auch jahrhundertelang vor uns gelebt haben.
Wie gut kenne ich den Mann- da linksz der die Hand auf die
Stuhllehne legt. Mit [einen weichen grauen Haaren- die über die runz-
[ige Stirn fallen. Eine unendliche Mannigfaltigkeit liegt in den Fleifch-
tönen des Gefichtsz das halb vom vollen Licht getroffen- halb vom
Schatten verhüllt wird. Und die Übergänge in Grünl Rott Grau* und
Gelb find in einer Weife aufgefeßtf die uns vor Bewunderung verfiummen
läßt. Auch die Art- wie er fich vom Hintergrund abhebtf ifi hervorragend
gedacht; aber fehen Sie doch nur- wie der Mann felbft voller Leben
dafißt- mit welchem Verfländnis diefe Augen blicken. Das ift etwas Ein-
ziges- etwas was Rembrandt felbfi nie mehr übertroffen hat,

Aber fo find auch die anderen Gefialten des Bildes: der Mann. der fich über den Tifch lehnt. fein Nachbar vor dem Buihz und endlich der fünfte rechts. mit dem Diener hinter fich - einer wie der andere fiehen fie da. voll Licht und Leben.
Aber auch den Hintergrund konnte nur Rembrandt mit feinem Verfiändnis für Linienverteilung entwerfen. Wand und Paneele fiehen fo da. daß man fie fich anders gar nicht vorftellen kann. Und auch diefes Detail muß fich norh dem warmen Rot der Tifchdecke unterordnen. das dem Bild eine befondere Tiefe verleiht.
Ich weiß nicht. ob das Gemälde bei den Zeitgenoffen des Meifiers großes Auffehen erregt hat. Für uns. die wir doch die Kunft der großen Italiener. Deutfchen und Spanier kennen. für uns bildet das Werk den Gipfel der Porträtkunfi.
Als ich verfunken im Zauber der Kunft des Velasquez in Madrid weilte. fchlenderte ich eines Tages mit meinen Bekannten dura) die breiten Straßen der Hauptftadt. Vor einem großen. malerifchen Ge-bäude lenkte ein auffallendes Plakat unfere Aufmerkfamkeit auf fich. Da drin waren Werke moderner Spanier ausgefiellt. Neugierig traten wir ein und fanden bald. daß auch unter den Modernen in diefem Lande klafiifcher Kunft viele ftrebfame. talentvolle Künftler waren. die fich ihrer Kunft mit Begeifierung und Andacht weihten. Und wie wir fo durch die Säle gingen. hielten wir plößlich an. Es war uns. als hätte uns ein guter Geifi in die Heimat zurückgeführt. Vor uns hing eine gute Kopie der ..Syn-dici". die ein junger Spanier in Amfierdam gemalt hatte. - Ich weiß niäft. ob es Nationalftolz war oder Überzeugung. Jedenfalls fprach aus jener Kopie ein Geift der Einfachheit. des tiefften Verfiändniffes für die Art und die Würde der Menfchheit. wie wir ihn in all den Meifierwerken des Prado nicht gefunden hatten.
Ia. diefes Bild fchlägt felbft feine holländifchen Brüder. Neben dem fieht Van der Helft oberflächlich. Frans Hals unfertig aus. Ein folch tiefes Eindringen in den Menfchen. dabei eine fo fichere ungezwun-gene Art der Bewegung - das gibt es nicht noch einmal.
Diefe Leute hier auf der Leinwand leben nun fäfon feit Iahr-hunderten. und fie werden uns alle überleben. Und der Mann. der dies Meifterftück fchuf. war nichts als ein einfacher. kämpfender Menfch. der in einem dunklen Winkel jener Stadt lebte. die kürzlich die 300. Wieder-kehr feines Geburtstages mit vielem Pomp feierte.

[Il.
Aber hier ifi nicht der Ort. traurigen Gedanken nachzuhängen.
Wir dürfen nicht an die Lebensgefchichte des Mannes denken. deffen
Namen heute die Erde preifk und deffen Ruhm fie in alle Wolken hebt.
Es gibt eine andere. beffere Art den Meifier zu ehren. den die Welt feit
Jahrhunderten fiaunend bewundert. Heute brauchen wir Rembrandt
nicht mehr aus dem Dunkel der Vergeffenheit hervorziehen; der Staub
des Alters liegt nicht mehr auf dem Bilde eines Mannes. den Holland
fiolz feinen Sohn nennt.
Im Gegenteil. Rembrandts Bedeutung ifi nie fo anerkannt worden
wie gerade von nnferer Generation. Archive werden nach Urkunden über
fein Leben und feine Werke durahforfcht. Wir wollen alles über fein
Leben wiffenz es ift uns zum Bedürfnis geworden. die Entwieklung feiner
Empfindungen in Glück und Unglück mitzuerleben. Die Häufer. wo
er lebte. tragen Gedenktafeln nnd werden von Liebhabern erworben,
Rembrandts Ruhm fteht heute im Zenith. Was gilt Gold noch im Ver-
gleich mit feinen Bildern: man gibt ein Vermögen für irgend ein unbe-
deutendes Werk feiner Hand; man fcheut keine Reife. um feine Gemälde
zu fehen. Und die Kritik. die lange Zeit für den Meifier nicht viel
mehr als ein höhnifäfes Achfelzucken übrig hatte. ifi nun feit fait fünfzig
Iahren verftummt.
Es ifi übrigens auffällig. daß kein berühmter Maler im Laufe der
Zeit in einem folchen Grade Gegenfiand der Kritik geworden ifi. wie
Rembrandt. Aber trotz all dem. was man über die Unwahrfcheinliehkeit
der Darfiellung. über die übertreibungen im Hintergrund gefagt hat. troß
aller Einwendungen. bleibt die „Nachtwache" das. was fie immer war. ift
und fein wird: ein Weltwunder.
Man hat es Rembrandt zu feinen Lebzeiten zum Vorwurf gemacht.
daß er fich weigerte in die Fußfiapfen der alten Italiener zu tretenz daß
er die Natur eben fo malen wollte. wie er fie fah. Wir haben auch
für diefen dem Meifier ficher oft vorgehaltenen Tadel heute kein Ver-
fiändnis mehr,
Damals. während der leeren Lebensjahre des Meifiers. hatte fich
eben im künftlerifchen und literarifehen Gefäfmack ein großer Umfchwung
vollzogen. Man zeigte eine krankhafte Verehrung alles ,.Klaffifchen“.
Und wenn ich in Werken jener Zeit überall auf latinifierte Namen und
auf Anfpielungen auf die alte Mythologie fioße - Klänge. die fich unter
unferem nordifchen Himmel fo gar nicht gut machen. fo empfinde ich

einen direkten Abfcheu gegen diefe Strömung. - Aber Rembrandt hielt
glücklicherweife fiarr an feiner Überzeugung fefi und folgte dem Wege.
der ihm feiner Natur gemäß fchien. Iahrhundertelang. bis gegen die
Mitte des 19. Jahrhunderts. hat fich die Kritik lebhaft gegen die ge-
fährlichen Theorien gewandt. deren Ausdruck Rembrandts Gemälde find.
Ebenfo hat man feine Technik wieder und wieder angegriffen; aber
nie ift es jemandem gelungen. eine tiefergehende. ausdrucksvollere Mal-
weife zu fchaffeu.
Alle diefe Vorwürfe liegen nun weit hinter uns. Eine Unzahl
Bücher und Schriften find über den Meifter veröffentlicht worden. und
fie alle find einig in ihrem Urteil. voller Bewunderung fiir den großen
Maler. Auch im Gebiete der Kunft hat der freiere Geifi unferer Zeit
einen Sieg über kleinherzigere Epochen weggetragen. Die angeblichen
Mängel und Schwächen. die des Meifiers Werk anhaften. find für
uns Moderne nichts. als die dem Genie zufiehenden Eigentümlichkeiten,
Ia. wir gehen fo weit. daß wir auf keinen diefer „Fehler“ verzichten
möchten aus Furcht. daß uns irgend ein kleiner Eharakterzug des Großen
entgehen könnte. defien künftlerifchen Äußerungen wir. d. h. jeder einzelne
vou uns. fo viel verdanken.
So hat Rembrandts Ruhm in unfern Tagen den Gipfel erreicht;
die Feftlichkeiten. die unfer kleines Land zur Erinnerung an die drei-
hundertfte Wiederkehr feines Geburtstags veranftaltete. hat die ganze
Welt als einen berechtigten Ausdruck |olzer Freude aufgefaßt. Ia. wir
find ftolz. den großen Rembrandt zu unferen Landsleuten zählen 'zu
dürfen.
Ieh muß fchließen: - „mit der Feder. nicht mit dem Herzen". Aber
ich fürchte. daß meine Lefer eher meiner müde wiirden. als ich des
Themas. Wenn ich an jenes wundervolle Porträt des Ian Sir denke.
an die Schäße des Louvre. der Galerien von Kaffel. Braunfchweig. an
fo manches Kleinod!
Vielleicht konnte man in diefen Seiten lefen - und das war ihr
Zweck -* daß ich in Rembrandt immer den echten Künftler erblickt habe.
der frei. unbeeinflußt von jeder Tradition als echtes Genie feinen Weg
ging: eine Gefialt. in der fich alle großen Eigenfchaften der alten Re-
publik der Vereinigten Niederlande vereinigten.

Alexander Hajdecki:
Ein "neuer Beeth ovenfchab.
Was?! Sie wollen neue Beethovenbriefe noch entdeckt haben?!
- Ia. das habe ich und zwar mit einem Schlage deren gleich. wenn
Sie wollen. -- - zwei Dutzende und noch eine Zugabe dazu .
Sie erlauben. mein Herr. daß ich. ohne Ihnen nahetreten zu wollen.
vorläufig die Authentizität diefes Fundes in Zweifel ziehen und den-
felben vorfichtshalber dem Publikum bloß als einen ..an geblich en‟
ankündigen werde. Warum? Weil heute noch an einen unbekannten
Brief Beethovens zu denken - einfach - undenkbar ift.
Diefes Gefpräch entwickelte fich zwifchen mir und einem Wiener
Zeitungsreferenten gleich am Tage der Bekanntwerdung des fenfatio-
nellen Ereigniffes. und fchon am nächfien Tage war in dem tonangeben-
den Blatte Wiens von einem ..angeblichen Beethoven-
F u n d e “ zu lefen.
Diefer hartnäckige Zweifel an die Möglichkeit des Aufkommens
von noch unbekannt geblieben fein follendcn Beethovenbriefen. gefchweige
denn eines eigenhändig gefchriebenen. mehrere Druckbogen langen
hiftorifch-polemifch-pädagogifchen Auffaßes. hat mein nachforfchendes In-
tereffe geweckt und mich zu einer kleinen Studie über Beethoven
als Brie ff ehreib er veranlaßt'). in deren Refultate ich dem fkep-
tifchen Publizifken nicht ganz unrecht geben kann. Die Kunfi-Literar-
hiftoriker. welche gewiß den jeweiligen Pulsfchlag des Literaturzufiandes
genau fühlen - und fpeziell diejenigen. welche fich mit den Beethoven-
briefen eigens befaffen. haben nämlich. und zwar gleichzeitig von drei
verfchiedenen Seiten. das Bedürfnis nach einer Gefamtausgabe der
Beethovenbriefe konfiatiert und auäf fchon dem Gedanken die Tat auf
dem Fuße folgen laffen. indem in Leipzig eine folche Gefamtausgabe von
Prelinger. in Berlin eine folche von l)I*. Kalifäfer binnen
Iahresfrifi bereits bis zum dritten Bande gediehen find. während in
Wien vr. v. Frim mel eine dritte Ausgabe geplant und vorbereitet

1) Siehe: Feuilleton in ..Die Zeit“ Nr. '1891. Wien. 29. De-
zember 1907.

hat. Diefe merkwürdige Koinzidenz der Gedanken von drei örtlich von-
einander getrennten. gewiß nicht unkompetenten Fachmännern ift der
befte Beweis dafür. daß auch die Kunftwiffenfchaft mit einer Möglichkeit
des Vorhandenfeins von noch unbekanntem Briefmateriale Beethovens
gar nicht mehr gerechnet und die Zeit für gekommen erachtet hat. eine
Generalrevue über den Briefnachlaß des Gewaltigen abzunehmen.
Freilich. der Brieffchaß der nächften Umgebung. des Freundes- und
Gefchäftskreifes Beethovens war feit längerer Zeit vollkommen erfchöpft.
und die Dußende von Briefen an den Erzherzog. an R i e s. S chi n d l e r.
Breuning. Zmeskall. Schuppanzigh u. a. m. wohl ge-
borgen und wiederholt publiziert. -- An die 2000 Briefe Beethovens
find fchon literarifch verbucht. wo konnte fich noch eine halbwegs er-
giebige Quelle öffnen?!
Zu dem intimften Freundeskreife desMeifters zählte aber auch feit etwa
1810 ein Mann. welcher wohl dem Namen nach in der Beethovenliteratur
bekannt ift. von deffen Verhältnis. fürforglichen Mühen. tatkräftigem Bei-
ftand und mannhaftem Eintreten für Beethoven in der bewegteften Pe-
riode feines Gemütslebens. in den erften fünf Jahren feiner dornenvollen
Vormundfchaftsforgen - bisher fo gut wie gar nichts bekannt geworden
ift. Diefer Mann hieß J o f ef K a rl B e r n a r d! Merkwürdig
bleibt es. daß S ch i n d l e r. welchem die wichtige Rolle des B e r n a r d
im Leben Beethovens genau bekannt war. in feiner „Biographie" fich bloß
mit der Anführung feines Namens unter dem Freundeskreife Beethovens
begniigt und erft in feiner zweiten Schrift ..Beethoven in Paris" fich deffen
..entfinnt. daß der gefchäßte Dichter und Freund Beethovens C. B er-
nard über Beethoven Notizen zu fchreiben den Vorfah faßte. welche
höchftintereffanthättenwerden müffen". Daß Bernard
wirklich eine Zeit lang an eine „Biographie" des Verewigten gedacht hat.
beweif't ein noch vorhandener Auszug aus dem Taufprotokolle Beethovens
vom Jahre 1827. welchen Bernard fich eigens von Bonn verfchafft haben
muß. Sonftige Aufzeichnungen find aber keine vorhanden. wie denn auch
Bernard der Familie gegenüber über feine eigenen Familienverhältniffe
und fein Verhältnis zu Beethoven fehr ..wortkarg“ war.
Wann und auf welche Weife Beethoven mit Bernard bekannt und
bald intim wurde. wird ebenfo wie der Umftand. warum fein Name unter
den das Sterbelager des Göttlichen Umgebenden nicht genannt wird.
erft fefizuftellen fein. Bernard war eben eine von jenen Naturen.
die im Stillen und Verborgenen die aufopferndfte Tätigkeit entfalteten.

ihren Namen aber an die große Glocke zu hängen fiets mit Abficht mieden. So erklärt es fich auch. daß die Briefe Beethovens an ihn bis heute gänzlich unbekannt und ungeahnt bleiben konnten. Beethovens Name. Ruhm und Größe fiieg fo rapid nach feinem Tode. daß Jedermann. welcher nur irgendwie mit dem großen Heros in briefliche oder perfönliche Berührung kam. fich beeilte. dies in die Öffentlichkeit. eventuell die kofibaren Reliquien an den Mann zu bringen. Die Briefe Beethovens waren fchon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gefuchter und gefchäßter Artikel auf dem europäifchen Markte. Bernard befaß an Originalbriefen Beethovens an feine eigene Adreffe wohl über die Z0 Stück. er ftarb aber im Jahre 1850. ohne von dem Vorhandenfein feines Säfahes ein Wort in der Öffentlichkeit vcrraten oder ihn irgendwie fonft verwertet zu haben. Die teueren Reliquien. worunter fich auch eine Haarlocke Beethovens befindet. übergab er fterbend einer von feinen Töchtern. welche für diefe Brieffchaften ein befonderes Intereffe. Verftändnis und Liebe an den Tag legte. Diefe hütete mit Argusaugen den teueren Schatz und verehrte davon bloß einen einzigen Brief als teueres Andenken ihrer beften Freundin)) Mir gelang es bei einer Nichte der fchon lange verfkorbenen Frau die Zufiimmung zu erwirken. daß ich diefen Schah nicht länger der Öffentlichkeit vorenthalte.

Hier ift nicht der Ort. auf die Biographie des Bernard näher einzugehen. doch muß hier zum erften Male gefagt werden. daß Bernard 1775 in Horatiß in Böhmen geboren. in Heidelberg Philofophie ftudierte. feit 1800 in Wien beim Hof-Kriegsrat eine Anfiellung hatte. aber neben--bei fich der Diihtkunfi und literarifchen Tätigkeit mit einem folchen Erfolge widmete. daß er im Jahre 1815 als proviforifcher Redakteur der ..p r i v i l e g. W i e n e r Z ei tu n g“ angeftellt. zwei Jahre fpäter die Hauptredaktion diefes Blattes definitiv übernahm und bis 1848 führte. Die hiermit zu veröffentlichenden Briefe Beethovens an Bernard illufirieren mit lebhaften Farben nicht nur das jeweilige Gemütsleben des Meifters. aber auch fein Verhältnis zu Bernard. welcher ihm auch als fchriftftellerifcher Berater zur Seite |and. Diefem Umftande verdanken wir. daß uns iiberhaupt das größte und wichtigfte Schriftftück von Beethovens Hand und Feder - feine ..Denkfchrift“ in Angelegenheit feines

1)Diefer wurde im ..Beethovenjahrbnclf*' l. f. 85 publiziert. meines Wiffens der einzige bisher bekanntgewordene Brief an Bernard.

Mündels und Neffen Karl- erhalten wurde. Beethoven hat diefe Schrift
von 47 Quartfeiten Umfang an Bernard zum Zwecke der Umftilifierung und
Einreichung an die Vormundfchaftsbehörde übergeben- nnd in mehreren
Briefen mahnt ihn Beethoven in rührenden Worten- ja nur mit der
Redaktion zu eilen. Auch zur Gefchichte des Oratoriums „Der Sieg
des Kreuzes'- welches Beethoven zum Libretto des Bernard für die
Wiener Gefellfchaft der Mufikfreunde fchreiben follte, enthalten zwei
Briefe wichtige Auffchlüfim wie überhaupt der ganze Fund für die
Beethoven-Literatur von eminenter Bedeutung fein dürfte, weshalb ich
mit der fummarifchen Veröffentlichung defielben nicht zögere- mir vor-
behaltend- nach eingehendem Studium das neue Material in einer wiffen-
fchaftlichen Publikation zu verarbeiten))

Mödling- am 10. Oktober.

Lieber Bernardus non Sanctusl

Ich bitte alfo da Sie Mittewoche kommen wollen Karl mitzu-
bringen laffen Sie ihn doch feinen Mantel mitnehmen da es abends fchon
kühl wird - wegen Salzburg glaube ick» am beiten fei est daß der
Verfchwiegenheit wegen ich Karl felbfi hinbrächtß nur kann dies vor
anfangs November nicht feinx ich glaube, daß er leicht dasjenige- was
dort in der Schule gelehrt wird, d ort einholen kann- wir haben aber
noch vorher erfi auszumachem daß die Mutter nicht hinkannl Gaftein
ifi deswegen auch ein Anfcoß - und d a n n die S ch u l e?! Wie wenn
erfi ich wieder . . . . . . vielleicht könnte man auch einen Paß auf uns
drei R. K. und mich machen laffen und ich blieb hernach hier, fo brauchten
wir erft nicht wieder die Oberhinterfchaft anzugeben und erreichten doch
unferen Zweck. - Was glauben Sieg Sie können mir dies Mittwoche
in einem Augenblick was wir K, bei R. laffen fagen - Blöchlinger hat
noch einen Mantelfack dal ich bitter bringen Sie mir diefen mitf da ich
nun bald von hier mich gedenke wegzubegeben -- mit meiner Wohnung
die ich verlafief geht es fehr gemächlich ich kann alles dalafien noch
nach der Ausziehzeit - nun handelt es fich noch, daß die Wohnung
ausgemalt werdet fiir die Augen dürfte Hellgrün am beften fein- wird
aber wohl viel kofien, obfchon ohne alle Zieratenz Sie würden mir

1) Dem Chefredakteur der Revue „ErdgeiftK Herrn Gnfiav Eugen
Diehl- verdanken wir das Veröffentlichungsreäyt der neuentde>ten Briefe
Beethovens.

eine große Gefälligkeit erzeigen. wenn Sie fähen. ob der Befißer meiner
künftigen Wohnung fchon ausgezogen? Bis 13. Diefes zur Mittagszeit
muß er fchon ganz geräumt haben. man könnte friiher fchon die Zimmer
malen. damit fie bald trocknen. verfiehen Sie fich nicht darauf. fo
fragen Sie bei Steiner im Paternofiergäffel. es braucht aber Eile - Eile
- Eile - nicht mit Weile - Von K. noch keine Zeile als b öf er
W i lle. wie gefagt. das empfangene Geiftgift der Fr. M. . , .ß int e r-
f ch af t fteckt noch tief. - Unterdeffen werde ich ihn Mittwoche doch zu
packen wiffen. fo. daß er wohl bald wieder zu fich kommen wird. -
Alfo ich erwarte Sie und Weiffenbach mit K. gewiß. d i e Auslage
des Fiakers werde ich Ihnen nebfi den Weggeldern gleich hier
vergüten. leben Sie wohl
Eiligft der Ihrige.
Für Sr. Wohlgeboren Herrn von Bernard.
Lieber Bernard]
Indem ich mich heute wieder allein in diefen mich verwirrenden
Umftänden befinde fäfwebt mir die wahre Einficht über meine Denkfchrift
erfi recht vor ohne mit fremden Federn prangen zu wollen. glaube ich
doch daß ich Ihnen gänzlich frei ftellen follte da Sie mit wenigen
Worten fo viel oder mehr als ich bogenweife fagen können. alles ganz
nach Ihren mir überlegenen Einfichten zu behandeln die Sache würde
dadurch fiir die Richter eindringender und faßlicher werden. Freilich
müßte das bald vollendet fein. Denken Sie daß Sie fiir das Glück
Karls und für meine nur mögliche Zufriedenheit. wenn er mir bleibt.
wirken und zwar zum leßtenmale - noch einmal fchalten und walten
Sie mit meinem rohen Materiale naäf Ihrem Ermeffen. Sie fchreiben
ohnehin deutlicher wie ich und die Abfchrift würde bald da fein,
Ihr Freund und Verehrer Beethoven.
Hier lieber B. Ihr Brief für den M. V. (Mufik-Verein?). Es
ift gut wenn Sie ihn friiher lefen und alsdann erft zumachen ohnehin
haben wir ein B. gemeinfchaftlich - der beigefchloffene Brief kürzlich
von Gianattafio kann nicht anders als gut fein ihm zu zeigen und
allenfalls zu laffen. auch daß man die Hälfte der Penfion wovon man
1818 das erfte bezogen obfchon von 1815 mein Neffe gänzlich auf
meine Kofien. ihr laffen wollte. obfchon felbe nichts anderes als eine
Schadloshaltung für die ihr von meinem Neffen gänzlich abgetretenen

Rechte an feinem Erbteil zu betrachten fei. und fie f olehe ohne meine
Einwilligung und Zutun nie erhalten hätte. -- Karl hat noch keinen
Buchfiaben gefchrieben als in einem Infiitute (?_). kan n d er S o hn
gegen den Vater begehen was er nur immer will
ohne zur Ahndung gezogen zu werden?!l Gott beffer's
- Wie ich leide hiedurch können Sie kaum glauben. welche Verfioektkeit
und Undankbarkeit in diefem jungen Böfewicht?! Wenn Sie hingehen,
verlangen Sie Karl zu fprechen. um zu hören was diefer gänzlich Irre-
geführte in Anfehung meiner vorbringen wird? - Mein Bruder foll
durchaus nicht zugelaffen werden. und es ifi gut. ihn fühlen zu laffen,
daß er eine fo firäfliche Mutter die wer weiß mit welchen Kirkas-
zaubereien oder Verwünfchungen oder Schwüren ihn gegen mieh ver-
zaubert gar nicht mehr fehen foll. die auf jeden Fall fein phyfifches und
moralifches Verderben nur hat befördern wollen. - denn er wird n u r
fprechen was er alles bei ihm haben kann etc. dg. Elendigkeiten welche
ihn immer aus dem Geleife bringen - - In Eile der Ihrige.
Mit Ruhe!!! Was wäre denn gefchehen mit
diefer Ruhe ohne Unruhe ?ll
Fiir Karl von Beethoven.
An meinen Neffen Karli
So-viel ich merke ifi ein gewiffer Giftftoff noch in dir vor-
h a n d e n. Ich fordere Dich daher n u r auf Deine geifiigen und körper-
lichen Bedürfniffe aufzufchreiben. Es wird kälter. brauchfi Du noch eine
Decke oder Dein Dectbett - Herr von Smettana wird auf mein Ver-
langen bei Dir gewefen fein. Der B'ruäfmafchinifi war auch fchon ein-
mal. jedoch vergeblich da. er hat mir verfprochen wieder zu kommen
und Dir ein neues Bruchband zu übergeben und das alte zum Wafchen
mitzunehmen. Es ifi ihm fchon alles bezahlt -- leb wohl Gott erleuehte
Deine Seele und Dein Herz
Dein Onkel und Freund Beethoven.
Lieber Freund!
Ich bitte Sie doch noch heute fich der F. v. B. (Frau von Beethoven)
wegen zu erkundigen. und wenn's möglich ift. fie gleich durch ihren Arzt
verfichern zu laffen. daß fie von diefem Monat an fo lan g e ich le b e
ihre ganze Penfion genießen foll und ich werde auch trachten was möglich

für Karl fo zu forgen. daß wenn ich früher frei-be Karl der Hälfte ihrer
Peufion nicht benötigt ift. - Es war ohnehin mein Vor-fah gleiä) beim
Austritte Karls aus dem Infiitute ihr den ganzen Penfionsgenuß fogleich
zu überlaffen. da aber Krankheit und Not fo groß. fo muß gleich ge-
holfen werden. Gott hat mich nie verlaffen in diefer fchweren Auf-
gabe ich vertraue auch ferner auf ihn. Wenn möglich. fo bitte ich mir
noäj heute Nachricht zu geben. ich werde fehen. daß ich meinen zähen
Bruder auch zu einer Gabe fiir fie bewege.
Herzlich Ihr Beethoven.
Euer Wohlgebohren!
Es ift endlich Zeit. daß Sie nun firenge darauf halten. daß die
Mutter K. Ihr Haus nicht mehr betrete. - In diefer Hinficht erfuche
ich Sie. ihr das Gewäfche. was fie Ihnen gefiern gefchrieben. fogleich
zurückzufchicken. und ihr zu bedeuten. daß fie Ihr Haus nie fich unterftehe
zu betreten. das ift die Sprache. welche man mit dergleichen Perfouen
führt. und wie man fie behandelt. ich mache Sie als Vormund dafür
verantwortlich. (denn ich bin es wirklich. woran Sie hoffentlich nicht
zweifeln werden) und wäre ich es nicht fo würde jeder. der mich nur
kaum kennt. doäj die Grenzen fehen zu wiffen die hier nötig find. -
wie kann man mir zumuten. mich immer gegen die abfäzeulichen Ver-
leumdungen und Bosheiten gegen mich v o n d i e f e r verworfenen Per-
fon verteidigen zu wollen. K. entlief zweimal im heimliäfen Einver-
|ändniffe mit ihr und alle beidenmale hatte er fehle chte Stre i th e
begangen und fand Schulz bei fein e r Rab e n m utter. wurde aber
auch beidemale wieder weggenommen. und ebenfoläjer abfcheulicher Lügen
voll ift das andere Gewäfche. es ift mir unmöglich ferner mehr mich
mit diefem Gewäfche abzugeben und ich erfuche Sie ebenfalls ihr zu
verbieten daß fie Ihnen fchreibe. zugleich lege ich als Vormund eine
Schrift bei. für Sie der Sie ohnehin nicht benötigt find. weil Sie
beauftragt find. fie mit Berufung auf die vormundfchaftlichen Behörden
fie jedesmal abzuweifen. Es braucht hier vom Magifirat etwa keine
fchriftliche Ordre da Sie felbe fchon aus dem Munde des Referenten
empfangen haben. ich fchicke Ihnen die Schrift von mir blos. damit
Sie fehen. daß ich wirklich der Vormund bin. welche Würde mir gar
keine Behörde nehmen kann. - Sie haben fie auch vor einiger Zeit
wieder kommen laffen wider unfere Verabredung. ich wußte es fchon eher
als Sie es Herrn von Bernard anzeigten indem jemand von meinen

Bekannten. der dort in der Nähe wohnt. fie gefehen hatte. n ur v er-
b l ü mt hatte Herr von Oliva den Auftrag mit Ihnen davon zu fprechen.
dies hat er freiliäf. wie ich höre im Eifer nicht befolgt. dies ift natürlich.
weil wir alle fie die Mutter als eine fchlechte Perfon kennen und Ihre
frühere Verkennung meiner v o n Ihn e n die mir felbft noch ein gewiffes
Mißtrauen übrig gelaffen hatt. ihm fei wie ihm wolle. es fchi>t fich.
daß ich als Vormund und Verforger meines Neffen die Einficht in alles.
was in dergleichen vorgenommen wird. haben muß. Gianattafio wollte
fie felbft auf mein Anfuchen nicht im Haufe dulden.
denn fie war ihm und feiner Familie ein Greuel. und ohne mein Zutun
verabfcheuten fie felbe fchon wegen ihren fchlechten Reden über mich.
denn gut und gefällig wie freundfchaftlich war die ganze Familie
und ift es noch. fie wußte meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren
zu laffen und nie nie hatte ich nötig mich gegen ihr elendes Gewäfihe
verteidigen zu müffen weil man ihr d e n Z u t r i tt überhaupt erfchwerte
und fie fpäterhin gar nicht dort dulden wollte. was fie bei Ihnen gewagt
hat. hätte fie fich dort nicht unterftanden. es ift abzunehmen. daß Sie
noch immer zu gefällig gegen fie fich betragen haben. wie könnte fie
fich fonf't unterf'tehen dergleichen Briefe an Sie zu fchreiben. - Erziehung
bedarf. wie Sie felbft wiffen. der höchften Konfequenz und bei dem
Knaben von diefer Rabenmutter gewiß vorzüglich. Sie könnten zu-
verfichtlicher handeln noch ehe Sie die Bewilligung der De. L. (?) hatten
umfomehr jest. und Sie fehen. das Blatt hat fich gewendet. und ich kann
verfichern ohne mein Zutun. die Wahrheit wird endlich alles
dies Giftgemifche diefer Königin der Nacht völlig unterdrücken und
befiegen - mit K. Benehmen bin ich gar nicht zufrieden gegen mich. er ift
verftockt gegen mich. und dies datiert fiäf von feiner Mutter her. Noch
von feinem leisten Aufenthalte bei ihr. man kann denken. welches Gift
fie ihm beigebracht hat. daher das Syfiem. daß nicht g e g en f i e ge-
fprochen werden foll. nicht wohl befiehen kann. er kann nicht anders an-
gewiefen werden. als daß er ihr Schonung fäfuldig ift. er kennt fie
felbft von Kindheit an. und fie ift ihm bei Gianattafio immer gezeigt
worden. wie fie ift un d war. felbft Geiftliche haben keine Skrupel
hier finden wollen und haben daffelbige getan. und nun haben Sie neuer-
dings die ? ? als Beifpiel vor fich. indem ihn der Herr Re-
ferent geftern felbft n ur an mich angewiefen hat und ihm Gehorfam
in allem an mich empfohlen. daher Sie ebenfalls ihm fagen können daß.
die ? ? von felbft verboten hat. daß ihn die Mutter ferner

fehen foll. weswegen etc. dazu wird Ihnen hoffentlich der Stoff jest
nicht fehlen. Ich mag ihn jeßt lieber gar nicht mehr fehen - Als
fo wie er jetzt fich gegen mich betragt. zwar hat er fiäj einigemal
früher durch den böfen Einfluß gegen mich vergeffen. allein bald war
wieder alles im alten Geieife. mir blutet das Herz man |elle fich vor. wie
ich feinen Vater mit Wohltaten überhäuft. ihm fein Leben (ebenfalls
durch diefe fchreckiiche Perfon vor feiner Zeit in das Grab gekommen)
mehrere Jahre dadureh verlängert. wie ich für den Sohn geforgt mehr
wie für mich felbfi. wie er mir gedankt hat. ihn von feiner Mutter befreit
und gerettet zu haben. und nun dies Betragen,herzlos gemütlos ohne
das mindefte Zeichen einer Anhänglichkeit einer Teilnahme. fein Brief
hat für mich nichts als Phrafen und beinahe hätte ich ihm ihn zurück-
gefchickt. Bernard hat es nur verhindert - es ift hier kein Mittelweg
möglich. alles für mich oder niäjts. denn von mir hängt fein
Fortkommen und fein Glück ab. felbft für feine Zukunft habe ich geforgt.
und nicht ohne Aufopferungen. durch die Verwirrungen ift er von feiner
Bahn gewichen. und ich vermute fogar. daß ihn feine Mutter vielleicht
hat fchwören laffen. mir ja kein Zeichen der Liebe und An-
hä n gli ch k e it zu g e b e n. etwas ähnliäjes hat fie fchon einmal ver-
futht. es ift daher nötig. daß er wieder in feine vorige Bahn um mich
zurückgeieitet wird. dies kann nicht anders gefchehen. als daß ihm die
Mutter gerade wie fie ift gezeigt wird ihr übeier Ruf. ihr böfer un-
moralifcher Charakter läßt nie zu. daß er ihr viel nahe fein könnte. Ich
muß daher noch einmal um die höchfte Konfequenz hierin bitten ohne
welche nichts gedeihen kann. es ift zu viel gefordert. daß ich mir
einelSGlangein meinem Wgenen BufenerzKhen
laUenfoil-Edelmutmuß aumrowderEdlehem
vorbringen. und die Tugend darf das Lafter blos ertragen. aber
nicht feine böfen Wirkungen ungehemmt laffen. - Jch muß darauf
be|ehen daß Sie gänzlich alle Kommunikationen mit ihr aufgeben. fo-
wohl alle perfönlichen wie auch fchriftliche. ich will kein Wort mehr von
ihr hören. Gott der mir noch alle Zeit beigeftanden. wird auch wieder
das böfe. fchlechte irregeführte Herz meines vielleicht einmal unglück-
lichen Neffen zu beffern wiffen.
Jhr ergebenfter Beethoven.

Karl von Lilienthal:
Das Eingreifen der Staatsanwaltfchaftin
die Privatklage.
Juriftifches zum .Garden-Prozeß.

Senfationelle Prozeffe haben die Eigentümlichkeit. die Aufmerkfam-
keit nicht nur der Jurif'tenwelt. fondern auch der öffentlichen Meinung
überhaupt auf einzelne Streitfragen materieller oder prozeßrechtlicher
Natur zu lenken. denen fonft wenig Beachtung gefchenkt wird. Das
hat Vorzüge und Nachteile. Daß plötzlich ein grelles Licht auf einen
dunkeln Punkt der Rechtsordnung geworfen wird. kann zu einer Fort-
bildung des Rechtes den Anftoß geben. Es kann aber auch das fach-
liche Interefie an dem Prozeßftoff die einzelne in dem Verfahren
auftauchende Streitfrage bedeutungsvoller erfcheinen laffen. als fie es
im Grunde verdient.

Ju der Privatklagefache Moltke-Harden war der Angeklagte von
dem Schöffengerichte freigefprochen worden. Privatklage war erhoben.
weil die Staatsanwaltfchaft die Erhebung der öffentlichen Klage ab-
gelehnt hatte. Das konnte fie nur. wenn ein öffentliches Jntereffe an
der Verfolgung .Gardens nicht vorlag. Nachdem nun der Privatkläger
feinerfeits Berufung eingelegt hatte. erklärte plößlich die Staatsanwalt-
fchaft ihrerfeits die Verfolgung zu übernehmen. Das konnte fie nur.
wenn ein öffentliches Intereffe an der Verfolgung beftand. Diefer Mei-
nungswechfel erfchien zweifellos vielen fonderbar. um fo mehr. als keine
Gründe für ihn angegeben wurden und ein foläfes Vorkommnis immerhin
zu den Seltenheiten des Rechtslebens gehört. Aber die juriftifche Zu-
läffigkeit ift unbefiritten. Die Strafprozeßordnung geftattet die über-
nahme der Verfolgung durch ausdrückliche Erklärung bis zum Eintritt
der Rechtskraft des Urteils.

Außerordentlich zweifelhaft ift aber die weitere prozeffuale Behand-
lung der Rechtsfache in einem folchen Falle. Es find zwei Mögliäfkeiten
vorhanden. entweder erfcheint das Verfahren als eine einfache Fort-
feßung der Privatklage oder als Neuerhebung einer öffentlichen Klage.
Der praktifche Unterfchied befieht darin. daß im erften Falle der Privat-

kläger einfach durch den Staatsanwalt erfevt wird. der alles. was bisher gefchehen ift. gelten laffen muß. während im zweiten Falle alles. was bisher gefchehen ift. hinfällig wird und ein ganz neues Verfahren beginnt. Der Unterfchied zeigt fich zunääffi bei der Zuftändigkeit des Gerichtes. Die Privatklage gehört vor das Schöffengeriäjt und in der Berufungs-inftanz vor die mit drei Richtern befeßte Strafkammer. Die öffentliche Klage wird in erfter Jnfianz vor der mit fünf Richtern befeßten Straf-kammer erledigt (abgefehen von der Möglichkeit der Uberweifung. von der praktifch in einem folchen Falle kaum Gebrauch gemacht werden dürfte). Diefe verfchiedene Zuftändigkeit hat nicht nur für die zuläffigen Rechts-mittel (im erften Falle Berufung und Revifion. im zweiten Falle nur Revifion). fondern auch für den Umfang der Beweisaufnahme Bedeu-tung. Uber ihn entfcheidet in Privatklagefachen das Gericht im ganzen Verfahren nach freiem Ermeffen. Bei einer öffentlichen Klage muß fich die Beweisaufnahme auf die fämtlichen vorgeladenen Zeugen und Sach-verftändigen fowie auf die andern herbeigefchafften Beweismittel er-ftrecken. Beweisanträge während der Verhandlung können nur durch Gerichtsbefchluß abgelehnt werden und die Gerichte find vorfiäjtig in der Ablehnung. da eine folche fehr häufig einen durchfchlagenden Revifions-grund bildet. Ob nun diefe für die öffentliche Klage geltenden Grund-fäße auch auf die von der Staatsanwaltfchaft fortgefehte Privatklage anzuwenden feien. ift fireitig. Folgerichtig wird man zur Verneinung kommen müffen. jedenfalls aber ift das Vorhandenfein diefer Streit-frage ein Beweis dafür. daß auch die wegen ihrer Einfachheit gerühmte Fortführung der Privatklage mancherlei Schwierigkeiten herbeiführt. Schwierigkeiten laffen fich allerdings auch bei der Neuerhebung der öffentlichen Klage nicht in Abrede fiellen. Hier ift es möglich. daß die Staatsanwaltfchaft. naäjdem fie durch ihre Erklärung das fäjwebende Verfahren aus der Welt gefchafft hat. nachträglich zu einem Einfiellungs-befchluß kommt. oder daß das Gericht. dem die Entfcheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens obliegt. feinerfeits Einfiellung befchließt. Die Möglichkeit muß zugegeben werden. fogar die Mögliajkeit eines ab-fichtliäjen Mißbrauchs feitens der Staatsanwaltfchaft. Da letzteres eine ftrafbare Handlung bedeutete. darf man damit ernftlich nicht rechnen. Die Gefahr einer gutgläubigen Einftellung aber ift fehr gering. denn wenn die Staatsanwaltfchaft die Verfolgung zu übernehmen erklärt. fieht doch wohl ihre Überzeugung von der Notwendigkeit einer urteilsmäßigen Erledigung der Sache fefr.

Gleichmäßig offen bleibt bei beiden Erledigungsarten die Frage
des Kofienerfaßes an den bisherigen Privatkläger. Gleichmäßig feft dagegen f'teht. daß in beiden Fällen der bisherige Privatkläger nunmehr
als Zeuge. d. h. unter Eid vernommen werden kann.
So bleibt als einziger wefentlicher Unterfchied. wenn es zur weiteren
Verhandlung kommt. nur die Anderung der Zuftändigkeit des Gerichtes.
Allerdings wird gelegentlich noäf auf eine weitere Bedenken erregende
Möglichkeit hingewiefen. nämlich auf die. daß der Staatsanwalt. wenn
er aufs neue Klage erheben muß. durch fein Einfchreiten ein ergangenes
Urteil befeitigt. Ja es wäre denkbar. daß er erfi in der Revifionsinftanz
eingriffe und auch dann noch eine Wiederholung des ganzen Verfahrens
nötig machte. Das klingt nun fchlimmer als es wirklich ift. Denn
dem Urteil erfier Jnfianz droht die Befeitigung in der zweiten und auch
in der Revifionsinfianz kann. wenn die Revifion Erfolg hat. eine neue
Verhandlung vorgefchrieben werden. Allerdings gefchieht das durch
Urteil. aber auch die nun erhobene Klage führt zu einem Urteil und
fchließlich kommt es doch nur darauf an. daß das in feiner Rechtskraft
fo oder fo gehemmte Urteil durch ein neues erfeßt wird. Die Gefahr.
daß es dazu nicht komme. wenn das Eingreifen der Staatsanwaltfchaft
Neuerhebung der Klage notwendig macht. ift praktifch äußerft gering.
Davon abgefehen wird durch diefe Art der Erledigung niemandem ein
Unrecht zugefügt - dem Privatkläger nicht. denn der Staatsanwalt
verfolgt nun feinen Gegner. wahrfcheinlich mindeftens fo energifch. wie
er es felbfi gekonnt. übrigens aber kann er als Nebenkläger das Verfahren ergänzen. wenn er Mängel wahrzunehmen glaubt. Dem Angeklagten auch nicht. denn materiell ift feine Lage beffcr vor der Strafkammer wie vor dem Schöffengericht. Man kann ihm den Entlafiungsbeweis nicht verkümmern. feine Verurteilung kann erf'r gefchehen. wenn
von fünf Richtern vier von feiner Schuld überzeugt find. Speziell im
Hardenfchen Prozeffe wäre das Ergebnis wohl das gleiche gewefen. auch
wenn die nochmalige Verhandlung vor der Berufungskammer des Landgeriäftes |attgefunden hätte. W a h rfch ein (ich fogar. wenn es bei
der Privatklage blieb. fich e r wenn der Staatsanwalt die Sache in die
Hand genommen hatte. Revifion war in beiden Fällen möglich. jetzt
können mit ihr auch prozeffuale Verfiöße gerügt werden. was gegenüber
dem Berufungsverfahren ausgefchloffen ift.
Immerhin mag man die eine oder andere Art fiir zweckmäßiger
halten. Das wiirde bei einer Reform des Gefeßes Ausfchlag geben. für

das geltende Recht fällt es weniger ins Gewicht. Hier kommt es
nur darauf ant was das Gefeß gewollt hat. Leider ift das mit deut-
lichen Worten nicht ausgefprochen. Der gewählte Ausdruck: „die Staats-
anwaltfchaft kann die Verfolgung übernehmenK ifi viel zu farblos- um
daraus irgend welche Folgerungen zu ziehen. Dagegen ergeben fich aus
der ganzen Anlage unferes Strafverfahrens fehr beachtenswerte Finger-
zeige. Ein Strafprozeß fest regelmäßig die Erhebung einer öffentlichen
Klage durch die Staatsanwaltfchaft voraus. Nur in wenigen Fällen
ifi als zweite Form die Privatklage (einfchließlich der Klage der Ver-
waltungsbehörden bei Zuwiderhandlungen gegen die Erhebung öffent-
licher Abgaben und Gefälle) zugelaffen. Eine dritte Form: Privatklage
durch die Staatsanwaltfchaft i| nirgends erwähnt. Es fpricht alfo
von vorneherein eine fiarke Vermutung dafiir- daß- wo der Staatsanwalt
auftrittf das nur in einer öffentlichen Klage gefchehen kann, ohne Unter-
fchiedl ob er von vorneherein oder erft im Laufe eines anderen Ver-
fahrens tätig wird. Dafürf daß auch die (ibernahme der Privatklage
als Erhebung einer öffentlichen Klage angefehen wird- fpricht ferner
die Vorfchrift- daß nunmehr der Privatkläger zum Nebenkläger wird
(Ö 417 Abf. 3). Die Worte des Gefeßes lauten: „Übernimmt der
Staatsanwalt die Verfolgung, fo richtet fich das weitere Verfahren nach
den Beftimmungen- welche im zweiten Abfchnitte diefes Buches für den
Anfchluß des Verleßten als Rebenkläger gegeben find." An der Spiße
diefer Beftimmungen aber fteht der San, daß fich der zur Privatklage
Berechtigte „der erhobenen öffentlichen Klage" als
Nebenkläger anfchließen kann.
Weit wichtiger aber *- und m. E. entfcheidend - ift- daß dem
Schöffengericht und damit auch der Berufungskammer des Landgerichts
die Zuftändigkeit fehlt- wenn der Staatsanwalt die Verfolgung über-
nommen hat. Denn Ö 27 Z. 3 des Gerimtsverfaffungsgefeßes fagt: Die
Schöffengerichte find zufiändig für die auf Antrag zu verfolgenden Be-
leidigungenx wenn die Verfolgung im Wege der Privat-
klage gefchieht. Das ifi aber nicht mehr der Fallf wenn der
Staatsanwalt die Verfolgung übernommen hat. Es fehlt freilich nicht
an Verfuchen- den klaren Wortlaut diefer Befiimmung hinweg zu inter-
pretieren. Sie werden im wefentlichen von der Erwägung getragen- daß
das Verfahren vor dem Gerichtel vor dem es begonnen worden ift- auch
beendet werden müffe- foweit es fich um diefelbe Tat handle. Das i|
auch völlig zutreffend- aber eine formelle Beendung des Verfahrens ift

ebenfo gut durch Einfiellung wie durch Urteil möglich. Die Notwendig-
keit der Einfiellung ift im Gefeß (Ö 429 St. P. O.) anerkannt. wenn
dem Schöffengericht die Zufiändigkeit als Privatklagegericht fehlt. Frei-
lich bezieht fich diefe Vorfchrift direkt nur auf die Unzufiändigkeit. die
aus der Befchaffenheit der abzuurteilenden Tat folgt. Aber die analoge
Anwendung auf den Fall des Eingreifens der Staatsanwaltfchaft liegt
fehr nahe. Gewiß bleibt der Tatbeftand der Beleidigung an fich derfelbe.
aber feine rechtliche Qualifikation hat fich infofern geändert. als nunmehr
durch die Erklärung der Staatsanwaltfchaft. die fchlechthin maßgebend
ift. das öffentliche Intereffe an der Verfolgung feftgeftellt ift. das für
Erhebung der öffentlichen Klage bei Beleidigungen die Vorausfeßung
bildet. '

Hinzu kommt endlich. daß nur die öffentliche Klage eine Gewähr
für die erfchöpfende Behandlung der Sache bietet. um die es der Staats-
anwaltfchaft doch wohl zu tun ift. wenn fie fich einmengt.

Alles in allem wird man zugeben müffen. daß die Entfcheidung frag-
lich bleibt und deshalb eine gefeßliche Regelung dringend erwünfcht
fcheint. Das hat auch die Kommiffion für die Reform des Strafprozeffes
eingefehen. Nur ift das nicht mit wenig Worten getan und ihr Be-
fchluß: ..Die Staatsanwaltfchaft hat das durch Privatklage begonnene.
von ihr übernommene Verfahren in der Lage fortzuführen. in welcher es
fich zur Zeit der übernahme befindet". völlig unzureichend. Vielmehr
muß außer der Regelung der Kofienfrage Sicherheit gewährt werden ein-
mal dafür. daß das übernommene Verfahren zu Ende geführt wird. an-
dererfeits dafiir. daß das unter den für die öffentliche Klage maßgeben-
den Bedingungen gefchieht.

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht.
Iüngfi hat hier ein Franzis-
kaner. der theaterfreudige und
theatergefchichtlich gelehrte Pater
Erpeditus Säfmidt aus München.
einen Vortrag über das moderne
Theater gehalten - freimütig.
ganz im Gegenfaß zu der braunen
Kutte. in der er fteckte. freimütig.
aber doch vielfach befangen im
Oberlehrertum. Diefer Ober-lehrer-
fiandpunkt wird überhaupt in der
literaturgefchichtlichen Lehrpraris
vielfach noch immer wieder einge-
nommen. fo auch in der beweglichen
Klage. daß fich bei unferem gefeiert-
|en Dramatiker. Gerhart .Haupt-
mann. fo wenig Ausfprüche finden
ließen. die man bequem als Zitate
nach Haufe tragen und einem neuen
Büchmann als geflügelte Worte
eintragen kann. Dabei wird
völlig überfehen. daß folches Sen-
tenzenwefen dem Stil unferer neuen
Bühnendichtung durchaus ins Ge-
fieht fchlagen würde. Der Stil der
Dichtung ifi das Entfcheidende. und
das Realifiifche fchließt das Sen-
tenziöfe aus. An der Klafiizität
von Kleifis ..Zerbrochenem Krug"
wird niemand zweifeln. troßdem fich
aus diefem klaffifehen Lufifpiel
ebenfo wenig das kleinfie Sen-
tenzchen herausholen läßt wie aus
dem zweifellos klaffifch werdenden
„Biberpelz". Und um vom großen
Drama zu fprechen: wir würden
es heute nicht mehr vertragen und
vertragen es fäfon längfi nicht mehr
im Drama. daß ein Bauernburfche.
wenn er erfährt. daß feinem Vater
beide Augen ausgefiochen find. nun
wie in einer Tenorifienarie verkün-
det: ..O. eine edle Himmelsgabe ifi
das Licht!“ Wie viel echter und
darum ergreifender ift es. wenn
z. B. in den ..Webern" dem armen
welterfahrenen Lumpenfammler. da
er das Verlangen der armen We-
bersleute vernimmt. fich nun. ihm
halb unbewußt. die Worte über die
Lippen drängen: ..A jeder Menfch
hat halt a Sehnfucht." Und weil
fo vieles darin tendenziöfe Sentenz
und gar fo viel klingende Phrafe
ifi. deshalb hat bei uns au>j das
Hifiorienbild abgewirtfäfaftet wie
das Öifioriendrama - für leßteres
wird eine Renaiffance nur kommen.

wenn es auf dem von Schnitzlers
„Grünem Kakadu“ und Haupt-
manns ..Florian Geyer" ange-
bahnten Wege fortfchreitet. Und
es ift nur eine Konfequenz der lite-
rarifehen Entwickelung. daß im Ge-
genfaß zu dem offiziellen. zweimal
an Wildenbruch verliebenen
Schillerpreis der Grillparzerpreis
von unabhängigen literarifchen
Preisriäftern bereits dreimal an
Hauptmann und jüngft an Sämiß-
ler vergeben wurde mit glü>lieher
Umgehung von Wildenbruchs un-
pfychologifch. aber theaterwirkfam
aufgebauter „Rabenfieinerin‟.
Des Franziskaners Theatervor-
trag hat aber das große Verdienft.
wieder einmal das gute Wort in Er-
innerung gebracht zu haben: das

Dramatifcher Monatsbericht

Philipp Stein

Theater fteht im Zeitalter der Novelle. Wiederholt. es ift dies ja auch in diefen Blättern fchon gefchehen. haben wir zu klagen. daß ein Novellenftoff auf die Bühne gezerrt wird. der zwar für die behutfame. langfam pfychologifierende novelliftifche Behandlung geeignet ifi. in der für die Bühne nun einmal erforderlichen finnfälligen. greifbaren Behandlungsart aber erfchlagen wird. Viele Schönheiten der Erfindung und der Ausführung verkümmern dann fo fehr. daß man fie nur bei liebevoller Vertiefung noch zu entdecken vermag. Ieder tüchtige. künftlerifch empfindende Bildhauer weiß. daß er fchon beim Entwurf genau unterfcheiden muß. ob er feine Arbeit fich in Bronze oder in Marmor denkt - ihm wird ein Fehlgriff auf diefem Gebiete nicht paffiereu. Um fo fchmerzlicher berührt es uns. wenn wir fehen. daß folch elementare Fehlgriffe bei hervorragenden Dichtern möglich find. um fo fchmerzlicher. wenn fie einem ganz Großen paffieren. So ift es jeßt Gerhart Hauptm ann ergangen mit feiner Dichtung „Kaifer Karls Geif el".*)

Nicht als ob das Thema diefer Dichtung nach der novellifiifchen Ausführung verlangte - im Gegenteil. Aber der Stoff. die Stimmung. das Erlebnis diefes Legendenfpiels. wie Hauptmann es bezeichnenderweife nennt. drängt gebieterifch nach der Behandlung in Balladenform. Der alte Kaifer Karl. der es müde ift immer und immer das Regiment der Welt zu führen. Gerfuind. das blonde Sachfenmädchen. das. vielleicht nur ..eine Flocke Höllenglut“. den greifen Kaifer wie ein Dämon aus dem Gleichgewicht bringt. ihn. ohne es zu wollen. immer zwingender magnetifch zu fich heranzieht. wie eine Teufelin mit allen Mannen. allem Gefinde Karls Buhlfchaft treibt und dann wie eine Heilige von den Frauen des Klofkers betrauert in ihrer Ingend Sündenblüte jählings fiirbt. nachdem fie wie ein heidnifch

*) Buchausgabe Berlin. S. Fifcher.

flackerndes Irrlicht an Karols wohl-
gefittetem Hofe herumgehufcht ift.
Und das Volk hatte gerufen: die
Dirne fchor des Kaifers Haar. und
alle fürchten. daß fie des Kaifers
Blut austrinke. daß ein Schlaf über
ihn gekommen ift. daß ihm Ohren
und Augen verfchloffen find. daß die
Gößenpriefterfchaft des Sachfen-
volkes den Kaifer mit Zauberkunfi
lähmt wie die Philifier den Samfon.
Das ift. umwittert von allem
Geheimnisvollen. Gefpenfiifchen. ein
Balladenftoff. Diefe Rache. die das
junge Sachfenkind ganz unbewußt
an dem Vernichter ihres Volkes
nimmt. indem fie ihn in feines We-
fens Tiefen erfchjittert. ift ganz bal-
ladesk. Ein Gefchehnis zwifchen
dem großen Herrn der Welt. der fich
alles untertan gemacht hat und den
nun das Elementare und die Luft und
der Zauber der Jugend unterjocht.
verkörpert in dem von keines Gedan-
kens Bläfie angekränkelten. ohne
Befinnen dem ungebändigtfien Na-
turtriebe fich hingebenden. fich daran
beraufchenden Heidenmädchen. Ein
Stück Welthiftorie. abgefpielt nur
zwifäjen den beiden entgegengefeß-
teften Polen - alles andere nur

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht
Hintergrund. Farbe. Stimmung.
Eine Ballade in großem Goethe-
fihen Sinne: ..Die - Großen. fie
hören es gerne.“
Hintergrund. Farbe. Stimmung
ift nun alles geblieben. was außer
Karl und Gerfuind vorkommt. auch
nachdem Hauptmann den Balladen-
fioff zu einem Drama ausgeformt
hat. Keine Gefialt greift wefentlich
hemmend oder fördernd in die Be-
ziehungen zwifchen Kaifer und
Sachfenkind. Selbft der huma-
nifiifch weltmännifche und gelehrte
Alcuin. der in Oskar Sauers über-
legen geiftvoller und gütiger Dar-
fiellung fo fympathifch wirkte. gibt
nur wie die andern erläuternde Be-
merkungen über den intereffanten
Fall und feine Entwicklung. erzählt
aber gegen den Schluß:
Wär es gegangen. wie es immer
ging-
ein Kaiferföhnlein mehr! und da-
mit gut!
was weiter? nichts! nun aber kam
es fo:
fie blieb ihm fremd und er bezwang
fie nicht!
und dort. wo feine Sinne bettelten.
iäf möchte fagen. winfelten nach ihr.
hielt ihn. unbeugfam. eigner Stolz
zurück.
Und eines Tages ftieß er fie von
fich: fie.
die jest erft recht verderblich in ihm
herrfcht.
Und nun fchlug die verhalt'ne Glut
zurück
gepaart mit dem enttäufchten Herr-
fcherwillen
und fteckte Tenn' und Scheuer uns
in Brand . . .
Das heißt: ihn felbft von innen aus.
den König.
Diefe Verfe geben meinen Lefern
vollf'tändig. wirklich lückenlos die
ganze Fabel der Dichtung. aber
diefer Rechenfchaftsbericht Alcuins
und vor allem der Umftand. daß er
nötig erfchien. das bedeutet doch
eine Lockerung in dem dramatifäfen
Gefüge. Undramatifch und vollends
mit der künfilerifchen Prägung und
Bedeutung eines Hauptmannwerkes
unvereinbar ift dann ferner vielfach
der Mangel an indirekter Charak-
teriftik. Karl und Gerfuind er-

zählen allzu viel von fich -- bei
Karl ift das entfchuldbar. mit ge-
wiffen Einfchränkungen fogar zu
verliehen. denn er ift ein alter Mann
und darf im intimen Verkehr mit
feinen Getreuen wohl ein wenig den
Schleier von feinem Seelenleben
lüften. Außerdem tun das ja die
meiften Helden des großen Dramas
und nur. daß es auch .ein Haupt-
mannfcher Held tut. ift uns verwun-
derlich. Aber fchlimmer ift. wie
Gerfuind über fich philofophiert
- manäfmal fieht es faft aus. als
ob der Dichter eine Notiz. die er fich
zu ihrem Eharakterbilde gemacht. nun
unmittelbar aus dem Skizzenbuih
dem Sachfenmädchen in den Mund
gelegt habe. ftatt fie in die Charakte-
rifiik hineinzuverweben. So wenn
Gerfuind lachend fagt: ..Ich bin ein
Kind von eurer Eva nicht und eurem
Adam: meine Urureltern aßen von
eurem Sündenapfel nicht! Drum
weiß ich alfo nicht. was gut und
böfe." Diefe Eharakteriftik wäre
fehr gut und auffchlußreich. wenn
fie ein anderer über Gerfuind gäbe
- in ihrem Munde klingt fie un-
wahr und nimmt dem Mädchen alle
Naivität und all das moralifche Un-
bewußtfein. denn wer iiberhaupt

Ymatifcher Monatsbericht
Philipp Stein
weiß. daß es gut und böfe gibt. kann doch nicht mehr amoralifch fein. All die Gedankengänge. die zugunften Gerfuinds bei Karl fiäj entwickeln könnten. äußert das Mädchen felbft:
Was fafelt ihr nur von Schamhaf-
tigkeit?
Wenn ich mich meiner Glieder fäfä-
men follt:
foll ich denn ftolz auf meinen Schnei-
der fein?
bin ich vor Gott nicht nackt? wollt
ihr es anders?
Diefe wiederholte Selbftcharakteriftik ift vom übel. denn in diefen Momenten kluger Reflexion. mit denen der Dichter das elbifche Wefen Gerfuinds erklärt und entfchuldigt. ift fie gar nicht mehr das Gefchöpf.das derDichter gefehen und in den übrigen Szenen fo überzeugend durchgeführt hat.
Jn der Ballade hätte diefes geheimnisvolle Wefen gar nicht erft erklärt zu werden brauäjen. Da hätte die Suggeftion der Sprache und des Verfes. die Stimmung der Klangfarbe. das Raunen des Myf'tifchen genügt. um diefe Geftalt uns leibhaftig zu maäfen. Und ferner hätte das Sprunghafte in der Handlung. befonders vom 3. zum 4. Akt. über das nun die klugen Worte Alcuins die Brücke fchlagen müffen. in der Ballade fiark und ftilreiht gewirkt. während es dramatifch ein Ubelfiand ift. ebenfo wie das Fehlen jeder Nebenhandlung. was wiederum ein Vorzug der Ballade wäre.
Hauptmanns Legendenfpiel ..Kaifer Karls Geifel" kennt eben nur die zwei Menfchen - darüber hinaus intereffiert den Dichter
„-
nichts und alfo den Zuhörer auch nichts. Und das ift eine Schädigung der Wirkung - zahlreiche leere Figuren ftehen herum. kommen und gehen. Sie wirken wie Schemen. Alles Intereffe ift auf jene beiden Menfihen konzentriert. faft ausfihließlich ift's ein großes Duo. Und feltfam: wie Kari von Gerfuind benommen und verftrickt ift. fo Hauptmann von diefer Liebeshandlung. die fein Drama belebt - Karl vermag nicht mit fefter Hand fiäj Ger-

fuind zu erzwingen. lebt aber immer
nur im Gedanken an fie. Und
Hauptmann vermag nicht. wie er
es fonft mit ftarker Kraft erreicht.
eine dramatifche Wirkung zu er-
zwingen. bleibt immer in Gedanken
an diefes Liebesfpiel befangen und
entfchließt fich zu keiner drama-
tifchen Nebenhandlung. Er über-
windet niiht das Baliadenhafte. das
in dem Stoffe f'teckt.
Aber trotz all diefer Mängel
- diefes Werk aus dem großen
Kreife von Legenden. die fich um
Karolus Magnus gefponnen. hat
einen Gerhart Hauptmann zum
Dichter: Jft alfo an dichterifchen
Schönheiten reich. Zumal diefer
große Karl ift eine Gef'talt aus
einem Guffe. wie fie nur einem ge-
nialen Poeten gelingen kann. Ein
Mann. der Größte feiner Zeit. der
nach unerhörten Taten noch das
Schönfte kennt: die Sehnfucht; dem
das Alter nichts anhaben kann. der
nach der Jugend zurückverlangt in
all feiner ficheren gefefieten Alters-
kraft: ..Ich gäb' drum all - mein
weißes Haar.“ Er hat noch einmal
die Hand ausgeftreckt nach jenem
lockenden Gebilde Gerfuind -- er
hatte gemeint. es fei nur ein Ver-

langen. wie er es oft gehabt: einen Acker. der brach lag unter Gefirüpp. der Kultur zu gewinnen. Aber es war mehr. Er hat fie geliebt. Mit all der fchmerzvollen Zähigkeit. all der refklofen. tief fich verankernden Uberkraft letzter Liebe. Gerfuind ift tot. Und Karl fchreit auf : „Seht ihr den Mann. der jener Toten nachfolgt? Die Menge weiß von diefem Manne nichts." Was dem Volke bleibt. ift nur der Greis Karl. und der. nachdem Gerfuind geftorben. fehnt fich nur noch ins freie Feld. auf feines Streithengftes Rücken und nachts zu ruhen im faufenden Gezelte. Er hat ein wenig gefeiert. er hat ein wenig Menfch fein wollen - das ift nun vorüber. Sehnfucht und Hoffen ift zerfchellt. aber der Kaifer. der große Mann ift ungebrochen geblieben. er fchirrt fich nur noch fefier in das Joch der Pflicht. in das Joch von Eifen. Das ift Hauptmann Karolus Magnus _eine Höhengeftalt. Und derDichter braucht nicht zu klagen wie fein Glockengießer Heinrich - f eine Glocke klingt auch in den Höhen!

Die Wirkung der einzelnen Akte im Leffingtheater war ungleich. Stark wirkten die erften zwei Akte und dann ergreifend die Totenklage am Schluß. ftärker wohl noch als die verwandte Szene im ..Michael Kramer". weil fie von einer wuchtigeren Perfönlichkeit ausging. Der 3. Akt aber. der die .Handlung keinen Schritt weiter führt und noch weniger dramatifäfen Gehalt hat als die andern Aufzüge. verfagte allzu fehr. Das Finale aber. die weihevolle Totenklage. gibt der Dichtung. über die ein glißerndes Gefchmeide von Sprachfchönheiten ausgebreitet ift. ihr eigentliches Gepräge und wirkt ebenfo ftark und fympathifeh. wie uns der Schluß von Grillparzers ..Iüdin von Toledo" unfympathifch erfcheint.

..Kaifer Karls Geifel" kann fich auf der Bühne nicht behaupten. aber als Buch wird diefe Dichtung feffeln und erfreuen. ohne daß fie deshalb zu der Gattung der Buchdramen gehört. jenen unglücklichen Schöpfungen. die in jeder Hinficht ihren Beruf verfehlt haben. die als

Drama nicht auf die Bühne kom-
men und als Buch - nicht gelefen
werden.

* 'K *

Die Anregung zu der Legende
von der wildfchönen Gerfuind hat
.Hauptmann „bekanntlich" von SW
baftiano Erizzo (16. Jahrhundert)
entnommen - bekanntliäf. denn
man weiß es jetzt aller-orten: fieht
es do>f auf der erften Seite der
Buchausgabe zu lefen. Natürlich
ift das Werk völlig felbftändig und
Hauptmann eigentümlich. Das ift
durchaus nicht der Fall bei Guftav
Vollmöllers Drama ..Ea-
tharina Gräfin von Ar-
magnac und ihre beiden
Fr e i e r“ (Aufführung in Rein-
hardts Kammerfpielen) und
„König Eandaules“ von
A n d r (Z G i d e (aufgeführt im
Kleinen Theater). Erfkeres fieht
ganz unter dem Einfluß von d'An-
nunzio. von Maeterlinck und von
Wilde. letzteres begnügt fich mit
einer Stimmungsmifäfung von
Maeterlinck und Wilde. Die Fabel
des erften Dramas. die übrigens
gleichfalls für eine Ballade wie ge-
fchaffen ift. rührt von Balzac her:

eine graufame Hiftorie. Der Gemahl Catharinas hat erfahren. daß fie ihren Geliebten erwartet. Ein Jüngling kommt. um Catharina zu warnen: der Gemahl lauere ihrem Geliebten auf. Eine Rettung fcheint unmöglich und ift es auch - vergeblich opfert fich der Jüngling. in jäher Liebe für Catharina entbrannt. für die Dame und ihren Buhlen. Das Stück erwies fich für die Bühne als untauglich. foviel Schönheiten an lyrifchem. freilich oft überladenem Wortgepränge und foviel graufam Senfationelles ü 1a Wilde es auch aufweift. Aber als Lektüre ift die Dichtung (Buchausgabe S. Fifcher. Berlin) immerhin intereffant.

Der ..König Candaules" behandelt die durch Hebbels grandiofe Dichtung bekannte Erzählung Herodots von des Gyges Ring. Gide*) hat erklärt. daß er Hebbels Drama nicht kennt. was die Theaterbefucher. die Gide in diefer Kenntnis ja über find. von einem Vergleich der beiden Dichtungen nicht abhalten kann. Und diefer Vergleiäf fchlägt in ungewöhnlich hohem Maße zugunften Hebbels aus. Vor allem ift des deutfchen Dichters Arbeit viel diskreter - die nächtliche Szene in der Königin Gemach wird bei Hebbel nur andeutend erzählt. bei Gide fpielt fie fich vor dem Auge des Zufchauers ab. Der unfichtbar machendeRing.deffenmagifcheKraft zufällig entdeckt wird. ift in einem Fifche gefunden worden. den der Armfte des Ortes. ein Fifcher. ein überrafchend f'tark philofophifch beanlagter Mann. dem Könige gebracht hat. Er wird des Königs Freund und muß des Königs Wunfch erfüllen. nächtlich und ungefehen bei der Königin zu bleiben. Nachdem diefe am Morgen darauf erfahren hat. wer der Genoffe ihrer Liebesnacht gewefen. ftachelt fie den Fifcher an. den König mit demfelben Dolche niederzuftechen. mit dem er zu Beginn des Stückes feine ungetreue Frau getötet hat. Dann heiratet die Frau Königin kurzer Hand den Fifcher. Die ganze Dichtung. wenn auch reich an inter-

*) Buchausg. Infelverl.. Leipzig.

effanten Momenten. ift nicht gerade überzeugend. hat aber befonders im erften Akte gute. ftarke Stimmungen. die freilich von Größeren als Gide vorempfunden wurden. “

Die beiden letztgenannten Werke haben zweifellos gute literarifche Qualitäten. Davon ift Rudolf Herzogs im Schaufpielhaufe mit Beifall aufgenommenes Schaufpiel ..Auf Niffensko o g" ziemlich freizufprechen. Es ift ein Theaterfiüä fchlecht und recht. ein bißchen anfprechend. ein bißchen langweilig. niemals aufregend. aber meift unbedeutend. Jn einer ganz kleinen. unbedeutfamen Fabel wird ein Sturm im Glafe Waffer. ein lokaler Kampf um die Freiheit der Schleswig-Holfteiner gefchildert. Alles bleibt klein und erhebt fich nicht fonderlich über den üblichen Konflikt zwifchen den Anfchauungen von Vater und Sohn. Ein paar humoriftifche Genrebilder. von Vollmer und Nufcha Buße warmherzig gefpielt. waren das Erfreulichfte.

2i8rli0hlc61t (188 ZuhÃ¤lter-lebens
(au8,.l>.s Bund.. Runner-horn()
i_ 1, 0. Mir klo/ie stimme.
Ziemlich lebhaft. k)- 'laid-kt.
CMMI.
rial-ro. y Â»rr-UW
"job" kann auf Le.ekon rar . gli . chou Nar,clon clan
a fang-0
Icliil . kern lutz!, auf' grii . non ' rot, hlilin. ten Wei .
.
x/
'erlag '0| 6 k linda' ".ehwlx'r. haiprix. .813 Copy-.Flik 1907 s. 0.2'. Fuji-i' Mack-Fahrer. xmyaex.
bill gÃ¼tlger Urlaub-ils clea 'erlngee 0. k'. lkhlikl'l' Nachfolger, help-ig.

zurückelmlkemt a tempo
gibt's mature krou . .1011. * ' ' do . mißt.
nuküeünaltemi
;_c::::::::
yo“ „7. er tempo
bei bei - Sai- Zon - non do . atrad.lot oder' Direkte cler
poco a kgmxa
y
eurüaäüaltenä . - . -. e. Wye
ini (Jr-ii . non battle . fen des* moi , nen
xu'üeßäaiümä ,
4
K8"
:366

poco eye-te,
.F
para Faxe.
mich zum aus Jin . iron, tim-wie *. tio'
..mea crew.
'8 |3
367

..aF-r rufe'ioirkmlkens > sim.
a tempo
. gen cler . abo_ Schall. [line Orkus. kee- . [e . . den
kÃ¼ekcÃ¼altsns
:Fi-urn. Za a kerayo
ei
F'
8011 man gern ieh weils nieht was, jet. tei-sek." mit
OW
>-
._c::::::::::
ru m7 cken-lieus a tempo
kiel _ nom uncl schlaf dei moi , nen herr. kleinsten (sc-Wieden im_ Zell . non
a kee-ly.
4825
368

lm Uni." i ln Wax.
[lt-..t Koppel
ku!“- 7e1nelutlao d7 [1.. [Nenn-..W
, . 7 l d
MdL-js bo'ogt. philipp Zeh-nennt, 0x) 62 .,
Wü .ro-e emotion.
Krk-We.
[23 'ur nu ei . nern Uni- Gn.t.g. (lie mit roll 'on
Fi man ny,cm u clan in Way, für ner. "F nur. click
Walder.. &7/
_Ä tik. im yacüekka
Elan!,
glatte-e.
fiihrt* ick rückt, ein W jeh Ulm
,4c 2 wil/t you. a. L trikü you um
* eff-..o kite-7.. rm yon/rekl-
W
L8 rear an ei . dem Wi . on.tug, ein tra.deu 'sie go
(t wax nx. ou a ach i7; Way, mer-..7 built .Fi-F
.Ferne-2.
:ik
M M
Q
_Z “ krnngm'llo l 1 l
l 4 _1] 7
-F l' 1 l l F j_ _1 [j l l 1 b/ 1F 1 L
Ü . 7 f x- ' : r 7 S
rettet-2'., gc- . lcclszt uns uncl ge .- listet ge- kunst uns uncl 5-6 .
.mE-e, a'ici lei-t - ..er give mut* (al-e. click bis; .es _gina ami
F krangm'llo
.1. ..- "_Z'_ ...mq- ...um 1. 1.1.51.. W Q man P Wörtern-2nd. .md-'11W

.en-pre trans-.1720
[Frick 'je . cler 'ar'u Wal. en .ti-ix, tja hiess 03- ..l-e: . be
[nice. Ruck 'lt-ea. .1.Faiii a .Ing in Ang. für .cv-o" "mehr “Fake x..-
x e' .re-nx".- trungmlko
nF.
F' Z217- lenkr-
klang- 80 clunipl' uncl hohl.
rang auf iiöcc* ct Quell.
3
> xy
__ 7*'.
Z- ND* (ein a- Dn n
,R W
'rioukor ist'. ein Wal . sinus, .ka bin ich gan: al . [ein.
*kin 11-Juli. a ring in Lag. Fon ynrt,e.i are FW als.
,LIclF'F-flflkälj
ein . sunt sein. We'll' irn . hier ein , Zorn sein.
kann in be. akt, er' - er' kann _ ig br.
"F
Nic'- rZt'trr.
Ne* ukkat'FrUl-ko

Zu den Mufikbeigaben.
Wie der Schwerpunkt des
künftlerifchen Schaffens der drei
im vorigen Hefte hier als Lieder-
komponifien eingeführten Tondichter
nicht auf dem Gebiet der Lyrik
liegt. ebenfo wenig denkt man. wenn
von Philipp Scharwenka und
Engen d"Albert gefprochen
wird. in erfter Linie an ihre Lieder.
Während letzterer eine ganze Reihe
fchöner Liederhefte veröffentlicht
hat. ift Philipp Scharwenka mit ver-
hältnismäßig recht wenigen hervor-
getreten. Unter feinen Werken.
deren Zahl fafk 120 umfaßt. über-
wiegen große Ehorkompofitionen.
Symphonien. fymphonifche Ton-
dichtungen. Orchefier-Suiten und
Serenaden. Kammermufikwerke. die
durch Gediegenheit der Arbeit.
Formvollendung und vornehme Er-
findung größtenteils ausgezeichnet
find und fich feit Jahren längfi all-
gemeiner Wertfchäßung erfreuen.
Jn die breite Öffentlichkeit ifi frei-
lich Philipp Scharwenka. deffen
fechzigfter Geburtstag im Jahre
1907 gebührend gefeiert worden
ifi. weniger gedrungen als fein
jüngerer Bruder Xaver. Daß er
auch für die Liedvertonung eine
große Begabung befißt. beweift ..Im
Mai" (Op. 62 b); wer freilich in
der Mufik nur Diffonanzen und
Gefuchtheiten wünfcht. wird bei
diefem einfachen. im Volkston ge-
haltenen. fehr fangbaren Lied
fchwerlich auf feine Rechnung
kommen. Ohne jede übertreibung
gibt es durch feine glückliche melo-
difche Faffung und die bei aller Ein-
fachheit höchft gefchmackvolle Kla-
vierbegleitung die in dem Gedichte
Koppels niedergelegten Stimmungen
fehr glücklich wieder; am fchönften
findeichdenklagendenEmoll-Schluß.
Weit moderner in der Har-
monik. fogar nicht ohne Härten
bei dem llbergange von G-dur nach
As-dur (..Bald geh ich leiten") ifi
d 'Alb e rts durchaus volkstüm-
lich gehaltene ..Zierliäfkeit des
Schäferlebens". Der Tert fiammt
aus „Des Knaben Wunderhorn“.
das in neuerer Zeit von Kom-
poniften bevorzugt wird (Th.
Streicher. Mahler. James Roth-
|ein). Die zierliche Klavierbeglei-
tung fpielt in diefem Lied eine große

Rolle. ja es läßt fich fogar ohne
große Mühe in ein anmutiges
Klavierfiück verwandeln. Dabei ifi
aber doch die Gefangfiimme fehr
dankbar behandelt. Text und Ver-
tonung |immen durchaus mitein-
ander überein. Durch diefes kleine
Lied erhält man wenigftens einen
Begriff von d'Alberts feinfinniger
Arbeitsweife und feiner ungemeinen
Anpaffungsfähigkeit an den Stil der
Dichtung. So fehr er auch Drama-
tiker iii. fo gehören doch auch in
feinen Opern die lyrifchen Partien
zu den beften Befiandteilen. Heut-
zutage erfreut fich der Komponifi
d'Albert einer fietig fieigenden Be-
achtung; die Zeiten. wo man ihn
nur als den unvergleichlichen Pia-
niften betrachtete. trotzdem längfi
hervorragende Tonichöpfungen von
ihm vorlagen. find längfi vorüber.
Prof. br. Wilhelm Altmann.

B i
[dende
Kunft

Fritz Stahl: Altenglifche Kunft.

Die große Zeit der eng-
lifchen Malerei,

Die englifchen Porträtmaler
Iofhua Reynolds und Thomas
Gainsborough und noäf diefer und
jener ihrer unmittelbaren Nach-
folger werden feit langem in der
Kunftgefchichtc mit Ehren genannt.
Seit einigen Iahren neben ihnen
auch der Landfchafter Iohn Eon-
fiable.

Aber daß ihr Schaffen ein
wichtiges Kapitel der Weltgefchichte
der Kunft ift. nicht das letzte der
Epoche der Renaiffance. fondern
das erfte der modernen. das ift bis-
her nur wenigen zum Bewußtfein
gekommen und. foviel ich fehe.
von niemandem ganz deutlich aus-
gefprochen worden.

Die großartige Ausi'tellung in
der Berliner Akademie der Künfie.
zu der. um dem deutfchen Kaifer
für feinen Befuch in England zu
danken. der englifche Hochadel
feine fireng gehüteten Ahnenbilder
gefandt hat. macht uns diefe Kunft
zu einem fchönen Erlebnis. Da ift
denn die Gelegenheit gegeben. von
ihrer Bedeutung einmal ausführlich
zu fprechen.

Es gibt keinen fchlagenderen
Beweis für diefe Bedeutung. als
daß man fehr weit ausgrcifen und
duräfaus weltgefchichtliäf fprechen.
ja. daß man auch über andere als
künftlerifche Dinge reden muß. um
fie klar zu machen.

K

Kaum hatte im fünfzehnten
Iahrhundert. in derZeit derfpäteren
Gotik. der germanifche Norden
fein eigenes Gefühl für Natur.
Leben und Kunft von allen Spuren
romanifchen Einfluffes befreit und
zum erfien Male rein ausgefprocheu.
als fchon wieder von dem Italien
der Renaiffance eine neue Welle
folchen Einfluffes fich über ihn er-
goß. Er konnte den Gang der
eigenen Entwicklung nicht ganz auf-
halten. Er hat die Reformation
nicht verhindern können. die wenig-
f'tens die nördlichften Randgebiete
ihm gegenüber fpröde machte für
alle Zeit. Aber er war doch ftark

genug. das Leben. die Tracht und
die Kunft mit romanifchen Elemen-
ten zu durckffelzen. Sein wichtigfier
Sieg war die vollftändige Romani-
fierung Frankreichs. das in den
nächften Jahrhunderten in der Po-
litik und Kultur für ganz Europa
den Ton anzugeben berufen war.
Im fiebzehnten Iahrhundert
gab es nur ein Gebiet. in dem die
germanifche bürgerliche Kultur der
alten deutfchen Städte fortgebildet
wurde. das war die proteftantifche
Republik Holland. Diefe Kultur
war nicht ftark genug. auf allen
Gebieten eigene Formen zu fchaffen.
aber ihre Menfchen hatten ein
ficheres Verhältnis zu Natur und
Leben. und auf diefer Grundlage
erwuchs die holländifche Malerei.
die in Inhalt und Form von der
romanifchen Weltmode unabhängig

war. Und auch als Holland fran-
zöfifch wurde. blieb die Malerei
national. und die Porträtifien und
Landfehaftsmaler an der Waffer-
kante Deutfchlands und am Rhein.
und dann auch im Innern. die für
das Bürgertum fchufen. hielten fich
an ihr Vorbild.
Die Höfe und ihre Gefellfchaft
aber folgten überall. ein wenig
mehr oder ein wenig minder. der
franzöfifchen Mode. von der Auf-
fafiung des Staates an bis zu den
Formen des Lebens. und natürlich
auch in der Kunfi. Durch die beiden
Epochen hin. die wir Barock und
Rokoko nennen,
Die höfifche Kultur der abfo-
luten Monarchie hatte die Tendenz.
den Menfchen von der Natur los-
zulöfen. fein ganzes Leben in fefte
Formen und Formeln zu bannen.
In dem Rokoko ift diefes Ziel auf
das vollkommenfte erreicht. aus der
Erifienz feiner Menfchen find
Natürlichkeit und Freiheit bis auf
den letzten Reit ausgefchaltet. und
mit ihnen aller Lebensernfi. Ein-
gefchnürt. die künfilichen Frifuren
gepudert. in hohen Steckelfchuhen.
müfien fie jede Bewegung nach
ltr-engen Regeln ihres wichtigfien
Erziehers. des Tanzmeifters. aus-
führen. um Unbeholfenheit in
Grazie zu verwandeln. Zu Natur
und Leben haben fie kein Verhält-
nis. Ihre Natur ifi der zugefiußte
Park. ihr Leben eine amüfante Ko-
mödie. Alles wird ihnen zum
Spiel. die urfprünglichfien Triebe
der Menfchen und die fchmerzlich-
fien Sehnfüchte der Zeit: fie fpielen
mit der Leidenfchaft. mit der
..Rückkehr zur Natur“ und den
Ideen der Revolution. Sie find
ein Ende. deshalb ifi auch in ihrem'
Leben kein Platz für das Kind.-
Und ihre Kunft fpiegelt diefes Le-
ben wieder. fie ift ebenfo graziös.
ebenfo fein. ebenfo fpielerifch.
ebenfo geifireich. und hat diefelbe
Angft vor Natur und Kraft. Auch
fie ift ein Ende. denn eine Kunfi. die
eine neue gebären foll. kann diefe
Dinge.diefiefürchtet.nichtentbehren.
Die Kultur und Kunfi der ro-
manifchen Renaiffance treibt im
Rokoko ihre leßten Blüten. Sie
find von zartefier Schönheit. aber-

fie find taub; fie reifen keinen
Samen für eine neue Ausfaat.
Fragt man. wie denn nun die
neue Kultur. die bürgerliche des
neunzehnten Jahrhunderts entfian-
den ift. fo ifi: die gewöhnliche Ant-
wort. daß die Franzofen der Re-
volution fie heraufgeführt haben.
Und ohne Zweifel: fie haben für
fie gewirkt. gewaltfam und blutig.
Ich will eine perfönliche Meinung
darüber niemandem aufdrängen.
aber ich glaube nicht. daß die Pro-
paganda mit der Guillotine not-
wendig war. Doch gleichviel. Das
andere aber fcheint mir beweisbar.
daß fie die neuen Ideen nicht ge-
fchaffen haben. fondern daß alles
Wefentliche an Weltanfchauung
und Lebensformen. die den moder-
nen Menfchen unterfcheiden. aus
England gekommen ifi. und zwar
fchon vor der Revolution.
Beweisbar. ohne daß man neue
Tatfachen mitzuteilen braucht. Es
ift nichts anderes nötig. als einige
zufammenzufiellen. die einzeln jeder
Gebildete genau kennt.
Wenn wir uns auf dem Konti-
nent des achtzehnten Jahrhunderts
umfehen. fo finden wir folgendes

Phänomen. Die erfie Generation des aufftrebenden vierten Standes. die zum Bewußtfein ihres todfeindlichen Gegenfaßes zu dem Wefen und den Formen des uuejeo rsgirne gelangt. fühlt fich ganz ficher nur in diefer Negation. Um das Pofitive. das fie brauchen. aber nicht ohne Hilfe fchaffen können. wenden fich ihre Menfchen um Rat und Anregung nach England. und das Englifche. das fie bringen. und das. was fie von englifchen Anfängen fortfeßen. wird von ihrer ganzen Schicht fofort als das Gemäße erkannt und angenommen. Auf dem Gebiete der Politik fpielt das Bewußtfein des freien Bürgers. wie er in England fich entwickelt hat. feine umwandelnde Rolle und macht den abfoluten Staatnnannehmbar. ImAnfrhluß an die fkeptifche Philofophie Englands entwickelt Kant feine kritifche. die man fchlagend als die „Deutfche Guillotine" bezeichnet hat. Zur Erneuerung der Literatur in Deutfchland braucht Leffing Shakefpeare und das bürgerliche Trauerfpiel und bringt fie zu einer über Goethe und das ganze Jahrhundert dauernden Wirkung. nnd Klopfto> begründet das neue Gefühl für die Natur und die neue Lyrik unter dem Einfluß Offians. Aus England kommt die moderne Form des Romanes und wirkt ebenfalls bis in die Gegenwart hinein. Für die ganze Lebensführung gibt Rouffeau Lehren. die er aus der Anfehauung der engliäfen gewonnen hat. Man fucht für den neuen Menfchen eine neue und freie Traäzt und erhält fie durch den englifchen country-gentlemnn, der in Stiefeln. Tuchfrack und hohem Filzhut einhergeht. (Goethe brachte diefe fpäter fogenannte Werthermontur aus Wetzlar mit. wo er fie an den jungen englifchen Hannoveranern gefehn hatte.) Und auch das antike Kleid der Fran ift von England gefchaffen worden. Man will einen Erfah für den unleidlich gewordenen regulierten Garten und ahmt den englifchen Park nach. Jft es genug. was dem Nichthiftoriker anf das erfte Nachdenken einfällt?!
Es entfieht die Frage. wie

England in die Lage gekommen
war. diefe Rolle für die Menfäzheit
fpielen zu können. Zwei Dinge
fcheinen da genannt werden zu
müffen. Zuerfi: England hat feine
Revolution fchon am Anfänge des
fiebzehnten Jahrhunderts erlebt.
und dadurch war fein Bürgertum
fchon hundert Jahre früher dazu ge-
kommen. feinen Einfluß auf die
Gefialtung des Staates und des
Lebens geltend zu machen. Zwei-
tens: in England fpielte das Leben
in freier Luft eine fo große Rolle.
daß der immerhin auch erfolgteEin-
fluß des Rokoko doch nicht imfkande
war. den Menfäjen von der Natur
und der Natürlichkeit des Lebens
und der Bewegung. von einer ge-
wiffen Gefundheit des Gefühls-
lebens loszureißen. Eines als
Symptom: das Kind. für das in
dem franzöfifchen Rokoko keine
Stelle ift. hat in der englifäjen Kul-
tur. auch des modifchen Adels. eine
fehr bedeutfame.
Von diefen beiden Dingen aber
darf man fagen: fie haben ihre ge-
meinfame Wurzel in der rein er-
haltenen germanifchen Empfindung.
Wie im fiebzehnten Jahrhundert

Holland. fo hat im achtzehnten England den Beruf gehabt und erfüllt. diefe lebendig zu erhalten und fie dann. als die Menfchheit ihrer zur Erneuerung bedurfte. aus dem engen Behältnis über die Welt ausftrömen zu laffen.

Denn nichts anderes ift. weltgefchichtlich gefprochen. die ganze Bewegung gegen das Rokoko. als ein neuer Aufftand germanifcher Empfindung gegen die romanifche. der Anfang einer Wiedergeburt des Nordens nach feinem Untergang im Italienifchen und Franzöfifchen. der mit dem feihzehnten Jahrhundert begonnen hat. (Man braucht deshalb die Säfönheit vieler Dinge. die in diefen Jahrhunderten entfianden find. nicht zu verkennen und zu leugnen.) Diefe Wiedergeburt ifi noch lange nicht vollendet. wir ftehen noch heute erft in einer Übergangszeit. Aber fie muß fich vollenden. Wer das leugnen wollte. den brauchte man nur auf ein Symptom zu verweifen; auf_ die Stellung. die heute Shakefpeare und Rembrandt in unferer Schätzung einnehmen. die dem achtzehnten Jahrhundert noch Barbaren gewefen find.

Die Kunft diefes England. von dem der Anftoß zu der großen Wandlung der Kultur am Anfang unferer Epoche. einer wahrhaft weltgefchichtlichen Wandlung ausging. ift eben die Malerei. von der wir fpreihen. Darin liegt ihre hif'torifche Bedeutung.

Würde fich nur noch fragen. ob die englifche Kunft ebenfo ftark auf den Kontinent gewirkt hat. wie das englifche Leben.

Davon wußten wir bis in die letzten Iahre hinein fehr wenig. Wir hatten feit der Mitte des Jahrhunderts die entfcheidenden Anregungen von Frankreich empfangen und begnügten uns damit. die Fäden. die von der modernen Malerei rückwärts führten. bis zu den Meifiern von Barbizon oder höchftens bis GSricault und Delacroir zurück zu verfolgen. Das wurde eigentlich er| anders. als unfere durch die neue Kunft feiner gewordenen Augen die fchönen Eigenfchaften der realiftifchen

Malerei der erften Hälfte des
Jahrhunderts entdeckten. die als
wenig beachtete Unterf'trömung
neben der monumentalen und
hif'torifchen beftanden hatte und
faft ganz verfchollen war. In
Landfchaft. Interieur und Bildnis
fprach fie uns durch die Wahrheit
der Empfindung und des Lichtes
unmittelbar an. Sie fteht uns in
ihrer Schlichtheit und Helligkeit
vielfach näher als die der fpäteren
durch fremde Einflüffe ins Große
und Dunkle getriebenen Maler.
Sobald man aber anfing. ihrem
Urfprung nachzuforfchen. wurde
man von allen Kunftfiädten nach
dem Norden geführt. nau) Ham-
burg. nach Dänemark und über
diefe Landfchaften an der Waffer-
kante hin nach England. Zuletzt
hat fich herausgeftellt. daß auch die
von uns als Ahnen unferer Malerei
betrachteten Franzofen zum Teil
England. alle die englifche Kunft
kannten und mitunter ganz un-
mittelbar von ihr beeinflußt worden
waren. So daß heute unzweifel-
haft der Zufammenhang der eng-
lifchen Malerei mit der neuen des
Kontinentes fefifteht. und zwar ge-

rade durch die Elemente. die fie
von der vergehenden Renaifiance-
kunft trennen.
Diefe Entdeckung konnte nur
die Kunflhiftoriker überrafchen.
denen der Überblick über andere
Gebiete der Kultur fehlt. Für den.
der auch nur einen Teil der vorher
angeführten notorifchen Anregun-
gen kannte. die von England ge-
kommen find. war diefe künftlerifche
nur eine neben anderen. auf die
man faft hätte fchließen können.
bevor fie erwiefen wurde.
Wiffen wir doch fogar. daß der
Klaffizismus. der in der Epoche der
Erneuerung Europas eine fo merk-
würdige bald fördernde. bald hem-
mende Wirkung geübt hat. auch
von England aus feinen Zug an-
getreten hat. Darüber ausführ-
lich zu fprechen. ift hier weder
die Stelle noch der Raum. Eines
mag erwähnt fein. daß das erfte
rein antikifche Bauwerk des Kon-
tinents. das Parifer Pantheon.
fein Mufter in der Londoner Pauls-
kirche hatte. und daß Berliner
Bauten (und andere) wie die Gon-
tardfäjen Kuppelkirchen und das
Opernhaus den ausgefprochen eng-
lifchen klaffiziftifchen Stil zeigen.
Um jedem Mißverfiändnis vorzu-
beugen. möchte ich zum Schiuffe
diefes hiftorifchen Teiles erklären.
daß er keineswegs als Apotheofe
Englands gedacht ift. Jch finde fehr
vieles. was aus diefen Anregungen
auf dem Kontinent hervorgegangen
ift. bedeutend wertvoller als die eng-
lifchen Jdeen und Erzeugniffe. Aber
das Verdienft der Führung ift durch-
aus unbeftreitbar.
K
Will man das Wefen diefer eng-
lifchen Malerei recht unmittelbar
empfinden. fo wird man nicht un-
mittelbar aus unferer Welt in die
eintreten dürfen. die fie wider-
fpiegelt. Nicht als ob wir nicht
fchließlich als moderne Menfchen
ihren Wert für uns befiimmen
follten; wir müffen es fogar. wie
bei jeder anderen alten Kunft. wenn '
wir nicht gerade Nurhiftoriker find.
mit der gefährlichen Fähigkeit. vom
Leben abzufehen. Aber zunächft han-
delt es fich überall darum. zu ver-
f'tehen. und das kann man nur durch

den Vergleich einer Welt mit der. die voranging oder nebenher. und nicht mit der. die viel fpäter folgte. Gehen wir einfach darauf los. fo werden wir die alten Engländer kühl finden oder uns plump (je nach dem Temperament). vielleicht auch beides.

Nein. die Welt des franzöfifchen Rokoko müffen wir uns vorftelien. fo deutlich es geht: ihre ewig liebe-fpielenden Menfchen mit den lüfter-nen Augen in den gefchminkten Ge-fichtern unter den weißgepuderten Haaren. mit den gezierten Ma-nieren willenleerer Puppen. in luft-lofen dunklen Gärten oder in weich einfchachtelnden Boudoirs. Und wenn uns Menfchen des Freiluft-jahrhunderts dann eng um die Brufi wird in dem Gedanken an ein folches Leben. dann find wir vorbereitet. die ozonige Frifche tief einzuatmen. die aus der englifchen Atmofphäre uns anweht. Menfchen fehen uns an. kräftige Männer aus kühnen und klugen Augen. Frauen aus guten und forgenden. Mädchen aus fchwärmenden oder finnenden oder herben. Kinder. nun Kinder

eben aus Kinderaugen. Auch fie alle haben mehr Konvention in der Haltung als wir. aber fie liegt über ihrem Wefen leicht und dünn wie der modifche Puder auf ihrem Haar. und deckt es ebenfo wenig. fondern hebt es eher. Gedanken und Gefühle und Stimmungen. die aus dem Leben und der Natur. dem wirklichen Leben und der wirklichen Natur erwachfen. wohnen hinter ihren Stirnen und auf ihren Lippen. Die reine Haut und der klare Blick zeugen von einer guten Lebensführung. Sie ftehen und gehen unter Bäumen. durch deren Laub der Wind weht und das Licht fpielt. und genießen die Ruhe und Frifchc des Landes und die Schaufpiele der Natur. mit der fie vertraut find. Ihre Bewegungen find frei und elafkifch. von ungezwungener Kraft und Anmut. in der von allem Zwängenden befreiten Tracht.

Kommen wir aus unferer Welt. fo mag das Fremde der Raffe und des Kofiüms zunächft ins Auge fallen. Kommen wir aus der des Rokoko. fo werden wir zuerft empfinden. was diefe Menfchen von ihren Zeitgenoffen auf dem Kontinent trennt und eben mit uns verbindet. wenn es auch erft leife und zurückgehalten fich äußert. und werden fie aus diefen Empfindungen heraus die erfte Generation der neuen Menfchheit nennen.

Den Malern. die fie und was fie liebten. zu fchildern hatten. war keine leichte Aufgabe geftellt. Die Tradition der Zeit. hier fo gut wie überall fonft in fchlechter und fchwächlicher italienifch - akademifcher Überlieferung befangen. gab keine Ausdrucksmittel für lebendige Menfchen und lebendige Natur- Und diefe Ausdrucksmittel ganz neu zu fchaffen. - niemals. fooft ein Ähnliches in der Gefchichte der Kunft notwendig geworden ift. hat ein Künfilergefchleäft das zu leiften vermocht. Entweder befcheiden verfuchen und die Entwicklung der eigenen Anfäße den Nachfahren überlaffen oder Hilfe bei verwandter alter Kunft fuchen: zwifchen diefen beiden Möglichkeiten muß in folchen Fällen gewählt werden. Jn Zeiten. in denen die

Gefellfchaft gleich bedeutende Lei-
ftungen fordert. ift die Frage *ent-
fchieden. bevor fie gefiellt ift: die
Künfiler. die den Faden einer
fchlechten Tradition nicht weiter-
fpinnen können und wollen. müffcn
den abgeriffenen einer früheren
guten faffen und an ihn anknüpfen.
Das war für die englifchen
Porträtif'ten und Landfchafter des
achtzehnten Jahrhunderts nicht
fchwer. Denn fo wenig England
bis dahin eine eigene Kunft g'e-
zeitigt hatte. die Vorfahren der Ge-
fellfchaft. die jest die neue Rich-
tung gab. hatten mit großem Ver-
fiändnis und in großem Umfang
fremde Kunfi importiert. gelegent-
lich auch Künftler. die ihrem
ähnlich wie das der Enkel auf
Natur und Leben blickenden
Auge gefallen hatten. Das
hatten natürlich im fiebzehnten
Jahrhundert nur Bilder und
Meifter der eng verwandten Nach-
barvölker. der Vlamen und Hollän-
der fein können. Und fie hatten.
nach dem Ausfpruche der beiten
Kenner von heute. durchaus die erfte
Wahl der Werke auf ihre Jnfel
herübergeholt. Jhre Schlöffer

waren und find noch heute voll von Van Dycks (befonders bequemen Muftern. weil fie fchon in England gemalt waren und alfo die nationale Note hatten). von Rembrandts. von Rubens'. von holländifchen Landfchaftern. Da war den englifchen Malern geradezu in die Hand gegeben. was fie brauchten. übrigens ift es im Zufammenhang diefer ganzen Betrachtung intereffant anzumerken. daß es diefelbe Kunft war. auf die fpäter die Maler der anderen nordeuropäifchen Nationen zurückgriffen. als fie in ähnlichen Umitänden Hilfe brauchten.

Damit ift der Boden gefchildert. auf dem die Kunft Reynolds' und Gainsboroughs erwuchs.

Man pflegt diefe Künftler fo zufammenzukoppeln. Aber wie in anderen Fällen. in denen das der gemeine Sprachgebrauch mit Ländern oder Männern tut. muß auch in diefem die nähere Betrachtung die Verbindung löfen. Gewiß. diefelbe Kultur. eine Kultur. deren ariftokratifchen Charakter die Äußerungen der Sehnfuaft nach Natur und Leben immerhin mäßigt und eine gewiffe Nobleffe der Haltung von dem Kunftwerk ebenfo wie von dem Menfchen fordert. hält die beiden Maler zufammen. Aber wer über diefe Äußerlichkeiten hin ln den Kern ihres Schaffens dringt. findet zwei eher entgegengefeßte als nur verfchiedene Temperamente. die ohne Willen. vielleicht fogar wider Willen. jedem Werk ihre perfönliche Note mitteilen.

Iofhua Reynolds ift älter.

Seine Selbftbildniffe zeigen einen Mann von derben Zügen. blutvoller Farbe. deffen braune Augen unter dem kraufen braunroten Haar klug. weltfroh und tatenluftig hinausblicken. Wenn er fprach. fpraäf er von den großen Klaffikern Italiens. aber wenn er malte. hielt er fich zum Glück an den fiammverwandten Rembrandt. Sein Temperament ging refolut auf das Leben los; er dachte fich aus. die Schaufpielerin Siddons auf einem Thron in den Wolken als tragifche Mufe zu malen. aber er gab dann troß allem keine Göttin. fondern

die ganz lebendige Frau. Er emp-
fand die übliäje Porträthaltung als
ftarr und tot. Ging es an. fo gab
er feinen Geftalten Bewegung.
ließ die Kinder fich an die Mutter
drängen oder. wie auf dem berühm-
ten Bilde der Herzogin von Devon-
fhire. das Kind, die Ärmchen nach
der Mutter ftrecken. die Mutter die
Rechte fpielend erheben (ein echtes
Kinderfiubenmotiv). War der-
gleichen unmögliäj. fo zuckt es doch
um den Mund und in den Augen
feiner Menfchen. und läßt Inner-
liches durch die angenommene
Ruhe blißen. Ich habe immer das
Gefühl: hei! wie der gut Franz
Halfifch losgefahren wäre. hätt' es
die foziale Stellung feiner Auftrag-
geber nicht verboten. Die Pferde
auf feinen Bildern nüfiern alle
und werfen die Mähne. Seine
liebfie Farbe ift Rot. ungedämpft.
blutig. ohne eine Spur von Blau.
Es fchreit ordentlich auf gegen die
gebrochenen Töne der Rokokokultur.
wie ein Kraftwort gegen mattes
Gefäufel. Er hatte auch den Alten
die Kunft abgefehen. es haltbar zu
machen. und es leuchtet noch heute
in voller Frifche. Er bringt es mit

Schwarz zufammen und. was noch
fchwerer ift. mit Weiß. Das hat
ihn Rembrandt gelehrt. deffen
kühner und nervöfer Pinfelzug
ebenfo wie die Kraft der Farbe
feinem eigenen Wefen entfprach.
Er ging keinem Problem aus dem
Wege. eher reizte es ihn. einen
Reichtum an Formen und Farben
zu bändigen und neben dem Können
auch feinen eminenten Kunfkver-
|and zu zeigen,
Thomas Gainsborough liebte
von allen Farben das Blau. die
fkärkfie unter den kalten. Und fein
Meifter ift Van Dyck. der elegante
und zarte blaufilbrige Van Dyck.
wie er in England geworden war.
Damit ift der ganz vollkommene
Gegenfaß der Zeit- und Landes-
genoffen fchon aufgezeigt. Rey-
nolds hat fich zum Maler des eng-
lifchen Adels erzogen. Gainsborough
war dazu geboren. Wollte man mit
Worten fpielen. fo könnte man
fagen: er liebte eben auch das
Blut blau, Er tritt uns als ein
Mann entgegen. der ganz unferer
Jdee von echt englifch entfpriäft:
ein fihmales Geficht. die feinen und
geraden Züge wenig bewegt. das
Auge ftill. Eine mufikalifche Natur.
die ihren eigenen Klang mitteilt: er
hat wohl Grazie und Empfindung
ausgeliehen. wie Van Dock fchöne
Hände an die Modelle. die fie nicht
befaßen. Seine holden Frauen
mit der freien Anmut der fchlanken
Glieder. mit der reinen Schönheit
der ftillen Gefichter. mit dem feelen-
vollen Blick der klaren Augen
fäfauen wie Vollmond drein. Und
das Weiß und Blau ihrer Kleider
paßt dazu. Nobleffe - ich fage
nicht: Adel - hat niemals volleren
Ausdruck gefunden. Sein berühm-
teftes Bild. nicht fein ftärkftes. ift
der blue h0» ein fäflanker Junker
im blaufeidenen Kleid. Ein Anzug.
der wahrfcheinlich in der Wirklich-
keit unfchön genug. fiir den Maler
einfach unmöglich war. Er hat
diefes Blau gebändigt. der einzige.
der es gekonnt hat. denn es war
feine Farbe. Der warme braune
Ton einer nächtlichen Landfchaft.
aus der es nur in den Lichtern auf-
leuchtet. hebt feine Kälte auf. Es
ift das rechte Bravourftück für

diefen Meifter.
Als* ein ganz anderer erfcheint Gainsborough in der Landfchaft. Damals war ganz Europa beherrfcht von der Art der Pouffin und Lorrain. den Landfchaftern der großen Linie und der romantifchen Gotik. Und bei Gainsboroughs angeborener Vornehmheit würde es niemanden wundern. ihn auf diefem Gebiet der Mode huldigen zu fchen. Etwas davon ift ja auch wohl in feinen Landfäjaften zu fpüren. aber es fchwebt wie ein Hauch über den Bildern. die ihr Dafein und ihre Geftalt der frifchen Auffaffung des heimatlichen Landes. des wohlbebauten. üppig fruchtbaren. herdenreichen. verdanken. Sie erinnern ein wenig an die Landfchaften. die Rubens gemalt hat. da er als alter Mann auf einem Schloß im Flandrifchen lebte. das diefe Eigenfchaften mit dem Englifchen gemeinfam hat. Die unfentimentale Freude des Bauern fcheint aus ihnen zu fprechen (nicht die fentimentale Naturfihwelgerei des Städters). Es ift etwas Urgefundes in ihnen. man rieaft die fette Krume. Hier

ift die Abkehr vom Rokoko am wei-
tef'ten getrieben. Und Gains-
boroughs Perfönlichkeit muß jedem
gefpalten erfcheinen. der diefe
Kunft nicht als Erzeugnis ihrer
Kultur fich klar gemacht hat. Er
hat das Land gewiß nicht anders
angefehen als die fehr noblen Ad-
ligen. die er gemalt hat. Für
Menfchen. die wie die franzöfifche
Marquife diefer Epoche fagten:
..Wir kamen durch das Land. wo
in fchmußigen Hütten Tiere hauften.
die man Bauern nennt". war in
England kein Boden. Seine Gentry
hat den Zufammenhang mit dem
Ländlichen durch ihr Leben auf den
Gütern durch alle Epochen fefige-
halten. Gainsborough konnte des-
halb der erfte Maler fein. der diefe
Empfindung. die feit den Hollän-
dern verloren war. wieder in die
Kunft hineintrug. Die mittelbaren
Folgen für die neue Landfchafterei
waren unermeßlich groß.
Mit diefen beiden Meiftern. die
Lenbach mit Recht die ..Letzten aus
der Familie der Großen" genannt
hat. find ihre Zeitgenoffen und
Nachfolger nicht zu vergleichen.
Aber fie ftanden doch alle in der
künftlerifchen Kultur. die jene be-
gründet hatten. und bildeten fo eine
fiattliche Gefamtheit. auf die ihr
Volk Grund hat ftolz zu fein. Und
jedem von ihnen. von ihrem
Altersgenoffen Romney. dem Kin-
dermaler. über ihre Schüler Henry
Raeburn und John Hoppner und
ihre Enkelfchüler. wie Thomas
Lawrence. hinweg. find einzelne
Werke gelungen. die den ihrigen
gleichwertig find. Ja. der Gehalt
an neuer menfchlicher Empfindung.
die Modernität. wenn man fo fagen
darf. ift fogar gefiiegen. und viel-
leicht gerade nur deshalb ift von
ihrer gefchloffenen Form und der
finnliihen Schönheit ihrer Farbe
etwas verloren gegangen: als die
bare Zahlung. mit der jeder menfch-
liche Fortfchritt gebüßt werden
muß.
Die Berliner Ausftellung ent-
hielt mit fchwächeren und weicheren
einige der ftarken Stücke diefer
Maler. Von Raeburn fah man
das Bildnis einer alten Dame.
die in ihrem Garten fißt. prächtig

in Tüchtigkeit und Frauengefühl
wie eine Fontanifäje Edelfrau.
Von Hoppner die lieblichen ..Kin-
der Godfal" im Park bei unter-
gehender Sonne. Und man fah
Lawrences fchönftes Bild. die
..Miß Farren“. ein Werk. in dem
Freude an der Natur und einem
lieblichen Menfchenkinde fich zu ent-
zückender Wirkung vereinigen. Die
Vifion eines glü>lichen Augenbliäs.
in dem Wirklichkeit zum Märchen-
traum wird. Das junge Mädchen.
in leicht waliendem Atlasgewand.
fchwebt über die Blumenwiefe. an
dem blaugrünen Frühlingshimmel
hin wie eine der Wolken über ihr:
grau mit filbernen Lichtern.
Was der Landfchafter Gains-
borough begonnen hat. feste John
Eonftable fünfzig Jahre fpäter fort.
Der erfte. der Luft und Licht mit
den unbefangenen Augen des neuen
Menfchen betrachtete.
..e
So fteht die Kunft der großen
Zeit Englands vor uns. als erftes
Kapitel der modernen. Sie iß
wahr durch ihr Lebensgefühl und
fchön durch ihre Anknüpfung an
die befte Tradition. Friß Stahl.

Literarifme
Aus jungen Tagen. Eine
ErzählungvonGuftavWied.
Autorifierte Uberfeßung von Jda
Anders. Stuttgart. Are(Juncker.
Jch glaube niäft. daß Wieds.
des geifireichen Satirikers und des
wißigen Dramatikers Stärke der
Roman ift. Denn diefe Erzählung
ift doch im Grunde nur eine Reihe
von Szenen aus dem Leben oder
vielmehr aus einigen Lebensjahren
des Schriftftellers Gunnar War-
berg. Er f'teht im Mittelpunkt:
fein Freundfchaftsverhältnis mit
einem edlen Freund. der mit feiner
Gefundheit protzt und fchließlich an
der Schwindfucht ftirbt. fein Lie-
besverhältnis mit einer alternden.
liebestollen Kokette. die er mehr-
mals verfiößt um immer wieder zu
ihr zurückzukehren. bis er durch
einen weniger empfindlichen Nach-
folger erfetzt wird. feine Säfrift-
fiellerei. die ihm zwar Ruhm. fogar
eine gewiffe Führerrolle unter den
Jüngeren verfchafft. aber auch eine
Gefängnisftrafe einträgt. Ein Ende
hat die Erzählung nicht. Denn
wenn der Erzähler feinen Helden
zuletzt mit der Mahnung entläßt:
..Ja. von jetzt ab machen wir alfo
in Güte. Schönheit und Wahrheit."
fo ift das natürlich nur fatirifch
gemeint. Ein Mann wie Gunnar
Warberg kann. wie er im Leben
kein Rormal- und Muftermenfäf zu
fein verfieht. auch als Schriftfteller
nicht den vom fogenannten Idealis-
mus vorgezeichneten und geforder-
23erimta
ten Weg gehen. fondern er muß
fein Ziel verfolgen und wird weiter
ein Prediger des Realismus fein.
Ein gefchloffenes Kunftwerk alfo ift
diefe Erzählung durchaus nicht. Für
diefen Mangel entfchädigt es aber
durch eine Reihe gelungener Szenen
und ausgezeiäfneter Porträts. Außer
den fchon genannten Perfonen ift
z. B. ein Schultyrann hervorzu-
heben. in deffen Privatfchule der
Held einige Jahre fchlecht bezahlten
Unterricht erteilt; ein Vetter. der
ewig eine Stelle fucht und fchließ-
lich ein ganz verlotterter Lump
wird; eine adlige Dame. eine recht
verftändige Matrone aus der alten
Schule. die doch an dem jungen
frifchen Umfit'irzler menfchliches Ge-

fallen findet; ein humaner philo-
fophifäf angehauchter Gefängnis-
wärter. Der letztere ift mit echt
menfchlichem Mitgefühl. die anderen
meifi mit kecken fatirifchen Zügen
hingepinfelt. Das luftigfte fatirifche
.Kapitel ift die Schilderung eines
Frühftücks. das Warberg bei einem
Jugendfreunde. einem verheirateten
Rechtsanwalt mitmacht: wie diefer.
der ehemals tollfte der Jugendge-
noffen. durch die Ehe zu einem ver-
krüppelten. von Weib und Kindern
gepeinigten Philifter wird. Aber
diefe und andere fehr luftige. fernere
gemütliche ja rührende Szenen
laffen nicht vergeffen. daß das Buch
eben doch nur eine Reihe von
Szenen bietet und kein Ganzes. Und
noch eins. was nicht nur für diefes

Buch. fondern für hundert moderne
Bücher gilt: Gott erlöfe uns von
dem Buchfchmuck. Diefes rote Ge-
fchmiere des Einbanddeckels mit den
blauen Tupfen. dazwifchen ein
fchwarzes Titelblatt mit weißen
Buchftaben. das foll Schmuck fein!
Und darauf wird auch noch das
unvermeidliche Bhd. aufgekleckft. da-
mit man auch genau wiffe. daß die
Ausfchmückung von dem berühmten
Lucian Bernhard herrühre. Gegen
folche Greuel find wahrhaftig die
alten fchlichten Titelblätter ein
wahres Labfal für die Augen.
Ludwig Geiger.

Pfychologie der Volks-
dichtung. von l)r, Otto
Böck e l. Dru> und Verlag von
B. G. Teubner in Leipzig. 1906.
8 o. 432 Seiten. Preis Mk. 7.-,

Ju einer Zeit. wo das Jntereffe
an der Volksdiäjtung und ihrer
Wiederbelebung nicht bloß bei uns
in Deutfchland. wo es fich fogar be-
fonderer kaiferlicher Fürforge er-
freut. fo lebhaft wieder zu erwachen
fcheint. muß ein Buch wie das vor-
liegende empfohlen werden und in
weiteren Kreifen des Volkes will-
kommen fein. Das wird es ficher-
lich. obgleich es ein Werk von fehr
weitgreifender einfchlägiger Gelehr-
famkeit ift; einer Gelehrfamkeit. der
der Verfaffer ein ganzes Menfchen-
leben gewidmet hat. Und zwar mit
eingeborener Luft und Liebe; was
dem Buch in jeder Zeile und be-
fonders auch in dem warm gefühl-
ten Vorwort und Abfchluß anzu-
merken ift. Es ift eine klare. fach-
liche und durchgehends leicht faß-
liche Schreibweife. in der es gehal-
ten if't. Der Verfaffer vermeidet be-
fonders aua). was in diefem Falle
immerhin eine naheliegende Gefahr
gewefen wäre. jede mit der Senti-
mentalität feiner Lefer rechnende
patriotifche und fonftige fchmückende.
temperamentvolle Redensart; und
dennoch atmet feine getreue wiffen-
fchaftliche Sachlichkeit die wärmfie
und treufte Liebe zum Gegenfiand.
- Das Bmh ift in zweiundzwanzig
Kapitel eingeteilt. die ihren Stoff
vortrefflich. gründliäf und ohne jede
Weitfchweifigkeit - eher vielleicht
hier und da etwas zu knapp - er-
fchöpfen. Sehr viele und oft er-

greifend fchöne Beifpiele und Zitate
find in den Text eingefügt. Das
Werk fei von uns gern und warm
empfohlen.
Weimar. Johannes Schlaf.
Beiträge zur Literatur-
g e f ch i ch t e. Herausgeber
Hermann Graef.. Leipzig.
1906. Verlag für Literatur.
Kunft und Mufik.
Die bekannten kleinen grünen
Oktavheftäjen. Es liegen neuer-
dings Heft 7 bis 22 vor. Sie
bieten unter anderem Auffäfze über
die moderne Dorfgefchichte (Lulu
von Strauß und Torney). C. F.
Meyer (Karl Buff e). Lenau (Graef).
Rofegger (1)1'. Plattenfteiner). An-
nette von Drof'te-Hülshoff (Graef).
Hebbel (Bieber). Ulrich Branker.
der arme Mann in Tockenburg
(Wilbrandt). zr. Nießfche als Ly-
riker' (Paul Friedrich) ufw.
Kleine. leiäjtverfiändliche Auffäße.
meift von nachgerade etwas altmo-
difcher literarhiftorifäfer Methode
und Auffaffung. aber immerhin in-
ftruierend und belehrend und folid.
Weimar. Johannes Schlaf.
Religionsgefchichtliche
V o l k s b ü ch e r. herausgegeben

_--
__-
von Fr. MichaelSchiele-
Tübingen. ll.Reihe.7.Heft :Saul
David. Salomo. von Prof. hie.
l)r. G. Beer-Straßburg. Tübin-
gen 1906. I. E. B. Mohr (Paul
Siebert). 8". Preis 50 Pf..
kart. 75 Pf. 80 Seiten.
Ich glaube. wir dürfen. nach
diefem Bändchen zu urteilen. diefe
Serie gern empfehlen. Es gibt einen
hiftorifchen Überblick über die
große nationale Periode Israels
unter den drei Volkskönigen Saul.
David. Salomo. Es ift eine ge-
diegene. wiffenfchaftliche und gründ-
liche Arbeit. die mit klarer kritifcher
Akribie aus den altteftamentlichen
Quellen das Hiftorifche jener großen
Periode herausklärt. Und es zer-
|ört damit nicht die großen. menfch-
heitlichen Gefichtspunkte und Stim-
mungen der Bibel. wie das feitens
einer flachen. unheilvoll populären
Aufklärungswifienfchaft heute zu
gefchehen pflegt. Es if't klar und
im beften Sinne gemeinverfkändlich.
ohne fich der gediegenen Würde der
Wiffenfchaft zu begeben. Dankens-
wert ift es auch. daß klargeftellt
wird. mit welcher Methode die
Wiffenfchaft zuwege geht. die Bibel
als hiftorifche Quelle zu benuhen.
Das Büchlein wird nicht nur be-
lehren. es wird auch wirklich frucht-
bar fein. Es fei empfohlen.
Weimar. Johannes Schlaf.
L e i d e n. Der Roman eines
Knaben.VonDoraDuncker.
Berlin. S. Schottlaenders Schle-
fifche Verlags-Anfialt.
Der Untertitel könnte leicht zu
der Annahme verführen. als ob es
fich auch hier. wie in fo vielen Ro-
manbüchern der neueften Zeit und
vorläufig wohl zur Genüge. wieder
um die Entwicklungsgefäfichte eines
Kindes. bezw. einer „Jugend“.
handelte. Glücklicherweife. und zum
Lobe des Romanes fei es aner-
kannt. ift dies nicht der Fall. Der
Knabe. von dem die Rede ift. tritt
in einem Alter von bereits fechzehn
Jahren und als gefeftigter. man
möchte fafi fagen ausgereifter Eha-
rakter auf den Schauplatz. Er fteht
auch nicht fo vorherrfchend. wie
ebenfalls der Titel glauben machen

könnte. im Mittelpunkt der Gefcheh-
niffe; das ift vielmehr feine Mutter.
die als Malerin berühmte Gräfin
Kipping. geborene Klara Möbius.
und ihre Eheirrung mit einem
jungen Münchener Maler. Flott
und fpannend bis zum Schluß ift
die Erzählung gefchrieben: das find
wir ja bei der beliebten und in
zahlreichen Werken bewährten Ver-
fafferin gar nicht anders gewöhnt.
Die Eigenart. der befondere Reiz
des Romans „Leiden“ liegt aber in
den Trägern der Handlung: nicht
fchablonenhafte Typen. Gattungs-
repräfentanten der menfchlichen Ge-
fellfchaft find es. fondern bis hinab
zu den Nebenfiguren wahrhaft in-
dividuelle Perfönlichkeiten. mit all
den Schwächen und den guten
Seiten des Charakters. wie fie das
wirkliche Leben mit fich bringt (z.
B. die prächtig und markant ge-
zeichnete Figur Riedingers). Daher
wirken fie auch fo lebenswahr. da-
her erwecken und feffeln fie die rege
Anteilnahme des Lefers an ihrem
Schickfale. und dadurch erhebt fich
auch das Buch an innerem Gehalt
und künftlerifchem Wert weit über
die einfache ..gute Unterhaltungs-
lektüre“. B.

Literarifche Berichte
Charlotte Adutti. ein BuchderLiebe.VonFelir Hollaender. Berlin.))l'. Wedekind & Co.
Ein feines. ernfxes Buch. das uns das Zufammenbrechen einer Frau. die Pflicht und Handeln nicht vereinbaren kann. zeigt. Wunder-voll gedrängt ift die Sprache und die Pfychologie ift tiefgründig und voll poetifchen Reizes, Aber. was wichtiger ift. eine gefunde. ftarke Weltanfchauung fpricht zu unsx ..Es gibt nur eine Religion. die für jeden in dem Sinne rückver-bindlich if't. als er für fich felber die Verantwortung trägt. Jeder Menfch muß alfo feine Freiheit mit feiner Vernunft in Einklang bringen." - Diefe neue Arbeit Hollaenders ver-einigt eine ftarke romanhafte Ver-anlagung mit feinfter pfychologi-fcher Erkenntnis. Straff in der Konzentration der Erzählung bricht doch überall das Temperament der Menfchen durch. und wir fehen fie vor uns in ihren Kämpfen und Krämpfen. in ihrem Wefen und ihrer Art. Ein Buch. das Hollaen-der Freunde werben wird.
A. Halbert,
Ringelreihen. Herzige Kin-derlieder, Von Udo Sieg-fried Feffel.
Verlag Otto Tobies. .
Fein abgetönte Kinderlieder. fchelmifch-luftig und voller Herzig-keit: - :
Ein Blümlein ifi im Garten
erblühet über Nacht;
ein Vöglein hat gefungen.
die Sonne hat gelacht.
Und 's Blümchen hat geläutet
mit feinem Glöckelein: .
Wacht auf. ihr Siebenfchläfer.
der König Mai zieht ein!
Leitfaden der Kunfige-fchichte. Von Wilhelm B u ch n er. Effen. Verlag Bae-deker. * *
Eine zehnte Auflage diefes Buches bedeutet von vornherein eine Empfehlung. Denn fie beweifi. daß die Befiimmung des Werkes für höhere Lehranftalten und zum Selbftunterricht vollauf erfüllt wird. Die Gliederung der umfang-reichen Materie und die Gründ-lichkeit des Stils werden ergänzt*

durch vorzügliche Reproduktionen
von Kunftwerken alter und neuer
Meifter. Da ift Raphaels Madonna
ebenfo wirkungsvoll wie Böcklins
Hannover.
Toteninfel oder Mar Klingers
Beethoven.
Ein Buch. das man warm_
empfehlen kann. H.

Redaktion:l)r.SylviusBruck.A.Halbert.KurtFliegel.AlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H al b e r t - H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Jnferatenteil: P aul Nowotn y in Berlin:Friedenau.
Zufchriften nnd Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adrefficrrn
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin lil. 35. Schöneberger Ufer 32."
oder ..Breslau lll. Siebenhnfenerfiraße 11/15".
Verlag ..Nord nnd Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Sehottlaenders
Schlefifche Verlags-Anftalt G, rn. b. Ö.. Berlin. Breslau. Leipzig),
Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S ch ottlaender. Breslau ill.

Emeönufibetyionatsfihnfi
Noll li
?MeenäetlslSchlelYeiYserWm
32. Jahrgang Band 124 März 19()8 Heft 372

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Zweites Buch.
Erfies Kapitel:
Alexander lebte feinen Schmerz um die verlorene Mutter auf eine befondere Art aus. Er nahm in den erften Tagen nur die notdürftigfte Nahrung zn fich und ging nicht in die Schule. die er ohnehin in wenigen Monaten vrrlafien follte. da er ihr Endziel erreicht hatte.
Er hatte die Schule immer mit Widerwillen befucht. Er war ja auch hier ein Einfamer gewefen.
Als aber die erfien Tage feiner Freiheit. die er fich aus eigener Machtvollkommenheit eingeräumt hatte. hinter ihm lagen. trieb es ihn zum Lehrer.
„Ich kann nicht mehr in die Schule gehen." fagte er mit gefenktem Kopfe und drehte die Mütze verlegen zwifchen feinen Fingern. ..Ich würde." fuhr er fort. „dafitzen und kein Wort hören. Und all die Gefichter rings um mich herum müßten mich krank machen.‟
Der Lehrer nickte. Er glaubte diefen armen Jungen zu begreifen.
„Was willfi du denn werden. Alexander?" fragte er. „Ein Menfch in deinem Alter muß fich doch dariiber fchon Gedanken gemacht haben. Und nun. da du mutterfeelenallein bift. tritt - follte ich meinen - diefe Frage mit doppelt fchwerem Ernfk an dich heran."
Alerander zuckte die Achfeln. Und der Lehrer wurde ein wenig ungeduldig.
..Spürfi du denn nicht zu irgend einer Sache Lufi und Neigung in dir? Jeder Meufch -“ Er hielt inne und fah in das vergrübelte Geficht des Knaben. auf dem ein feltfam verkniffener und fremder Ausdruck lag. -
„Nun?" fragte der Lehrer gefpannt.
Alexander erwaihte. Seine Züge wurden wieder undnrchfichtig und teilnahmslos.

..Ich will gar nichts werden.“ antwortete er.
Der Lehrer fchüttelte mißbilligend den Kopf. ..Iunge. Iunge."
fagte er warnend. ..was für fchlechte Vorfätze find das. Denk an deine
Mutter! ‚Sie hat es doch um dich verdient. daß du vorwärts ftrebft und
ein Menfch wirft."
Alexander lächelte vergrämt.
Der Lehrer reichte ihm die Hand.
Wenn du einmal einen Menfchen brauchft. mit dem du dich aus-
fprechen möchteft. fo komm zu *min Und wenn du ein Wort von mir
auf den Weg haben willfi. fo ift es diefes: Arbeit ift des Blutes Balfam.
Arbeit ift der Tugend Quell. Wer arbeitet. ift fröhlich - und nun geh
mit Gott."
Alexander verließ den Schulhof.
..Gott geht nicht mit mir.“ fagte er dumpf. „und die Menfchen
auch nicht. Ich gehe allein meinen Weg."
Und diefer Weg war mit Dornen befät.
Er dachte im f'tillen: Ich müßte mich auf und davon machen und nicht
eher ruhen. bis ich ihn finde, Und dann müßte ich vor ihn treten und
ihm fagen: du darfft nicht länger leben. Denn du haft den befien
Menfchen auf der Erde zugrunde gerichtet. Und mich haft du um meine
fröhliche Kindheit gebracht - und gezeichnet - fo daß meine Jugend
einfam war - und vergiftet von Anfang an.
Er fühlte der toten Mutter gegenüber eine Schuld. Sie hatte in
ihrer letzten Stunde feine bitteren Gefühle gegen den fremden Vater
‟aus feinem Herzen reißen wollen. Und er hatte es nicht iiber fich ver-
mocht. auf ihr Flehen Ia zu fagen. Selbft in feinem Schmerz und feiner
tiefen Liebe zu ihr. die ihm - feit fie unter der dunklen. geheimnis-
vollen Erde lag - wie eine Heilige vorkam. konnte er feines Haffes
niäft Herr werden. Er malte fich in Gedanken aus. wie es hätte fein
können. wenn ein guter Vater ihn als kleinen Jungen auf den Schoß
genommen und er vor Vergnügen laut aufgefchrieen hätte.
Er hungerte ja nach Liebe. Was die Mutter ihm gegeben. war
unendlich viel gewefen. Aber das Leiden und die Herzensnot der Mutter
hatte Wermut und Harm in ihre Liebe gegofien. Seiner Kindheit hatte
das Lachen gefehlt. So war fein fiiller Platz immer zu ihren Füßen
gewefen. während andere Jungen gelernt - gelacht - gejauäfzt -
gefpielt hatten. Wenn er die Menfchen haßte und ihnen mißtraute -
wer war fchuld daran?!

Er würde ihm gegenüberftehen und nicht mit der Wimper zucken.
„Ein Leben haft du zerftört." würde er fagen. ..und ein anderes in die
Welt gefeßt. Und beides war Sünde. Und um diefer doppelten Sünde
willen fei Gott dir barmherzig. Jäj kann es nicht."
Der Gedanke an das. was nun folgen müßte. machte ihn erbeben.
Mit ihm war es zu Ende. Aber fein Leben hatte einen Zweck gehabt und
eine Erfüllung. Denn diefes war ja die Aufgabe. der er nachhing. feit
er denken konnte. und die ihn wie ein böfer Traum am Tage und in
der Nacht verfolgte.
Unten in der Wafäjküäje lag das Geld der Mutter - zwei wollene
Strümpfe mit harten Talern gefüllt. Er brauchte alfo nur die Reife
anzutreten. Für eine Weile langte es. Warum zögerte er? Warum
führte er feinen Entfchluß nicht aus? Warum blieb er in diefer Stadt.
wo niemand nach ihm fragte. wo der Großvater ihn mit fcheelen Blicken
anfah. und die Großmutter ihm widerwillig den mageren Bifien hin-
warf (O. wenn fie wüßten. daß er ein reicher Junge war - wie
gierig würden fie über ihn herfalleni).
Er konnte fich nicht vom Grabe der Mutter trennen. zu dem er in
der Dunkelheit fchiich. Und dann fühlte er. daß er erft ftärker und härter
werden müßte - fo meinte er wenigftens - um feinen Vorfatz ausführen
zu können.
kk * 'lc
Der Flickfehufter zog ihn in die Werkf'tatt. nachdem er ihm einige
Tage Ruhe gelafien hatte. ..Nun ift es mit der Faulenzerei zu Ende."
fagte er. ..Von morgen ab geht es an die Arbeit. Sollft ein Schufter
werden wie ich und dir dein Brot verdienen lernen.“
..Jch ein Schulter!“ Alexander warf den Kopf zurück. Und zum
erfien Male hörte Meif'ter Feuftel den Jungen lachen. Aber diefes Lachen
klang feinen Ohren nicht gut. Frech und fihamlos erfchien es dem
Meifier.
„Ich ein Schufieri" wiederholte Alexander; und fein Geficht drückte
einen namenlofen Hohn aus.
Der Schufter ließ fich auf keine Diskuffion ein.
..So ein Lumpenkerl!“ fagte er ingrimmig. ..Meinft etwa. daß
dir die gebratenen Tauben in den Mund fliegen werden - daß du dem
Herrgott die Zeit ftehlen kannft! Wer hat dir denn die Raupen in den

Kopf gefeht. mein Bürfchchen - He. möchtef't nicht das Maul auftun
und Rede und Antwort ftehen.“
..Nein." entgegnete Alexander. ..ich will nicht antworten.“ Und
nun blickte er den Großvater halb mitleidig an. Er fühlte auf einmal
folch eine Kraft und Überlegenheit in fich.
Der Großvater hob die Hand empor.
Aber Alexander fchrie mit funkelnden Augen: ..Rühr' mich nicht
an. oder es gefchieht etwas!"
Der Schufter wich erfchreckt zurü> und wifchte fich den Schweiß
von der Stirn.
..Mit dir nimmt's ein böfes Ende." fagte er fcheu.
Und Alexander nickte und erwiderte kurz: ..Darin magft du recht
haben.“
Seitdem hatte er im Haufe keine ruhige Stunde mehr. Der Meifier
wagte nicht mehr offen mit ihm anzubinden. Öfter als einmal
jedoch fragte er ihn. was er eigentlich in feinem Haufe herumlungere.
das keine Heimfiätte für Tagediebe fei.
Alexander ging ihm aus dem Wege. Sobald der Morgen kam.
machte er fich davon und ließ die Mauern der Stadt weit hinter fich.
Sein junger Körper. der plötzlich in die Höhe gefchoffen war. brauchte
Bewegung. Und ftundenlang mußte er wandern. ehe er Ruhe fand.
Er fühlte den tiefen Zwiefpalt in fich und wußte in feiner Ratlofigkeit
nicht. wohin fein Weg führte. Am Ende hatte der Großvater mit feiner
Behauptung recht. daß alle Keime zum Böfen in ihm lagen. Aber
dann hatte das Schickfal es fo gewollt. und dagegen konnte man fich
nicht auflehnen.
Und wenn er ein Tagedieb und Taugenichts wurde. fo trug wieder
niemand anders die Schuld. als der. welcher ihm das Leben gegeben.
In der Einfamkeit des Waldes pochte fein Blut weniger laut.
Daun ftreckte er fich weit aus. legte die verfchränkten Arme unter den
Kopf und fah in die Sonne. Die Sonne tat ihm gut. Hier im Walde
gehörte ihm allein die Sonne. Und in der Einfamkeit konnte er in fich
hineinweinen. ohne daß es eine Menfchenfeele fah.
Warum raffe ich mich nicht auf und fuche in der Arbeit Frieden?
Er fühlte dunkel. daß er fich felber aus der Gemeinfchaft der Menfäjen
f'tieß und den feften Erdboden verlor. Und feiner Trägheit begann er
fich zu fchiimen.

Aber wo war die Arbeit. die ihm Heilung bringen konnte!? Schufter
werden - wie der Großvater es verlangte - mit Peäf und Pfriemen
umgehen lernen. bei der Glaskugel fißen und über das Leben grübeln -
es fchüttelte ihn,
Die Mutter hatte gearbeitet wie ein Lafttier und fich die Grofchen
vom Munde abgehungert. um die Taler für ihn zu fparen. Er wäre
fich wie ein Verbrecher vorgekommen. wenn er an diefen Befiß gerührt
hätte. Wie wunderlich war es. daß er nichts von ihrem Arbeitstriebe
in fich fpürte. Sein träges Blut mußte das Erbe vom Vater fein. Eine
andere Erklärung gab es dafür nicht.
Wenn folche Erkenntnis über ihn kam. erhob er fich unruhig und
eilte in Haft weiter.
Aber im dunkelen Grunde feiner Seele glomm eine fchwache Hoff-
nung auf: Irgend etwas Edles und Koftbares mußte in ihm verborgen
fein und würde eines Tages hervorbrecheu. Wenn es nur einen Menfchen
gäbe - dachte er - dem ich mein Herz ausfchütten könnte.
An einem Vormittage fiieß er von ungefähr auf eine Höhle. die ihm
dunkel und geheimnisvoll entgegenftarrte.
..Was ift denn das?" fagte er unwillkürlich vor fich hin.
Und zu feinem Todesfäjrect hörte er. wie eine Stimme. die der
feinigen glich. diefe Worte wiederholte.
War das ein toller Spuk? Oder äffte ihn jemand. der hinter ihm
hergefchlichen war?
..Jft hier jemand?" rief Alexander.
Und in dem nämlichen Augenblick fchallte ihm feine eigene Frage
entgegen.
Da merkte er. daß das Echo aus der Höhle kam. Ihm war aber
doch unheimlich zumute geworden. Und dennoch lo>te ihn das gauk-
lerifche Spiel.
..Wo bin ich?“ rief er. Es tönte im Nu zurück. Das war ein
fcltfames Erlebnis. Wie fremd die eigene Stimme klang! Er wurde
plötzlich beredfam. ..Hallo - heraus aus dem Bufch . . . Hier fteht
ein armer Junge. dem niemand gut ift . . . Mutter. hörfi du mich!
Liebe Mutter im Himmel. ich will nicht fchlecht werden! . . Er fchluchzte
auf. Und auch fein Schluchzen gab die Höhle mit grauenhafter Deut-
lichkeit wieder.
Von feiner Stirn tropfte der Schweiß.

Du fürchteft dich am Ende gar - dachte er und raffte fich zu-
fammen.
Er überlegte einen Augenblick. ob er nicht hineingehen und die
Höhle unterfuchen follte. Aber ein Schauder hielt ihn zurück. - Und
plötzlich fühlte er. wie fein Blut fto>te. Denn aus ganz unmittelbarer
Nähe vernahm cr ein leifes. filbernes Lachen.
Und wie er fich umwandte. erblickte er ein kleines Fräulein. das
die braunen Locken fchüttelte und ihn halb neugierig. halb fpöttifäj be-
trachtete.
Alexander fchämte fich. ..Willft du dich über mich luftig maafen?‟
fragte er und warf einen finfteren. trohigen Blick auf fie. Die Kleine
in ihrem weißen Kleid fchien zuerfk verduht. Dann aber faßte fie fich'
und fing von neuem zu lachen an. Wie fie jedoch fein vergrämtes Geficht
fah. wurde fie ftill.
..Mach doch nicht fo böfe Augen.‟ fagte fie. ..Es frißt dia) ja
niemand.“
..Adieu.‟ er wandte fich zum Gehen.
..Bitte. noch einen Augenbli>!“ rief das Fräulein.
Alexander drehte fich um. ..Was willft du denn von mir?‟
Sie zwinkerte ein wenig mit den Augen; und ftatt feine Frage
zu beantworten. fagte fie: ..So ein grober Junge!‟
..Ich habe dich nicht gerufen!“ gab er zurück.
..Pfui!‟ rief fie. ..Wie häßlich bift du!‟
Alexander verfchränkte die Arme. ..Ganz recht haft du.“ erwiderte
er. ..meine Hand darauf - ganz recht haft du.“
Ihre Lippen kräufelten fich in leifem Ubermut. und fie betrachtete
ihn prüfend auf feine Worte hin. ..JG meinte es zwar anders -- aber
im übrigen - hiibfch bift du auch nicht. Gewiß nicht.‟ fügte fie be-
kräftigend hinzu. ..Aber du haft etwas.“
..Was habe ich denn?“
..Jaj werde mich hüten. es dir zu fagen.“
..Laß es bleiben.“
Sie nahm plötzlich feine Hand und fagte fo innig. daß es ihn
durchriefelte: ..Mach nicht fo traurige Augen.“
Der große Junge wurde blutrot.
..Wie heißt du denn?‟ fragte fie zutraulich.
Widerwillig nannte er feinen Namen.

„Alexanderi‟ wiederholte fie ganz langfam. als ob fie die Laute auf der Zunge fchmeckte. ..Und ich heiße Elifabeth - Elifabeth von Sydow . . . . Komm. feß dich."
..Du. laß dich nicht* mit mir ein!" Alexander hob warnend den Finger. _
..Bitte. bitte - felz diajl"
..Man kann ja auch fiehen.‟
,.Nein - es ift gemütlicher.“
..Und wenn ich nicht will? . ,
..Ich kann ja auch gehen.“ Sie wandte ihm den Rücken. ..Das möäfteft du wohl." fagte fie und drehte fich wieder um. ..Nun gerade niäft.“
..Wie du willft - mir kann es gleich fein."
Sie fiand in arger Verlegenheit da. Aber bald darauf faßte fie fich ein Herz.
..Dir muß es recht fchlecht gehen." meinte fie in tiefem Ernfi.
..Wärft fonft nicht fo unfreundlich."
Wieder machten ihn ihre Worte betroffen.
..So eine kleine Hexe will in mich hineinfehen." höhnte er. ..Niemand kann in mich hineinfehen." Und in einem plötzlichen Einfall fügte er hinzu: ..Wer das kann. wird auf der Stelle blind."
„Einer kann es doch." entgegnete fie fiegesbewußt.
..Wer?" fragte er gefpannt.
„Der liebe Gott."
..Es gibt gar keinen Gott."
,.O. du böfer Junge!" rief fie. ..Du böfer. böfer Junge! Dann betcft du wohl auch nicht. wenn du dich fchlafen legfi. und wenn du auifiebfi?‟
..Joh bete niemals.“
,.Na." fagte fie. ..in deiner Haut möchte ich nicht ftecken. Ganz gewiß kommft du in die Hölle."
„Das will ich auch." erwiderte er feelenruhig.
,.So.‟ machte fie.
..Und weißt du auch. wie es einem da geht?"
..Weißt du es denn?"
„O ja. mir hat es die Therefe erzählt."
..Und woher weiß es die Therefe?"

..Frage nicht fo dumm. Die Therefe ifi fiebenundfiebzig Iahre. Die wird es wohl wiffen.“
..Einen Quark weiß fie." fagte Alexander.
Die kleine Elifabeth mußte laut auflachen,
..Willft in die Hölle und weißt nicht. wie es da zugeht. So ein dummer Iunge."
Die ganze Sache fing fie auf einmal höchlichft zu belufiigen an.
Aber dann wurde fie mißtrauifch.
..Du willft mich wohl aufziehen? Oho. da kommfi du bei mir fäflecht an . . . Wohnft du weit von hier?‟ fragte fie plößliäj unvermittelt.
..Dicht bei der Hölle." erwiderte Alexander. ..Frühmorgens gehe ich immer aus. weil es mir zu warm dort wird."
„HW‟ machte fie. ..Du könntefi mich eigentlich mal mitnehmen."
..Na. ich möchte dir doch nicht raten. Es ifi höllifch warm."
Nun [achten fie beide wie aus einem Halfe.
..Sieh mal an - lachen kann er auch.“
Alexander erfchrak bei diefer Entdeckung.
..Es kommt nicht oft vor." fagte er finfier. und feine Bitterkeit wachte wieder auf.
Bei dem fcltfamen Ton feiner Stimme wurde das kleine Mädchen ernf't.
..Schrecklich leid tufi du mir.‟ fagte fie nachdenklich.
..Ich brauche dein Mitleid nicht.“ erklärte er.
..Du - fei nicht fo paßig. Ich kann mitleidig fein. mit wem ich will. Und mit dir habe ich Mitleid. Bafta. Man braucht nur in deine Augen zu fehen und weiß. was für ein armer Iunge du bifi." *
..Gar nichts kannft du aus meinen Augen fehen.“
..Dann merk' ich's eben deiner Nafenfpiße an. wenn dir das lieber ift.“
..So." fagte er. ..jetzt habe ich genug von deinem Unfinn. Mach du deine Scherze mit anderen - mit mir nicht.“
..Ah bleibe doch noch ein bißchen, Ich meine es ja nicht böfe.
- Wenn du denkfi. mit mir fiiinde es befonders gut. fo bift du auf dem Holzweg."
..Ich muß jetzt aber fort. Alfo Adieu . . . Wie heißt du rafch?"
..Schrecklich eigenfinnig bifi du. Und nicht einmal meinen Namen haft du dir gemerkt. Elifabeth Baronefie von Sydow.‟

Sie machte einen gravitätifchen Knie. als wäre fie in der Tanz-
fiunde.
..Baroneffe? Was für ein Tier ifi denn das?‟ fragte er fpöttifch.
..Du!" Sie hob den Zeigefinger drohend in die Höhe. ..Jetzt
wird's zu bunt. Wenn du ein Prinz wäreft. könntefi du dich nicht mehr
auffpielen."
..Ich bin ein verlorener Prinz.“
„Hui" machte fie und riß die Augen erfiaunt auf.
..Die Gefchichte mußt du mir erzählen. Ich habe Gefchichten fo
gern.“ .
..Denke dir." fuhr fie eifrig fort. ..ich habe immer geträumt. ich
würde einmal einen verlorenen Prinzen finden.“
Er zog feine Mundwinkel tief herab.
..Wie kann man nur fo dumm fein und alles glauben."
..Dann hafi du mich alfo belogen? Und bifi am Ende gar - -‟
.. - ein Schufterjunge." ergänzte er höhnifch.
..Das glaube ich dir einfach nicht. Schufterjungen fehen anders aus.“
..Ich bin doch einer.“ fagte er verächtlich. ..Da haft du's nun.
Mein Großvater ifi ein gemeiner Fliäfchufter."
Sie ließ fich nicht aus der Faffung bringen. ..Schließlich muß
es auch Flickfchufter geben.‟ fagte fie gelaffen. ..Und was ifi dein
Vater?"
Er zuckte zufammen. ..So fragt man Bauern aus.“ und gleich
darauf: ..Ein niederträchtiger Fraß bifi du."
Er rannte fort.
„Ich bin morgen wieder hier - hörfi du!‟ rief fie ihm nach.
Er drehte fich nicht mehr um. Der Geier foll dich holen. Mich
fiehfi du nicht wieder - dachte er.
Das kleine Fräulein fiellte fich vor die Höhle; und mit ihrer filbernen
Stimme rief fie in das Dunkel: ..Alexander heißt er" - fie laufchte -
..und hat traurige Augen - und ift doäf ein verlorener Prinz.“
Und das Echo gab ihre Worte wie eine füße Melodie zurück.
* 'k *
Das kleine Fräulein. Elifabeth Baroneffe von Sydow. ging am
nächfien Morgen pünktlich zu derfelben Stelle. wo fie am Tage zuvor
Alerander getroffen hatte.
Alexander jedoch war nicht gekommen.

Gut -- er wird fich verfpäten. Aber er läßt mich nicht im Stiche.
Nein. das kann er nicht.
Sie hatte fich ihren großen Strohhut aufgefetzt. der mit einem
Kranz von rotem Mohn umfchlungen war. und fah mit gefpannten
Augen befiändig nach dem Wege. auf dem er doch endlich erfcheinen
mußte.
Er ließ fich nicht blicken. Und nachdem Stunden verronnen waren.
trollte fie mit gefenktem Kopfe heim.
Am folgenden Tage war es genau fo und nicht anders am dritten.
Und da niemand in der Nähe war. vor dem fie fich hätte fchämen müffen.
fing fie bitterlich zu weinen an. Und fchließlich gab fie ihrem Schmerze
lauten Ausdruck; ..Bildeft dn dir ein. ich hätte dich lieb!" fchrie fie in
die Höhle. ..Gar nichts mache ich mir aus dir. du böfer Junge du!“
Sie knipfte Daumen und Zeigefinger zufammen. - Und felbfi diefes
Knipfen gab das Echo wieder.
Sie wurde immer heftiger - gleichfam als ob fie ihr Leid be-
täuben wollte. ..Die Augen kratze ich dir aus! Und heute ift es das
lehte Mal. daß ich auf dich gewartet habe. - Meinft du. ich laffe mich
deinetwegen zu Haufe fchelten?! - Und deine fchwarzen Haare raufe
ich dir ebenfalls aus. Ganze Büfchel follft du los werden. Und wenn
du fchreift. dann laäfe ich noch obendrein . . . So werde ich lachen -
hörf't du!" Aber das Lachen blieb ihr im Halfe ftecken.
Und als fie in den großen Schloßhof trat. der rings von alten
Kafianien umgeben war. feste fie fich betrübt an den Springbrunnen.
der inmitten des Hofes ftand.
Die Therefe kam auf fie zugehumpelt. „Wo warft du denn nur.
Kind.‟ fagte fie. „Der Papa hat nach dir gefragt und ift ganz böfe
geworden."
In einer.Anwandlung des höchfien Zornes fteckte fie die Zunge
heraus.
..Laß mich zufrieden.‟ entgegnete fie. ..Ich will nichts mehr
wiffen."
Die Alte fah fie verdußt und prüfend an. „Kind. was ift denn
in dich gefahren! Wirfi doch vor der Therefe kein Geheimnis haben . . .
Außer Rand und Band bift du ja!“
Sie firich ihr das wirre Haar aus der Stirn und feste fich neben fie.
„Genau fo ftörrifä) war deine Mama.‟ fagte fie. ..Die konnte
einen gerade fo böfe anfehen wie du."

Sie blickte fich erfchreckt um. als fürchtete fie fich vor ihren eigenen Worten.
Das Kind faßte fie plötzlich an den dürren Arm. daß die Alte auffchrie. ..Pack mich nicht fo fefi an; fonft gehe ich wie ein alter Topf in Scherben . . . In meinen Jahren! O jemine!"
..Nein. Therefe. wie du komifch bift."
Sie lachte in ihrem Grame auf.
Gleich darauf wurde fie wieder ernfi. ..Ich will zu meiner Mama.‟ rief fie. ..Ich will fort von euch.‟ Ihre Lippen zuckten. ..Ich friere hier. und meine Mama liegt in einem himmelblaufeidenen Bett und wartet auf mich. Ich weiß es gewiß."
..Pfi!" machte die Alte. ..Daß der Papa es nicht hört. übel ginge rs dir fonf't."
Elifabeth ftarrte vor fich hin. Von der Mama flogen ihre Gedanken zu Alexander.
Und die Alte fpürte. daß etwas Fremdes und Seltfames in ihr verging.
..Ich bin ftumm wie das Grab. Mir kannft du es doch fagen. Mir kannft du es fagen. mein Liebling. Aus mir bekommt niemand was heraus."
Elifabeth fah fie zweifelhaft an,
„Wenn du davon fprichfi. bin ich Schuß mit dir. und alles ift aus. - hörf't du. Therefe."
..Ich höre. Kind. Die Mama hat mir auch alles gefagt. und ich habe den Mund nicht aufgetan."
..Therefe. komm diäjt heran zu mir."
Sie zauderte noch einen Augenblick. ehe fie kaum hörbar flüfterte:
..Ich habe im Walde den verlorenen Prinzen getroffen.“
..Den Kuckuck noch einmal.“ antwortete die Alte.
„Wie fieht er denn aus?‟
..Es if't gar kein Prinz."
„Was denn?"
..Ach. du verfiehft das nicht."
Aber die Alte beteuerte. daß fie es genau verftünde.
..Alfo gut. Es ift ein Schufterjunge."
Therefe machte ein enttäufchtes Geficht.
„Es ift auch kein Schufterjunge. Es ift doch ein verlorener Prinz.“

Die reines Herzens find Fehr Hollaender
Therefe feufzte.
..Ach. Kind. laß dir dcn Kopf nicht verdreht-n."
Sie fchlug die Hände zufammen, ..O jemine -- fang nicht fo "t-:l-
an. Haft kaum trocken hinter den Ohren und läufft einem dummen
Jungen nach."
Das kleine Fräulein von Sydew fiampfte mit dem Fuße auf.
..Eine garftige alte Here bift du! Ich habe es immer gewußt."
-Therefe wich entlec-t vor dem toi-nigra Kinde zurück.
..Die leibhaft-.gc Mania.“ murmelte fie. ..So ein Kufen." f---,-*-.
fie hinzu.
Ans dem Haufe trat ein alter Herr in einem fchwarzen Geht-ta
Er fah grau und verfallen aus.
Das Kind und die Magd fchraken zufammen. *
..Wo warfi du denn. Elifabeth?" fragte er und fuhr mit der welkin
Hand über feine müden. erlofcl'enen Augen.
Das .Kind gab keine Antwort,
...Haft du denn deine Arbeiten gemacht?"
*Sie fchjjttelte den Kopf.
..Es wird noch fo weit kommen. daß ict. dich fetten-bat muß.“
Er blickte fie vcrfiändnislos und vorwurforoll -xa.
„lind Sie follten befier aufpaiieu." fügte er. zu Ibm-ci,.- gewandt.
verweifend hinzu. ..Kein Verlaß auf Sie."
Die Alle ließ deiniitig den Kopf fallt-u.
.Ski-r ven Sndon* ging langfam in das .Sant- zur;(ck.
Als er verichuiunden war. atmeten bind-.- auf.
..Soll ich dir die Puppen holen. .Jtindcl'en?" fragte dic 'Alle
fchiueichelnd,
..Ia." entgegnete Eliiabeth. ..Jar :eilt il-,ncn am Sprinc.bi.!1i!-e-
die Köpfe zeifchlagcn und fie im Waller fchwim-nen laffen.“ Dent drac
fie zufammen.
Die Therefe ini-*tc vor ihr nieder. „Wie fcha-u er denn aus. r* .1.
Seclchen?" fchmeirhelte fie. ..Ich izcle ihn dir her. Er ü!! i* .c d
frielet: und dir die Zeit vertreiben.“
Elifabeth fah fie mit blihenden Augen an.
'In kennt*: du ihn fchön. wenn du meinft. er ließe "nb l*: *l*
Jui Geächtchcn nnnoölkte fich. Sie wurde wieder nachd- .ti-.cl um*
trau-a.
4e*

Selbï¬portrÃ¤t.
Lovis Eorinth:
Zum Effay von Hans Hell.

- "7.x
Putin".
ik* ..|4
x:
" t
r):
n -â€ž _ â€ž
dÃ¤)-
'."5,/"

..Wenn er morgen nicht kommt." fagte fie. ..dann ift er auf und
davon. Ich weiß es befiimmt." Dabei zuckte es um ihren Mund.
Und in diefer Nacht tat fie kein Auge zu. ..Lieber Gott. behüte
meine arme Mama! Lieber Gott. mach - daß Alexander wieder zur
Höhle kommt!“
Und Alexander kam juft. als fie die Hoffnung gänzlich aufgegeben
haue.
Sie hätte ihm an den .Hals fliegen mögen - und hielt fich doch
mit Gewalt zurü>.
..Na. da bifi du ja wieder." fagte fie und mühte fich. hinter
einem fpöttifchen Ton die Freude ihres kleinen .Herzens zu verbergen.
..Ich kann auch wieder gehen." erwiderte er.
..Gott behüte." rief fie entfeßt und umklammerte ihn plößlich am
Handgelenk. fo daß er ganz verdußt wurde. Ein Drang - fich zu
bekennen - kam über fie.
..Drei Tage haft du mich warten laffen.‟ fagte fie zitternd. und ihr
blafies Gefichtchen bedeckte fich mit einer jähen Röte.
..Haft du überhaupt noch an mich gedacht?“ fragte er fkeptifch.
Sie antwortete fchlicht: ..Du weißt es."
Sie festen fich nebeneinander.
Dem kleinen Mädchen wurde fonderbar dabei zumute. ..Ich finde
es hier fo fchön." fagte fie leife; ..niemand fieht uns und niemand hört
uns . . . Und fo ftill ift es."
Der Iunge fchwieg.
..Du." begann fie von neuem und nahm fanft feine Hand. ..Ich
glaube. im Himmel ift Jahrmarkt.“
„LLie?" fragte er.
..Im Himmel ift Jahrmarkt." wiederholte fie und lächelte geheim-
nisvou.
Er lachte fpöttifch auf. ..Jahrmarkt im Himmel! - Und was
ift auf Erden?"
..Ein wunderfchöner Tag. Fühlft du es nicht auch?"
„Lfiein.‟ entgegnete er kurz und hart.
In ihren Augen ftieg es verräterifch auf. Sie rückte ein wenig
beifeite.
„Haft du niemanden lieb?" fragte fie nach einer Weile.
..Niemanden." klang es zurück.
..Ich glaube. daß ich dir gut bin." fagte fie fchüchtern.

..Laß es lieber bleiben.“
Sie fah ihn groß an und lächelte wieder auf ihre eigene Art.
..Weshalb foll ich dich nicht lieb haben?“
Er zögerte. ihr zu antworten.
..Bitte. bitte. fprich!"
..Wenn ich es dir fage. läufft du auf und davon."
..Reim das tue ich nicht - ich fchwöre es dir - und nun fag's fchnell.“
Er blickte ihr feft ins Auge.
..Ich gehe in die Welt.‟ begann er. ..und fiehle."
..O weh.‟ rief fie erfchreckt. ..Das tuft du ficher nicht."
..Doch." erwiderte er. ..ich tue es befiimmt."
..Und wenn du dann angezeigt wirft?"
..So leugne ich alles.“
..Und wenn du fchwören mußt?“
Seine Züge nahmen einen verächtlichen Ausdruck an.
..So fchwöre ich falfch.“
..Neim das tuft du nicht!" rief fie heftig.
..Ganz befiimmt tue ich es. - Da fiehfi du. was für einer ich bin.‟
..Und wenn du ins Gefängnis kommft?‟ fuhr fie mit entfeßter Miene fort.
„ - So pfeife ich ein Lied."
..Du bifi wirklich ein fchlechter Iunge."
Sie erhob fich haftig.
„IG ltabe es dir ja gleich gefagt. Und das Schlimmfie weißt du nicht einmal.“
..Noch etwas Schlimmeres?"
Sie traute ihren Ohren kaum.
„Etwas viel Schlimmeres."
Sein Körper nahm auf einmal eine firaffe Haltung an.
Die Kleine wagte nicht den Mund aufzutun.
In bangem. tiefem Schweigen fianden fie fich lange gegenüber.
Elifabeth von Sydow war auf das äußerfie gefpannt. Und plötzlich zuckte ein Einfall durch ihren Kopf.
„Willfi du jemanden totfchlagen?‟ fragte fie.
Er nickte,
Da fing fie - von Angfi und Grauen gefchüttelt - heftig zu weinen an.

Diefes unaufhaltfame Weinen. das kein Ende nehmen wollte. be-
wegte ihn. Und trotzdem gab er keinen Laut von fich.
In einer Aufwallung. die fie nicht unterdrücken konnte. legte fie
ihre feinen Armchen um feinen Hals.
„Wen willft du totfchlagen?" fragte fie bebend und in angftvoller
Espannung.
Langfam nahm er ihre Hände von feinem Hals. Es fchien. als ob
er fich an ihrem Schrecken weidcte. und als ob diefe Minute. in der er fein
Herz ausfchütteu konnte. ihn fiir die Qualen vieler Jahre entfchädigte.
..Meinen Vater fäflage ich tot."
Sie fchrie gellend auf.
Diefer entfeßliche Eindruck erfüllte ihn mit Befriedigung.
Nun glaubte er. daß fie mit böfen Worten auf ihn losgehen und
voll Abfcheu fich von ihm wenden würde.
Sie aber fagte wimmernd: ..Du armer Junge. was hat man dir
getan?"
Diefes Wort traf ihn unerwartet und bis in das Innerfte. Er barg
das Geficht in den Händen und wandte fich ftumm ab.
Und nach einer kleinen Paufe: ..Nun weißt du alles und merkfi
am Ende. wie es mit mir beftellt ift. Alfo geh deiner Wege und laß
mich in Frieden.“
Sie antwortete erfchüttert: „Ich gehe nicht. - fag. daß du mich
nur haft erfchrecken wollen."
..Ich kann nicht lügen." erwiderte er mit großem Ernfi. „Iäj muß
es tun."
„Tu" es nicht." flehte fie - und ihre Stimme war von Tränen
erfiickt, „Verfprich es mir."
„Das kann ich einfach nicht."
Ihre Miene wurde troftlos. Sie gab ihm ftumm die Hand zum
Abfchied und fchlich langfam davon.
Alexander fah ihr nach. bis der breitkrempige Strohhut mit den
roten Mohnblumen feinen Blicken entfchwunden war. Unbewegliih ftand
er da und fiarrte finfter vor fich nieder.

Lieber Alexander!
Ieden freien Augenblick bete ich zu Gott. daß er Dich in feinen
Schuß nimmt. Nie habe ich gedacht. daß es einen fo böfen Menfchen
gibt wie Dich. Mein Papa hat einmal zu mir gefagt. die Mama fei
der fchlechtefte Menfch auf Gottes Erde. und ich müßte fie ganz ver-
geffen. Aber das ift eine lange Gefchichte. die iäf Dir vielleicht fpäter
erzählen werde. Wenn mein Papa wüßte. was Du vorhaft. müßte
er das von Mama zurücknehmen. Natürliäf fage ich es ihm nicht. Ich
werde mich hüten - felbft der alten Therefe verfchweige ich es. Und
ich bitte Dich infiändig. zu niemandem davon zu fprechen. weil Du
davon nur Schaden hättef't. Ich bin felbft ganz traurig. daß ich das
Geheimnis weiß. Denn nun gehe ich herum. als wenn mein Herz einen
Sprung hätte. Ich fühle es deutlich. Und als ich in der Nacht auf-
wachte. wurde mir angfi und bange. Ich weinte leife in mich hinein.
damit die Therefe es nicht hörte und mich nicht ausfragte.
Lieber Alexander - ich habe fo fchreckliche Angfi um Dich. Iäz
würde mir den kleinen Finger abhacfen laffen. wenn ich Dich damit
retten könnte. Ich wollte Dich nie mehr wiederfehen. weil ich glaubte.
der liebe Gott könnte es mir niäft verzeihen. Ich will Dich aber doch
wiederfehen und morgen kommen. um Dir etwas zu fagen. Mit mir
ift nämlich auch nicht alles in Ordnung. und Du brauchf't Dir gar nicht
einzubilden. daß Du es allein fchlecht hättefi.
Diefen Brief lege ich an die Stelle. wo wir uns immer treffen,
Ich hoffe. daß Du ihn findef't.
Verzeihe den Klecks auf der erften Seite. Aber ich habe eine
fchre>liche Feder. Und jetzt eben ift auf das Papier eine Träne gefallen.
Um diefe Stelle ziehe ich einen Kreis und drücke einen Kuß darauf.
Dann haft Du einen Brief von mir mit einem Klecks. einer Träne und
einem Kuß.
Vergiß nicht auf mich zu warten. Ich komme ganz beftimmt.
Es grüßt Dich
Elifabeth von Sydow.
Wenn Du diefen Brief jemandem zeigfi. rede ich kein Wort mehr
mit Dir. E. v. S.
Ich habe den Brief noch einmal geöffnet. um Dich zu bitten. ja
pünktlich zu fein. Papa hat fehr gefcholten. weil ich fo fpät naäf Haufe
gekommen bin.
Herzlichft grüßt
E. v. S-
Diefen Brief fand Alexander am nächf'ten Tage fiatt feiner neuen
Bekannten vor. Er las ihn wieder und wieder. wobei ihm unbehaglich
zumute wurde.
Und plötzlich ftand fie im roten Mohnhut vor ihm - wie vom
Himmel heruntergefchneit.

..Ich wollte bloß fehen. ob du meinen Brief gefunden haft.“ fagte fie fcheu.
Sie fahen fich beide verlegen an.
..Eigentlich.‟ meinte Alexander fiörrifch. ..verftehe ich dich nicht recht.“
..Was verftehfk du nicht?" fragte fie ungeduldig.
..Daß du überhaupt noch mit mir fprichfi. Jch an deiner Stelle würde es nicht tun.“
..Warum denn nicht?“
..Der Hehler ift fo gut wie der Stehler." erwiderte er.
..Glaubft du?‟ fagte fie verblüfft.
..Ich fage nichts. was ich nicht glaube."
..Hm. Wer weiß. - Übrigens -" lenkte fie ab. ..traf ich unterwegs den Teufel. Er blies auf einer grünen Flöte."
..Oho. du willft dich wohl über mich luftig machen?‟ Er fah fie mißtrauifch mit halb zugekniffenen Augen an.
..Fällt mir nicht im Traume ein."
..Was redeft du dann folchen Schnickfchnackl“
..Ich rede die Wahrheit. Er faß auf einem Feldfiein und blies die Flöte."
..Erzähle das deiner Großmutter. aber nicht mir."
„Ich habe gar keine Großmutter.“
..Dann danke Gott im Himmel. Die meinige lebt und fieht aus wie eine alte Kaße. Und ihre Augen find fo boshaft wie - wie - wie deine _ - -- nein. das ift nicht wahr -‟ unterbrach er fich. ..fo boshafte Augen hat kein Menfch - nicht einmal du."
..Findeft du wirklich. daß ich böfe Augen habe?" fragte fie erfchreckt.
..Manäjmal kommt es mir fo vor.“
..Freundlich bift du gerade nicht.“
Er feßte fiäj auf einen Baumftumpf.
..Die Stelle. wo du geweint haft." fagte er. ihren Brief wieder aus: einander faltend. ..gefällt mir am befien.‟
..Sprich bitte nicht davon." bat fie fchüchtern.
..Wenn du es nicht willfi. fchweige ich. Jch habe das Schweigen gelernt. Verlaß dich drauf.“
..Jch auch." beteuerte fie. ..Das von meiner Mama kriegt niemand von mir heraus."
..Jch denke. mir wollteft du es erzählen!"

..Das will ich auch. Komm. laß uns dabei ein wenig fpazieren gehen."
Sie hängte fich in feinen Arm. als wären fie alte Kameraden.
..Wunderlich bift du _ und feltfam." fagte er. ..Verabfcheuft mich
in deinem Herzen - und gehfi mit mir. als ob du meine Schwefter
wäreft."
..So ift es.‟ beftätigte fie fihlicht.
..Du mußt nämlich wiffen." begann fie. ..daß meine Mama fehr
jung ift. und mein Papa hat weiße Haare und geht gebü>t wie ein alter
Mann."
„Was ift denn dein Papa?"
Sie blieb ftehen und fagte: ..Mein Papa ift Legationsrat."
Einen Augenblick weidete fie fich an feiner Verlegenheit.
..Was ift denn das?“
..Kaiferlicher Legationsrat." wiederholte fie. ..Ach. das verfiehft
du nicht. Er mußte eben oft zum Kaifer.‟ erklärte fie wichtigtuerifch.
..Nun. davon wollte ich gar nicht reden. - Alfo meine Mama - beug'
dich ein wenig zu mir - du bift fo fchre>lich groß - - - Meine
Mama ift alfo.‟ fagte fie mit leifer Stimme. ..eines Naäfts davon-
gelaufen. Denke dir. mit einem. der Theater fpielt. Therefe hat es mir
erzählt. Und nun ift der Papa aus Berlin mit mir fortgezogen. weil
er keinen fremden Menfchen mehr fehen wollte. Und zu mir hat er
gefagt. ich müßte die Mama vergeffen; fie fei der fchlechtefie Menfch auf
Gottes Erde. Ich glaube es aber nicht. Jch habe fie furchtbar lieb.
Zu mir ift fie immer feelengut gewefen. Und in der Nacht ift fie damals
an mein Bett getreten. hat in einem fort geweint und mich geküßt. -
Am anderen Tag ift fie nicht mehr da gewefen."
Alexander blickte fie voll Mitleid an.
..O je." meinte er. ..das ift freilich fchlimm. Und hat fie dir nie
vorher etwas gefagt?"
..Doch." entgegnete Elifabeth. ..Sie hat mich oft in die Arme ge-
nommen und traurig angefehen. Wenn ich fie dann fragte: Mama.
was haft du denn? - fo antwortete fie bloß: Kind. mich friert . . ,
Denk dir. fie hat immer in unferem Haufe gefroren. Und mir geht es
jeßt gerade fo wie der Mama . . . Jch friere auch." brachte fie kaum
hörbar hervor. ..Mein Papa ift wie ein Schneemann. Jch habe Furcht.
ihn anzufaffen. Und" - fuhr fie fort - ..meine Mama ift wunderfchön.
wie eine Fee fah fie aus in ihrem blaufeidenen Kleide. Jch bange mich
nach ihr . . . Und wie fieht deine Mama aus?"

Sie erfchrak. da fein Geficht bei diefer Frage fich verdüfterte.
..Meine Mutter ift tot.“
Er weinte plößlich.
..Ach. wir find beide arme Kinder.‘‘ fagte fie und weinte ebenfalls.
Da nahm er fich zufammen und wifchte fich die Tränen aus den
Augen.
Sie blickte ihn voll Treuherzigkeit an.
..Vor mir brauäfft du dich nicht zu fchämen. Alexander. Wenn
du weinfi. fiehfi du ganz anders aus . . . Sprich mir von deinem
Mütter-chen."
..Ich kann nicht.“ preßte er mühfam hervor. ..Ich bin es gar nicht
wert. ihren Namen zu nennen." Dennoch begann er zu erzählen - in
abgebrochenen Sätzen - fcheu und leife. ..Sie fah aus wie die Mutter
Gottes. Sie hatte Augen. die bis zur lehren Stunde firahlten. Wenn
es Engel gibt. fo müffen fie wie meine Mutter fein. Gefprochen hat fie
fehr wenig in ihrem Leben; alles hat fie heruntergefchluckt - und nie ge-
klagt über die Menfchen. die fie zu Tode gequält haben."
Die ganze Gefchichte feiner Kindheit berichtete er - das Leidens-
dafein der Mutter - wie fie in der Wafchküche fich die Hände wund
gerieben - wie die Großeltern fie gepeinigt -- wie fie dann den Wein-
küfer geheiratet hatte und immer ftiller wurde und ihren Schmerz in fich
hineinwürgte . . .
..Siehfi du.‘‘ fchloß er. ..nun begreifft du vielleicht. wie ich auf
meine Gedanken gekommen bin. Alles vergefie ich - daß man mia)
gefchlagen und gepufft und in der Säfule ausgehöhnt hat . . . Aber
was meiner Mutter angetan wurde - das vergeffe ich niemals."
Sie hatte ihm atemlos gelaufcht.
..Und wußte deine Mutter -" Sie wagte nicht zu Ende zu fprechen.
..Ia." erwiderte er. ..Und in ihrer Sterbeftunde - nein. das kann
ich dir nicht fagen -"
Er brach ab und wandte fich zur Seite.
„Wo find wir eigentlich hingeraten?" fragte er. Sie fianden auf
einem abgeholzten Waldgrund und merkten nun erft. wie weit fie im Ge-
fpräche fich vom Wege entfernt hatten.
„Hier fagen fich Füchfe und Hafen Gute Nacht, Ich denke. es ift
Zeit umzukehren.“
Jn tiefem Schweigen traten fie den Rüäweg an.
:k I" t'-

Die Therefe hatte einen Kuäfen zum Kaffee backen müffen. Und
das kleine Fräulein war in großer Aufregung beftändig hinter ihr her
gewefen und hatte fie getriezt. Für den Kaffeetifch hatte fie einen bunten
Strauß Feldblumen gepflückt. Und nun wartete fie voll Spannung auf
ihren Gaft.
Denn Alexander hatte ihr feierlich verfprochen. fie zu befuchen. Der
Papa hatte es erlaubt; und die alte Therefe war gewiß damit einver-
ftanden gewefen.
..Na.‟ meinte fie. ..nun bin ich aber begierig. wie dein verlorener
Prinz ausfchaut.“
..Wenn du ein Wort davon redeft. geht es dir fchlecht.‟ warnte fie
Elifabeth. ..Du mußt überhaupt mit ihm fehr lieb fein. Denn ich kann
dir fagen. er ift furchtbar ftolz.“
..Mach den Schimmel nicht fchen!“ knurrte die Alte. ..Flickfchufters
Sohn wird fich noch auf das hohe Roß feßen.‟ höhnte fie.
..Höre mal.“ fagte Elifabeth. ..wenn du fo dummes Zeug fchwaßt.
fo laufe ich ihm entgegen und fage ihm. er follte feinen Kaffee lieber
anderswo trinken. Du wärft eine alte Here und wollteft uns vergiften.“
Die Therefe fchlug die Hände über dem Kopf zufammen.
..So ein Racket.‟ fchrie fie. ..will mich zur Giftmifcherin machen.
-- So ift es nun.‟ fuhr fie fort. ..im Haufe fiellft du alles auf den Kopf.
bift ein Plagegeif't. kommandierft wie ein Großes herum. -- Und fo bald
der erfte Kieck-in-die-Welt dich nur richtig anzupacken weiß. duckft du
dich und tuft. als ob du nicht bis drei zählen könnteft.“
..Quäle ich Euch wirklich?“ fagte Elifabeth betroffen.
Die Alte fireichelte fie zärtlich.
..Mußt nicht alles gleich fo ernft nehmen. mein Kind . . . Was für
ein ödes Haus wäre das hier. wenn dein Stimmchen nicht durch die Gänge
fchallte und deine Füßchen nicht auf und nieder trappelten. Gott fei
gelobt. daß in diefem Totenhaus dein Lachen klingt.“
..Sage mal. Therefe. bift du meiner Mama ebenfalls gram?“
..Ach. Kind. fragi mich nicht.“
..Doch. Therefe. du follfk mir nicht jedesmal ausweichen.“
..Lifabetl. ich habe deine Mama auf dem Arme getragen - gerad'
fo wie dich. Wie kann ich ihr da in meinem Herzen gram fein! Und
doch kann ich es ihr nicht verzeihen -“
..Ja. aber.“ warf Elifabeth ein. ..die Mama hat doch immer fo
gefroren?“

..Wegen des Eisbären.‟ antwortete die Alte mißmutig. ..hätte fie meinetwegen -"
Sie brach ab und ging furchtfam zur Tür. die fie öffnete. um fich zu überzeugen. ob nicht dahinter ein Laufcher ftünde.
..Das i| es nicht. was ich ihr fo fehr zum Vorwurf mache." fuhr fie zurückkommend fort. ..daraus würde ich ihr keinen Strick drehen - obwohl ich fage. fie hätte es fich vorher überlegen können - denn wenn eine Frau nicht will. kann fie der Herrgott felbft nicht zwingen. Ich gebe freilich zu. daß fie es aus Verzweiflung tat. weil fie deinen Großeltern beiftehen wollte. Sonft hätte fie dies Ehekreuz gewiß nicht auf fich geladen. Wer aber A fagt. muß auch B fagen. Und einfach fich bei Nacht und Nebel aus dem Haufe fiehlen - und fo ein armes Kind allein laffen - Nein. das geht nicht. Darüber kann ich in meinem Unverfiand nicht hinweg. Die Mutter gehört zum Kinde und nicht zu einem wildfremden Mann - und nun gar zu fo einem. der Theater macht. Das hätten die Großeltern erleben follen - o jemine! Deine Großmutter hätte fich die Augen aus dem Köpfe geweint. und dein Großvater hätte mit der Fauft auf den Tifch gefchlagen. daß die Teller heruntergeflogen und in Scherben gegangen wären.“
Elifabeth hatte lautlos zugehört.
..Glaubfi du. daß die Mama eines Tages wiederkommt?" fragte fie bebend.
..Ich glaube nicht." entgegnete Therefe traurig. ..Und wenn fie es auch wollte - der Eisbär ließe fie nicht herein.‟
Vom Tor her tönte die Glo>e. Die Kleine fchrak zufatnmen.
..Bring fchnell den Kaffee herein.‟ kommandierte fie. ..Ich laufe und öffne ihm die Tür."
Alexander trat verlegen -- die Müßte unter dem Arm - in den Schloßhof.
über dem Tor war das alte Wappen der Sydows eingemauert.
Der Hof lag im Nachmittagsfchatten da. Der Springbrunnen plätfcherte leife. Und in den Kronen der mächtigen Kafianienbäume rafchelte es vom Winde. Die Front des Haufes war ganz von Efeu überzogen und blickte dem Jungen traulich entgegen.
Es ift hier wie im Märchen -- dachte er. Und eine feierliche Stimmung durchzog fein Jnneres.
Das kleine Fräulein nahm ihn bei der Hand.
- ..Ich freue mich. daß du Wort gehalten haft." fagte fie. ..Aber

nun komm auch rafch; fonft wird der Kaffee kalt. Und die Therefe
darf man nicht warten laffen. fonft wird fie eklig grob. Du mußt
nämlich wiffen. daß fie fchon bei meiner Mama gewefen ift. als die noch
ganz klein war."
So traten die Kinder in das Haus.
Die Alte eilte ihnen entgegen. Sie mufierte Alexander ungeniert
von oben bis unten. Das alfo war ihres Püppchens Gefäjmackl Diefer
arme Junge in dem fadenfcheinigen Anzug. der obendrein den Kopf fo
hoch trug. als wäre er wirklich was befonderes - am Ende. wie das
Kind fich eingeredet - ein verlorener Prinz. - - Nein. fo eine wunder-
liche Welt! -
Gleichwohl unterdrückte fie ihre wahre Meinung. Sie wollte die
Kleine nicht erzürnen; merkte fie doch ohnehin fchon. wie wütende Blicke
Elifabeth ihr zuwarf.
Sie reichte Alexander die fchwielige Hand. in die der Junge vor-
fichtig einfchlug.
Dunkele. fchwere. eichene Schränke ftanden im Eßzimmer - und
ein breiter Tifch mit gebogenen Füßen. und wuchtige. hohe Stühle.
„So. nun laßt's euch fchmecken." fagte die Alte. flellte den heißen
Kaffee auf den Tifch und fchnitt den Napfkuchen an. Dann eilte fie
hinaus. um die Kinder nicht zu ftören.
„Wie gefällt fie dir?‟ fragte Elifabeth.
..Ach.“ erwiderte Alexander. „ich kann alte Frauen nicht leiden.“
..Jch bitte dich.“ meinte Elifabeth. ..einmal werden wir doeh auch alt."
..Das hat gute Weile . . . Nein." begann er von neuem. „alte
Weiber find mürrifch und niederträchtig und verfiehen einen nicht. Du
follteft bloß meine Großmutter kennen! übrigens - mein Großvater ift
ebenfo.“ feßte er trocken hinzu. „vielleicht fogar noch fchlimmer."
Elifabeth lachte fröhlich auf über die unerfchütterliche Sachlichkeit
feines Berichtes.
Dabei aß er langfam von dem guten Kuchen. fchlürfte bedächtig
den heißen Kaffee und betraihtete voll Staunen das Zimmer mit den alten
Möbeln.
„Die Therefe ift gar nicht fo fchlimm. Wenn ich fie nicht hätte.
wäre ich ganz verlaffen. übrigens kennt fie eine Menge wunderhübfche
Märchen. Du follteft fie nur einmal erzählen hören.‟
..Ich mache mir nichts aus Märchen. Ia - früher. wie ich noch
ganz klein war - und auch da wohl hauptfächlich. weil .ich die Stimme

meiner Mutter fo gern hörte. Die fpraäf wenig; aber es klang immer
wie Mufik."
„Haft du kein Bild von ihr?" fragte fie.
„Doch/ antwortete erf „ieh habe ein Bild von ihr aus der Zeit. da
fie noch fehr jung war. Es glich ihr aber völlig; denn fie hatte fich nur
wenig verändert. Nur im Gefichte war fie fchmaler geworden. und ihre
Augen wurden immer größer und glänzender."
So erzählte er nachdenklich.
„Du ißt ja gar nicht!" munterte fie ihn auf.
„Ich habe keinen rechten Hunger."
„Noäf ein Stückchen! Mir zuliebe!"
Sie reichte ihm den Teller.
„Reim ich will nicht.“ lehnte er entfchieden ab.
Sie ftellte den Teller wieder auf feinen Platz und verzog ein wenig
den Mund _ nur eine Sekunde. denn er follte es nicht wahrnehmen.
Nun ftoeherte fie mit dem Löffel in der Taffe herum und fchien beunruhigt
- als ob fie etwas drückte.
Alexander tat. als merkte er es nicht. Er faß in gerader Haltung
feierlich in feinem Stuhle. etwas beengt durch den Glanz der neuen Um-
gebung. aber durchaus nicht unfreif oder in feinem Selbfibewußtfein ge-
beugt. Er war es ja gewohnt zu fchweigen. Aus dem Zufammenleben
mit der Mutter hatte er den tiefen Ernft und die Gewohnheit, alles in
fich zu verfenken.
„Warum bift du fo ftill geworden, Alexander?‟ fragte fie. „Bift du
mir böfe?“
Er fah fie groß an und fchüttelte den Kopf.
Und nun wußte fie auf einmalf daß er fchön war. Aus feinen '
tiefliegenden Augen brach ein Feuer in ihr kleines Herz - und feinen
fehlanken Hals liebte fie -- und feine fchwarzen. leuchtenden Haare -
feine weiße Stirn - und feine mageren Hände. auf denen die Adern wie
in feinem Erz fichtbar waren. In feinen Händen lag all fein Kummer.
Sie rückte ihren Stuhl ganz dicht an den feinigen.
„Alexandeß ich möchte etwas wiffen - - Ia) möchte wiffen -"
fuhr fie langfam und träumerifch fort. „ob du miä) ein wenig lieb haft."
Seine Züge wurden fchmerzhaft. als ob ihre Frage ihm wehe täte.
Dann fagte er leife: „Ich darf niemanden lieb haben."
„Weshalb denn nicht?" fragte fie voll Leids.

..Wer mich lieb hat." erwiderte er. ..kommt ins Unglück."
..Das verftehe ich nicht.“
Er wurde unruhig,
..Du mußt es doch wiffen.“ fagte er.
..Reim wirklich nicht. ich fchwöre es dir."
..Nun denn.“ fagte er. ..ich bin auf der Welt. um eine einzige Sache auszuführen. Dann mag aus mir werden. was da will.“
Sie hatte ihn begriffen,
..Alerander." fchrie fie auf. ..laß davon ab! Um des Herrn Jefu Ehrifii willen - laß davon ab!"
„Ich kann nicht." entgegnete er. ..Und Ehrifius hat damit nichts zu tun. Diefes ift eine Sache. die mich allein angeht."
Seine Züge wurden dunkel. ehern und hart - wie Stein.
Sie fah. wie an feinem weißen Haife die Muskeln hervortraten - wie die blauen Adern an feinen Händen leife anfchwollen - und wie feine Augen finfter wurden.
Es zog an ihrem Herzen. Die Tränen fiiegen ihr auf. Sie fchlucktc fie jedoch mit aller Kraft herunter und fühlte. wie jede Träne in ihrem Inneren brannte.
..Komm.‟ fagte fie traurig. ..ich will dir das Schloß zeigen.‟
Er folgte ihr willenlos.
Sie fchritten durch einen gewölbartigen Korridor. bis fie vor einer Tür haltmachte. die fie öffnete. Sie traten in einen langen Saal. an deffen Wänden in großen. fchweren. goldenen Rahmen die Bilder vieler Männer und Frauen hingen.
..Das find Papas Ahnen. All die Herren von Sydow haben fich und ihre Frauen malen laffen. Und diefes leßte Bild ift das von Papa. Mamas Bild - denke dir. wie gemein! - haben fie herausgetragen. In einem blaufeidenen Kleide war fie gemalt. Den Hals hatte fie ganz frei. Wenn du vor dem Bilde fiandeft. hätteft du denken mögen. fie tritt aus dem Rahmen und reicht dir die Hand. O." fagte fie bewundernd. ..meine Mama ift fehr. fehr fchön. und ihr Geficht war weiß wie Sammet - und ganz kleine Hände hatte fie. nicht größer als die meinigen. Du darffi es mir glauben.‟
So plauderte fie in einem fort. Und er hörte ihr befiändig ftill zu. neigte nur ein wenig den Kopf und träumte in fich hinein. Silbern klang ihm ihre Stimme. - -

Sie horchte entfeßt auf. Jhre kindliche Unbefangenheit war auf ein-
mal wie fortgeweht: Jn der Tür ftand Herr von Sydow.
..Da ift Papa." flüfterte fie furchtfam.
Alexander verbeugte fich mit freiem Anfiand.
Herr von Sydow hielt feine .Hand einen Augenblick feft und fah ihn
duräfdringend an.
Der Junge hielt den Blick troßig aus. obwohl es ihn bei der Be-
rührung ein wenig fröftelte. Wie gelbes Pergament erfchien ihm das
Geficht des Herrn von Sydow. Und die matten. wafferhellen Augen -
meinte er - glicheu denen eines Fifches.
..Du darfft wiederkommen." fagte .Herr von Sydow und verließ
das Zimmer.
Die Kinder ftanden eine Weile wie gelähmt da. ..Papa.‟ fagte fie
dann halb entfchuldigend. ..ift fehr. fehr müde. Er arbeitet den ganzen
Tag. - Jmmer liefi und fchreibt er.‟ fügte fie gleichfam belehrend hinzu.
„Und in der Nacht geht er in feinem Zimmer auf und nieder. Therefe
fagt. er kann nicht fchlafen. feitdem die Mama aus dem Haufe ift."
Alexander nickte.
..Findeft du auch. daß er wie ein alter Eisbär ausfieht?‟
„Reim" erwiderte er einfilbig.
..Die Therefe behauptet es. Zu dumm. niaft wahr? Und jest
zeige ich dir mein Zimmer."
Wieder fchritten fie durch den gewölbten Korridor.
Es war ein erkerartiger Raum. in dem das kleine Fräulein haufic,
Auf einer niedrigen Bank faß eine ganze Reihe von Puppen. die ihre
Glasaugen auf die Eintretenden richteten.
..Jch fpiele längft nicht mehr mit ihnen.“ fagte Elifabeth. als müßte
fie fich entfchuldigen.
Nun führte fie ihn an ihre kleine Kommode. die fie auffchloß. und
holte aus dem äußerften Winkel ein vergilbtes Bildchen hervor.
..Das ift die Mama.‟ fagte fie. ..Papa weiß nicht. daß ich es habe.
Mamas Bild - als Braut. Jft fie nicht fchön?"
Und Alerander blickte in ein wunderbar feines Frauenantliß. das
eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Elifabeth zeigte.
Er betrachtete es lange.
„Es ift fehr fchön." fagte er in aufrichtiger Bewunderung.
Sein Lob machte fie ftolz.
„Ich möchte auch einmal fo fchön werden." meinte fie fehnfüchtig.

Sie öffnete jest das hohe Fenfier."
..Blick einmal hier herunter.‟ forderte fie ihn auf.
Er fah in ein dunkles. geheimnisvolles Waffer. das von dünnen Erlenfiämmen umgeben war.
..Schau es dir genau an.‟ fagte fie tiefernft.
Und als er verwundert und fragend zu ihr emporblickte. wiederholte fie: „Schau es dir genau an.‟
Er folgte ihrem Geheiß.
..An dem Tage. an dem du das tufi. fpringe ich da hinein. Alexander. - fo wahr mir Gott helfen möge.‟ fagte fie langfam und mit feierlicher Miene.
..Du wirft es dir überlegen.“ antwortete er kalt.
..Nicht eine Sekunde.“
Ihre Augen fchimmerten. und ihr Geficht war bleich geworden.
Vom Schloßhof tönte die Stimme der alten Therefe herauf:
..Lifabetchenl Lifabetchen l"
Die Kleine rührte fich nicht.
..Wo fteckfi du denn? Das Abendbrot fteht auf dem Tifchl"
Langfam fchlichen fie hinunter.
Sie festen fich fäjweigend zum Effen. Aber weder Speife noch Trank berührten fie.
Fortfeßung in der April-Nummer.

Mitgeteilt von Karl Theodor von Schön.
Fortfeßung.
13. V o n S ch ö n (Konzept).')
An Freund Eichendorff.
Pr. Arnau den 30. April(50.
Stellen Sie fich die Freude. mein verehrter Freund! recht lebhaft
vor. welche ich haben wiirde. wenn ich mit Jhnen fprechen könnte. und
Sie werden es fich erklären können. daß ich fchon wieder fchreibe.
Der Gedanke: Das Vaterland ift in Gefahr! drängt zur Mittheilung.
um die Beforgniß zu millderen. Die Zeitgenoffen. welche mir nahe
fianden. Jaski. Goebel?) p find todt. u. unter denen der fpäteren Gene-
ration fiehen Sie Oben an. Deshalb müffen Sie es fchon dulden. daß
ich mein Herz vor Ihnen ausfchütte.
Jm März 1848 hatten König und Minifterium den Kopf verlohren.
Beide nahmen Berliner Straßen Unfug für Aufftand des Volks. u. machten
dadurch aus der Local Unruhe. eine Revolution. Diefe vorausgefeizt.
fuchte man Mittel um Thron u. Staat zu erhalten. u. ergriff das Phantom:
Deutfche Einheit. Jn der Todes Angfi entwürdigte man unfer Volk u.
unferen Staat. von Oben herab dermaaßen. daß man erklärte: Nur in
Gemeinfchaft mit dem Fürfien von Schwarzburg. oder mit dem von
Reuß-Schleiz-Lobenfiein. könnten wir als Staat forterifiiren. Wir. die
wir beftimmt waren. allen deutfchen Stämmen mit dem Lichte der Jn-
telligenz vorzuleuchten. follten den deutfchen Land Junkern von Homburg.
u. von Waldek. von Liäftenftein u. von Deffau gleich geftellt werden!

1) Wie Eichendorffs Antwort zeigt. ift die Reinfchrift (mit einem
Zufatz über Droyfen) erft am 1. Juni abgegangen.
J) Köhn von Jaski. Generalleutnant und Gouverneur von Königs-
berg. geftorben 1846. Goebel gefiorben als Stadtgerichtsdirektor a. D.
in Königsberg 1839. Beide waren von Schöns Univerfitätszeit her
mit ihm innig befreundet.

Und diefe Stimme kam nicht etwa aus dem Volke in feinem Bewußtfeyn
Großer Thaten und Großer Gedanken. fondern von der Regierung und
den Neu Preuff. Rheinländern. welche durch die Franzöfifche Regierung
intellektuell u. moralifch durch u. durch morfch geworden find. Der
.Himmel wollte uns dafiir züchtigen. daß wir den Landftrich jenfeit der
Wefer zu Preuffen zogen. ob wir gleich weder in Beziehung auf Sicher-
heit. noch in Beziehung auf die zur Entwikelung nothwendige Einheit.
unfere Aufgabe da. als Staat zu löfen im Stande find. In der Gefäfichte
wird man vergeblich einen Fall fuihen. in welchem. weil der Pöbel in
einer Stadt revoltirt. die Regierung eines großen Staats erklärt. die
Regierung nur in Gemeinfchaft. mit benachbarten kleinen Fürften (poli-
tifäfen Wechfel Bälgen) ferner führen zu können. u. dadurch den Groß
Staat. als Groß Staat zu vernichten. Ia! noch mehr! der Nachwelt
wird es unbegreiflich feyn. daß die Repräfentanten eines felbftftändigen
Staats. welcher in Beziehung auf Intelligenz. u. moralifch politifche'r
Kraft. anderen Staaten vorleuchtete. freiwillig auf die Selbftfiändigkeit
unferes Staats (Erfurth) verzichten. u. dem Rheinifmen Pöbel Gefchrey
eines Camphaufen beiftimmen. daß Preuffen nur in Verbindung mit Rudol-
|adt. Nafiau. Weimar pp als Groß Staat beftehen könne. Die Angft vor
fchlechter Regierung in unferem Staate. u. vor Anarchie. hat unferen vor-
nehmen n. eitelen Herrn Abgeordneten in Erfurth. den Verftand ge-
nommen. Es ift ihnen gegangen wie Friedrich Schlegel im Alarcos fagt:
Aus Angfl zu fterben. ift er felbft geftorben. Aber. kann man fragen*:
Verdient ein Volk. welches folche Abgeordnete nach Erfurth fäfikte wohl
noch in Selbftfiändigkeit zu leben? und da fcheint. in dem Großen Kampfe
zwifchen Alter und Neuer Zeit. weil der Himmel unmöglich die Ver-
nichtung unferes Staats befchloßen haben kann. indem er dadurch felbft
fein Licht auslöfchen würde. der jeßige Moment. nur eine Zwifchen Szene
zu feyn. welche dadurch. daß fie Reibungen im Volke veranlaßt. im Volke
Licht verbreitet. dem Fortfchritt eine fefte Bafis geben kann. Das ift
freilich ein Trofi. Aber der Moment ift Ekelhaft. Abfcheulich.
Dabey fpielt unfer Minifterium neben einer verruäften. eine luftige
Rolle. Es legt in Erfurth eine Verfaffung zur Genehmigung vor. und
bey der Debatte dariiber u. bey der Abfiimmung ftimmt es in dem Fun-
damental Punkte dagegen. Im Englifchen Parlamente hätte man die
Herrn zur Thür hinaus getrommelt. wohl geworffen u. auf der Straße
würden fie mit Koth beworffen werden. Bey uns hat dieß aber Nichts
auf fich. im Gegentheil brüften fie fich als Erretter des Vaterlandes;

obgleich fie Nichts thaten. als hinter 30/lu Mann u. 60 Kanonen zu
braviren. -
Summa Summarum: Hier heißt es wohl: Quali-i grau. tnlja rex!
Der Himmel will. daß das Volk durch Kopfftöße geläutert. u. dadurch zu
einem Staate mit Volks Repräfentation reif werde.
Mit unferem Volks Repräfentations Wefen geht es biß jekt fort-
während Berg ab. Der vereinigte Landtag läutete. wenn er gleich nicht
wußte. wo die Gloken hengen. Die National Verfammlung war der
Höhe Punkt. In diefer Verfammlung war Empfänglichkeit für Gedanken.
u. wäre das Minifterium (Eamphaufen) nicht fo abfolut Gedankenlos. ja!
pofitiv Gemein gewefen. dann wiirde diefe Gefellfchaft als Vorbild des
Fortfchritts dageftanden haben. Noch heute führt im Englifchen Par-
lamente das Minifterium die Standarte der Ideen. Der National Ver-
fammlung 1848 fehlte es nicht an Empfänglichkeit für diefe. Sie kam
dem Minifterio mit Vertrauen entgegen. u. achtete auf Jedes feiner Worte.
Sie fuchte es dura) einzelne Aeufferungen z. B. Die Feftftellung der
Staats Verfaffung ift vor Allem nöthig! anzuregen. fie hob einzelne
befiehende Mängel heraus z. B. die Anmaaßung der Bureaukratie u. der
bewafneten Macht. damit das Minifterium dagegen Grundtöne angebe.
aber das Minifterium. ftatt mit allgemeinen Süßen vorzuleuchten. ver-
tiefte fich nur in den einzelnen Mißbräuchen. Da verfuchte es die Ver-
fammlung mit Grobheit gegen das u. Mißhandlung des Minifterii. Der
Stumpffinn war in diefem aber fo groß. daß es diefe ruhig hinnahm.
Das Minifterium fank immer tiefer. u. doch! Als Eamphaufen. als Ab-
gefandter der Hölle. unter dem Vorgehen. daß eine Verftändigung der
Verfammlung mit dem Minifterio in einer Verhandlung über eine Dank
Adrefie vor Allem nöthig fey. die Aufftellung der Eonftitution verzögerte.
ftimmte ihm noch die Majorität bey. Von diefem fatanifchen Anfrage ab.
fing die Verfammlung aber an. aus Rand und Band zu kommen. Eamp-
haufen lief davon. u. Rudolph Auerswald') follte retten. Diefer. mit
einem Hauß Veritande begabt. und früher empfänglich für Allgemeine Ge-
danken. wurde durch feine Ernennung zum Premier Minifter. ein fo vollen-
deter Narr. daß er ohne eminenten Geift. u. ohne alle wiffenfchaftliche Bil-
dung. nicht allein Alles fchon zu verftehen u. allein machen zu können

1) Später. als der hier fo fcharf Kritifierte den Prinzen von Preußen
bei feinem Auftreten gegen die Umgebung des Königs beriet. hat Schön.
der Auerswalds Schwager war. ihn eifrig unterfcüßt.

glaubte. fondern fogar fpeziell das auswärtige Departement übernahm. ohne von äufferer Politik aua) nur eine Ahnung zu haben. ja! ohne die Sprache auch nur der Diplomatie (die Franzöfifche) auch nur einigermaaßen zu verliehen. Er glaubte. daß trivial platte Redensarten das Wefen der Staats Regierung wären. Nun wurde die National Verfammlung immer willder. immer Schrankenlofer u. fo mußte fie aufgelöfet werden. Kurz vor diefer Auflöfung ftand die Regierung als das Bild der vollendeten Kopflofen Miferabilität. u. die National Verfammlung als das Bild der verwillderten Genialität da. Beides machte es möglich. daß die rohe Gewalt fich geltend maäjen konnte. Die eine Partie in der Repräfentation fürchtete die Rückkehr des alten Sauerteigs u. fah nur Rettung im revolutionairen Vorgehen. die Andere fürchtete dieß Vorgehen. u. zunächft Anarchie. Jn der Regierung war. wie im Volke. Ideenlofigkeit. u. fo wurde die rohe Gewalt entfcheidend. Wrangel rükte mit 20/111 Mann 11.* 50-60 Kanonen in Berlin vor die National Verfammlung. Nun trat das Minifterium Brandenburg-Manteuffel ein. Es nannte fich das Minifterium der rettenden Tat. richtig kann man es aber nur. als das Ideenlofe Minifterium der rohen Gewalt bezeichnen. Bey diefem Stande des Minifierii fingen. gefiüßt auf rohe Gewalt. Ultra Arifiokraten. Pietifien. u. befonders Abfolutifien an. ihr Haupt zu erheben. und das Gedankenlofe u. feige Minii'terium. 'toppelte Kammern u. eine Verfafiung aus hetrogenen Elementen. fo weit in der Richtung der früheren Zeit zufammen. als es glaubte. daß die Macht der rohen Gewalt reichte. Die Ultra Liberalen wollten mit diefem. ihrem Wechfel Balge entgegengefeßten Wechfel Balge. Nichts zu thun haben. es entfianden Kammern. welche aus Halb und Viertel Menfchen zufammengefeßt waren. Intelligenz hatte fich aber nicht auf einmal aus dem öffentlichen Leben verbannen laffen. u. fo trat die 2te Kammer. doch gegen das miferable Minifterium in dem Grade auf. daß um dieß Minifierium der rohen Gewalt zu halten. die Lt, Kammer aufgelöfet wurde. Diefer Akt der Gewalt entfernte noch mehr.-alle Ideen. aus den Kammern. u. nun beftand die Repräfentation in ihrer Majorität. aus dermaaßen gehorfamen Knechten u. Fundamentlofen Wefen. daß theils aus Angfi gegen Anarchie. theils aus Beforgniß die Pietifien (Gerlach) könnten fich wieder geltend machen. fie in Gehorfam gegen das Minifterium. ja! in Ueberbietung defielben z. B. beim Spion Fonds. hervorzuthun fich beftrebte. Die Kammern in ihrer Gedankenlofigkeit nahmen Eamphaufens Aeufierung. daß Preuffen nicht lange Groß dafiehen würde. wenn es fich nicht. mit

Schwarzburg. Renß pp als Gleich Berechtigte verbände. mit Enthufiasmus
auf. fie fahen in diefer Behauptung nicht die Vernichtung der Selbfi-
fiändigkeit des Preufi. Staats. ja! noch mehr. fie befchlofien dadurch
ihre eigene Vernichtung. daß fie annahmen. Alles was der Erfurther Eon-
greß annehme. und unferen Kammer-Befchlüßen widerftreite. fey allein
geltend. u. iiberhaupt fey jede Erfurther Anordnung Norm für Preuffen.
Beim Schluß diefer Preufi. Kammern fchien es. als wenn wir auf
dem tieffien Punkte unferer Miferabilität gekommen wären. Aber dic
Erfurther Verfammlung überbot Alles. was man fich an Kopflofigkeit u.
Erbärmlichkeit im Voraus hatte denken können. Wenn man nicht Wahn-
finn vorausfeßt. wird es den Nachkommen unglaublich feyn. daß man
in Erfurth die Einheit Deutfchlands verfollgte. obgleich die Haupt-
Stämme Deutfchlands. (3/.) von der. der Verfammlung in Erfurth vor-
gelegten Einheit nichts wiffen wollten. daß die Preufi. Abgeordneten da
dafür fiimmten. daß mit Aufopferung der Selbfifiändigkeit des Preuff.
Staats. diefer mit den kleinen Fürfien (politifchen Wechfel Bälgen) fich
auf eine Linie fielle. ja! um deren Gunfi buhlte. (der Löwe mit Maul-
würfen in gleichem Rechte zufammen trat) daß man den Widerfpruch in
fich. (Bundes Staat) als Ziel hinfiellte. u. in feinem Wahnfinne. fo weit
ging. daß. als das miferable Minifierium den Sah felbft zu toll fand. daß
der König v o n P r e u f f e n nicht ohne Zufiimmung der Fürfien von
der Lippe. oder von Sondershaufen oder von Waldek. Krieg anfangen oder
Frieden fchlüßen dürfe. mit Heftigkeit diefen Saß in der Eonfiitution er-
halten wiffen wollte. Der Wahnfinn erreichte feine Spiße darin. daß.
als das MinifteriUm. welches den eben erwähnten Saß in dem Eonfii-
tutions Projekt aufgefiellt hatte. gegen fich. als gegen fein eigenes Kind
fprach und ftimmte. (in England würden die Minifter in einem folchen
Falle von Straßen Iungen mit Koch beworffen feyn) die Erfurther Ver-
fammlung das Minifierium doch nicht zu loben u. zu ehren. aufhörte.
'Einzelne Menfchen werden wahnfinnig. ja! Mafien von rohen ungebil-
deten Menfchen werden vom Wahnfinn befallen. wie Taufende von Aker
Knechten und Tagelöhnern in Weftpreufi en im Iahre 1821. nach Portugal!
auswanderen wollten. obgleich Keiner von diefen wußte. wo Portugall
liegt. Aber. daß eine Menge von Menfchen. welche lefen u. fchreiben
können. u. welche man zur gebildeten Welt zählt. u. welche in einem Staate
leben. der feine Aufgabe als Staat zu löfen im Stande ift. u. weläjer diefe
Aufgabe zeither befier als alle andere Staaten deutfcher Zunge. gelöfet
hat. in einen folchen Wahnfinn verfallen. daß fie die Vernichtung der

Selbftfiändigkeit diefes Staats mit Wuth forderen. das wird der Nach-
welt kaum glaublich erfcheinen. Es ift nur erklärlich
1. durch den tiefen politifchen Eultnrftand des Volks. u.
2. durch die Unzufriedenheit mit der heutigen Regierung bey uns.
Das Erfie ifi Follge der väterlichen Despotie. wie fie biß zum Iahre
1807. unerfchüttert bey uns fiatt fand. Das Volk war biß zum Spectakel
1848 politifch unmündig und ftumpffinnig. Die gräuelvollften Anord-
nungen der Regierung. betrachtete es als Ausfprüche hoher Weisheit.
Noch im Iahre 1803. als Domainen Bauern. weil fie die angeordnete
Frohn Dienfi Ablöfungen für Erlaß nahmen. und dieß für die Abficht
des Königs hielten. den Hof Dienfi verweigerten. wurden diefe Bauern
ohne alle gerichtliche Unterfuchung (in Weftpreuffen) dem Militair über-
liefert. um fie durch 200 Mann Spießruthen laufen zu laffen. Die
Bauern wurden arg zerfleifcht. u. "/:W ja! "9/1090 Theil des Volks fah
darin nur einen Akt der Gerechtigkeit. Der Spektakel von 1848. hat das
Volk nur gerüttelt. mehr oder Weniger herrfcht aber die frühere Richtung.
als Follge der militärifchen Volks Erziehung. in der großen Maffe des
Volks in den alten Provinzen. noch heute. Befonders bey dem Adel.
der früher Offizier Stellen in der Armee bekleidete. u. bey der rohen
Maffe ifi dieß der Fall. In der Iury. welche unlängfi das Schuldig
oder Nichtfchuldig über den])r. Jacoby ausfprechen follte. fragten die
Bauern nur: .Dat er gegen den Willen der Perfon des Königs ge-
handelt? und weil er dieß gethan hat. werde er gerädert. Der König
hat gefagt: Preuffen foll in *Deutfchland aufgehen. u. er hat darauf
gefiüßt eine Verfaffung. bey welcher die kleinen deutfchen Fürften felbfi-
fiändige Souveränität behalten. u. fo gar das Reäjt auf Krieg und
Frieden für Preuffen von der Zufiimmung des Fürfien von Schwarz-
burg u. Reuß-Schleiz-Lobenfiein abhängt. auffiellen laffen. und obgleich.
dadurch die Vernichtung Preufiens. als felbfiftändiger Staat. u. Groß
Ma>ft ausgefprochen ifi. fiimmen alle Preuff. Abgeordneten in Erfurth
für diefe Verfaffung. Diefer. beinahe höchfte Grad der politifchen Ser-
vilität. der Beifpiellos in der Gefchichte ifi. wäre unbegreiflich. wenn
nicht dazu käme
1. daß die Rheinifch Preuff. Abgeordneten. durch das mehr als
100 jährige Leben unter kleinen Fürfien (politifchen Wechfel Bälgen) u.
durch die darauf folgende Napoleonifche Despotie. unfähig geworden
wären. den Begrif von Staat. in fich zu bilden. Der Napoleonifche
Despotismus empörte fie. und nun. Ideenlos u. ungebildet. ergriffen fie

die frühere Zeit. nehmlich das kleine Fürfien Wefen. Camphaufen ging
(als Jdeenlofer KornKrämer feiner Natur nach) fo weit. offen in Berlin
zu erklären. daß Preuffen nicht lange mehr Groß Macht feyn würde. wenn
der König von Preuffen nicht dem Fürfien von Deffau. oder dem von
Meiningen in dem wichtigften Theile der Souverainität über fein Land
eben die Rechte einräume. welche er felbfi habe. Eben fo fpreäfen unfere
Rheinländer u. die kleinen Fürften von der Einheit Dentfchlands. u.
verfiehen darunter den alten Regensburger Reichstag. u. (mit Stein u.
auch wohl Gagern) die Wiederherfiellung der Geifilichen Fürfientümer.
u. der Reichs Ritterfchaft. u. das thun fie. obgleich ganz Deutfchland (in
fo fern es ftaatlich da fieht. Bayern. Hannover) von der Preuff. Deutfchen
Einheit Nichts wiffen will. In der Berliner Nationalverfammlung lachte
Anfangs noch die Majorität. über diefen Unfinn. Aber das ewige mit
Anmaaßung verbundene Gefchwäß von Deutfcher Einheit. befonders von
Seiten des Minifierii. betänbte am Ende die Preuff. Abgeordneten. fo.
daß fie ihren. durch jene Königl. Aeufferung fchon umnebelten Verfiand
in Erfurth vollends verlohren. Wo fich bey Einzelnen diefes GottesKind
noch geltend machen wollte. da wurde es
2. durch den augenbliklichen. biß zur Verzweifelung fich fieigernden
Mißmuth über unfere jehige Regierung. zurük gedrängt. Die fogenannten
Gebildeten im Preuff. Volke fahen. daß Abfolutifien u. Ultra Arifiokraten.
vereint mitPietifien. den Unfug. welchen UltraLiberale trieben. benußen.
um die alte Zeit wieder herzufiellen. Sie fehen. wie UltraLiberale durch
Volks Aufwiegelung u. rohe VolksGewalt die neue Zeit zu halten bemüht
find. Sie fuchten nach Mittel gegen beide Uebel. u. da griffen fie. in
ihrer gänzlichen politifchen Uncultur u. Unwiffenheit. als einziges Mittel
gegen rohe Gewalt durch die bewafnete Macht. weil diefe in den kleinen
deutfchen Staaten Kraftlos fey. u. weil da. diefe die National Verfamm-
lungen nicht fiören könne. nach der Vereinigung Preuffens mit Deutfch-
land. unbewußt. auf Kofien der felbfiftändigen Etifienz Preufiens. Die
Abgeordneten der kleinen deutfchen Fürfien machten den Preuff. Abgeord-
neten diefe Verbindung lieblich. und fowohl die liberalen Männer der alten
Göttinger Schule. als die Krämer Seelen in unferen Weftlichen Pro-
vinzen. griffen nach dem alten deutfchen Reiche. Unfere Alt Preuff.
Abgeordneten. empört über den Gang der Angelegenheiten in unferem
Lande. fuchten Rettung davon. u. in ihrer tiefen politifchen Uncultur.
griffen fie nach den ihnen von den anderen deutfchen Abgeordneten. n.
von den Preuff. DrekSeelen in den Weftlichen Provinzen ihnen darge-

botenen Nettungs Mittel: des Aufgehens Preuffens in Deutfchland. Um
ein augenbliklieh mit Macht heranrükendes Uebel zu entfernen. wählten
fie in ihrer Unwifienheit. den Weg der Vernichtung Preuffens. Dabey
fand auf beiden Seiten. Betrug u. Täufchung ftatt. Die Nicht Preuffen
wollten. durch die Verbindung mit Preuffen. als Deutfche zur Geltung
kommen. und bey den Preuffen war bewußt oder unbewußt der Hinter
Gedanke: Mit dem an fich unfinnigen Phantom: Deutfche Einheit oder
Bundes Staat. die kleinen deutfchen Fürften. durch Intelligenz u. phy-
fifche Macht zu überwältigen.
Summa Summarum: Tiefe Unwifienheit. u. tiefe Uncultur. u. Täu-
fehung u. Betrug. waren die Bafis der Erfurther Verhandlungen.
' den 19 t. May 50.
Vielleicht ift Erfurth der tieffte Punkt. zu dem Preuffen. wenn es
nicht mit feinen Großthaten u. Großen Erinnerungen vernichtet werden
foll. herabfinken kann. denn die Erfurther Verfammlung bringt Preuffen
dem Punkte der gänzlichen Auflöfung deffelben fchon ziemlieh nahe. Es
könnte der tieffie Punkt feyn. wenn Frankreich die Kriegs Trompete bald
erfchallen ließ. und dadurch das Unwefen der kleinen deutfchen Fürfien.
wie es ihrer Natur gemäß ift. durch bereitwillige Ergebung an Frank-
reich u. Verbindung mit demfelben. wie 1805 u. 1806. in die Augen
fpringend zu Tage käme. Aber bey dem heutigen Troßen unferer Re-
gierung. auf rohe Gewalt. und bey deren Vertrauen auf Täufchung u.
Befchwaßen (der jeßige Fürfien Eongreß in Berlin). und bei deren
Mangel an Ideen bey jeder Handlung im Inneren. wie im äußeren
Staats Leben. und bey der. bey jeder Gelegenheit biß zum Stumpf Sinn
fich zeigenden Unmündigkeit des Volks. welches. ftatt den Erfurther Ab-
geordneten mit Entrüftung entgegen zu treten. fie ruhig nach .Haufe kommen
läßt. ift zu beforgen. daß. damit der Preuff. Staat. die Löfung feiner
Aufgabe (Mat 1o!) wieder aufnehme. noch mehrere Stöße im Volke
felbft. nothwendig feyn werden. u. daß wir noch nicht an dem Ende der
fchlechten Zeit find. Es ift aber zu hoffen. daß dieß Ende bald eintrete.
Das Unwefen. welches man. befonders in Erfurth trieb. u. jeßt in
Berlin treibt. muß dieß Ende bald herbeiführen. Der Fürft von Homburg.
u. der von Lippe oder der von Waldek. müffen Proclamationen gegen
Preuffen richten. wie der König von Würtemberg gethan hat. und Uns.
Regierung und Volk. in unferer Miferabilität hell und licht darftellen. u.
drohen. daß Neuß-Schleiz-Lobenfiein vom Reichs Gericht den Auftrag
habe. einen Richterfpruch deffelben gegen Preuffen. auf dem Wege mili-

tairifcher Execution durchzuführen. Ereigniffe diefer Art müffen vor-
kommen. um das Blendwerk unferer Regierung zu vernichtet» u. unfer
Volk aus feinem Stumpffinne zu weken. Bis es dahin kommtf kann
freilich von Abfolutif'ten. Pietifien und Ultra Ariftokraten. wie von Jaco-
binern noch Viel Unheil angerichtet werden. Der Himmel muß dieß aber
zulaffen- denn wenn Vernünftig erfchaffene Wefen ihren Göttliäfen Geifif
mit Vorfaß u. Wuth verläugnen- dann können nur Widerfprüche in fich-
(deutfche Einheit. Bundes Staat- fouveraine kleine Fürflen) indem fie fich
reibenf u. einander, aufheben zur Klarheit u. zur Wahrheit führern u.
Ideen zu ihrem Rechte verhelfen.
S.

14. Von Eichendorff.

Ew: Ercellenz
danke ich zuvörderfi herßlich für die gnädige Mittheilung v: lt d: M:
Sie hat mich, anftatt zu beläftigen - wovon hier überhaupt gar nicht die
Rede fein kann - als ein Zeichen des freundfchaftlichen Vertrauens-
defien Ew: Excellenz mich würdigen. auf das innigfte bewegt- und eben
fo fehr hat mich ihr Inhalt intereffirt. Die fmarfe Analyfe unferer
Volksrepräfentation vom letzten Berliner Landtage bis Erfurt- ift vor-
trefflich. und nicht minder fchlagend. nach meiner vollen Ueberzeugungf
die Auffaffnng und Darftellnng der fogenannten deutfchen Unionr die
allerdings nur entweder durch Aufgeben Preußens an die „politifchen
Wechfelbälge'ß oder durch materielle Waffengewalt erzwungen werden
könntet in beiden Fällen alfo felbft ein politifcher Wechfelbalg ifi.
Was nun Droyfen anbetrifft- fo habe ich ihn- da wir uns das
zweitemal verfehltenf überhaupt nur einmal gefprochen- und da war faft
nur von der Sache. und von der deutfchen Angelegenheit fpeziell fo wenig
die Rede. daß ich feine Anficht in diefer Region allerdings nicht zu ver-
bürgen vermag. Er i| mir aber durchaus frifäf und hell erfchienen, als
ein Mann. der von Servilismus, nach irgendwelcher Richtung es feiX auf
keine Weife inficirt ift. Jedenfalls ift er Hifioriker genug. um die Dinge
objectiv zu nehmen- und Ew: Erccllenz Bild- wo er etwa auch im Einßelnen
vielleicht abweichender Meinung fein follte- rein und hoch aufzufaffem
zumal da er jugendlich. lebendig und darfiellungsgewandt- mit wahrer
Liebe und Begeifierung an die Arbeit geht. Hiernach kann icht nach befiem
Wifien und Gewiffenf nur unmaaßgeblich rathenf ihm die Sache mit Ver-
trauen in die .Hand zu geben.

Rudolf Keudell. welcher den Winter über hier gelebt hat. ift plötzlich
und unerwartet nach Holftein abgereiftz wie es fcheint. um dort als Offizier
wieder einzutreten.
Inzwifchen lebe ich hier auf dem fogenanntcn Karlsbade mitten in
dem Wirrwarr wie Robinfon auf feiner Jnfel; nur daß ich die enorme
Langweiligkeit. welche die Phyfiognomie Berlins ganz fpeziell für mich
zu haben fcheint. oft kaum zu überwinden vermag.
Alle die Meinigen empfehlen fich Ew: Ereellenz und Ihrer ver-
ehrten Frau Gemahlin. der ich die Hand küffe. auf das angelegentlichfte.
ich aber bin immerdar mit innigfter Verehrung Ew: Ercellenz
ganß gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.
Berlin den 9t Iuuy 1850
Karlsbad Nro. 4.

15. Von Eichendorff.

Ew: Ercellenz
find. dem gnädigen Schreiben v: 18t v: M: zufolge. hinfichtlich der
Qualification Droyfens zu dem ihm anzuvertrauenden Werke. bedenklich
geworden. und haben darüber meine Meinungsäußerung erfordert.
Seine Schrift über Schleswig-Holftein habe ich nicht gelefen. Aber
Ew: Excellenz welthiftorifche Anficht der Sache theile ich mit vollkommener
Ueberzeugung. und erfcheint hiernach Droyfens Auffaffung und Behand-
lung allerdings. als eine bloß juriftifche. fehr befchränkt und fubordinirt.
Was dagegen feine angebliche Uebernahme einer hiefigen Zeitfäfrift
betrifft. fo habe ich mir viele Mühe gegeben. darüber in's Klare zu
kommen. Allein theils werden folche Dinge hier mit einer unglaublich
diplomatifihen Geheimnißkrämerei betrieben. und von der andern Seite
fehlt mir jest auch jede Bekanntfchaft mit dem etwa hierbei betheiligten
Beamtenperfonal. ich habe daher leider durchaus nichts näheres er-
fahren können. als was der bekannte Zeitungsartikel darüber andeutet,
Was ich mir friiher über Droyfen zu äußern erlaubte. follte nur den
Eindruck fchildern. den eine einfiündige Unterhaltung mit ihm bei mir
zurückgelaffen. Da ich ihn aber feitdem nicht wieder gefehen habe. und
ein fo flüchtiges Zufammenfein fehr leicht gewaltig täufihen kann. fo möchte
ich die Richtigkeit jenes erfien Eindrucks auf keine Weife verbürgen.

Unter diefen Umfiänden wäre daher meine unmaaßgebliche Meinung. daß Ew: Excellenz noch einige Zeit abwarten. ob und was etwa aus Droyfens hiefiger Journaliftik herauskommt. wenn Ew: Excellenz nicht vielleicht bereits ein'anderer geeigneter Mann bekannt fein follte. der bei gleicher Qualification ein unbedingtes Vertrauen verdiente.

Dieß ift zu meinem großen Bedauern Alles. was ich darüber zu berichten im Stande bin; mit dem herßlichften Wunfche. daß die Sache gut und Ew; Excellenz in jedem Betracht würdig werde!

Mit innigfter Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganß gehorfamfier

E i ch e n d o r f f.

Berlin. den 8t July 1850.

Karlsbad. Nro: 4.

16. Von Eichendorff.

Euer Excellenz

muß ich vor allem um geneigte Entfchuldigung bitten. daß ich die geehrten Schreiben v: 17 t u. 22t Januar c: erfi heut beantworte und für die mit dem erfteren mir mitgetheilten merkwürdigen Auffäße meinen innigften Dank abftatte. Leider aber war auch ich unter den 60.000 Berlinern. die an der Grippe gelitten haben follen. fo daß ich an irgend leidlich vernünftiges Schreiben nicht denken konnte. Doch hatte ich. noch ehe Herr von Bardeleben') mich mit feinem Befuch beehrte. Ew: Excellenz Auftrage gemäß bereits mit dem Geheimerath Mefferfchmidt (fo heißt der Schwiegerfohn Müllersk) gefprochen. und ihn erfucht. der Wittwe Ew: Excellenz volle Theilnahme zu bezeugen. Er fagte mir. daß er bald nach dem Tode feines Schwiegervaters a l l e an diefen gerichteten Briefe Ew: Excellenz bereits verbrannt. den leßten diefer Briefe aber vorher auf- merkfam durchgelefen habe; u. verfprach zugleich. die Gewährung des darin enthaltenen Wunfches wegen Marienburg nach beiten Kräften fördern zu wollen.

1) Kurt von Bardeleben. Landrat. erft Schwager. dann Schwieger- fohn Schöns. Mitglied des Vereinigten Landtags. des Frankfurter Par- laments und der preußifchen Zweiten Kammer.

L) Generalproviantmeifter. vortragender Rat im Kriegsminifterium. gefiorben 1851. Mefferfchmidt war fein Nachfolger.

Die mir gnädigft mitgetheilten Papierek). die ich hier gehorfamft
wieder zurückfende. habe ich mit dem lebhaftefien Intereffe und mit Be-
wunderung gelefen. Das lebendige Bild des Königs ift vortrefflich u.
trifft den ..Romantiker auf dem Thron" auf ein Haar. Befonders treu
und wahr fcheint mir der natürliche Uebergang aus dem pietifiifäfen Ge-
fühlswefen zur willenlofen Ergebung und Lähmung aller äußeren That-
kraft aufgefaßt u. dargefiellt. Dennoch bin ich der Meinung. daß zu
einem kräftigen u. gefunden Staatsleben beide Elemente: Intelligenz
oder Idee u n d Gefühl gleich unentbehrlich find. wie auch Ew: Erceflenz
durch das fchlagende Gleichniß von Kugel und Pulverk) andeuten. So
würde ohne Zweifel Z:B: im Iahre 1813 ohne das allgemeine Volks-
gefühl die Kugel doch wohl im Laufe fiecken geblieben feyn.
Ueber das eigentliche Verhältniß Preußens zu Deutfchland bin ich
mit mir felbft noch nicht recht im Klaren. und erlaube mir daher kein
Urtheil darüber. Aber völlig einleuchtend ift mir der Schluß des Auf-
faßes vom 8 tn Ianuar (7: Ebenfo bin ich mit der fcharfen und geiftvollen
Schilderung unferer Gegenwart (v: 25 tn December v: I:) gänßlich ein-
verfianden und überzeugt. daß diefer rohe Troß gegen die neue Zeit und
die Weltgefchichte fchleunigfi zur Barbarei führen müßte. wenn er nicht
moralifch unmöglich und daher für die Dauer unausführbar wäre. Und
diefe Unmöglichkeit ift ein Trofi. wenigftens für unfere Nachkommen. und
aus ganßem Hertzen. fiimme ich daher ac): 1 bis 5 des Auffaßes vom
Lt Ianuar d: I: in den Ruf mit ein: Gott gebe dazu feinen Segen !*)
Unbefchreiblich aufgeregt hat mich die Nachricht. daß Ew: Errellenz
im April Berlin wieder einmal befuchen wollen; ich kann es nicht fagen.
wie herßlich ich mich darauf freue. nach fo langer fchmerßlicher Ent-
behrung Aug in Aug mit Ew: Ereellenz über Gegenwart und Zukunft.
Sorge und Hoffnung wieder verhandeln zu dürfen. Denn die Brief-
fiellerei ifi und bleibt doch nur ein leidiger Nothbehelf. ich bitte in-
fiändigft. den vortrefflichen Gedanken diefer Reife recht feftzuhalten!

1) Die oben erwähnten Schönfchen Auffäße. die handfchriftlich vor-
handen find,

2) Der betreffende Saß lautet: ..Ideen nicht Gefühle regieren die
Welt. die leßten find nur das Schießpulver. während die Idee die
Kugel ifi."

Z) Schön erklärt aufrichtig konfiitutionelles Verhalten der Regierung
als notwendige Vorbedingung zur Erfüllung der Aufgabe Preußens ..als
firahlende Intelligenz im Staatsleben".

Und in diefer freudigen Ausficht füge ich nur noch die Bitte hinzu. von mir und den meinigen Ihrer verehrten Frau Gemahlin unfere gehorfamfte Empfehlung ausrichten zu wollen. und ferner in gnädigern Andenken zu erhalten

Ew: Ercellenz

treu ergebenen

E i ch e n d o r f f.

Berlin. den 7t Februar 1851.

im Cadettenhaufe.

17. V o n S ch ö n (Konzept).

Pr. Arnau den 7t. Novbr. 1851,

An Örn. Geh. Rath Baron
v Eichendorff
p. C o u v e r t. An Hrn. Hauptmann
v Befierer
in Berlin
Cadetten Hauß.

War es mir doch. als wenn Sie in meiner Stube wären und ich mit meinem verehrten Freunde. disputirend auf und nieder ginge! ich fah. Ihr für mich immer freundliches Geficht -. ich hörte Sie fprechen. Summa Summarum: Sie waren da: und das machte mir eine folche Freude. daß ich Ihr Buml) in einem Zuge durchlefen mußte. Alle Ihre anderen Schriften. könnte auch ein Mann. der nicht Eichendorff ifi. gefchrieben haben. aber Ihre neufte Schrift. ifi Ihr Selbft. und da freute ich mich über den Befuch des alten und bewährten Freundes. Dabey bekam das Pro und Contra auch fein Recht. und fo gehört es auch hieher. und gehe als Frageftüke zu dem Freunde:

1. Könnte nicht. fiatt pofitiv chrifilicher. oder pofitiv katholifcher Glaube

moralifcher Glaube

gefeßt werden. der uns Gott. Unfterblichkeit und Moralität giebt. und der vor dem oberen Erkenntniß Vermögen (Verftand. Urtheilskraft und Vernunft) zu recht befteht?

1) Der deutfche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in feinem Verhältniß zum Chriftenthum. Leipzig 1851. Vergl. Schöns Brief an Droyfen bei Rühl: Briefwechfel Schöns mit Per-ß und Droyfen. S. 204 f.

2. Käme das Buch nicht eben fo. wie jetzt. zu fiehen. wenn immer
anftatt: pof itiv chrifiliche Religion. oder pof itiv katholifche Eon-
feffion: Pofitiv Buddaifiifche oder pofitiv Muhamedanifche fiände?
3. Woher wiffen wir. daß das Ehrifienthum höher fieht. als der
Buddaismus und der Muhamedanismus? Infpiration kann hier nichts
entfcheiden. denn alle diefe drey Religionen machen darauf Anfpruch.
Was den Einen recht ifi. ift den Anderen billig.
Erkennen wir den Vorzug des Ehriftenthums nicht blos dadurch. daß
wir die Normen. welche es giebt. und die Gefühle. welche es erregt. an
die von dem Schöpfer in der Vernunft uns gegebenen Ideen anpaffen.
und wenn fie da mehr die Probe befiehen. als die beiden anderen Eon-
feffionen. der Vorzug feftfteht? und
4. Ift objectives Gefühl. alfo mit Nothwendigkeit. nicht Widerfpru>z
in fich? Gefühl und Phantafie. find ihrem Wefen nach Grenzenlos. und
können ihrer Natur nach. nur den Zuruf der Vernunft. als dem Reiche
der Ideen. dulden. Wo fie einkehren. richten fie immer befonders ihre
Wohnungen ein. Will man nun für fie einen gemeinfchaftlichen. großen
Salon einrichten. dann fprengen fie Thüren und Fenfter und Deke. um
in ihr Element. Unendlichkeit. zu kommen.
Wäre hiernach nicht:
5. jede Religion. als folche fubjectiv? und wäre hiernach niäft
6. jede Kirche nur. für die weltliche Gefialtung des Heiligen rath-
fam. eingerichtete Polizei Anfialt. welche in dem Grade verderblich wird.
als fie bleibende Normen aufzufiellen fich anmaaßt?
u. f. w.
Und nun nur noch. meinem Freunde. dem herzlich lieben Freunde.
meinen Gruß.
S.

18. Von Eichendorff.

Ew: Errellenz
ermangele ich niäft. mich wieder als einen Berliner gehorfamft
anzumelden und. nach fo langer Unterbrechung. in Ihr geneigtes An-
denken zurückzurufen.
Den ganßen Sommer bin ich mit den Meinigen (Befierer ausge-
nommen. der- uns nur in der Ferienzeit befuchen konnte) in Sedlniß ge-

wefen. Die geordneten bäuerlichen Verhältnifie dafelbfi. mancherlei kom-
fortable Verbefierungen und Verfchönerungen in Haus und Garten --
wobei auch wieder ein Balkon - und endlich die völlige Abgefchiedenheit
von dem hiefigen politifchen Treiben. hatte uns den Aufenthalt dort. trod
dem größtentheils fchlechten Wetter. fo angenehm gemacht. daß wir uns
ungern trennten.
Mit großem Intereffe habe ich in den Zeitungen von den neu pro-
jectirten Bauten an der Schloßkirche und Thurm zu Marienburg gelefen.
und dabei nicht ohne Wehmuth der fchönen Zeiten gedacht. wo es auch
mir vergönnt war. mit im Rathe zu fißen.
Von hier aus wüßte ich nichts Neues zu berichten. was Ew: Ertellenz
nicht gewiß fchon viel beffer wüßten, Die Zeit h i e r fcheint mir während
der Paar Monathe meiner Abwefenheit. wenigfiens um 50 Jahr älter
geworden zu fein.
Mein neues Buch über den deutfchen Roman wird wohl wahrfchein-
lich fchon in Ew: Ereellenz Händen fein. Möchte es fich einigermaßen
Ihres Beifalls zu erfreuen haben. und wenigfiens an den alten treuen
Freund erinnern!
Alle die meinigen empfehlen fich angelegentlichfi; ich aber bin und
bleibe immerdar mit innigfter Verehrung
Ew: Ereellenz
gehorfamfier
Berlin. den 9 t November 1851.
E i ä) e n d o r f f.
im Eadettenhaufe.
So eben. da ich diefen Brief abfchicken will. erhalte ich Ew: Excellenz
Schreiben v: 7e dM:. und beeile mich. meinen innigfien Dank und
meine große Freude darüber auszudrücken. daß Ew: Ereellenz meine neuefie
Schrift mit folcher Aufmerkfamkeit gelefen u. Sich dabei wirklich. wie
ich oben gewünfcht. des alten Freundes fo herhlich erinnert haben. Die
beigefügten Frageftücke betreffen recht eigentlich die welthiftorifchen Unter-
fäjiede zwifchen Naturreligion u. Ehrifkenthum. zwifchen Vernunft u,
Offenbarung. worüber fich füglich wieder ein neues Buch fchreiben ließe,
Meinem innerften Wefen nach muß ich fämmtliche Fragen entfchieden mit:
Nein beantworten; ich wäre fonft eben der Eichendorff nicht. der ich bin.

u. dem Ew: Ertellenz. fo wie er nun einmal ift. deshalb gewiß nicht
minder wohlwollen. Und in diefer freudigen Zuverficht empfehle ich
mich nochmals
treugehorfamft
E i ch e n d o r f f.
B. d: 10t Novbr: 51.')
19. Von Eiäjendorff.
Ew: Excellenz
danke ich gehorfamft und herßlichfi für die überrafchende und präch-
tige Weihnachtsbefcheerung. die bei Alt und Jung große Freude erregt
hat. denn auch ich bin in Betreff des Zu>ergufies noch immer höäffi-
confervativ gefinnt. Am erfreulichften aber und wahrhaft unfchäßbar
war mir die fchöne Gabe als ein Zeichen. daß Ew: Errellenz. troß allen
dicken Nebeln. Lichtblißen und Dummheiten der Zeit. meiner fortwährend ,
mit dem alten. mich über alles beglückenden Wohlwollen gedenken. das-
ich gewiß Lebenslang aus voller Seele nnverbrüchlich erwiedern werde.
Und wie denn kein Glück allein kommt. fo auch hier das Pofifcriptum.
wonach ich im nächfien Frühjahr die Freude haben foll. Ew: Ercellenz
endlich einmal in Berlin wiederzufehen. ein Glück. worauf ich mich fchon
fo lange vergebliäj gefreut hatte.
Wahrhaft erfchiittert hat uns dagegen die betrübende Nachricht von
dem Gefundheitszufiande Fräulein Malvina'sä) Möge der Himmel
diefen bitteren Kelch abwenden. und Ew: Ercellenz in frifcher Gefundheit
und mit ganlz ungetrübtem Gemüth zu uns fiihren! Und dieß ift zugleich
mein herßlithfier Wunfch zum neuen Jahr.

1) In einem ungedruckten Briefe an einen Dritten teilt Schön Eichen-
dorffs Antwort mit und fügt hinzu: „ich habe ihm darauf wieder gefchrie-
ben: In die Höh'! In die Höh*! Ueber natürliche u. pofitive Religion.
über Clafficität. u. Romantik. fiehe der Menfch mit feinem Geifte u. feinem
Gemüte. der Erfie fey das Feld des Philofophen. u. das Lt.. das Feld
des Dichters." - Das „In die Höh'!" ift Anfpielung auf Eichendorffs
gleichnamiges Gedicht. das in Danzig entfianden ift und Beziehung auf
Schön und feine Mitarbeiter zu haben fcheint.

2) Schöns ältefie Tochter; fie fiarb am 4. Januar. Nicht ganz ein
Jahr vorher war ihre Mutter geftorben.

. KZ! '.4
m 2 7 ï¬, _
. 8...â€œ . . .k U
w L. ._ w
_ ...Lv .
_ 4 .. .
. V. . .
r ..K M
R
Oil i... L
..LK :UK
=3 IZB :ZM
.ZA-W :Z .EEQ
.SIL-...4 25m

(*7 lebende'. kit*
_Beiefwechfel mit Schön
n den* Eu- .:rcellenz. fo wie er nun einmal' ift. deshalb gewiß nicht
:n-nder wer-reellen. Und in diefer freudigen Zuverficht empfehle ich
iii-F; nochmals
treugehorfamfr
Eichendorff,
B, d: l0t Novbr: 51.!)

19. Von Eichendorff.

Ew: Erce'clenz
danke ich gehorfamfl und herhlichft für die überrafcheude und präch-
tige Weihnachcsbefäjcerung. die bei Alt und Jung große Freude'erregt
hat. denn auch ich bin in Betreff des Zuckergnfies noch immer höchfi-
confervativ gcfinut. Am erfreuli-.hfien aber und wahrhaft unfch-'ißbar
war mir die fchöne Gabe als ein Zeichen. daß Ew: Excellenz. trop allen
:Kaen Nebcln. Li-*htbiißen und Dummheiten der Zeit. meiner fortwährend
mit dem alten. mich über alles begliickeuden Wehlwellen gedenken. das-
ich gmx-.ß Leben-?lang ane voll-.i- *Zeele nnverbrüchlich erwiedern werde.
lind wie d-nu kein Ew.-k (.iixin kamm. fo auch hier das Poftfcriptum.
wonach ich im uäc! ,cen .kritik-..or d *- Freude haben foll. Ew: Excel-*rm
:nr'.ct- einn'al .n Bij' i* :..- '.-.-.. ein Glück. worauf ich mich fchon
lo li'ug. pe-g-l.i.t- ._-..-- q. t.,
“Wahrheit er '1“ --: l ä. - . :ic 1- :en '*-c l-etrübende Nachricht von
dem Geil-nehme..-
i; *7-31 ioi7.'.'s.2) Möge der Himmel
diefen biß-*ren Jiri-i* atmet-.pn '7nd o: :Frech-:nz in frifcher Gefundheit
und nut gar-ß ung-..titan (k . -uxi in -. s fZ-hren! Und dieß ift zugleich
mein her'zlichfier PWM- z-„rl innen _». *-r.

'l Jn einen* :23 .1e *rc Wen Witt: an e*'te'n Dritten teilt Schi-n Eichen-
dorffs Anti-ee:: .>- u-*d ;1;gt l. .*.zn * . 1-1) hätt ib-n darauf wieder gefchrie-
ben: Jn di. „J . _"-r. die Hi-h'; l1.*i.r naiut'lläfi' u. rofitive Religion.
über Elafii-.itfir 1 Remantik. fiel-e .2- r :ec-*men mit feinem Geiftc n. feinem
Gemüte, der ..frui- fm das Felt c., *l*- loiephin. u. das Lt.. das Feld
des e* t1.t-*r!'," -- Das ..In |-.- C:: '* ift *.'infpi-*illng auf Eichendorffs
.-:'-. .- ?neuere Gedicht. da.. in Ölen.: e1-tfi..nden ift und Beziehung auf
5- --. und feine Mit..rl:citer ,u ha .n fcheint.
Schöne ältcice Tochter; fie fiat'. am 4. Januar. Nicht ganz ein
X.. - o. **_er :rar liicr Mutter geitoci-en.

w Q m â€ž
?mw-Dow
L... :am
:VK m-oO.
ZZ KSW Lam
.KAG :5 ?ZU
â€žaA-...ZW NZZ.

MLU/x [er:
FF cz? 7ms
. rllllUZlZZl'l7
xx 07

Alle die meinigen empfehlen fiä) gehorfamfit ich aber bin und bleibe
immerdar mit alter Treue und inniger Verehrung
Ew: Ereellenz
gehorfamfter
E i eh e n d o r f f.
Berlinr im Cadettenhaufe-
den Zr Januar 1852,

20. Von Eichendorff.

So eben empfange ich die Trauerbotfchaft von dem frühen Heim-
gange Ihrer Fräulein Tochter Malvina- und kann nicht unterlafien-
meine und aller der meinigen tiefe Theilnahme an diefem neuen Verluft
Ew: Ercellenz wenigfiens mit einigen Herßens-Worten auszudrücken.
Der Verklärten ift nun wohl, Ew: Excellenz aber trö|e„ ermuthige
und |ärke der .Himmel in diefer fpäten Einfamkeit! Das ift der innigfte
Wunfch Ihres bis zum Tode treuergebenen
E i ch e n d o r f f.
Berlint d: 8t Januar 52.

21. Von Eichendorff.

Euer Ereellenz
gnädiges Schreiben v: 8t d: M: hat mich wie eine Geifierfiimme
aus der jetzigen allgemeinen Wüfte hoch und innigfi erfreut- und ich
hätte f of o rt darauf geantwortett wenn es mir nicht fo eben jeßt er|
gelungen wärex den GM: Kugler!) zu Haufe zu finden. Kugler nun.
der fich bei diefer Gelegenheit gehorfamft empfiehlt- fagte mir) die Marien-
burger Sache hienge jeßt lediglich von den Bau-Entwürfen aby diefe
Entwürfe aber von der beabfichtigten Conferenz in Marienburg mit
Herrn v: Quali-7) da der letzterey nach genommenem Augenfchein- die
gedachten Entwürfe felbfi machen wolle. Das
Minifterium habe indeß die Regierung in Danzig angewiefenr behufs
jener Eonferenz alle Materialien an Plänenf Zeichnungem und was
fonfi zu einem definitiven Befchluß erforderlich fcheinm fofort nach Ma-
rienburg zu fenden, - Das ift Alles, was ich darüber erfahren konnte.
und wünfche nur- daß es Ew: Ercellenz befriedigen möge. Uebrigens

1) Franz Kugler- der bekannte Schriftfteller- war vortragender Rat
im Kultusminifierium.
2) Alexander Ferdinand von Qualix Konfervator der Kunftdenkmäler.

habe ich erft neulich in irgend einem Journal. ich glaube in der „Europa“. einen ziemlich ausführlichen Bericht über die neuerdings in Marienburg vollführten u. beabfichtigten Bauten gelefen. und mich herßlich gefreut. daß doch noch irgendwo im Vaterlande. der Poefie ihr Recht wird.
Was nun meinen Lebensplan für den künftigen Sommer betrifft. fo konnte ich's -» fo dringend auch unter den gegenwärtigen Zeitum- fiänden meine perfönliche Gegenwart in Sedlniß fein mag - dem nimmermehr und unter keiner Bedingung über's Hertz bringen. fortzu- reifen. wenn Ew: Excellenz hierherkommen wollen. Dazu kommt auch noch. daß meine Tochter am 3t dxMt. Gottlob glücklich von einem Mädchen. entbunden worden. und eine fo weite Reife auf der Eifenbahn mit einem fo kleinen Kinde ebenfo bedenklich als befchwerlich wäre. ich habe daher eine Sommerwohnung für uns Alle in dem fiaubigen Thier- garten gemiethet. und freue mich unendlich darauf. Ew: Excellenz. wenn auch leider fpäter als ich gehofft hatte. nach fo langer Zeit endlich einmal wiederzufehen!
Der Pietiften-Spuk. der übrigens auch hier in voller Giftblüte fteht. ifl in der That empörend und eine wahre Karikatur der alten Keßer- riecherei. Mir fällt dabei immer die Stelle im Shakefpeare ein. wo Junker Tobias von Malvoglio fagt: ..Wenn ich wüßte. daß der Kerl ein Pietift ift. fo wollte ich ihn hundemäßig durchprügeln!" Diefer heutige Pietismus. dem der Mund beftändig von chriftlicher Liebe überfließt. ifi eigentlich nichts als die Religion des Hafies.
Was Ew: Excellenz über den König fagen. ift recht wie aus meiner Seele gefchrieben. fo ganß theile auch ich diefe Wemuth um das fchöne zerfiörte Bild.
Gott erhalte Ew: Excellenz fernerhin Ihr reiches Erbtheil an der fiegreichen Poefie des Lebens. die. wenn fie auch nicht in Verfen fpricht. dom kräftig über alle Satanologie diefer Zeit emporhebt!
Alle die meinigen empfehlen fich angelegentlichft. ich aber bin und bleibe mit unwandelbarer Treue und Ergebenheit

Euer Excellenz
gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.

Berlin. d: 18t Mai 1852.
im Cadettenhaufe.

Schluß in der April-Nummer.

Georg Fuchs:
Das Kulturproblem der Schaubühne.
Daß man neuerdings überhaupt wieder fragt. ob und wie das
Theater einwirke auf die fittliche und äfihetifche Entwickelung
der Perfönlichkeit: das zeugt deutlich davon. daß uns das
Theater wieder zum P r o b l e m geworden ift. Denn. näher beleuchtet.
läuft folche Fragefiellung leßten Endes darauf hinaus: ift d a s T h e a-
te r ü b e r h a u pt ein W e rt ? Wobei denn fchon unausgefprochen
die Nebenfrage mit anklingt: ift das Theater im modernen Leben vielleicht
doch nur noch als ein Ort der oberflächlicheren U n t e r h a l t u n g . als
ein Senfationen-Iahrmarkt. eine Tribüne für die lärmende
Austragung von Tagesfragen und als „Vergnügen“ bis zum verdäch-
tigfien Sinne des Wortes hinab möglich? - Ganz gewiß: das Theater
ift uns wieder zum Problem geworden. ja. es ift als ein angezweifelter
Wert von vornherein in den Werdegang der ..modernen Weltanfchauung“
eingerückt. Die Geifier. welche auf die Entwickelung der modernen
Weltanfchauung von entfcheidender Einwirkung gewefen find; Schopen-
hauer. Taine. Nießfche bis herunter zu dem - o Ironie des Schickfals! -
heute auf dem Theater zur Mode gewordenen Oskar Wilde: fie alle
haben das Theater als einen zum mindefien fragwürdigen Kulturwert
behandelt. ja. fie haben es in feiner befiehenden konventionellen Form
entfchieden a b g e l e h n t und mit ihnen alle großen Meifier der b i l -
'd e n d e n K u n fi : Feuerbach und Leibl. Böcklin und alle die Jüngeren.
Sie mieden und meiden das konventionelle Theater ..wie einen fchlechten
Ort“. was defto größere Beachtung verdient. als gerade die bildende
Kunft auf die Weltanfchauung der jungen Generation einen vorherr-

fchenden Einfluß gewonnen hat. Dringt man tiefer in die Bekenntniffe
der führenden Denker. Dichter und Bildner. fo findet man allerdings,
daß fich diefe fäjroffe Ablehnung nur gegen die konventionelle Bühne der
Gegenwart richtet. ja. daß fie nur deshalb fo bedingungslos fchroff ur-
teilen. weil fie im Grunde die ungeheuren kulturellen Werte. die auf dem
Theater möglich find. deutlich fühlen. Der Kontraft zwifchen
diefen Möglichkeiten und dem. was heute tatfächlieh ifi. der ifi
eben die Urfache ihrer tiefen Skepfis.
Das Bewußtfein diefes Kontrafies beherrfäft jedoch nicht nur die
Geifter. welche das junge Gefchlecht als feine Führer ehrt. fondern es
duräjdringt uns alle. Ieder einzelne wird durch das individuelle Erleben
dazu gebracht. Für jedes Kind. das feiner Veranlagung nach nicht
gerade dürftig weggekommen ifi. bedeutet die erfie Theatervorfiellung. die
es befucht. ein ungeheueres Erlebnis. Ganz gleich. was es fieht: eine
jämmerliche Schmiere in einer Scheune. ein Kinderfpiel. einen banalen
Schwank. eine klaffifche Tragödie. ein Mufikdrama Wagners - es erlebt
eine Katafirophe. Man wird kaum einen Menfchen finden. und fei er
noch fo alt. der fich nicht genau daran erinnerte. Manche haben die
Züge ihrer Eltern vergeffen. - aber fie ma>fen uns heute noch diefe oder
jene Gebärde des Komikers vor. der fie ergötzte. als fie ..zum erfien
Male im Theater waren“. Wüßten wir es nicht aus den Bekenntniffen
vieler außerordentlicher Männer und Frauen. fo wüßten wir es doch aus
unferer eigenen Erfahrung. welche Beraufchung die Kinderfeele über-
kommt vor der Schaubühne. und daß diefe Beraufchung unfere ganze
Sinnlichkeit. unfere Phantafie. unfere Seele in völlig veränderte. intenfiv
gefieigerte Spannung umfeßt. Die Eindrücke. welche während diefer in-
tenfiv gefieigerten feelifchen Spannung. während diefer Trunkenheit der
Sinne. während diefer Aufwallung aller lebendigen Kräfte in uns ein-
ziehen. müfien unbedingt für unfere ganze Entwickelung irgendwie be-
deutfam. wo nicht fogar entfcheidend werden. In den großen. alten
Kulturen wurde das denn auch genützt. Goethe fagte einmal zu Ecker-
mann: ..Ein großer dramatifcher Dichter. wenn er zugleich
produktiv ifi und ihm eine mächtige. edle Gefinnung bei-
wohnt - kann erreichen. daß die Seele feiner Stücke zur
See le de s V olkes wird. Ich dächte. das wäre etwas. das wohl
der Mühe wert wäre. Von Eorneille ging eine Wirkung aus. die fähig
war. H eld e n f e e l e n zu bilden. -- Das war etwas für Napoleon.
der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Eorneille

fagte. daß. wenn er noch lebte. er ihn zum Fürfien machen würde.‟ Daß
er unbedingt darin recht hat. beweift die ganze Weltgefchichte auf allen
Seiten. die vor uns aufgefchlagen liegen. beweift er felbft in den Be-
freiungskriegen. deren Heldengefchlecht aus dem von Goethe. Schiller.
Fichte. Herder fiammenden Idealismus entfproffen war.
Die Gefchichte. vornehmlich die der antiken Welt. befchäftigt diefe
Anfchauung Goethes durchgängig. Warum alfo zweifeln wir? - Nun.
wir haben alles Recht zu zweifeln. denn die Lebenserfahrung befiätigt es
heute jedem einzelnen. daß von einer gewiffen Altersftufe an die Schau-
bühne aufhört. gefialtend mitzuwirken am Aufbau feiner Perfön-
lichkeit. Irgendwann einmal merkt jeder von denen. welche die moderne
Kultur in fich verkörpern. daß ihn das Theater im S t i ch e g e l a f f e n
hat. Er geht wohl noch hinein. aber der große. lebenfieigernde Orgiasmus
bleibt allmähliaj aus und er fiellt am Ende gar wehmütig feft. daß felbft
die Schöpfungen der ganz großen Meifier poetifcher und mufikalifcher
Dramatik fiärker auf ihn wirken. wenn er fie daheim für fich allein genießt.
als auf der Schaubühne. Man fucht nach den Gründen diefer Erfajei-
nung. Man meint zuerfi: es gibt keine Darfteller von wahrem
Talente mehr. Bald überzeugt man fich aber. daß dies nicht richtig ifi.
Große E i n z e l leiftungen findet man oft. öfter als vielleicht zu irgend
einer Zeit in Deutfchland. Sie wirken auch auf uns; keines unferer
führenden Enfembles ift fo geringwertig. daß es uns nicht Einzel-
h e i t e n . E i n z e l gefialten. E i n z e l momente böte. die uns ergreifen.
Es ift immer d as Ganze. das verfagt. Und felbfi in den feltenen
Fällen. in denen wir von einer Aufführung als G a n z e m den Eindruck
gewinnen: fie ift in fich ftilifiifch ausgeglichen. felb| dann fagt uns eine
geheime Stimme: das ift nicht unfer Stil; das gehört nicht zu
u n s. fo wie ein Bild von Manet. von Leibl. von Liebermann zu uns
gehört oder eine Statue von Robin oder ein Bau von Meffel. Nur
eine Gattung dramatifcher Säföpfungen kann heute noch den Inten-
tionen ihres Urhebers voll entfprechend „gegeben" werden: Wagners
Mufikdrama. Und das ift fonderlich kennzeichnend. Denn Wagner als
typifcher Romantiker fieht dem Wefen der modernen Kultur - wie fafon
Nießfche infiinktiv fpürte-fremder gegenüber als irgend ein anderer ruhm-
gekrönter Meifier. der in unferen Tagen gelebt hat. Sehen wir ab von
dem großen Haufen. der ohne inneren Antrieb der Mode nachläuft. fehen
wir auch ab von fanatifchen Sektierern und Habituss („Wagnerianern“).
die aus der Zugehörigkeit zur „Wagnerfache“ eine Art von Sport machen.

fo ifi es doch ganz offenfichtlicl» daß Wagner mehr und mehr zum „kult-
liehen" Mittelpunkt für das Begeifterungsbedürfnis der „reiferen Jugend“
wird - wie es doch Schiller und Walter Scott für die gleiche Alters-
und Reifeftufe der früheren Generation im Deutfchtume gewefen oder
Viktor Hugo in Frankreith. .
Außer Wagner kommt jedoch kein großer Dramatiker auf unfere
Bühnen fo zur Anfchauung wie wir es von dem Kulturniveau unferer
höchfien Bildungsfphäre aus fchlechterdings erwarten dürfen und cr-
warten müfien. Man wende nicht ein: wozu fiih immer nach dem
höchfien Bildungsniveau richten? Halten wir uns an den weniger an-
fpruäysvollen, mittelmäßigen Durchfehnitt! - Ein folcher Einwand würde-
wenn er Geltung erlangte» die Schaubühne überhaupt ausfchließen aus
dem Kreife der Kulturfaktoren im höheren und allein berechtigten Sinne
des Wortes. NurK wo bewußt das Höchfte angeftrcbt wir-dz nur da wird
auch kultureller Wert gefchaffenz und nur wenn man fich üb er den
Durchfälnitt fiellt- kann man erhebend- „erzieherifch" im großen Sinne
wirken. Alles übrige i| doch nur Gefchäft oder Unterhaltungsetablifie-
mentz fcheidet hier alfo aus. Eben weil die Schaubühne in der Gegen?
wart im allgemeinen diefen höheren Standpunkt aufgab- eben deshalb
verliert fie ihren Zufammenhang mit den r e i f e n Menfchen- eben des-
halb enttüufeht fie gerade d i e am meifien, welche im erfien Iugendfeuer
ihr am hingebendften und erwartungsvollfien in die Arme flogen. D e r
reife, ernfte Mann ifi ein feltenerz feltenfter Gail:
geworden in den Theatern-auch in den befien-und wenn
wir ihn da treffenx fo als Enttäufchten oder mit der Abficht fich zu „zer-
|reuen‟z fich zu „amüfieren‟ - oder weil er fich verpflichtet fühlt,
etwas Neues kennen zu lernen, um mit „darüber reden" zu können.
Kein Menfch mit gefunden Sinnen wird den Mut finden zu der Behaup-
tungx daß damit das Theater feine Aufgabe in unferer Zeit erfchöpft.
Im Grunde ifi niemals die Hoffnung aufgegeben worden„ daß die
Schaubühne wieder auf ein Niveau emporfieigen werdet auf dem fie
gleich fiünde mit dem Niveau- das in den übrigen Künften als das Mi-
nimum angefehen wird. Auf der Tatfarhex daß diefe Hoffnung bis tief
in die breiten Schichten der deutfchen Gebildeten noch nicht erfiorben
ifiz beruhte der beifpiellofe Erfolg, den die Reform Wagners im Mufik-
dramaz M a r R e i n h a r d t s im Schaufpiel errungen hat.
Aus diefer Stimmung heraus entfprangen denn auch alle die man-
cherlei Strömungen* welme die Smaffung einer unfercm mo-

dernenKulturftande entfprechenden.unfere Seelen
wieder ergreifenden Schaubühne zum Ziele hatten. Sie
haben fich nach und naäj fo verdichtet. daß man mit Sicherheit fchon in
naher Zukunft die Verwirklichung des Gedankens erleben wird. Es
handelt fich hier um eine unausbleibliche Konfequenz aus der großen
Kulturbewegung der ..angewandten Kunft".
Jn diefer Erkenntnis hatte auch der l. J n t e r n a t i o n ale
Kunfikongreß zu Venedig im Herbfte 1905 diefes Thema auf
feine Tagung gefeßt. Joh gebe um fo lieber den Gedankengang meines
auf diefem Kongreffe erfiatteten Referates wieder. als dasfelbe damals
die einfiimmige Billigung einer internationalen Verfammlung hervor-
ragender Fachleute und Künftler fand. alfo weit eher auf einige Geltung
Anfpruch erheben darf. als die unerprobte Anficht eines Einzelnen. Jch
führte damals ungefähr folgendes aus:'
Alles. was wir tun. um breitere Schichten zu einer modernen
Kultur zu erheben. alles das ift umfonft. folange noch das Theater allent-
halben unwiderfprochen in einer Form befieht. welche die gefamten Er-
rungenfchaften der modernen Kunfientwickelung außer acht läßt. Denn
das Theater ift diejenige öffentliche Kunftficitte. welche den weiteften Wir-
kungskreis hat. Die Maffe der „Gebildeten" kommt mit den großen
Schöpfungen der modernen Malerei. Plaftik. Architektur und angewandten
Kunft ja nur recht felten und ftets nur fehr flüchtig in Berührung. mit
dem Theater aber fozufagen jeden Tag und in der intenfivfien Weife.
Jm Theater werden die elementaren Jnftinkte gepa>t wie fonft nirgends
im Reiche der Kunft. im Theater werden nicht nur die Ganz- und Halb-
gebildeten. nicht nur reife Männer und Frauen. fondern bereits die her-
anwachfende Jugend. ja fogar die Kinder und die. denen die Erziehung
der Kinder auferlegt ift. einer derartigen Suggeftion unterworfen. daß die
dort empfangenen Eindrücke für die Lebensauffaffung und Lebensführung
breitefter Volksfchichten von eminenter Bedeutung fein müffen. Jn der
Tat: was das fittliche. das politifäje und foziale Denken und Verhalten
anlangt. fo haben Kirche und Staat die außerordentliche Suggeftionskraft
des Theaters von jeher gewürdigt. Priefter und Erzieher. Gefeßgeber
und Politiker. Schule und Polizei haben von jeher allzuängfilich verfuäjt.
eine Kontrolle auszuüben über die Schaubühne.
Umfomehr muß es uns erfiaunen. daß diefe fo überaus tief- und
weitgreifende Suggefiionskraft des Theaters in Dingen der äftheti-
fchen Kultur und der Gefäjmacksbildung bisher niemals

auch nur entfernt im gleichen Maße beobachtet worden ift. Bei der großen
Menge mag uns das nicht weiter erfiaunen; daß jedoch die Künfiler und
die ..führenden Geifier". die fich die Aufgabe gefiellt haben. die Gefell-
fchaft. in der fie leben. zu modernen Kulturformen. zum Genuß äfthe-
tifcher Werte hinzuleiten. daß diefe fogar dem Theater bisher faft gar
keine Aufmerkfamkeit zugewendet haben. das muß uns doch verwundern.
Es fcheint beinahe. als ob fie überhaupt an der Zukunft der Schaubühne
irre geworden feien. Die ..Kulturellen" haben fich überall daran ge-
wöhnt. in dem Theater einen etwas zweideutigen Ort zu fehen. an welchem
fie entweder ein untergeordnetes Amüfement für leere Stunden finden oder
literarifche Belehrungen. beftenfalls einmal poetifche und mufikalifche
Genüffe oder erftaunliche Leiftungen einzelner Virtuofen. Daß die Art
und Weife. wie diefe Genüffe geboten werden. daß die Schaubühne an
und für fich eine künftlerifch geftaltete Kulturform
fein könne. ja fein müffe. das wußten fie vielleicht von der Antike her. aber
fie ließen jede Hoffnung fchwinden. diefe Kulturform heute zu erlangen.
Damit verziäjteten fie aber geradezu auch darauf. die breiteren Schichten
auch nur der ..Gebildeten" für künftlerifche Kultur überhaupt empfänglich
zu machen. Es bedarf alfo gar keines Beweifes. daß alle auf äfthetifche
Kultur gerichteten Abfichten unerfüllt bleiben müffen. folange nicht das
Theater zu einer modernen Kulturform ausgeftaltet worden ifi.
Fragen wir nun. wie das zu erreichen wäre. fo müffen wir zunächfi
feftftellen. daß die beftehenden Theater von fich aus die Initiative nicht
ergreifen können. Sie find kapitaliftifche Betriebe und können. von allem
anderen abgefehen. fchon aus rein finanziellen Gründen nicht daran gehen.
ihre Häufer umzubauen. Das aber wäre notwendig; denn wir werden
fehen. daß es mit einer Umgefialtung der Bühnendekoration allein nicht
getan ift. fondern daß das ganze Gebäude anders angelegt werden muß.
wenn das Eingreifen echter Kunfi auf dem Schauplahe durchführbar fein
foll. Es ift nämlich eine altbekannte Tatfache. daß die konventionelle
Theateranlage gar nicht aus dem Wefen des Dramas und gar
nicht für den Zweck künftlerifcher Erhebung einer aus Vertretern aller
Volksfchiäyten fich zufammenfeßenden Gemeinde entwickelt ifi. fondern daß
fie eine Jmitation der höfifchen Balletthäufer der barocken Zeit darftellen.
Schon der große S ch i n k el hatte in meifterhaften Entwürfen verfucht.
diefen üblen Jmport durch vernünftigere und edlere Anlagen zu erfetzen
(vergl. Hans v. Wolzogen: ..Karl Friedrich Schinkel und der Theater-
bau" in den ..Bayreuther Blättern". A. 3). Leider blieb diefer bewun-

derungswürdige Meifter auch in diefem Punkte lange unverftanden. Es
mußte erft noch die ganze wüfie Epoche der ..großen Oper" mit ihrem
ekelerregenden Talmiprunk und die ganze Periode des Naturalismus mit
feiner hilflofen Rachäffung der Wirklichkeit über uns dahingehen. ehe
die Auflehnung gegen den gefchmackswidrigen Tiefftand der Szenengefial-
tung weitere Kreife ergriff. Nun ift es fo weit. Nun ift der Tag an-
gebrochen. an dem Meifter Schinkel wieder zu Ehren kommt. und wir
fchicken uns an. feine Ideen zu verwirklichen. freilich in einer anderen
Formenfprache. als fie dem Klaffizismus geläufig war. Durch den großen
Auffchwung. welchen Malerei. Plafcik. Architektur und Kunftgewerbe in
den letzten Jahrzehnten genommen haben. ift es dahin gekommen. daß die
gebildetften Kreife. auf welche das Theater. infofern es ein Kunftinftitut
fein will. doch zn allererft zu rechnen hat. den konventionellen Theater-
bau und die konventionelle Geftaltung der Szene unerträglich finden.
Sie haben kein Theater mehr. Und fo ift es denn unausbleiblich. daß
unfere Architekten. Maler und Dekorateure in der nachf'ten Zukunft vor
die Aufgabe gefiellt werden. ein e n n e u e 11 T h e a t e r t y p zu fchaffen,
Ich habe in meiner kleinen Schrift ..Die Schaubühne der Zukunft"
(erfchienen bei Schulter und Löffler in Berlin. in der Monographien-
fammlung ..Das Theater". Bd. JL?) verfucht. die Grundzüge zu finden.
nach denen diefer neue Theatertyp auszuführen ift. Ich verweife für
die Einzelheiten auf die dort gegebenen Motive und bemerke beziiglich
der Gefialtung des Haufes nur in Kürze. daß die prinzipielle Löfung
diefer Frage bereits vorliegt und zwar in den an den antiken Vorbildern
herangereiften Ideen Schinkels. im Bayreuther Feftfpielhaufe und in der
Fortbildung des A m p h i t h e a t e r s durch Littmann am Münchener
Prinz-Regententheater. in dem Eharlottenburger Schillertheater und im
Hoftheater zu Weimar. Das Logenhaus ift bereits ..überwunden“z
fchon deshalb. weil das Amphitheater einen weit größeren Schuß gegen
Feuersgefahr bietet.
Wasjedoch die Bühne und ihreDekorationen. dieTracht
und den Stil der Re gie anlangt. fo ift dem Eingreifen moderner
Künfiler noch fo ziemlich alles vorbehalten. Nur dem Zufammen-
wirken des fchöpferifch begabten Raumkünftlers und
Malers mit dem Dramaturgen. Regiffeur und
Darfteller kann es befchieden fein. aus dem Wefen des
Dramas heraus eine für das Drama und deffen Darfiel-
lung wirklich finn- und zweckgemäße Form der

S ch a u bü h n e zu b e r e i t e n. Der jetzige Zuftand verdammt felbft
die höchfiftehenden Schaufpiele in ein Hausx auf eine Bühn er die
von Anfang an und von Grund ihres Wefens dem
eigentlichen Drama widerftreitet. Das Logen-
haus famt dem ungeheuer tiefen und hohen Bühnenraum
ift berechnet für höfifche B a l l e t t - F e e r i e e n des Barock- und
Rokoko-Zeitalters, die K u l i f f e n - S z e n e r i e ift übernommen von
dem fzenifchen Apparate der ehemals w a n d e r n d e n S ch a u -
f p i e l e r t r u p p e n, Beides: Haus und Bühnen-Einrichtung find
im Laufe der Zeit nur kompliziert und notdürftig adaptiert worden, aber
eine aus dem Wefen der dramatifchen Kunfi logifch ge-
folgerte Schaubühne fehlt uns bis heute. Der Zuftand ift kritifih- denn
unfer Publikum erträgt es nicht mehr- vor einer angeblich „naturgetreuen"
Szene zu fißenl an die es gar nichtmehr glaubt! Früher-
als man fich noch mit fpärlichen- kindlichen Andeutungen und geringen
Hilfen zur Erzeugung der Illufion begnügte- früher war diefe Illufion
viel leichter erreichbar) als jeßtt wo alles bis ins kleinfte „naturwahr"
fein foll. Diefer kompliziertef wahufinnig koftfpielige Apparah der nur
den Zweck hatt eine abfolute Illufion der Wirklichkeit zu erzeugen- diefe
ganze Mafchinerie erfüllt ihren Zweck nicht einmal; je mehr fie verbeffert
wirdt um fo deutlicher beweifi fie, daß fie diefe Aufgabe gar nicht er-
füllen kann. Die Entwickelung des konventionellen Theaters felbft hat
uns bewiefenl daß die ganze Guckkafienbühne famt Kuliffen und Soffitten,
famt Profpekten und Verfaßftücken- famt Rampenlicht und Schnürboden
überflüffig ifh daß wir uns da mit einem Apparate fchleppen- der die
höchfie Entfaltung dramatifther Kunfi ausfchließt. Es hilft zu gar
nichts- wenn man flatt der fäfablonenmäßigen Theatermaler und ihrer
Panoptikumsmalerei nun gute Maler heranziehtx um die Kuliffenbühne
zu „verbefiern". Denn die K u l i f f e n bü h n e an fich widerfpricht
der Gefeßmäßigkeit der Malerei. Die Fläche, das Grundprinzip des
malerifchen Schaffens, foll ja gerade aufgehoben und dafür die drei-
dimenfionale Wirklichkeit vorgefpiegelt werden. Ein größerer Hohn auf
alle Grundbegriffe von Bild und bildmäßiger Wirkung kann gar nicht
ausgedacht werden. Deshalb hatte es auch Böcklin feiner Zeit nach
einigen Verfuchen abgelehnt- der Aufforderung Richard Wagners folgend,
die Dekorationen für die Bayreuther Ningvorfiellungen zu entwerfen.
Die konventionelle Guckkafienbühne fpiegelt uns räumliche und land-
fchaftliche Tiefen vor, ohne doch irgend imfiande zu feinl die menfchliehe

Figur diefer Tiefe entfprechend kleiner erfcheinen zu laffen. Der Dar-
fteller fieht noch in einer Entfernung von zehn und zwanzig Metern von
der Rampe genau fo groß und fo „detailliert“ aus. wie an der Rampe
felbfi. und doch dürfte er. wenn er zu den ihn umgebenden Bäumen.
Häufern. Bergen in einem richtigen Verhältniffe erfcheinen follte. nur in
fiarker Verkleinerung und nur nom als ungefähre Silhouette. wo nicht
als „Fleck“ wahrzunehmen fein. Das konventionelle Theater rechnet mit
der abfoluten Unfähigkeit des Publikums. optifche Vorftellungen einiger-
maßen exakt feftzuhalten. es fpekuliert geradezu darauf. daß das Auge
des Publikums verdorben. der Gefäjmack depraviert. das kulturelle An-
ftandsgefühl unterdrückt werde. Jn den heutigen Theatern fieht die deko-
rative Ausgefialtung der Szene im befien Falle auf dem Niveau der
Hiftorien- und Genremalerei der 60 er und 70 er Jahre. Ein halbes
Jahrhundert beifpiellofer Kunft- und Kulturentfaltung blieb abfolut un-
beachtet in einem Jnftitute. das doch durchaus der Kunft und der Kultur
geweiht fein follte.
Wie Schinkel es fchon vor 100 Jahren getan. fo hat man nun auch
neuerdings wieder. um das Eingreifen e>7ter Kunft an Stelle der Pan-
optikumskünfielei zu ermöglichen. eine in drei Pläne geteilte Bühne
vorgefchlagen. welche Oberlicht von vorn erhält (Wegfall der
verzeichnenden Rampenbeleuchtung). Dies ift durchführbar. da mit der
Befeitigung der Kulifien und Soffitten der ganze kofifpielige Schnür-
boden mit feiner Mechanik überflüffig wird. Vorder- und Mittelbühne
können nach hinten abgefchlofien werden. je nachdem man kleinen oder
größeren Raum nötig hat. Die Kennzeichnung des Schauplaßes erfolgt
in echtem Material durch entfprechende ornamentale Behandlung eben
diefer nach rückwärts abfchließenden Vorhänge. oder mit architektonifch-
ftiliftifchen Mitteln. Zum Zweck der Zufammenfaffung bietet fich die Farbe
als das ausdrucksvollfie Mittel dar.
Die Hinterbühne kann nach Bedarf tiefer oder höher eingefiellt
werden als die Mittelbühne. und die fefte Wand. welche fie
rückwärts begrenzt. bietet die einzige Fläche. an der die Kunfl
des Malers eingreifen kann in die fzenifche Geftaltung. In
der Profpektmalerei bleibt jeder Wunfch nach naturaliftifcher Jllufions-
und Tiefenwirkung ausgefchloffen. Etwas künfilerifch Vollgültiges kann
nur durch eine firenge. architektonifche Flächenbehandlung geboten
werden. Kurz. wir müffen die Malerei als echte Kunft der zeichnerifch
und kolorifiifch belebten Fläche wieder auf der Bühne zu Ehren bringen.

Ihr wird fogar bei Eharakterifierung der SchaupläZe oft die Hauptaufgabe zufallen. indem fie in monumental vereinfachter Weife den Hintergrund abfchließt. Mit der Schaffung eines vernünftigen. von dem Flitterfiaat des Panoptikums und dem Guckkafienunfug der Schmiere befreiten architektonifchen Rahmens und mit der Herfiellung natürlicher Beleuchtungsverhältnifie wird die Schaubühne unferer modernen Kunft erfi eröffnet. Das Dram a und fein lebendiger Träger. der Schaufpieler. bedürfen. um zur höchft-möglichen Wirkung zu gelangen. einer Reliefwirkung der fzenifchen Erfchein un g. wie fie das antike Theater hatte. wie fie Goethe (..Basrelief‟). Schinkel und alle Großen angefirebt. die fich je mit dem Theater befaßt. D r a m a und S ch a u f p i e l e r herauslöfen aus dem verwirrenden Detail. das fie erdrückt. und räumlich in die günfiigfie Wirkung zum Publikum verfeßen: das ift die große Aufgabe. welche unferer Zeit auf theatralifchem Gebiete gefiellt ift. Ihre Löfung vorzubereiten. hat fich in München das ..M ü n ch e n e r K ü n fi l e r - t h e a t e r" gebildet. das mit Eröffnung der großen ..A u s ft e l l u n g M ü n ä) e n 1908‟ auf der Therefienhöhe feine Vorftellungen in eigenem Theatergebäude beginnen wird. In ihm arbeiten erfte Vertreter der bildenden Kunft und der Bühnenkunfi zum erfien Male zufammen an den Grundlagen des Problems.

Man wende nicht ein: das feien ..Außerlichkeiten"! - Sobald wir die rhythmifche Bewegung. welche das Wefen des „Dramas‟ ifi. in folch einem ftilifiifch einwandfreien. durchaus auf lauterfte Kunfkempfindung gegründeten Rahmen entfalten. muß fie f elbfi ftilifiifch erhoben. geläutert und intenfiver im Ausdruck werden. Und darauf kommt es an! Wir wollen am Ende nicht das „Theater“. fondern das D r a m a . jenes große. innere Erlebnis. das uns die Welt als Harmonie fühlen und glauben läßt - als großen. vollendeten. göttlichen Einklang im „Guten“ wie im ..Böfen". im Erhabenen wie im Gemeinen. im Schmerze wie im Lächerlichen.

Rudolf v. Gottfchall
All;
Rudolfo. Gottfchall:
ati. 1. Seit meinem 23 ften Lebensjahre. 1846. wo ich nach be-
fiandener jurifiifcher Doktorprüfung Dramaturg des Königsberger Stadt-
theaters wurde. weil ich wegen meiner politifchen Richtung nicht die
'Lola legencti an der Univerfität erhielt. bin ich bis zur Gegenwart vom
Theater nicht wieder losgekommen. als dramatifäier Dichter und als
Schaufpielkritiker tätig gewefen. Seäfzig Iahre find verflofien. feitdem
ich dem Theater näher getreten bin. und ich bin in diefer ganzen Zeit bis
in mein hohes Alter unausgefeht in nahen Beziehungen zu ihm geblieben;
ich verdanke ihm viele Hochgenüffe. deren dauernde Erinnerung mich noch
heute erfreut. und viele Anregungen für mein Denken. Fühlen und
Schaffen. Das begeif'terte Wort echter Dichter wirkt von der Bühne herab
auf mich noch immer ergreifend. fooft ich dasfeibe auch gehört haben mag.
1111 2. Das Theater birgt gewiß erzieherifche Werte und Kräfte
in fich; das Mitgefühl für die Lebensfchickfale. die uns dort vorgeführt
werden. gewöhnt uns an wärmere Anteilnahme an den Gefchicken unferer
Mitmenfehen; das Große wirkt erhebend. das Edle rührend. und das findet
kein verlorenes Echo im eigenen Leben; der Mitgenuß von hundert andern
verfiärkt alle Eindrüäe. daß fie zu bleibenden werden. Wenn fich aber
die Bühne in die Tribüne verwandelt. fo kann von dort eine große
nationale Begeifierung ausgehen. welche das ganze Volk ergreift.
ac] 3. Daß unfere Bühne in der leisten Zeit einen Auffchwung
genommen habe. der fie für Erfüllung folcher Aufgaben geeignet macht.
kann man nicht fagen. Wenn auch jede Gattung ihr Recht hat. und
auch von dem Theater der Spruch gilt: ..In meines Vaters .Haufe find viele
Wohnungen". fo hat fich doch gerade eine Einfeitigkeit eingefchlichen.
welche das bedenkliche überwiegen einiger Richtungen auf Koften aller
übrigen zur Folge hat. Der Schwank und die Operette fiehen zu fehr
im Vordergrund. daneben ein foziales Tendenzdrama. das fich nur an
die Schattenfeiten des Lebens hält und deshalb deprimierend wirkt. Das
gefchichtliche Drama ift faft gänzlich von den Repertoiren verfchwunden.
abgefehen von den Dramen Schillers und Shakefpeares. die nichts von
ihrer Wirkung verloren haben. aber nur wie erratifche Blöcke in den
Niederungen gemahnen. Mit dem Ausfcheiden des hifiorifchen Dramas.
das duräf gewagte Experimente eines oft rohen Naturalismus oder

die fehönfelige Zerfloffenheit der Neu-Romantiker nicht erfelzt werden
kann. hat das Theater viel von feiner erzieherifchen Wirkfamkeit ein-
gebüßt und darauf verzichtet. ein Träger des nationalen Auffchwungs
zu fein. Zu fehr überwiegt das Unbedeutende. und das. was nach Be-
deutung firebt. ift oft krankhaft und verzerrt.
W.

Eduard GrafKeyferling:

Zur Frag e 1: Die Kunft. meine ich. gibt Lebenswerte. fie gibt
ein Mehr an Leben. welches im Zufammenhange meines perfönliehen
Schickfals nicht vorgefehen war. und weil diefes Erlebnis in Kuuft um-
gefeßt ift. fo kann es weiter hinauf und weiter in die Tiefe hinabreichen.
als es irgend ein Erlebnis der Wirklichkeit vermag. Solche Wirkung ift
der Kunft aber nur dadurch möglich. daß fie das Leben. welches fie gibt.
dem Kreife des perfönlichen Intereffes entrückt. daß fie Diftanz hält und
mich zwingt. von mir fort zu ihr zu kommen. Die Kunft auf dem Theater
nun empfinde ich als Kunfi. welche einen Teil diefer Diftanz aufgibt. um
fich ganz nah an das Leben heranzuwagen. Sie begibt fich gleichfam
auf ein Zwifchengebiet zwifchen Kunft und Leben. Hierdurch reicht fie
vom Afihetifchen in das Praktifche hinüber. Die Werte. welche nur die
Kunft zu geben vermag. werden hier für meine lebende Wirklichkeit aus-
gemünzt und wirken darin fort. Äfihetifch aber empfinde ich die Kunft
auf dem Theater für die Kunft im allgemeinen als wichtige Probe auf
Leben. Sie wird fich hier immer wieder aufs neue ihres Kontaktes mit
dem Leben. ja ihrer Abhängigkeit von ihm bewußt. zugleich lernt fie aber
aua) hier immer wieder. wie weit fie fich an das Leben heranwagen darf.
ohne ihr Eigenfies zu verlieren.

Z u r F r a g e 2. Die Lebensnähe der Kunft auf dem Theater ver-
bürgt ihr die unmittelbare und in das Leben hinüberreichende Wirkung.
Weil fie fich mit wirklichem Blute füllt. weil fie gleichfam wirkliches
Leben als Material benußt. erlangt fie eine Illufionskraft. mit der fie
ihre Wirkungen dem Publikum aufzwingt. Was auf dem Theater vor-

geht. muß das Publikum als Erlebnis empfinden. als Lebenserfahrung. welche es vom Theater in feinen Alltag mit fortnimmt. mit diefem Erlebnis aber nimmt es das in fein alltägliches Leben hinüber. was nur die Kunlt zu geben vermag. das il't von der Kunfi erzogenes. gefialtetes und geklärtes Leben. Solche eine Legierung des Lebens mit Kunft fcheint mir nicht nur von unfchäßbarem Wert für unfere Kultur. fie erfcheint mir viel mehr als unabweisliches Bedürfnis. ja als notwendige Bedingung jeder Kultur.

Zu r Frag e 3. Es fcheint mir klar. daß folche Wirkungen nur eintreten können. wo die Kunft vom Theater zum Publikum fpricht. Wo das Theater vom Publikum feine Aufträge empfängt. wo das Theater zur Illuftration der Appetite. Moden und Launen des Publikums wird. da kann von einer Bereicherung nicht die Rede fein. Manches erfchwert heutzutage die erzieherifche Aufgabe diefer Kunl't. Vor allem das Jndu|rielle. welches fich in unferem modernen Theaterbetriebe breit macht. dann aber auch die Haft und Nervofität unferes heutigen Lebens. eine kritifche Ungeduld. Nur wenige verliehen es heute. vor der Kunft |ille zu halten. damit fie ihre Wirkung tue. Dennoch glaube ich. verlangt das Leben fo fehr nach diefem Einfchlag von Kunft und die Kunft nach diefer Lebensnähe. daß der Glücksfall immer wieder eintreten wird. daß ein echtes Kunftwerk von der Bühne her die Menfchen in feinen veredlenden und verfchönenden Bann zwingt.

Fortfeßung in der April-Nummer.

Friedrich Niebergall:
Der individualifiifche Zweig der Zu-
kunftspädagogik.
Schluß.
Das wichtigfie von Ellen Keys pofitiven Mitteln und Rezepten für
die Einwirkung heißt - keine Einwirkung. ..Nicht erziehen ift die befte
Erziehung." Darum fagt fie immer N i ch tl Nicht immer an den Kindern
herumdoktorn. nicht befeitigen wollen. was von felbft verfäjwindet. vor
allem nicht körperlich ftrafen! Was fie fiatt diefer unmittelbaren Ein-
wirkung verlangt. ift vor allem die richtige und förderliche Gefialtuug der
Umgebung. damit fie mittelbar die Kinder beeinfluffe. Die fogenannten
pofitiven Strafen erfeht fie durch die fog. natürlichen. die darin befiehen.
wie fie fich etwas fchwierig ausdrückt. daß man den Folgen der kindlichen
Kraftentwicklung Zufammenhang und Nachdruck verleiht. d. h. man foll
es die Kinder an den natürlichen Folgen ihres Verhaltens fpüren laffen.
daß fie immer gegen Widerf'tände fioßen werden. wenn fie über die ihnen
gefeßten Säjranken hinausgehen. Jmmer wieder kommt fie daneben auf
die Forderung zurück. daß man die Kinder wie Erwachfene zu behandeln
habe und nicht als Spielball der Laune und als Objekt pädagogifchen
Sports. Dafür muß man ihr fehr dankbar fein. denn dawider wird fehr
viel gefehlt.
Jetzt heben fich fchon einige allgemeine bezeichnende Züge ihrer
ganzen Denkungsweife heraus. die uns dazu dienen follen. fie in ihren
Zufammenhängen und in ihrem Gegenfav gegen andere zu verfiehen:
Jhr gilt nicht die Gemeinfchaft. fondern die Einzelperfönlichkeit als
der Richtpunkt für alle erziehlichen Bemühungen - das werde hier
nur der Vollftändigkeit willen noch einmal betont. Jhre Wertfchäßung
des im Kinde gegebenen gciftigen Inhaltes läßt fich unter verfchiedenen
Gefichtspunkten faffen; man kann darauf hinweifen. daß fich bei ihr die

maßgebenden Werte und Ziele fafon in der Naturanlage zeigen. während
fie fonfi gerade im Gegenfaiz zu der natürlichen Anlage in dem geifiigen
Befiß gefunden werden. den als den Ertrag der Gefchichte ein Gefchlecht
dem andern auf dem Wege des Unterrichtes vererbt. Das. was geworden
if't dura) die Natur. bekommt viel mehr Recht. als was der Geift erarbeitet
hat. Die Eigenart eines jeden Menfchen. wie er aus den Händen der
Mutter Natur kommt. hat das Recht. fich gegen die Schablone zu wehren.
die ihm eine Bildung anfzwingen will. die von gefiern und vorgefiern ift.
Die Wirklichkeit lehnt fich auf gegen den Defpotismus befiimncter ge-
fchichtlicher Werte und macht felbfi ihren Wert geltend. Damit hängt ein
anderes zufammen. Das Ideal der Sittlichkeit und der Menfchenbildung
fieht ihr nicht mehr in einer ganz befiimmten Form fef't. Sie fieht es
als eine Vergewaltigung an. wenn man dem folgenden Gefchlecht in der
Jugend von heute ein Ideal aufnötigt. das fie ficher gar nicht mehr teilen.
fondern durch ein anderes. eben ihr eigenes Ideal erfehen wird. Dabei
heherrfcht fie einmal ihr Refpekt vor dem Recht der kindlichen Perfönlich-
keit und dann ihr Glaube an die Macht der natürlichen Entwicklung.
vor der es gar nichts Frites und Abfolutes gibt. fondern die alles ins
Schwanken oder vielmehr in eine befiändige Bewegung bringt. Damit
kommen wir auf das tieffie Moment. und das ifi ihr Optimismus. der ihr
alles. was aus dcn .Händen der Natur kommt. als gut erfäfeinen läßt.
Das Kind ifi eigentlich von Natur aus gut; es ifi nicht wahr. daß vermöge
der Erbfünde ein Böfes in feiner Natur wohne. Und das. was böfe
fcheint. heißt böfe. weil es nun einmal den Leuten nicht gefällt. die gerade
zu fagen haben. Ebenfo ifi au>f die Entwicklung an fich gut. Sie ift
die bewegende Kraft in der Welt. - Man kann fich Ellen Keys ganze
Stellung und ihren Gegenfalz gegen eine herrfchende Auffaffung am befien
merken. wenn man ihr vorzüglich geprägtes Wort im Gedächtnis behält.
daß man in dem Kinde nicht die gefallene. fondern die unvollendete Natur
zu fehen habe. Hinter diefem Gegenfaß "lecken zwei vollftändig einander
entgegengefetzte Gefamtanfchauungen.
Das fuchen wir uns klar zu machen. indem wir einen Vertreter der
entgegengefeßten pädagogifchen Auffaffung und Praxis daneben halten.
Das Wort von der gefallenen Natur zeigt uns fchon. wo wir ihn fuchen
müfien. Wir werden ihn ficher im Bereich der kirchlichen Erziehung
finden. denn die kirchliche Lehre und Behandlung der Menfchen fetzt den
Fall und die Verderbnis ihrer Vorfahren voraus. Wir könnten nun uns
auch im Bereiäj der evangelifchen Kiräjengefchichte umfehen. und würden

dabei in der Erziehung der altorthodoxen und pietiftifchen Zeit unfer
Gegen|ü> finden. Aber wir wollen einmal die Erziehung des J e f u i t e n-
o r d c n s wählen. weil fie in einigen Punkten aufs fchlagendfie den Ge-
genfalz zu diefen gefchilderteu individualifiifchen Forderungen aufweift.
Dabei werden zwei Punkte in Betracht kommen: einmal der Stoff und
dann die Methode. Unfere Erwartung wird erfüllt werden. wenn wir
finden. daß von der Erziehung des Jefuitenotdens danach geftrebt wird.
einen fefi und befiimmt vorgefchriebenen Stoff auf eine zwingende Weife
den Zöglingen einzuprägen.
Es ifi ein alter polemifcher Kniff. der leider ganz befonders auf
dem Gebiet des politifchen und konfeffionellen Streites. aber auch fonftwo.
angewandt zu werden pflegt. daß man fiets das eigene Ideal und das
wirkliche Verhalten des Gegners gegeneinander zu fiellen liebt. Dann ift
es natürlich fehr leicht. fich zu erheben und den Gegner in den Staub zu
ziehen. Die meif'ten Menfchen merken im Eifer des Gefechtes gar nicht.
wie ungerecht und wie dumm fie damit verfahren; denn ein Gegner. der
einigermaßen auf dem Pofien ift. durchfchaut die Sache gar bald und nutzt
den Fehler aus. Um diefen Fehler zu vermeiden. wollen wir uns nicht
an irgend eine jefnitifche Praxis halten. wenngleich diefe auch fiäfer nicht
durchweg fo fchlecht fein wird. wie fie der Haß malt. Sondern wir richten
uns gegen die von den leitenden Jnftanzen des Ordens felbfi nieder-
gelegten Grundfäße für die Erziehung fowohl der zukünftigen Ordens-
glieder als auch der Externen. Die Studienordnung ftammt aus dem
Jahre 1599 und findet fich in jeder Gefchichte der Pädagogik.
Wenn wir den Gegner da überwinden. wo er feine höäjfien Ideale
.und Grundfälse ausfpricht. dann haben wir wirklich gewonnen - das
gilt für jede Polemik.
Legen wir die ganz einfache Einteilung Stoff und Methode zu-
grunde. dann haben wir zuerfi'die Grundfäse des Ordens für die Ge-
fialtung des Stöffes zu prüfen. Hier gilt. daß es für den Unterricht und
die ganze Einwirkung vor allem darauf ankommt. den überlieferten Stoff
zu übermitteln. Er befteht hauptfächlich in den Gedanken und in dem
Syftem des heiligen Thomas. Daran darf nichts geändert werden. Alle
Lehrmeinungen find genau geregelt. Es wird der größte Wert auf die
Gleichförmigkeit und die Befkändigkeit der Lehren gelegt. An diefer
Gleichheit der Lehre. die über Zeit und Raum hinweggeht. hat die katho-
lifche Kirche ein eindruäsvolles Zeugnis für die Wahrheit ihrer Lehre.

das auf die meiften. zumal nicht ganz felbftändigen Geif'ter. von Einfluß
ift, Die Methode der jefuitifchen Pädagogik zeigt eine Reihe von Zügen
auf. die dem verbreiteten Gefühlsurteil über den Orden entfpreehen.
während andere wiederum nicht damit übereinftimmen. Es ifi bekannt,
welch großer Wert auf die Anftachelung des ganzen Strebens durch Preife
gelegt wird. So ift z. B. das franzöfifche Schulfyfiem auf diefer Pflege
des Ehrgeizes aufgebaut. Viel fremder ift uns fchon die ebenfalls be-
kannte Einrichtung. daß jeder Zögling durch einen andern. den fogenannten-
Aemulus. überwacht wird. Sprichwörtlich ift der blinde Gehorfam. den
es den Oberen zu leiften gilt. Im Dienft diefer und der befonderen
religiöfen Aufgabe fieht die Anordnung der fogenannten Ererzitien.
geifilicher Übungen. die mehrere Tage dauern und eine überaus ftarke
Einwirkung auf die Phantafie und das Gemüt der Zöglinge bezwecken.
Der fogenannte Ererzitienmeifier fucht fie mit demAufgebot ftarker reli-
giöfer Eindrücke fo zu beeinfluffen. daß fie des eigenen Wollens möglichft
beraubt werden und in feine .Hand kommen, Es ifi bekannt. daß katholifche
Abiturienten von Schulanftalten. die an der holländifchen oder öfter-
reichifehen Grenze liegen. vor dem Befuch der Univerfitiit eine derartige
jlbungszeit in einer Jefuitenanfialt durchmaehen. An fympathifchen
'Zügen weift die Studienordnung vor allem zwei auf : es follen grund-
lätzlich keine körperlichen Strafen vollzogen werden. um Orden und
Kirche den zukünftigen Erwaehfenen in angenehmer Erinnerung zu halten.
Ebenfo wird auf eine fireng individuelle Behandlung und Unterweifung
Wert gelegt; aber auch wieder im Intereffe des Ordens. um jeden Zög-
ling fo zu verwenden. wie es diefem am meifien entfpricht.
Trotz diefer beiden leisten Züge trägt die Erziehungslehre der Iefuiten
einen ausgefprochenen Vergangenheitscharakter. Das liegt
zumal an dem zu iibermittelnden mittelalterlichen Stoff und an der
ganzen Art feiner Einprägung. Wenn wir fie mit den Gedanken von
Ellen Key zufammenftellen. dann beleuchten fich beide gegenfeitig aufs
befie. Während die moderne Pädagogin an dem modernen Bedenken
leidet. einer andern Seele ihr Ideal aufzunötigen. da man ja doch nicht
wifien könne. wie diefe fich entfcheiden werde. herrfcht in dem Iefuiten-
erden ein fehr robufier Glaube an die Unüberbietbarkeit und Vortrefflich-
keit der eigenen iiberkommenen überzeugung. Während jene den größten
Wert auf die Selbfiherrlichkeit der Perfönlichkeit legt. wird alle kluge und
freie Beriickfichtigung der Einzelwefen im Orden durch die echt mittel-
alterliche Rückficht auf die religiöfe Gemeinfehaft und die Anfialt begrenzt.

Ebenfo fieht der von jener empfohlenen Selbfientfaltung eine fiarke mittei-
bare oder unmittelbare Beeinflufiung und Prägung in einem befiimmten
Geifie entgegen.
Nun heben fich langfam die großen Linien heraus. auf denen beide
fiehen. Zunächft einmal die Linie der g e f ch i ch t l i ch e n Entwicklung.
Die J e fu i te n ftehen auf der gefchichtlichen Linie des Mittelalters. zu
der auch der Altprotefiantismus noch zum guten Teile gehört. Hier
herrfcht das asketifche Ideal. alfo die Verneinung von Welt und Natur
im Grundfalze vor. Die Notwendigkeit. fehr rohe Völker zu zähmen
und zu zwingen. führt zu einer oft recht barbarifchen Methode. die auf
feinere Motive perfönlich-feelifcher Art noch nicht rechnen darf. Die
Aufgabe. die Mafie zu heben. legt die Drefiur für die Kirchenanftalt immer
wieder nahe. Mag auch diefe Weife zur Zeit der großen gefchichtlichen
Wandlungen und der reformatorifchen Aufgaben. alfo zur Zeit der Miff ion
und der Reformation. nötig gewefen fein. gegenwärtig muß fie unbedingt
verworfen werden; denn wenn wir auch noch nicht mit miindigen Menfchen
zu tun haben. fo if't uns wenigfieus das Ideal der Mündigkeit auf-
gegangen und die ganze Kultur viel zu weit vorgefchritten.
Ellen Key dagegen fieht auf einer ganz andern Linie. Sehr
draftifch drückt fie fich aus. wenn fie fagt. daß eine Sintflut alle pädago-
gifche Literatur vertilgen könne. wenn nur in einer Arche Montaigue.
Rouffeau. Spencer und die neuere kinder-pfychologifche Literatur gerettet
würden. Montaigne betont von ihnen befonders die Aufgabe der Selbfi-
entfaltung und die modernen Bildungsfloffe. Roufieau die Güte der
Natur. Spencer die Entwicklung der Sittlichkeit. die kinder-pfpchologifche
Literatur die Riickficht auf das Objekt der Erziehung. Von den erfien
beiden kann man fagen. daß fie gegenüber dem Mittelalter der neuen Zeit
zum Durchbruch verhelfen. So fieht alfo Ellen Key auf der Linie der
Reaktion gegen das Mittelalter. das immer noch von den Jefuiten heute
vertreten wird. Zuletzt handelt es fich um die richtige Auffaffung der
Natur: die im ftrengen Sinn kirchliche Anfchauung. wie fie gleichmäßig
dem katholifchen und dem altproteftantifchen Syftem zugrunde liegt. denkt
dualiftifch. das heißt. fie hat iiber alles. was zur Natur gehört. eine pefii-
miftifche Meinung; denn die Natur ift durch den Fall verderbt. und der
Fall macht das Hereingreifen einer höheren Offenbarung und einer gött-
lichen Hilfe gegen die Sünde und all ihren Schaden nötig. Von diefem
Punkt aus muß man alles. was Kirche im alten Sinne heißt. verliehen.
fowohl das Denken über Gott. Menfch. Welt. Chriftus und fein Heil. als

auch die Gebote des Fafiens. die Wertfchäßung des Klofterlebens und
anderes von diefer Art. Es ift tatfächlich der gefallene Menfch. von dem
aus die Gedanken nach allen Seiten gehen. Dem fieht das ganz andere
Denken gegenüber. das durch den Entwicklungsgedanken beftimmt wird.
Für diefes gibt es keinen einmaligen Fall und keine einmalige Rettung.
fondern eine Entwicklung und ein Emporfieigen aus der Tiefe in die Höhe.
Es will alles langfam errungen werden - das gilt für Denken und
Lebensideale. So hat richtig Ellen Key dem gefallenen Menfchen des
alten Syfiems den unvollendeten des neuen entgegengeftellt. So fchimmern
überall unter den Gegeufäßen auf dem praktifchen Gebiet der Pädagogik
die großen theoretifchen hindurch: auf der einen Seite ein altes Denken
mit dem Gegenfalz von Natur und Offenbarung und mit feiner Wert-
fchätzung der Maffe. der Anfialt und der Gemeinfchaft. auf der andern
ein neues Denken. das man als Naturalismus und Monismus bezeichnen
kann. alfo als eine Geiftesrichtung. die die Natur hochfchätzt und auf e i n
Prinzip hinaus will; wozu fich dann noch der Lobpreis des Individuums
und feines Rechts gefellt. Diefe Gegenfähe. zumal der zwifchen der Wert-
fchäsung der Mafie famt der unperfönlichen Größe etwa des Staates und
zwifchen der des Einzelwefens. ließen fich auch auf das politifche Gebiet
verfolgen; das wäre interefiant. führte uns aber zu weit. Wir wollen jest
die tiefften Grundlagen zeigen. auf denen Ellen Key fieht. weil wir
glauben. fie fo am gründlichften zu verfiehen und auch einen Blick in die
großen Gegenfätze der Zeit zu tun. Dabei kommen hauptfächlich zwei
Männer in Betracht: der Philofoph des Darwinismus. H er b e rt
Spen c er. und unfer F r. N i es f ch e. der fo fehr einen Gegenfatz
gegen ihn bildet. Vom erften hat fie den leitenden Gedanken des Glücks:
nicht die Pflicht. fondern das Glück ift das höchfte; aber Glück ift ihr all-
feitige Kraftentfaltung und die möglichfi hohe Weife zu leben. Darum
ift Glück in diefem Sinne Pflicht. Von da aus verfteht man ihre Auf-
lehnung gegen die übliche egoiftifch defpotifche Behandlung der erwachfenen
Kinder eines Haufes. zumal der Töäjter: fie find für fich felber da und
haben ihr Recht auf ihr Glück; fie find nicht bloß für ihre Eltern da. um
ihnen „dankbar" zu fein. Von Nießfche läßt fie fich dann in diefem Ge-
danken und in ihrem Gegenfaß gegen das äjriftliche und das übliche fittliche
Ideal befiärken. Glaubt fie doch. das Ehrifientum bekämpfe das Recht.
nach Glück zu verlangen. weil es das Höchfie darin fieht. daß man nichts
begehrt. Und auch der firenge Kant will immer nur von Pflichten
geredet wiffen. die man zu erfüllen hat. ohne nach Glück zu fragen.

An diefen ihren Grundlagen foll nun unfer e Kritik der Ge-
famtftellung Ellen Keys einfeßen. Wir nehmen einen Befiandteil nach
dem andern kurz vor. So fehr fie R o uffe au verehrt. fo ifi fie doch
weit davon entfernt. in jeder Natur und in der ganzen Natur ohne weiteres
und unbedingt Gutes zu fehen. Sie erkennt-doch nebenher an. daß es
auch wirklich von Natur böfe Kinder gibt. So weit fie fich aber auf
Rouffeaus Seite in der Wertfchäizung des Natürlichen fiellt. fo fehr muß
man ihr entgegenhalten. daß die Natur auch ebenfowenig von Haufe aus
gut wie böfe ifi. Diefe Wertfchäßung der Dinge. die mit „gut" und
„böfe" arbeitet. ifi ein Ertrag der Gefchichte. alfo des Zufammenlebens
der Menfchen. Das. was uns wertvoll ift. ift und bleibt gefchicden von
dem. was uns die Entwi>lung und die Natur an Wirklichkeiten liefert.
Das Sollen fieht im Gewif'fen gefchrieben und if't etwas ganz anderes als
das wirkliche Sein.
Wenn fie mit Nie hf ch e die Macht. Kraft und Fülle des Lebens
preifi oder das Glück eines erhöhten Lebens oder wie fie fagen mag. fo
wird man fragen müf'fen: Warum ifi diefes alles etwas fo Wertvolles?
Oder fchon friiher wird man fragen: Was ifi denn das. was du da mit
diefen Worten meinfi. Leben. Macht ufw.? Überhaupt tut man gut.
jeder „Parole" oder jedem „Banner" gegenüber. um das man fich fcharen
foll. immer die Frage zu erheben: W a s ift d as? Wer fo etwas fagt.
der foll genau pfychologifch oder aus der Erfahrung heraus fagen. was
er im einzelnen und befiimmten meint. Der Unfug der Phrafen und
Schlagwörter fchreit zum Himmel; am allertollften ifi es z. B. mit dem
fchönen Wort Freiheit. aber auch mit andern. Und man darf fich nicht
dahinter zurückziehen. daß man nicht jagen. daß man nur fühlen könnte.
was z. B. mit diefer Macht des Lebens gemeint fei. Man darf es auch
nicht das höchfie Glück oder die Vollkommenheit nennen; fondern man
muß fo etwas befäjreiben. fo gut man kann. Aber gerade die Leute. die
von Nielzfche gelernt haben. werfen mit folchen Schlag- und Kraftworten
um fich. daß es kracht. - Was mich bei diefem Wort „Leben" und
„Macht" am meifien interefiiert. ift die Frage. ob das. was man Altruis-
1nus. alfo Riickfiaft auf den Nächfien nennt. darin fieckt oder nicht. »-
Glück ifi Pflicht - ganz fehön. aber es kann wohl auch umgekehrt lauten
und muß zuerft einmal umgekehrt lauten: die Pflicht - das ifk das Glück!
Vielleicht hat Ellen Key auch etwas Ähnliches gemeint; freilich ifi es dann
wieder nicht leicht zu fagen. was die Pflicht fei. denn da fängt der ganze
Streit wieder von vorne an. Aber es ift ficher befier. fiatt mit dem Glück

anzufangen. das unfere Pflicht fei. mit der Pflicht zu beginnen. in der
unfer Glück befieht.
Damit find wir fchon an das Gedankengut gekommen. das fie von
.[5, Speu c e r bezogen hat: die Relativität des Sittlichen. das fich nie
gleich bleibt und immer neue Formen und Inhalte annimmt. Ganz
gewiß. fo ift es. - gleich bleibt fich meift nur das Sollen felbft und dann
noch ein paar Grundzüge des fittlichen Inhaltes - wie etwa die Riickficht
auf den Rächften und die Beherrfchung der Sinnlichkeit. Das. was nun
den Inhalt diefer Grundfiiße felbft bildet. fchwankt fehr. Und deshalb follen
wir darauf verzichten. unferm Nachwuchs fittliche Pflichten. wie wir fie
verftehen. einzufchürfen. weil die doch wiederum andere fittliche Erkennt-
niffe gewinnen? Ich meine dagegen. es gehöre einfam zu unferer Pflicht.
unfere Auffaffung von der Pflicht unfern Kindern und Schülern beizu-
bringen. Diefe dann umzubiegen. wie es ihrem Stand und Gewiffen
paßt. das mögen die Herren Nachkommen gefälligft felber beforgen. Man
muß nun auch nicht zu empfindlich für andere fein. Vielleicht kann man
ganz der Wahrheit gemäß fo fagen: je kräftiger wir uns felbft unferer
Umgebung zeigen und mitteilen. defto leichter und ficherer finden fich die
andern felbft. nämlich in der Auseinanderfeßung oder auch im Streit mit
unferer Art. Dasfelbe wird auch zwifchen zwei aufeinanderfolgenden
Gefchlechtern fiattfinden. Freilich müffen oft die Kelten einer folchen Ent-
wicklung von dem Glück und Frieden des Haufes beftritten werden. Denn
der allgemeine Zufiand der Meinungsverfchiedenheit zwifchen Vätern
und Söhnen rührt daher. daß die Söhne gemäß der Regel der Gegen-
wirkung das Gegenteil von dem fagen. was die Väter gefagt haben. und
damit wieder auf die Großväter zurückgreifen. denn - die Väter haben es
genau fo gemacht.
Aber was das eigentlich pädagogifche Gebiet angeht. da müffen
wir Ellen Key im allgemeinen tüchtig loben. Zwar ziehen wir von der
weiblich übertreibenden Streitftimmung einige unrichtige Tatfachen ab:
es find nicht alle Querköpfe Originale. und die Selbftentfaltung darf
nicht uneingefchriinkt gelaffen werden. weil nach dem oben über Roufieau
Bemerkten fehr viel in jedem Menfchen i|. das man fich lieber nicht ent-
falten läßt. fondern beizeiten mit allen Mitteln. unter Umfiiiuden fogar
feften Strafen. auch körperlicher Art. unterdrücken muß. Aber in ihren
großen Grundfäßen hat fie einfach recht. So ganz befonders in der Be-
tonung der Lebensfphäre. Was wirken alle unmittelbaren Einwirkungen
durch das Wort? Was bedeuten vor allem die üblichen Strafpredigten.

Moralpaukenz gutgemeinten Zurechtweifungen, gegen den unaufhörliehen,
unbewußten Einfluß der Umgebung? Alles Schelten und Moralifieren
hilft viel weniger7 als der Eifer braver Mütter und beredter gefetzter
Papas zu meinen pflegt. Und am allerfchlimmfien i| es, wenn die erfte
Aufklärung iiber irgend etwas im fcheltenden oder gar firafenden Ton
gegeben wird. Solche Dinge bedeuten höchftens eine kleine Herzens-
erleichterung oder einen Beweis der Wohlredenheit und Gediegenheit des
Charaktersf aber - die Kinder haben halt zwei Ohren- von denen das
eine dazu befiimmt fcheintz folchc fchönen Dinge fofort hinauszulafien,
wenn fie zum anderen hereingekommen find. Und oft ift die Wirkung noch
fchlimmer: nämlich Verbitterung oder -- Heiterkeit. Aber die beftändige
Beeinfluffung durch einen guten Geiflz der fich nicht in abfiäitliäzenWorten,
fondern in dem ganzen Gehaben der Hausgenoffen kundgibtz das macht
einen fehr großen und dauernden Eindruck. Die Art. wie man in Gegen-
wart der Kinder urteilt über andere Menfäient über Vergnügen7 Geld
und Putzz iiber Kaifer und Obrigkeit, über die Arbeit und die Dienftboten,
alfo dasz was fo gerade einem aus dem Mund fälltz ohne daß man an
die Kinder denkt, das hebt die kleine Gefellfchaft auf und macht es zu
ihrem geif'tigen Eigentumz während die wohlgefeßten Reden hübfch liegen
gelafien werden.
Beffer als alle feierliche Vorbildhaftigkeit vor der Front ift die
abfolutez unbedingte Echtheit und Wahrhaftigkeit des ganzen äußeren
und inneren Lebens auch hinter der Frontz alfo wenn man gerade nicht
mit den Kindern zufammen ii't. Denn fonfi fällt man leicht aus der Rolle
und der Schaden ift doppelt groß.
Sicher hat ihr Grundfaß „Werden lafien" auch mehr Rechtz als die
Leute gelten lafien wolleuz gegen die fich Ellen Key wendet. Man fell
nicht immer feine Erziehungswut. an der viele Leute leiden, oder gar feine
Laune an den armen Opfern auslaffenz nachdem man ihnen durch die
Forderung der Ehrfurcht den Mund geftopft hat! Freilich gilt die Pflicht,
die Kinder möglichft wenig zu ftören und fie fich in Frieden entwickeln
zu lafien- nur, wenn die eben genannte Bedingung erfüllt iftz daß eine
Umwelt, eine Luft voll guten Geifies ein Gegengewicht gegen das Be-
dürfnis des Böfen bildet- fich auszuleben und das Gute zu überwuchern.
In ihrem Spott über die ewige überwachung der Kinder bis ins Alter
hinein muß man unferer Schriftftellerin unbedingt zuftimmen. Ihr jedes
Maß überfchreitender Individualismus ift eine heilfame Einfchränkung

fowohl der elterlichen Tyrannei als auch dcr übertriebenen Beforgtheit.
mit der Mütter ihre erwachfenen Söhne oft zu beleidigen pflegen; bei
den Töchtern fpürt man es wohl oft noch gar nicht. welche Kränkung in
diefer Hüterei liegt. Alfo ein bißchen mehr Bewegungsfreiheit und Selbft-
verantwortlichkeit. damit nicht fpäter der braufende Ubermut alle
Schranken durchbricht. wenn Vaterwort und Mutteraugc nicht mehr hüten
können! Das gilt vom Durchfchnittshaufe. aber erft recht von der Schule.
wie fie noch meift. trotz aller ..kannibalifchen Schlachtlieder von der Be-
rüafichtigung der Individualität". zu fein pflegt. Wenn doch unfere Gym-
nafialdirektoren und unfere Pädagogen eine Ahnung hätten von dem Haß
gegen die Schule und den andern böfen Folgen. die die Einfchnürung
frifäjer. junger Leute zu haben pflegt! Jch bin fefi davon überzeugt.
daß die Wildheit der erfien Univerfitätsfemefier wieder einmal eine natiir-
liche Gegenwirkung gegen die häufige Einfchränkung der letzten Gymna-
fialzeit ift. Was fich irgend mit der Disziplin und mit der Rückficht auf
den Fleiß der jungen Leute vereinigen läßt. follte gefchehen. um ihnen
jenen Ubergang weniger gefährlich zu machen. Befonders muß fich die
Anerkennung der Schüler höherer Klaffen als erwachfener Menfchen
durchfehen. auch wenn fie es nicht immer find. Wir wurden auf der
Prima noch geduzt. Die Gymnafialleute dürfen fich nicht wundern.
wenn unter zehn ihrer frühern Schüler fich kaum einer findet. der die
humaniftifche Bildung verteidigt. Dabei liegt natürlich meift der übliche
Fehler erzürnter Menfäjen zugrunde: man verwechfelt den Begriff und
das Jdeal humaniftifcher Bildung mit der Wirklichkeit des Gymnafiums.
das man felbft durchgemacht hat. So ergeht es den Leuten von der Kirche
ebenfalls vonfeiten ihrer Kritiker. Es muß darum jeder. der die Jugend
unterrichtet. fich immer wieder fagen und fagen laffen. daß er fich un-
bedingt die nötige Freudigkeit und Freundlichkeit abringen muß. ohne die
nun einmal nichts Gutes. befonders im Verkehr mit der Jugend gedeiht.
Den üblichen Kriegszuftand zu befeitigen. dazu gehört die Begründung
eines Verhältnifies voll Vertrauens; damit müffen aber die Lehrer. als
die Älteren und Verfiändigeren. den Anfang machen. Der Segen wird
groß fein; man glaubt es nicht. wie in einem Kreis von gebildeten
Männern einer beneidet wird. der feine Gymnafialzeit rühmen kann. Die
Fähigkeit der Jugend. fich begeifiern und für Großes gewinnen zu laffen.
ihre Dankbarkeit und ihr Vertrauen. fliegen jedem Lehrer zu. der frifch
und tüchtig ihr einen Kopf voll Anregungen und ein Herz voll Vertrauens
entgegenbringt. Vielleicht werden die Menfchen oft fo. wie man fie fich

in feinen Vorausfelzungen denkt: fchlimm und faul. wenn man ihnen
mißtraut. felbftändig und tüchtig. wenn fie Vertrauen merken.
Auch auf dem Boden des Unterrichtes bahnt fich hier und da eine
größere Beriickfichtigung der Selbfiändigkeit an; es gibt. was den Schülern
der früheren Zeit meifi unbekannt ifi. gegenwärtig Schulanfialten. die eine
fehr große Bewegungsfreiheit. z. B. im Auffaiz gewähren. überhaupt
darf man nie vergefien. daß es mit den Lehrern und Erziehern wie in
allen Ständen geht: von den Handwerkern und Pedanten fpricht man.
aber die guten und klugen Leute tun [till ihre Pflicht; und es ifi gewiß
keine Kleinigkeit. ein halbes Leben lang immer dasfelbe mit dreißig bis
vierzig Buben der allerverfchiedenfien Begabung und fittlichen Befchaffen-
heit zu treiben. '
Sehr fchwer fällt die Entfcheidung. wenn es fich um die Frage
handelt. ob man im Unterrichte alles auf die Begabten abftellen oder
dem Durchfchnitt Rechnung tragen foll. So allgemein läßt fich*die Frage
weder beantworten noch überhaupt fiellen: ein jeder tiichtige Lehrer wird
beides" miteinander zu verbinden wifien. Dafür ift die Forderung der
individuellen Behandlung doch zu fehr aus dem Bereich mufikalifcher
Kannibalenleifinng in die Arbeit der Schul- und Konferenzzimmer ein-
gedrungen.
Alfo Summa: es geht einmal wieder mit diefer Kritik und dem
Vorfchlag der Ellen Key. wie es immer geht. Es fchadet ficher nichts.
wenn einmal jemand rein aus großen Grundfälzen heraus ideale For-
derungen fiellt. Zwar hilft es nicht immer und in dem gewünfchten
Grad. aber ohne folche über das Maß des Erreichbaren hinausgehenden
Forderungen könnte das Zickzack der Entwi>lung. in dem Altes und
Neues. Wirklichkeit und Ideal ein Kompromiß zu fchließen pflegen. zu
einer fieifen und langweiligen Linie erfiarren. die nur die mechanifche
Fortfelzung des Althergebrachten darfiellt.
Jetzt brauchen wir über die Grundfähe. die Fr, W. Förfters
Ingendlehre beherrfchen. keine Worte mehr zu machen. Im Verhältnis
zum Ganzen nehmen fie auch einen fehr geringen Umfang des Buches ein.
Es i| nämlich zum Verzweifeln unfyfiematifch gehalten. aber das ifi auch
fein Vorzug. Denn fyftematifche Alleebücher lieft doch kein Menfch von
denen. auf die Förfier rechnet. Und das Buch ift für fehr weite Kreife
gefchrieben. Und die haben es auch gelefen und fogar gekauft. wie die
,vielen Auflagen in kurzer Zeit beweifen. Dazu trägt auch der für ein
deutfäjes Buch fehr geringe Preis von fiinf Mark bei einem Umfang von

724 Seiten bei. Und wie das Syfiem. fo vermeidet er auch den gelehrten
Jargon. Es ifi kein Sah. den nicht jeder gebildetere Vater und jede
Mutter verliehen kann. Die behagliche Breite und manche Wiederholung
tragen nur zur leichteren Einprägung bei. Von dem Hauptfchalz des
Buches fprechen wir noch nachher. Jetzt wollen wir die Grundgedanken
aufzeigen. foweit fie in einem Verhältnis zu unferu bisherigen Aus-
führungen fieben. Dabei ift uns die Hauptfache. daß Förfier einen fehr
fchönen und richtigen Mittelweg zwifchen der alten Methode des Ein-
paukens und der utopifiifch-nnmöglichen einfchliigt. die alles wachfen lafien
will. was wachfen mag. Bei aller noch fo liebenswürdigen Behandlung
der Kinder geht doch durch das Ganze der Wunfch. ihnen ganz beftimmte
Kenntniffe nnd Grundfätze einznprägen. Sein Weg befieht nur darin.
daß er an die eigenen Kräfte der .Kinder appelliert und fie zu freiwilliger
Mitwirkung bei ihrer eigenen Erziehung aufruft. Damit hat er Ein-
wirkung und Selbfientfaltung in einem. Das ift pädagogifch nichts
Neues. wenn man an den Begriff der Unterfiühnng denkt. Aber F ö r | e r
hat es nun einmal hübfch herausgebracht. Seine Methode wendet fich
mit dem größten Recht gegen die Morallehren. So beliebt fie find. man
darf fich fafi gar nichts von ihnen verfprechen. Denn es liegt diefer Art der
.Beeinfluffung eine ganz falfche Pfychologie zugrunde. Man denkt fich
nämlich die Sache fehr einfach: es fehlt einem Kinde an einer Tugend
oder es leidet an einer Untugend. alfo muß ich ihm möglichfi klar machen.
was es foll und nicht foll. und dann wird es das auch ficher tun. Was ifi
denn natürlicher als das? Und wenn es gegen mein Erwarten es doch
nicht täte. dann will es einfach nicht. und wenn es nicht will. dann gibt's
Hiebe. denn Trotz kann bloß mit Hieben gebrochen werden.

So „einfach" ift nun leider die Sache nicht. Es liegt zwifchen Er-
kennen und Wollen eine fehr. fehr breite Kluft. wie jeder an fich felbft
merken kann. Der Wille hat feinen ganz eigenen Kopf. Es gehört fehr
viel dazu. bis eine Erkenntnis Vorfatz und bis der Vorfah Tat wird.
Dazu bedarf es ganz befiimmter Vorausfesungen und Dispofitionen. und
wenn fie nicht da find. muß man fie fchaffeu. wie man er| mühfam Erde
auf einen Felfen tragen muß. ehe man auf ihm Weinfiöcke pflanzen kann.
Kein Menfch fest Weinftöcke auf den nackten Fels. aber fafi jeder will
gute Lehren in eine Kinderfeele pflanzen. der es an Boden dafür fehlt.
Darum ift es gut. daß Förfter die Moralpaukerei mit allen Kräften ab-
lehnt. Dafür gibt er folgenden guten Rat: man foll an niedere Motive.
die in dem Kinde liegen. anknüpfen. um fie als Haken zu benutzen. an

dem man fie in die Höhe zieht. Alfo z. B. man foll die Selbfibeherrfchung.
an der ihm mit Recht am meiften liegt. fo anzubahnen fuchen. daß man
den gewalttätigen Trieb der Buben. fiäf auszuleben und einen andern zu
„packen". gleichfam gegen fie felbfi richtet. ..Du ftarker Kerl. du wirfl
dich doch packen können!" Das erweckt den Ehrgeiz des Burfchen. und
er verfucht es einmal. So treibt man alfo den Teufel Wildheit dureh
den Beelzebub Ehrgeiz aus. Wenn die llbermoralifchen etwas dagegen
haben fellten. fo ftimme ich der nüchternen Bemerkung Förfiers viel mehr
zu. wenn er fagt. daß es gar nicht nötig fei. gleich mit den höchften
Motiven an das Kind heranzugehen. Anknüpfen ifi die Hauptfache. an-
knüpfen an das. was in der Kindesfeele wirklich vorhanden ift. Aber bei
allen großfpurigen. zumal religiös begründeten Ermahnungen hängt das
Seil ein Meter über dem Boden der kindlichen Seele. Man darf allerlei
wichtige philofophifche und pfythologifche Dinge nicht vergeffen: nämlich
das. was man Heteronomie der Zwecke und Motivwandel nennt. Das
erfte Wort bedeutet nämlich folgendes: die großen idealen Forderungen.
jagen wir alfo etwa die der Wahrhaftigkeit. haben auch nicht von Anfang
an fo ftrikt und nackt gegoltenz fondern es waren praktifche Klugheits-
regeln. die aus der Beobachtung gefloffen waren. daß eine Gemeinfchaft
und fchließlich auch jeder Einzelne mit Wahrhaftigkeit am weitef'ten kommt.
Nun hat fich aber dabei allmählich eine hohe Wertfchäßung der Wahr-
haftigkeit felbft ohne jede Rückficht auf diefe Folgen herausgeftellt: was
zuerfi bloß Mittel war. wird nun Zweck und bekommt eigenen Wert und
wird alfo zur Tugend der Wahrhaftigkeit. Und nun kann man fo fagen:
Wie es in der Gefäfichte der Entwicklung der fittlichen Begriffe zugegangeu
ift. fo geht es auch beim einzelnen Menfchen in feiner fittlichen Entwi>lung
zu -- was man biogenetifches Grundgefeß nennt. Zuerft lernt das Kind
wahrhaftig fein. um nicht gef'traft zu werden; allmählich foll es aber
wenigfkens Gefchmack an der Wahrhaftigkeit felbft bekommen - wer von
uns ift nicht zu ftolz. um unwahrhaftig zu fein. auch wenn es gar keine
böfen Folgen nach fich ziehen kann? Das nennt man Motivwandel: man
tut etwas zuerft aus einem geringeren Motiv und dann aus einem höheren.
So geht es immer zu. Auf diefe Weife will Förfter die eigenen Kräfte
des Kindes wecken. um es anzuleiten. das Moralifche zu verftehen und
zu tun.

Dazu fchlägt er nun folgenden Weg ein: er will die Kinder mit den
Realitäten des Lebens in Berührung bringen. Sehr richtig fagt er fich:
alle fittlichen Handlungen müffen auf fittlichen Gefühlen beruhen. Gefühle

aber werden nie durch Begriffe. fondern nur durch die entfprechenden
Dinge felbfi erzeugt. Nehmen wir etwa das Mitleid als Beifpiel.
Man kann ftundenlang das Wort Mitleid begrifflich erklären. man kann
es auch zergliedern. man kann es auch laut preifen - aber das führt
zu keinem Mitleid. fondern nur zu dem Begriff des Mitleides. Und
wenn man diefen Begriff hat. braucht man ebenfowenig Mitleid zu haben,
wie man Mitleid hat. wenn man auch den Begriff kennt. Es weiß alfo
mancher. was Mitleid ift. und hat keines. und mancher hat es. und weiß
es nicht. Das Gefühl des Mitleids felbfi wird nur fo erzeugt. daß man
jemand mit Gegenfiänden in Berjihrung bringt. die es felbfi zu erwecken
imfiande find. Das kann man tun. indem man die wirklichen Gegenf'tände
aufzeigt. alfo etwa einen armen. kranken Bettler. oder eine anfchauliche
Schilderung davon gibt. die in Kindern voll Phantafie diefelben Ge-
fühle auslöfi wie der Gegenfiand. So will Förfier alfo das Mitleid
erleben laffen. fiatt es zu lehren. Das nennt er L e b e n e n t h ü l l e n
und heißt es feine konkrete Methode im Gegenfah gegen jene übliche
abftrakte. - Auch hierin muß man ihm völlig beiftimmen. Die heute fo
fehr gepflegte Gefühlspfychologie fchärft immer wieder ein: Gefühle er-
wachfen am Gegenftand. nicht am Begriff. oder nur fehr fchwach,
Damit kommen wir auf Förfiers eigentliche Methode. Sie befieht in
einer Befprechung ethifäjer Dinge mit den Kindern. die es darauf abfieht.
ihr eigenes Urteil über irgend einen Fall hervorzulocken. Dabei ift Förfter
wieder fehr befonnen. Er vergißt nicht das lle-lle. u0u (lineitnr. d. h.
man kann keinem ein Wollen durch Lehren beibringen. Das will er
auch im allgemeinen niäjt. Alfo er rechnet mit folchen Kindern. bei denen
der gute Wille ungefähr vorhanden ift. Aber er fagt fehr richtig. daß
es der gute Wille allein nicht tut. Man muß auch erkennen und wiffen,
was man zu tun hat. Das wird fehr häufig durch die Gedankenlofigkeit
verhindert. die fich bei Kindern und - bei Erwachfenen zwifchen den
guten Willen und die Pflicht fchiebt. Hier liegt der eigentliche Zielpunkt
feiner ganzen Arbeit. Es kommt ihm nämlich darauf an. die Kinder felbfi
finden zu laffen. was in befiimmten Fällen gut und böfe ift. So über-
brückt man ja jene .Kluft zwifchen Erkennen und Tun noch nicht. aber man
tut. foviel man kann. So erwähnt er z. B. das Lärmen der Kinder. hinter
dem nur tantenhafte Unkenntnis oder elterliche Verbitterung böfen Willen
fehen kann. Förfier empfiehlt. den fo gedankenlos einherftürmenden
Kindern klar zu machen. welche Folgen ihre Unart hat. Wo guter Wille
vorhanden ifi. wird fie dann unterbleiben. nachdem die Einficht gezeigt

hat. daß das Lärmen mit den eigenen Grundneigungen im Widerfpruch
fieht. Mehr kann man ja nicht ficher erreichen; einen wilden und rohen
Burfchen muß man anders anfaffen. als mit ethifcher Belehrung.
Aber wie will er nun diefe Behandlung der Kinder geftaltet haben?
Nur mit Hilfe konkreten Stoffes. Und das ift der Reichtum des Buches.
Viele hundert Seiten hindurch bringt er Gefchichtchen. Schilderungen.
Bilder. Gleichnifie - eine wunderbare Fülle. Wer fich einmal für feinen
Unterricht um die fo nötigen und doch fo fchwer zu befäjaffenden Beifpiele
bemüht hat. der wird Förfters Fleiß dankbar anerkennen und fich feiner
Funde bedienen. Die Beifpiele find auch gefondert für Kinder heraus-
gekommen. Und das ift gut; denn man foll den Kindern ja kein Buch
über Kinder in die Hand geben. ebenfowenig. wie man über fie in
ihrer Gegenwart fprechen foll.
Diefe Gefchichten und Gleichniffe haben großes Lob in der Kritik
des Buches erfahren. Und fie verdienen es auch. Aber fie find doäj nicht
gleichwertig; das kann man ja gleich von vornherein annehmen. wenn
es fo viele hundert find. _
Nehmen wir einmal einzelne heraus. So empfiehlt Förfter z. B.
die moralifche Unterweifung überall im Unterrichte auzubringen. oder er
zeigt wenigftens Wege. wie man das kann. Wenn in der Naturgefchichtc
etwa von der Steinkohle die Rede ift. dann foll man den Kindern erzählen.
man fei auf dem Wege. aus Steinkohlen Bouillon zu gewinnen. indem
man einige in ihr enthaltenen Befiandteile. die fich dazu eignen. aus-
fondert und weiter verarbeitet. So folle man auch die guten Beftandteile
in der eigenen und in anderer Leute Seele zu entdecken und zu verwerten
fuchen. um aus einem kohlrabenfchwarzen Charakter die Bouillon einer
edlen Seele zu machen. (So drückt er fich natürlich nicht aus.)
Nun meine ich zunächfi. Steinkohle ift Steinkohle. Naturgefchichte
ift Naturgefchichte. und Moral ift Moral. Js) meine: Man foll nicht
überall die armen Kinder beuioralifieren. Das ift fchrecklich. Auch finde
ich in diefer Gefäjichte keine Anknüpfung nach der von ihm geforderten
Art. Er knüpft höchitens an das Jnterefie der Kinder für etwas Neues
und Auffallendes. aber an keine dem Sittliäfen entgegenkommenden
Kräfte an. Vielmehr erläutert er bloß eine fehr gute und wichtige Wahr-
heit durch ein Gleichnis. Er prägt fie auch ein. und damit ifi gewiß viel
gewonnen. Aber ich meine. diefe Gefchichte von der Verwandlung der
Steinkohle in Bouillon ift vor allein eine Regel für den Erzieher felbft.
Er foll Steinkohle in Bouillon verwandeln. Daneben ifi es natürlich

Ã¶ef1372
Jahr-rang
1 Q u 8

Titunftsnädagogir Friedrich Niebergaii
hat. daß das ?armen mit den eigenen Grundueigungen ini *liiiderfpructi
ficht. Mehr kann man ja nicht fiel-.er erreichen; einen wilden und rohen
Burj-*lien muß man anders anfaffen. als mit ethifcher Belehrung.
Aber wie will er nun diefe Behandlung der Kinder geftaltet haben?
Nur mit Hilfe konkreten Stoffes. llnd das ift der Reichtum des Buches.
Viele hundert Seiten hindurch bringt er Gefebiehtchen. Schilderungen.
Bilder. Gleichnifie -- eine wunderbare Fülle. Wer fich einmal für feinen
Unterricht um die fe nötig-*u und doch fo fauver zu befchaffendcn Beifpiele-
bemüht hat. der wird Zorfiere 'Fleiß dankbar anerkennen und fich feiner
Funde bedienen. Die Beiiriele find auch geiendert fiir .n'indcr heraus-
gekommen. lind- d-.s ifi* auf; dei-.n man foil den Kindern ja kein Bua)
über .li'inder in die .':an'e q t* *1. el*.-i'--wenig. wie man über fie in
ihrer Gegenwart frre-hi. *l*
Dieie Gefchichtcn r -.- ir'. ..i-n,
1
l
haben großes Lob in der .Kir-.uf
tsc- Bumee erfahren '-.- -s: -* .d .-: i' es auch. Aber fie find doch nicht
gleichwertig; das len.- 3 .*-i ron vornherein annehmen. wenn
es ii» vi. ie hundert L*
"nehmer- wir -- . - - - .- nie. So empfiehlt Förfier z. B.
du .".r -qx ..tx 3.-.-
„.1 - - iu. lleterrielite aiizubringen. oder er
c' ' *- - - * *LL* - .-.* -. - dur t--qn. Wenn inder Naturgefchiclite
ein... - -. *.3 ..x - *- -- -. dqclikl i.l'c man den Kindern erzählen,
e.: - .*1 - .- :enn-ler. Bouillon zu gewinnen. indem
.,.. . . ...: :ik-i"- ete-Z.. die fich dazu eignen. aue-
l i lxl* - .* .7.‟ n ui- .n..n auch die guten Befiandtcile
- -i * .- -F ,--1 *" .te cu*: zu entdecken uud zu verwerten
'i - - c. . i'"1..7'o- i: -. :r--n .Thai-after die Bouillon einer
d , nat* -. 5e * .>- -.i .".il natiirlich nicht aus.)
ie.. * 'iii' .,7i'.e“'- iii Steinkohle. Naturgefchiaj'e
, --i n. 'te an* *. . 2. *ll-:al Ich meine: Man foll niaii
i 'i' '.*ic cin-ii: im.. - . - ill.. Das ift fchreckliih. Auch find.-
.u- in diritr *s -I'i'l' .' . t1- 'c7' nach der von ihm geforderten
* .*
.nic-iii* der Kinder für etwas Neue:
den: Sinliihen entgegenkommendei-
.Kräfte an. Vie-i . i . . .une ieiir gute und wichtige'Wa' r
beit durch ein 'Wim-*.- pr . i'.- au.h ein. und damit ift gewiß v...
gmnonnen. Ar.: :iii-ir.. 'cx-fi* (rei-'intim ron der Verwandlung dei
Steinkohle in Beuilicn ift *.-er .*'.i...1 eine Regel für den Erzieher felbft
Er ie'.; *Zr-inielile in Bouillon '.eriraqdeln, Daneben ift es natiirlic'-
.kin Er fiiiirx. "-.i - *
" j
und Anffeli til-e ...*-
k_ ,. .
i
-
i"i

Lovis Corinth: PortrÃ¤t einer Dame.
Zum Eï¬ay von Hans Hell.

Buches fieht: es gehört zu einer folajen Einwirkung die ganze Liebens-
würdigkeit und Frifche eines unverdrofienen und liebreichen Kinder-
freundes. der alle feine Worte und Winke in fie hineinliebt. weil er fie
mit der frohen Güte begleitet. die nun einmal das einzige Werkzeug ifi.
mit dem man die moralifchen Stecklinge in den kindlichen Herzensboden
einpflanzen kann. Die Maffe und Kraft der fogenannten Impondera-
bilien. von Güte und Frifche. ifi und bleibt fo wichtig. daß ich mir mehr
verfpreche. wenn fie fich mit einer abftrakten Methode verbinden. als wenn
die befte konkrete Methode von einem kalten und verdroffenen Schulmeifier
ererziert wird. Freilich dürfen wir nicht fagen. daß die Methode gleich-
gültig und die Perfönlichkeit die Hauptfache ift. Warum können fich denn
nicht die frifchen und herzensguten Lehrer und Eltern eine befiere Methode.
und warum können fich die Inhaber einer guten Methode nicht noch die
nötige Unverdroffenheit und unbedingte Güte aneignen?
Ich fürchte nur für die Förfierfchen Gedanken. wenn fie von irgend
welchen ungeeigneten Leuten ..verfchult" werden. Dann bekommen fie
leicht ein unterrichtlich verfiandesmäßiges Wefen. oder fie werden fo
langweilig behandelt wie - der übliche Religionsunterricht. Auch kann
jeder Religionslehrer feinen ganzen Unterricht ficher fo befruchten. und
wenn es einmal einen Moralunterricht geben follte. dann wüßte ich keine
befiere Weife. als die von Förfier. Aber vor allem ift diefe ganze Art
wichtig für den Verkehr von Eltern und Kindern. Hier kann man die
einzelnen Gefchichten anbringen und in ihrem Sinne wirken. wenn ein
Kind einem dazu Anlaß gegeben hat. fiatt daß man fie dem Lehrplan
entfprechend oder in anderm theoretifchen Zufammenhang behandelt. Dann
ift die pfychologifche Lage viel günfiiger: denn es ifi wahrfcheinlicher. daß
das rechte Wort feinen Ort findet. wenn es unmittelbar in die kritifche
Lage hineingefprochen wird. als wenn es im Gedächtnis bleiben foll. bis
es die entfprechende Lage in der Erinnerung hervorholt und dem Willen
zur Beherzigung präfentiert. Im erfien Fall machen fich Lage und Wort
gegenfeitig fofort felbft verftändlich; aber es ift nichts fchwerer. als fich
zu fagen. daß man jetzt in der Lage des Übeltäters fei. von dem man da-
mals die und die Gefchichte gehört hat. Natürlich wird man auch die
andere Seite des Willensberges anbohren. alfo von der Verfiandesfeite
aus mit Begriffen vom fittlichen Leben arbeiten. Hier fchlägt diefes. dort
jenes an. alfo verfuche man es mit beiden Methoden. Dann ift aber die
Weife von Förfier die befie und ausfichtsvollfie. die
es gibt.

Das ifi Zukunftspädagogik. Möge fie bald Gegenwartspädagogik
werden! Das ift leichter mit der individualifiifchen. als mit der im Anfang
gefchilderten fozialifiifchen getan. Denn zu diefer gehören Einrichtungen
und Anfialten. zu jener im ganzen nur ein offener Sinn und ein froher
Wille. Man kann jeden Tag in Schule und Haus mit dem beginnen.
was Ellen Key und Förfier Gutes zu fagen haben. Sicher wird fiat in
der Zukunft eine neue Art der Erziehung und der Pädagogik heraus-
bilden; dann werden uns diefe neue Pädagogik und Erziehung auch zu
einer neuen und befferen Zukunft verhelfen.

Gufiav Falke:
Dörten.........Erzählung
Fortf'eßung.
..Schameu fchallfi di wat." hatte Dörten Hinnerk Schufier zugerufen.
Hinnerk war auf Seiten der Spötter! Das hatte ihr den letzten Stoß
gegeben. Sie raffelte mit ihrem Futterkarren über die Steine. die zum
Ziegenfiall führten. daß es klang. als führe Artillerie auf. und alles folle
nun in Grund und Boden gefchoffen werden.
Oll Plöckhahnfch mußte Dörtens Unmut zuerft über fich ergehen
laffen.
..Dat mütt' n' End hebb'n! Dat lat ik mi nich länger gefall'n.
De Bengel fchall ut Dörp!"
„Wo wullt du dat woll maken. Dörten?"
..Ik fegg dat Jochen. Jochen fchall dafför forgen."
„Wat fchall Jochen dorbi dohn."
..He hett em innahm. he fchall em wedder nt fin Hus wiefen, Grad
för uns Dör fik hintofetten! Keen Schritt kann man dohn. und jümmer
is he achtet mi an."
Im hellen Zorn ging Dörten ftracks zu Jochen Säfröder. „Is
Jochen to Hus?" Sie muß es dreimal fchreien. denn oll Schröderfch
ifi taub. was Jörn Kleefaat für einen großen Segen für die alte Frau
erklärte. Er dachte dabei an Jochens ..Tuthorn".
..Ik will em dat fegg'n!" fchreit die alte Frau zurück.
..Ne. nit* fegg'n! Ik frag. ob Jochen to Hus ift?"
Aber da kommt Jochen fäfon felbft. Das laute Gefchrei hat ihn
aufmerkfam gemacht.
Dörten brachte ihr Anliegen vor. etwas umftändlich und ein wenig
verfchämt. Ihr Zorn hatte fich bei dem Herumfchreien mit der alten
tanben Frau fchon etwas ausgetobt.
..Wat fchall ik dorbi don?"
„Du fchallft em nicht länger int Hus behólln."
..Ia. dat feggfi du woll. wat geit mi dat an."

Jochen war nicht geneigt. Dörten zur Liebe auf einen Vorteil
zu verzichten.
, „Ik kann ja fach mal mit em reden.“ Das war alles. wozu er
fich verfiand.
„Hev ik dat nich feggt?" fagte oll Plöckhahnfch. „Wat fchall he
dorbi dohn.“
Jochen nahm fich denn auch Dörtens Sache fchlecht genug an.
„Plöckhahnfch er Deern wär hier." So leitete er die Unterredung
mit Friß ein. Er fagte es möglichfi gleichgültig. Er wollte ganz diplo-
- matifch vorgehen.
Fritz fpißte die Ohren.
„Hat fie nach mir gefragt?‟
„Ne. dat nich. Fragt hett fe nich.“
Jochen fmökte nachdenklich vor fich hin. *
Friß fah ihn laurig von der Seite an. Warum erzählte Jochen
ihm das? Ob etwas dahinter fieckte?
„Hebb'n Se woll mal wat mit er hatt." fragte Jochen nach einer
Paufe.
Haha. alfo doch! dachte Fritz. Nun heißt es diplomatifch fein.
..Wie meinen Sie das?" fragte er möglichfi unfchuldig.
..Ik meen man, Se wull dor ja woll man op anfpeeln. De
.Deerns fünd en wunnerlich Volk - und wann mütt fik dor nich wieder
mit enlaten. as nödig.“
Jochen teilte diefen nachdenklichen Ausfpruch durch ein paar eben
fo nachdenkliche Züge aus der kurzen Pfeife in drei Teile.
Ein blondes Mädchenbild mit einem himmelblauen Band durch
die üppigen Locken und einer knallroten Rofe an dem vollen Bufen
fchmückte Iochens Pfeife. Das konnte Zufall fein. ließ aber auch tiefere
Schlüffe auf Iochens Gefchmack und Erfahrung zu.
„Se fünd jo noch orig wat jung." fuhr er fort. ..Aber dat is
grad de gefährliche Tied. fegg ich jümmers.“
Fritz lachte überlegen. Darüber brauchte er nun keine Belehrungen.
am wenigfien von Jochen. Was wußte der gute Jochen von der Liebe.
Auf dem Gebiet war doch er. Fritz Frahm. fchon als Dichter die höhere
Autorität.
„Ward Se de Tied woll münnigmal lang hier?“ fragte Jochen. Eine
fcheinbar unvermittelte Frage.
..Durchaus nicht. im Gegenteil!‟ verficherte Friy eifrig.

..Dat is jo ok ganz fchön hier op'n Land*n.“
..O. herrlich!“
..Wenn Se hier denn man fin mögt. Natur is ja nog hier. Und
jümmers fchöne frifche Luft." ,
Sie vertieften fich in die Vorzüge des Landlebens. und Jochen
dachte: Wat geit mi dat an. Wenn he fik hier woll föhlt. warum fchall
he hier weggahn?
* die äl-
Dörten. von Jochen im Stich gelaffen. flüchtete mit ihrem Ärger und
Kummer an Lene Staaks Herz. Lene diente auf Boek. Boek ift ein
herrfchaftliches Gut. eine halbe Stunde von Schönböken entfernt. Es
gehört einem Hamburger Großkaufmann. der es durch Kaffen Klüth
verwalten läßt. Der Hamburger hat fein Geld in Kaffee verdient. und
daher haben die Boeker den Spißnamen Kaffern. was aber doch nicht
recht durchdringen will und nur vereinzelt zu Ärger und Zank Anlaß
gibt.
Dörten traf Lene in der Mägdekammer beim Strümpfeftopfen.
..Sag mir das Wort. das fo gern ich gehört.
Lang. lang ifi's her.‟
fang Lene. Aber die wehmütige Melodie klang aus ihrem Munde fafi
ftillvergnügt. Sie warf denn auch lachend ihren Strumpf auf den Tifch.
als Dörten eintrat.
..Na nu. wokeen kümmt dor?“
Dörten hatte bald ihr Herz ausgefchüttet.
..Und wegen dat kümmfk hier na Boek? Wenn mi wat bieten deiht.
Deern. loop ik doch nicht op Naberfchaft und röp: Fang em!"
..Dat feggs du woll. Lene."
..Denn griep di man fülben.“ lachte die Freundin und machte eine
bezeichnende Bewegung mit dem Daumennagel auf dem Tifch.
..Wenn dat fo angüng.“ meinte Dörten.
..Sonn Hand pull? Befiell em di achtern Knick und denn Tiiffel
ut. Und denn fchall he fik woll nich mehr fehn laten." Das war der
einzige Rat. den Lene wußte. und er war am Ende nicht fchlecht. ..Wat
ik di feggt hev.‟ fagte fie nochmals. und dann begleitete fie Dörten ein
Stück Weges zurück. Sie gingen Arm in Arm durch den fiilien Abend.
zwifchen den fiaubigen Reddern. Jeht war Lene Staak am Erzählen.
Und fie erzählte von Johann Erikfon. dem rothaarigen Schweden. Der

wäre der nettefte von allen Knechten auf Boek. Aber er bliebe nur bis nach der Ernte. und das wäre fchade. ..He is 'n to netten Kerl." Und Lene wollte fich ausfchütten vor Lachen. als fie eines Vorfalles bei der Rappfaaternte gedachte. wo Johann fie im ftachligen Stroh tüchtig rum- gewöltert. weil fie ihn geneckt hatte. .
..Luthals hev ik fchrien.“ Und Lene zeigte ihre Arme. auf denen noch ein paar kaum vernarbte Schrammen zu fehen waren. Dafür follte Johann fie aber am Sonntag in Möhlenbeck mit Punfch traktieren.
„Is Sündag Danz in Möhlenbe>?" fragte Dörten.
..Ja. Deern. fchulls ok man en beten henkam. Wat he is. he geit fach mit di."
..Nu arger du mi ok noch mit em." fchalt Dörten empfindlich. Lene lachte. ..Du büfi ja wirklich narrfch. Dörten. As ik di feggt hcv: achtern Knick. Du wullt di wegen de Kopulatfäjon mit em bereden und Pafior Bokenholt forts mitbringen."
Sie machte ein paar bezeichnende Armbewegungen.
..Son Segen hölt lang vör."
Da lachte auch Dörten.
Ein paar Pfauenaugen begleiteten die fchwäßenden Mädchen. an den befiaubten Büfchen hinflügelnd. Jn den betäubenden Duft des Geiß- blattes mifchte fich der eigenartige Geruch des trockenen Staubes. Auf den Weiden brüllte *das Vieh. Uber ein Heck hinüber fahen fie ein paar fchwarzbunte Starken über die Koppel ftürmen. Jenfeit der Koppel fuhr Kaffen Klüth auf feinem Stuhlwagen nach Möhlenbeck. Er hatte braune Handfchuhe an und kutfchierte felbft.
..He is en düchtigen Landmann.“ fagte Jörn Kleefaat von Kaffen Klüth. ..aber he is en beten to fien woren und treikt fik jeßt op ham- borgfch an."
Dicht vor Schönböken trafen die beiden Mädchen Hinnerk Schotter. Der Duft feines Knafters zog ihm voraus und flach alle anderen Wohl- gerüche für die fchnuppernden Mädchennafen aus. Hinnerk wollte nach Boek zu Johann Erikfon.
„Wullt du em fin Stebel bringen? De kann ik ja mit torüg nehm." fagte Lene Staat.
..Ne. he fchalt mi noch betaal*n.“
..Denn kann ik ja furts mit umkehren.“ meinte Lene. ..Op peer Föt löpt fik dat lichter als op twee.‟
Das war nun Dörten wieder nicht recht.

..Ik hev di noch fo veel to vertellen."
Aber Hinnerk fagte mit ermunterndem Augenzwinkern: ..Schallfi
man beeten togahn. Dörten. Dor fitt en mit fin Bok an de Au. bi de
Brügg."
Die Au bildete die Gutsgrenze.
..He fitt an de Au?‟ rief Dörten entfeßt. ..Denn gah ik wedder
mit na Bork."
..Dat nützt di woll nich veel. denn fitt he dor bet morgen fröh."
Dörten war dem Weinen nahe.
..Iümmer difie verdammte Jung! Und nun verlang ik von di. dat
du mit mi geift. Hinnerk. Dat kans woll för mi dohn. Und dann
feggft em Befcheid. und wat he dohr to fitten hart."
..Fallt mi gor nich in.“ lachte Hinnerk. ..Wat geit mi dat an.
.ße kann doch an de Au fitten? Dor kann fitten. wokeen dor will. und
ik hev dor nir över to feggen."
Da ging nun Hinnerk mit Lene nach Boek zurück. und an der Aubrücke
faß Fritz Frahm. Wenn fie nicht einen Umweg von mehr als einer
halben Stunde machen wollte. mußte fie an ihm vorüber.
„Befiell em man achtern Knick." hörte fie Lenens helle Stimme.
Mit einem Geficht. vor dem jede feindliche Befaßung die Brücke
geräumt hätte. feste fie ihren Weg fort.
..Ik ftött em in de Au. wenn he mi to nah kümmt."
Sie machte mit beiden Fäuften energifäje Stoßbewegungen.
Aber kein Friß Frahm ift zu fehen. Nur eine Krähe fißt auf der
Brüäe. macht Krah. als Dörten näher kommt. und fliegt nach rechts.
nach Möhlenbeck zu.
Dörten atmete auf. follte Hinnerk fie geneckt haben? Ähnlich fieht
es ihm.
Aber fie tat ihm unrecht. Fritz Frahm hatte wirklich hier gefefien.
Doch fein guter Engel hatte ihn rechtzeitig das Buch zuklappen und feine
Grüße an Iochens Abendtifch auffuchen laffen. Dörten kann ihn noch
einholen. Die Gräfer. die fich über eine Stunde lang unter der für fie
doch zu fchweren Lafi der Fritz Frahmfchen Körperlichkeit hatten beugen
müffen. haben fich noch nicht einmal wieder aufgerichtet. Aber Dörten
fieht auf der Brücke und fieht in das klare Waffer. das zu trüben fie
den fchrecklichen Vorfaß gehabt hat. Rafch und munter fließt die Au
unter der Brücke durch. blänkert im Abendfchein und wirft kleine Wellen
und bildet kleine Kreife und Wirbel. kurz. ifi ausgelaffen gut gelaunt.

Was fich von Dörtens Geficht in einem fo unruhigen Spiegel abmalt. fieht auch luftig genug aus. obgleich es ein fehr ernfies. fehr böfes Geficht ift. das da von oben herab fieht,
Ia. Dörten war böfe. bitterböfe auf Hinnerk. auf Lene. auf alle Welt. Hinnerk ging nun mit Lene nach Bock. Er tat allen Mädchen fchön. und Lene war auch keine fromme. Es war ihr fchon zuzutrauen. fich rechtzeitig nach Erfatz für Johann Erikfon umzufehen. Alle Qualen der Eiferfucht durchlitt Dörten hier auf der Brücke.
...ße is en fchlechten Minfchen. Ik will ni mehr niit em to doliu hebb'n.“
..Ach. wat is dat doch en vergnögtes Leben." jubelte die kleine luftige Au.
Und Dörten wieder: ..Twee Iohrlang quäl ik mi nu all üm en."
Und die Au: ..Man nich lang opholln. man nich lang opholln."
Und Dörten wieder: ..Wat fchall dat warrn?"
Und die Au: ..Immer (open laten. immer lopen laten."
Aber Dörten verftand die Au nicht. die ja auch nur fo im allgemeinen und im Vorbeigehen ihre läufigen Redensarten machte. einerlei. ob man ihr zuhörte oder nicht,
Als Dörten nach Haufe kommt. wo die Mutter mit der Butter-.milch und dem Kartoffelbrei auf fie wartet. fißt Fritz Frahm an Iochens Tifch fäion beim zweiten Teller Grüße. Es ift diesmal Gerfiengrühe. Es wechfelt ab. mal Buchweizen. mal Gerfie. Nur Sonnabends gibt es Hering und Pellkartoffeln. oder Speck und Bratkartoffeln. Sonnabend ifi aber erfi morgen.
* :Z: Y:
Fritz hatte über einen vollen Löffel Grütze hinweg. den er gerade zum Munde führte. noch eben Dörtens kräftige Geftalt mit einem zu-fälligen Blick durchs Fenfier erwifcht.
..Donnerwetter. da ift fie!"
Er hatte. fie nach dem Abenteuer im Waldweg noch nicht wieder gefehen. aber er hatte fo leidenfchaftliche Begehrung nach ihr. daß er dee Morgens feine Knöpfe gezählt hatte: du trifffi fie. du trifffft fie nicht. du trifffft fie, Der fünfte Knopf hatte zu feinen Gunfien entfchieden. Aber der Menfch foll fich nicht auf Knöpfe verlaffen. Es ift mit ihnen. wie mit den Sternen. von denen der Dichter fingt:

..Und all ihr Leuchten il't ein eitles Lügen."
Er traf Dörten nicht. auch nicht im Waldweg. wohin es ihn natiir-
lich zuerli gezogen hatte. wie den Verbrecher an den Ort feiner Scllandtat.
Hier war es. fagte er fich und l'tarrte in den Graben. wo der Karren
gelegen hatte. O. Friß Frahm. was warft du für ein Tor! Diefe fchöne
Gelegenheit ließt du unbenützt vorübergehen!
Da erfuhr er durch Jochen. daß am Sonntag in Möhlenbeck Tanz
fei. Das war eine Hoffnung. nein. eine Gewißheit: ..Wo Jochen Schröder
fpeelt. blivt keen Deern to Huus.“
Alfo nach Möhlenbeck! Er hatte ein paar braune Zwirnhandfchuhe
im Koffer. doch vielleicht bedurfte er ihrer nicht. Jndefien waren fie doch
da im Notfall. Sein fchwarzes Röckchen. das noch aus feiner Lehrerzeit
ftammte. war vom täglichen Tragen fälon reichlich blank geworden. Aber
er hatte noch einen weißen Leinenanzug in Referve. Das war eine gute
Gelegenheit. ihn hervorzuholen. Mutter Schröderfch würde ihn fchnell
noch etwas aufbügeln.
In der Wahl des Schlipfes hatte er freie Hand. ein blauer. ein
roter und ein getupfter. weiß mit kleinen grünen Punkten. Ein Liebender
entfcheidet fich in foläjem Fall gern für rot. Fritz Frahm aber entfcheidet
fich für den Getupften. der zum Selbftbinden und ein richtiger Künl'tler-
fchlips mit wehenden Enden ill. Er verfpricht fich eine malerifche Wirkung
davon. auch auf Dörten. Daß fie dem Tanz nicht fernbleiben wird. dafür
bürgt ihm Jochen Schröder.
..Keen Deern blivt to Hnus. all in de Rund."
Und Jochen Schröder befchreibt mit feinem langen Arm einen ge-
waltigen Halbkreis. man kann fich ihn bis nach Schleswig hinauf denken.
K :1c k
Inzwifchen war Dörtens Stimmung keineswegs fel'tlich. Natürlich
wollte auch fie den Möhlenbecker Ball befu>)en. Hinnerk Saß fowohl wie
Lene ließen fi>l keinen Walzer entgehen. und wenn fie zwei Meilen darum
laufen follten. Und Dörten. die bisher von Eiferfucht nichts gewußt.
krümmte fich jeht förmlich in den Krallen diefer Teufelin. Hinnerks
Spott hatte fie tief verwundet. den letzten Rel't ihrer heimlichen Hoffnung.
er könne fich ihr doch noch zuwenden. erfchüttert.
Wie anders war das früher gewefen. Früher als es noch hieß:

..Hinnerk
mit de Binnerk
mit de Bickbeerbeen!
heft den Dübel danzen fehn?"
Ei. konnte er dann fuchtig werden! Das war in der Zeit. als fie
noch zufammen nach Möhlenbeck zu Wilhelm Lobfien in die Schule gingen.
Zu Wilhelm Lobfien. der ein Sohn vom alten Kanter Lobfien in Preetz
war. und der ihr mal von feinem eigenen Butterbrot gab. als fie ihre
Frühftücksfchnitten vergeffen hatte. Es war fo eine dicke. fchöne Scheibe
Mettwurfi auf dem Lehrerbrot gewefen. Sie meinte es jeßt noäf zu
fchmecken. wenn fie daran dachte. Damals hatte Hinnerk fie darum be-
neidet. und wenn er fie nur darum gebeten hätte. hätte fie ihn gern ein-
mal abbeißen lafien. So gut fianden fie miteinander. Sie waren damals
die einzigen Schulkinder. die von Schönböken nach Möhlenbcck in die
Schule gingen.
Hinnerk war Waife. Seine Mutter war an Diphtheritis gefiorben
und fein Vater auf dem Heuboden in Rohrhagen verunglückt. Da hatte
man ihn Trina Meefch zur Erziehung übergeben. die die eine Hälfte feines
elterlichen Katens bewohnte. und Trinamutter forgte gut für den Jungen
und hielt darauf. daß er immer rechtzeitig in die Schule kam.
Es waren drei Viertelfiunden Weges von Schönböken nach Möhlen-
beck. Das ift für Dorfkinder nicht allzu weit. die müffen manchmal
ftundenweit laufen. um der Segnungen eines geregelten Fibel- und
Bibelunterrichts teilhaftig zu werden. Im Sommer vor allem war es eine
Lufi für Hinnerk und Dörten. diefen Weg zu machen. Sie gingen
immer zeitig aus dem Haufe. denn es gab Aufenthalt genug unterwegs.
Da waren Schmetterlinge. die durchaus gefangen werden mußten. und
die das meiftens nicht einfehen wollten. Da verurfachte denn das viele
Hin- und Herlaufen viel Zeitverlufi. Manchmal half das Singen:
..Botterlicker fett di!" - manchmal half es auch nicht.
Befonders hatte Hinnerk es auf die Maikäfer abgefehen. denen
riß er Flügel und Beine aus. und den Leib aß er auf.
..Igitt. igitt!" rief dann Dörten und fchüttelte fich.
..Du büft fchön dumm!“ war die Antwort. ..Wie Nußkern!“
Aber Dörten hielt fich lieber an die Brombeeren und Himbeeren. das
heißt. wenn deren Zeit da war. Oft wurde aua) das Frühfiücksobft. das
fie in der Schule verfpeifen follten. fchon vorweg verfucht. Da taufchten
fie auch wohl aus. Hinnerk gab jeden Apfel für fechs Pflaumen weg.

Dörtens Eltern hatten fo fchöne gelbe. die waren groß und faftig. „Seele Plummen" waren Hinnerks Liebfies. Er befaß eine befondere Virtuofität. die Steine in einem weiten Bogen auszufpucken, oder fie mit einem heftigen Stoß aus den gefpitzten Lippen in tadellofer Horizontale nach einem Baum zu fchießen.

„Willfi wetten?‟

„Ia. aber von hier, Vorgehen gilt nich.“

„Heft em flegen fehn?"

. Mit bewundernswerter Sicherheit hatte der Pflaumenkern das fchlanke Birkenfiämmchen getroffen. Triumph ausdauernder Studien auf unzähligen Schulwegen.

Schön aber ift fo ein Schulweg auch im Winter. Da fliegen die Schneebälle begleitet von luftigem Gelächter und Gekreifch. da greifen die Hände hinterrücks in die weißen Büfche und paäen die Fäufie die fchlanken Bäumchen und fchütteln. daß der lofe Schnee dem Ahnungs-[ofen unverfehens über die Ohren kommt,

Was i| größer für die Kinderherzen. Winterluft oder Sommerfreude? Einmal hatte Hinnerk Dörten fogar in feinem kleinen Handfchlitten ganz nam Möhlenbeck gezogen. Aber das hatte er nicht zum zweiten Male getan.

„Du büft mi to fwerf Deern."

Am fchönften aber war es. wenn fie ihm unterwegs noch mal den Katechismus oder das Einmaleins überhörte. Sie war ihm damals noä) über und konnte ihm mit ihrem Wiffen beifiehen. wenn es nottat. Und es tat oft not. Befonders mit dem „Was ifi das?" kam Hinnerk nicht zurecht. Da half Dörten denn aus.

„Wir follen Gott -"

„Wir follen Gott fürchten und lieben, daß wir unfern Nächfien --"

„Nicht -“

„Nicht -"

„Nicht fälfchliih belügenf verraten oder afterreden oder böfen Leu-mund machenf fondern - fondern -“

„Sondern follen -“

„Sondern follen -"

,.Ne. Hinnerk. du weißt aber auch wieder rein gar nichts.“

Nachher änderte fich das. Da wußte er allerlei. Denn er war anfangs mehr faul als dumm gewefen. und die Zeit kam. wo er ihr über war. Dom er war nicht großmiitig und hänfelte fie, wenn fie etwas nicht

wußte. ..Deern. büft dumm!" Aber fie nahm ihm das nicht übel und
war fiolz. daß ihr Hinnerk zu den Klugen in der Klaffe gehörte. die den
Katechismus vor- und rückwärts mußten und in den vier Spezies zu Haufe
waren ..as de Kakerlaken in de
Und dann waren fie eingefegnet worden. Bei Paftor Buck - Stamer-
Buck. denn er fiieß etwas mit der Zunge an.
Uni die Zeit war es. als man fie mit der Frage hänfelte: ..Wat is
dat gröttfi'. Dörten?"
Das hatte Hinnerk aufgebracht. Sie hatte in der leßten Konfir-
mationsfiunde 1. Korinther 13. Vers 13. nicht gewußt: Nun aber bleibt
Glauben. Hoffnung und Liebe. diefe drei; aber die Liebe ift die größte
unter ihnen."
..Dat is di nich mal bewußt. dat de Leev dat Gröttfie is?" hatte
Hinnerk geneckt. und es damit aufgebracht. daß man fie noch lange mit
der Frage hänfelte: ..Wat is dat Gröttfi'?"
Später war Hinnerk. dem die Feldarbeit nicht zufagte. naäf Möhlen-
beef zu Heinrich Krufowski. ..Schuhmachermeifier und Reparaturwerk-
|att" - fo fiand mit großen fchwarzen Buchfiaben quer über der
ganzen Hausfront - in die Lehre gekommen. Der Vater von Heinrich
Krufowski hatte noch Heinrich Krufe geheißen. aber Krufe junior war
auf einige Iahre nach Warfäfau hin verfchlagen worden und hatte fich
von da eine Frau - fo*n lüte geele Zwiebel. wie Peter Blinckmann fagte
- und den fchönen neuen Namen mitgebracht. Hier. bei Heinrich
Krufowski. hatte Hinnerk das ehrbare Schuhmachergewerbe erlernt. war
dann als Gefelle und als Soldat in Kiel und Hamburg gewefen und
darauf. von einem wunderlichen Heimweh ergriffen. wieder in fein
Dorf zurückgekehrt. um Säfönbökens Umgegend nach Bedarf zu verfohlen
und Stanislaus Krufowski. dem Sohn des inzwifchen verfiorbenen Hein-
rich Krufowski in Möhlenbeck nach Kräften Konkurrenz zu machen. Doch
fie konnten beide nebeneinander befiehen. Stanislaus behielt die vor-
nehmere Kundfchaft. Hinnerk erfreute fich großer Beliebtheit bei den
Knechten und Mägden der Güter.
Fortfetzung in der April-Nummer.

Gedichte von Frida Schanz.

Rückblick.

Die Tore der Nacht ftehn in flammender Glut. -
Eine Glocke läutet mit tieffiem Klange.
Wie alles weich und gebettet ruht!
Ich fchaue zurück vom herbftlichen Hangez
Wie fchön der Abend den Weg befonnty
Den Weg in den Bergen- den fernen- feinen-
Den ich am Morgen kaum gehn gekonntN
Vor Angft und Schluchzen- vor Dornen und Steinen!

?l- Oic 'k

Mut.

Ich hatte nicht den Mute um Glück zu beten-
Zu Gott zu dringen mit dem ird'fchen Drangy
Und nicht den Mut auf meinem Leidensgang
Nur einen Trauerfalter zu zertreten.
Zu heiß aus tiefer Wunde floß mein Blut.
Ich hatte nicht den Mut- es dir zu zeigen,
Mein Freund! Zu ftillem Schmerz nur hatt' ich Mut.
Ich hatte Mut, zu laäyen und zu fchweigen.
Ich hatte Muß mein Urteil felbfi zu fprechen-
Und Murr mein liebes Glück von Edenhall-
Mein edles Glas- in Scherben zu zerbrechen
Beim erfien Sprung im ftrahlenden Kriftall.

Il- !- *

**"""""0"".""""q'0".'0'..9'0'P"'0"'...*'.'00'

Die junge Frau.

Junge Frau- du fchleierleichter Wildfang-
Junge Frau- du fchönes goldnes Wunder-
Sag) was für ein Wind hat dich getroffen?
Sag) wo ift dein goldnes- ke>es Krönlein?
Sag'- wo ift dein helles Knabenlachen?
Niemand hört mehr deine friiche Stimme;
Still im Hofe gurren deine Tauben-
Still im Stalle fteht dein feurig Rößlein!
Niemand hört dich mehr den Iagdhund locken! -
Warft einft felber wie ein leichtes Windfpiel,
Warfi wie eine wilde Frühlingswiefe-
Die ein toller klarer Bach durchfprudelt.
Und nun bifi du wie der See im Birkwald-
Bift wie eine deiner zahmen Tauben,
Bift fo tief und träumerifcl) verfonnen-
Wie ein fonnenftiller Sommergartenl

""""""""""""""""""""""""*"""""""""""0""""""""""S.""""""""""""96'ß""0"

'
'
'
'
'
'
'
'

6

'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'

:

'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'

'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
479

Ulrich Frank:
Fedka . . . . . . Die Gefchichte dreier Ehen
Woher der Name Fedka fiammt. habe ich nie ermitteln können.
Vermutlich habe ich ihn der Zärtlichkeit einer der polnifchen Dienftboten
zu verdanken. die in meinem Elternhaufe. in einem kleinen Landftädtchen
nahe der polnifchen Grenze. die .Hausarbeiten verrichteten. oder der
Haß einer meiner Schulgenoffinnen hat ihn mir angetan. Sehr lebhaft
befchäftigt hat mich die Frage eigentlich niemals. Ich war Fedka.
kurzweg Fedka. Das glücklichfte Kind unter der Sonne. In Wirklich-
keit hieß ich Feodora. der fchönfte Name. den meine geliebte. etwas
romantifch veranlagte Mutter kannte. und der auch von jenfeits der
Grenze ftammte. wo fie einmal auf einem Gute als junges Mädchen zu
Gafte war. ..Feodora Feodorowna". Ihre Augen leuäfteten noch in
fpäteren Jahren. wenn fie von jener Zeit erzählte. und von Feodora
Feodorowna. der Tochter des Haufes. die damals verlobt war mit Ser-
gius Marimowitfch. Aus diefen ruffifch-polnifchen Erinnerungen wurde
Feodora! Fedka!
Von meiner Heimat will ich fprechen und meiner Kindheit und
Mädchenzeit. Sie war zu fchön. Das Herrlichfie auf Erden. Jch
konnte träumen und fingen und lachen ganz naäf Herzenswunfch. Ich
hatte keine anderen Spielgefährten als meine Eltern. und auch die nahm
ich wenig in Anfpruch. und fie ließen mich gewähren im Haufe und
Garten und auf der Wiefe. die daran |ieß. Denn fie wußten. daß
ich glücklich war und mein Alleinfein dazu benutzte. mich deffen zu
freuen. Stets war ich fröhlich. und nie gab es einen Gedanken. den ich
zu verheimlichen hatte.
„Fedka!“ fchallte es durchs Haus. „Was ruft du?"
„Ich finge"
Und: „Fedka!" hallte es durch den Garten. ..was tuft du?“
„Ich winde einen Kranz.“
Auf jeden Zuruf. auf jede Frage eine glüäliche Antwort.
Das war meine Kindheit. Niemals habe ich ein unfreundliches
oder gar häßliches Wort gehört. Nicht gegen mich gerichtet. oder gar

von Vater zu Mutter. Und felbfi die Dienftmagd bekam niemals Schelte.
auch wenn fie es verdient hätte. höchftens eine freundliche Verwarnung.
Gibt's fo etwas noch einmal? Darf ich nicht mit Recht mich als das
glücklichfte Kind bezeichnen? Ein Gefchöpf. das in Schönheit und
Frieden aufwuchs. Natürlich war das nur möglich. weil ich fo gänz-
lich ifoliert blieb. Das hatte ich mir felbfi zu verdanken. Meine Schul-
kameradinnen mochten mich nicht. weil ich mich nicht daran beteiligen
wollte. wenn fie die Stachelbeer- und Johannisbeerfiräucher in benach-
barten Gärten einer heimlichen Plünderung unterzogen. oder eine ver-
frühte Ernte auf den Rübenäckern oder Radieschenbeeten der Bauern
vornahmen. Und als ich ihnen einmal drohte. es weiter zu fagen. hatten
fie mir den Beinamen „Pepe" gegeben. Aber auch an ihren Spielen
mochte ich mich nicht beteiligen. Sie verfieckten fich in den Scheunen. wo
fie fich auf dem Stroh lagerten und ..Papa und Mama" und ..Krank-
fein" und „Doktor" und „Kinderkriegen" und ähnliche merkwürdige
Spiele fpielten. die mich mit Angft und Grauen erfüllten. Schreiend
lief ich damals davon. und von diefem Tage an luden fie mich weder
zu ihren Raubzügen. noch zu ihren Spielen. Soll ich's kindliche Spiele
nennen? Jch möchte dankbar. nicht gehäfiig fein. fchon weil fie mich
vor jeder Gemeinfchaft mit ihnen fäfüßten.
Sie ließen mich völlig in Ruhe. wichen mir überall aus. nur manch-
mal raunte es hinter mir her: ..Pehel". wenn ich allein aus der Schule
nach Haufe ging. denn auf meinen Vater. der Lehrer an diefer Schule
war. durfte ich nicht warten. Das wäre ein Verfioß gegen die Amts-
würde gewefen. Aber fchon in der Haustür begrüßte mich der Ruf :
..Fedkal Kommt Vater bald?"
Und da empfing fie mich wieder. die ganze keufche Holdfeligkeit
meiner Jugend.
Wenn ich heute an das Verhältnis meiner Eltern zueinander
zurückdenke. fcheint es mir wie ein zarter Traum. Und manchmal frage
ich mich. warum die Menfchen fo töricht find. aus der Ehe. deren tieffier
Inhalt Friede fein foll. eine Hölle von Widerfprüchen und Gegenfäßlich-
keiten zu machen. Eine Entweihung des. fakramentalen Gedankensl
Wer's erlebt hat. lächelt nicht; oder vielleicht lächelt er erft reiht mit-
leidig und verächtlich. wenn er*s überfianden hat. Das keufche. heilige
Zufammenleben meiner Eltern. wie ich es heute verftehe. gibt mir einen
Maßfiab für das. was fein könnte und fein follte in dem göttlichen Worte:
Eine Seele und ein Leib - meine Erfahrungen zeigen ein ander Bild!

Ob'ich jetzt fchmerzlich lächle oder verächtlich lache? . . . Was
hätte das heut für einen Sinn. wo ich eine Kennerin der Ehe. bei meiner
dritten halte. Ich will mir lieber das entzü>ende Erröten vor die Seele
rufen. mit dem meine Mutter jeden Morgen meinen Vater begrüßte,
wenn er aus dem Schlafzimmer an den Friihfiüästifch trat. Wie ihr
Blick verfiohlen die Tür ftreiftef aus der er herauskam. wie aus der
bräutlichen Kammer der Hoehzeitsnacht. Erft jetzt empfinde ich das klar
und deutlieh. und die wundervolle Reinheit diefer Ebel diefer Liebe.
Ob etwas von Leidenfchaft darin loderte? Ich glaube nicht. Tief war
fie und innig bei Vater, hingebend und demütig bei Mutter.
Wer Vater und Mutter eigentlich waren? Herrliche Menfehen!
Und was fie waren? Phantafien! Jedermann wiirde fie heute
fo nennen, Aueh ich wüßte jetzt. wo ich Welt und Leben kennef keinen
bezeichnenderen Ausdruck. Es waren Phantafien mit fchillernden
Flügelnf lichten Herzen und kindlichem Glauben. Aber fie wohnten nicht
in einem Fabellande der Phantafie, fondern in einem fimplen Schul-
meifterhäuschenf dem fie allerdings den Zauber einer feligen Infel lichen.
Der Vater war ein Poet. Seinen Anlagen nach war er ficher zu Höher-em
berufen. als Ackerbürgerkindern das Rechnen und Lefen zu lehren. Aber
fein befcheidener Sinn und feine Zufriedenheit adelten diefe Befchaf-
tigungx und dann machte er daneben Verfe. Wunderfchöne Werfer fiir
die manch' andrer fchon Dichter genannt worden wäre und den Schiller-
preis ambitioniert hätte. Vater war beglückt- wenn fie Mutter die
Tränen in die Augen lockten, oder das Lächeln auf die milden Lippen.
nnd fpäter , . , als ich fie lefen durfte und fie „himmlifch" fandy fchien
das Ziel feines h'o'ehfien Ehrgeizes erreicht. Denn es kam die Zeit,
wo auf den Anruf: „Fedkaf was tuft du?" die Antwort erfolgte:
„Ich lefe!"
Gutef reine Biiäfer, wie der Vater fie mir auswählte.
Die Mutter war eine ganz biblifche Erfcheinung. So denke ich mir
Ruth neben ihrem Boas.
Ich glaube nicht, daß ein unlauterer Gedanke je in ihrer Seele er-
wacht und das ewig Weibliche ihrer reinen Natur je von einem Anhaueh
modernen Frauentums geftreift wurde.
Dienen! Dienen in Liebe! Dienen in Treue! Dienen in Selbft-
aufopferung! Dienen in Zucht und Sitte!
Eine kleine beglückte Weltf ihr Erdenheim. Der Mann und das
Kind. Mann und Kind! Welch' große, unendliche Welt, Und fiir

,uns forgte fie unermüdlich. lautlos. fanft. liebevoll. glückfpendend. Ich ipreche von meiner Jugend. alfo einer nicht gar zu fernen Zeit. und doch. ich frage mich felbft. ift das nur möglich? Und ich würde mich nicht wundern. Zweifeln zu begegnen. und doch - fo waren diefe beiden. Vater und Mutter.
Wie fie zufammengekommen. habe ich nie erfahren. Eine fürwißige Frage rief in das Antlitz des teuren Mütterchens ein fo erfchrockenes Staunen. als ob fie zjirnend ausgerufen hätte: ..Danach haben Kinder nicht zu fragen. Fedka!" Und in der Tat. was hatte ich danach zu fragen. Das gefchieht nun eben fo. Einige Zeit nachher hatte ich Gelegen-heit zu erfahren. wie es gefchieht. So und fo und fo! Jedesmal anders. Aber eines weiß ich genau. bei meinen Eltern mußte es. ganz anders gewefen fein. und ficher ift. daß ihre Ehe direkt im Himmel gefchloffen wurde. und irgend ein grundguter Engel im fiernenbefäten. blauen Flügelkleide hatte fie dann auf einem Punkt der Erde zufammengeführt. Ich denke mir in einem großen Garten voll duftender Rofen und Lilien und Veilchen. oder am Rande eines filberfchimmernden Baches. oder in einer Kirche vor einem Muttergotteshilde. - irgendwo. wo es fchön war und heilig. Und da faßte er fie bei der Hand und fragte fie. ob fie den Herd mit ihm gründen wolle nach Gottes' Gebot: fromm und rein.
Sicher aber ift. daß. wenn fie nicht zufammengekommen wären. jedes von ihnen fich ver-blutet hätte. So aber gab es keinen Zwiefpalt im Elternhaus und keine Sorgen. denn fie hatten ihr Auskommen. das heißt. fie kamen aus mit dem. was fie hatten. Alles war aufs genauefie berechnet und eingeteilt. Zwei Mark täglich bekam Mutter für unfere Ernährung. die an Sonn- und Feiertagen um eine Mark gefteigert wurden. eine ,Mark täglich war für unfere Bekleidung befiimmt. 30 Pfennig nigliaj betrug der Lohn der Magd; für Feuerung. Beheizung und Be-leuchtung waren 30 Pfennig pro Tag im Durchfchnitt ausgeworfen. der Doktor und Apotheker war mit 30 Mark jährlich veranfchlagt. und 50 Mark gar waren für Weihnachts- und Geburtstagsgefchenke befiimmt. ferner 20 Mark für unvorhergefehene Ausgaben. Das war das Budget. das nie überfchritten wurde und überfchritten werden konnte. weil es fich mit dem Gehalt meines Vaters deckte. der. ..500 Reichstaler". alfo 15.00 Mark betrug. dem die Ausgaben von genau 1473 Mark gegeniiber-itanden. Es gab alfo noch immer einen Überfchuß von 27 Mark, Und wie wurde der verwendet? Sah Mütterchen einmal nachdenklich oder

gar beforgt vor fich hin. dann fagte der Vater: ..Lottchen. nimm dir
einen Taler aus der Kaffe!" . . . und dann erhellte fich das liebe Geficht.
und fie kicherte vergnügt in fich hinein. und zum Abendbrot gab es
Bratkartoffeln und drei Paar Würfichen. und irgend ein neuer Gegen-
fiand prangte in den nächften Tagen in der Wirtfchaft . . . Offer als
neunmal im Jahre aber durfte das nicht vorkommen. das wußte Mutter
ganz genau . . . Ehe ich's vergeffe. Miete hatten meine Eltern nicht
zu zahlen. das kleine Häuschen draußen an der Landftraße. das fie be-
wohnten. mit Gärtchen und einem Stückchen Ackerland. war ihr Eigen-
tum. Sie hatten es für 2760 Mark erfianden. dem Vermögen. das
Mutter in die Ehe gebracht. Und gab's auch nicht täglich Fleifch auf
unferm Tifch. fo fehlte es nicht an Obfi und Gemüfe. die wir felbft zogen.
wie unfere eigenen Kartoffeln. Rüben und Radieschen . . . Ich erzähle
das fo eingehend. weil es mich mit Rührung und Staunen erfüllt. wie
überall in diefer Engnis und Kärglichkeit das reichfte Glück emporblühte,
und weil es das Bild meiner Jugend vervollfiändigt. Reichtum und
Luxus haben die Erinnerung an diefe überfelige Zeit fpäter nie in mir
zu verdrängen vermocht! . . .
Und wie meine Kindheit. fo meine Ingendzeitl Nichts von außen
drang in meine kleine Welt. Die ehemaligen Schulgefährtinnen mieden
mich. jest. wo wir herangewachfen waren. wenn möglich noch mehr als
frühe!"- Sie mochten fühlen. daß ich für ihre Vergnügungen kein Vet-
fiändnis befaß. kein Intereffe hatte an dem. was fie befehäftigte. ihnen
bedeutungsvoll fchien. Wenn fie fo in größeren Säfaren. oder auch zwei
und zwei. auf der Landftraße vorüberzogen. kichernd. fäjäkernd. fchwub'nd.
und ich fie über die Hecke unferes Gärtchens heimlich beobachtete. dann
fkagte ich mich. was find das nur für fonderbare Gefchöpfe? Als aber
fpäter fich junge Burfchen ihnen oftmals zugefellten. war mein Staunen
fo groß. daß ich mir ihres Wefens Art gar nicht zu deuten wußte. Von
diefen Empfindungen war ich völlig frei und jene zitternden Erregungen-
wie fie das Blut junger Gefchöpfe in Wallung bringen. waren mir ganz
fremd. Niemand kam. niemand war da. um jene rätfelhaften. geheimnis-
vollen Senfationen in mir wachzurufen. und das reine Liebesleben
meiner Eltern war nicht dazu angetan. meine Sinne zu fchärfen für die
Triebe der Menfchennatur. So lebte ich denn in den lieben Tag hinein-
unbekümmert und unberührt. Nur einmal ging ein leifer Schauer dtmh
meine Seele. als eines Abends im Spätfommcr die Mädchen. Kränze vou
Hecken-ofen im Haar. und die Butfchen. Eberefchenbufchen am hut. 'jugend

bei uns vorbeikamen. Hand in Hand. Das gefiel mir. aber lange hielt
diefe Stimmung nicht vor. denn ich war weder eine Träumerin noch
eine Schwärmerin. Um mich her war alles fo hell und klar und zweifels-
ohne. daß diefer Hang. der fich bei einfam lebenden Mädchen oft findet.
mir ganz fremd blieb. Ich war eben Fedka. das glückliche Kind meiner
Eltern. und da auch diefe fich von dem Vetterfchafts- und Bafenverkehr
des Städtäfens immer ferngehalten hatten. fo gab es niäfts. was diefer
eigentümlichen Entwicklung meines Charakters Eintrag getan hätte.
Am Tage nach meinem 19. Geburtstag. der wie alle vorhergehenden
fehr lieb und fefilich begangen wurde. es gab nachmittags Kuchen und
Schokolade im gemütlich durchwärmten Stübchen bei traulichem Lampen-
fchein. denn ich bin ein Winterkind. und zum Abendbrot die berühmten
..Taler"-Würftä)en mit Bratkartoffeln. ereignete fich etwas ungeheuer
Merkwürdiges.
Mein Vater trat mit fehr feierlicher Miene. angetan im fchwarzen
Sonntagsrock. feinem einfiigen Hochzeitsgewand. in das Zimmer. in dem
ich lefend am Ofen faß. Hinter ihm die Mutter mit verweinten Augen
und einer zagenden Furcht im lieben Geficht. daß ich halb verwundert.
halb erfchrocken auffchaute und kein Wort hervorzubringen vermochte.
So hatte ich meine Eltern noch nie gefehen. Was war das nur? Mein
Vater ließ mich nicht lange in Ungewißheit. ..Fedka". fagte er mit
einer Stimme. der er vergebens bemüht war. Fefiigkeit zu geben. ..Fedka.
der Apothekenbefitzer Thieffen begehrt dich zu feiner Frau . .
Und nun brach die Mutter in das nur mühfam unterdrückte Schluchzen
aus und der Vater fagte: „Sie weint vor Freude. Fedka. und vor Rüh-
rung. daß dir ein fo großes Glück befchieden ift. Der Apothekenbefißer
Thieffen ift ein fehr ehrenwerter Mann und . . . und . . . und ein fehr
. . . ein fehr reicher Mann. der dich gut und in Ehren halten wird und . . .
ja. fieh mal. Fedka. Eltern bleiben doch nicht immer bei ihren Kindern.
fie werden doch einmal fpäter zu ihren Vätern verfammelt. und dann
wärefi du ganz allein in der Welt . . Ießt weinte die Mutter fo laut.
daß ich emporfprang. Bis dahin war ich wie verfteinert filzen geblieben.
„ . . . und oft fchon hat fie fich darüber die fchwerfte Sorge gemacht!"
Andere als die neunmal jährlichen Würfteltalerforgen. Und um
mich. um diefes forglofefie. glücklichfte Gefchöpf auf Erden. Mein Ent-
fchluß war fofort gefaßt. Natürlich würde ich Apothekenbefitzer Thieffen
heiraten. Daß er ein „fehr ehrenwerter Mann" war. ließ mich ganz
gleichgültig. daß er ..fehr reich" war ebenfo. Ich wußte nicht. daß man

nicht ehrenwert fein konnte. und Armut hatte ich auch niemals gekannt. aber daß es meiner Mutter Freudentränen entlockte und die Sorge von ihrem Haupte fcheuchen würde. das war Grund genug. ohne langes Bedenken ,.Ia!" zu fagen. Und dann. wann hätte ich mich je bedacht? Ich. Fedka! Im Grunde genommen fah ich ein. daß man heiraten müffe. Vater und Mutter waren ja auch verheiratet. und daß man dadurch glücklich wurde. hatte ich mein Leblang gefehen. und was es war. ..das würde ich dann fchon erfahren". hatte mein Mütterchen auf meine Frage errötend geantwortet. alfo geheiratet mußte werden.
..Sobald als möglich." hatte Apothekenbefitzer Thieffen gefagt. als er am Abend diefes denkwürdigen Tages zu uns kam. mich als feine Braut zu begrüßen. Er brachte einen fehr fchönen Verlobungsring mit. wie ich fpäter erfuhr. war es ein Smaragd mit Brillanten. und eine goldene Uhr mit Kette. Auch fprach er mit Vater viel geheimnisvolle Dinge. Ich hörte nur immer. wie Vater fagte: ..Aber Herr Thieffen. . . . aber Herr Thieffen . . .". wie wenn man zu viel Gutes zurückweifen und doch annehmen will. Herr Thieffen war mir übrigens recht fympathifch. Er war ruhig und gefeht. wie mein Vater. auch ungefähr in feinem Alter c-der einige Iahre jünger. ich fiellte darüber keine langen Betrachtungen an und dachte gar nicht daran. wie alt mein Bräutigam wohl hätte fein müffen. Drei Wochen fpäter. der üblichen Aufbietungsfrifi. erwachte ich eines Morgens als Frau Apothekenbefißer Thieffen.

'e K K

Ich kann nicht fagen. daß diefes Ereignis mich mit befonderen Empfindungen erfüllte. Ich verfiand die Tragweite und Bedeutung diefer Tatfache nicht. Mutter hatte mir gefagt. es müffe fo fein. in Zucht und Sitte. fo fei es eingefetzt durch Gottes Gebot. und ich war nicht die Natur zu mißbilligen. was Gott eingefeht und Vater und Mutter guthießen. Das mußte eben fo fein! Darauf hatte wohl Apothekenbefißer Thieffen bei feiner Werbung um ein fo blutjunges Ding gerechnet. und da er fehr. fehr gütig zu mir war. beinahe fo wie Vater und Mutter. fo fiimmte feine Rechnung wirklich. Allerdings einen Taler aus der Kaffe als Ertrafreude gab es nicht. denn ich konnte immer fo viel Geld haben. als ich irgend gewollt hätte. aber ich brauchte niemals welches. denn Apothekenbefißer Thieffen war fo reich. daß wir alles in Hülle und Fülle befaßen. Was für meinen perfönlichen Bedarf erforderlich war. das beforgte er alles felbft. oder ließ es aus der benachbarten Großfiadt für

mich kommenz fo daß ich niemals in die Lage kamz Ausgaben zu machen.
Auch gegen Vater und Mutter war er fehr gut und aufmerkfam. Er
fchickte ihnen oftmals Wein und Fruchtfäfte und andere gute Sachen,
und wenn wir allfonntäglich hinaus zum Befuch gingen, gab er mir
i'tets Pakete mit Schokolade und Kakao und fonftigen Delikateffen- die
ieh ihnen mitbringen durfte. Das war wirklich fehr lieb und gütig von
_ Apothekenbefißer Thieffem und das blieb er für mich auch wiihrend der
Zeit unferer Ehe.
Eine gütigeRefpektsperfon. Niemals habe ich von ihm alsvon „meinem
Mann" gefprochenf auch zu meinen Eltern nichta wenn ich außer am
Sonntag noch einmal in der Woche nachmittags allein zu ihnen gehen
durftez und auch für fie blieb er immer der Apothekenbefißer Thiefien.
Warum feine Wahl gerade auf mich gefallen war, erfuhr ich einmal in
.einer vertraulichen Stundef als wir abends am großen runden Tifch im
Wohnzimmer beifammen faßen. Seine erfte Frau war immer kränklich
und unmutig und machte ihm das Leben fchwer durch böfe Launen und
Unzufriedenheit- und fo hatte er nach ihrem Tode fich vorgenommenz nur
etwas Frifches, Junges- Gefundesz Zufriedenes und Frohes um fich zu
haben. Frohes? Das war ich glaube ich, trotz alldem. Ich tlatte
keinen äußerlichen Grunde es nicht zu fein* und zum Bewußtfein inneren
Erlebens war ich noch nicht gelangt; und wenn es auch nicht mehr die
frühere Ungebundenheitf die lachende Glückfeligkeit meiner Jugend war,
jo glaubte ichf meine Frauenwürde bringe diefe Veränderung mit fich,
*So zogen die Tage in ewiger Monotonie friedvoll-ftillerx gefefiigter
Dafeinsbedingungen an mir vorüber. Wie ehemals im Stübchen und
_Gärtchen des engen Elternhaufes faß ich jetzt in der Prunkfiube des
großen Haufes am Marktplaßz oder im wohlgepflegtenz prächtig ange-
legten Garten- der dazu gehörtef und freute mich iiber die Blumen und
die fammetweich gefchorenen Rafenflächen. Auch intereffierte ich mich
fiir die mit Apothekerpflanzen befiellten breiten Beete und die Anlagen
der Gemiifeanpflanzungen. Das war alles fehr fchön, aber das [uftige
Blühen wie draußen im felbftgehaltenen Gärtchen an der Landfiraße war
es nicht, und auch der liebe Anruf: „Fedkai“ fcholl nicht hinter mir
her. . . . Das war es- was ich mir unter Frauenwürde vorftelltef
ich war eben Apothekenbefißer Thieffens Gattin. Dabei hatte ich keine
Ahnung- was das eigentlich zu bedeuten hatte. Ich empfand wohl
dunkel den Reichtum und die Breite meines jetzigen Öeimsf aber recht
klar bewußt bin ich mir deffen nicht geworden. Die fchweren- koftbaren.

gediegenen Möbelf das reiche Silbergerät- die herrlichen Porzellane. die weichen Teppichef das prächtige Tafelzeug imponierten mir im Anfang fehr- ein richtiges Verftändnis aber hatte ich nicht dafür. Jedenfalls war Apothekenbefißer Thieffen ein Mann von Gefehmach der wie das Junge und Frifche auch das Schöne und Vornehme liebte, und es war merkwürdig genug. daß er im kleinen Orte fein Haus fo prächtig und eigenartig ausznftatten verftand. Er war überhaupt anders wie die anderen Leute im Städtchen und hielt fich ihnen ganz fern- foweit fich dies mit feinem Gefchäftsbetrieb vertrug. In die Apotheke und das Laboratorium kam ich nie. Das blieb für mich etwas Geheimnisvolles mit magifchem Zauber umkleidet. Ich wußte nur) daß man dort die Arzneien braute. die Salben bereitetex die Pillen drehte. alle die Heil-mittel für die Kranken . . . das erfüllte mich mit einem gewiffen mit-leidsvollen Schauen aber in meiner Natur lag es nichtx mich lange bei folchen Vorfiellungen aufzuhalten.

Wenn ich damals nachdachte. fo kam gewöhnlich etwas ganz Ab-fonderliches heraus.

So erinnerte ich mich eines Tagesf daß in, eigentlich auch Pflichten habe. Die Trauungsredeh die der Paftor bei unferer Hochzeit gehalten hatte. ging mir durch den Kopf. Er hatte mit rührenden Worten daran gemahnt. „daß ich ebenfoh wie eine gute Tochter, zur Freude der Eltern erbliiht- wie eine Rofe in den Gärten Saaronsf eine gute Ehegattin fein follte dem vortrefflichen Manni der mich erkoren; eine Zierde des Haufes, in Gottesfurcht und Demuth und daß ich, obwohl noch jung an Jahren, mir der heiligen Pflicht bewußt fein müffeF eine Mutter feiner Kinder zu fein. in fegnender Liebe und treuer Sorgfalt.“ Ich glaube nicht7 daß diefe Rede nach Apotheker Thieffens Gefchmack war. Er war ein verfchloffener Mann und fprach faft nie von feinen perfönlichen An-gelegenheiten. Er hatte auch während unferes kurzen Brautftandes wenig von den beiden Knaben gefprochem die, wie ich fpäter hörte, nach mehr als zwölfjähriger Ehe, als man auf Kinderfegen gar nicht mehr rechnete-geboren wurden. Nur einmal hatte er fie zu uns hinausgebracht, damit ich fie kennen lerne. Es waren liebe Kinder. aber etwas fchem Lucian fechs- Heinrich fiinf Jahre alt. Als ich dann in das Haus kam, merkte ich, daß fie zu ihrem Vater kein rechtes Zutrauen hatten. Vielleicht lag es daran. daß er fo ernft und zurückhaltend warf und als er ihnen fagte: „Das ift jetzt eure neue Mamaf" fingen fie bitterliäf zu weinen an. Ia) konnte ihnen das nicht verdenken und überlegtef was ich wohl getan

hätte. wenn Vater mir eines Tages eine ..neue Mama" gebracht hätte.
So als ob Mamas einem niäft angeboren wären. fondern als ob man
fie irgendwo kaufen könne?! Ja. wenn man reich ift wie Apothekenbefißer
Thieffen. kann man auch das. und er hatte feinen Jungen eben eine
neue Mama - gekauft. Der Sinn diefes Wortes wurde mir aber da-
mals noch nicht klar. obwohl ich es verfuchte. mir allerhand Gedanken
darüber zu machen. Nicht lange. Es ging mir wirklich ganz gut. und
eines Tages fagte Thieffen zu mir: ..Meine liebe Fedka. ich muß es dir
fagen. daß du mein Leben verfchönfi und erheiterft. und daß ich dir dafür
fehr dankbar bin. Auch daß du zu Lucian und .Heinrich gut bift. macht
min) fehr zufrieden und ich werde dir deffen eingedenk fein.“ J>7 dachte
darüber nach. worin meine Güte gegen Lucian und Heinrich beftand. aber
in; konnte nimts finden. als daß ich feit jenem Tage. wo mir plötzlich
eingefallen war. daß der Pafior von „Pflichten" gefprochen hätte. die ich
gegen die Kinder übernommen. fie jeden Morgen in eine Badewanne
mit ganz kaltem Waffer fteckte. Jäf hatte nämlich einmal gehört oder
gelefen. daß es fehr gefund fei. Knaben abzuhärten. Das ift die ein-
zige Pflichterfüllung gegen die beiden lieben Jungen. deren ich mir bewußt
bin. Sie nahmen fie anfangs mit großem Gefchrei und vielem Wider-
fireben auf. aber ich redete ihnen tapfer zu. und fo gewöhnten fie fich an
die Prozedur. und wer weiß. ob fie es mir in ihrem fpäteren Leben nicht
dankten. Jm übrigen brauchten fie mich nicht; fie hatten ihren Haus-
lehrer und eine alte Pflegerin. die von ihrer Geburt an für ihr leib-
liäzes Wohl forgte. Diefe hatte gegen eine Kaltwafierbehandlung der
Jungen ebenfalls proteftiert. aberApothekenbefißerThiefien hatte zu meinen
Gunfien entfchieden. und ich glaube. die alte Mine war wohl die erfte
Perfon. die mir ein. wenn auch verheimlichtes Haßgefühl entgegenbraäfte.
Nichts Unfreundliches. Gewaltfames kam aber im Haufe des Apotheken-
befißers Thieffen zum Ausbruch. Alles war fo wohlgeordnet. fo vor-
züglich geleitet. alles vollzog fich fo glatt und felbfiverftändliäf. der ge-
famte Haushalt war von langbewährten. erprobten Kräften fo umfiäztig
geleitet. daß ich in diefem Haufe wirklich keine andere Aufgabe hatte.
als das ..Frifche. Junge. Zufriedene. Gefunde. Frohe" zu fein. das er
um fich zu haben wünfchte.
Zwei Jahre nach meiner Verheiratung trat zum erften Male die
Trauer in mein Leben. Das Traurigfte! Mein Vater fkarb. Still und
fanft. wie er gelebt. fchied er aus dem Dafein. Mütterchen fand ihn
eines Sonntags nachmittag. in der Laube des Gärtchens vornüber ge-

neigt. wie fie glaubte eingefchlummert . . . er war eingefchlummert. um
nicht wieder zu erwachen.
Jch gedenke diefer erfien tiefen Erfäjütterung meiner Seele in un-
endlicher Wehmut. Das Scheiden eines Menfchen. mit dem man in den
innerfken Gefühlen verknüpft ift! An den taufend feine. zarte Fäden uns
binden. fefier. inniger als man es felbfi ahnt. Nicht das Leben zeigt
uns klar. was wir befißen. aber der Tod. was wir verloren. Mir war.
als zöge ein Stück von mir mit ihm hinüber in die Ewigkeit. deren Schauer
ich zum erfien Mal empfand. Und fo viel heiße Schmerzen ich auch
fpäterhin durchlebt habe. die Herbheit diefes erfien Schmerzes gab mir
das dämmernde Verfiändnis gewaltiger. innerer Erlebniffe.
Und die Mutter? Wie fonderbarl Zunächfi fchien fie wie erfiarrt
in ungeheurem Trennungsweh. dann aber wurde fie ruhig und gefaßt.
nicht als ob es ein Abfchied für ewig fei. fondern nur für eine kurze
Spanne Zeit. Heut ift es mir klar. daß er ihr nicht geftorben war - daß
fie fich ihm verbunden fühlte auch über das Grab hinaus. daß fie eines
Wiederfehus gläubig harrte.
ApothekenbefißerThiefien forgte gütig und umfichtig für fie.Mütterchen
kam in unfer Haus. und im Erker. von wo ich fonft fo oft allein auf .den
Marktplatz hinausgefehen. faßen wir nun beifammen und blickten hinunter.
Viel zu fehen gab es nicht. Jmmer diefelben Menfchen. die mir fremder
wurden. je öfter ich fie fah. Die ehemaligen Schulgefährtinnen. ihre Ver-
wandtfchaft und Freundfchaft. die ganze kleinfiädtifche Gefellfchaft. was
waren fie mir? Jch wußte ihre Namen. aber ich kannte fie nicht . . .
kein Pfad. keine Beziehung führte von mir zu ihnen. und wenn fie in den
guten. fchönen Stunden meines Lebens mir niemals näher getreten. für
meine Leideinfamkeit hätten fie gewiß kein Verftändnis gehabt. So blieben
wir allein. und Apothekenbefitzer Thieffen war damit fehr einverftanden.
Offenbar war es ihm angenehm. mich nicht fo im Klatfch und Tratfch der
Gevatterfchaft zu wiffen. Unfer Häuschen draußen ließ er in Stand halten
und dorthin wallfahrteten Mutter und ich - oder auf den Kirchhof . . .
der Stätte. wo der Lebende geweilt. der Stätte. wo der Tote ruhte.
Weitere drei Jahre gingen dahin. Wenn ich heute daran zurück denke.
begreife ich es nicht. wie ein Gefchöpf von meinem Naturell diefe fich immer
gleichbleibende Lebensart ertragen. Ju mir ruhten alle Empfindungen
wohl fo tief. daß nichts zum Licht emporfiieg. Wie in dunklem Schacht
die Metalle ruhen. nach denen niemand fchürft und fucht. und diedort.
verborgen bleiben. wenn nicht ein Zufall fie zutage fördert. Niemand

wußte etwas von mir. ich glaube. ich felbfi nicht, Sonfi hätte ich doch
einmal. vielleicht erfiaunt. wenn fchon nicht widerfirebend. Halt gemaäft
vor diefem ewigen Einerlei. diefem farblofen Alltag meines jungen Lebens.
Manchmal fchien es mir. als fähe Apothekenbefißer Thieffen mich ver-
wundert an. aber er fagte nichts und fragte nicht . . , fiir ihn war mein
Unter-dem-Bewußtfein-Leben wohl das richtige und befte. befonders jetzt,
wo er zu kränkeln anfing und. wenn auch äußerlich noch rüfiig. einem
unheilbaren Leiden verfallen war. Er felbft mochte feinen Zufiand kennen:
und mit einem fo tiefen Dankgefiihl. wie man es dem eigentlich ver-
fchlofienen. jeder weichen Regung fcheinbar unzugiinglichen Manne gar
nicht zugetraut hätte. nahm er meine Hilfeleiftungen an und empfand die
Sorgfalt. mit der ich ihn umgab. Zum erften Male in meinem Leben
hatte ich eine Pflicht! Eine wirkliche Pflicht. und es erfüllte miäj mit
einem nie gekannten Hochgefühl. ihr nachkommen zu können. Ich fühlte.
daß ich einem guten Menfchen Gutes erweife. ich empfand es mit heim-
lichem Stolze. daß ich etwas gelte und bedeute für einen klugen. ernft-
haften Mann; die Freude. nützliaj zu fein. die Freude. etwas zu leiften.
gab mir ganz neue Empfindungen. ganz neue Gefichtspunkte. Ich er-
wachte aus meinem bisherigen naiven Dafeinstraum zum ernften Leben!
Ein Leben voller Mühen. Beunruhigungen. fchwierigen Dienfi-
leiftungen war es. voll Angfi. Sorge. fchlaflofer Nächte und vielfacher
Mühewaltungen. wie es die Krankenpflege mit fich bringt. Aber mir
wurde es nicht fchwer. Ungenußte geiftige und körperliche Kräfte waren
reichlich in mir aufgeftapelt. die Nerven waren ftark. der Wille gut und
freudig - Apothekenbefitzer Thiefien durfte mit mir zufrieden fein. Und
wie dankte er mir dies, Wie hat er mein Leben gefialtet. auch als er nicht
mehr perfönlich für mich forgen konnte. Wenn er hätte ahnen können.
wie fein behütendes Auge mir fehlte - wie ich nichts anzufangen wußte
mit dem großen Reichtum. den er mir hinterließ. wie hilflos ich war.
trotzdem er glaubte. alles fo klar und genau angeordnet zu haben. daß
ich an der Hand diefer Anordnungen mich leicht wiirde zurechtfinden
können in der Welt!
Ich hätte eben nicht Fedka fein müffen. Fedka. die Weltfremde!
Fedka und ihr Mütterchenl_
Als wir beide an der Leiche Apothekenbefißer Thieffens ftanden.
fahen wir uns reäjt traurig an. Wir empfanden inftinktiv. daß eine
neue Lebensphafe für uns begann. daß da ein Menfch von uns gegangen.
in defien Schuß wir geborgen gewefen. der es fehr gut mit uns gemeint

hatte. Ein großes Weh aber fühlte ich nicht. Wie anders bei Väterchens
Tode. Da war eine Saite in meinem Innern gefprungen. auf der die
reinen Melodien meiner Kindheit und Jugend zart und froh erklangen.
Das war ein fchweres Herzeleid. Durch Apothekenbefißer Thieffens
Tod wurden keine untrennbaren Bande zerriffen. Was mich an ihn
gefefielt hatte. war zuerft der Gehorfam. dann die Dankbarkeit und
Pflicht. zuleßt das Mitleid. Wie wenig bedeuten diefe doch fo hohen
Moralbegriffe für die innere Wefenheit eines Menfchen. Mit Schrecken
fait wurde ich mir defien bewußt. Sind denn Moralbegriffe wirklich
nur etwas Außerliches. Formales. wenn auch fittliäj Ideales? Und ift.
was die Menfchen bindet. nur die vollendete Hingabe. das völlige Auf-
gehen des einen in den anderen - refilos? Für den wahren Inhalt
der Ehe halte ich es. Eine Seele und ein Leib! Diefe Ehe. die hier
durch den Tod gelöft wurde. war nur eine Verbindung. die auf gegen-
feitiger Interefiengemeinfchaft beruhte. Die gleichgiiltige Ehe möchte ich
fie nennen. Und doch war Apothekenbefitzer Thieffen fo gut und fürforgliäf.
Der arme. gute. fürforgliche. tote Apothekenbefißer Thießen!
Ich trug fäjwarze Trauergewänder und einen wallenden Witwen-
fchleier. Das Wort Witwe war mir klang- und inhaltslos. fremd meinem
Ohr wie meinem Herzen. Es peinigte mich nicht wie etwas Trauriges.
aber wie etwas Unaufrichtiges. Und fo empfand ich es wie eine Be-
freiung. als ich nach den Trauerfeierlichkeiten und der Beerdigung zu
meinem Stillleben an Mütterchens Seite zurückkehren konnte. Nun
gehörten wir uns wieder ganz allein. denn Lucian und Heinrich waren
am Tage nach der Beifeßung ihres Vaters mit ihrem Hauslehrer zum
Gymnafialoberlehrer Winkler in die benachbarte Kreishauptftadt über-
fiedelt. Diefer war ein Iugendfreund Apothekenbefißer Thieffens und
von ihm zum Vormund der Knaben befiimmt. Und in feinem Haufe
follten die Kinder erzogen werden und ihre Ausbildung genießen. Aus-
drücklich hatte er angeordnet: ..daß die Bürde und Sorge für die Er-
ziehung feiner Söhne nicht feiner Frau zufallen folle. Diefe fei zu jung.
um ihr fo fchwere Pflichten aufzuerlegen. und follte nach Ablauf der
Trauerzeit ihre volle Freiheit wieder erlangen. worüber er noch weitere
teftamentarifche Beftimmungen getroffen habe. Das Teftament. beim
Juftizrat und Notar Böttcher hinterlegt. folle bei der Wiederkehr feines
erften Todestages. alfo ein Jahr naäf feinem Ableben. eröffnet werden.
Bis dahin bleibe in Haus und Apotheke alles wie bisher. und mit keinerlei
Formalitäten. noch irgend welchen Veränderungen des Lebens folie feine

Frau behelligt werden. die ihm an treuer Pflichterfüllung das Höchfie
geleifiet habe!‟
Der arme. gute. fürforgliche. tote Apothekenbefißer Thieffen!
Still. ganz unfaßlich ftill ging diefes Iahr dahin.
Offer noch als fonfi zogen wir hinaus zum kleinen Häuschen an
der Landfiraße. und auf den Kirchhof. Unfere täglichen Spaziergänge.
die wir auf des Arztes ausdrückliches Gebot aus Gefundheitsrückfichten
machen follten. führten uns faft immer da- oder dorthin. Sonft ver-
ließen wir das Haus fait gar nicht.
Ein ganzes Jahr! Sommer und Winter!
Die Blumen fahen wir auf den Gräbern blühen. aus weißer Schnee-
decke ragten die Hügel auf - mir aber war es wie ein langer. ewig
langer Tag . . . ohne Anfang. ohne Ende. ohne äußere Abwechflung
und ohne inneres Erleben. Nur etwas Merkwürdiges ging in mir vor.
über das ich mir heute noch keine Rechenfchaft zu geben weiß. Während
ich anfänglich auf dem Kirchhof immer an beiden Gräbern weilte. dem
des Vaters und dem des Apothekenbefitzers Thieffen. befuchte ich fpäter-
hin nur Väterchens Ruheftätte. Dort fiel mir immer etwas Liebes.
Rührendes. Inniges ein. Dort fpann die Erinnerung ihre treuen Ge-
danken. dort klang fein liebes Lachen in mir nach. wurden feine Verfe
in mir lebendig. dort lebte er mir wieder auf. An jener anderen Grabes-
fiätte aber blieb alles in mir ftumm. Anfangs wohl ein Gefühl der
Wehmut. des Mitleids - endlich nur der Widerklang der Worte: Der
arme. gute. fürforgliche. tote Apothekenbefißer Thieffen! Nichts anderes
regte fich in meiner Seele. Mehr war er mir nie gewefen . . . der gute.
fürforgliche! . . . Der tote Apothekenbefißer Thieffen auch bei feinen
Lebzeiten! Der arme Apothekenbefißer Thieffen. der hier zum ewigen
Schlafe gebettet war! Mich fröftelte im hellen warmen Sommer-
mittagsfonnenfchein. als iäj miäj auf diefem Gedanken ertappte. und
fchen vermied ich von jener Stunde an fein Grab.
Tefiamentseröffnung!
Ein Ereignis von Auffehen erregendem Tatbeftand. Ich vermochte
die ganze Bedeutung damals und noch lange nachher nicht zu ermeffen.
Später hörte ich. daß der Millionennachlaß Apothekenbefißer Thieffens
fogar die Öffentlichkeit befchäftigt hatte. Der Grund und Boden. meilen-
weit bis an den Flußlauf fich erfireckend. gehörte ihm. Er hatte ihn
nach und nach erworben und ihn teilweife an den Staat verkauft. der dort
Grenzbefeftigungen erweitern und eine Bahnlinie zu ftrategifchen Zwecken

anlegen mußte. Dadurch bekam das kleine Städtchen eine unvorher-
gefehene Bedeutung. und die Ackerflächen. die ihm gehörten. wurden zu
allerhand induftriellen Anlagen begehrt. Der Verkauf des ungeheuren
Terrains an eine Aktiengefellfchaft machte ihn zum mehrfachen Millionär.
wobei die Apotheke. das große fchuldenfreie Haus am Marktplatz. und
unfer Häuschen mit Feld und Garten draußen. als verhältnismäßig
winzig kleine Beträge dazu kamen. Die Abfchliiffe waren kurz vor feinem
Tode gemacht zugleich mit dem Teftament. bei deffen Eröffnung fie erfi
bekannt gegeben werden follten. Er wußte. daß feine Tage gezählt feien.
Und fo genau und korrekt war alles feftgefeßt. fo kurz und bündig.
daß daran nicht zu drehen und zu deuteln war. felbft wenn fich jemand
dazu veranlaßt gefehen hätte. Lucian und Heinrich erbten jeder zwei
Millionen Mark. ich. feine Frau Feodora -- genannt Fedka - geborene
Gellert. erhielt ebenfalls zwei Millionen Mark. dazu das Silberzeug.
echte Porzellan. das Mobiliar. das Eß- und Wohnzimmer. und fonftigen
genau bezeichneten wertvollen Hausrat. Die Tochter feiner verftorbenen
Schwefter. ein in Königsberg lebendes älteres Fräulein. erhielt 300 000
Mark. Der Erlös für den Verkauf von Apotheke und Haus und iibrigcm
Inventar war zu Legaten für das Perfonal der Apotheke und die Diener-
fehaft befiimmt. Die Verfügung iiber den kleinen Befiß draußen über-
ließ er meiner Mutter. Keinerlei Vermächtnis für die Stadt und
Gemeinde. Mütterchen hat dann das Häuschen mit dem dazu gehörigen
Boden der evangelifchen Gemeinde gefäfenkt zur Anlegung eines Kinder-
krankenhaufes. Nur an meine Erbfchaft knüpfte fick) eine befondere Be-
dingung. Nichts folle die Freiheit meiner Entfchließungen beeinträch-
tigen. er felze das vollfte Vertrauen in mich. um aber mein großes Ver-
mögen zu fichern. dürfe diefes niemals in die Hände eines anderen
übergehen. Das heißt. im Falle einer Wiederverheiratung wiirde nur
die Rente des in ficheren Papieren in der Reichsbank in Berlin depo-
nierten Vermögens zu meiner Dispofition bleiben. Die Verfiigung über
das Kapital fiiinde mir nur zu. wenn ich allein bliebe. oder verwitwet
oder gefchieden. und auch dann mit der Einfihränkung. daß ich nur über
eine Million fchalten diirfe. fowohl zugunften etwaiger berechtigter
Erben. wie Kinder oder fonftiger Anverwandten. als zu anderweitigen
Zwecken. Die Zinfen der zweiten Million aber würden mir bis an mein
Lebensende erhalten. während das Kapital dem Verein für Lungenheil-
ftätten zu überweifen fei.
Iufiizrat Böttcher klärte mich iiber die Bedeutung des Teftamentee

.q Â¢
.. a...
Iâ€™ s
'y
n A
m...
k.
,p M
no \
I. .p
Q
Kc .vn
.b ..C
v m
o a
a.. Z
1 3â€˜1
' .mana
I 7'
m

ani-.gen mußte. “Lade-*ch return das kleine Städtchen eine unvorher-
gejehene Bremen-na- und die Ackerfihätem die ihm gehörte-rn wurden zu
att-r! 1nd indien-niert Anlagen begehrt. Der *lie-rkanf dee* ungeheuren
Terrain-,- an ine ?zttiengefellirbaft machte ihn zuru mehrfachen Millionär,
'reer-i ki. Apotheke das _cr-.eiii fchtiideni.eie .JZ-aus am Viarktplatz, und
.*nier *if nean-q -e-'ä 'af-:ld und Garten draußenz ale verhältnismäßig
n *.ttziet t. :n- Yeti-x.. d '-,.l iamen. Die 'Olbia-.iiifie waren kurz vor feinem
Tee. gen. er: -*-.1.1 ei* mit dem Tefiament, bei defien Eröffnung fie eric
r 747'771; „eau .*.t nur-*n traten. Er wußtm daß feine Tage gezählt ieien.
7.11; ix an* .u u' *e ick-reif 'rear alles fef'tgeieötz ie kurz urid luiudig,
..*r-r. ---“*. zu drehe-.e und zu deux-ein mar, ielbfr wenn zieh jemand
Wi*: *- *ea.1*-.t gemini: hatte. Lucian und Heimen) echten jeder zwei
" :ner-.- ei* auf, ich, feine Frau Fee'tera -- genannt Fedka - g*borene
i' *lle-1 rmx": eme-falls ztiei BRAUN-.iz 17).:ri, dare tas ?*ii*erzeug,
.;* * „in, dae* Mobiliar. das -ZÖ- rn* '." W'. - , *it-I "Juliigrn
*c- ... *Own-.ten nertrabn .tina-art .. .. 7. '.. ".'k 4 :*t- *benen
..Ye-k'. .*--t ."(ti '*1- h'* l; Ir." 7*'. .7M . " *- .' WWW()
FR-".- . 1 72'(* t*' "1".. '* '.- I'. ' * .i "1* " " *, " *'.* * ,t :t1
__'»*-
c .1. -' - -;** . * *F nF." m* *e* o " ' i*'* uit.-
. . --* *'.., - '.q -- *. . ..*.'.:.'.-c und
.* 1"'. '1,' '- '*.*..Z* ' ,1* ** *. * ..ZU gehörigen
,-'* :"e ,e -- 77'. .-
7. - -* . * .- -: ..r eg eines .Rinder-
*79-'Zt ' * ,- , * . ' l *.7 *, 7-." 34:7? dc'elikckc 27e-
*: „in“ . '. *3- -.'- . * :t ctr.i*-1*.'.....: .i n beeinträch-
.._ * “ **o n ie* [WW, um ab.. .*-. großes Vec-
1;-..I. k . . - .1: . e niemals in :*-ie .i.'.-:-r* eiuee ant-ren
t-.-_ : -. _ e *c **.„; in* zum einer *.'r.'*»'e'*--..-*r*e-*-tun2 wiirde nur
.. . 4 **- “- s 1 xrel-.mi Papieren :n d*: *uk-m. .- Z n Berlin depo-
-.- *- mimi-gene zu meiner Deep-*fire .- '. i .r .'-.-* Verfiigung iiber
- :epitel fiiinde mir nur zäh 1111-311, -1 .'-. - "et-rie... oder verwitwet
-i-*e geiehieden, und arch dann mit - -, *newer-.Kuren daß ich nur iiber
eine "Milli-en fchc'ilten dürfe, Zee .u --_i.-*]-... etwaiger berechtigter
Erben. wie Kinder oder Confeieu a' -- ..ui-*.37- i, al.- z.t anderweitigen
Zwecken, Die 'Zi-.tiert der trennen .ec-:r- ai*.*r werden mir bis an. mein
Lebensende erhalten, wiihrend des .i- p-t*i deon Verein fiir Lungcnheil-
fii'itteu in iiber-weiien iei.
_',uftizrat Weiterer kliirte 11.4.1' nur d.; Beeeutuug des Teftamentee
gif()

11i. (iii iii] ..l
. ., .ij i . e . . ', . .., v l. .
. . es. ..Ö .. _ L0 B3. . , ... a
. ., .. I Ö .. .. 5 , ,Tr-.MZN .„7»,
. . .. s .. .fh , „ik,
Herbftblumen.
Zum Effay von Hans Hell.
...7.- e e 1
„i, „-. ,
..l ,'7- . ,
k..
L'
_ ' K 7 i.
. 4 .
. , ., .. „i, . : . . .
. . ., -„ i "v-...Öl :ß
. . e .. ..ted- ..' .
, . .. ai. . - :. „e l
. , x .. e l
. .
. , 4 . ,1.. i.ei . .
is Corinth
_
"c
1 .
e .
. .
v
o
L
.
. . _.
, i i *
ey | . . ,f .
. . . . .4 . .-.- ...1. 73
7. e. . . . , e .
.„, ...i4 :.x , .. .
e . , 4 . .. ,.. 3 t .
e .. e . , a . . e e
e' . . q . .. s .
. . . d
a q d '. e

und .diefer .lilaufel auf. Jch würde demnach bis an mein Lebensende
jährlich die Zinfen von zwei Millionen zu verzehren haben; in jedem Falle
die von einer Million. wenn es mir gefiele. die andere zu verfchenken.
Dies könnte nur eintreten. wenn ich mich nicht wieder verheiratete. in
diefem Falle bezöge ich nur die Zinfen des Gefamtkapitals.
Jch glaube. ich fing allmählich an zu begreifen.
Wie viel es fei. fragte ich. und als er mir fagte. jährlich 80000
Mark zu vier Prozent. fing ich laut zu lachen an.
Dann umarmte ich mein Mütterchen. die ganz erfchrocken und ficher-
[ich noch verfiändnislofer als ich der Erklärung des Jufiizrats folgte.
und rief ein über das andere Mal. fo zwifchen Lachen und Weinen: ..Jetzt
follfi du auch wieder deinen Taler aus der Kaffe nehmen. und dann gibt's
Würftäfen mit Bratkartoffeln. aber oft!"
K K 'k'
Mein Geld war in Berlin. warum follte ich nicht auch dort fein?
Es lag kein zwingender Grund für mich vor. in dem Städtchen zu bleiben.
Wir hatten eigentlich niemals Wurzel gefaßt unter diefen Menfchen.
und als wir fortgingen. hatten wir nur von dem Stückchen Erde Ab-
fchied zu nehmen. das die fterblichen Uberrefte des teuren Vaters barg.
Mütterchen trennte fich fchwer. es gab viele Tränen. auch draußen. als
wir zum letzten Male in unferem Häuschen waren. Auch an Apotheken-
befitzer Thiefiens Grab war ich noch einmal am Tage vor der Abreife.
Ich hatte ihm ein fchönes Grabdenkmal errichten lafien. das nahm ich
in Augenfchein und fchmückte es reich mit Kränzen. Dann fagte ich
halblaut vor mich hin: ..Ruhe fanft. du armer. guter. fürforglicher. toter
Apothekenbefitzer Thiefien . . ..Tot." das Wort bekam plötzlich eine
fäzreckliche Bedeutung für mich. wie völlige Vernichtung - völliges Ver-
geffen! Schnell. wie von quäleuden Vorfiellungen gejagt. verließ ich die
Grabfiätte. Erledigt war nun alles. was mich noch in Zufammenhang
gebracht hatte mit meiner Heimat. Jch verließ fie leichten Herzens. denn
was mir einfi dort teuer war. die Schönheit und Reinheit meiner Kind-
heit und Jugend. nahm ich in meinen Erinnerungen mit hinaus in die
Welt!
Heimat?! . . .
Jch glaube. wer fie nicht im Herzen trägt. hat nie eine befeffenl
K K K

Praktifche Erwägungen traten jetzt an mich heran. denen gegenüber
ich mich weniger unpraktifch erwies. als ich felbft befürchtet hatte. Von
Mjitterchen hatte ich keinerlei Rat zu erwarten. fie war ganz einge-
fchüchtert von dem Neuen. das auf fie eindrang. und blieb es auch bis an
ihr Lebensende. Diefen völlig veränderten. großen Verhältniffen hat fie
fich nicht mehr anpaffen gelernt. Aber Iuftizrat Böttcher fiand mir zur
Seite, Er übernahm es. die l'lberfiedelung nach Berlin zu leiten. fobald
ich dort eine geeignete Wohnung gefunden haben wiirde. und empfahl
mich an einen Kollegen von fich. Rechtsanwalt Hinrichfen. der mich in
allen gefchäftlichen Dingen befiens beraten würde. Das Mobiliar und
die fchönen Kunfigegenfiände nahm ich natürlich mit. ebenfo die herr-
lichen Porzellane und das Silber. Ich fing erft allgemach an. ihren
Wert zu begreifen. Dagegen begegneten die Geldangelegenheiten nur
ganz ungenügendem Verftändnis. und ich wußte wirklich nicht. was ich
mit diefen großen Summen anfangen follte, Erft als Rechtsanwalt
.Hinrichfen mir fpäter klar machte. was ein Bankkonto bedeute. und daß
ich die überflüfiigen Zinfen aufs neue in Papieren anlegen und dem
Kapital zufügen könne. wurde ich etwas ruhiger. Ich brauchte alfo
das viele Geld nicht aufzubewahren. nicht zu behüten . . . ich brauchte
nur fo viel davon zu nehmen. als ich nötig hatte. Was hätte ich auch
mit 80000 Mark jährlich anfangen follen? Von folchen Zahlen hatte
ich vorläufig noch keinen Begriff. und an die Möglichkeit von über-
triebenen Lurusausgaben dachte ich nicht im entfernteften. Iuftizrat
Böttcher hatte mir zwar gefagt. Einfchränkungen brauche ich mir nach
keiner Richtung aufzuerlegen. Als wir zum erften Male wieder in
unferer Berliner Wohnung Abendbrot aßen. gab es Würfichen und Brat-
kartoffeln!

K'- -Zs -k

Millionärin fein will gelernt werden! ICH fand mich nur fehr
allgemach in die Rolle! Und was ich anfangs immer tat. nichts ent-
fprach den Anfprüchen. zu denen meine glänzenden materiellen Ver-
hältniffe mich berechtigten. Der Haushalt war befcheiden. Was an
breitere Lebenshaltung erinnerte. ftammte noch aus früheren Zeiten.
Das war ja fehr fchön und gut. aber es fiand in keinem Einklang mit
dem. was eine junge millionenreiche Frau fich hätte leiften können.
Ich verweile etwas länger bei diefem erften Schritte auf neuem
Lebenspfade. weil er zum größten Irrtum meines Lebens fiihrte *-

meiner zweiten Ehe! Nur die völlige Unkenntnis der Dafeinsbedingungen
der vom Glück überreich mit materiellen Gütern Gefegneten konnte mich
fo irreführen über Menfchen und Dinge.
Vor meiner Abreife aus der alten Heimat fuhr ich nach der Kreis-
hauptfiadt. um Lucian und Heinrich noch einmal zu fehen und von ihnen
Abfchied zu nehmen. Die Zeit der Trennung hatte fie mir völlig ent-
fremdet. Sehr innig und herzlich hatten wir ja nie zueinander geftanden.
Es war immer etwas Scheues. Verwunderliches in ihren Beziehungen zu
mir. Vielleicht lag es daran. daß ihr Vater mich nur für fich haben
wollte. daß ich ihnen nie Mutter war. hauptfächlich aber wohl in meiner
großen Iugend. Jetzt hatte ihr Vormund und Erzieher fich ihrer ganz
hemächtigt . . . ob ihrer Liebe? Ich weiß es nicht; jedenfalls hatte er
augenfcheinlich großen Einfluß über fie. und fo in recht pedantifcher
Form vollzog fich unfer Wiederfehen. unfer Abfchied. Die beiden Knaben
fahen mich fchjichtern. faft hilflos an und wußten nicht. was fie aus mir
machen follten. Mir taten fie herzlich leid. aber auch ich fand den rechten
'Ton nicht. und durch meine Seele zog der Gedanke: ..Ihr jungen. ver-
waiften. armen Millionäre!“ Der Eindruck. den ich im Haufe des
Gymnafialoberlehrers Winkler empfing. war troftlos. Er felbft war
zwar zuvorkommend. höflich. beinahe liebenswürdig. die Frau aber fah
mich teils erfiaunt. teils mißbilligend an. befonders wenn der Gatte
liebenswürdig erfchien. Merkwürdig. die Mißbilligung und das übel-
wollen der Frauen begleitete mich durch mein ganzes Leben. Niemals
bin ich einer Frau begegnet. die mir Teilnahme. Güte. Wohlwollen ge-
zeigt hätte. ftets traf ich auf fiillfchweigende Ablehnung. und wie ich
niemals in Kindheit und Iugendzeit eine Freundin befeffen. habe ich
auch fpäterhin niemals eine folche gehabt. Mütterchen war eigentlich
das einzige weibliche Wefen. das ia) näher kannte. Darnach hätte ich
vom weiblichen Gefchlecht eine ideale Anfchauung haben müffen. mir aber
erfchien es zumeift im Lichte diefer Gymnafialoberlehrersgattin. klein-
lich. boshaft. mißgünftig. befäjränkt und unfein im Denken. I>f war
froh. als diefer Befuch zu Ende war. Lucian und Heinrich taten mir
leid. aber ich hatte keine Macht. etwas zu ändern in den Befiimmungen
ihres Vaters. und fo fagten wir uns Lebewohl für lange Zeit . . .
für immer? Niemand dachte darüber nach! Etwas Rührung im
Herzen. etwas vom Scheiden und Meiden in der Stimmung . . . aber
ohne jenes nachzitternde Weh. das aus innerer Zufammengehörigkeit auf-
fieigt und uns in die Ferne begleitet. Etwas aber nahm ich doch ven

dort mit. Herr Gymuafialoberlehrer Winkler erbot fich. mir Emp-
fehlungen an die Familie eines Kollegen in Berlin mitzugeben. Das
nahm ich dankbar an. Ich kannte niemand in der Stadt. in der ich
künftig wohnen follte. und was ich von ihrer Größe gehört. gab niir doch
ein Gefühl der Unruhe. Meiner forglofen Veranlagung nach dauerte
dies allerdings nicht lange. und ohne daß ich es recht wußte und reäjt
überlegte. fand ich mich in kurzer Zeit als Mittelpunkt eines Kreifes von
lauter Profefforen und Oberlehrern. den Freunden und Bekannten von
Profeffor Hertlin. an den mich l)l'. Winkler empfohlen hatte. Noch
von Väterchen her hatte ich von aller Schulmeifterei eine fehr ideale
Vorftellung. Und nun gar Profefforen. Doktoren. Gymnafiallehrer! Ich
konnte mir nichts .Höheres denken. als mit folchen Leuten zu verkehren.
in ihrer Mitte freundlich aufgenommen zu fein. Niemals kam mir der
Gedanke. daß diefe hochgebildeten Männer und ihre Frauen über meine
glänzende Vermögenslage unterrichtet waren. Ik() fah in ihrer über-
großen Freundlichkeit. Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit nichts
als Güte und Wohlwollen. Güte und Wohlwollen mit den alleinfiehen-
den Frauen. Mütterchen und mir. in diefer ganz fremden Welt. Echte
Menfchenliebe. wie fie mir bei geifiig und moralifch hochftehenden
Menfchen ganz natiirlich fchien. Ein Zweifel kam mir nicht . . . Aueh
nicht der Gedanke. daß man mich ausnuße. Es freute mich. mit vollen
Händen geben. in meinem Haufe eine breite Gaftfreundfchaft entfalten
zu können. und mir ihre Begleitung und Gefellfchaft zu fichern. als ich
jeßt anfing. Theater und Konzerte zu befuchen und all die bedeutfamen
künfilerifchen Veranftaltungen diefes fich mir täglich wunderfamer er-
fchließenden Berlins. Und wie dankbar war ich. daß fich immer jemand
fand. meine Einladung anzunehmen - pfäh! Diefe Männer und diefe
Frauen! Wie lernte ich fie nachmals kennen . , . verachten!
Einer von ihnen näherte fich mir. unauffällig zunächft. aber dos)
mit ficherer llberlegung. Er verfiand es. meiner offenen Natur ihre
kleine Eigenart abzulaufchen und feine Lockpfeife auf ihren Ton zu
ftimmen. Aus den harmlofen Erzählungen meines bisherigen Lebens.
aus diefer Eriftenz ganz in Treu und Glauben. ganz in Zärtlichkeit und
Kindesliebe. ganz in Seelenfremdheit . . . aus diefer Jugend voll
Sonnenfchein. aus diefer Ehe voll Unerfahrenheit . . . aus der befiheidenen
Lebensfreude meines Elternhaufes. aus dem großen Reiäjtum. den ich
jeßt befaß. fand er mit kaltblütiger Klugheit den Weg zu meinem Herzen.
So glaubte ich . . , fo machte er mich glauben!
K

f
O. diefes zarte Gewebe. mit dem er mich umfpann! Ein Lügen-
gewebe! liberal(war er anf meinem Weg. Zufällig nur. diefe be-
kannten Glücksznfälle. Und was er mir fagte. war fo innig und über-
zeugend. In allem klang wider. was ich hätte denken können . . . aber
geweitet der Blick unter des erfahrenen Mannes Leitung. Ein echter
Pädagoge! So einer. vor dem man in tiefer Ehrfurcht fich beugt. dem
man vertraut. auf deffen Autorität man fich ftülzt. Väterchen in er-
höhter Potenz. Riän fo fchüchtern und befäjeiden. der natürliche Unter-
fchied der imponierenden Lebensftellung. Das Schulmeifierlein und der
Herr Gymnafialdirektor!
Pfui Teufel! Es muß mit einem kräftigen Wort runter vom
Herzen! Pfui Teufel!
So. nun ift mir leichter.
Und wie wußte er mir die Ehe an der Seite eines Mannes auszu-
malen. der auf mein feines. reines Empfinden einzugehen verftände. der
behutfam meinen Schritt leiten. mein mimofenhaftes Wefen erfchließen.
meinen Geifi läutern und reifen würde. der meiner unbewußten Sehn-
fucht nach Schönheit und Glück die rechten Ziele weifen würde. fo un-
gefähr erklang die Melodie. in füßen. weichen. ftarken Tönen. in taufend
Variationen dasfelbe Leitmotiv von der Ehe wunderfamer Gemeinfchaft!
Während iäf die Zärtlichkeiten Apothekenbefißer Thieffens gleiäf-
gültig. aber mit dem Gefühl fakramental-legitimer Ehepflicht hinge-
nommen hatte. flößten die Liebkofungen meines zweiten Gatten mir eine
mit Grauen und Ekel gemifchte Empfindung ein. Glatt. korrekt. form-
voll. wie fein ganzes Wefen fchien. lauerte im Grunde feiner Seele doch
die Beftie. Nach und nach empfand ich dies. und der Abfcheu vor
diefen bürgerlichen Tugenden. vor diefen konventionellen Heucheleien.
der mich fpäter durch mein Leben begleitete. fiammt aus jener Zeit. der
ich mit Schandern noch heute. als einer Entweihung und Würdelofigkeit.
gedenke. Die Erfcheinung meines Mannes täufchte wohl alle Welt über
den Grundton feiner Perfönlichkeit. ebenfo wie fie mich getäufcht hatte.
Die große. fchlanke. ganz unmerklich nach vorniiber geneigte Gei'talt hatte
etwas Verbindliches. in dem Wohlwollen und Zuvorkommenheit zu liegen
fchien. Das Gefiäjt war ruhig und nicht ohne Freundlichkeit. die Be-
wegungen gemeffen. aber nicht fteif. ein Vollbart gab dem Antlitz etwas
Männliche-s. und über einer hohen Stirne fiand das noch dichte. nur hie
nnd da leicht ergraute Haar. kurz gefchnitten und fcharf aufgebürftet.
fiarr empor. Er war anfangs der Vierzig und war mir jung erfchienen

im Vergleich mit Apothekenbefitzer Thiefienf der im feehzigften Lebens-
jahr ftarb. Viel fpäter erft wurde ich mir klar darüber! daß ein Mann
wie Volkert eigentlich nie jung gewefen! daß Pflicht und Würdet diefe
Eigenfchaftenf der Jugend leichtem Sinn völlig fremdf ihn fchon immer
ausgezeichnet haben mochten. Ausgezeichnet?! Voll .Sohn und Bitter-
keit wende ieh diefes Wort an. Denn in ihm wurden Pflicht und Würde,
diefe refpektablen Vorzüge des Menfmen- zur Karikatur. Schlagworte
waren fie in feinem Munde! denen fich noch das mit befonderer Vor-
liebe von ihm gebrauchte Wort „Korrektheit" zugefellte. O7 wie ich fie
haffef diefe Korrektheitf wie fich heutef wo ich glaubef ruhig und gelafien
über diefe Dinge! die fo weit hinter mir liegen, fprechen zu könnenf alles
in mir aufbäumt gegen diefe Diktatur hohler Phrafen und verlogener
Wohlanfiändigkeit, Korrektheit!!! Es lag in diefer Beamtennatuq
das fürehterlichfte- was ich kennef Serviliomus und Tyrannei. Servil
allem Traditionell-Autoritativen gegeniiberx der bürgerlichen Ordnung,
den gefellfchaftliehen Normen und Formen! dem Sittenkoder des Herkömm-
lichen, tyrannifeh gegen dasf was feinem Willen unterworfenF feiner
dünkelhaften l'lberhebung. Wie es mir dabei erging?! Mir und dem
armen! fihjiehternen, verängfligten Mütterehen in dem Bann diefer felbfi-
herrlichen Autorität?! Unter einem Gymnafialdirektor hatten wir uns
fo was ganz Befonderes gedacht. So eine Art Lehrer mit einer Krone
auf dem Haupte. Einer! der es zum Höehfken gebracht! einery zu dem
alle übrigen Lehrer in *Ehrfurcht aufbliäten. Alle diefe Lehren wie einer
von ihnen auch mein befcheidener Vater war. Und nun diefer unerträg-
liehe Hochmut- diefe ewigen Nörgeleienf diefes Säfulmeifiern und Er-
ziehen eines Gefehöpfeß das in köfilieher Freiheit emporgewachfen war;
um fich dann ohne Murten! ja faft ohne Zweifelx den Anforderungen des
Ehelebens zu fügen. Anforderungenf deren Wefen und Bedeutung ich
nicht gekannt hatte. Ich kann es mit gutem Gewiffen jagen! daß in
meiner erften Ehe niemals ein böfer- unlauterer Gedanke in mir auf-
gei'tiegen war. In meiner zweiten Ehe aber kamen mir zum erfien Male
in meinem Leben böfe- fürchtet-liche Gedankenf und meine Seele war dura)-
wühlt von fehwerer Not. Doppelt fehwerf unerträglich beinahef weil ich
mich ganz weht-los fühlte diefem qualvollen Defpotismus/ diefer Niedrig-
keit und Gemeinheit gegeniiber- diefer graufamen, harten Selbfifucht.
Drei Jahre trug ich die entfeßliche Peinf an der Seite eines Mannes zu
lebenf defien Tun und Laffen äußerlich auf die höchfte einwandsfreie Re-
fpektabilität hinzielte- defien angefehene foziale Pofition jeden Verdacht

vulgärer Gefinnung ausfchloß. und der durch meine glänzende Vermögens-
lage einer in Lehrerkreifen fo feltenen Unabhängigkeit fich erfreute. daß
er Gutes und Großes hätte wirken können. Und wie fah das alles in
Wirklichkeit aus? Verlogen. hochmiitig. kleinlich und engherzig. In der
Öffentlichkeit fiets in tadellofer Haltung. aber hinter den Kuliffen er-
bärmlich - einfach erbärmlich! Noch in diefem Augenblick tritt mir
die Schami-öte ins Geficht. wenn ich daran denke. daß ich mich gewiffer-
maßen zum Hehler diefer Gefinnungslofigkeit machte. daß ia) darauf ein-
ging. diefe Ehegemeinfchaft zu heucheln. die eine geiftvolle Säfriftftellerin
einmal „die Pack-fchliigt-fich-Pack-verträgt-fich-"Ehe genannt hat,
Diefes Martyrium bewußter und befchämender Verlogenheit für den
Teil. der gezwungen wird mitzufpielen in diefer Tragikomödie!
Nur mit meiner Unerfahrenheit. mit meiner Weltfremdheit und Ver-
zagtheit fuche ich es vor mir felbft zu entfchuldigen. daß ich es fo lange
geduldig hingenommen habe. Daß ich mit Zorn und Verachtung im
Herzen diefe gefellfchaftliche Heuchelei ertragen und. was fchlimmer if't.
mitgemacht habe. und daß ich fein - Weib gewefen bin .
Ich habe an diefer Stelle mein Bekenntnis unterbrochen. weil die
Erinnerung an diefes Elend. an diefe Cntioeihting und Erniedrigung von
Seele und Leib in mir einen Sturm verzweifelter Befchämung und Ent-
rüftung entfefielte. Ich war ja in willenlofe Abhängigkeit geraten. Die
Menfchen. mit denen wir verkehrten. merkten wohl kaum. was in mir
vorging. War ich ftill. dann fagte mein Mann: ..Meine kleine Frau
ift noch fo fchiichtern." brach einmal der natürliche. mir angeborene und
anerzogene Frohfinn aus. dann pflegte er mit milder Nachficht zu fagen:
„Mein kleiner Wildfang. mein holder l'lbermut kann fich in die Würde
feiner Stellung noch nicht recht finden." Zu Haufe aber hieß es mit
rauher. wuterfüllter Stimme: „Warum beliebte es der Gniidigen heute
nicht das Maul aufzufperren?" oder „Wie oft habe ich dir verboten.
fo laut und unfchicklich zu lachen. das paßt für eine Dorffchullehrers-
tochter. nicht fiir eine Gymnafialdirektorsgattin." - fo hatte auch mein
Väterchen feinen Hieb fort , . . diefer herrliche. edle - heilige Dorf-
fchullehrer! Und dann Mütterchen - die „Dorffchullehrerswitwe"
bekam ich bei jeder Gelegenheit vorgeriickt. Ihre Manieren paßten nicht
in „feinen Salon". ihre riihrende Unbeholfenheit nicht zu der „gefellfchaft-
lichen Bildung" feiner Kreife. ihre naive. bef>jeidene Ausdrucksweife
nicht zu der „fehöngeiftigem anregenden Unterhaltung“ feines Verkehrs.

lind ich hab's ertragen bis . . . Mütter-chen bewohnte zwei
hübfche. helle Zimmerf nach dem Garten gelegen. Geräumig und be-
haglich. Ein Wohn- und Schlafzimmer. Er hatte„ als wir unfere Woh-
nung fuchten. fich damit einverftanden erklärtf ficherlich damals fchon
mit falfchen Abfichten im Herzen. Diefe kleine Wohnung war für mich
die Zufluchtsftiitte nach den Kämpfen und Bitterniffen draußen7 und
wenn im in dem ftillen Frieden dort niäft immer wieder Ruhe und Samm-
lung gefunden hätteF und' in unferem erinnerungsreichen Geplauder den
Abglanz früherer Tage- wer weiß„ ob ich's ausgehalten hätte . . . Bei
Mütterchen durfte ich auch „Fedka“ heißem was mein Mann fäfon in den
erfien Wochen nach unfercr Verheiratnng für die Frau eines Mannes in
hoherf feriöfer Stellung für unftatthaft erklärt hatte. Fedka fei ein
Zigeunernamc. für die kleinfiädtifche Landfiraße geeignet! Das machte
er aus der mir teuren Erinnerung von der ich ihm gefprochen. als er
um mich warb »- Hohn und Spott , . . Elternf Heimatz Jugend!
Auf meinen Vifitenkarten ftand: Frau Profeffor Feodora Volkert-
und .,Feodora" klang es mit Emphafef wenn wir in Gefellfchaft waren,
von den glattenf weichen Lippen.
lind wie ich ihn verabfcheute, verabfcheute ich die Gefellfthafh in
die er mich führte. Die gute Gefellfchaft: Philifier, Heuchler, Tugend-
protzen. Wenn fie anders waren- warum riffen fie ihm nicht die Larve
vom Antlitz? Wußten fie nichh was fich dahinter verbarg? Was unter
diefen feinenf höfifchem konventionellen Phrafen ftecktcx hinter diefen
guten Manierenf hinter diefem korrekten Benehmen? Wußten fie es
nichtF oder waren fie nicht befier als er? Wenn fie nur einmal hätten
hören könnenf wie er iiber fie fprach. So viel Bosheit. Verleumdung.
Gift und Galle! Ich konnte es nicht mit anhörem wie er mit kaltem
Hohne Leutenf die ihm nichts getanf mit denen er eben noch freundfihaft-
lich verkehrt hattef die Ehre abfchnitt oder fie verfpottete und mit dem
gemeinftcn Klatfch über fie herfiel. Etwas fo Böfes war dann in der
fonft fo falbungsvollen Stimme„ in das Geficht trat eine fo grenzenlofe
Härte- daß es mich wie Furcht überfiel; dennoch wagte ich est anfangs
zu widerfprechen und für die Angefallenen einzutreten. Aber das führte
zu fo fürchtetlichen Szenenf daß ich fpäter- ohne hinzuhören- diefen von
Neid- Kleinlichkeit und Roheit erfüllten Altweiberklatfch über mich er-
gehen ließ. Noäi jetzt frage ich mich manchmal- ob er eine Sonderart
oder ein Typus jener Kreife warf denen er angehörte? Sollten Selbft-
iiberfchätznng Dünkelhaftigkeit- Neid. Ehrgeizt Strebertum- Kleinliihkeit

_
und Brutalität gerade dort einen breiten Boden finden? Jedenfalls
war er der fchlimmfien einer. und fo trieb alles zur Katafirophe.
Wir waren eines Abends aus einer Gefellfchaft im Haufe eines
höheren Regierungsbeamten heimgekehrt. Er war guter Laune und auch
ich hatte mich behaglicher gefühlt als fonft bei derartigen Veranftal-
tungen. Zu Haufe angelangt äußerte er den Wunfch. noch eine Zigarre
in meinem Zimmer zu rauchen. um. wie er fagte: ..Den Geftank des
ordinären Krautes los zu werden. das man bei-Jbachs und tutti quaotj
Zigarren nennt." Er ging bei diefen Worten in fein nebenan gelegenes
Studierzimmer. holte eine der echten. dicken Jmporten. die er gewöhnlich
rauchte. und rief lachend: ..Und nun ferviere mir noäf einen Meukow.
damit ich den Fufelgefchmack los werde von dem. was diefe repräfentative
Beamtenfchaft Kognak nennt.“ . . . Abfcheu erfaßte mich. aber ich unter-
drückte jede mißbilligende Äußerung und brachte auf feinen Wunfch. ..die
Kognakflafche felbft zu holen und nicht erft ein Mädchen in dies gemütliche
Tete-a-Tete hinein zu zitieren." Flafche und Glas herbei. die ich vor ihm
hinf'tellte.
..So ift's recht. Feodora. oder foll ich ganz entre nous Fedka fagen.
wie in den Zeiten feligen Minnewerbens . . Ein zynifches Lachen
begleitete diefe Worte. ..mache mir die Honneurs diefes verfchwiegenen
Frauengemachs . .
Jch erwiderte nichts auf die plumpen Scherze und er fagte: ..Warum
fo fchweigfam. holdes Wegfaumveilchen?“ -
Da ich noch immer fchwieg. fügte er mit böfem Lachen hinzu: ..Oder
fell ich lieber Apothekenkräutlein fagen?“ Etwas Drohendes war in
feiner Stimme. obwohl er fich augenfcheinlich beherrfchte und zur Lie-
benswürdigkeit zwang.
..Ich bin abgefpannt und müde." antwortete ich und ließ mich am
Tifche ihm gegenüber auf einen Fauteuil nieder,
..Hat die Unterhaltung mit])1*. Thomas dich fo fehr angeftrengt?“
fragte er höhnifch. ..Hat diefes Hornvieh dir etwa feine Verfe vor-
deklamiert. die eine von ihm gefchiikt in Szene gefehte unverdiente Lob-
hudelei in der Prefie gefunden haben . .
Ich fuhr auf.
N1'. Thomas. diefes ,.Hornvieh". war Ordinarius der Oberfekunda
feines Gymnafiums. ein befcheidener. junger Gelehrter. von den beiten.
feinfien Umgangsformen. über deffen wiffenfchaftliche Leiftungen auf

philologifchem Gebiete man mit ebenfo großer Anerkennung fprach. wie
mit Bewunderung von feinen Dichtungen. Diefes ..Hornvieh" . . .
Unwillkürlich ballte ich die Fauft. aber ich hütete mia). durch eine
Erwiderung feinen Redeftrom herauszufordern. der fich dann womöglich
in unerbittlichen Befchimpfungen über die Opfer feiner Mißgunfi er-
gofien hätte.
Was ging das im Grunde mich an . . . ich war wirklich erfchöpft.
wollte zur Ruhe kommen. und erhob mia) . . .
..Ach. nein. bitte. Madam. leiften Sie mir noch ein wenig Gefell-
fchaft . . . ich werde. wenn es darauf ankommt. dir auch einige kleine
Lyriken fprechen. wie 1)!: Thomas. der Sänger der holden Weiblichkeit
und Held der Oberfekunda . . . Lyriken fage ich dir. über die dir noch
im Bett die Augen übergehen werden . "
Sein Blick hatteetwas Unheimliches. Das gab mir meine Kalt-
blütigkeit wieder. und ich fagte fcheinbar gelaffen:
..Es ift fpät und wohl am befien. wenn wir zur Ruhe gehen. . . .
über die Eindrücke der heutigen Gefellfchaft können wir uns wirklich ein
anderes Mal unterhalten . .
..Ja. wirklich. ganz wie du meinft . . . aber ein wenig Zeit wirft
du mir doch noch fchenken. Nicht zu amüfantem Geplauder. wie eben
jetzt . . Amüfantes Geplauder nannte er diefe Gehäffigkeiten und Bos-
heiten! Wieder wallte der Zorn in mir auf. aber er ließ mich gar nicht
zu Worte kommen und fuhr fort:
..Jch wollte noch eine kleine häusliche Affäre mit dir befprechen.
Morgen vormittag habe ich. wie immer. keine Zeit . . . die Freuden und
Ehren meiner Beamtenknechtfchaft. und auf den Nachmittag habe in,
fchon den Architekten befiellt. um ihm die Arbeit zu übertragen . .
* Ich fah ihn verftändnislos an. Er war jetzt ganz kühl und ruhig
und von jener Uberlegenheit. mit der er Angelegenheiten zu behandeln
wußte. die ihm nahe gingen. Ich wurde daher aufmerkfam. als er mit
einer gewiffen Selbfiverfiändlichkeit fagte: ..Ich will aus meiner Studier-
ftube eine Tür nach den Zimmern. die deine Mutter bewohnt. durch-
brechen laffen. die Wand. wo der Bibliothekfchrank fieht. grenzt daran . .
Voll Staunen bli>te ich auf. '
..Nach den Zimmern meiner Mutter . . . ja. aber wozu . . .?"
..Ich würde diefe beiden Räume gerne zu meiner Bibliothek ein-
richten. die mit meiner Studierfiube zufammenhinge . .

Noch immer wußte ich nicht. wohin er zielte,
..Ia . . . und . . ftammelte ich ganz fafiungslos.
..Es find die hellfien und ruhigften Zimmer unferer Wohnung.
gehen nach dem Garten. zum Arbeiten wie gefchaffen. und werden im
Zufammenhang mit meiner jetzigen Studierfkube eine Arbeitsfiätte bilden.
wie fie meiner würdig ift und wie ich fchon lange eine haben wollte . . ."
Mit keiner Silbe unterbrach ich ihn.
..In die Längswand foll ein Eingang gefchaffen werden. nur mit
echten Kelims zu fchließen. aus den beiden Fenftern des Wohnraumes
deiner Mutter foll ein breites Fenfter hergeftellt werden. oben mit orna-
mentalen Glasfcheiben. während durch die unteren hellen Scheiben das
Licht ungehindert einfällt. an den Wänden die Bücherregale. unter ihnen
fich hinziehend Ottomanen . . . fieh mal fo." er deutete mit der Hand
nach oben. ..in Manneshöhe. die Schränke. alfo jedes Buch erreichbar.
darunter bald die Side . . . in der Mitte ein runder Tifch für Zeit-
fchriften und Zeitungen. mit bequemen Seffeln davor . . . alles in Maha-
goni und gelblicher Lederpolfterung . . . ich denke mir das warm und
doch feriös im Ton . .
Weiter. nur immer weiter . . . tiefe Entrüfiung ftieg in mir auf.
..Aus dem angrenzenden Schlafzimmer machen wir dann einen
Schreibraum. im felben Stil. aber ganz einfach im Arrangement. mit
großem Schreibtifch. verfchiedenen Pulten. Notizenkafien. Regifiern . . .
alles bequem. leicht zu hantieren bei der Arbeit . . . und dann diefe Stille
. im Frühjahr und Sommer über die Bäume der Gärten hin. über
das fallende Laub im Herbft. und im Winter über die eingefchneiten.
vereiften Wipfel . .
Faft poctifch wurde er in feiner Begeifterung.
..Ja. wahrhaftig. ganz verliebt bin ich in diefe Idee und habe
auf morgen den Aräjitekten und den Innendekorateur herbeftellt. die bei
Selbecks die Villa eingerichtet haben. damit fie fofort ans Werk gehen
können."
* Noch immer ftarrte ich ihn fprachlos an. ..und die Mutter . . .
meine Mutter . . rief ich endlich.
,.Ö. daran habe ich natürlich auch gedacht . . fagte er fehr guter
Laune. ..wir geben ihr das Zimmer rechts im Korridor. neben Louifens
Zimmer . .
..Neben dem Mädchengelaß . . . das fogenannte Wirtfchaftszimmer
mit den Schränken und . .

..Für die Schränke wird der Architekt in den Wänden des Korridors
Erfaß fchaffen . . .“
,.Ja? Wirklich?" Er merkte nicht. daß meine Stimme bebte.
..Das geht ganz gut. Wir laffen das Zimmer hübfä) tapezieren
und machen es ihr recht behaglichz auf der linken Seite das Bett. vis-a-vis
Sofa und Tifch. am Fenfter das Plaudereckchen . . ."
Ordentlich gemütlich wurde er . . .
..An dem Fenfter. das nach dem luftlofen. düftern Hof hinausgeht?"
..Aber. liebes Kind. wozu braucht eine alte Frau mehr? Sie war
doch wohl nicht immer an fo großen Komfort gewöhnt . . .“
..Aber Luft hatte fie. und Licht . .
..Ein warmer Ofen ift für eine alte Frau die Hauptfache . . ."
lachte er.
Warum ahnte er nicht. was in diefem Augenblick iu mir vorging?
Da ftand vor mir ein Mann. der fich am Höchften und Heiligfien
verging. was die Erde trägt: Die Mutter! Das Höchfte und Erhabenfie
in der religiöfen und moralifchen Welt . . . das Höchfte und Erhabenfie
in der Welt der Empfindungen. Das Rührendfte und Hingebungsvollfie
. . . die Mutter!
Ich fah ihn an und fchauderte. Ein Tempelfchänder ftand vor mir.
Zu einem Kinde kommt er und fagt: ..Zerftöre den Altar der Kindes-
liebe! Entziehe deiner Mutter. was du ihr gewährt an befcheidener
Lebensfreude. heiße fie entbehren. damit ich mehr genießen kann. be-
fchränke fie. damit ich mich weiter ausdehnen kann!"
Die Mutter!
War der Mutterleib verflucht. dem er entfprofien?!
Eine wilde Erregung bemäajtigte fich meiner. aber in feinem Eifer.
feinen Plan durchzufeßen. beachtete er es nicht und immer mit feiner
gleißenden Stimme fagte er: ..Sie ift ja fo befcheiden. und ob fie nun
in diefen beiden Gartenfiuben fiizt. die ich doch brauche. oder in dem . . ."
..In dem Hofkämmerlein neben der Gefindefiube . . . ohne Licht.
ohne Luft!" Hörte er den qualvollen Angftfchrei meiner Seele nicht . . .?
Er trat an mich heran. die jetzt aufrecht neben dem Tifche fiand,
..Deine alte Gewohnheit. alles tragifch zu nehmen! Lächerlich.
Fedka. Kind . . mit einer liebkofenden Bewegung fuchte er mich zu
befchwichtigen und kam mir fo ganz nahe -
Meine Finger hatten fich feft zufammengekrallt.
..Fedka!"

Ein kräftiger Fauftfchlag mitten ins Geficht war meine Antwort.
Ein Blutfirom quoll aus Nafe und Mund. Mit graufamer Freude
fah ich dies. ohne ihm Hilfe zu leiften. und hocherhobenen Hauptes ver-
ließ ich das Zimmer.
K' 'i' k'-
Ich habe den Gymnafialdirektor Franz Johann Volkert erft wieder-
gefehen. als wir beim Seheidungstermin zufammentreffen mußten.
Unfere Trennung machte keinerlei Schwierigkeiten. Mein Rechtsanwalt
erledigte die Sache fehr glatt. Die ein Vermögen repräfentierende
Abfiandsfumme. die man ihm bot. wenn er in eine Scheidung willigte,
machte ihn gefügig. vielleicht auch fchien es ihm doch geratener. einer
Frau aus dem Wege zu gehen. neben der er hätte leben müffen. ein ver-
prügelter Hund. Kurz. in einigen Monaten war ich frei und kehrte in
das Haus. das ich damals bereits am, niichften Morgen verlaffen hatte.
meine Mutter mit mir nehmend. ohne ihr viel Aufklärungen zu geben.
nicht wieder zurück. Die Abwicklung der Äußerlichkeiten. die mit der
Angelegenheit zufammenhingen. veranlaßte mein Rechtsanwalt. und ich
empfand fo recht eigentlich zum erfien Male die Segnungen des Geldes,
das mir zur Freiheit verhalf aus diefer erbärmlichen Kneihtfchaft.
Mein Mütterchen aber konnte diefe Kataftrophe nicht überwinden.
Wenn fie auch keinen Einblick hatte in die Pein und in die Demütigungen.
die ich in diefer Ehe ftillfchweigend erduldet. wenn fie auch nicht erfuhr.
was fich ereignet hatte. um die Scheidung herbeizuführen. fiir fie war
die Tatfache fo unfaßlich. daß eine Frau ihren Mann verläßt. das Band
freiwillig löfi. das nas) Gottes Saßungen heilig und unlösbar fein foll,
daß fie mich immer mit einem gewiffen Angfigefühl. mit einer zweifel-
vollen Unruhe betrachtete . . . ich war ihr fremd geworden durch diefen
Säiritt! . . . Und doch. wie tief mich das fchmerzte. ich habe es nicht
vermocht. ihr Aufklärung zu geben. ihr die Genieinheit und Kleinheit
zu enthüllen. die uns fo lange umgeben. in der wir fo lange gelebt - viel
zu lange! In dem befreienden Atemzug. mit dem ich dem Leben mich
wieder zuwendete. erkannte ich. daß iäj erfiickt wäre in diefer Atmofphäre
der Lüge und Heuchelei . . . Vielleicht hätte ich ihr die Notwendigkeit
klar machen können . . , aber ich konnte diefe Sammetfeele nicht rauh
berühren. und dem harmlofen Taubengemiit nicht Lebensmöglichkeiten
erfchließen. deren Erkenntnis und Verftändnis das zarte. lautere Emp-
finden ihres weltfremden Wefens bis ins Innerfte erfchüttern mußte.

Darum ertrug ich ihren fragenden. oft vorwurfsvoll auf mich gerichteten
Blick. preßte die Hand aufs Herz. daß es feine Qual nicht hinausfchrie.
und fah fie langfamem Verfall entgegengehen. Sie kränkelte und konnte
fich von den Aufregungen. die fie ftill mit fich herumtrug. nicht wieder
aufraffen. Nach einigen Monaten bettete ich fie zur ewigen Ruh. Ihr
letzter Blick traf mich in alter Liebe . . . aber wie er allmählich verlöfäfend
auf mir haftete. war eine bange Frage darin. ein verwunderter Zweifel
. . -. ein Richtverfiehen . . . ein Nichtbegreifen . . . die Rätfel des Todes?
Nein! Die Rätfel des Lebens! Diefen Zweifel an mir hat fie mit ins
Grab genommen.
-ie er .2
Länger als ein Iahr lebte ich dann in völliger Zurückgezogenheit.
Nicht die einer offiziellen Trauer. aber es verlangte mich nach Einfam-
kcit! Ich mußte mich fammeln. auf mich einfiürmende Ereigniffe fich
klären lafien. und vor allem mich felbfi zu erkennen fuchen . . . mich
fuchen. mich. Fedka! Ich hatte fehr oft das Gefühl. als fei ich in diefen
Irrwegen verloren gegangen.
Wer bin ich nur? Wer?
Das Leben. dem fich meine junge. ftarke Kraft endlich doch wieder
zuwendete. brachte mir die Antwort. Eine fehr klare und verfiändliche.
Eine hübfche junge Witwe . . . eine gefchiedene Frau . . . das
geeignetfie Objekt für jene Männer. die nach intereffanten Erfcheinungen
Ausfchau halten auf dem Markte des Genufies. Mit foläjen Quali-
täten ausgerüftet konnte es mir nicht fehlen. Und es fehlte mir auch
nicht!
Heute. wo ich diefe Phafen gelaffen überfchaue. ift es niäjt Bitter-
keit. nur Ironie. mit der ich dies niederfchreibe.
Gelaffen?!
Ich? Fedka?!
In diefer Stunde. wo ich es für Sie niederfchreibe! Für Sie.
nach dem meine Seele lechzt. und von dem ich mich mit jedem Wort
weiter entferne. das meine Ehefchickfale erzählt.
u- * i.
Ich bin in dritter Ehe verheiratet. Werden Sie an mir zweifeln
und _ lachen. oder werden Sie an miäj glauben und mich - bemit-
leiden? In einem jener Modebäder. die den Zufammenfluß der eleganten
Welt bilden. traf ich meinen dritten Gatten. Er faß an der Table d*hote

neben mir. Sehr diftinguiertj mit den Manieren des vollendeten
WeltmannesX eine diskrete- aber intenfive Art der Aufmerkfamkeit mir zu-
wendendj die mir neu war. Neuj wie diefes ganze gefellfchaftliche Bild.
Mein Rechtsanwalt hatte mir den Befuch diefes Bades angerufen, mein
Arzt hatte ihm zugefiimmt. Beide waren der Anfichtj daß ich Zerftreu-
ung brauche und fie dort fuchen follej wo vornehme Leute des Lebens
höchfies Raffinement genießen. In der vollkommenfien Natur und ihren
wundervollfien Reizem die verfeinertfien Genüfiej die fnbtilften Dafeins-
bedingungen! Ich fand mich leichter zurecht in diefem üppigen LebenF
als ich es je für möglich gehalten hätte. Wurde es mir einmal zu viel
von diefer breiten luxuriöfen Lebenshaltung, dann wanderte ich hinaus
in die Berge, oder ich erfüllte meine Seele mit dem Zauber des tief-
blauen Sees! der beeifien Firnen in der Beleuchtung des
Morgenliajtes oder des verglühenden Abende. Zum befiirnten
Firmament flogen meine Gedanken und fnchten hinter defien
tieffien Leuchtaugen Vater und Mutter! Und dann lachte ich
in mich hinein und war wieder Fedkaj und nieht die elegante.
mit vollendetftem Modechic gekleidete Damej die ihre Perlen und Iu-
welen mit einer Selbfiverfiändlichkeit trug* als wäre fie nie anderes ge-
wöhnt. Das lernt man eigentlich fehr fchnellf es muß alfo niäjt fchwer
feinj und dennoch ifi es eine Kunft. Ich glaubej daß das Talent diefer
Kunft in mir fchlummerte. Die Aufmerkiamkeitj die ich erwecktej die Be-
wunderung, die man mir recht unverhohlen entgegenbrachtej belehrten
mich dariiber. Unter diefen Bewunderern nahm mein Tifchnachbar einen
bevorzugten Platz ein. Er gefellte fich mir bald auch außerhalb der
Mahlzeitenj auf Promenadenj bei kleinem fpäter bei weiteren Ausflügen,
immer voll liebenswürdiger Sorgfalt7 immer voll vornehmfier Zurück-
haltung, 001111119 j] kauf bis ins Kleinfte, jeder Zoll ein Mann der guten
Gefellfehaft, Das gefiel mir. Ieh kannte diefes Genre nicht. Diefe
Breite, diefe Großzügigkeit und Sicherheit der Lebensführung bildeten
einen fo ftarken Kontrafi zu denn was ich bisher kennen gelerntj daß die
bezwingende Wirkung nicht ausbleiben konnte. So durch nichts ein-
geengt, frei von aller Kleinlichkeih von jeder Bedenklichkeitj fo ganz
ohne Wenn und Aber einherzufchreitenj fo ganz in fich felbfi beruhend,
nur der Souveränität des eigenen Willens gehorchend, das war von
eigentümlichem Reiz. Ich fing er| jetzt den ganzen Inhalt meiner glän-
zenden Vermögenslagej meines Reichtums zu begreifen an. Kein Wunfch
war zu kühnj um ihn mir verfagen zu müfiem keine Laune fo phantafiifäjj

um ihre Erfüllung befonderer Erwägung zu unterziehen. Wunfch und
Laune wurden Befehl. deffen >jevaleresker Vollftrecker er war. Denn
er war reich wie ich . . . reicher vielleicht . . . ein Erwerbender , . . einer
der Matadere der Börfe. Nichts wußte ich von jenem heißen Boden und
den Kreifen. die ihm entfproffen. Sehr leichthin fprach er davon. wie
ihm iiberhaupt nichts einer befonderen Beachtung wert fchien. Er nahm
eben alles als das Selbfiverf'tändliche. ihm Gebührende an. mit jener
Nonchalance. die |ets etwas Sieghaftes hat. wenn fie unter tadellofer
Haltung mehr verbirgt als verrät von ihrer inneren Berechtigung. Und
als nach mehrwöchentlichem Beifammenfein Herr Direktor Erich Liebert
um meine Hand warb. gefchah auch das mit fo vollkommenem Selbfi-
bewußtfein. und doch in fo weltmännifch feiner Form. daß ich wirklich
keinen Grund gewußt hätte. nein zu fagen, Wir paßten zufammen. wir
zwei. Beide reich. beide unabhängig. beide mit den gleichen Neigungen
fiir eine large Lebenshaltung . . . er um mich bedacht. ohne aufdringliche
Wichtigtuerei. ich im Wohlgefiihl. einen Anfäjluß an jemanden gefunden
zu haben. der mir ein tieferes Intereffe entgegenbrachte. So ging ich
diefe dritte Ehe ein. ohne zur Erkenntnis gelangt zu fein. daß es nur
eine Bafis reinften Glückes im Frauenleben gibt: „Die Liebe. die leiden-
fchaftliehe. große. einzige Liebe!"
Heute weiß ich es. wo meine Seele darum bangt und zagt . . .
heute. wo ich die Entfcheidung iiber mein Leben in Ihre Hand lege -
* K 'ks
Meine dritte Ehe brachte mir keine Enttäufchung. weil ich nichts
Befiimmtes von ihr erwartet hatte, Mein Mann fiihrte mich in ein glän-
zendes Haus. in einen glänzenden Lebenskreis. Wie dort oben auf heller
Bergeshöhe. fo umgab mich auch im Weltftadtgetriebe feine Sorgfalt.
und mit den koftbarfien Genüfien erfüllte er meine Tage. Iede Stunde
brachte mir neue Anregungen. neue Reize. Verfeinerter Gefchmack und
raffinierte Lebenskunft geftalteten meine Eriftenz zu einer beneidens-
werten . . . aber meine Seele fror. meine Seele erf'tarrte. diefe Aus-
fkrahlungen höchfken Luxus" hatten keine Wärme . . . nur Glanz und
Schein.
Anfangs war ich mir deffen nicht bewußt. erft allmählich fühlte
ich die Leere in diefer Fülle. Mein Mann bemerkte es nicht. Er blieb
fich gleich in feinen Bemühungen. mich diefe Lebenskunfi. wie er fie
begriff. verfiehen zu lehren. Als es ihm fpc'iter klar wurde. daß mir das

Zum Artikel von F e l i r
E r b e r : Marsiand.
Zinn erï¬en Male verÃ¶ffentlicht
mit gÃ¼tiger Erlaubnis der Re:
'daktiont Zolletin cke lu Jackets
:: .Kstronomiqnc (le france. :r

richtige Verfiändnis dafür doch fehle. verdoppelte er zunächft feinen
Eifer . . .
Frau Erich Liebert war der Gegenftand allgemeiner Huldigungen.
das fchmeichelte feiner Eitelkeit. aber es war bald nicht zu verkennen.
daß ich ohne innere Anteilnahme. wefenlos in diefer prangenden. prun-
kenden Welt mich bewegte. und daß die geheime Sehnfucht der unver-
ftandenen Frau an mir nagte. Eine unerfreuliche Erfcheinung! Ich
gebe es felbft zu. und ich konnte es ihm nicht verargen. daß er fich verleßt
zurückzog. Ein Grandfeigneur. wie er fich dünkte. durfte nicht um das
betteln. was er als fein gutes Recht betrachtete - - er hatte die Vor-
ausfeßungen diefer Ehe erfiillt. ich war es. die ihnen nicht entfprach. und
fo überließ er mich kühl und ruhig meinen eigenen ..barocken Ideen". wie
er es nannte. und ohne daß fiäj äußerlich in unferm Leben etwas ge-
ändert hätte. vollzog fich eine völlige Entfremdung zwifchen uns. Wir
lebten nicht mehr miteinander. fondern nebeneinander. In Gemeinfam-
keit für die Außenwelt. getrennt in der inneren Welt. die ja eigentlich
der Mittelpunkt des Ehelebens fein follte.
Nach zwei Jahren hatte er eine Maitrefie. die zu den bekannteften
Erfcheinungen der Berliner Lebewelt gehörte. und der er ziemlich unge-
niert. aber immer in Wahrung aller mir zuftehenden. repräfentativen
Formen fich widmete. Ich llätte nun eigentlich auch tun können. was mir
beliebte. das verficherte mir nicht nur einer feiner intimften Freunde. der
fich aufs lebhaftefie um mich bemühte. und dem ich die Mitteilung von
,.Erichs Freundin" zunächft verdankte. das gaben mir auch alle anderen
Männer deutlich zu verfiehen. die fich um meine Gunft bewarben.
Daß ich keinen von ihnen verfiand oder verfiehen wollte. lag wohl
nur daran. daß keiner mir diefes Verftehenwollens wert fäfien - denn
die Moral diefer Lebenskreife hatte ich begreifen gelernt. keiner!
So komifch und albern und lächerlich fchien mir diefes Werben . . .
wie fie um mich herumhüpften und tändelten und flüfterten und -
flirteten! Ich verabfcheue diefes Wort und diefe Art buhlender Sinnen-
heuchelei! *
Etwas ganz Drolliges lief dabei mit unter. Ein junger Mode-
dichter gehörte zu denen. die mich am andauerndften umfchwärmten. Wo
wir erfchienen. war er an meiner Seite. um mit überftiegenen. törichten
Worten feiner Anbetung Ausdruck zu verleihen und. wie er fagte. mich
einmal nur in die ..rechte Stimmung“ zu bringen. Er fiel durch feine
offen zur Schau getragene Schwärmerei bereits auf. Auch meines

Mannes Blick traf uns einigemale erftaunt. Eines Abends, als ich mit
meinem Mann am Teetifch faß nach einem mit meinem Verehrer tags
vorher in großer Gefellfchaft gemeinfam verbrachten Feft- wurde mir ein
Briefchen überreiäft. Ich öffnete es und las die Auffchrift: „Dul“
Und fo überaus komifch war est und dumm-dreif'tx daß ich zunächfi ver-
wirrt fchien; aber nur ein Augenblick des Zauderns- dann reichte, ich
das Billett über den Tifch hinweg meinem Manne. Er fah mich flüchtig
anf dann las er es. Ohne eine Miene zu verziehenf ohne mit der Wimper
zu zuckenf gab er es mir zurück mit den Worten: „Es fcheint eine Probe
jener ekftatifchen Dichtungen dekadenter Diehterlingei wie fie lächerlich
und armfelig fich jeßt in der Gefellfchaft herumtreiben und allzu nach-
fichtig geduldet werden.‟ Sein Ton war hochmütig und hart . .
„jedenfalls muß man fich mit ihnen nicht affichieren- fie find zu wenig
fairx zu ridicule . . ‟ Damit erhob er fich in feiner mir bekannten
nonchalanten Art . . . er imponierte mir in diefem Augenblick. Seine
Kaltblütigkeit und fouveräne Verachtung der dreifien Gefchmacklofigkeit
gefielen mir, und ich wäre einer Ausfprache über unfer Auseinanderleben
in diefem Moment vielleicht geneigt gewefen; aber er erhob fichf fagte
mir mit vollendeter Ile-tigkeit „Gute Nacht!“ und ging zu feiner Geliebten.
Vier Jahre habe ich diefes Leben nun gelebt. Ein ewiges Gleich-
maß aller Annehmlichkeiten des Dafeinsf wie fie programmmäßig in
diefen Kreifen fich vollziehen. Mit dem breiten Luxus des „ftilvoll‟ ein-
geri>fteten Haufes- das an Komfort und künftlerifäfem Gefchmack unferen
Vermögensverhältniffen entfpraeh, mit der reizenden Villa am Wannfee,
mit dem erquifiten Gefpann und dem nervöfen 'Sluto7 mit den großen
Gefellfchaftenf Empfangen und kleinem difiinguierten Diners im Winter,
mit dem Vorfrühling im Süden- und den Sommerreifen nach dem
Engadin und Of'tendex den Nordlandsfahrten . . . mit einem Worte:
Alles . . . Nichts gab es meiner Seele an Vertiefung und Erleben. Ich
genoß und empfand nichts . . . ich trank und verfchmachtete . . . ich
lebte und war tot!
Da traten Sie in mein Leben!
Mit ftillem Entzücten rufe ich mir den Abend ins Gedächtnis an
dem Sie mir vorgefiellt wurden. Es war im Haufe einer jener Finanz-
größen- die ihren Gefellfchaften das Gepräge echter Vornehmheit zu geben
wiffen. Wir ftanden vor einem Gemälde Vermeer-s, als Sie die erften
Worte an mich richteten.
„Berlin fängt anF in Privatgalerien die koftbarfien Schäße der

Kunfi zu fammeln . . . und aus den Schlöfiern alter Adelsgefchlechter
wandern die Kunfiwerke der alten Meifier hierher. in die Salons der
Großkaufmannfchaft diefer modernfien. eigentümlichfien der Städte . .
..Erfäjeint Berlin Ihnen fo eigentümlich?" fragte ich. und Sie
fahen mich mit einem fehr langen. ruhigen Blicke an und erwiderten:
,.Ia. fehr! Sehr eigentümlich . . . ganz anders wie bei uns in Süd-
deutfchland . . . das Leben. die Menfchen . . . auch Sie. gnädige Frau.“
Ich wußte nicht. was ich darauf antworten follte. Ich empfand
infiinktiv. daß es nicht eine Redensart war. fondern daß Ihr tiefer.
haftender Blick in meine Seele gedrungen war und dort aufgefpürt hatte.
was mich fo ganz anders machte. als andere Frauen . . . fremd dem
Leben. das ich lebte. in einem Erdreich wurzelnd. das weitab von der
Welt lag. in der ich Boden gewinnen follte und niemals gefunden habe.
Eine kleine. verwehte Pflanze aus einem Rein) der Phantafie und holden
Einfalt. umwuchert von einer Dornenhecke von Vorurteilen und Förm-
lichkeiten. nahe daran. zu erfiicken . . . fehr eigentümlich. in der Tat!
Ich. Fedka!
Mit einem Schlage trat mir ins Bewußtfein. was ich gewefen. das
glücklichfie Kind der Welt. was ich geworden. die unglücklichfte Frau
auf Erden. Eine Frau. die in drei Ehen nicht einmal den Anhauch
wahrer. echter Glüctfeligkeit gefpürt . . . nicht einmal jenen heiligen
Schauer der Liebe und jener Hingebung. die die Vollendung des Bünd-
niffes zwifchen Mann und Weib in fich fchließt . . .
Sehr eigentümlich! Wahrlich!
Und wie Sie mich immer noch unverwandt anblickten. fo als wollten
Sie noch manches fagen und fragen. da erwachte in mir etwas Neues.
Niegekanntes. Wie Scham und Scheu überfiel es mich. und ich verfuchte
es. mir felbft Antwort zu geben auf Ihre fiumme Frage.
Das gelang aber nicht an jenem mir unvergeßlichen Abend. erfi
allmählich im fortgefeßten Verkehr mit Ihnen wurde mir klar. was eine
Ehe eigentlich fein folie. wie diefes fchwierigfte und neuefie Problem
unferer Zeit zu löfen wäre.
Was Sie in langen Gefprächen meinem Geifte erfchloffen. wie Sie
mich das Höäjfie verftehen gelehrt und das Schlichte groß empfinden.
wie Sie mich das Schöne fehen ließen. und das Häßliche verabfcheuen
und bemitleiden . . . wie Sie Stolz und Milde mir zeigten in ihren Ein-
wirkungen auf die menfchliche Natur. wie Sie den Frohfinn wieder in
mir erweckten und dem Ernft den richtigen Platz in meinem Empfindungs-

leben zuwiefen . . . wie Sie mein Selbfibewußtfein fiählten und die
Demut mir wie eine Krone erfcheinen ließen . . . wie Sie aus all den
Irrfalen und Bedrängnifien meines Innern mich zur Klarheit führten-
aus dem Nebelgewoge wirrer Vorfiellungen und Begriffe zu den Sonnen-
höhen der Erkenntnisj das haben Sie längft gefühlt! . . . Sie wiffen es!
Die fiarkej überzeugende Kraft der Tatfache hat es Ihnen enthüllt! Der
Tatfache. daß ich Sie liebe! Tatfache und Wunder! Denn ein holdes
Wunder ifi esj daß jenes hehref herrliche Gefühl in mir nicht ver-
kümmertej nicht erlofch und erfiicktef ehe es zur Flamme angefacht wurdej
leuchtendj wärmendj befeligend!
Diefe er|e Liebe- die reiffie Frucht meines Lebens!
Und fo löft fich mir das Problem der Ehe leiajt und frei! In
vollfier Hingebung. in vollftem Vertrauen. in höchfier Aäjtungf in Nach-
ficht und Gütej in Sichverftehenwollen und Erkennenj in Klugheit und
Mut und fchönerj heißer Sinnenfreude, fei das Bündnis zwifihen Mann
und Weib! Eine Einheit zu Zweien!
Werden Sief der mich verftehen gelehrt. auch mich verliehen bei dem.
was ick) Ihnen jeßt fagen werde?
Seit einigen Tagen bereits fehe ich in Ihren Augen die Frage:
,.Willft du mein fein?" Wie Ihre Blicke auf mir ruhen, das ifi nicht
nur ein Befißergreifen meiner Seele! . . . ich fühle esj daß Sie mich_
begehren als Ihr Weib. Mit Seligkeit erfüllt mich diefer GedankeF und
doeh mit tiefftem Web!
Trennungsweh!
Ich weiß esX daß Sie zu fiolz und vornehm findf um das Eigentum
eines anderen anzutaftenj zu gewiffenhaft und ehrlich! um fremdes Gut
fich anzueignenj und das ift die verheiratete Frau, gebunden durch das
Gefeß!
Diefes Band noch einmal zu löfenj habe ich nicht den Mut und die
Kraft! Ich fürchte und fcheue die Lääjerlichkeih denn fie hat etwas
Tödliches. Eine Frau! einmal verwitwetj zweimal gefchieden . . .j in
einer vierten Ehej fo in allen Formen des Rechts glauben Sie mirj ich
könnte es niäjtj und zu der Furcht der Lääjerlichkeit käme die abergläubifehe
Furchh daß ich kein Glü> habe mit diefer Form des Rechts. Das
Wunder meiner Liebe würde feiner geheimnisvollen Schauer beraubt,
entwürdigt durch das banale- nüchternej praktifche Gefeß.
B Darumr ehe Sie Ihre Frage an mich ri>jtenc Nein! Iä) babe
in diefen bangen Tagen die Gefchichte meiner drei Ehen für Sie nieder-

gefchrieben. Sie. der fo nachfichtig. einfichtsvoll und feelenkundig die
Menfchen beurteilt. werden vielleicht begreifen. was in mir vorgeht. Sie
werden mir verzeihen. wenn ich Ihnen Schmerz bereite und mich --
bemitleiden!
In einer Stunde find diefe Blätter in Ihren Händen. Sie werden
fie fofort lefen. ich weiß es und harre Ihrer Antwort . .
K * K
Sie hielt feinen Brief in den Händen und wagte nicht. ihn zu
öffnen. Totenbläffe bedeckte ihr Antliß und den bebenden Fingern ent-
fiel das Schreiben. als fie es endlich entfaltet hatte, Es ruhte auf
ihrem Schoß. ehe fie die Kraft gewann. es zu lefen. Endlich! Ein
Inbellaut kam über ihre Lippen und ihre Augen füllten fich mit Tränen.
Nur wenige Zeilen enthielt es: „Und fo löft fich das Problem unferer
Ehe leicht und frei. In vollfter Hingebung. in vollftem Vertrauen. in
höchfter Achtung. in Nachficht und Güte. im Sichverfiehenwollen und
Erkennen. in Klugheit und Mut und in fchöner. heißer Sinnenfreude. fo
fei unfer Bündnis eine Einheit zu Zweien. nach dem Gefeße. das wir
felbfi uns verleihen! ! !‟

Felix Erber:
Marsland!
Hierzu vier Bilder.
Wenn die ftille Nacht heraufgezogen if'tx mit all' ihren Sternen
und ihrem FriedenF fehen wir jeßt unter ihnen ein Geftirn in rotem Lichte
hell |rahlen. Es ift der Marst den der Volksglaube mit einem Kranze
von Legenden umwoben hat!
Schon im Sanskrit wird er wegen feines fenrigen Glanzes Angaraka
(die brennende Kohle) oder auch Lohitanga (der Rotkörper) genannt; bei
den Griechen aber heißt er nogo'äc; (der Glühende).
Der Prophet Jfaias nennt ihn den „Sohn der Morgenröte" (Helel)t
und der Talmud endlich heißt ihn den Rötlichen,
Alle diefe Namen paffen für fein ruhigest intenfiv rotes Lichn das
demjenigen des Siriust unferer fthönften Sonne- dann nicht naihftehh
wenn die Oppofition des Planeten in der Zeit um den 27. Auguft mit
dem Perihel der Erde zufammenfällt.
Das eigenartige Licht diefes Erdfternes hat feine Urfaehe entweder
in der roten Farbe des Marskörpers und feiner vorherrfäfend rötlichen
Vegetation oder in dert wenn auch geringen Nebel- und Wolkenbildnng
in feiner Atmofphäre,
Diefe abforbiert nämlich fpeziell die blauen und violetten Strahlen-
wodurch fich das gelblich-rötliche Licht erklärt- das uns der Mars zufendet.
Zöllner hat berechneh daß der Planet in feiner mittleren Oppo-
fition etwa achtmal heller ftrahlh als die gelbliche Capella (im Bilde
des ,.Fuhrmann")„ aber 7000 Millionen mal fchwächer als unfere Sonne,
und daß er. viermal heller erfcheint bei einer Oppofition im Augnfi und
September- als bei einer folehen im Februar und März.
Die leßten günf'cigen Oppofitionen fanden im Augufi 1892f im
Oktober 1894 und im verfloffenen Jahre ftatt. Die nächfte haben wir
dann im Jahre 1909 wieder.
Alle 15 Iahret wenn der Planet in feiner Sonnennähe und die
Erde in Sonnenferne fich befindent nähert der Mars fich uns bis auf
etwa 55 Millionen Kilometer- entfernt fich aber im ungünftigften Falle7
und zwar in feiner weitefien Konjunktion mit der Sonne- von uns
bis auf etwa 400 Millionen Kilometer.

Vom Zentralgeftirne ift der Planet im Mittel etwa 227 Millionen
Kilometer entfernt und umkreift es in 687 Tagen.
Der Mars ift nur etwas größer als der Merkur.
Sein Durchmeffer faßt zwei Monddurchmeffer- alfo etwa 6700
Kilometer, und er dreht fiä) in 24 Stunden 37 Minuten 2276 Sekunden
einmal um feine Aehfez was wir mit vollkommener Schärfe aus den
eharakteriftifchen Flecken auf feiner Oberfläche beflimmen können.
Ein Sonnentag auf ihm dauert demnach beinahe 38 Minuten
länger, als ein irdifiher. Der Marsfrühling der Nordhalbkugel umfaßt
169- der Sommer 181- der Herbft 149l/3 und der Winter 167 Tage.
Auf der Südhalbkugel kehren fiä) aber alle diefe Verhältniffe um.
Die ftarke Erzentrizität feiner Baht» die der Mars um den Sonnenball
befehreibtf und die ein Schwanken des Wertes der Entfernung um mehr
als 42 Millionen Kilometer zur Folge haty war Veranlaffung- daß der
geniale KeplerF der Reformator der neueren Ultron-:mie7 das erfte der
nach ihm benannten und für die ganze heutige Himmel-Mechanik grund-
legenden Gefeße fand: „Die Himmelskörper bewegen fich in Ellipfen.
in deren einem Brennpunkte die Sonne ftehtl“ . . .
Kein Geftirn hat feit Jahr und Tag einen fo großen Reiz auf
die Aftronomen ausgeübt und fo viel Intereffe in der ganzen gebildeten
Welt hervorgerufenf wie gerade der Mars- den man hinfichtlieh der
viellei>)t großen übereinfiimmung feiner Verhältniffe mit den irdifchen
eine „zweite Erde" nennen kann!
Flammarion hat erklärt- daß eine Verpflanzung des Menfchen-
gefchlechtes auf den Mars nicht viel mehr bedeutetf als wenn ein
Marokkaner feinen Wohnfiß aus dem Norden Afrikas na>7 Paris ver-
legen würde. Säion mit einem kleineren a|ronomif>7en Fernrohre er-
kennt man in günftiger Oppofition rötlichet bläuliehe und graugriine
Fleckeny die, ähnlich den Sonnenflecken- gegen den Rand der Marskugel
hin eine perfpektivifche Verkürzung erfahren und der Oberfläche des
Planeten angehören.
Sie ändern ab und zu wohl ihre Gef'taltf nicht aber den Ort- und
felb| heute noch können wir einem von Huyghens im Jahre 1659 ge-
zeichneten Flecken ganz gut wieder erkennen.
Mars hat eine kaum merkliche Phafenbildungt wie alle oberen
Planeten- deren Bahnen außerhalb derjenigen der Erde liegen- und er-
fiheint demnach leieht oval.
In dem dunklen Teile feiner Phafe wollte Paftorff eine Phospho-

reszenzerfcheinung gefehen haben. wie fie uns. noch unerklärlich. auch die
Phafe der Venus zeigt oder unfer Mond in feinem fekundären Lichte;
aber diefe Beobachtung ift nachträglich nicht wieder beftätigt worden.
Wenn man ein Fernrohr mit 500- bis 600 facher Vergrößerung auf
den Mars einfiellt. erfcheint uns feine Säjeibe fchon in Vollmondgröße.
und eine taufendfache Vergrößerung zeigt uns fehr viele Einzelheiten auf
feiner Oberfläche.
Wir fehen Fefiländer. Jnfeln. Seen und auch jene bekannten Waffer-
firaßen. die unter dem Namen „Kanäle" heute eine fo große Rolle fpielen!
Unfere Nachbarwelt dreht uns leider zur Zeit ihrer größten Erd-
nähe den Südpol zu; deshalb können wir ihre beiden Hemifphären
niemals gleich gut fehen.
Bei allen Fernrohrbeobachtungen ift es nötig. daß wir klare Luft
haben; aber auch auf dem Mars muß ..fäfönes Wetter" fein.
Nimmt man an. daß die hellen Flecken. die wir im Telefkope fehen
und die fchon vor 200 Jahren bemerkt wurden. wirklich Land bedeuten
und die dunklen Waffer. dann haben wir im Mars ein interefiantes. geo-
logifches Gegenfiück zu unferer Erde. ‟
Wir unterfcheiden auf dem Planeten drei Arten von Flecken. näm-
lich weiße an den Polen. die man als Eis oder Schnee anfieht und die
an Durchmeffer abnehmen. je näher das Sommerfolftitium für den be-
treffenden Pol rückt. ferner folche. die man als Länder bezeichnet und
die mit der Rotation des Geftirnes wiederkehren. und endlich dunkle
Regionen. namentlich auf der Südhalbkugel. die man für Waffer-
maffen hält. Mars hat vielleicht keine Gebirge mehr. was wir nicht
bloß daraus vermuten. daß wir einen Schatten von ihnen niemals fehen
können. fondern auch aus ganz anderen Gründen.
Wahrfcheinlich ift eine allgemeine Ebnung des Geländes dort
bereits eingetreten. und das Land zieht fich als ein breiter. zufammen-
hängender Gürtel längs des Aquators um die Marskugel herum. während
in der Umgebung der Pole offene Meere find.
Die Amerikaner wollten allerdings buckelförmige Erhebungen über
dem Marsrande gefehen haben. und Trouvellot meinte. die eine Berg-
kette auf dem Planeten habe eine fo helle Spiße. daß man fie irrtümlich
für einen Polarfleck anfähe.
Einbuchtungen an der Lichtgrenze der Marsfcheibe waren angeblich
in Nizza und Paris ebenfalls gefehen worden. und man fchloß auch
dort daraus auf ausgedehnte Hochplateaus.

In der Nähe des Nord-. namentlich aber des Südpols bemerken
wir fchon in einem kleinen Jnftrumente glänzend weiße. beinahe kreis-
runde Flecken. deren Größe fich mit den Jahreszeiten auf dem Mars
ändert.
Im langen Marsfommer verfchwinden fie ganz. Man nennt fie
Polarkappen. W. Herfchel entdeckte im Jahre 1783 eine periodifche
Vergrößerung und Verkleinerung diefer weißen Polarkappen.
Diefe und auch einige andere weiße Flecken. die Schiaparelli in
den gemäßigten Zotten und felbft am Äquator des Mars beobachtete.
fagen uns. daß es auf dem Nachbarplaneten fchneit. taut und friert.
genau fo wie auf Erden.
Im Mai 1905 beobachtete Lowell das Erfcheinen von Neufchnee
in der Nordpolzone. indem plötzlich ein großes Gebiet um den alten Pol-
fleck fich weiß färbte.
Gegen die Annahme. daß die weißen Zonen Schnee und Eis feien.
fprechen des jüngft verfiorbenen Vogel fpektrofkopifche Unterfuchungen des
Marslichtes. die eine wafferdampfhaltige Atmofphäre dort nachgewiefen
haben. Diefe ift wahrfcheinliih fo dünn. wie die Erdatmofphäre in einer
Höhe von 8000 Metern. und hat faft gar keine Wolkenbildung.
Wenn nun aber keine Wolken in der Marsatmofphäre eriftieren.
dann kann auch das von der Polarfchneefchmelze herrührende Wafier
nicht wieder als Schnee zum Pole zurückgelangen. Jene weißen Zonen
müffen alfo etwas anderes. als Eis fein,
Vielleicht ift es gefrorene Kohlenfäure. wie einige Forfcher dies
annehmen. *
In den Jahren 1877 und 1879. als der Planet uns auf 7*/2 Milli-
onen Meilen nahe kam. überrafchte Schiaparelli die gebildete Welt mit
der Auffehen erregenden Nachricht. daß das ganze Marsland in den ver-
fchiedenften Richtungen von einem Syftem regelmäßig gradliniger und
paralleler Linien durchzogen fei. die. oft durch Querläufe auf dem kür-
zefien Wege miteinander verbunden. als Wafferftraßen oder als
„Kanäle“ gedeutet werden müßten und durch die große Zweckmäßigkeit
ihrer Anlage offenbar das Produkt intelligenter Wefen feien.
Diefe „Kanäle“. - Schiaparelli gab ihnen den Namen 03111816. -
hätten eine Breite von 50 bis 100 und eine Länge von 1000 bis 5000
Kilometern.
Im Januar 1882 fah derfelbe Forfcher mehrere diefer „Kanäle"
verdoppelt. nachdem er fäjon im Dezember 1879 die Verdoppelung des

Nilfiromes zwifchen dem Mondfee und dem Eeraunifchen Meerbufen kurz vor dem Frühlingsäquinoktium wahrgenommen hatte.
Bei nicht weniger als 20 „Kanälen" konnte Schiaparelli nun diefe feltfame Erfcheinung feftftellen. Die ..Kanalpaare" zeigten einen Abftand von 350 bis 700 Kilometern untereinander.
Auch im Marsherbfte wurden die „Kanäle" doppelt gefehen.
während in den anderen Jahreszeiten auf unferer Nachbarwelt ftets der eine Arm des Paares verfchwand! -
Eine Fülle von Hypothefen hatte diefe Entdeckung Schiaparellis zur Folge. Mars war bewohnt. das unterlag jetzt gar keinem Zweifel mehr. und es herrfchten dort die gleichen Zuftände. wie einft im Deltalande des Nil zur Zeit der Pharaonen. Ein großes Schöpfräderfyftem regle gleichfalls die Bewäfferung der Marsgefilde.
Daraus nur fei die Anordnung der ..Doppelkanäle" zu erklären!
Abwesjfelnd würden diefe einmal zur Bewäfferung des Landes entleert (für unfere Fernrohre nicht fichtbar). das andere Mal aber von der Natur wieder angefüllt (für unfere Beobachtung fichtbar).
Einige Beobachter waren fogar der Anficht. daß uns die Marsbewohner elektrifche Signale gäben.
Von allen den Hypothefen hat vor dem Forum ernfter Wiffenfchaft fafi nichts ftandgehalten.
Neuerdings ift das Triangulationsneß fogar als eine phyfiologifihe Täufchung hingeftellt worden.
Douglas behauptet. die „Kanäle" des Mars niemals doppelt gefehen zu haben. und Meuniers erklärte im Iahre 1892 die Verdoppelung durch Spiegelfchatten in einer Nebelfchicht an der Hand des Experimentes. Über eine blankpolierte Kupferkugel. auf der mit fchwarzer Farbe die ..Marskanäle" aufgemalt waren. fpannte er in etwa 5 bis 10 Millimetern Entfernung ein Stück Gaze ftraff hinweg und* beleuchtete das Ganze dann fchräg.
Ie nach der Richtung. von welcher das Licht nun auf die Kugel fiel. zeigte fich bald der eine. bald der andere „Kanal" verdoppelt.
Andere Forfcher erblicken in den ..Marskanälen" ähnliche topographifche Erfcheinungen. wie wir fie in den Rillen. Ringgebirgen und den Strahlenfyfiemen auf der Mondoberfläche haben.
Es find Rifie und zonenartige Erhebungen. die vielleicht daduräf entfianden. daß viele den Mars einft umkreifende Monde auf ihn ftürzten. als er noch zähflüfiig war.

Jn den auf diefe Weife entftandenen Taleinfenkungen zwifchen den
einzelnenf durch den Aufffurz gebildeten Wällen fammelte fich dann
Waffer an. Diefes durchbrach allmähliäf die Wälle und bildete jene
Querverbindungenf die wir im Fernrohre auf der Marsfcheibe erblicken.
Der Planet befißt zwei Mondef die im Jahre 1877 in Wafhington
entdeckt wurden. Sie heißen Phobos und Deimos und gehören zu den
kleinfien planetarifihen Körpern. Man glaubt, daß fie vom Mars ein-
gefangene Afferoiden feien. Sie bieten etwaigen Marsbewohnern das
fchöne Schaufpiel! daß Deimos im Offen auf- und im Weffen untergeht;
Phobos aber umgekehrt von Weffen nach Offen läuft.
Durch die Auffindung des inneren Marstrabanten ift auch die
Laplacefche Theorie- daß die Rotation des Hauptkörpers um feine
Auffe fchneller fer) als der Umlauf feiner Monde um ihnj ffark erfäfüttert
worden.
Die Marsbeobachtungen des Jahres 1907, von denen die der Lowell-
fternwarte am meifien Beachtung verdienenf befchäftigten fich zum größten
Teile mit der Beantwortung der Fragef ob Mars bewohnt fei. Lowell
nimmt das ganz entfchieden an. Auch einige andere For-fiber teilen feine
Anficht. Sie halten die „Kanäle‟ für Wafferffraßen, die ein geiftig hoch-
entwickeltes Gefchlecht auf jener Welt angelegt haben muß.
Tesla hat vor einigen Wochen erklärt! daß er fehr bald die Mars-
bewohner mit der „Stimme des Niagara" anreden werde!
Fiir den berühmten Phyfiker ift feit Jahren bekanntlich nichts mehr
unmöglich! Er ift der Meinungj daß die Martier, entfprechend dem
höheren Alter ihres Planetenj auch klüger fein müßten, als die Menfchen.
Unter Ausnutzung der Wafferkraft der Niagarafälle will Tesla nun fehr
fiarke Blitze nach dem Mars hinauffenden. Diefe follen zu einem Alphabet
geordnet werdenf und der „drahtlofe Verkehr" mit den Marswefen fei
dann hergeffellt.
Jntereffant ift aucl» daß der berühmte englifche Anthropologe Francis
Galton allen Ernftes darüber nachgedacht hatt wie eine folche Verein-
barung von Zeichen zwifchen Erd- und Marsbewohnernj eventuell fogar
für einzelne Buchftaben möglich fei, “
Fremdartige Störungenj die Tesla vor fechs Jahren entdeckte und
auf planetarifchen Urfprung zurückführtef haben ihm jeden Zweifel ge-
nommen. Vielleicht iff er der große Mann, der eines der größten Pro-
bleme aller Zeiten löff und in die Reihe der Unfierblichen dadurch gelangt!

'Ein neuer Beethovenfchaß.
Fortfetznng.

Mein lieber wertet Freund!

Ihr Oratorium betreffend müßte fiir mich verfchiedenes und felbfi
dem Plane daran geändert werden. Dies alles jest gleich anzugeben
ift mir bei meinen dringenden unauffäjieblichen Befchäftigungen unmög-
lich. Auch dürften die Aenderungen Zeit erfordern. Finden Sie jeman-
den andern. der andere Anfichten hat. welches wohl möglich fo kann und
darf ich es gar nicht übelnehmen. wenn Sie felber Ihr gediegenes Werk
anvertrauen. glauben Sie ja nicht deswegen daß ich Ihr Talent und Ihre
Verdienfie nicht zu fchäßen wüßte. allein mein Grundfaß ift von jeher
gewefen. niemandem irgend wo dura) mich zu fchaden. was den Verein
angeht. welcher im Vertrauen. daß diefes Oratorium gefchwinder zufiande
kommen follte. fich gegen mich äußerte. weil ich es nicht gefördert und
erwartet hatte. daß felber hiebei auf keiner Weife gefährdet wäre - Sie
haben mich im Einziehen begriffen gefehen und wie gewöhnlich derlei
Einrichtungen einige Zeit wegnehmen. fo auäj bei mir. fonft wäre ich
felbft zu Ihnen gekommen. Denken Sie übrigens an keine Falfchheit von
mir. da Sie wiffen. wie ich wahrheitsliebend bin - wie immer

Ihr Freund Beethoven,

Werfer Freund!

Ich melde Ihnen nur. daß es mit Karls Nachtsausbleiben nichts
als Gewäfch war. es wird ihn aber fich hüten machen. indem er fieht.
wie ein leichtfertiges Betragen folche naäjteile und lügenhafte Reden
nach fich zieht - ich habe kein Papier daher kurz - ich hoffe noch das
Befie _ fchweigen ift nötig -- Sie können mich anmelden man wird mich
höfifch empfangen ich frage auch darnach nicht

Eiligfi Ihr Beethoven

Herrn von Bernard '
Wohlgebohren.

Baden. am 10. Inni.

Werter Freund!

Es würde gut fein. wenn Sie manchmal Karl fähen. Alleegafie Nr. 72
letztes Haus auch . . . . feine . . . .. worüber ich mich felbft mit Ihnen

noch befprechen würdet es wird . . . . mit Ihnen . . . .j was die Behand-
lung gegen miaj von ihm betrifft. fo ift fie äußerfi kränkendj ja für meine
Gefundheit von übeln Folgen - vor Sonntag hätte er mir notwendig
fehreiben müfienj vergebens habe ich fchon drei Briefe fchrieben keine
Antwortj weil iäj ihn Sonntags korrigieren müßte- welches er durchaus
nicht ertragen will fo muß ich fein Betragen von ihm erfahren, wie ich
nur von feinem verfiorbenen rohen Vater erfahrenj den ich ebenfalls mit
Wohltaten überhäufte - ich vermute- daß dies Ungeheuer von Mutter
wieder im Spielf und dabei die Intriguen meines kopf- und herzlofen
H. Bruders der fchon vor hat mit ihm Handelfchaft zu treibenj und der
mich immer tadeln und belehren willj (wie die Sau die Minerva im
DemoftenesP weil ich mit feinem . . . . Lümmel und Bafiard durchaus
nichts zu tun will habenj noch weniger mit folehen fo weit unter mir
leben will von ihm kam es denn doch daß ich den Vicedirektor Reiffig (L)
in der politechnifchen Schule noch blos durch ein e n B r i ef zum Mit-
vormund erwählte da Peters fo wenig hier iftf fo hielt ich es für Karl
nicht übel. allein ich fürchte wir werden Spuck erleben denn ich kann
nichts von ihm da ich ihn gar nicht kanntej fo viel habe ich durch meinen
Efelhaften H. Bruder ausgenommen daß ihm und . . . . R. darum zu tun
ifij daß er gar nicht mehr bei mir fein foll, o wie feinj zum Geldgeben
hält man - ich habe erft vor einigen Tägen von hieraus an R. gefchrieben,
denn ich war f o fchwachj daß ieh mich kaum um etwas bekümmern konnte
und wie liebreich man für mia) geforgt- mündlich werden Sie alles
erfahrenj der fchreckliche vierte Stockj o Goth ohne F r a u welches Leben
jedem Fremden wird man zur Beute - da Sie in der Nähe dort wohnem
fo bitte ich Sie ebenfalls zu dem R. zu gehenj und ihm meine hier folgende
Vormundfchaftsdiplome etc. (?) zu unterrichtenj Wie Blöchlinger Sie
durchaus nicht im Haufe haben wollte und 1)!: B. und ich deswegen
polizeiliche Hilfe fuchten und erhielten und fie noch deswegen unter polizei-
licher Aufficht ifi - ich werde meinen Grundfätzen hierin bis ans Ende
meines Lebens getreu bleiben, follte Karl aber wieder mit ihr heiml.
Umgang oder ihm dazu geholfen werdenj fo wird man fich nicht vor-
ftellenj was ich tun würde- denn endlich bin ich ermüdet7 für foviel Auf-
opferungen und Großmut den fchändliehften Undank zu erleben. Wegen
dem Oratorium feien Sie außer Sorgen ich würde Ihnen fchon fagen
wann ich Ihrer benötigt bin - Sie könnten einmal mit Karl Sonntags
und mit Ihrer Gattin hieher kommen und bei mir fpeifen. jeßt erhält
man von hieraus noch zu ziemlichen Preifen Führen - R. ift nachmittags

von 4 Uhr an zu finden. auch von 9 Uhr morgens. wo er aber glaube ich
nur fchon oben vor den Kollegien zu finden.
Lieber Bernard!
Es ift für meine fo wenige Zeit zu umfiändlich an den Arzt felbft
zu fchreiben. dem i>7 mich hiermit befiens empfehle - nun kurz was fie
ficher hat. Penfion 406 Fl. 30 W. W. Intereffen von 6700 Fl. W. W.
jährlich 335 W. W. von H of b a u e r fo ll fie ebenfalls jährlich 480
Fl, WW erhalten da wie ich höre. daß derfelbe ihr Kind für das feinige
hält. fo ift es wahrfcheinlich. daß d em fo f ei. und da fie fchon eine
folche Meße geworden. fo glaube ich. daß ich noch Karl die Säjuld
ihres fchlechten Betragens fühlen follen. daher wenn
es feine Riäftigkeit mit diefen 480 Fl. des Hofbauer hat. fo glaube ich.
daß man ihr nicht die ganze andere Hälfte der Penfion geben foll. viel-
leicht könnte ein fo ausgezeichneter Mann wie der . . . . die Sache auf-
hellen. übrigens wünfche ich nicht in Berührung mit ihr zu
kommen; ich fende ihr hier 11 Fl. Em, und bitte Sie felber gleich
durch den . . . . ihr zuzuftellen. und zwar. daß Sie nicht wiffen woher
es kommt. jedoch bitte ich. daß fie fchriftlich gibt daß fie diefes erhalten;
- follte man über alles aufgehellt werden. fo kann man fehen. was noch
weiter für fie zu tun if't. wo ich zu aller Hilfe bereit bin -
Ihr Freund Beethoven.
Fragen Sie doch Karl. ob ihm Dr. Hafenhut während feiner Krank-
heitalleTage befuchthabe?- ob er feinblaues Iankerl
von Lind (?) erhalten. er will es hingefäjiät haben.
und im Haufe bat man n o ch n i cht erfahren können. ob er es hat --
Vergehen Sie nicht wegen dem Titel des Erzherzogs - Verzeihen Sie
dem Ihnen fo fehr läftigen . . . . (mit Bleiftift) von unferer Schrift
foll kein Menfch was wiffen
Oliva war einige Tage hier. -- welcher Auffricht bei Blöchl.
daß die Frau fich fo hineinfchleichen konnte. glauben Sie mir.
es ifi nicht da. in kurzem find wir ganz wo wir waren - Warum
fragte er fich nicht bei mir oder bei Ihnen an und was kann eigentlich
an einem Menfchen fein. der mir fo roh gefchrieben? - Sie können
es mit Karl halten wie Sie wollen. laffen Sie ihm auch fchreiben. jedoch
fagen Sie fonft nichts davon. er wird wieder Herz- und gemütlos Ver-
fiellung kalte Dankbarkeit entfalten er gehört fchon zu dem Natangefchlecht
feiner beftialifchen Mutter. - Erkundigen Sie fich wie oft fie fchon da-

gewefen, und ohne fich vielleicht im Voraus anzukündigenf welches
durchaus bei diefer Rabenmutter fein follte. ich werde fodann eine Ver-
ordnung erlaffen wie es damit zu halten (?)l das Vertrauen zu ihm ift
tot _ am Ende läßt er ihn auch aus dem Haufe dann foll ihn aber der
Teufel holen.
Lieber B.
Hier für die Gletfcher . . . . was Sie für diefen Eiskeller melden
wollen in einigen par Zeilen fieht Ihnen frei - Sie haben noch gefälligft
zuzufehen. daß er durchaus nichts anzunehmen hat felbfi von ihr. er hat
gefiern ein e n H ut gehabt der wieder von ihr neu angefehafft worden.
Gehen Sie mir mit diefem gemeinen Pöbel. Bei G. wäre es noch am
befien gewefen. ich muß vor folchem elenden Pöbel wie ein armer Sünder
dafiehen und alle Abgefchmacktheiten werden aufgenommen und damit ge-
mackelt - durch das jetzige Stillfchweigen überall wird Karl befonders
durch den Einfluß feiner böfen Mutter gegen mich angerichtetf wird K.
glauben, daß feine Handlungen gegen mich gebilligt oder geduldet werden
- nur ein etwas feines Gefühl hätte längft das Gewäfch fowohl fchriftlich
als mündlich nicht mehr angehört und angenommen da wie die (?) fowohl
Sie als iä) und ich und Sie die meifte Erfahrung in Karl haben. So
ift es am beiten daß H. B. G l etfch e r fich nach uns richte - immer
ift es mir als hätten Sie mir noch etwas zu fagen was mich erfäfrecken
könntet bald glauben Siez daß ich K. gänzlich feinem Schickfale über-
laffen- bald ich es nicht tun follte - noch haben Sie vielleicht fchre>-
licheres für mich verborgen dies ift ni>)t nötig - für mich gibt es nichts
fchrecklicheres mehr als ich fchon -- durch Karl erfahren - alfo nur
heraus. meine Bruft i| ftark- fteche und ftoße man nur zu - ich bitte Sie
nun- ihr das Trinkgeld - Gott helfe mir. ich bin des Menfehenverkehrs
fo müde, daß ich beinahe keinen mehr fehen und hören mag.
Der Ihrige Beethoven.
bl'. Weißenbaa) hat mir fäneiben laffen er foll Karl zu fich
n ehmen und unter uns jedoäf nur bleibend. Dies würde ganz gut
fein mir ift diefer Gletfcher und Eiskeller verhaßt.
In Kollegium vorzulefen dem Herrn Bl. Vorderfaß der Knabe ift im
Infiitute um mit feiner Mutter ja keine oder äußerft feltene Gemeinfäfaft
zu haben - was folgt hieraus? daß die L. R. eine eigene paffende Ver-
ordnung erlaffen *- und daß vor kurzem H. v. Bl. vom Referenten durch

die Obervormundfchaft bedeutet wurde- felbe ja nicht vorzulaffen - und
wie ift dies befolgt worden? Sagte doch felbft B. zu Olivaz daß fie
freien Zutritt in feinem Haufe habe- daß ich nicht Vormund fei
etc. etc. und es hat fich auch erwiefenx daß die Mutter die ganze Zeit vor-
gelaffen - es wäre fonderbar, wenn ich jemandem- den ich nicht wollte,
die Tür nicht weifen könnte - Giannattafio fand dies gar nicht fchwer;
wenn ich aus den Mißgriffen- welche B. in feinem Briefe an mich a n
mir b e g i n gz fchließen mußtef daß er Neuling in diefer Sache warf fo
war dies ein vernünftiger und ni ch t u n v e r n ii n f t i g e r Schluß. -
Daher ich ihn batz nicht hierin eben deswegenz weil er Neuling fei7
eigenmächtig zu handelnf da i>) mir von einem Manne,
welcher nicht foviel guten Einfluß auf meinen Neffen gehabtt daßf
ohnerachtet ich feit 4 Wochen felben bitten ließf mir zu fchreiben- foläzes
doch nicht gefchah- eben etwas befchränkte Anfichten denken mußtex wie in
noch mehreren andern Fällen: - ein Man n behandelt die Erziehung
nach den Umftänden und den G r u n d fätzen- die hie r a u s folgenf hier
gefchah aber gerade das Gegenteil- die Oppofition fand immer geneigtes
Gehörf wie es aus dem erften Briefe B. an mich und aus fpäteren Daten
lei>)t erfiihtlich ifi. _ Ich hatte alfo vollkommen recht, denfelben zu bitten,
fich nach dem zu richten *was die Oberv. und ich für das zweckmäßigfte
für meinen Neffen hielten- daß ia) hierin Recht hattez zeigt wieder das
letzte Schreiben an die Frau Beeth„ welches erftens zu fpät und zweitens
nicht in der Form war die meinem Charakter angemeffen iftz warum
wurde das frühere Schreiben von mir an Sie nicht gefchickt?7 und trotz-
dem wanderte fie doch noch immer hin zu H. v. B. - wenn iä) mich
darüber aufhielte- daß ein Mann- deffen Adreffe hier beiliegt- unter keinem
Vorwande hätte fortgefchickt werden follen- fo habe ich hierin gewiß
den Beifall aller vernünftigen Menfchen7 denn was
die Gefundheit betrifft, dem muß alles andere nachftehen- und die Ge-
legenheitf wo ein guter Menfch uns eine Gefälligkeit erzeigtf muß nich t
fo abgewiefen werdent diefer Mann befchwerte fich über das Betragen
B. bei mir mit Recht. - für jetzt dringe ich noch einmal daraufz daß die
Mutter gemäß dem Befchluß der Oberv. durchaus nicht zugelaffen werde.
Beethoven.
Ich hatte wohl Recht, wenn ich den erften Brief des B. als Prä-
miffen zum - Schluß betrachtete. -
Schluß in der April-Nummer.

"'"d. “q_ -."-**. ...- ..Mv-.-- . _i .."m .4. -- “-]
".-,..-_-_--1_._.__.'- *q _-"k -__ --- M "*"____.1
"-'-.. WWW.-
j".-“__'....“-q_.. "--“ _ *-M.
i
i
F
i
Zum Artikel von Fe i i r E r d e r: Mai; md. 4
Zum erfien Male veröffentlicht mi' gi'ingcr f
laudnis der Redaktion; Bulletin cke la 50c' k
:: :: :: :: .Tztrooomique cb- k':nc.-:e * *' f
i

._. ..M „ggexeeehovenßbaß
- .- endfcbaft bedeutet wurde. felbe ja nicht vorzuiaffen - und
-. - - r erfolgt werden? Sagte doch felbfi B. zii-Oliv". daß fie
'i - -* t. t r i tt in feinem .faule habe. daß ich n 1' cht Vormund fei
-1 . "nk es hat fich auc*:- :--.niefe.i. daß die Murr-:r die g-inze Zeit vor-
- -* es wäre irrt-:bare wenn i-„h jeirandc-.t den ich nicht wollte.
:*.c .' " - Ulli" neiieu *-*knte - (Z-iannattaüo fand d-es gar ni-tlt fchwer;
rec-..u iii*- :qs de D7-t*,c.*.f'e2;. welche B. in *ein m Briefe an mich. ar.
m i r b e lin r. uv irdi- *„ Ne xa!" cr Nee-m2 lu diefer Sache war. io
war die. **3* r--r--u-k.*..-. 7 *- . .*.l * - e r .- L1 r itigc r Sehluß. -
Daher in .*- l-,rt n *i -' --x *l *---e-.e r Wil er Neuling fei.
e i a o .1 2-: * l-i . >- 33 .x .- .- .- - -.- .ur kw!! einem Manne.
ri: -- .. i: . :l --*" " ' ,i .7:7 - r: - :il-,ifm gehabt. daß.
,-d - -* '4- . u L Y.. l. . -.* 7* - e *7,- .!: ieikk-'ll'i'n. folches
du: ..-' » - .t L - *. - . --i „ot *t denken Fri-fm. wie in
:ick e .*-1: :n - - - .- TL.: -.- deli-"cl- r*: Erziehung
1".- * - . . -. lu.- i- . - lo.- .- .- i ** L .- folgen. hier
»* *- - .*-- :*1 e "r *'.u-
uU-.- ..-.-*e-.* _eneiglcs
(MR . r.; ie'j*creii Daten
* rei . » * .-. r. --. bei' *.-7 bim-*1'.
, „ c* i v . ., i: . das *. time-:Write
q * . 'e -* ' zeie. w-eder das
'- *.- .* * -. 7- .- -1 ii 7 :- zweitens
i" *1'. , - *- . . * .r *bull-*fen ift. warum
. . " - , . - r ...q-t -:,efehillt?. uud trod-
l : . 1 ; .ku v. B. *-- wenn ich micii
' *.- - 11 .- . * .-. -- .. '"- *. **fr hier teil-Legi. unter keinem
„i" .:- * ' -2' .-c- x -.l:en. ir habe ice* hierin gewiß
'r' '* i---ranf'l'qcn Menfchen. denn war'
: * eu'.- - ' - --c .rei ..lies andere naclkü'ehen. und die (ile-
-il 2 . . i. e '. *.1* uns eine Gefälligkeit erzeigt. muß ni lil:
Mg. . . 't-*Zci Manu beiu'fu-erte fkk() über das Betrag-ut
.'-
m- -* - *li-'7- ;.-.r jest drin-ge ict, noch einmal darauf. daß dic
I:: --,- : 7.-.- der. xii-ß der Lherv. durchaus nicht zugelafien werde
Beethoven
Ich hatte w» *7. .ile-ht. wenn ich den erften Brief des B. als' Pia*
miffen zum -- Se .1- bcrrmhtete.. -
April - Nummer
Schi-.ß '-1 der
U.
' /,

Zum Artikel von Fe l i r E r b e r: Marsland.
Zum erften Male verbï¬enilicht mit gÃ¼tiget Er:
laubnis der Redaktion: Zolletin cle la Zarte
'- - -: *Astronomique cke France. :: :: :: :
sans
â€œ1908

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht.
Emil Strauß hat uns mehrere gute und tüchtige Romane gegeben: die Menfchenwege. den Engelwirt. den vorzüglichen „Freund Hein" und vor allem die feinpfychologifäje Nomanfchöpfung „Kreuzungen“. Von den bedeutfam dichterifchen Qualitäten. die in diefem Roman erfreuten. erwärmten und fefielten. findet fich in feinem fünfaktigen Schaufpiel „H o ch z e i t"*). das er ein Drama nennt. immerhin manches. aber doch nicht genügend viel. um für die Schwächen und Fehler feiner Arbeit zu entfchädigen oder fie gar vergefien zu machen.
Der Hauptfehler der Arbeit ifi. daß StraußeinorthodoresSchaufpiel gefchrieben hat - eine bis zur Orthodorie gefieigerte Tendenz muß jede Dichtung totfchlagen. gleichviel ob fie orthodor konfervativ oder fozialifiifäl. ob orthodor gläubig oder ungläubig ifi. ob fie orthodor das Sakrament der Ehe verficht oder wie bei Strauß orthodor für das Evangelium der freien Liebe eintritt. Orthodorie bleibt Orthodorie - gleichviel nach welcher Richtung hin. Die junge Emma ift von ihrem ziemlich verkommenen. fkrupellos gewinnfüchtigen Vater dem alten Liefegang verlobt worden
*) Buchausgabe S. Fifcher.
- Emma. unkundig ihrer felbft und in firengem. vertrauendem Gehorfam vor dem Vater groß geworden. hat eingewilligt: es war ihr kein Opfer. fie begehrt nichts anderes. Da. kurz vor der Hochzeit. lernt fie Liefegangs Neffen Bartel kennen - nur ein kurzes Gefpräch der beiden und Emma ift aus dem Gleichgewicht gebracht. es ift wie ein Aufdämmern in ihr. daß es doch ein Opfer ift. das fie bringen. ein fchmerzlicher Weg. den fie ihrem Vater zuliebe gehen wird. Und da fie nun dem alten Herrn. mit dem Gedanken an Bartel. vor dem Altar das Iawort gegeben. da empfindet fie. fie hätte es nicht gefagt. wenn Bartel zugegen gewefen. Sie' läuft von den Gäfien fort. hinaus in den Garten. wo Bartel ihrer harrt in der Zuverficht. ..daß ein wohlgefchaffenes Herz'fich nicht durch ein erzwungenes Wörtlein auffpießen

laffe wie ein Schmetterling“. Und
Emma erwidert: ..Ich war hilflos.
ich war todmüde. ich konnte mich
nicht wehren. Da hab' ich es getan.
Es war mir ein Greuel. fchamlos.
verrucht. treulos. unmöglich zu
denken! Und doch hab' ich es ge-
fagt und befchworen - und mich
aufgefpießt.‟ Und fie fieht nur noch
zwei alte Männer. die ein Kind be-
trügen. Und die Antwort auf
34

Dramatifcher Monatsbericht
Philipp Stein
Bartels Liebesfragej das fühlt fie-
braucht fie nicht mehr auszu-
fprechen: „In meinen Adern klingtj
die ganze Luft ift voll von ihr -
du - du weißt fie - frage mich
nichts anderes mehr!" Sie
„drängt fich an Bartel an‟j der
fie nun von den beiden alten
Männern fortführt . . .
Das ifi mehr poetifäj erdacht
als überzeugend durchgeführtj und
darum war es auch bei der Auf-
führung in den „Kammerfpielen"
nicht gerade zwingend wirkfam.
Dann aber folgen Szenen von
poetifchem Duft und entzückender
Iugendluft. Ein bißchen fonderbar
ifi's ja freilichj daß Bartel fein
Mädchen. will fagen die junge
Frau Liefegangj in eine „gewölbte
Molaffefandfieinhöhle‟ führt
das war immer des jungen Bur-
fchen Schlaf-j Träum- und Stu-
diergemach gewefenj feine Ein-
fiedlerzellej feine Zufluchtj wenn es
ihm zu weh oder zu wohl gewefen
- jetzt feiern die beiden dort ihr e
Hochzeitj fie tanzen um das Feuer
und fpringen über die Glut.
Wunderfchön ifi die Szene am
Morgen darauf. Emma jubelt-
jeßt habe fie einen Liebften -- „jetzt
bin iäj eine Frau“. Ein glücklichesj
fehelmifchesj kofendes Plaudern von
holdem Liebreiz:
Emma: Aber du bifi ganz
dummj wenn du auch Doktor
bifi! Und haft keine Ahnung!
Neunzehn Iahre haft du miih
allein gelaffen. gefühllofer
Menfch!
Bartel: Und du mich vierund-
zwanzig.
E m m a :
Iahre !
Maäjt dreiundvierzig
Fafi ein halbes Iahr-
hundert! Dafür mußt du mich
entfchädigen!
Wie aus dem fcheuenj fpröden.
feiner felb| unbewußten Mädchen
nun ein glückftrahlendes. fchelmi-
fchesj übermütiges, beglüctendes
Gefchöpf gewordenj diefe Wunder-
kraft der Liebe zeigt der Dichter
in diefer Szene voll Zartheitj In-
nigkeit und ftimmungsfeiner Schön-
heit.

Es wäre beffer gewefen für
den Gefamteindruck der Dichtung.
wenn Strauß mit diefem Freuden-
raufch der fieghaften Jugend-
diefem Glücksjubel fein Werk be-
endet hätte. Er hätte uns dann
mit einem großen Fragezeichen ent-
lafien. Was wird aus den beidenj
hätten wir teilnahmsvoll gefragt..
Aber nun gibt's noch einen
Schlußakt - das Fragezeichen ift
zwar geblieben. aber wir 'fragen
nicht mehr nach dem Schickfal der
Liebenden: fie interefiieren uns
nicht mehr. Es erfcheint nämlich
der alte Liefegang in der Höhle
und macht den beiden den vernünf-
tigen und in Anbetracht der immer-
hin für ihn nicht angenehmen Er-
eigniffe fehr liebenswürdigen Vor-
fehlag. Emma folle mit ihrem Vater
ruhig noch einige Zeit in feinem
Haufe wohnen: man könnte in
Gottes Namen die Scheidung ein-
leiten„ während Bartel für eine
Pofition forgt. Der junge Herr
Bai-tel aber will fich feine Hand-
lungen nicht hinterher „verfälfchen
oder verfumpfen" laffen. und nach
vielem Hin und Her zieht er mit
Emma hinaus in die Welt -- fie
ungefchiedenj er ohne Mittel und
Stellung. mit dem Fanatismus des
53()

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht
Mannes. der der Orthodorie feiner Weltanfchaunng durch Eingehen auf normale Verhältniffe und vernünftige Vorfäjläge nicht zu nahe treten will. Und das ift um fo ärgerlirher und verfiimmender. als der Dichter ganz auf feiten diefes unreifen Iünglings fieht.
Dichterifäj vielfach in den Anfälzen und doch als Ganzes und vollends im Theaterfinn verfehlt ifi auch Eberhard Königs
Schaufpiel „M c i ft e r I o f e f". das das fleißige. nach dem Vorbild des Schillertheaters tüäftig geleitete Friedrich Wilhelmftädtifche Schaufpielhaus herausgebracht hat. Dicfes Theater hat mit einer überrafchend guten Vorführung der „Nibelungen" begonnen. fich dann abwechfelnd in anderen klafiifchen Vorftellungen und in der Wiedervorführung beliebter Repertoireflücke des Blumenthal-Kadelburg-Genres bewährt. Das Publikum ift bildungs- und theaterfroh. die Damen treiben keinen Premierenlurus. im erfien Parkett dominiert der Zwirnhandfchuh; das gute. folide. unverwöhnte Bürgertum gibt hier noch ausfäjließliäjer als im Schillertheater den Ton an. Bühne und Publikum find mit Recht miteinander zufrieden: es wird gut gefpielt und die Hörer find dankbar. Sie waren es auch für „Meifter Iofef". ein Schaufpiel in einem Vorfpiel und drei Vorgängen. wie der Zettel befagt, Das Vorfpiel if't an fich nicht übel: ein etwas breit angelegtes Genrebild in holländifchem Gefchmack. ein Diebsmilieu. beeinflußt vom ..Zerbrochenen Krug". vom ..Biberpelz" und wohl auch ein bißchen von Hejermans. Aber diefes mit feinem breit behaglichen Humor gut und crgößlich wirkende Vorfpiel will fich mit dem Ganzen nicht vereinen - es kontraftiert allzu grell mit der düfteren Färbung der folgenden Vorgänge. Das Stärkfte. ein gewaltiger Auftakt. if't der erfte Akt. der auf das Vorfpiel folgende Vorgang. Der Bäckermeifter Iofef erfajlägt bei einem plötzlich entfiehenden Streit in blinder. haßerfüllter Wut den

Korporal Nühler. der hinter des
Meifiers Betriigereien beim Kom-
mißbrotliefern gekommen war. der
fich von ihm Schweigegeld erpreßt
und dem auch die ftattliche Frau
Meifterin. wohl oder übel. hatte
zu Willen fein mijffen. Meifter
Iofef war von je ein Grübler. der
über den fchwerverf'tändlichen. vom
Schulmeifter erhaltenen Büchern
brütete und erft von feiner heiß-
blütigen. von ihm vernachläffigten
Frau zu den Brotbetrügereien an-
geftiftet war. Wie nun in diefem
fcheuen. ftillen Mann die Wut
gegen den Korporal losbricht und
wie dann die Frau. deren Begehr-
lichkeit der Korporal wohl ange-
fianden hatte. während fie doch
einen dumpfen Haß gegen feine
Herrfcbergewalt über fie im Herzen
trug. nun plötzlich mit dem Gatten
gemeinfame Sache macht. wie fie
feine Wut immer lodernder aufhetzt
und wie fie dann beide angftbebend.
während die Nachbarn an die Tür
pochen. den fchweren Leichnam in
den Keller fchaffen - das ift be-
zwingend im Theaterfinne duräj-
gefiihrt. fehr wirkfam mit fiarkem
Bühneninftinkt. aber in der jähen
pfychologifchen Wandlung nicht
34*

gerade überzeugend. Der immerhin ftarke Eindruck diefes Aufzuges - in manchen Momenten glaubt man das Mörderpaar Therefe Raquin und ihren zweiten Mann vor fich zu fehen - wird nun aber durch den fiark retardierenden nääffien Akt in endlos fcheinender Breite arg abgefchwächh fo daß der Säzlußakt anfangs mit der Teil-nahmslofigkeit der ermüdeten Hörer zu kämpfen hat. Von Intereffe ift die Gefialt Meifier Iofefs. der- nachdem er aus feiner dumpfen Befchaulichkeit durch einen Mo-ment überwältigender Wut hinaus-gefioßen und zum Verbrecher ge-wordenf nun allmählich fich auf-rafft und freiwillig zum Bekenner wird- während das Charakter-bild der Fran. die fchließlich fich aus dem Staube macht- nicht recht klar ifi. Die Sprache ifi mitunter als zu hypernaturalifiifch überhilztf allzu fehr Sturm- und Drang-fiimmung7 zu der nun wieder das Temperament des Vorfpiels und des 2. Aktes allzu große Gegenfätze fehafft. So wird denn das Ganze fiillos.

Um Stileinheit. um Pfycho-logie- um ein mehr als äußerlich literarifches Gewand kümmert fich nicht fonderlich Henri Bern-fleinf der jetzt im „Neuen Theater') nachdem „Der Dieb" und „Baccarat" vorausgegangen, mit ftarkem Erfolg feinen „Sim-fon" vorgeführt hat. All feine Stücke haben einen gleichmäßig fchwäehliehen Schlußakh all feine Stücke find von Rudolf Lothar vor-trefflieh in unfer geliebtes Deutfch iibertragen- alle zeigen fie eine dramatifch fef't zupackende Faufi. Im einzelnen viel Hübfchesf Ge-wandtes- Geifivollesf guten Dialogf und durchweg find fie amüfant. Im „Simfon“ ift der dritte Akt vir-tuos durchgeführt: der große Kupferfpekulant felzt fein Vermögen von 30 Millionen aufs Spielf um durch das Fallen der Kurfe den Mann zu ruinierenf der ihm die Frau verführt oder doäf kompro-mittiert hat. Der große Kupfer-fpekulant wird durch diefen Börfen-koup ein armer Teufel. aber er hat

feine Rache genommen und das gilt
ihm mehr- als wenn er fich von
dem Liebhaber feiner Frau einen
Degenftich hätte beibringen lafien.
Nun ift das ja ein Unding - kein
Menfch wird fein Vermögen weg-
werfen, um den Rivalen zu rui-
nieren- aber diefe Szenen zwifchen
dem betrogenen Millionär und dem
jungen. leichtfertigen. blindlings
fpekulierenden Rivalen find virtuos
durchgeführt und ungemein reizvoll.
Im Schlußakt gewinnt diefer aus
gekränkter Liebe in den tieffien Ab-
grund des Bankerotts fpringende
Kupfermatador noch ganz fchnell
das Herz feiner ihm bis dahin gar
nicht gehörenden Frau und fie finkt
ihm bei gleichfalls finkendem Vor-
hang in die Arme. Eine Pfycho-
logie wie bei der feligen unfeligeu
Marlitt. Außerdem vollzieht fich
diefe Wandlung des Frauenherzens
zur Liebe innerhalb weniger Mi-
nuten und die Frau ahnt nicht
einmalf daß der Mann ihr zuliebe
ein großes Opfer gebracht hat -
er muß es ihr erfi ausdrücklich fagen,
daß er wie Simfon gehandelt und
fichf um fich an feinem Feinde zu
rächen, unter den Trümmern be-
graben bat. Diefes Ilusfpielen des

Titels zum Schluß ifi durchaus feuilletonifiifch und undramatifm. Das verfehltefie. was an ernft gewollten Stücken auf Berliner Bühnen von Mitte Januar bis Mitte Februar vorgeführt- ifi das „phantafiifche" Lufifpiel „Die Dame mit den Lilien" von Rudolf Presber- einem viel-beliebten Feuilletonifien in Profa und guten lWerfen. Er hat einen frifchen, oft behagliäfen Humor- und mancherlei witziges Ranken-werk gibt feinen Gefchichtchem Plaudereien- Verfen eine ergöß-liche Färbung. Aber diefes witzige Aufpußen gibt nun- wo Preober fiel" zu einer größeren Arbeit auf-geftrafft hat. dem Ganzen den Ein-druck der Stillofigkeit. Der junge Prinz, der da um die Enkelin eines greifen Fürfien wirbt, witzelt und gefällt fich in Gedankengängen 11]) r.. (leite-1. als wäre er leibhaftig Rudolf Presber in Berlin ll'. und nicht eine kleine Hoheit an einem Nokokohofe. um die Mitte des acht-zehnten Jahrhunderts. Die Hand-lung fchreitet mühfam und fchwer-fällig fortz das Thema des 1. Aktesf die billige Verfpottung höfifcher Grandezza und Prüderie ifi Mar Dreyer in feiner „Hochzeitsfackel“ viel fröhlicher und flotter gelungen. Fiir die Komik muß in allzu breiten Reden ein befchränkter Diener for-gen. und außerdem ein fpanifeher Ritter. der nach altbewährter Pofienmanier Gefpunfier fiatt Ge-ipeufier fagt und andere Rade-brechereien verübt. Hübfch und wirkjam find nur zwei Szenen. um deretwillen hoffentliä) das Stück gefchrieben ift: denn was fonft vor-kommt- lohnte nicht der Mühe. Die „Dame mit den Lilien"F ein kokett modifcher Titel für eine Gefchichte aus dem 18. Jahrhundertz ift die längfi gefiorbene Gattin des Für-fien. die im Geruch großer Fröm-migkeit gefianden. deren Tradition von den Höflingen noch immer hoch-gehalten wird und vor deren le-bensgroßem Bilde noch immer jeder feine Reverenz macht - recht in Iperettenmanierf wie denn über-haupt das Ganze bedenklich in das Operettengenre hinüberfpielt. Die

felige Fürfiinf die Dame mit den
Lilien7 geht nächtlich um; ihr Geift
erfcheint. wenn dem Fürftenhaufe
ein Unheil droht. Ießt haben die
Höflinge fie wieder gefehenz weil
der Für-it feine Enkelin dem deut-
fchen Prinzen geben will, ftatt dem
ProtEgC* der Höflinge. einem fpa-
nifchen Prinzen. Nun follte man
glaubenf der kecke deutfche Prinz
wird ficher den nächtlichen Geifi
entlarven - das Gegenteil ge-
fchiehtf das „phantafiifche" Luft-
fpiel fetzt ein. Um Mitternacht er-
fcheint der Geifi der hochfeligen
Fürfiin; fehr gut konferviert. gra-
ziös und lockend tritt fie aus der
Tapete hervor - bald darauf er-
fcheint ihr einfiiger Liebfter- auch
fehr wohlkonferviertf ein galanter
fpanifcher Grande. Sie wifpern
und flüftern miteinander. liebeln
ein bißchen und tanzen ein graziö-
fes Menuett. Das if't die eine fehr
hübfche und wirkfame Szene- die im
„Neuen Schaufpielhaufe" fehr gut
durchgeführt wurde. Zweite gute
Szene: im 3. Akt tanzt die Enkelin
der Fürftin mit dem fpanifehen
Abgefandten das gleiche Menurtt.
Das wirkt fehr gut und hat beinahe
etwas Poetifches. Aber zwifehen

den beiden guten Szenen liegt allerlei Arges: die wohlkonfervierte Dame mit den Lilien hat ihrem Gefpenfiergalan erzählt. wo fie feine Liebesbriefe verwahrt hat. Der deutfche Prinz. der das Gefpenfier-Stelldichein belaufcht hat. bemächtigt fich nun der Briefe; ganz unprinzlich taktlos und brutal zeigt er fie dem greifen Fürfien und erzwingt fich fo die Hand der fürfilichen Enkelin. So kommt die Handlung. über allerleiTrivialitäten befiändig ftolpernd. von Gedankenballaft wenig behindert zu dem üblichen fröhlichen Ende. Daß der Prinz feinem Schwiegergroßpapa die Erinnerung an die vielgeliebte Gattin zerftört hat. und diefer in ihm nun immer einen peinlichen Mitwiffer feines Malheurs fehen muß. darüber macht fich der Prinz von Presbers Gnaden keinen Augenblick Bedenken. B

Im ..Kleinen Theater" ift ein Schaufpiel von Richard F ellinger ..Der Unfichere" erfchienen. das gefchickt. ohne fonderlich literarifche Qualitäten gearbeitet. immerhin als befieres Volksfiück gelten kann. ein Militärftück ernfter Art. Der Unfichere ift ein Strolch. der von der Landftraße aus in den Soldatenrock gefieckt ift und zu einem Sergeanten in die Kompagnie kommt. der einft auch ein Unficherer gewefen und mit dem Strolch einen Totfchlag verübt hat. Viele Jahre ftrenger Selbfizucht haben ihn zu einem tüchtigen Soldaten. zu einem ernften Manne gemacht. er ift angefehen und beliebt. Das Auftauchen des ..Unficheren" führt natürlich bald zu Konflikten und deckt die Jugendfünde des Sergeanten auf - die Kameraden ziehen fich von ihm zurück. Bevor er fich felbfi anzeigt. führt er uns leider in langen Reden immer wieder vor. wie herb und ungen-uit es fei. einen Menfchen. der fich emporge'arbeitet. büßen zu lafien dafür. was er in unbefonnener Jugend verbrochen hat. Er fpricht immer wieder das aus. was der Zufchauer fich felbfi fagen follte - er denkt fo viel und fo laut. daß uns zu denken fafi nichts mehr

übrig blieb. Die Tendenz des
Stückes wird allzu direkt an den
Mann gebracht. und das ift der
Hauptfehler des im Ganzen nicht
üblen Stückes. das feltfamerweife
in den Anfängen einen hübfchen
füddeutfchen Dialog führt und
dann ins Norddeutfche umbiegt
und pathetifch wird. Immerhin
hätte es auf einer Volksbühne fich
wohl behauptet. an dem mehr für
das Aparte. Geifireichelnde berech-
neten ..Kleinen Theater" mußte es
bald verfäjwinden.
Dagegen hat uns diefe Bühne
genau zum Abfchluß diefes Be-
richtes noch die befte und erfreu-
lichfte Gabe diefer Theaterzeit ge-
bracht: Gufiav Wieds vier-
aktiges Satirfpiel ..2 >(2 : 5".
Es ift nun freilich nicht das. was
man fchlecht und recht ein Theater-
ftück nennt. aber - zweimal zwei
ift fünf. laffen wir fünf gerade
fein. denn es war wirklich eine
Freude. diefem geifivollen Spiel
fatirifcher Einfälle und hnmorvolier
Momente zu folgen. Man kennt
aus Wieds Erzählungen die präch-
tige Uberlegenheit. mit der er die
kleinen und großen Ereignifie diefer
Welt betrachtet. Das Leben nicht

ernfi nehmen. ift hier feine Lofung
- aber auch diefe Lofung ift nicht
durchaus ernft zu nehmen. denn aus
all dem fpöttifchen Lächeln und
lauten Lachen klingt doch auch ein
bitterer Ernft. Ein fpottlufiiger
Dichter. der wegen feines allzu
freimiitigen Buches einen Monat
Gefängnis abgefeffen. wird leiten-
der Redakteur eines konfervativen
Blattes -- das Unmöglichfte. was
er fich je gedacht hat. Zweimal
zwei wird eben fiinf. Und er läßt
es gerade fein. Warum? Wegen der
blanken. zarten Arme feines jun-
gen Weibäfens. das nun wieder
zu ihm kommt. in erneuter und ver-
fiärkter Zärtlichkeit. da er doch nun
das große Gehalt bekommen foll.
Als liberaler Schriftfieller hatte er
mit feinem Schwiegervater. einem
konfervativen Minifterialbeamten.
fehr fällecht gefianden. Jetzt ift diefer
fehr korrekte Herr fireng liberal ge-
worden. denn ein liberaler Mi-
nifter ift ans Regiment gekommen.
Des Dichters fträflich verbummel-
ter jugendlicher Schwager heiratet
die Mutter feiner Braut und wird
höchft ehrbar. bezahlt fogar - das
Unerdenklichfie - bei dem Schwa-
ger feine Schulden. llberall Um-
fall. überall das den Dingen Wi-
derftrebendfte: 2 >(2 : 5. Selbft
der prächtige. freiheitstolle. lebens-
froh dröhnend lachende Karika-
turenzeichner Kroningk. der an
einem Bein eine Frau. am andern
vier unerzogene Kinder mit fich
fchleppt. kriecht zu Kreuze und
wird Zeichenlehrer an der Schule.
deren Direktor er hoffentlich nicht
allzu früh karikieren wird. Alle
diefe Figuren kommen und gehen.
ohne daß es ihnen nun immer gerade
eine dramaturgifche Weisheit dif-
tierte. aber wer auch geht und wer
auch kommt. immer ift er amüfant.
Das ganze Stück ift ein einziges
belufiigendes Raifonnement und
doch findet fich nicht ein einziger
Raifonneur darin. Das Ganze
predigt laut und eindringlich des
Lebens llnverftand und doch doziert
niemand. kein pathetifches. nicht
einmal belehrfames Wort ift zu
hören. Im 2. und im 3. Akte f'teht
die Handlung fiill. mitunter ver-

flaut da auch das Intereffe ein wenig. Der erfte und der letzte Akt aber find von fieghafter Wirkung. in immer neuen Situationen. in immer köfilicheren Szenen gibt fich hier. vom herzlichen Lachen des Dichters begleitet. ein Spiegelbild des Lebens. Und ift denn wirklich in unferm Lebenswirrwarr zweimal zwei immer vier? Stimmt diefe Rechnung immer? Hat nicht allzu oft gerade das Widerfinnige den Sieg und den Erfolg und die Herrfchaft? 2 >(2 : 5 - das beftreitet der Mathematiker. Aber ift die Mathematik der Lebensweisheit letzter Schluß? Aber das ift allzu pathetiflh und ernft gefragt nach diefer fröhlichen Gabe des dänifchen Dichters. der gar nichts beweifen will. der nicht meint. er könne was lehren. die Menfchen befiern oder bekehren. der uns einfach überfchiittet aus dem Fiillhorn feiner prächtigen Laune. der Freude hat am Leben und dem es doch fo verkehrt vorkommt wie - zweimal zwei ift fiinf.

Bildende
Kunfi.

Hans Hell: Über Lovis Corinth.

Lange Zeit hieß es ,.Eorinth der Fleifchmaler“. wie man etwa der ..Bauernbrueghel“. der „Höhen-brueghel" fagt nach dem vornehmlichen Talent. einen befiimmten Stoff zu behandeln. den einzig das Publikum und die Sammler dem Künfiler als feine Domäne zuerkennenz und die Behandlung eines andern Themas wird dann wie das Über - die - Stränge - fchlagen eines eingefchirrten Gaules angefehen. wie ein Luxus. den fich der Kjinfiler iiber die ihm zugewiefene Arbeit hinaus gefiattet. bloß halben Auges betrachtet und wegen der Auszeichnung in feinem eigentlichen Fache geduldet. Die angeführten Fälle der Brueghels drängen fich noch befonders auf. weil man in diefem Meifter hier etwas Bäurifches und Höuifches zugleich zu fehen beliebte: das Bäurifche als Fehlen eines kultiverten disziplinierten Gefchmacks (von anderm Standpunkt aus Glätte und Konvention nennbar). das Höuifche als die unverhohlene Luft an den irdifchen Genüffen. die fäwn bl'. Martin Luther befungen hat. Als Kuriofum wäre anzuführen. daß trotz diefer zugefiandenen Meifterfchaft im Nackten einige Lenbachfches Fleifch dem Eorinthfchen verziehen; das find aber gewiß keine Fleifchkenner. Der Künfiler wird übrigens diefe Feftnagelung auf ein Gebiet mit demfelben Gleichmut wie der Löwe feine Einordnung in das Linnäfche Syfiem hingenommen und feine legendäre Eharakterifierung wie jede andere menfchliche Torheit fchmunzelnd einkaffiert haben. Die Zeiten ändern fich. Eourbet hieß le peintke-nojlnnl, und heute wirken feine Bilder fchön. faft zart. Mählich kommt die Erkenntnis. daß hier ein Mann mit ziemlich univerfaler Fähigkeit des Malens feine Kunft treibt. Der Appell an den menfchlichen Grundinftinkt. von dem gefprochen wurde. ift ein eminenter Teil der allgemeinen Wirkung von Eorinths Bildern: fie gehen direkt aufs Lebensgefühl im bejahenden Sinne. Hier fchafft einer und zwar freudig. der mit dem

unbefchönigten Dafein vollkommen
einverfianden ift. ohne idealifiifche
Verfiiegenheiten oder Spekulationen.
und deffen Frömmigkeit. wenn man
es fo nennen will. in dem Verzicht
auf willkürliche verändernde Zu-
taten zu dem Werke der Natur fich
äußert. Die Luft am Malen und
die Leichtigkeit des Schaffens gehen
unmittelbar auf den Befchauer
iiber. Fiir alle. die ficher auf den
Beinen ftehen. find feine Bilder ein
Fefi - und für andere wird er
fchwerlich haben malen wollen,
Wegen diefer elementaren Wir-
kung. die von folcher kräftigen un-
gebrochenen Kunfi ausgeht. fällt es

dem Laien oft fchwer. fich auf den
künfilerifchen Standpunkt vor diefen
Bildern zu finden; die Stofflich-
keit fpricht allein zu ihm und die
l'lberrafchung_ hält ihn feft. daß
Naturmächte. die zwar fo unbefireit-
bar und unentbehrlich wie Licht und
Wärme der Sonne für den Men-
fchen. aber teils mit dem großen
Feigenblatt verdeckt zu werden. teils
mit ängftlicher Scheu wie vulka-
nifche Phänomene hingenommen zu
werden pflegen. hier mit unverhoh-
lcner Freude die Freiheit genießen.
Jedes Weib. das er malt. (und das
iit für einen Aktmaler moralifch)
iteht in Beziehung zum Manne. fie
lockt durch ihr bloßes Dafein oder
ihre Abficht mit Haltung. Gefie.
Blick. Händen. das begehrende oder
anfreizende Spiel weiblicher. fich
fpreizender oder zufpißender Hände
findet fich befonders oft. Er fieht.
wo es nötig ifi. wie im Falle der
Prüderie. gegen den Menfchen auf
Seite der Natur und würde mit
dem ephefifchen Goldfchmied fäjelten
auf den Glauben
als gäb's einen Gott fo im Gehirn
hinter des Menfchen alberner Stirn.
der fei viel herrlicher als das Wefen.
an dem wir die Breite der Gott-
heit lefen.
Niemals aber geht die Dar-
fiellung der Sinnlichkeit ins
Plumpe. niemals i| fie eine kalt be-
rechnete Wirkung. Ein unverwüft-
licher Appetit zum Dafein mani-
feftiert fich. eine fchwelgerifche Nei-
gung. die z, B. Liebermann fern-
liegt. Wie er auch einer der
Menfchen ifi. in denen der Wein
wiederum fruchtbar wird.
Es wäre intereffant. wenn man
einmal. wie einfi in Dresden Por-
träts der bei'ten Maler unferer Zeit
unter klaffifche Meifierbildniffe ge-
hängt waren. auch die fchönften
neuern Aktmalereien. zu denen un-
beftreitbar die Eorinths gehören.
neben Rubens und Tizian zeigen
würde. Das Unerhörte der Nackt-
heit wiirde dann auch verfchwinden.
wenn man den Leuten. die fo leicht
ihre Kunftgefchichte vergeffen. fie
durch diefe Parallele wieder ins Ge-
dächtnis zurückriefe. Eorinth hat den
Anfchluß an den großen Stil der
Blütezeiten der Malerei und wirkt

doch modern. Es fcheint übrigens. daß jede Nacktheit. die in neuer Auffaffung und eignet Farbengebung gemalt ifi. zirka 10 Iahre braucht. um ihre Anfiößigkeit zu verlieren. Wenigfiens hat die Andromeda auf Eorinths Bild Perfeus und Andromeda. obwohl nichts an ihr geändert wurde. fich während eines folchen Zeitraumes fo ..verfchönt". daß ein Berliner Kritiker. der fie zuvor verabfcheute. fie für ein neues Bild hielt. für eine viel fch'onere Behandlung desfelben Stoffes erklärte und fozufagen ein Bild auf defien eigene Kofien lobte.

Die Schlachthausbilder find ein weiteres Moment des Grufelns für viele Betrachter. Freilich ift die Freude an folchen Szenen fehr weit entfernt von dem Gefchmack jener Leute. die als wünfchbares Ziel fehen. ihr Mittagsmahl in Form einiger Tabletten einem Glasröhrchen entnehmen zu können. und die fich nicht die Herkunft der Speifen eingefiehen wollen. Man muß an die homerifche Zeit denken. wo vor den Augen der Gäfie die Tiere gefchlachtet. zerftückelt und gebraten wurden und diefe Gäfie dann doch

freudig die Hände zum lecker berei-
teten Mahle ausfireckten. Rem-
brandts und feines SchiilersNicolas
Maes' „Gefchlachteter Ochfe"
können übrigens als Vorfahren
diefer Bilder genannt werden-
welche die Schönheit des rohen blu-
tigen Fleifches wiedergeben. Es ift
gewiß keine geringe Leiftung der
Kunftz das Innere eines Schlachter-
ladens zu einem Genuß für die be-
trachtenden Augen zu formen.
Die nüchterne Armeleute-
malerei der 80er Jahre hat Corinth
nicht mitgemachtz wahrfcheinlich
war fie ihm ein Greuel- er hat nie
vom Sozialismus das Heil in der
Kunft erwarten fich nie am Wahne
der Menfchenverbriiderung b:-
geifiert. Seine hiftorifche Auf-
faffung- feine Teilnahme an den
machtvollen Heldengeftalten der Ge-
fchichtez wie Friedrich der Großez
Napoleonz belegen das. Auch zu dem
befchränkten Dogmaf daß ein Bild
keinen befonderen Inhalt haben
dürfef hat er fich nie bekannt. Ohne
romantifche Sehnfucht dabei zu
fpüren fiellt er mit Vorliebe Szenen
der Mythologie» der Bibel und des
Homer dar- worin das Leben fich
üppiger und ungebunden äußert.
Manche feiner Gemälde tragen uns
mit prächtiger Poefie in ein Arkadien
fortz wo es aber bewegten lauter-
amüfanter und genußvoller zugeht,
als in dem träumerifchen lyrifrhen
Arkadien Ludwig von Hofmanns.
Corinth ift nicht bloß Maler fondern
auch Dichter- er bildet Szenen aus
einzelnen, mit voller leibhaftiger
Wirklichkeit dargefiellten Figuren.
Neben den heitern (aus der Kind-
heit des Zeusz ParisurteilP über-
mütigen- wie die „Frauenräuber'ß
ftehen die Gefangennahme Simfons
und Gemälde aus der (hriftlichen
Paffionsgefehichte. Der Simfon-
von der Kritik meift unbeachtet ge-
laffen„ ift ein Lieblingsbild des
Meifiers- wird aber vom Publikum
wieder einmal beängfiigend brutal-
die Delila zu gemein gefunden mit
feiner bekannten verkappten Nei-
gung„ nach Art des Delaroche felbfi
das Erfchiitternde und Wildefte als
ein elegantes Stilleben behandelt zu
wünfchen. Corinth gibt jedem Stoff
das Seine. Hier ift das polternde

Zufammenfiürzenz das von der Meute überfallene mächtige Men-fchenwild grandios wiedergegeben, Und daß diefe Auffaffung die na-türliche ift- mag eine Brieffcelle Goethes an Zelter beftätigen: „Eine ganz befiialifche Leidenfrhaft eines jiberkräftigenz gottbegabten Helden zu dem verfluchteften Luder, das die Erde trägtz die rafende Begierdez die ihn immer wieder zu ihr fiihrtz ob er gleich bei wiederholtem Verrat fich jedesmal in Gefahr weißz diefe Lüfternheit- die felbfi aus der Ge-fahr entfpringt, der mächtige Be-griff, den man fich von der iiber-mäßigen Präftanz diefes riefenhaf-ten Weibes machen mußz das im-ftande iftz einen folchen Bullen zu feffeln.“ Goethe folgert freilich weiterz daß er rebuß nic: Ituotibuß fich mit diefem Stoffe nicht befaffen mag. Ebenfo malt Corinth die Szenen aus Chrifti Leidensgefäzichte in einer Auffaffung etwaz wie fie die mittelalterlichen Paffionsfpiele ge-ben. Wie der bittere jammervolle Schmerz der Naheftehenden ausge-drückt wirdf fo vollführen die Henker und Schergen ihre fachmännifchen Verriäftungen mit unbeteiligter

Sachlichkeit. wie Knaben die
Schmetterlinge möglichft günfiig
auffpießen und fpannen. Hier ift
nichts von der Schwächlichkeit der
Nazarener noch von Guido Renis
Vornehmheit um jeden Preis. Ein
leidender Menfch darf nicht füßlich
ausfehen. und das Ergreifende an
der Paffion ift eben. wie eine er-
habene Perfon die gemeinen quälen-
den Verbreäferftrafen erdulden muß.
Ju der gehaltenen Farbigkeit der
religiöfen Bilder kann man vielleicht
etwas Protefiantifches fehen. da
nicht mit dem dämmrigen Innern
und pomphaften Kultus katholifäfer
Kirchen. fondern der gemeffenen
nüäfternen Schlichtheit weißer
Kirchenwände gerechnet wird. Was
im 19. Jahrhundert an guter reli-
giöfer Malerei in Deutfchland ge-
leiftet wird. fcheint ganz allgemein
diefen Charakter zu bezeigen.
Es liegt in der Natur der Sache.
daß bei der Aktmalerei nicht die
letzten pfychologifchen Feinheiten
des Charakters ausgedrückt und
nicht träumerifche Stimmungen ver-
breitet. fondern die Perfonen mehr
auf ihre Vitalität hin genommen
werden. Es gilt aber weiterhin
für ausgemacht. daß Maler. die in
Wiedergabe der na>ten Fleifchlich-
keit glänzen. keine hervorragenden
Porträtmaler find. wie z. B. dies
für Rubens felbft von dem ihn fo
hoch verehrenden Fromentin zuge-
fianden wird. Bei Corinth hin-
gegen findet man. daß er ein Mufier
der Charakterifierung und jede Per-
fon zu ihrem fchlagenden Ausdruck
gelangen läßt. nichts von ihrer
Eigenart geht verloren. es wird frei-
lich auch nichts im Sinne der foge-
nannten Veredelung hinzugetan.
aber auch kein Reiz überfehen oder
vergröbert. Die Durchfchauung des
Charakters ift klaffifch. Ein Ent-
hüller des Charakters wie des
Leibes! Und hier kommt nun ein
Grundzug des Künftlers. der über-
legene Humor ins Spiel. in einer
Form. wie fie in der heutigen und
vielleicht auch in der Malerei der
Vergangenheit fo nicht zum zweiten
Male angetroffen wird. Nicht um-
fonfi ift der Trifiram Shandy des
Sterne das unerfäjöpfliche Lieb-
lingsbuch Corinths. 'Die Menfchen

werden fozufagen von ihm auf Lebenskraft und Ganzheit gewogen. Ein unfehlbarer Blick für die Komik forgt. daß kein humorifiifäfer Zug je überfehen wird. an dem fich die Natur ergölzte. er fieht an ihrer Stelle. ift Genoffe ihrer Heiterkeit mit herzhafter. durchaus nicht bösartiger Freude an Erfcheinungen. die fich felbft blamieren. und läßt fo viel Spaß wie möglich fiattfinden. Wenn das Modell danach ift. fieht man. wie mit der Maus zwifchen den Tatzen gefpielt wird. Warum foll man einen Witz der Natur ignorieren? Eine Rubekfche Begabung. die Tierphyfiognomien der Menfafen herauszuwittern. zeigt fich. Man glaubt. daß bisweilen ungeheuerliche charakterifierende Attribute. die der Maler erfonnen hat und beigeben möchte. nur mühfam zurückgehalten werden. Ein meifierliches Gruppenbild diefer Art ift der Toafi: in der Freimaurerloge. Wie die Taube über den Apofteln fchwebt das Symbolum über den Köpfen diefes Tafel-Doelenfiji>es: kein Zweifel. daß der myfiifche heilige Geift des Ordens über fie ausgegoffen ift,

Bildende Kunft
Andere Perfonen. die keine Blöße geben. mit ihrem Innerften einverfianden und eins find. werden nach Verdienfi dargeftellt. oft mit tieffühlender Sympathie. So das Porträt feines Vaters. des Ohms. Anforge. Halbe. Liebermann. Kayferling. Leifiikow. Peter Hille etc. Nie begnügt er fich. wie oft van Dyk tut. bei repräfentativen Menfchen bloß das Repräfentieren zu geben. er dringt durch den zu dem Wefenskern. der fich diefe Erfcheinungsform geben will. Sehr fchade ifi es. daß Menzel. der fich fo felten malen ließ. ihm nicht noch gefeffen hat: es wäre das Leibliche und Geiftige der kleinen Exzellenz. die Verbindung von pußigem petit moustre und Naturwunder dämonifchen Genies durch Arrangement und Vortrag gewiß glänzend ausgedrückt worden. Auch feine eigene Perfon. obwohl ihm das vorübergehende Gelüft niäjt fremd ift. an feiner Phyfis dies und jenes anders zu wünfchen. fiellt er in feinen Selbfiporträts unverziert und unkorrigiert dar. Prachtvoll ift fein Bruftbild neben dem Gerippe vor dem Atelierfenfter. Da ift keine lyrifche poetifche Beziehung hergeftellt wie bei Boecklin. Beide "fehen nebeneinander als die beiden Dafeinsmächte: da ift Leben. da ifi Tod. Sein Diptychon ..Das Leben" gibt eine ähnlich kräftige Auffaffung: fröhlicher Auszug der Iugend zum Kampf mit Waffen um Weib und Kranz. eingefaßt von dem duftigen Beginn der ahnenden dämmernden Kindheit und dem welken Hinabfieigen in die Gruft. Eine monumentale Porträtleifiung ift der Florian Geyer Rudolf Rittners. von riefenhafter. ergreifender Größe. Es ifi der Augenblick aus dem leßten Akt. wo der fchwarze Ritter mit dem Fahnenftumpf und aus dem Bilde herausftechenden Schwerte gewaltig und verlaffen dafteht. in geduckter Stellung. kurz vor dem Fall.
Eorinth hat auch als Theatermaler an Reinhardts Bühnen und als Illuftrator (Ruederers Tragikomödien. letzterdings Trifiram Shandy) gearbeitet. doch ift ihm diefe Tätigkeit mühevoller. fchwerer

als die Schöpfung der größten Bil-
der. Sein Play. an dem er fich
wohlfühlt. ift vor der Natur. Deren
ganzer Umkreis wird beherrfcht.
Landfchaften finden fich- viele Tier-
gattungen gelegentlich auf deu
großen Figurenbildern. immer in
fefter. glaubhafter und reizvoller
Erfcheinung. Ziegen. Pferde. Efel.
Kahen. Lämmchen. Ein großes
Tierporträt für fich ift die Tiger-
dogge. in ihrer königlichen Macht-
fülle auf fefien. fäulenartigen Vor-
derbeinen bis zum raffigen Kopfe
emporragend. unter dem gelagerten
Hinterkörper die fonderbaren rofigen
Maffen der männlichen Attribute
zeigend. Ein riefiger Stier. den er
einft malte. wirkte. als die Lein-
wand auf der Wiefe aufgeftellt war.
wie leibhaftig auf die grafenden
Kühe. eine wahre Gegenanekdote zu
der alten von den Trauben des
Apelles. an denen die Vögel pickten.
Obwohl faft immer in der Groß-
f'tadt lebend. hat Eorinth eigentlich
nie das fpezififche Leben unferer
Zeit wiederzugeben. durch die Mo-
dernität des Stoffes zu wirken ge-
fucht. Wo ihn nicht beftimmte Per-
fonen der Wirklichkeit durch ihre

Stärke und Reize oder ihre Schwä-
chen zur unmittelbaren Wiedergabe
in feiner Auffaffung anregten. greift
er lieber über die vergängliche Ge-
genwart hinaus ins Zeitlofe und
gibt dann mit feffer Wirklichkeit
genährte. greifbar dargefiellte Phan-
tafien. Jm Sommer pflegt der Ge-
danke zu den großen heitern.
Freude verbreitenden Kompofitionen
in ihm aufzutauchen. der Winter ift
die Zeit ihrer Schöpfung. die fich
fchnell ohne Stocken vollzieht. Keine
lang hingezogenen Vorbereitungen.
nicht jahrelange Skizzen. fondern
frifch aus der Wärme. mit Freude
am Abenteuer arbeitet er. Sein
Wifien um die Erfcheinung ermög-
licht ihm. den Reiter vorerff ohne
Pferd reitend zu malen. und ihm
hernach das Tier zwifchen die Beine
zu fehieben. fo daß am Ende doch
alles zufammen paßt. Eine herr-
liche reproduzierende Leiffung gelang
ihm kürzlich in feiner Kopie des
Frans Hals in Kaffel. wohl feit
denen der Schackgalerie die fchönffe
moderne Wiederholung eines Alt-
meifferwerkes,
Dur-ä) feine Infiinkte ift er der
bürgerlichen Gefellfchaft und Zahm-
heit nicht eingepaßt. Sein Tempe-
rament drängt ihn zu größerer Be-
wegungsfreiheit. und in furchtbaren
Zeitläuften wiirde er wie Goya die
Terribiltu zum Ausdruck bringen
können., Ein gallifcher Geift der
Lebensfreudigkeit und des frohen
Spottes. der an Rabelais gemahnt.
lebt in ihm.
Ein klarer. entfchiedener. kräf-
tiger Eindruck geht von feinen
Bildern aus; fie fagen refflos. was
fie wollen. und übenvoll die gewollte
Wirkung. bringen immer zuerft die
Sache felbft in ihrer Greifbarkeit.
bergen nicht Kräfte von anklingen-
den Vorftellungen. die fie umfpielenz
es können fiäz keine vieldeutigen
Mythen um fie bilden. wie um
manche Werke Giorgiones. Rem-
brandts oder Tintorettos'. Dennoch
bewirkt die reine vollendete Dar-
ftellung der fchönen Natur. daß eine
ohne fakrale Abficht im Gefell-
fchaftskleide gemalte Mutter mit
dem na>ten Söhnchen auf dem
Arme wie eine Madonna anmutet.
und fo beweiff. daß man auch das

Erhabenfie gerade im Gewande der
neuen eigenen Zeit ausdrücken kann
oder foll. Neben den Dokumenten
der robuften Kraft finden fich zärt-
lich gemalte Kinderköpfchen. duftige
Mädchengeftalten von Blumen um-
geben. die liebliäf fiegende Göttin
im Parisurteil. Ein Mann. der fich
nie verträumt. aber aus feiner
Feffigkeit läßt fich immer das warme
Gefühl herausfpüren. Auch den
Reiz zarter Schönheit gibt er befier
als die fogenannten Gefchmack-
vollen. bei denen alles auf flaue
Farbenharmonie und Glätte gefiellt
ift. Jedem Gefchöpf läßt er fein
Wefen. wie er mit gefchiäter leifer
Hand die Pinfel und jeden ge-
griffenen Gegenffand faßt. Eine
fchlichte Liebe zu jedem fihönen
Gewächfe des Lebens ruht in ihm.
eine ganz unfentimentale Schätzung
aller Güte und eine kleine Teufels-
freude an jeder Schwäche. Unter
der Jovialität verbirgt fich ein tief-
fiihlender Menfch von großartigem
Verffande. der alles ihm Nötige be-
herrfcht. von jedem Dinge und
Charakter fogleich den fcharfen Um-
riß macht. Eine Natur. die fich
leicht befeindet diinkt. und in feiner

Malerei liegt etwas von prachtvoller Selbfiverteidigung. Der Fülle feiner Phantafie und dem unabläffigen Vorwärtsfireben entfpricht es. daß er fich nie wiederholt und jedes* feiner Bilder vollkommen neu wirkt. Das Wefen des Künfllers ift bei aller Genußfreude eine abfolute Zuverläffigkeit und unerfchöpfliche Arbeitslufi. Arbeiten. arbeiten! ift fein oft wiederkehrender Spruch. Immer blieb er fich felbft getreu. machte keine Moden des Ortes und der Zeit mit. Von frühefter In- gend auf feine Begabung äußernd. war er nicht frühreif. erwarb fich immer weiter ftudierend und bis in die Gegenwart zum Lernen und Er- weitern bereit die Herrfchaft über feine Gaben und die Mittel der Kunft. Lange Zeit unter fiilifieren- den Künftlern in München lebend. hat er dort ebenfowenig von ihrer Art angenommen. wie fpäter von feinen Berliner Sezeffionsgenoffen. Weder in Holland. noch Paris. noch Italien malt er nach der Art der Kiinfiler des Landes. wenngleich er fiäj Einflüffen nicht verfperrt. Er fpricht die fremde Sprache ohne den Ehrgeiz. das Parlieren der Einge- borenen nachzuahmen. verfiellt fich nie. Ieder feiner Züge ift wirklich einverleibt. es gibt da nichts Flüch- tiges. Augenblickliches. Kein Ro- mantiker. der aus der Kunfi einen Götzen macht. weiß er trotz der lei- denfchaftlichen Liebe zur Kunfi. daß das Leben vorgeht.

In den letzten Iahren fcheint Eorinth eine vorläufige Höhe feiner Entwicklung erreiäft zu haben. die jetzige Ausfiellung im Salon Eaffirer beftätigt das. Sieht man da vor fich: die herrliche blühende Farbe und reizvolle Lage des liegenden weiblichen Altes (vielleicht das Re- fultat aus manchen ähnlichen Fi- guren feiner großen Bilder). die fchöne freie Bewegung des Tänzers und die ergreifende Gewalt der Kreuzigung. die wie ein Stück aus einer noch weit umfaffenderen Kon- zeption wirkt - fo möchte man den Wunfch hegen. daß diefem Künftler Gelegenheiten zum Freseo gegeben wiirden. ganze Mauerflächen ihm zur Verfügung ftünden. Er würde da vermutlich eine Leiftung voll-

bringen. die in fpäte Zukunft hinein
unferer Zeit zum Ruhme gereiehte.
Auch ein Meifier des originellen
Wortes ift Eorinth. Zuweilen liebt
er feine Erinnerungen aus früherer
Zeit aufzuzeiihnen. die dann bei den
Betroffenen durch die aus getreuem
Gedächtnis gefchöpfte frappante
Ähnlichkeit und humoriftifche Eha-
rakterifierung Anftoß erregen. ge-
rade fo wie manche feiner gemalteu
Porträts.
Zu einem Auffaß über den Akt
in der bildenden Kunfi (Kunfi und
Künftler) hat er das ihn felbft aus-
fprechende Wort aus Goethes Dich-
tung und Wahrheit als Motto ge-
wählt: ,.Dein Befireben. deine un.-
abänderliche Richtung iii. dem Wirk-
lichen eine poetifche Richtung zu
geben; die andern fuchen das foge-
nannte Poetifäfe. das Imaginative
zn verwirklichen. und das gibt nichts
wie dummes Zeug.“ Auch ein Wort
des jungen Zola ließe fich anführen:
„daß außerhalb des mächtigen per-
iönlichen Lebensgefühls alles Lüge
und Dummheit ift."
In Muthers großer Gefchichte
wird Eorinth bloß in der Kolonne
genannt. Die zeitliche Grenzfeßung

Herman Bang
der Jahrhundertsausfiellung brachte es mit fich. daß Eorinth (er ift 1858 geboren und feßt erft in den 80 er Jahren ein) mit keinem einzigen Werke dort vertreten war und fein Name damals. als der Ruhm der deutfchen Malerei des Jahrhunderts zufammengetragen wurde. nicht mitgenannt war. Noch nie ifi ihm von Staat und Behörde ein Auftrag oder Lehramt gekommen. Jn der großen Berliner Privatakademie Lewin-Funke leitet er die Malklaffe. von den Schülern gefucht wegen feines Könnens und feines Lehrtalents. das jeder Begabung ihr Recht zugefteht. jede. auch die kleinfte perfönliche Leif'tung anerkennt und fördert. Vornehmlich eine Frucht diefer Lehrtätigkeit ift wohl das Handbuch zum Erlernen der Malerei. das er demnächft im Verlage Paul Eaffirer herausgeben wird.
Er ift neidlos gegen fremde Verdienfte. hat bloß den Ehrgeiz des eigenen unermüdlichen Fortfchreitens und fühlt tiefe Ehrfurcht vor menfchlicher und künfilerifcher Größe. für die er einen richterlichen untrügbaren Blick befißt. Er lebt fiili für fich. bei aller Kameradf chaftlichkeit alleinftehend. ein Mann. der nie große Worte macht. oft fchüchtern wirkt und bei großen offiziellen Gelegenheiten fich nicht hervortut oder zur Geltung zu bringen fucht. Auch wenn es Ruhm hageln follte. wird er nie aus feiner Bahn gerif'fen werden. Das jugendlich Ungebändigte und Rückfichtslofe. das fich nie zu einer Diplomatie für die eigenen Intereffen bequemt. mag ihm oft die Gunft der Galeriebeherrfcher ferngehalten haben. vielleicht auch die Angfi vor dem Lärmgefchrei des Spießerpublikums. Wie ihn die jungen lernenden Maler wegen feiner Meifterfchaft verehren. wird er vielleicht bei der ganzen heranwachfenden Generation der beliebtefie lebende Maler fein wegen der Freudigkeit und der unerfchütterlichen Kraft. die von feinen Bildern ausftrömt. Die größeren Galerien unferes Vaterlands haben bisher verfäumt Werke diefes Meifiers zu erwerben oder fich ftiften zu laffen. Sie werden es nachholen

müffen. Hans Hell.*)
..Warum kann unfer Herz
nicht fterben?" -
(B r a m l e y: Hoffnungslos.)
Welcher Schlag traf dich. fag'
es mir. welcher?
Und doch. ich weiß es.
Der große Schmerz ift immer
derfelbe -- der alte. der unverän-
derliche und ewige.
Die Herzen der Menfäjen. un-
fere armen Herzen. werden über-
voll und fchwelien. bis zu der
Stunde. wo fie nahe daran find.
zu brechen . . .
Nahe daran.
Das ift es eben.
Der Schmerz fißt auf unferer

*) ZweiWerkeLovisKorinths ..Die Kreuz-Abnahme" und die ..Familie
Mar Halbe" bringen wir im Anfchluß an die Arbeit Hans Helis und
die Reproduktionen in diefem Heft in der Aprilnummer unferer Zeit-
fchrift.
Die Redaktion.

Bru| wie ein Vampyr. und er fangt
unfer Blut aus bis in unfer Mark.
Und der Baum unferes Lebens
fcheint jedes Blattes beraubt. und
naar. nackt. läßt er feine nackten
Zweige wehen.
Aber - der Baum wird fich
wieder belauben.
Das Leben wird wieder feine
Wurzeln küffen und feine Zweige.
und fie werden wieder knofpen.
Sagt fie dir das. die alte Frau.
die fo lange an dem rinnenden
Fluß faß - fagt fie dir wohl das
zum Troft?
Das tut fie wohl.
Und der Trofl. den fie dir
fehenkt. der ift gerade des Lebens
Fluch:
Eines Tages wirft du w i e d e r
weinen - in einem anderen Schoß
oder allein. weil dein Herz wieder
übervoll ward und fchwoll und nahe
daran war. zu brechen . . .
Nicht der Schmerz. aber feine
Wiederholung. feine bef'tändige
Wiederholung ift das Weh des
Lebens . . .
Sie weiß es. die alte Frau.
Ich fehe es an ihrem Geficht.
daß fie es weiß.
Und doch tröftet fie damit. da es
keinen Troft gibt.
Weine. um wieder zu weinen.
Ach. warum kann unfer Herz
nicht fierben?
Herman Bang,
B r a m l e y : Hoffnungslos.
Wie oft als Kind hatte fie an
dem vielfcheibigen. kleinen Fenfker
gefefien und von dem Schiffer-
haufe hinausgeftarrt auf das weite
Meer. das fich fo grenzenlos zu
dehnen fchien. bis wo der Himmel
fich zur Erde fenkte.
Dort über das große Waffer
zogen die großen Dampfer hin. in
eine lockend geheimnisvolle Ferne;
und felbft die vielen kleinen Segel-
fchiffe hatten alle ihr fernes. reiz-
volles Ziel.
Am Tage in der hellen Sonne
glänzten ihre großen weißen und
braunen Segelflääfen fo luftig her
zur Küfte. und die Leinwand
blähte fich fo erwartungsvoll fkolz
vor dem frifchen Winde. Wenn
aber dann die Nacht mit ihrem ge-
heimen Dunkel fich über das Meer

legte. dann blißten nicht nur all die
taufend Sterne am Himmel auf.
auch auf all den Schiffen blinkten
die Lichter. rote. grüne. und die
vielen. vielen weißen Pünktchen.
die fich am dunklen. wolkenverhan-
genen Horizonte gegeneinander
verfchoben. um endliäf in der
Nebelferne zu verfchwinden.
Wie diefe Ferne rief und lockte.
mit all ihren unbekannten Reizen.
all den Wundern. von denen
manchmal eine Nachricht in die
Stille und Abgefäfiedenheit des
kleinen Fifcherortes flatterte. wenn
im Sommer die Fremden kamen
aus den großen Städten. oder
wenn einer der jungen Burfchen
zurückkam. vom Heimweh getrieben.
das aber meifk nach den erfien paar
Tagen wieder zerflattert war. fo daß
dann der Junge mit einemmale
wieder wie fpurlos verfchwand.
weil er es in der ungewohnten
Enge nicht mehr aushielt.
Wie eng das alles war. das
Haus. und das Stübchen; und
doch hatte fie im jubelnden Glücke

Heinz Tovote: Bramley. Hofinungslos
der Kindheit ihre ganze Jugend
hier zugebracht. In dem Dünen-
fande. der bis an das Haus heran-
kam. hatte fie gelegen und gefpielt
und in der grellen Sonne hinaus-
geblinzt auf das Meer. und ihre
bunten Kinderträume gefponnen.
So war fie herangewachfen.
und die jungen Fifcher ftrichen um
das einfame Haus. aber fie fah
keinen von ihnen an; ihre Augen
fuchten in der Ferne. - Und eines
Sommers kam ein Fremder. einer.
der ihr erzählte von all den Wun-
dern da draußen. der ihre Seele
lockte und ihre lauernde Neugier
fo wild erregte. daß fie ihm blind
vertraute und mit ihm ging.
Vater und Mutter vergaß fie.
und die Heimat galt ihr nichts
mehr; keinen Blick warf fie zurück
auf die Dünen mit ihren kümmer-
lichen gelben Halmen und den
grauen Difteln. Alles warf fie
hinter fich. was bisher ihr Leben
erfüllt hatte. und zog hinaus in
die unbekannte Weite.
Lange Zeit hörte man nichts
von ihr. und fie felbft wußte nichts
von der Heimat; aber dann traf
fie eine erfie Nachricht aus der
Heimat. als eines Morgens der
Vater nicht _heimgekehrt war aus
dem Sturm der Nacht. Sie aber
ging nicht zurück. fie blieb wo fie war.
Ein paar Monate fpäter hörte
fie. daß die Mutter fchwer krank
lag. aber noch war fie im Glück;
fie hoffte und hoffte. und konnte
fich nicht trennen. - bis ein Tag
kam und eine fchwere Stunde. da fie
einfam. verlaffen und betrogen
war. grade als fie es am wenigfien
erwartete.
Da fiand fie nun ganz allein
in der Fremde; und die Angft vor
der Schande kam über fie. die fich
bald nicht mehr verbergen ließ.
Zum erfien Male gedachte fie
fehnend der Heimat.
Und in ihrer Not traf fie ein
Brief des Lehrers. dem die Groß-
mutter die Worte gefagt hatte.
die nun vor ihr lagen. Mit der
Mutter ging es zu Ende. und wenn
fie fiäf nicht eilte. kam fie zu fpät.
Da fiieg das Bild des Häus-
chens vor ihr auf. fie fah das Meer
und den Strand. hörte die Stimme

der alten Frau. zu deren Füßen fie
fo oft gefpielt hatte. fie fühlte.
daß dort ihre Heimat fei. vielleicht
ihre Rettung aus all ihrer Not.
Wie fie fich heßte heimzu-
kommen. - aber die Reife war
weit und umftändlichz und als fie
endlich ankam. war es zu fpät.
Nur die Großmutter fand fie
noch. wie in alter Zeit auf die
Fenfterbank gebückt. über der ur-
alten Hausbibel mit den riefen-
haften Buchftaben. an denen fie
zuerfk lefen gelernt hatte.
Die Mutter hatten fie hinaus-
getragen in den Dünenfand. wo
der Seewind kalt über die verfin-
kenden. morfäfen Kreuze wehte
und der Flugfand alle Blumen
erfiickte.
Nun hatte fie niemanden mehr
auf der Welt.
All ihre Träume. die fie fo oft
hier geträumt. hatte die Welt da
draußen rauh zerfiört. und tod-
müde. gebrochen. hoffnungslos lag
fie fchluchzend auf den Knien der
alten Frau. die auch keinen Troft
für fie hatte. als den alten Troft
aus ihrer Bibel. in der fie alle

Tage leis vor fich hinmurmelnd
betete.
Sie aber hatte da draußen
mit dem Glauben an die Menfchen
auch diefe letzte Hoffnung verloren.
den Glauben an eine höhere Ge-
rechtigkeit. die über der der Men-
fchen fieht.
Alle da draußen hatten ihr
bitter weh getan. und nur einen
Menfchen gab es noch. der ihr "till
und _fiumm verzieh. die alte Frau
hier. die nichts anderes wußte. als
auf den Mann zu weifen. der einft
in feiner allumfaffenden Milde auch
der Sünderin verziehen hatte.
Aber die Menfchen kehrten fich
nicht an fein Wort; fie wiirden
jeden Stein aufheben. der lofe am
Wege lag. um ihn auf fie zu werfen.
alle. alle - nur diefe eine nicht.
aus deren Schoße ja auch ihr Leben
ftammte. an deren Herzen fie fich aus-
weinen konnte. hoffnungslos. ohne
den Mut mehr an das Leben zu
glauben. dem fie fo blindlings ver-
traut hatte. als es fie hinausgelockt
hatte aus der friedlichen Stille
der kleinen. einfamen Fiicherhütte.
zu der fie nun endlich den Weg aus
der Welt zurückgefunden hatte.
Heinz Tovote.

Fra Angelico.
(Zu den Vierfarbendrucken.)

Das Klofier San Marco zu
Florenz und die Nikolauskapelle
im Vatikan zu Rom find die
Stätten. wo man die Hauptwerke
des malenden Dominikanermönches
aus Fiefole findet. Die Fresken
im Vatikan. die Gefchehniffe aus
dem Leben der Heiligen Stephanus
und Laurentius darfiellen. find wun-
derbare Dokumente einer der Höhe
der Renaiffance zuftrebenden
Kunfiübungz aber die formalen
Konzeffionen. die der Zeitgeifi
hier dem alternden Meifier abge-
zwungen hat. verdrängen faft jenen
Stil. der den früheren Arbeiten
Angelicos eigentümlich ifi. Diefer
Stil erfi zeigt das wahre Geficht
des malenden Mönches; er zeigt den
Künftler in ihm ganz auf fich felbft
gefielltz diefer Stil. der im Klofier
San Marco feinen vollendetfien
Ausdruck findet. hat Fra Giovanni
Angelico und feine Bilder berühmt
gemacht und der Welt zu einem

Befiß verholfen. defien Koftbarkeit
kaum feinesgleichen hat. Und diefe
Kofibarkeit liegt in dem fonft von
niemandem. höchftens etwa von
Millet erreichten Ausdruck einer
lauteren innigen Frömmigkeit.
Der überirdifche Glanz. der feine
von göttlicher Liebe erfüllten En-
gelsgeftalten umfirahlt. gab dem
Maler den bedeutfamen Beinamen
Angelico. über dem die Nachwelt
feinen eigentlichen Namen längf't
vergeffen hat. Die Kirche. für die
der fromme Mönch feine herrlichen
Bildwerke fchuf und in deren Dienft
er lebte und wirkte. half der dank-
baren Nachwelt den leuchtenden
Schimmer. den Fra Giovanni
um feine Engel und Heiligen aus-
zubreiten verfianden hat. um ihn
felbfi zu weben. indem fie ihn heilig
fprach. Man darf nicht annehmen.
daß die vielen Heiligen. deren
Erdendafein in die Jahrhunderte
des Mittelalters zu datieren ifi.
fonderlich erbaut waren über folchen
Zuwachs ihres erlauchten Kreifes.
Denn die Frömmigkeit. die der ma-
lenden Hand des Dominikaner-

Heinz Tovote: Bramley- Hoffnungslos
mönches die Kraft zu Wundern gab-
war der Frömmigkeit jener älteren
Heili en eher feindlich als ähnlich.
Die unfi Fra Giovannis feßt der
dunklen Sticlluft des Mittelalters
die Freude an einer fonnenhellen
frohen Erdennatur entgegen und
der knöchernen Senilität einer kunft-
und kulturfeindlichen Epoche fiellt
fein gefunderz dem blühendem zum
Himmel aufblickenden Leben zuge-
wendeter Sinn jugendliche Anmut
gegenüber.
Wie in dem heiligen Köln
Meifter Stephan Lochner in feinen
Bildern der lebensbejahenden
Myftikj der frommen Poefie eines
Sufo ein erfolgreicher Verkünder
wurdez fo fand Franz von Afiifi in
der Kunft Fra Angelicos die befie
Hilfez die Natur vom Fluch der
Mönchstheologie zu befreien. Nur
der Zufammenklang einer überirdi-
fehen Sehnfucht mit der neu erwach-
ten reinen Freude an irdifäzer
Sihönheit erklärt die zarte rührende
Gefühlsfeligkeitz die die fiarre Er-
habenheit von Bnzanz ablöfte.
Schon Fra Filippo Lippiz der
als Karmelitermönch ebenfo wie der
Meifker von Fiefole feinem äußeren
Stande nach dem Klofterkreis an-
gehört und fich zeitlich ganz dicht
an Angelico anfchloß- war diefe voll-
kommene Reinheit des religiöfen
Empfindens abhanden gekommen.
Seine Madonnen und Engel er-
wecken nicht Andachtt fondern fie
wollen und follen durch Anmut ent-
zücken.
Gerade die Legenden- die von
intereffanten Beziehungen Fra Fi-
lippos zu fchönen Frauenx ja felbfi
von der romantifchen Entführung
einer Nonne zu erzählen wiffen-
müfien den Refpekt vor der unma-
teriellen Liebe erhöhen- die des
frommen Angelico Gemüt bis an
fein Ende erfüllte. Sein zartesz
tiefes Empfinden ift die Quelle der
erhabenen Wirkung auf die Herzen
derer, die feine Werke fuchen.
Mehr wie jeder andere beweift
der Meifier von Fiefole die Wahr-
heit der 400 Jahre nach ihm ge-
fundenen Formel: „il funf bien
ßentir, Zi 011 rent dai-sir.“ Und
wenn Vafari von Eimabue fagt:
„er habe mehr Liebe in die Kunft

gebrachtK fo muß man diefen Sad
im Hinblick auf Fra Giovanni An-
gelico mehrfach unterftreiihen. Er
ift darin vielleicht fogar noch einem
Millet über. Ia, feine Herzensgüte
war fo großt „daß er - um mit
Muther zu fprechen - nicht einmal
imftande war. Böfes auch nur wahr-
zunehmen.“ So blieben dem Maler
Angelico alle Vifionen fremdf die
leidenfchaftlichen Ausdruck verlang-
tenf und nie hätte ihn die Dar-
fiellung der Spukgeftalten der Hölle
im jüngften Gericht oder der Pei-
niger bei der Geißlung Ehrifti ge-
lockt, Sein Auge fucht und fieht
paradiefifchen Glanz in aller Wirk-
lichkeitz die ihn umgibt. Seiner
hoffnungsfrohen und reinen Seele
erfcheint die Erde von ewigem
himmlifchen Glanz beflrahlt. Wie
ein Kind freut fich fein Malerblick
über die bunten Blumen auf der
Wiefe und fein Herz frohlockt mit
dem Frühlingz der ihm Vorbote
fcheint eines ewigen Frühlings in
Gottes Reich da oben über den
Wolkenz von wo der Gefang der
holden Engel liebliäf lockend zu ihm
niederklingt. Paul Kraemer.

Bildende Kunfi

J s r a e l s: ..Begräbnis".')

Unerwartet ift der Tod in ein junges ordentliches Haus getreten. *- nicht folternd mit langem Sieäf-tum. dafür erfiarrend durch plöß-liches Grauen; unnötig töricht. wie fo oft.

Dem fauberen Weibe. das Zeit und Kräfte dem kleinen Haushalt und den zwei Kindern gerne wid-mete. das zufrieden war. wenn der Mann abends gefund vom Erwerbe des Unterhaltes zurückkehrte. mit den Kindern fpielte. die Schaffige lobte. fich ihr Mahl fchmecken ließ und in behaglichem Bett an ihrer Seite dem neuen Tage entgegen-fchlief. ihr ift das Schickfal mit bru-taler Gewalt in den Weg getreten. Der Mann i| tot. der geliebte Mann; ihr einziger Freund und ihr Befchüßer. Unbegreifliches Gefchick. Er wird nie wieder zu ihr fprechen. nie mehr. wenn der Verdienft reich-licher war. ein Stückchen Stoff lachend vor fie hinbreiten oder einen hübfch bemalten Teller überrafchend zu den von ihr gefammelten fiellen; er wird kein Häubchen mehr für die kleine Tochter. kein Paar beffere Schuhe für den ftrammen Buben vor den Augen der Entzückten in der Luft tanzen laffen. Wie ging das Leben feinen ruhigen Gang. Alltägliche Poefie; rein menfchlich. Und da lag dann in Zufalls Torheit

1) Das Werk Jofef Israels: „Begräbnis“. das wir im erften Hefte diefes Jahrgangs brachten. hat auch O. H. Hopfen zu einer kleinen Skizze angeregt. die ficher auf Intereffe rechnen darf.

. Die Redaktion.

der Mann plötzlich tot vor dem flatt-lichen Weibe. Und kaum daß der Knabe die Großeltern herbeigeholt hatte. kaum daß etliche Nachbarn die Betroffene unterftüßen konnten. fo erfchienen fäfon die beruflichen Leichenverforger mit dem Sarge. Die Wohnung. der Haushalt waren zu klein. um dem Toten eine Auf-bahrung zu gönnen. Wo hätten Frau und Kinder fonft nächtigen follen? Das Zimmer bot nicht Plaß genug für Tod und Leben. Die Sorge des Lebens bleibt. fo muß der Tod weiter gehen; der fchwere Sarg wird fortgetragen; die Nach.-

barn helfen dabei. Die Eltern des
Geftorbenen nehmen feinen Knaben
bei der Hand und lehren ihn dem
Tode folgen. Das Kind fiaunt; es
verfieht noch nicht. ift aber groß
genug. um das Bild des Zu-Grabe-
Tragens zu behalten. Es merkt
auf den Vater auch im Tod. Es
hört von den Großeltern. daß es na-
türliäf fei. wenn die Kinder hinter
dem Sarge der Eltern gingen. lernt.
daß es unnatürlich fei. wenn die
Eltern ihre Kinder begrüben. Heute
wieder einmal. Warum? - Wann
kommt der Tod zu den Alten? Die
Mutter ift fchon gebeugt und ge-
faßt. Sie fieht dem Tode entgegen;
der Vater hat mit dem Leben noch
nicht abgerechnet. er fieht noch auf-
recht und wird weiter gehen. neben
dem Tode. hinter dem Tode; viele
andere werden fterben. ehe er fich
niederlegt. ehe er feine Gewohnheit
aufgibt. über Recht und Sitte zu
denken und zu fprechen. Ihm kann
es nicht gefallen. daß des Sohnes
Frau nicht mit hinaus kommt auf
den Friedhof; für fo fchwaäf hätte
er fie niäjt gehalten. Aber er weiß.

Otto Helmut Hopfen: Israels. Begräbnis
was die Würde der Stunde ver-
langt. weiß auch den Schmerz der
Gebeugten zu erkennen. Dies ift
nicht der Augenblick. um zu ihr zu
fprechen. Stumm fiaunt er über
fie. daß fie nicht laut ihren Schmerz
hinaus fchreit. die Hände nicht zum
Himmel wirft. oder den nur auf den
Sarg gelegten Deckel noch einmal
aufreißt. Weiß fie. was vergeht?
Wird fie. erft wenn die Zeugen fort
find. in verzweifelten Wehruf aus-
brechen. hält fie nur die Scham.
fich feelifch vor anderen zu ent-
blößen. zurüä? Arme Frau. Oder
wird fie ruhig_im Haufe herum-
hantieren; betäubten Geifies. der
allmählich nur erwacht. wenn fich
gewohnter Schritt des Abends nicht
mehr dem Haufe nähert. wenn das
breite Bett neben ihr leer bleibt.
wenn mit dem Lichte. das jetzt über
den Sarg von der Straße herein-
flutet. ungekannte Gefpenfter. Hun-
ger und Vereinfamung. Vorwürfe
und Sorgen ins Zimmer fchleichen?
Ihr kräftiger Körper ift gelähmt.
Sie bleibt fißen und ahnt nicht. wie
fchnell der Augenbliä verfäfwindet.
welche Leere hinter dem Sarge
bleibt; fie fragt nicht. warum das
Unglück gekommen. fie denkt nicht.
was daraus folgen wird. fie fühlt
fich gefchlagen und weint. leife.
leife; die Kinder follen nicht mer-
ken. daß fie fo fchwach ift; fie weint.
wie fie die ganzen langen Stunden
hat weinen müffen. feitdem ihr der
Mann. der früher blühende und ge-
funde. tot war. Sie hatte ja ge-
holfen. mit kräftigen Armen. ihn
fäubern und betten. fie hatte ihn
noch in den Sarg legen. ihm die
Augen zum letzten Male küffen
können. ruhig in ihrer Art; dann
mußte fie niederfißen. Sie hör-te
nicht. wie fich die Träger zuraunten:
..Nun fchnell fort. Zunageln kön-
nen wir den Sarg draußen. Werft
das Tuch darüber!" Der Flüfier-
ton war verraufcht. Die Menfchen
fprachen nichts. nur die Hunde
kläfften zu dem Ungehörigen. daß
fremde Männer den Herrn fort-
trugen. den Mann aus dem Haufe
der weinenden Frau. fo fchnell und
leife. Aber auch die Hunde heulten
nur mit halber Stimme. auch fie
fühlten die lähmende Gewalt des

Schauerlichen. Und deutlich über-
fchlich dies Grauen felbft das kleine
vierjährige Mädchen. das fich zu
der Mutter Füßen hinkauerte. Es
weinte nicht; die Mutter blieb ja
da; es weinte nicht. denn es fah
die Tränen der Mutter unter deren
übers Auge gelegten Rechten nicht;
aber es ängfiigte fich doch vor dem
unverftändlichen Treiben. Die
Mutter ließ ihr die freie Linke.
Daran konnte das Kind die Wange
legen. Es war gefchützt. Infiink-
tiv. Ein Lichtfirahl im Seelen-
gemälde wie die wunderbar goldige
Welle. die durch die offene Tür
hereinflutet. ein Lichtfirahl im
künftlerifchen Werke.
Der große holländifche Maler
Israels. der wie Rembrandt. wie
Giotto und wohl alle Beförderer
der Technik. in feinen Kompofitio-
nen mehr als rein formale Kunft.
nämlich ergreifende Stimmung eines
bedeutenden Inhaltes zu fchaffen
fucht. tritt in diefem Gemälde
befonders fiark epifch auf. Ein
menfchlich Allgemeines. die Unter-
ftellung unter das Schickfal will er
geben. kein großes Einzelfchi>fal.
wie es um Rembrandtfche Porträts

übergewaltig webt. kein aus einer fonderlichen Anlage nur erklärliches Erlebnis. wie Giotto in feinen Lebensbildern erzählt. Ein allgemeines Motiv. eine Note. einen Akkord. der in jedem anklingen foll und deren Formgebung drum fo einfach gewählt wird. daß fie allgemein ergreifend wirken kann. Das holländifche Milieu ift fo zart gegeben. der Maler verfährt in Spezialifierung des Beiwerkes fo zurückhaltend. daß man faft von einem Zuwenig fprechen könnte. Abfichtlich find Beruf. Charakter und Todesart des Mannes unklar gelaffen; abfichtlich ift die künftlerifche Lichtverteilung - fogar wider die rein natürliche Möglichkeit - einmal über den *großen menfchlichen Schmerz. die Frau. ausgebreitet. das andere Mal über die fiets gleiche Außenwelt. die den Sarg aufnimmt. wie jede Erfäzeinung. Alles rein epifch. Kein Charakter zeigt fich in gefpannter Leidenfchaft. Die große dramatifche Geffe fehlt. denn fie ift nur Einzelmenfchen gegeben. _ Novelliffifch find die Hunde. fein gefühlt. wie ihr Genoffe. der den heimkehrenden Odyfieus im Homerifchen Epos begrüßt. Vom künfilerifch-technifchen Standpunkte aus ließe fich außer dem fchwer zu motivierenden. über die Frau ergoffenen fchattenlofen Lichte noch ein und das andere in Frage fiellen. fo der zu aufbringliche rechte Arm der Frau. die unfiimmigen Maße von Bett und Wiege. die ungenaue Fortfeßung der oberen Sarglinie. die zu fcharfe Zeichnung der Waden des Sargträgers. die im rechten Zimmerwinkel nicht ausreichende Tiefe und ein und das andere perfpektivifche Bedenken; aber man kann auf derlei (ähnlich wie bei Tizians himmlifcher und irdifcher Liebe) nicht hinweifen. ohne demgegenüber einerfeits die prachtvollen künfilerifchen Qualitäten zu betonen. z. B. die plaf'tifch aufs befte gelungene Herausarbeitung der Hauptfigur. die Löfung der durchleuchteten Luft. die fleigende Gegenfälzlichkeit von Hell und Dunkel; und andererfeits zu erklären. daß einige der Mängel als bewußte künftlerifche Opfer zu be-

trachten find (wie wohl auch ein
großerDichter einmal einen unreinen
Reim wählt). um dadurch dasjenige
wirkungsvoller zu erreichen. was
fchließliäf der Hauptzweck aller
Kunff ift: durch den Totaleindruck
eines Werkes den Genießenden har-
monifch in gewollten klaren Motiven
eigenartiger Schönheit zu er-
fchüttern,
OnOttoHelmutHopfen. (Florenz.)

Zünäjgo move.
[lion-'.1' 'feien.-1.11
kük deli. stimme
Xing() iii-un, 0p.6[. "0.2.
"erhalten, _ W
(TINTE
Nee-.gem e. .ei 8iiu - ile, .indiebsieli [ie .
MMO.
uns 'üoqiiz rei mein [ier-e. - .chi-z,
"er .ll eien fixen-gen ' ich mein so - ge - liebh_
Jr
y i'm-ix
"link bie-lei- .uicl (lounge. [lo. 2.
keel-.x von i: l7 '(.dnt Nachfolger. [mij-iri- m..d Capri-ieh'. 1.0' v7 E. 'f Joint "act-wmv'.
31i'. gütigen Lrlaudnis (les ?erleses 'on 6. k'. Uhl-[UL Racing„ Hellwig.
55l

"io kÃ¶nul'icd [rei mich sprechen, eisen Lim - ' ich
552

kiifiiiger, innig
4-.*;-*.__„> _ 4:!*19 r „
_-0_::;::W.Jf '1U
') Y * AG Y '
run. ick. be . tens 'in - - lee .n - (klick-tig .of clio linie
_ *- 7- 1 7 j l :- K
r _x_ 7
?NM-4?: i Wa, e »3M _
0 F
/R
fl
i
-A1
l
im
*h
-
...o .viermal-e nie-7
:7 7-
j _ug *-1
-Z- *- (7:.
eu...
1
..1
*[-
7* r m 7E.
>- y
_R
..my .....- W331“
553

kim-mm beer-dem, "1'061,
Idaho-pour..
bernhnrä Iraner-boxen, 0p.9. lc? a,
Qosaog.
Anno.
_cx
.. e. S
. „e - „
l((uuni her . bei, lcoium lit-i* . bei 'loc'
kiel - uc- [Zinni, let-i - iu* llluui' 8b»
. um?! Ziel-"yet . , . _ M
Z) lee-,nero
&Ä/
V
-clecirt mit ("z-- press- sen (len 1888' mich 11188' mich Frei dial
.streut auf' cieuschu-ürZ-ii - eden . irc-j - ne kei - no Zeel' grüß.-
7uaxr' a
'ul-g uns Yiaeät'w br. flelnrtr' [..i-y, 'il-eden. I. |.. no
vllt. einiger Urlaubnls (les 72143885 vr. lllZlbllklCll [..LU/7, Miinchen.

»wird exe-ersten
wien er - :edlilgt ' dolc' - se . Weib!
mein (Je - dein ' sie Les' es rer- . bars.
»Fin-gente
ina-kin mein beheben-denn] be . stellt 03,
uns iron' :u Wen-(ion ab dcs-*gt [nick. al - lei - na,
D
Ö.
M
hielt' nnß lle" mir töcl- kommt, treu bill'. 98.
mo kein'l'reu- er naht aus) (ki-ab uncl u-ej - ne.
W
/R
?_R
car-cabin-
[I-.[„L'o "1" _. mov '.1- 'Ul'W- W 0.-1.'. :dumm-q.

Zu den Mufikbeigaben.

Die Namen der beiden Komponiften. von denen je ein Lied hier geboten wird. haben in der mufikalifchen Welt längft einen guten Klang. Wenn man freilich Bernhard Stavenhagen (geb. 1862 zu Greiz) nennen hört. denkt man zunächfi an den ausgezeichneten. auf der Berliner Hochfchule und bei Liszt herangebildeten Klavierfpieler oder auch an den vortrefflichen. nicht bloß in Weimar und München zu Anfehen gekommenen Dirigenten. Als fchaffender Künfiler ift Stavenhagen noch wenig bekannt geworden. wohl weil ihm. bis er vor kurzem feine Ämter niederlegte. die Zeit zum Komponieren zu fehr gefehlt hat. Daß er aber uns noch manches fchöne Werk in Zukunft fchenken wird. dafür fcheinen befonders feine fechs Lieder Op. 9 zu fprechen. Das recht fangbare Lied ..Komm herbei. Tod“ feffelt durchweg durch den rhapfodifch-volkstümlichen Ton. der darin angefchlagen ift. Recht gelungen ift die Steigerung der Stelle: ..Mich erfchlägt ein holdfelig Weib“. Reminifcenzenjäger werden fich über den erfien und viertleßten Takt aufregen: er ift nämlich identifch mit dem Anfang der Esdur-Klarinetten-Sonate von Brahms.

Hugo Kann (geb. 1863) mußte erft in Amerika fein Heil verfuchen. ehe er in feiner Vaterftadt Berlin zu der ihm längfi gebührenden Anerkennung kommen konnte. Ießt freilich zählt er längft zu den angefehenfien Berliner Tondichtern. Sein Schaffen ift gleichmäßig der Infirumental- und Vokalmufik zugute gekommen. Bemerkenswert find feine Symphonie ..An mein Vaterland". feine fymphonifchen Diäztungen „Minnehaha“ und „Hiawatha“. feine Orchefterhumoreske „Falfiaff‘. ferner eine Reihe kleinerer Orchefterftücke. fowie fein Klavierkonzert in Esmoll. Mit ganz befonderem Glück hat Kann Kammermufikwerke gefchaffen: feine drei Streichquartette. fein Streichquintett (mit zwei Violoncellis). fein Klavierquintett in Fmoll und feine beiden Klaviertrios werden häufig aufgeführt

und find auch bei Dilettanten recht
beliebt geworden. Kann ift ein
Meifier der Saßkunft. in der Har-
monifation und namentlich Modu-
lation kühn und eigenartig; auch
feiner Rhythmik ift ein moderner
Zug nachzurühmen. Sehr viel
Eigenartiges fleckt in feiner leider
bisher noch nicht aufgeführten
einaktigen tragifchen Oper ..Oliver
Brown oder der Pietift“. die nicht
etwa eine Folgeerfäfeinung der
,.Eavalleria rufticana“ von Mas-
cagni. fondern vor diefer entfian-
den ift. Seine zahlreichen Lieder.
von denen ..Abendlied" (mit Kla-
vier- und Violinbegleitung). ..Der
Sieger“ u. a. populär geworden
find. find keine Dußendware. Der
Dichtung wird Kaun in hohem
Grade immer mufikalifch gerecht;
wenngleich er die Begleitung ftets
fehr reich und anziehend geftaltet.

vergißt er doäf nie. daß bei einem
Lied in erfier Linie die Singfiimme
zu bedenken ift. Obwohl er fich
in feinen Liedern vorwiegend als
Lyriker gibt. tritt darin doch auch
niäft felten fein dramatifches Blut
hervor. So auch in dem Liede
..Sündige Liebe". Man beachte
hier die mächtige Steigerung von
den Tertworten ab: ..Wenn was
Literarich
DieEntwicklungdesdeut-
fchen Städtewefens von
Hugo Preuß. Erfter
Band: Entwicklungsgefchichte der
deutf chen Städteverfaff ung. Druck
und Verlag von B. G. Teubner
in Leipzig. 1906. 379 Seiten.
8*'. Preis 4.80 Mk.
Das fchön und folid ausgeftat-
tete Werk ift auf zwei Bände berech-
net. von denen der zweite noch be-
vorfteht. Aber nach des Verfaffers
ausdrücklicher Erklärung bildet
jeder Band ein für fich abgefchlof-
fenes Ganze. Der vorliegende erfte
gibt die Darftellung der deut-
fchen fiädtifchen Verfaffungsent-
wicklung von ihren Anfängen
bis zur Gegenwart. Der fchwie-
rige und komplizierte letzte Teil
der in diefem Band vortrefflich
gelöften Aufgabe wird indeffen noch
am Anfang des 2. Bandes eine Er-
gänzung erfahren. Der 2. Band
wird die Entwicklung der ftädtifchen
Kommunalverwaltung und Kom-
munalpolitik auf den wichtigften
Gebieten ihrer Funktionen dar-
|ellen und die daraus fich ergeben-
den Probleme für die weitere Ent-
ich heiß empfinde". Wie verföhnend
wirkt nach dem leidenfchaftlichen
Aufbraufen dann der innige Ddur-
falz. Sängerinnen mit großen
Stimmen und leidenfchaftlichem
Temperament werden ganz befon-
ders gern zu diefem höchft dankbar
und mufikalifch wertvollen Liede
greifen.
Prof. l)l*. Wilh. Altmann.
e Berichte.
wicklung der ftädtifchen Organi-
fation erörtern. - Das Werk ift fo
recht ein Beifpiel. wie erfreulich fich
wiffenfäfaftliche Schreibweife in
Deutfchland gegenwärtig geklärt
und verbeffert hat. Der fchwierige
Stoff ift prächtig klar entwickelt

und muß für jeden Lefer verftänd-
liäf fein. Er zeigt eine fichere und
reife Beherrfchung eines fo kompli-
zierten Materials. verrät eine um-
faffende Gelehrfamkeit. die aber
doch weder im Text noch unter
demfelben prunkt. So macht das
Werk bereits durch diefe äußeren
Eigenfchaften einen guten und zu-
verläffigen Eindruck. Sein Haupt-
verdienft aber wird die lebendige
und fehr unmittelbar plaufible or-
ganifäfe Einficht. Anordnung und
Entwicklung des Stoffes fein. Be-
fleißigt fich der Verfaffer bei alle-
dem einer gründlichen Objektivität.
fo ift dennoch eine gewiffe Vorliebe
für die Stadt und ihre Kulturbe-
deutung und für eine urbane
ftaatliche Kultur erfichtlich. Die
Notwendigkeit. daß die Stadt.
neuen fozialen Verhältnifien ange-
paßt. wieder das werden muß. was

fie zur Zeit ihrer mittelalterlichen
Blüte war: eine frei lebendig dem
Gemeinwefen eingegliederte. felbft-
eigene. lebendige Individualität. ift
der geheime Leitfaden. an dem fich
die hiftorifche und fonftige Dar-
fiellung gruppiert. Alfo ift das Buch
bis zu einem gewiffen Grade. wenn-
fchon in vernünftigen Grenzen.
zugleich eine Kritik. - Klaffifih
und befonders anziehend ift die
Darftellung der deutfchen Stadt zur
Zeit des abfolutifiifchen Staates
und Kleinfiaates. befonders des
Zuftandes der oftelbifch- branden-
burgifäj - preußifchen Stadt. und
alsdann die große Reform des
genialen Freiherrn von Stein. -
Wenn aber der Verfaffer der
Entwicklung einer vorwiegend ur-
banen Kultur Deutfchlands das
Wort zu reden fcheint. fo wird man
ihm nicht fo ohne weiteres zufiim-
men. Es ift fehr die Frage. ob fie
den romanifchen Ländern und
Raffen. wo fie fiatthatte. zu einem
fo befonderen Segen gereicht hat.
Wenn daher Deutfchland hartnäckig
doch noch eine gewiffe Bauern-
kultur neben der fo erfreulich ent-
wickelten urbanen befiehen läßt. fo
wird man fich defien lediglich freuen
müffen; mag immerhin auch diefe
und jene Eigenfchaft derfelben. wie
fie fich befonders auch noch aus der
Verfaffung des früheren abfolu-
tifiifchen Staates erhalten hat.
läfiig fein und fich dem neuen Auf-
fchwung der urbanen Kultur noch
nicht recht angepaßt haben. Es
bleibt aber die Frage. ob es nicht
beffer ift. wenn diefe fich jenen
Verhältniffen anpaßt. Es darf nicht
vergeffen werden. daß urbane
Kultur fchließlich nur ein Mittel
zum Zweck ifiz zu dem Zweck einer
fozialen Regulierung und leben-
digen organifchen Metaftafe der
Raffe. Aber wohlzumerken: vom
Bauer ifi alles ausgegangen. zum
Bauer kehrt fchließlich alles zu-
rück und nie darf es. ohne fchwere
Schädigung. feinen organifchen
Zufammenhang mit ihm ganz ver-
lieren oder auch nur aus dem Auge
laffen. Und das ift zugleich ein
religiöfer Gefichtspunkt. den wir
über den blühenden und befiricken-
den Vorteilen einer urbanen Kul-

tur niemals aus dem Auge ver-
lieren follten. - Heil uns Deut-
fchen. daß er uns fchließlich den-
noch und trop allem unveräußerlich
zu fein fcheint! - Wir fehen dem
Erfcheinen des zweiten Bandes mit
aufrichtigem Jntereffe entgegen.
Weimar. Johannes Schlaf.
Aus Natur und Geifies-
w e l t. Sammlung wifienfchaft-
lich-gemeinverftändlicher Darfiel-
lungen. Immanuel Kant.
Darfiellung und Würdigung von
Oswald Külpe. Druck und
Verlag von B. G. Teubner in
Leipzig. 1907.
Mit Freuden ift es zu begrüßen.
daß der Verfafier feine Vorträge
über den Typus der deutfchen Philo-
fophen. auf Wunfch der Hörer und
der Verlagsbuchhandlung felbft.
durch Herausgabe diefes Büchleins
weiteren Kreifen zugänglich gemacht
hat. Alle. denen Zeit und Luft
mangelt. Kants Werke in ihrer oft
fchwer verfiändlichen Ausdrucks-
weife zu lefen oder fich mit dem
Studium umfaffender wiffenfchaft-
licher Arbeiten über die Geifteswerke

diefes genialen deutfchen Denkers zu befchäftigen. finden Gelegenheit. aus diefer nicht fehr umfangreichen Schrift die Grundzüge der Kantifchen Philofophie kennen zu lernen und fich überdies an der Hand des manchmal kritifierenden Verfaffers über wichtigere Probleme ein felbfiändiges Urteil zu bilden. Und um fo leiäfter und ficherer ift dies möglich. als die einfache und klare Sprache des Büchleins den in der philofophifchen Begriffswelt weniger Geübten angepaßt. überhaupt an einen Leferkreis gerichtet ift. der fich in die philofophifchen Anfchauungen hineinleben will. Da die Gefahr nahe liegt. daß durch Zerfplitterung in Einzelwiffenfchaften der zufammenfaffende. auf die Einheit alles Wiffens gerichtete Verfiand nicht zur Geltung kommt. fo bildet das wiedererwachende philofophifche Denken unferer Zeit ein berechtigtes Gegengewicht gegen einfeitige wiffenfchaftliche Strebungen. und gerade Kant kann das Intereffe an der Philofophie in den Kreifen der Gebildeten in hohem Grade fördern. Wir reden niäft von der Metaphyfik. die fchließlich auch bei Kant im wefentlichen negative Feffffellungen ergeben hat. aber wir meinen die Erkenntnisfheorie. Ethik. Afihetik. deren tiefere Erforfchung gerade die moderne Zeit fich zur Aufgabe fest. und für welche die Kantifche Philofophie eine unerfchöpfliche Quelle normgebender Grundfäße ift.

Das dem Büchlein vorangeffellte. erff 1896 entdeckte Bildnis Kants dient in paffender Weife dazu. der im befonderen Abfchnitt gefchilderten Perfönlichkeit des großen Philofophen ein erwünfchtes finnliches Subfirat zu geben.

l)r. Wunnenberg.

Aus der Frühzeit der Romantik. herausgegeben von Jonas Fränkel. Mit vier Porträts. Berlin. B. Behrs Verlag.

Rückentitel und Deckeltitel des Buches. fowie der Titel auf dem Umfchlag lauten „Aus der Blütezeit der Romantik". aber der innere Buäftitel verkündet der Romantik Frühzeit. und diefe Bezeichnung ift als die richtige anzunehmen.

denn der Band ..will jene Menfchen.
die kühn eine neue geiftige Haufe
bilden wollten und doch unterein-
ander fo verfchieden waren. in den
Eroberungszügen ihrer F r ü h -
ze it vorführen." Ein willkom-
menes. verdienf'fvolles Unternehmen.
Vorgeführt werden Briefe der bei-
den Schlegel. Hardenbergs. L.
Tiecks. Schleiermaäfers. Steffens.
der beiden geiftvollen. einander fo
gegenfäßlichen Frauen Karoline
und Dorothea. und der blutjung
verftorbenen Tochter Karolinens.
der Auguffe Böhmer. Diefer Brief-
wechfel fo intereffanter und eigen-
artiger Geifier ift mit gutem Ge-
fchmack zufammengeffellt. Eine be-
fondere Freude ifi's. hier aus der
großen Sammlung von Karolinens
Briefen. die Waiß veranffaltet hat.
nun eine feffelnde Auswahl zu
finden und das Bild der geifivollen
Frau ergänzt zu fehen durch eine
von Friedriäz Schlegel vermittelte
Äußerung feiner Lebensgefährtin.
der Dorothea Veit: ..Dorothe fagte.
Sie (Karoline) wären eine Wunder-
frau. ,Und dabei kann fie noch
Strümpfe f'frickenF Jn der Tat
waren mir diefe fehr willkommen;

ich habe deren wenig. und diefe entfprechen meinem innerfien Ideal von Strümpfen." Die Anordnung der Briefe ifi ehronologifch. die Anmerkungen kurz und genügend. Aber die Benuhbarkeit des Buäfes über die Lektüre hinaus. das Nachfchlagen. wird fehr erfchwert durch den Mangel nicht nur eines Regifters. fondern auch des befcheidenfien Inhaltsverzeichniffes. Diefer fehr fühlbare Fehler follte bei den weiteren Bänden diefer Sammlung vermieden werden. Der vorliegende Band ifi nämlich der erfte der geplanten Sammlung ..Die Meifierbriefe fürs deutfche Haus". von der jährlich 3 bis 4 Bände erfcheinen follen. In Ausficht genommen find die Gebiete der Literatur. Mufik. Gefchichte. Naturwifienfchaft. Kunft. Jeder Band foll in abgerundeter Auswahl nur der menfchlich bedeutfamften Briefe das Spiegelbild einer ganzen Kulturepoäje bieten. Die köfilichen Brieffchäße. die wir befitzen. weiten Kreifen zu erfchließen. ift ein fehr glücklicher Gedanke. Die Ausftattung des vorliegenden Bandes ift gediegen und gefchmackvoll.

Ph. St.

Isländerbuch. Von Arthur Bonus. Sammlung l.. Herausgegeben vom Kunfiwart-Verlag (Georg D. W. Eallwey. *München 1907).

Rauhe. aber nicht rohe Menfchen. Und eine rauhe. aber keine rohe Kultur ifi es. von der uns in diefen Büchern Kunde gegeben wird. ..Schickfalsfprt'tche muß der Menfch fprechen." heißt es in der Gefchichte des Skalden Gisli. Und lebensfiark wie diefes Wort klingt fo manches in diefen Gefchichten. die warm empfohlen zu werden verdienen.

A. Halbert.

Heine - Briefe. Von Hans Daffis gefammelt und herausgegeben. 2 Bände. Pan-Verlag.

Einer der letzten Briefe diefer wundervollen Sammlung trägt die Unterfchrift: Nebukadnezar ll. Ebmaliger königlich preußifcher Atheift. jest Lotosblumenanbeter. An die Mouche gerichtet. Und in einem der erften Briefe heißt's:

..Dem Teufel meine Seele.
Dem Henker fei der Leib.

Doch ich allein erwähle
Für mich das fchöne Weib.“
Und dazwifchen weiche Trauer. heiße Schmerzen. reizende Sehn-fucht. Und überall Klugheit und Temperament. Güte und zartefte Zärtlichkeit. Ein wunderreicher Roman find diefe Briefe eines deut-fchen Dichters. Dem Verlag fei Dank für diefes Buch.
A. Halbert.

Redaknontdr. ShlviusBi-u ck. A.Halbert..KnrtFliegel. AlerJadasfohn,
Verantwortlich für den Inhalt: A. F) a l b e r t : H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Jnferatenteil: P au! N ow o tn y in Berlin:Friedenau.
_Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord nnd Süd in Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 32.“
oder ..Breslau ll). Siebenhufenerfiraße l1/i5‟,
Verlag ..Nord und Süd“ Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefifche Verlags-Anfinlt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S ch o tt l a e n d e r. Breslau lll.